LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

053
UNS
1880
pt.2

Aus der
Bibliothek von
E. FREISS

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

MAY 20 1982

L161—O-1096

Aus der
Bibliothek von
E. PREISS

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1880.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1880.

PATENT OFFICE

O 53
UNS
1880
pt.2

Die beiden Scheikhs.

Novelle

von

O. Ernst.

I.

Die Moslem schrieben den Monat Zilkade des Jahres 1240 nach der Hedjira und die Christen Juni 1825. In Stambul ist es um diese Jahreszeit oft schon drückend heiß, und der Fußgänger entflieht gern den von Sonnenbrand durchglühten Straßen, um in den schattigen, kühlen Gewölbegängen des Bazars gemäßigte Temperatur und minder blendende Lichtfülle zu suchen. Die labyrinthisch verschlungenen Hallen und gedeckten Höfe des Handelsplatzes, welche sich über ganze Stadtviertel erstrecken und mit der Außenwelt nicht nur durch gewaltige Eingangsthore, sondern auch durch unansehnliche Schlupfpforten in Verbindung stehen, waren, wie gewöhnlich zur Morgenzeit, von zahlreichen Käufern gefüllt, die, langsam von einem Waarenlager zum andern schlendernd, zuweilen stillstanden, um mit den ernst und apathisch auf den niedrigen Ladentischen rechts und links an der Halle hockenden Kaufleuten um diesen oder jenen Gegenstand gemächlich zu feilschen. Die Kaufhallen boten ein Bild echt orientalischen Lebens dar. Unter den mit wallenden, buntfarbigen Gewändern und breiten, waffengefüllten Gürteln, gelben Pantoffeln und unförmlich großen runden oder spitzen Turbanen bekleideten Türken zeigten sich die schwarzen Kopf- und Fußbedeckungen der Griechen, die rothen und blauen Pantoffeln der Armenier und Juden, die rothen Kalpaks der erstern, die gelben, wie umgestülpte Blumentöpfe geformten Mützen der letztern; aber nach fränkischer Kleidung hätte man umsonst ausgespäht; denn damals wagte kein Franke sich in diesen Theil von Stambul zu begeben, in welchem es von Janitscharen schwärmte, die nur zu gern mit wuchtigem Faustschlage den fränkischen hohen Hut vom Kopfe seines Besitzers herunterwarfen, wenn sie nicht gar den Kopf selbst bedrohten.

Gruppenweise durchzogen diese übermüthigen Prätorianer den Bazar, theils in dienstlicher Tracht, mit der dreihörnigen weißen Filzmütze, von der am Hinterkopfe ein langes Ende herabhing, den weiten Kniehosen, dem zweizipfeligen Scharlachkaftan, der von einem mehrmals um den Leib geschlungenen feinen Shawl, welcher ein Arsenal von Yatagans, Scimitars, Pistolen und Dolchen enthielt, zusammengehalten wurde; theils im bequemen Alltagskleide, mit langen Pluderhosen, hängen-

300952

dem Gewande und beliebig geformtem, wulstigem weißem Turban, die Füße in weiten gelben Babuschen.

Viele der Verkäufer waren den Janitscharenortas affiliirt, führten als Aushängeschild Nischans (Zeichen) derselben, etwa einen Fisch, oder ein Bündel Lauch, oder gekreuzte Schwerter, und genossen, als Eingeschriebene in die Listen der Truppe, ganz besondere Vorrechte, zum Schaden der andern Händler, die den Erpressungen und Mishandlungen der zügellosen Söldner ohnmächtig preisgegeben waren. Ein großer Theil der dienstfreien Truppen, welche den Bazar durchzogen, folgte der Richtung nach dem Stadtviertel von Psamatia, wo die berüchtigten Weinschenken der Janitscharen nahe den Stadtmauern am Marmarameer lagen. Die Ottomanenherrscher hatten seit Jahrhunderten immer und immer wieder versucht, diese Stätten sündigen Genusses, die zugleich Sammelplätze der Misvergnügten waren, zu schließen; jedoch stets hatten die Verbote, wie das türkische Sprichwort sagt, nur vom Mittag bis zum Nachmittag gedauert, und nach wie vor fröhnten die übermüthigen Krieger dort der Lust an der „Mutter der Laster", mit welchem Namen der Prophet in heiligem Zorn die Rebe gebrandmarkt.

Von den Gruppen, welche jener Richtung zuzogen, löste sich am Eingange eines winkeligen Hofes ein riesiger Janitschar in kriegerischem Schmuck, die Filzmütze mit dem Abzeichen des Usta (Unteroffizier) tief über das geschorene Haupt bis zu den buschigen grauen Augenbrauen herabgezogen, das wettergebräunte, zerschundene, narbige Gesicht halb verborgen unter dem schmuzigschwarzen Schnurrbart, der über die fletschenden Zähne bis auf die Brust herabhing. Die Hand am Scimitar, durchschritt er langsam, in Gedanken verloren, die Bücherhallen des Bazars, von Zeit zu Zeit mit sprühenden Augen nach den bänglich dreinblickenden Buchhändlern blickend, die inmitten ihrer Handschriftrollen und der roh gedruckten Hefte aus der Druckerei in Skutari der seltenen Käufer harrten und vor der Unbill, welche ihre Feinde, die Janitscharen, denen jede Neuerung und jeder Fortschritt ein Greuel, ihnen anthaten, die Häupter duckten. War es doch erst kürzlich vorgekommen, daß ein Kerl von der 75. Orta in wilder Verachtung den Koran zerrissen und seine herrlich gemalten Blätter dem entsetzten Buchhändler vor die Füße geworfen hatte. Zwar war die Klage über diese Gotteslästerung in aller Stille beim Kadiasker (ersten Richter) von Rumelien anhängig gemacht worden; doch keine Maßregel hatte bewiesen, daß der Divan Notiz von dem beispiellosen Vorgang genommen.

Vor einem der Läden stand, in ernstes Anschauen eines Manuscripts verloren, ein Mann in Derwischtracht. Ein gelblichgrauer Filzmantel fiel eng um seine stattlichen Glieder; eine gleichfarbige hohe Kappe, Kulah genannt, von grünem Turban umgeben, ragte auf seinem Haupte, ein langer Stab mit elfenbeinernem Knopf stützte die Rechte. Unter der Ordenstracht sah man weiße, baumwollene Unterkleider, lederne Socken und gelbe Pantoffeln; keine Waffe, kein Schmuck zeichneten den Derwisch aus, doch lag über seiner Erscheinung eine hoheitsvolle Würde, ein durchgeistigter Ausdruck, der unfraglich imponirte.

„Schon lange suchte ich", sagte er zu dem Buchhändler, „eine gute Abschrift von Scheikh Ibrahim-Likani's «Essenz der göttlichen Einheit»; die deinige scheint

mir vollständig, Freund, und wenn deine Forderung nicht zu hoch ist, will ich die Schrift erwerben."

Der Buchhändler schwankte zwischen Befriedigung und Schreck; es hätte ihm behagt, mit Abu-Yazid-Efendi, dem hochberühmten Scheikh der Mevlevis (tanzenden Derwische), einen guten Handel abzuschließen; aber da sah er eben den grimmigen Usta der Janitscharen näher kommen. Er kannte die Kluft, welche die wilden Kinder Hadji-Begtasch's, des heiligen Scheikhs, der vor Jahrhunderten die Gründung der Janitscharenmacht geweiht und gesegnet, der den eigenen Filzärmel an der Kappe eines der Renegaten befestigt, aus welchen die Truppe ursprünglich bestand, von den Jüngern des großen Mystikers Mevlana schied, die mit Tanz und Flötenspiel ihre Ekstase feiern und in pantheistischen Speculationen über das Weltall und seine Ausstrahlung durch die Gottheit sich der Realität des Lebens entfremden.

Ein Zeichen des Zitternden veranlaßte den Scheikh, sich nach dem Usta umzuwenden. Einen Augenblick starrten sie einander an, heiße Röthe stieg im Gesicht des Soldaten auf, dessen Mund sich bissig verzerrte; tiefe Bläße lagerte sich auf den edeln, großen Zügen des von ebenholzschwarzem Bart umrahmten Gesichts Abu-Yazid's.

Mit spöttischer Anrede begrüßte ihn der Janitschar: „Ei, woher des Weges, Mevlevi? Seit Jahren bin ich dir nicht mehr begegnet. Noch schulde ich dir den Einbruch in deinen Harem, den ich dir einst versprochen. Doch warte! Die Rache bekommt wol graue Haare, aber sie altert nicht."

Der Scheikh legte grüßend die Hand an seine Brust und wandte sich zum Gehen.

„Halt!" rief der andere. „Wohin des Weges?"

„Nach dem Avretbazar."

„Zum Sklavenmarkt? Ei, lüstet's dich, deiner Güliter (frische Rose), die du dir ertanzt, eine Nebenbuhlerin zu geben?"

„Du irrst, Said-Efendi, ich will eine Sklavin für meinen Sohn erwählen. Abd-ul-Selam ist herangewachsen."

„Meinst du mich mit der höflichen Anrede, Mevlevi? Es ist lange her, seit man mich bei so feinem Namen genannt. Szopa-Szalan, den Prügelschwinger, heißen mich die Gefährten, und ich möchte dir fast beweisen, daß sie es nicht mit Unrecht thun."

„Wärst du selbst Feuer", entgegnete der Scheikh ruhig, „du könntest nur so viel Raum versengen, als du mit deinem Körper bedeckst."

„Was redest du vom Feuer?" rief der Janitschar grimmig. „Weißt du vielleicht, was aus den 50 Söhnen Hadji-Begtasch's geworden, die der Koul-Kehaja (Generallieutenant) vor wenig Tagen nach den Sieben Thürmen gesandt, weil man sie beschuldigt, in Kara Gümrük Feuer angelegt zu haben? Ist das nicht unser Recht? So lange die Yenitscheri diese Stadt besitzen, haben sie die Viertel angesteckt, wo ihre Feinde leben, und die Köpfe verlangt, die ihnen Unheil sannen. Erst seit ihr Tänzer und Schreiber zur Macht gelangt, wagt der Hunkiar (Kaiser) uns Misgunst zu zeigen. Er nehme sich in Acht; was unsere Vorfahren Osman und Mustapha gethan, könnten wir auch ihm thun."

Er machte die Geberde des Strangulirens.

Der Scheikh schien sich nicht um diese Reden zu kümmern und setzte ruhig seinen Weg fort. Sie waren inzwischen vor einem massiven Portal angekommen, durch welches man in einen hochgelegenen, etwa hundert Fuß im Geviert haltenden, gepflasterten Hof trat, in dessen Mitte hohe Bäume Schatten verbreiteten und den einstöckige baufällige Häuser mit vorspringenden Ueberdächern umgaben. Auf einer Plattform unter jedem derselben saßen Sklavenverkäufer, meist schmuzig aussehende, zerlumpte Juden, von denen die Mehrzahl über Kaffee und Tschibuk eingenickt zu sein schienen. Das Erdgeschoß der Häuser diente den männlichen Sklaven, die zum größten Theil auf Morea, Chios und Ipsara zu Kriegsgefangenen gemacht worden, zum Aufenthalt; in den verschlossenen Räumen des ersten Stockwerkes waren die griechischen Weiber und Mädchen zusammengepfercht. In andern Häusern bot man schwarze Waare aus Abessinien und Nubien aus, deren weiblicher Theil den Blicken der Käufer freier ausgesetzt war; durch die offen stehenden Thüren grinsten die dunkeln Schönen freundlich den Vorübergehenden zu, in denen sie Käufer, welche sie aus dem Einerlei des Sklavenmarktes erlösen konnten, witterten.

Zu dieser Zeit war der Sklavenmarkt Konstantinopels überfüllt, und die Preise für die schönsten Mädchen und Knaben unglaublich tief gefallen. Waren doch Tausende unseliger Chioten seit einigen Jahren als Fracht von den türkischen Schiffen mitgebracht worden, welche den Archipel nach Menschenbeute durchstreiften.

Der Scheikh schien an diesem Orte nicht bekannt zu sein; der Usta dagegen strich an den Plattformen herum wie jemand, der hier zu Hause, trieb Scherze mit den Juden, deren brennende Pfeifen er um ihre Bärte schlug und deren Mützen er auf den Boden warf, und trat oft nahe an die Thüren der Häuser, um hier und dort einer Schwarzen einen Faustschlag oder ein ähnliches Zeichen der Beachtung zu gewähren. Bei allem Hin- und Herschlendern verlor er aber Abu-Yazid nicht aus den Augen, an dessen Fersen er sich von Zeit zu Zeit mit frechen Worten heftete.

Auf einer Erhöhung, die ein schmuziger Teppich deckte, saß, mit halbgeschlossenen Augen, in sich zusammengekrümmt, ein Judengreis, dessen verstohlene Blicke schon lange dem Scheikh gefolgt waren. Kaum näherte sich dieser seinem Verkaufsstande, als er demüthig aufsprang und unter vielen Verbeugungen in schlechtem Türkisch den Derwisch um die Ehre seiner Kundschaft ersuchte.

Würde ihm der weise Baba die Wohlthat erweisen, unter dem Schatten seines Vordaches auszuruhen und einen Kaffee zu schlürfen, eine Pfeife zu trinken? Sein Waarenlager sei vollgepfropft mit den schönsten Rosen von Saki-Adassi (Chios), die alle der Nachtigall warteten, die ihnen zuerst von Liebe sänge.

Da der ermüdete Scheikh den Sitz nicht ausschlug, schrie der Jude ins Haus hinein: „Costi, Costi, ein Skammaki!“ (Schemel.)

„Hund!“ brüllte der Janitschar. „Wie wagst du's, den verbotenen Namen zu nennen! Weißt du nicht, daß der die Bastonnade verwirkt, welcher jenen Christennamen ausspricht? Zürnt nicht der Hunkiar dem Griechenkaiser, der einst dieser Stadt seinen Namen zu geben gewagt, und auf dessen himmlischen Schutz die

Rebellen noch heute vertrauen? Gleich folgst du mir zum Odabaschi (Hauptmann), die Avanie (Buße) zu zahlen."

Der Jude krümmte sich zitternd.

„Möge es meinem Herrn gefallen, sich zu erinnern, daß diese Sklaven von Chios nicht einbegriffen sein können in das Verbot, das im Phanar gegeben. Wie soll ich den Burschen nennen, der mir nur durch die Hände geht? Da seht ihn selbst! Vielleicht gefällt er Euch, mein Bei, und Ihr kauft ihn für billigen Preis, damit mir die Avanie erspart bleibe."

Aus der Hausthür trat, den kleinen Sessel von Rohrgeflecht in der Hand, lässigen Ganges, ein junger Mann, fast noch ein Knabe, in griechischer Tracht. In Fetzen hing ihm die schmuzige Fustanella, der weiße, faltige Rock, um die schlanken Glieder; die reichgestickte Jacke mit weiten Aermeln war mit dunkeln Flecken besudelt, die Gamaschen hatten sich von den nackten Beinen gelöst, von dem hängenden chiotischen Fes war die blaue Quaste verloren gegangen.

Wild wallte die Fülle des schwarzen, langen Haares um die Schultern; bitter waren die kirschrothen, von schwärzlichem Flaum überwölbten Lippen aufeinandergepreßt, und die herrlichen, tiefschwarzen Mädchenaugen in dem männlich ernsten, dunkeln, classisch gemeißelten Gesicht blickten gramvoll und zornig ins Leere hinaus, während die Hand mechanisch Sklavendienste that.

Der Scheikh und der Usta betrachteten den jungen Griechen aufmerksam.

„Wenn er ein Mädchen wäre", sagte der erstere, „wollte ich seine Schönheit für meinen Sohn erwerben."

Der Händler rieb sich frohlockend die Hände.

„Weiser Baba, seine Schwester findet sich unter den Sklavinnen. Noch ist die Knospe freilich nicht erschlossen, auch scheint ihre Schönheit anderer Art als die seine; doch sie verspricht herrliche Entfaltung. Wollt Ihr sie sehen?"

Der junge Grieche horchte auf.

„Meine Schwester ist nicht zu haben ohne mich", rief er auf türkisch. „Ich will bei ihr bleiben, um sie tödten zu können, wenn ihr Schmach droht."

„Ei", lachte der Janitschar, „das Schwein grunzt in unserer Sprache."

„Wer hat dich türkisch gelehrt, Knabe?" fragte der Scheikh.

„Ich bin", entgegnete der Grieche stolz, „ein Nachkomme des hochberühmten Pfortendolmetschers Panayoti Nikusi, der vor zeiten ein Hort unserer heiligen Kirche war und ihr den Besitz der heiligen Stätten in Jerusalem erwarb. Da er den Moslem wohlgesinnt, blieb seinen Nachkommen die Gewohnheit, deren Sprache zu erlernen."

Wohlgefällig betrachtete der Derwisch den redegewandten Chioten. Auch dem Janitscharen schien seine Fertigkeit zu behagen, und indem er dem Juden, welcher dem Scheikh selbst den Sessel zurechtrückte, einen Schlag auf die Hüfte gab, daß er zusammenknickte, rief er mit rohem Lachen:

„Du schuldest mir noch die Avanie, Khakam (Rabbi). Ich will den Burschen dafür hinnehmen; dann sind wir quitt, und ich schweige von deiner Versündigung gegen des Hunkiars Befehl."

Entsetzt starrte ihn der Jude an.

„Der Sklave ist wenigstens 500 Piaster werth, mein Bei, er kann lesen und schreiben."

„Und wie hoch glaubst du, Verfluchter, daß die Avanie sich belaufen hätte?" fragte zornig der Janitschar.

„Herr, ein so geringes Vergehen — —"

„Eschek! (Esel), Kieuprek! (Hund) 96000 Asper (800 Piaster) sollst du zahlen, wenn du den Knaben nicht hergibst."

„Höre mich, Said-Efendi", sagte der Scheikh. „Ich möchte den Griechen kaufen. Ist es dir recht, so zahle ich dir die 300 Piaster über den Kaufpreis des Juden, und du erhandelst dafür einen andern Knaben. Was soll dir ein Gelehrter? Deine Waffen zu putzen mag jeder andere besser verstehen."

„Ich will ihn nicht für mich, Mevlevi", brüllte der Usta. „Für meinen Bruder begehre ich ihn, Abu-Yazid, für den Begtaschi-Scheikh, dem du Güliter entrissen. Soll er dir abermals nachstehen? Nein, Inschallah! Kann ich das Meer auch nicht in Brand stecken, so mache ich es doch zischen. Nimm die Abschlagszahlung auf völlige Rache! Komm, Knabe."

Costi, der dem Wortwechsel der beiden Käufer gelauscht, entwich der greifenden Hand des Janitscharen und flüchtete zur Seite des Derwisches.

„Ich will mit Euch gehen, Babamou (mein Vater)", rief er dringend, „kauft mich und meine Schwester zugleich! Wir dienen Euch treu, bis der Tod uns erlöst. Schützt mich vor jenem Wilden."

Der Scheikh breitete die Hand aus, wie um Besitz von dem Knaben zu nehmen. Da sprang Szopa-Szalan vor, daß die Waffen an ihm klirrten.

„Laß mir den Giaur oder ich schreie Ya hu! (O Er!) Und ehe du den Kopf gewendet, sind meine Gefährten mir zur Seite, und wir säbeln die Juden zusammen und knüpfen dich auf. Dann sind Sklaven und Sklavinnen des Marktes unser ohne Kaufpreis, und wenn die feurige Lohe aufschlägt nach allen Seiten, fragt wol niemand mehr nach ihnen."

Abu-Yazid senkte seufzend den Kopf und winkte Costi, sich zu ergeben. Doch der Grieche, nach einem Blick in das mit Blut unterlaufene Auge des Usta, sprang mit einem Satze von der Plattform hinunter und jagte um eine Seite des Platzes, das Ausgangsthor suchend. Dieses aber war, sobald sich das Gezänk bei dem Juden erhoben, von andern Händlern vorsorglich geschlossen worden, und Costi, mit der Gewandtheit einer Gazelle fliehend, starrte, auf- und abrennend, vergebens immer wieder nach einer Oeffnung zwischen den Mauern des Khans. Der Janitschar stand regungslos neben der Erhöhung und sah dem Laufe des keuchenden Knaben zu, dessen nackte Füße von Glasscherben und spitzen Steinen verwundet wurden. Er nestelte an seinem Gürtel und machte den stumpfen Djerid (Wurfspieß) los, mit dem er in athletischen Wettspielen Ehre einzulegen gewohnt war. Als der Ermattete einen Augenblick am andern Ende des Platzes innehielt, flog ihm der Djerid an die Schulter, daß er mit einem Schrei zu Boden sank. Langsam schritt der Usta auf den lang Ausgestreckten zu, nahm seine Waffe grinsend auf und zog aus dem Kaftan einen Strick, mit welchem er dem Griechen die Hände band. Dann warf er ihn über die Schulter wie einen Todten und

ging, ohne weder den Juden noch den Mevlevi nur eines Wortes zu würdigen, dem Ausgangsthor zu, das vor ihm aufgesperrt wurde. Niemand wagte, den Söldner zu verfolgen, als er mit seiner Beute den Markt verließ.

Der jammernde Jude, dem der Schreck in alle Glieder gefahren, bat winselnd den Scheikh, sich ins Haus zu bemühen, um das Schwersterchen des Entführten zu besichtigen, hoffend, daß der Kaufpreis für sie ihn für den eben erlittenen Verlust entschädigen solle, und Abu-Yazid, der dem Janitscharen noch lange nachgeblickt, trat, als dieser um die nächste Ecke des großen Bazars bog, bei dem Sklavenhändler ein.

Der Usta schritt mit seiner Bürde gleichmüthig durch die Windungen des Kaufhauses, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob der Knabe todt oder lebendig sei. Erst als er am Balik-Bazari-Kapussi, dem Fischerthor, am Hafen angelangt war, wo zahlreiche Kaiks bereit lagen, die Verbindung zwischen Stambul und dem gegenüberliegenden Galata zu vermitteln, ließ er Costi auf den Boden eines derselben gleiten, sprang ihm nach und ersuchte den Kaikdji, der an der Spitze seines Fahrzeugs stolz den Drachen-Nischan ausgesteckt, kameradschaftlich, ihn nach der Skala von Karakeuy in Galata überzusetzen. Während sie rasch den Hafen durchschnitten, der um diese Mittagsstunde von unzähligen Galafahrzeugen bedeckt war, welche die Gläubigen zum Mittagsgebet nach den Moscheen führten, besprengte der Usta das Gesicht und die Glieder Costi's reichlich mit Seewasser, das er in der unförmlichen hohlen Hand schöpfte, und löste dadurch den Zustand der Besinnungslosigkeit, die den Knaben, nachdem ihn der Wurf getroffen, umfangen. Sobald der Grieche den ersten klaren Gedanken zu fassen vermochte, stand ihm mit Eins vor Augen, was inzwischen geschehen; ein erschütternder Schrei entrang sich den gepreßten Lippen bei der Erinnerung an das Losgerissensein von der geliebten Schwester, die jetzt hülf- und schutzlos allen Greueln entwürdigender Sklaverei preisgegeben war; in zweiter Linie erst gedachte er des eigenen Loses, das sich ihm in der Person seines neuen Herrn drohend verkörperte. Doch des Griechenknaben Seele war selbstischer Furcht verschlossen; denn sie hatte von dem Begeisterungstranke geschlürft, der zur Zeit der Freiheitskämpfe sein ganzes Volk mit Heldensinn durchglühte, es hoch emporhob für einen unvergeßlichen Moment über alle Gebrechen und Kleinlichkeiten seines Alltagsdaseins. Wann zeigt der Menschengeist sich edler, herrlicher, als wenn er, beladen mit unverdienter Schmach und Erniedrigung, sich aus ihr emporringt in kühnem Selbstgefühl, als Held einer Idee, eines großen Empfindens!? Und ist diese ideale Standarte zugleich eine nationale, um die sich eine Phalanx Gleichgesinnter schart, dann ringen sie alle um den Preis der tapfersten That, des edelsten Duldens, und keiner, keiner möchte zurückbleiben in dem gemeinsamen Aufschwung zu den Sternen.

Auch Konstantin, der arme Sklave mit den gebundenen Händen, fühlte sich als Palikar. War ihm das Glück versagt, für Griechenlands Freiheit zu kämpfen, so durfte er doch um sie leiden, vielleicht einer ihrer Märtyrer sein. Hoch schwoll sein Herz in kühnem Stoicismus, fest schlossen sich die Lippen nach dem einen Wehschrei, und die Flamme in seinem dunkeln Auge verzehrte schnell den Thränenschleier, der sich beim Andenken an die vereinsamte Schwester darüber gebreitet.

Ja, lächelnd sprang er am Galataufer aus dem Kaik und stand, während Szopa-Szalau den Fährmann ablohnte, wobei er aber den Strick nicht aus der Hand ließ, mit hocherhobenem Haupte am Rande des Meeres.

Mit rauhen Worten trieb ihn der Janitschar durch die Straßen. Als sie am Taxim von Pera angelangt, wo die Sürüdjis (Pferdeleiher) mit ihren Thieren standen, wählte der Usta mit Kennerblicken ein starkes Pferd, das mit besonders reicher blauer Perlenschnur um den Hals geziert war, dem also der böse Blick nichts anhaben konnte. Da dessen Führer sich als Affiliirten auswies, durfte sein Kamerad nicht daran denken, sich das Roß ohne Bezahlung anzueignen; er suchte daher in seinen Taschen nach einigen Aspern, doch fand er nichts darin als ein ungeheueres baumwollenes Sacktuch.

Das sah er langsam an, und als in demselben Augenblicke ein wohlgekleideter Franke vorbeiging, warf er es ihm lachend auf die Schulter.

Der Fußgänger blieb sofort stehen und starrte den Janitscharen an. Aber bald hatte er begriffen, was von ihm gefordert wurde. Er zog die Börse und knüpfte einen Löwenthaler in einen Zipfel des Tuches, das er dem zufrieden schmunzelnden Wegelagerer höflich zurückstellte. Dieser, der einfach einen schon oft in gleicher Weise geforderten Tribut eingeholt, ward nun mit dem Sürüdji um die Pferdemiethe einig, stieg auf und befestigte den Strick, an dem er Costi geführt, an einen der breiten und schweren Steigbügel, die ganz kurz geschnallt waren. Dann riß er an dem unförmlichen, scharfen Gebiß des Rosses, und vorwärts ging es über das holperige Pflaster, an der Kaserne der Topdschis (Artilleristen) am Begräbnißplatze des großen Campo vorüber, daß Staubwolken hinter dem trabenden Pferde, dem rennenden Menschen aufwirbelten. Ein Glück für Costi, daß er sich zum Märtyrerthum gewappnet! Bald bluteten seine nackten Füße, bald zitterten seine Lungen bei dem erzwungenen Wettlaufe mit dem kräftigen Thiere. Schon war er gestolpert und ein paar Schritte geschleift worden, als der Janitschar endlich von der Straße ablenkte und über die mit Buschholz bewachsenen, unwegsamen Hügel die Richtung nach dem Bosporus einschlug. Hier war er gezwungen, langsamer zu reiten, und der Grieche hätte mit Leichtigkeit folgen können, wenn nicht Dornen und Reisig ihm bei jedem Schritte die Beine verletzt und zerstochen hätten. Hier und da fuhr auch eine grausprenkelte Schlange vor ihm auf und schlüpfte zur Seite, oder auf seinem Pfade starrte ihm ein Igel entgegen, und er mußte ihn eilig überspringen. Dann fluchte der Usta grimmig und riß an dem Strick, daß er dem Gequälten fast die Hände zerschnitt.

So trabten sie in heller Sonnenglut vorwärts einem Ziele zu, das dem Griechen unbekannt war. Er hatte nur vernommen, daß der Usta ihn für seinen Bruder, den Begtaschi-Scheikh, bestimme, für einen Obern in jenem Derwischorden also, der von jeher mit den Janitscharen verbrüdert gewesen, dessen Mitglieder den Ortas mit lautem Gebet in den Kampf voranzogen und in den Kasernen Tag und Nacht wechselweise Ya hu! (O Er!) schrien, dessen höchster Scheikh zugleich Tschorbadji (Oberst) der 99. Orta war.

Wie eine dunkle Sage tauchte in Costi's Erinnerung das Bruchstück einer Schilderung auf, die ihm einst sein türkischer Lehrer von dem nächtlichen, geheim-

nißschweren Cultus der Begtaschis gemacht hatte. Waren sie nicht gläubigen Moslem selbst ein Greuel, mit ihrer kabbalistischen Zauberei, ihrem Zusammenkoppeln der Buchstabengeister zu furchtbaren Worten, denen sich die Elemente beugen mußten?! Es schauderte den Knaben, wenn er daran dachte; doch die Muße zum Denken war ihm gar spärlich zugemessen; nur zuweilen konnte er eine Strecke Weges ruhig zurücklegen, dann ging es wieder durchs Gestrüpp und über Steine. Zudem wuchs seine Ermüdung mit jedem Schritte; die Sonne versengte seine Glieder und quälender Durst trocknete ihm die Kehle aus.

Es mochten mehrere Stunden vergangen sein, als endlich wieder eine Art von Weg vor den Wanderern auftauchte. Er führte hoch über einen Hügelkamm, der steil zum Bosporus abfiel, und Costi's Auge fing plötzlich den überraschenden Anblick der wundervollen blauen Flut zu seinen Füßen auf, die den schmalen Riß zwischen Asien und Europa so schmeichlerisch verdeckt, so lieblich ausfüllt, als sei er nicht das Werk entfesselter Urgewalten, die im Zickzack eines ungeheuern Blitzes Erdtheil von Erdtheil gezerrt, sondern ein von sanften Wellen spielend gegrabenes, anmuthiges Bett. Nicht weit nach Norden ragten diesseits und jenseits am Ufer wie Cyklopenwerk massige Thürme und gezackte Mauern empor. Das waren die beiden Hissarschlösser, von Bajazid dem Blitz und Mahomet dem Eroberer erbaut, das europäische in seinen Außenlinien den arabischen Namenszug des Propheten wie des Eroberers darstellend.

Der Janitschar trieb sein Pferd stärker an, und sein Begleiter mußte abermals laufen. Hastig strebten beide einem mit Cypressen bestandenen Hügelrücken zu, der gerade oberhalb des europäischen Schlosses ziemlich schroff emporstieg. Hinter dem dunkeln Gehölz senkte sich unmerklich eine kleine Hochebene nach Norden und an ihrem dem Bosporus zugekehrten Rande hing, hoch über allen andern Menschenwohnungen, ein einsames Haus. Die langgestreckten, rohgezimmerten Holzwände waren nach der Landseite zu nur von wenigen engen Fensteröffnungen unterbrochen; in der Mitte dieser Hauptfront zeigte sich ein horizontal getheiltes Thor, neben welchem einige landwirthschaftliche Werkzeuge ursprünglichster Form aufgeschichtet lagen. Dem Eingang gegenüber ragten in einiger Entfernung ein paar mächtige Platanen, die ihre äußersten Zweige bis ans Dach schickten; an eine war ein riesiger Wolfshund gekettet, der bellend und zähnefletschend aufsprang, als das Pferd herangesprengt kam, und hinter den Bäumen hervor leuchteten weiße, wunderlich geformte türkische Grabsteine mit seltsamen Turbanaufsätzen, einzelne von prachtvollem Gitter umgeben, um das zahllose Zeugfetzen hingen.

Die scheidende Sonne verklärte mit röthlichem Lichte den breit hingelagerten Wohnsitz. Aber der junge Grieche vermochte nicht mehr, das Bild anders als verworren aufzufassen. Seine letzten Kräfte waren erschöpft, und als der Janitschar vom Pferde sprang, sank Costi bewußtlos neben demselben zusammen.

Der Abgestiegene löste den Strick, welcher den Ohnmächtigen an den Steigbügel fesselte, schleppte ihn bei den Füßen unter die Platane, an welche der Hund angekettet war, der jetzt liebkosend an dem Usta emporstieg, und empfahl ihn seiner Wachsamkeit mit einem lauten: „Khynzir (Eber), bewache das Schwein."

Dann schritt er dem Hause zu, dessen obern Thürflügel er aufstieß, unbeküm-

mert um das ermüdete Pferd, das, mit Schaum bedeckt und triefend, die schmalen Grasbüschel zwischen den nicht umhegten Gräbern abzuweiden begann.

„He, Tahir-Baba!“ schrie der Janitschar ins Haus hinein.

Niemand antwortete, aber nachdem er seinen Ruf mehrmals wiederholt, erschien in der dunkeln Thüröffnung ein abgemagerter Greis in zerrissener Derwischtracht, die grauweiße, durch einen erhabenen Saum in Gestalt eines Kreuzes in vier Theile getheilte Kappe auf dem Kopfe, in grüner, weißgestreifter Weste ohne Aermel und ebensolchen Beinkleidern, die ein weißwollener Gürtel zusammenhielt. Lederne Gamaschen und Pantoffeln bildeten seine schlotternde Fußbekleidung. Er warf mit der knochigen Hand die Strähnen seines ergrauten Haares, die ihm übers Gesicht fielen, zurück, daß die blitzenden, halbmondförmigen Ohrringe sichtbar wurden, und heftete einen unsteten, theilnahmlosen Blick aus halberloschenen Augen auf den ungeduldig Harrenden.

„Wo ist mein Bruder?“ schrie der Usta ihn an.

„Tebran, tulan (Weit, nah)“, entgegnete der Angeredete mit röchelnder Stimme, indem er zurücktrat und den Janitscharen an sich vorüber ins Innere des Hauses gehen ließ. Dieser streckte frech die Hand in einen kleinen runden Beutel, der von dem Gürtel des Derwisches herabhing, und zog daraus ein paar winzige dunkle Cylinderröllchen, die er lachelnd dem Alten vor die Nase hielt.

„Hast du Esrar (Haschisch) genossen, Emr-Illah, und das Paradies durchwandert?“ fragte er höhnisch. „Wie viele Huris buhlten um deine Gunst? Noch scheint dein Sinn nicht zur Erde zurückgekehrt zu sein.“

Der Derwisch griff mit unsichern Fingern gierig nach dem berauschenden Gift, das der Usta schnell in seiner Brust barg.

„Erst bereite mir Kaffee und Pfeife, dann fordere dein Eigenthum!“ rief er lachend und verschwand im Hause.

Der Alte beugte sich mit wirrem Blick nach vorwärts und rückwärts, zog aus seinem Gürtel das gekrümmte Horn der Begtaschis, das Luffer, setzte es an die Lippen, als wolle er einen Signalruf erschallen lassen, besann sich aber und steckte es wieder an seinen Platz; dann nahm er den wohlriechenden Löffel, der halb aus den Falten des Hüftenbundes ragte, und fuhr damit zu wiederholten malen in den Beutel, der aber keine Röllchen mehr enthielt. Nun sanken ihm die Arme schlaff und zitternd an den Hüften nieder und er stolperte, ohne die Thür zu schließen, ins Haus zurück.

Im Abendschatten lag der junge Grieche neben Khyzir unter der Platane. Der zottige Wächter hatte ihm eine seiner breiten Pranken auf die Brust gelegt und starrte mit klugen Augen in die bleichen Züge seines Gefangenen, der noch durch keine Bewegung verrathen, ob Leben in ihm sei. Die Erstarrung seines körperlichen Seins erstreckte sich aber nicht auf die Gedankenwelt des Knaben. Da ging es bunt und wirr zu; fieberhafte Traumbilder und schmerzliche Erinnerungen gaukelten wechselnd vor Costi's innerm Auge; gefoltert von heißem Durst watete er in quälenden Phantasien durch losen Wüstensand der Quelle zu, die immer wieder vor seinen Lippen versiegte. Jetzt ward es dunkel um ihn und ein Palmenwald umfing ihn; aber vergebens tastete er mit Händen und Füßen nach

dem belebenden Naß, nach welchem er lechzte. Da blickte er verschmachtend zum Himmel auf und sah über seinem Haupte einen einzigen Stern, und eine Wolke legte sich über ihn und sank tiefer und tiefer auf den Durstigen herab. Jetzt fielen Regentropfen auf seine Stirn, seine Augen; jetzt strömte die himmlische Flut lebenbringend über seine Lippen —. War das noch ein Traum? Trank er nicht wirklich? Ward nicht seine Schläfe gebadet, seine Brust genetzt? — Er hob die schweren Augenlider und starrte geblendet auf den hellen Schein über sich. Wie Lampenlicht schimmerte es durch das Laub. Und nun fühlte er seinen Kopf emporgehoben und einem Trinkgefäß zugeneigt, das seinen Lippen genähert wurde. Seine Blicke glitten am Rande hin auf die kleine weiße Hand mit dunkeln Fingerspitzen, die den Becher hielt. Die Hand gehörte zu einer verhüllten weiblichen Gestalt mit schlanken, jugendlichen Formen, die sich kniend über den Erwachenden neigte. Sie flüsterte mit sanfter, weicher Stimme leise türkische Worte, und er, dessen Ohr solange nur rauhe, widrige Laute vernommen, horchte mit Entzücken den harmonischen Tönen.

Endlich fand er die Kraft, Eivala (danke) zu stammeln und sich aufzurichten. Da stieß sie einen leisen Schreckensruf aus, sprang auf die Füße und trat aus dem Lichtkreise der an einem der Grabesgitter hängenden Lampe hinaus.

Jetzt schlug der Hund an, der, von der Kette gelöst, die Platane umstrichen hatte, und sprang freudig jemand entgegen.

Costi hatte sich aufgerichtet und versuchte mit seinen Blicken das Abenddunkel zu durchdringen. Durch die Hausthür fiel nun eine schimmernde Glut nach außen und in ihrem Flackern sah der Grieche einen in wallende Gewänder gekleideten Mann, an den eine weibliche Gestalt sich schmiegte und den der Hund umsprang, von außen die Schwelle betreten und sich im Hause nach rechts wenden, während seine Begleiterin nach der linken Seite hin verschwand.

Khyrzir war zu dem Griechen zurückgekehrt, umschnoberte ihn aber jetzt freundlich und rieb seine kalte Schnauze an den Händen des Einsamen. Der saß fröstelnd und schauernd, mit schmerzender Schulter, steifen Gliedern und hungerigem Magen auf der harten Erde und blickte verlangend auf das Licht und Wärme ausstrahlende Thor.

Mehrere Minuten mochten vergangen sein, welche dem Leidenden Stunden däuchten, als aus dem Hause ein Mann trat und gerade auf die Platane zuging.

„Komm, Giaur", sagte eine nicht allzu unfreundliche, wenn auch rauhe Stimme. Und eine starke Hand streckte sich nach dem Griechen aus, der sich mühsam aufrichtete und, von ihr geleitet, dem Hause zuschwankte.

Ein wonniges Gefühl durchströmte ihn, als er es betrat. Vor ihm öffnete sich eine niedrige, aber breite Vorhalle, in deren Hintergrund eine Erhöhung zu einer mit Vorlegeschlössern verhängten Thür führte; zu beiden Seiten standen große berußte Kessel aufgereiht an den Wänden; gleich links an der Hausthür barg ein dicker Filzvorhang den Eingang zu einem abgesonderten Theile des Hauses; rechts öffnete sich gegenüber eine niedrige Pforte nach der großen, von rauchigen Balken bedachten, steingepflasterten Küche mit dem ungeheuern Rauchfange, unter dem ein helles Reisigfeuer knisterte, das seine malerischen Streiflichter auf einige

auf die Fliesen gebreitete schwarze Ziegenfelle warf, die zu behaglichem Sitzen einladeten. In der That kauerten auch schon der Janitschar und der zerlumpte Derwisch auf diesen Postakis (Fellsitzen) nahe der Flamme und vor ihnen dampfte in kleinen Täßchen der aromatische Mokka, sprudelte das Wasser der Nargilehpfeife, deren berauschenden Rauch sie langsam einsogen.

Costi fand sich bis zum Feuer geleitet und fühlte einen Ruck, der ihn zum Niedersetzen veranlaßte. Von seinem Fell aus starrte er empor zu seinem Führer. Er mußte der Bruder des Usta sein, das zeigte die Aehnlichkeit der herculischen Gestalt, der groben Züge. Aber er sah aus, als stünde er um eine oder ein paar Stufen höher auf der Leiter des Menschenthums. Sein Lächeln war kein höhnisches Fletschen, sondern ein joviales Grinsen; sein Blick war streng, aber nicht grausam, seine Stimme donnerte nicht wie ein Orkan, sondern polterte nur wie ein rollender Fels.

„Ruhe aus, Kind", sagte er zu seinem Sklaven, „du sollst bald etwas zu essen haben."

Der Usta warf einen unwilligen Blick auf den Hausherrn. „Ladest du den unreinen Hund in dein Haus, Tahir-Baba?" fragte er zornig. „Allah ekber! (Gott ist groß!) Mir scheint, der Büffelstall sei gut genug für den Sklaven."

Der Scheikh näherte sich langsam seinem Bruder und beugte sich zu dem Rauchenden, während er einen langen Blick auf Costi warf.

„Deine Worte, mein Bruder, sind nicht zu verachten. Aber höre mich, ehe du mir grollst. Mich ängstigte in der letzten Nacht ein schwarzer Traum. Als ich das Traumland verließ und den Zikr Ullah (schweigendes Gebet) verrichtet, stach ich mit spitzer Nadel in den Koran und fand, daß die Anfangsbuchstaben des Verses der Sure dem Element des Wassers angehörten und ihr Zahlwerth dem des Namens Djelalledin entsprach. Da ging ich aus, nach Spuren meines verlorenen Sohnes zu suchen."

„Und hast du etwas entdeckt?" fragte Szopa-Szalan eifrig.

„Ich bin noch immer kein vollkommener Tâlib" (Zauberer), sagte der Scheikh seufzend. „Wohl banne ich durch die Kraft meines Wollens und Denkens schon Weiber, Jünglinge und Fromme; doch der geheime Grad der Fascination, dem sich die Bettler des Thores (Derwische) beugen, ist mir bisher verschlossen. Inschallah will ich auch ihn erreichen und dann soll Abdallah-Omari, der Knabenräuber, von meinem Willen bezwungen, vor mich treten und mir Rede stehen."

Der Usta brummte mismuthig: „Was hat dies mit dem Giaur zu schaffen?"

„Er ist fast im Alter Djelalledin's", entgegnete der Scheikh mit leise bebender Stimme, „und du brachtest ihn mir, während ich jenen suchte. Morgen will ich einen Hammel auf dem Grabe Djebali-Baba's schlachten und einen Fetzen seiner Fustanella als Nezer (Gelübde) für ihn an das Gitter hängen. Dann bringt sein Kommen meinem Hause wol Segen."

Und der Scheikh ergriff sein Luffer, entlockte ihm einen schrillen Ton, damit das Zeichen zum Anrichten des Essens gebend, und als eine alte Negerin die kupferne Platte mit den Speisen gebracht und die vier Männer sich die Hände besprengt und sich um dieselbe auf den Boden gesetzt, sprach er das Tischgebet der

Begtaschis: „O Allah, Allah! Bei dem Horn des Erzengels Gabriel, bei der Kraft des Gebetes, bei dem Lichte des Propheten, bei unserm erhabenen Scheikh-Hadji-Begtasch, bei dem Athem der drei, der fünf, der sieben und der vierzig wahren Heiligen, Dank sei dir, Hu!"

II.

Der Grieche hatte in einer Zelle des Tekkeh (Derwischklosters) am Ende des langen Ganges, der aus der Küche durch den ganzen rechten Flügel des Gebäudes führte, die erste Nacht verbracht, sogar recht behaglich verbracht; denn das Lager von Wollmatratzen und von Ziegenfellen schien dem Uebermüdeten der kostbarste Pfühl und die rohen Plankenwände mit durchspringenden Dachbalken boten ihm ein Obdach, das er nicht höher hätte schätzen können, wenn es palastähnlich gewesen wäre.

Die aufgehende Sonne, die über die asiatischen Hügel emporeilte, schien dem Schlafenden, welcher einem der aus blindem Glas und geöltem Papier zusammengesetzten Fenster gegenüberlag, voll ins Gesicht; doch er regte sich nicht und lag noch tiefathmend und mit glückseligem Lächeln da, als gegen Mittag der Scheikh sein gebräuntes, mit dünnem Kinn- und Schnurrbart verziertes Antlitz durch die knarrende Breterthür steckte. Er trug den grünen Turban, das Abzeichen der Emire oder Abkömmlinge des Propheten, in malerischen Falten um die weiße Derwischkappe gelegt, deren zwölf Theile den geistigen Rapport des Scheikhs mit den zwölf Imamen, Nachkommen Ali's, denen der Begtaschiorden besondere Verehrung zollt, andeuten; über die grün- und weißgestreifte Unterkleidung hing ihm ein weißer, kragenloser Mantel um die Schultern, dessen rechter Aermel lose hinunterfiel, denn der nackte rechte Arm ist als Zeichen der Selbstlosigkeit hochbedeutsam. An seinem bloßen Halse sah man die dünne Schnur, die den Stein der Resignation, welchen Moses schon in Aegypten angelegt haben soll, umflicht; ein Strick um die Hüften hielt den andern Kiesel, den hungernde Begtaschis auf die Magengrube drücken, und dessen Berührung gegen die Qualen der Speisebegier wirksam ist. Das am Gürtel hängende seidene Täschchen, auf dem der Name Ali's mit goldenen Lettern eingestickt ist, der aus den Falten desselben ragende Holzlöffel und das gekrümmte Horn vervollständigten die Ordenstracht des Klosteroberhauptes. Er hielt sich nicht lange in der Zelle des Griechen auf, der noch immer fest schlief, sondern begab sich auf den Ruf seines Bruders vor das Haus, wo dieser zu Pferde auf ihn wartete. Nachdem er der alten Negerin und dem schlotterigen Derwisch, der frierend in der Sonne saß und Holzlöffel schnitzte, anbefohlen, Sorge für den Giaur zu tragen, bestieg er einen kleinen schwarzen Esel, der gezäumt und mit rother Schabracke behängt auf seinen Reiter wartete, und machte sich mit dem Usta auf den Weg nach Stambul, wo er die Nachforschungen, zu welchen ihn gestern ein fatalistisch gedeutetes Zusammentreffen von Umständen veranlaßt, fortzusetzen gedachte.

Der Scheikh war noch nicht lange fortgeritten, als der Schläfer erwachte. Nachdem er seine Gedanken gesammelt und sich den Schlaf aus den Augen gerieben,

erhob er sich von dem Lager, auf das er sich am Vorabend angekleidet geworfen, und begab sich in den Raum, welcher in mohammedanischen Häusern für die Abwaschungen bestimmt ist. Ueber einer in die Wand eingelassenen durchlöcherten Marmorschale öffnet sich dort ein Krahn, dem kaltes Wasser entströmt, das sofort abfließt. Der Grieche erfrischte Gesicht, Hände und Füße, glättete mit einem Holzzinken sein wirres Haar und begann dann, sich in dem schweigenden Hause umzusehen. Auf den Gang, an dessen äußerstem Ende seine Schlafzelle gelegen, öffneten sich zu beiden Seiten mehrere Thüren, durch die man in ähnliche Gelasse blickte, die aber alle unbewohnt aussahen. Nur eine besonders schmuzige und unordentliche Zelle trug die Spuren steter Benutzung, und Costi verband mit ihrem Anblick sofort die Erinnerung an den unheimlichen Derwisch, den er gestern Abend in der Küche gesehen. Diese war heute feuerlos und leer, desgleichen die Vorhalle, in welcher die Kessel standen; hinter dem dicken Vorhange aber, wo der Fremde sich den Harem dachte, kamen einige junge Hühnchen hervorgeschlüpft, die dann über die Thürschwelle ins Freie hüpften. Costi folgte ihnen und fand sich an der Hausmauer dem dürren Alten gegenüber, der dort mehr faulenzte als arbeitete, trotzdem sein rohes Handwerkszeug und einige Stücke Buchsbaumholz vor ihm lagen.

Der türkische Gruß des Sklaven erweckte ihn aus seiner trägen Betäubung. Er blickte auf und fragte: „Willst du essen, Abbas?"

„Mein Name ist Konstantin."

„Der Hunkiar hat die Nennung dieses Namens untersagt. Tahir-Baba hat dich Abbas benannt. Willst du essen, Abbas?"

Der Ungetaufte erklärte sich gern dazu bereit und folgte dem Derwisch in die Halle. Hier klatschte dieser in die Hände, und die alte Negerin zeigte sich bald, hinter dem Vorhange hervortretend. Auf einen kurzen Befehl brachte sie Milch, ungesäuertes Brot und Früchte für den Sklaven, der auf den Fliesen der Küche sein Mahl einnahm.

Nachher führte ihn die Negerin in den Kuhstall, der an den linken Hausflügel angebaut war, zeigte ihm die Büffelkuh und ihr Kalb, die er fortan versorgen sollte, und machte ihn mit dem Eigenthum des Scheikhs bekannt. Ein Weizenfeld dehnte sich über den nördlichen Theil der Hochebene aus und Gartenland zog sich unter der an schroffem Felslande hängenden Hinterseite des Wohngebäudes, aus der gerade in der Mitte ein vielfensteriger Anbau auf Holzbalken über die Böschung in den Garten hinausragte, bis beinahe an die Festungsmauern von Rumili-Hissar, die fast senkrecht tief unter dem Tekkeh ihre unregelmäßigen Contouren zeigten. An einem Felsenrinnsal, das jetzt trocken war, befand sich ein rohes Schöpfrad zur Bewässerung der schräg absteigenden Pflanzungen von Tomaten, Bamias und Artischoken, über die sich krüppelhafte Feigenbäume und Quittenstämmchen mit grauem Laube breiteten; nur eine schmale Stelle unter den mit Holzlatten vernagelten Fenstern des linken Flügels zeigte spärlichen Blumenschmuck. Da war ein halbmondförmiges Beet mit ausgedörrten Tulpen und Hyacinthen, eine kleine Laube, von Lianen umzogen, deren bunte Blüten sich vor der Sonne neigten, ein Rosenstrauch neben Lilienstengeln, das Ganze umfaßt von Lorber-, Myrten- und

Sandbeergebüsch. Am Hause rankten Wein und Epheu hoch empor; nur der Mittelbau hatte ein kahles, düsteres Ansehen.

Die Negerin bedeutete den jungen Mann, daß auch der Garten seiner Obhut anvertraut sein würde. Er sah sich also plötzlich in eine Fülle ländlicher Beschäftigungen hineinversetzt, die wenig zu seinen Neigungen paßten. Um jedoch gleich guten Willen zu zeigen, fing er an, auf seine Art Hand ans Werk zu legen, und riß ein paar vertrocknete Tulpenpflanzen aus der Erde.

Da ertönte über ihm hinter den Holzverschlägen ein Schrei, und Ueltschüß, die Negerin, legte ihre Affenhand auf seinen Arm.

„Dies ist Mirmah's Garten", rief sie. „Rühre ihn nicht an."

Mirmah! — Der Name klang dem jungen Griechen eigenthümlich sanft. Das Wort bedeutet Sonnenmond und mußte, nach seiner Meinung, ein Wesen kennzeichnen, das glänzend wie das Tagesgestirn und mild wie die Perle der Nacht war. War Mirmah die Frau des Scheikhs, war sie seine Lieblingssklavin, war sie seine Tochter?

Er hatte die Frage auf den Lippen, aber Ueltschüß sah nicht aus, als ob sie gern plaudere. Sie winkte, er möge mit ihr zurückgehen, und brachte ihn, am Büffelstall vorüber, auf den Platz hinter dem Hause, wo sie ihn ließ.

Der Grieche näherte sich den Grabsteinen, zwischen welchen einzelne Cypressen aufstrebten, und stand vor einer Höhlung in einem derselben still, die mit Blut gefüllt war. Es war das des Opferthieres, das ihm zu Ehren heute geschlachtet worden. Am Gitter hing auch ein Fetzen seines Gewandes, der ihm, als er schlief, entrissen worden.

Indem er sich bemühte, die Koranverse auf den verwitterten Steinen zu entziffern, trat der alte Derwisch zu ihm. Sein Auge und seine Züge waren belebter geworden, die Zunge gelenkiger, denn er hatte eine berauschende Pfeife getrunken.

„Du stehst an den Gräbern heiliger Männer, Abbas", sagte er erregt. „Hier ruhen Bedradden-Baba und Ali-Baba, zwei heilige Derwische unsers Tareks (Ordenspfades), die Mahmud-el-Fatih geholfen, Stambul zu erobern. Sie lagerten mit andern Söhnen Hadji-Begtasch's auf dieser Höhe, und der mächtige Scheikh Djebali-Baba schützte ihre Zelte vor den Steinkugeln, welche die Giaurs aus der Stadt abschossen. Er streckte die Rechte aus, wenn ein Geschoß dahergeflogen kam, und gehorsam änderte es dann die Richtung und schlug in die Mauern von Boghaskesen (Schlundabschneider, der türkische Name von Rumili-Hissar) oder es fiel in den Schlund. Als die Sure des Sieges ertönte und die Häupter der Giaurs, deiner Landsleute, schneller rollten als Kugeln, da gründete Djebali-Baba das Tekkeh auf diesem Berge und befahl, daß man ihn und seine Krieger hier begraben solle. Oft hat das Feuer dieses Haus mit rother Zunge beleckt; doch immer erhob es sich von neuem; denn die Gebeine des großen Scheikhs wirkten Wunder über Wunder. Auf seine Nachkommen ging die Würde über, der Vater vererbte sie auf den Sohn. Tahir-Baba auch stammt von dem Heiligen, und ich bin ein Abkömmling des Bedradden-Baba."

Lächelnd horchte der junge Grieche den prahlenden Worten. Auch er fühlte sich auf historischem Boden. Er wußte, daß es das Hermäische Vorgebirge war,

auf dem er stand, daß hier der stolze Thron des Darius aufgerichtet gewesen, der von diesem Felsen aus sein Heer über die Brücke des Androkles ziehen sah und Denksäulen mit assyrischen Inschriften aufstellen ließ nahe der Strömung von Pyrrhias-Kyon, dem rothen Hunde. Die Denksteine des Persers, die Säulen des Hermestempels, die Pfeiler der christlichen Bosporuskirchen, alle waren sie hineingebaut worden in die türkische Zwingburg, und die Wunder, die einst Götter und Heilige hier gethan, thaten jetzt die Knochen des türkischen Scheikhs!

Konstantin war nicht genug zum Skeptiker veranlagt, um sich lange diesen Gedanken zu überlassen; sein subjectives Fühlen und Denken war durch die Ereignisse der letzten Zeit zu mächtig erregt, als daß nicht in jeder Minute des Alleinseins persönliche Erinnerungen und Erwartungen ihn bestürmt hätten. Vornehmlich war es das Los seiner jungen Schwester, von der er gerissen worden, ohne ihr nur ein tröstliches Wort des Lebewohls zurufen zu können, das ihn mit schmerzlicher Bangigkeit erfüllte. Wie sollte er je darüber Gewißheit erlangen! Der einzige Mensch, der über sie Auskunft zu geben vermochte, war der Sklavenhändler. Zu ihm zurückzufliehen, wäre vielleicht eine Möglichkeit gewesen, denn der junge Grieche sah sich nicht streng bewacht; aber seine Verfolger hätten ihn doch wol dort zu suchen und zu finden gewußt; er hingegen würde vielleicht die Schwester nicht mehr auf dem Sklavenmarkte gefunden haben. Wenn jener Scheikh sie gekauft, der Mann mit dem edeln, wohlwollenden Gesicht, dem hoheitsvollen Wesen, dann mochte ihr Los wol ein erträgliches werden und es lag vielleicht die Möglichkeit vor, durch den Usta, der den Scheikh Abu-Yazid genannt und in ihm einen alten Feind haßte, über den Aufenthalt Aphroditi's etwas zu erfahren, wenn auch nur auf Umwegen.

Die natürliche Schlauheit des Hellenen, welche trotz seines jugendlichen Alters ernste Erfahrungen schon gereift hatten, legte es ihm nahe, sich in seine augenblickliche Lage zu finden, anstatt sich derselben durch einen Gewaltstreich zu entreißen, der ihn möglicherweise für immer der leisesten Hoffnung auf ein Wiederfinden seiner Schwester, auf eine endliche Befreiung beraubt hätte. Er konnte sich ja nicht leugnen, daß an Stelle der gestrigen stoischen Ergebung in ein Märtyrerlos ihm heute schon ein Schimmer von Siegeszuversicht die Seele durchblitzte, und eine Ahnung sagte ihm, daß das Morgen vielleicht sogar einen Lebensreiz bringen könne, einen Tropfen Poesie, ein holdes Geheimniß, das des Erforschens werth sein würde.

Er konnte nicht umhin, unter die Platane zu treten, wo er gestern kraftlos gelegen, und sich sein Erwachen aus wirren Träumen zu vergegenwärtigen; er berührte die Stelle des Grabgitters, wo die Lampe gehangen, die so sternengleich gestrahlt hatte, und er wartete neben Khyzir, der ihn bei sich duldete, die Abendschatten ab, um über die Person Gewißheit zu erlangen, die sie heute vor dem Heiligen aufstellen werde.

Ueltschüß war es leider, die ihn zugleich in die Küche zum Essen rief, wo der Derwisch, den sie Emr-Illah nannte, mit verzücktem Gesicht unbeweglich auf einem Postaki saß, in den höchsten Himmel entzückt durch eine starke Dosis Haschisch, die er heute, zur Feier der Abwesenheit seines Scheikhs, genossen.

Da alle Aufforderungen des Griechen, sein Mahl zu theilen, unbeantwortet blieben, speiste er allein und saß dann dem Alten am Feuer gegenüber, sinnend und träumend. Und vielleicht zauberte der Rausch jugendlicher Illusionen ihm verführerischere Bilder vor die Phantasie als jenem die benebelnden Düfte seines Giftkrautes.

Am nächsten Morgen grüßte die glutflüssige Sonne den Schlummernden nicht umsonst; er sprang elastisch vom Lager und beeilte sich, die ihm aufgetragene Arbeit zu thun. Im Stalle war's ihm nicht behaglich; aber als er in den thaufrischen Garten trat, mit Hacke und Korb versehen, erwachte in ihm die Erinnerung an die Tausende fleißiger Gärtner auf Chios, die nach der Einnahme der Insel ihren Orangenhainen und Mastixpflanzungen entrissen worden waren, um ihre Kunst, weithin zerstreut durchs türkische Reich, zu üben. Was er ihnen als Kind abgesehen im väterlichen Garten, das versuchte er jetzt zu üben, säuberte die Wege und gätete die Gemüsebeete um, begoß aus einem großen Kübel, den er in der Cisterne unter dem vorspringenden Mittelbau füllte, die trinklustigsten Pflanzen, und fing an kleine Furchen zu graben, den Anfang eines Bewässerungssystems, das er sich in aller Eile ausdachte. Zuweilen blickte er nach den Bretterverschlägen des Harems, verstohlen natürlich und von fern, denn er scheute sich, Mirmah's Garten zu betreten. Da sah er am Eckfenster ein großes weißes Tuch ausgehängt, das der Morgenwind hin- und herwehte. Und auch leise Lautenklänge vernahm er, unendlich einfache, schwermüthige Tonverbindungen, die sich oftmals wiederholten. Als er nach stundenlanger Arbeit ins Haus zurückkehrte, fand er Ueltschüß hin- und herlaufend, eifrig beschäftigt mit Vorbereitungen zu einem üppigen Mittagsmahle, das sie in der Haremsküche bereitete. Abbas kam ihr gelegen zur Aushülfe; sie betraute ihn mit Gängen in Stall und Garten sowie in den Holzverschlag, und in einem Augenblick großer Unruhe geschah es sogar, daß sie vor ihm den geheimnißvollen Vorhang lüftete, der links von der Hausthür den Eingang zum Frauenhause deckte und den Griechen einen Blick thun ließ in einen gepflasterten Küchenraum gleich dem im Selamlik (Männerhause), aber mit viellöcherigem Kochherd versehen und an den Wänden mit vielen blinkenden Zinnschüsseln verziert. Ein ganzes Volk von Hühnchen und Tauben trieb sich auf den Fliesen herum und schien selbst den Corridor, der ins Innere des Harems führte, ungescheut zu betreten. Zur Mittagszeit gab es ungewöhnliche Bewegung unter den Platanen. Khyuzir, in wilder Erregung, heulte und riß an der Kette; vom Dorfe Rumili-Hissar kamen auf felsigem Pfade drei magere Esel heraufgalopirt, auf denen tief verschleiert ein paar türkische Frauen, nach Männerart reitend, saßen. Ein weißbärtiger Diener führte die Thiere am Zügel und half den Frauen absteigen. Sie trugen dunkle, einfache Feradjehs und schwarze Stirnbinden unter den dichten weißen Jaschmacks, die kaum die Nasenspitze freiließen. Eine von ihnen war ungewöhnlich groß und ungelenk, die andere neigte zur Corpulenz, die dritte zeigte das unterthänige Wesen einer Sklavin und hielt sich zu Ueltschüß, während die beiden andern, wie Costi am Vorhang lauschend bemerkte, durch die Küche den innern Gemächern des Harems zueilten.

Mit neidischen Blicken sah der junge Grieche den Diener, als er die Esel

abgesattelt und untergebracht, die Haremsküche betreten, in die er selbst den Fuß noch nicht hatte setzen dürfen, und lebhaftes Geräusch verkündete bald, daß das Mahl in vollem Gange sei. Die Reste desselben wurden später dem Derwisch und Costi aufgesetzt; ersterer schien um die Mittagszeit am meisten zu Mittheilungen aufgelegt und gab auf die Frage des Sklaven, ob die Besucherinnen zur Familie des Scheikhs gehörten, mit unsicherm Lächeln Antwort.

„Es ist die Schwester der Hanum, die sie zuweilen besucht, wenn der Scheikh vom Tekkeh abwesend ist. Desgleichen thut die Hanum ihr, wenn sie allein zu Hause. Maschallah, Weiber sind Schlangen, und ich that wohl, ihnen zu entsagen, als ich mein Ikrarnameh (Gelübde) ablegte, obwol niemand mich dazu zwingen konnte."

„Wie erfuhr die fremde Hanum nur so schnell, daß Tahir-Baba gestern zur Stadt gegangen?" fragte neugierig der Grieche.

„Sahst du nicht, o Abbas, das weiße Sandjak (Fahne) am Haremfenster?"

„War es ein Zeichen?"

„Ja, du Frager, es leuchtete über den Schlund nach Anatoli-Hissar, wo der Yali (Landhaus) der Fremden steht, dessen Fenster auch unserer Hanum oft winken."

Mit lebhaftem Interesse lauschte Costi diesen Mittheilungen. Er hätte gern noch gefragt, warum die Schwestern einander nur in Abwesenheit ihrer Gatten besuchten; doch wollte er Emr-Illah nicht kopfscheu machen und schwieg daher. Als er später sich im Garten zu thun machte, sah er in Mirmah's Laube bunte Gewänder durchs Rankengewirr schimmern und hörte fröhlichen Stimmenklang; er wunderte sich, wie man vom Harem aus den Garten habe betreten können, ohne daß er es von seinem Posten an der Hausthür gewahr geworden sei.

Vor Sonnenuntergang entfernten sich die Besucherinnen, wie sie gekommen waren, unter wildem Geheul des Wolfshundes, und das Haus sank in tiefste Ruhe zurück. Der trunkene Derwisch sagte kein Wort mehr und überließ seinen jungen Gefährten, wie am Abend vorher, sich selbst. Dieser aber zog sinnend phantastische Fäden von einem Ufer des Bosporus zum andern, und sah noch in späten Träumen Tausende goldschimmernder Fenster mit flatternden Jaschmacks vor sich leuchten.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und schon am frühen Morgen machte sich Ueltschüß im Selamlik viel zu schaffen, lüftete die Zellen am Corridor und legte Matratzen hinein. Auf des Griechen Befragen, den sie ihr zu helfen aufgefordert, sagte sie ihm, daß abends Versammlung der Derwische in dem Tevhid-Khane, der Tempelhalle, stattfinden würde wie jeden Sonntag. Und sie zeigte dabei auf die mit Vorhängeschlössern verwahrte Pforte, die, nach Costi's Berechnung, in den vielfensterigen Mittelbau führen mußte, der in den Garten vorsprang. Als er sie dann nicht absichtslos daran erinnerte, daß es auch dort wol manches aufzuräumen geben möge, starrte sie ihn entsetzt an und rief:

„Allah-il-Allah! Was denkt der Giaur von mir! Selbst der geschnitzte Blutstein an meinem Daumen mit dem Namen des Propheten würde mein Haupt nicht retten können, wollte ich es in jene Jahim (Hölle der Götzenanbeter) stecken. Heil dem Propheten, wir Neger braten in der Szair, welche nicht gar so tief unter der Erde liegt."

„Wohin kommen denn die Christen?" fragte der Grieche vorwitzig.

„In die Hetama, so Gott will", war die Antwort, „es sei denn, ihr wäret Heuchler; dann würdet ihr aus der dritten in die siebente Hölle, Al-Harijat, wo die Martern am größten, geworfen."

„Aber wie magst du nur, Ueltschüß, in einem Hause weilen, das solche Schrecken birgt?"

„Cusum (mein Lamm)", entgegnete die Negerin, „die Djinns (böse Geister) wohnen nur in der Derwischhalle; das übrige Haus betreten sie nicht; denn theils hängt über den Thüren der Koranvers des himmlischen Thrones, der ihnen den Eingang wehrt, oder ein alter Schuh oder ein Bündel Lauch, vor denen sie sich noch mehr scheuen."

„Und du hast nie einen Blick in die Halle geworfen, Néné? (Mutter)", fragte Costi, zutraulich schmeichelnd.

„Ya Hafiz (o Beschützer)!" rief die Alte voll Entsetzen, „plagt dich die Neugierde, o Abbas? So wisse denn, daß die Begtaschis keinem das Leben lassen, der ihre verhüllten Dinge erkundet. Bist du der lichten Sonne müde, so greife in die Finsterniß, und Allah errette deine Seele!"

Sie wandte sich ab, und der Grieche ließ den Gesprächsgegenstand fallen. So oft er aber nun an der geheimnißvollen Thür vorüberging, suchten seine Blicke sie zu durchbohren, und seine erregte Einbildungskraft bevölkerte den dahinterliegenden Raum mit den abenteuerlichsten Gebilden.

Nachdem das Innere des Hauses in Stand gesetzt worden, forderte die Negerin den Sklaven auf, mit ihr die großen schwarzen Kessel, Kazan genannt, welche mit denen der Janitscharen gleiche Form hatten, aus der Vorhalle unter die Platanen zu bringen, was keine leichte Arbeit war. Sie wurden auf verbogene Dreifüße gestellt, und der Grieche erhielt den Befehl, aus dem Holzgelaß, das neben dem Büffelstalle an den Haremflügel angebaut war, einen Vorrath von Scheiten und Reisig herbeizuholen und sie unter den Kesseln aufzuschichten. Willig erfüllte er den Auftrag und vertiefte sich in den dunkeln Hintergrund des Schuppens, in welchem zahlreiche, unregelmäßig aufgebaute Haufen Brennmaterials lagen. Er bückte sich gerade, einen Arm voll Pinienzapfen aufzulesen, mit denen die Feuer entzündet werden sollten, als plötzlich neben ihm ein schmaler heller Lichtstrahl in den dunkeln Raum fiel, und als er hastig aufblickte, gewahrte er in der an den Harem stoßenden Breterwand eine ihm bisher verborgen gebliebene Thürspalte und entdeckte bei genauerer Besichtigung, daß einige der roh aneinandergefügten Breter eine enge und niedrige Thür bildeten, die nur angelehnt war. Indem er sich neugierig vorbeugte, um einen verstohlenen Einblick in die Region hinter der Wand zu gewinnen, welche zum Harem gehören mußte, hörte er schlürfende Schritte von jener Seite und hatte nur eben Zeit, sich hinter einem Holzhaufen zu verbergen, wenn er nicht auf seinem Beobachtungsposten entdeckt sein wollte.

Die Thür klappte zurück, und in ihrem von der Rückseite erleuchteten Rahmen zeigte sich eine weibliche Gestalt, in einen rothseidenen, mit goldenen Flammen durchwirkten persischen Stoff so dicht verhüllt, daß nur ein weißer Stirnstreif und

der Ansatz einer feinen Nase, über dem sich dichte dunkle Augenbrauen wölbten, sichtbar war. Zierliche nackte Füße steckten in gelben Pantoffeln und schlappten langsam über die umhergestreuten Zweige und Kloben hinweg, der Thür des Schuppens zu, neben dem einige Planken den Gartenzaun bildeten.

Mit hochklopfenden Pulsen und brennendem Blick verfolgte der Grieche die Vermummte. Wie sehnte er sich, die seidene Hülle zu durchdringen und ihre Züge zu erkennen. Er sagte sich, es müsse Mirmah sein, die auf diesem Wege ihren Garten erreiche. Hinter ihr war die Thür zugeschlagen, ein Stein an einer Schnur schien sie zu schließen; kein Schlüssel und kein Schloß waren daran zu erblicken.

Indem Costi überlegte, wie leicht der Eingang in die geheimnißvollen Frauenräume von hier aus dem Wissenden gemacht sei, und sich hineinträumte, hörte er der Negerin gellende Stimme, die nach ihm schrie, und beeilte sich, seine Tracht von Brennstoffen vor das Haus zu schaffen. Einmal im Bereiche der Kessel, ward ihm ferneres Träumen unmöglich; denn es gab vollauf zu thun bis zur elften türkischen Tagesstunde, wo die Sonne nur noch eine Wegstunde zurückzulegen hat, bevor sie niedergeht. Da kamen vom Cypressenwäldchen auf dem Hügelkamme und vom Dorfe Rumili-Hissar her Gruppen buntgekleideter Männer gewandert, Begtaschi-Derwische in leuchtenden Mänteln, Janitscharen in vollem Putz mit Reiherfedern an den mächtigen Turbanen und blitzenden Waffen, Jamaks aus der Bosporusfestung, die seit deren Erbauung vom Vater zum Sohn die Vertheidigung derselben vererbten und sich als Herren der Meerenge fühlten, welche ihre Kanonen auf und ab bestrichen. Ursprünglich den Janitscharen entnommen, hatten sie sich seit Jahren selbständig zu machen gewußt, und ehe Sultan Mahmud von dem gewaltigen Bairaktar auf den Thron gesetzt wurde, waren sie der Schrecken der Hauptstadt gewesen. Viele von ihnen gehörten, wie die Janitscharen, zum Begtaschiorden, und am Sonntage kamen alle diese wilden Krieger zum einsamen Tekkeh, um sich für eine Stunde ihrer weltlichen Abzeichen zu entkleiden, die Derwischkappe aufzusetzen und in geheimnißvollem Ritus das Verlangen ihrer entflammten Glaubensinbrunst nach Berührung mit einer magischen, geistigen Sphäre zu stillen.

Ueltschüß winkte dem Griechen, sich mit ihr hinter einem der Gräber niederzuducken, während die Kommenden, unter denen sich auch Tahir-Baba, der Scheikh, befand, einer nach dem andern ins Haus gingen. Manche unter ihnen hätten Costi's Gegenwart wol übel vermerkt, besonders da er noch immer die zerlumpte Palikarentracht trug, die den Janitscharen von Morea her in beschämender Erinnerung geblieben.

Erst als bei Sonnenuntergang die ganze Schar das Tevhid-Khane betraten und man ihr feierliches Ya hu! in vielstimmigen Modulationen durch die abendliche Stille erklingen hörte, berief die Alte ihren Helfer wieder zu den Kesseln, und bald strahlten in der schnell herabsinkenden Dunkelheit zahlreiche Feuer, brodelte in den Kesseln der würzige Pilav, brieten an Spießen die Hammel, welche dem Scheikh als Zeichen der Verehrung seiner Jünger während der vorhergehenden Tage geschickt worden waren, buken auf heißen Steinen die Brotfladen zur Zuspeise.

Schon lange war der Zikr (Anrufung Allahs) verstummt und tiefes Schweigen ruhte auf dem Tekkeh. Der Grieche benutzte einen unbewachten Augenblick, in den

Garten zu schlüpfen, strich an Mirmah's Laube vorbei und schaute nach den Fenstern der Halle auf; sie waren dunkel. In der Stille und Finsterniß vollzogen also die Derwische ihre räthselhafte Feier. Es überlief ihn ein Schauer, als er zu den blitzenden Sternen aufschaute, die aus unendlicher Ferne hineinblickten in den Raum, in welchem sich vielleicht ein grausiger Götzendienst vor dem Lichte des Tages barg. Ein leises Gemurmel, wie Blätterflüstern, entschwebte jetzt über ihm den geöffneten Fenstern, und plötzlich flammte dicht hinter einem derselben Kerzenlicht auf, und voll ertönte wieder in harmonischem Chor das Ya hu! der Betenden.

Da trieb es den Horcher zurück unter die Platanen, und es war Zeit, daß er zu seiner Beschäftigung zurückkehrte; denn schon suchte ihn die ermüdete Negerin, die beim Erscheinen der Männer, welches nahe bevorstand, sich in den Harem zurückziehen mußte. Sie rieth ihm, sich nahe an den Scheikh zu halten, den er vorzüglich zu bedienen hätte und der ihm nöthigenfalls den besten Schutz gewähren könne. Dann war sie verschwunden, und Costi sah, von seinem Standpunkte neben dem unruhig an der Kette zerrenden Khynzir aus, die Derwische Mann bei Mann aus dem Hause treten.

Nachdem der Scheikh das Luffer geblasen, verrichteten sie in aller Schnelligkeit die Abwaschung am Cisternenrohr, das geöffnet worden, damit fließendes Wasser zur Hand sei, und lagerten sich dann in Gruppen um die dampfenden Kessel, deren Feuer weithin durch die Nacht leuchteten. Die jüngsten Derwische zerschnitten die bratenden Hammel und brachten den ältern Brüdern in der Hand ansehnliche Stücke davon; alle aber hatten im Gürtel den Buchsbaumlöffel bereit, mit dem sie die Reisspeise verzehrten. Wasserkannen machten die Runde, und hier und da zeigte eine Kürbisflasche röthlich schimmernden Inhalt.

Tahir-Baba saß an der mittelsten Feuerstätte, neben ihm ein paar Alte mit zugespitzten Bärten, den strengen Moslem ein greulicher Anblick. Sie griffen tüchtig zu; doch der Scheikh schien verstimmt und wortkarg. Als indessen Costi ihm nahte und ehrfurchtsvoll grüßte, klärte sich seine Stirn, und er winkte dem jungen Manne freundlich.

„Geh in deine Zelle, Abbas", sagte er halblaut, „du findest dort anständige Gewandung, welche du gleich anlegen sollst. Dann komm wieder heraus und theile mit mir das Mahl."

Erstaunt folgte der Angeredete und kehrte nach kurzer Zeit in stattlichen, flatternden türkischen Gewändern unter die Platanen zurück, wo der Scheikh ihn hinter sich niedersitzen hieß und ihm selbst den Löffel mit Pilav und die saftigen Fleischstücke in den Mund schob. Kein feindlicher Blick richtete sich auf den Verwandelten, ja von hier und dort tönten ihm Worte des Grußes entgegen, und als das reichliche Mahl beendet, die Pfeifen angezündet und der Kaffee in der großen Küche bereitet worden, wo Emr-Illah mit abwesenden Blicken hantierte, schloß sich ein Kreis um die Mittelgruppe, und die kriegerischen Männer versuchten durch Fragen und vertrauliches Wesen den Giaur vergessen zu machen, daß er keiner der Ihrigen sei. Sie freuten sich seiner Sprachgewandtheit, und manches beifällige Maschallah bezeugte dem Scheikh, daß sein Schützling das allgemeine Wohlgefallen gewonnen.

III.

Die Nacht über hatten die meisten Derwische die Gastfreundschaft des Tekkeh beansprucht und sich in den Zellen auf Häuten und Polstern zur Ruhe gestreckt; früh am Morgen aber, als kaum das feine Grau der herannahenden Dämmerung sich von den Bergspitzen ins Bosporusthal herabsenkte, brachen sie auf, nach morgenländischer Sitte die Sonne beschämend. Mit seinem Segen entließ die sich Neigenden und Betenden Tahir-Baba, der diejenigen, welche zur Stadt wanderten, bis ans Cypressenwäldchen begleitete, wohin er den Griechen mit seiner Pfeife beschieden. Als Costi, eine Matte und das Nargileh tragend, sich den Bäumen näherte, sah er den Scheikh unter einem derselben stehen und nachdenklich nach Osten hinüberschauen, wo der erste röthliche Schimmer über den rebenbepflanzten Hügeln auftauchte. Der Grieche breitete das Geflecht am Rande des Gehölzes aus und schraubte den Pfeifenschlauch an den hohlen Deckel der Glasvase, auf dem schon feingeschnittener Taback und eine zierlich geformte, wohl durchglühte Kohle lagen. Dann schickte er sich an, Tahir-Baba, der sich langsam mit untergeschlagenen Füßen niedergelassen, die Meerschaumspitze in den Mund zu schieben. Der Türke aber nahm sie ihm aus der Hand, und als Costi gehen wollte, winkte er ihm, sich niederzusetzen. „Warum hast du, o Abbas, dich wieder in die Kleider eines Giaurs gesteckt?"

„Die weiten, langen Gewänder machen mich schwerfällig", entgegnete der Grieche, der nicht willens war, seinem Herrn den Abscheu zu offenbaren, den er gegen die Tracht der Unterdrücker seines Volkes empfand, „und ich brauche für deinen Dienst, Babamou, gelenke Glieder."

„Du brauchtest um den Dienst nicht zu sorgen, Knabe, wenn du dich dem Kaftan anpassen wolltest."

„Was meint mein Herr mit so dunkeln Worten?" fragte unheilahnend der Sklave.

„Ich bin nicht von flüssiger Lunge und eiserner Zunge", sagte der Scheikh, dessen Blicke noch immer der Morgenröthe zugewandt waren, während seine Lippen den kühlen Rauch einsogen, „daher sei dir kurz gesagt, was du hören sollst. Ich denke dir günstig und machte dich gern zu einem der Unsern."

„Babamou", rief der Grieche entsetzt, „ich bin ein Christ."

„Weißt du nicht, daß die Yenitscheri (Janitscharen) aus Christenblut entsprungen, daß in den Zeiten der Herrlichkeit unter Bajazid dem Blitz und Suleiman dem Gesetzgeber Tausende von auserlesenen Rajahknaben den alten Glauben abschworen und den Islam annahmen? Als der glorreiche Menschentribut ein Ende nahm, da begann auch die Kraft des Reiches zu sinken, und jetzt . . . Allah ekber! (Gott ist groß!) jetzt werden die Giaurs nicht mehr Moslem, aber der Kaliph ist ein Giaur geworden."

„Der Schlund liegt zwischen euch und uns!" rief Costi, auf den Bosporus deutend, in dem sich die golden heraufschimmernden Strahlen, die Vorboten der (Sonne, schillernd spiegelten.

„Wir sind einander nicht so fern, als du glaubst", entgegnete der Scheikh vertraulich. „Hadji-Begtasch, der heilige Gründer unsers Ordens, fand im Christen-

glauben manches, was er billigte. Ihr glaubt an eine Verkörperung der Gottheit, und so thun wir. Was euch Jesus ist, ist uns Ali, der Tochtermann des Propheten. Merk auf: Beider Geburt ward geheimnißvoll von Jebrail (Gabriel) bereitet, beide lebten rein und fleckenlos und thaten hohe Wunder, beide starben gewaltsamen Todes, als sie 33 Jahre alt waren. Ist dir dies nicht genug? So schau auf die Kappen meiner Derwische, die ein Saum in Form eines Kreuzes in vier Theile theilt. Und mehr der geheimnißvollen Zeichen noch haben wir mit euch gemein, die ich dir jetzt noch nicht enthüllen darf. Nennen uns doch die Ulemas, die Scheytan regiert, Nazarener! — Was hast du zu entgegnen?"

„Babamou", sagte der Grieche, der von diesen Enthüllungen ganz betroffen war, „die Zeichen thun's nicht allein; uns trennt die Lehre."

„O Abbas", entgegnete der Scheikh, dessen Gesicht jetzt die feurige Sonne erglühen machte, „so weißt du nicht, daß Jesus, den wir Ruh Ullah (Geist Gottes) nennen, das Kommen des Propheten vorausgesagt hatte, und daß die Juden voll Bosheit die heiligen Sprüche unterschlagen und vernichtet haben? Daher allein schreibt sich der Zwiespalt zwischen euch und uns her. Ali lehrte, was euere Schriften lehren. Die Worte Tebran, tulan (Weit, nah), die unsere Losung sind, was bedeuten sie, wenn nicht «weit von Stolz, nah in Neigung»?"

„Doch der Koran lehrt Haß der Feinde und billigt den Mord."

„Wir Begtaschis halten nicht viel vom Koran", sagte der Scheikh, verächtlich den Kopf zurückwerfend, „mehr Weisheit liegt in den Hadis (Traditionen) des Propheten. Dem aber, Knabe, der die Geister der Buchstaben kennt und ihre Constellationen, der den verborgenen Sinn der heiligen Zahlen und ihrer Werthe erkundet, kann jede Schrift zum Talisman werden."

„Was ist's mit den Zahlen?" fragte bange der Grieche.

„Habt ihr die heilige Dreizahl nicht und die Zwölf? Auch Ali ist uns drei in Eins; denn sein Dasein waren Wachen, Schlafen und Tod. Ihr habt der Jünger zwölf, und wir der wahren Derwischpfade, sowie der Imame, welche die leiblichen Nachkommen Ali's sind. Auf die Zwölfzahl ist der Orden Hadji-Begtasch's gegründet. Zwölf sind der Theile an des Scheikhs Kappe, zwölf der Strafen für gebrochene Eide, dreimal zwölf die Monate des Noviziats. Sprich, was kannst du noch einwenden?"

Er erhob sich wie jemand, der des Disputirens müde, und blickte den jungen Mann erwartungsvoll an.

„Babamou", sagte der geschmeidige Grieche, „ich bewundere Euere hohe Weisheit; doch ist mein Herz so schwer, daß es mir die Gedanken zur Erde zieht. Ich kann nichts anderes denken, als daß ich meine junge Schwester verloren und ein Sklave bin."

Der Scheikh dachte einen Augenblick nach.

„Wenn ich dir nun eine Schwester wiedergeben könnte, Abbas, und die Freiheit dazu, würdest du dann nicht deinen Glauben abschwören und den unsern annehmen, der dir unter anderm Namen alles wiedergibt, was du aufgegeben?"

„Dringt nicht in mich", sagte Costi ausweichend, „ich kann nichts versprechen."

„Du siehst", meinte der Scheikh, „daß ich dem Spruch: «Bekämpfe die Un-

gläubigen und sei grob mit ihnen», nicht folge. Ich will dein Bestes. Widerstrebe nicht! Mir ist es offenbart worden, daß dein Kismet und das meine verknüpft sind und mit Muhur Suleiman (Salomo's Siegel) versiegelt. Du sollst erfahren, was für ein Zauber mich zu dir zieht. Doch nicht aus meinem Munde. Wenn die Sonne niedersinkt und der Abendstern, welchen Anahid, das schönste Erdenweib, um derentwillen die Engel Harut und Marut fielen, jetzt bewohnt, den Reigen der Gestirne beginnt, dann steige in den Garten hinab und warte in Mirmah's Laube."

Mit diesen Worten neigte er ernst das Haupt und schritt über die in Morgenlicht gebadete Hochebene seinem Hause zu, während Costi in unbeschreiblicher Erregung mit zitternden Fingern die Gegenstände zusammensuchte, die er mit fortzunehmen hatte.

Der Grieche wartete nicht das Eintreten der Abenddämmerung ab, um sich zu dem räthselhaften Stelldichein zu begeben. Noch flammte der Widerschein der untergehenden Sonne auf den Fenstern der zerstreuten Yalis und Kiosks auf der asiatischen Seite des Bosporus, als er schon unter die Lianengewinde der Laube Mirmah's trat und sich auf die umgestürzte Säule niederließ, die dort als Sitz diente.

Er mußte lange warten, bevor Schritte nahten. Dann stand der Scheikh vor ihm, an der Hand die verhüllte Gestalt in golddurchwirktem Seidentuche haltend, die Costi gestern flüchtig gesehen.

„Dies ist Mirmah, mein einziges Kind", sagte Tahir-Baba seufzend; „sie soll mit dir reden, wie die Herrin mit dem Sklaven reden darf, verhüllten Antlitzes. Von ihren Lippen fließt die Rede wie Oel, wie lindernder Balsam. Oft hat sie mich getröstet in kummervollen Stunden. Sie wird dir sagen, warum meine Seele dir wohl will, und die deine rühren, Inschallah."

Er ging und ließ den Griechen, dem es einen Augenblick vor den Augen dunkel ward, mit Mirmah allein. Sie ließ sich ruhig auf den niedrigen Zweig eines nahen Feigenbaumes nieder, den sie mit den Füßen in schaukelnde Bewegung versetzte, und winkte Costi, sich auf den Boden zu kauern. Dann begann sie zu sprechen:

„Mein Vater hat dir gesagt, o Abbas, daß ich mit dir reden würde, wie die Herrin mit dem Sklaven. Das ist aber nur so gemeint, daß ich den Faschmack nicht ablegen darf vor dir; denn was die Gedanken meines Herzens betrifft, so sind sie dir geneigt, als wäre ich deine Schwester."

„Du warst es, Mirmah", rief der Grieche, „die am Tage meiner Ankunft mich mit Wasser tränkte. Du brachtest Licht in meinen Gram, du wirst mir auch heute Freude bringen."

„Der Koran sagt: «Seid nicht fröhlich, seid nicht traurig, so seid ihr überlegen», entgegnete sie mit ernstem Ton. „Was ich dir bringen werde, weiß keins von uns, nur Allah allein. Willst du mich aber anhören, so sollst du wenigstens wissen, bei wem du weilst, und welches unsere Gesinnungen gegen dich sind.

„Mein Vater rühmt sich der Abkunft vom Propheten, von Ali, durch dessen rechtmäßige Gemahlin, die vollkommenste Frau der Erde, Fatmah. Willst du den Stammbaum sehen, der ihn berechtigt, den grünen Turban der Emire zu tragen, so kann es geschehen. Viele der heiligen Männer gibt es in unserer Ahnenreihe,

große Scheikhs, die auf Löwen ritten und Schlangen verzehrten, zu deren Gräbern noch heute die Leidenden und Frommen wallfahrten. Aber keiner war wunderthätiger als der weise und tapfere Djebali-Baba, der dies Tekkeh gründete und an dessen Grabe ich dich fand. Unter seinen Nachkommen erbte die Scheikhwürde dieses Tekkeh vom Vater auf den ältesten Sohn, wie gebührlich. Als mein Vater, der Mustapha-Baba's Sprößling ist, heranwuchs in diesem Hause, theilte er die Spiele mit seinem Bruder Said, aber nicht die Gebete und Uebungen, durch die er sich vorbereitete für 1001 Tage des Noviziats, vor der Ablegung des Ikrarnameh, des großen Gelübdes. Said trat der Zunft der Fruchthändler bei, die mächtig unter den 64 Gilden ist, weil viele Yenitscheri ihr angehören. Als Tahir-Baba zum Derwisch geworden, gedachte mein Großvater, ihm ein Weib zu geben, damit die Erbfolge der Scheikhs bei zeiten gesichert sei. Seit vielen Jahren kannte er den Gildemeister der Kürschner, der unter Sultan Mahmud I. hohen Ruhm gewonnen in einem Aufzug der Zünfte, da seine Zunftgenossen, als wilde Thiere gekleidet, Fuchs- und Zobelschweife, Hermelin- und Marderfelle an langen Stangen schwingend, am Kiosk der Aufzüge, wo der Sultan saß, vorbeisprangen und tanzten.

„Zwei Töchter entfalteten sich knospengleich in seinem Harem, Güliter, die frische Rose, welche auf den Halwettfesten, wo unverschleierte Weiber ungescheut durch Straßen und Plätze zogen, weil es den Männern bei Todesstrafe verboten, die Häuser zu verlassen, als süßestes Zuckerwerk der Schönheit bewundert worden, und Dschanfeda (Seelenopfer), die ohne Reize geboren war. Mit beiden Schwestern hatten, ehe sie den Faschmack genommen, mein Vater und sein Bruder verkehrt; der schönen Güliter bewahrte Tahir-Baba ein geneigtes Gedenken. Mit reicher Morgengabe wollte der Großvater sie ihm gewinnen. Schon war das Verlobungsfest angesetzt, da hörte mein Vater traurige Nachricht. Vor dem Top-Kapu (Kanonenthor), wo Omar-Kurkdji, der Kürschner, wohnte, steht ein großes Tekkeh der tanzenden Derwische. Dorthin gingen seine Töchter an jedem Sonnabend und hörten in vergitterter Loge dem lieblichen Flötenspiel der Derwische zu, sahen sie in Verzückung sich im Reigen drehen. Dort sah die frische Rose den schöngestalteten Abu-Yazid, dessen bleiches Antlitz in Begeisterung strahlte, wenn die Kreise seines Tanzes ihn höher und höher hinauf zu Allah's Thron hoben, und sie wünschte, seine Hanum zu werden; denn er war reich und hochangesehen, und sein Orden ist vor allen andern dadurch geehrt, daß jeder Padischah ihm angehört. Sie sandte ihm so viele Hyacinthen, daß er an ihrer Liebe nicht länger zweifeln durfte. Da ihm der Ruhm ihrer Schönheit nicht verborgen geblieben, ließ er um sie werben und bot so reiche Morgengabe, daß der Kurkdji ihm den Vorzug vor Tahir-Baba gab. Mein Großvater, dem es mehr um die Verschwägerung mit Omar-Kurkdji als um die Schönheit der Schwiegertochter zu thun war, trug dem Alten seinen Wankelmuth nicht nach und ward mit ihm für geringe Morgengabe um Dschanfeda einig. Tahir-Baba und sein Bruder Said aber grollten und zürnten nicht nur dem Kürschner, sondern auch dem Mevlevi, und sie gingen nicht zu seinem Hochzeitsmahl.

„So kam es, daß die Schwestern, die einander lieben wie zwei Locken desselben

Haares, voneinander getrennt wurden durch den Zwist ihrer Männer. Güliter wohnt in reichem Hause drüben in Anatoli-Hissar und ist stolz auf den Ruhm ihres Gatten, der schon lange nicht mehr selbst tanzt, weil er Scheikh geworden, dessen hohe Wissenschaft ihn aber zur Leuchte an der Mauer der menschlichen Unwissenheit macht. Dschanfeda ist meine Mutter. Sie gewann die Gunst Tahir-Baba's, als sie ihm einen Sohn schenkte, Djelalledin, der geboren ward, als Venus und Jupiter in glückverheißender Nähe am Himmel standen, an einem Montag, in der 15. Nacht des Monats Schaban, wo die heiligen Schutzengel der Menschen alljährlich ihre Bücher niederlegen an den Stufen von Allah's Thron.

„So hohe Vorzeichen berechtigten zu großen Hoffnungen, und als mein Bruder aufwuchs, schien er sie alle erfüllen zu wollen. Er war schön wie Güliter und edel wie Dschanfeda. Tahir-Baba hütete ihn wie der Scherif die Kaaba, und unterrichtete ihn selbst in den Anfängen der Wissenschaft. Als Djelalledin sieben Jahre gelebt hatte und mein Vater eben, nach Mahmud's Tode, Scheikh geworden war, wurde ich, ein neuer Anspruch meiner Mutter auf die Gunst ihres Gatten, geboren. Doch bald sollte ihre Ehre sich in Schande verkehren. Mit mir beschäftigt, hatte sie in Abwesenheit Tahir-Baba's versäumt, den köstlichen Schatz, Djelalledin, zu bewachen, und eines Abends vermißte man das Juwelenleuchten seiner Augen im Hause. Weithin durch die Rebhügel und über die Heide suchten ihn die dienstfertigen Jamaks, die ehrfürchtigen Derwische — er ward nicht mehr gefunden."

Costi, der antheilnehmend gelauscht, stieß einen Ruf des Bedauerns aus.

„Niemand glaubte an seinen Tod", fuhr Mirmah fort, „denn die heiligen Zeichen bei seiner Geburt deuteten auf langes Leben. Wohl aber fürchtete der Vater, er sei entführt worden. Hatte man doch wenige Tage vorher bei dem Cypressenwäldchen einen Kalender (Bettelmönch) gesehen, der so nah unserm Tekkeh zu erscheinen gewagt. Der mochte den Knaben, als er ihm allein auf einsamen Pfaden begegnete, mitgenommen haben."

„Was ist es mit diesen Kalendern?" fragte Costi neugierig.

„Vor Jahrhunderten", entgegnete Mirmah gewichtig, „wurde ein Maure, Yussuf-Andalusi, aus dem Begtaschipfade weggewiesen, weil er ein Unwürdiger. Auch die Mevlevis verschmähten ihn. Da las er zusammen, was von Mördern und Räubern auf den Landstraßen und Wegen wandelte, und ward der erste Scheikh einer Brüderschaft, die ruhelos wandert durch alle Länder der Erde, und Eins ist in Unthaten und Haß gegen die Begtaschis und Mevlevis."

„Und Ihr glaubt", fragte der Grieche zweifelnd, „daß noch zu unserer Zeit der alte Groll so mächtig sein könne, um den Kindesraub veranlaßt zu haben?"

„Wir Moslem vergessen nicht", entgegnete Mirmah mit festem Ton. „Wir fluchen und segnen an heiligen Gedenktagen mit derselben Inbrunst, mit welcher einst die ersten Jünger des Propheten es gethan."

„Fand man denn keine Spur deines Bruders?" fragte Costi theilnehmend.

„Es ward erkundet, daß jener Kalender Abdallah-Omari geheißen, und daß er den Weg nach Kerbelah eingeschlagen, der heiligen Stätte bei Bagdad, wo die Imame begraben ruhen. Ein Schiffer glaubte, bei ihm einen weinenden Knaben

gesehen zu haben, der ihm die Bettelschale trug; doch seitdem sind alle Nachrichten verschollen. Mein Vater, der Dschanseda nicht mehr gewogen war, sah von Jahr zu Jahr die Hoffnung schwinden, das Tekkeh einem Sohne übergeben zu dürfen, denn ihm ist mehr als eine Frau zu haben nicht gestattet. Jetzt hat er funfzehnmal das Weizenfeld bestellt, seitdem der Sohn verloren, und alle seine Buchstaben- und Zahlenweisheit hat ihn nichts entdecken lassen. Schon lange bat er den Bruder Said, er möge sich eine Hanum wählen und Erben erzielen; doch der liebt nur die schwarzen Weiber, und kein Farbiger darf im Begtaschiorden Scheikh sein. Nun dachte mein Vater daran, einen Knaben an Kindesstatt anzunehmen, und suchte lange nach einem, der in Djelalledin's Alter und seinem Andenken nicht zur Schmach sei. Aber Allah erhörte seine Wünsche nicht. Da, als vor kurzem Tahir-Baba, von Träumen dazu angetrieben, wieder auf des Verschwundenen Spuren ging, brachte dich der Oheim, der unsern alten Sklaven im Zorn erschlagen, als Ersatz für ihn hierher, und das Zusammentreffen der Umstände, deine Jugend und Schönheit, die Probe des Fâl (Koranstechens) bestimmten meinen Vater, dessen letzte Nachforschungen nach Djelalledin fast keinen Zweifel an seinem Tode lassen, dich zu seinem Nachfolger zu erwählen. Sieh, welch ein Glück dir strahlt! Ein mächtiger Orden, der Verbündete der Janitscharen, öffnet dir sein Heiligthum und zeigt dir als Ziel die Würde des Scheikhs; ein liebender Vater nennt dich seinen Sprößling, eine duldende Frau ruft nach dir als ihrem Erlöser; eine Schwester endlich will ihre Sehnsucht nach dem Schutze eines Bruders an dir stillen. Kannst du noch zögern, der Unsere zu werden?"

Tief ergriffen hatte der junge Mann ihren letzten Worten gelauscht. Sein lebensvolles Herz wallte so heftig, daß er dem Mädchen, deren Antlitz er nie gesehen, hätte zu Füßen stürzen mögen, ihr seine Seele, sein Leben für immer zu eigen zu geben. Aber sein Ehrgefühl scheuchte die heiße Wallung zurück, und mit blitzenden Augen sich aufrichtend, rief er aus:

„Du sprichst zu mir, Mirmah, als wäre ich ein entwurzelter Strauch, der auf wildem Meer dahinschwimmt, ohne zu wissen woher, wohin, und sich vom Sturm aufs nächste Gestade werfen läßt, dort von neuem anzuwurzeln. So aber ist es nicht. Rühmst du dich erhabenen Stammbaums, wie viel mehr denn ich, dessen Ahnherren vor Jahrtausenden, als noch die übrige Menschheit in Nacht und Barbarei versunken war, wie Meteore strahlten im farbigen Licht der göttlichen Künste, der tiefsinnigen Wissenschaft, des todesmuthigen Heldensinnes! Hättest du eine Ahnung von der Erhabenheit meiner Nation, wie sie einst war, du würdest nicht in einem Augenblick, in welchem die begeisterten Enkel großer Väter sich aufringen wollen aus jahrhundertelanger Sklaverei zu himmlischer Freiheit, mir den Vorschlag thun, die Meinen feig zu verlassen und mich, während sie bluten und sterben, im Bann des Feindes behaglich anzusiedeln!

„Soll ich nach Ehren streben in einem Orden, der mit jenen Janitscharen verbrüdert ist, die unser liebliches Eiland überfielen, seine Pflanzungen und Orangenhaine verwüsteten, seine Marmorhäuser dem Boden gleichmachten, seine Kirchen entweihten, seine Bewohner zu Sklaven machten?

„Soll ich Weisheit lernen von denen, die unsere herrliche Akademie auf Chios

zerstört und vertilgt, jene Schule, wo die lebende Griechenjugend sich des Reichthums ihrer unsterblichen Sprache bewußt ward, wo wir den hohen Dichter Homeros begeistert verehren lernten, der einst von unsern Felsen seine herrlichen Gesänge ertönen ließ?

„Soll ich einen Vater, eine Mutter suchen unter dem Volke, das den meinen vor seiner gebundenen Kinder Augen geschlachtet, das die meine verstümmelt ihm nach in den grausigen Tod gesandt?

„Soll ich eine Schwester —. Doch nein, Mirmah, dich will ich nicht von mir weisen, dich nicht. So lieb bist du mir schon wie meine kleine Aphroditi, die Süße, die Verlorene!"

Er barg das Gesicht in den Händen, vom Schmerze übermannt.

Mirmah ließ ihn sich ruhig ausweinen und sagte dann:

„Du zeigtest mir Neigung, als du mir Wahrheit gabst. Ich will nicht weiter in dich dringen. Ich will Tahir-Baba bitten, daß er dich das Haupt rückwärts wenden lasse, solange du es begehrst. Wenn die bittern Wasser deiner Schmerzen gefallen sind, wird dir die Welt wieder lieblich scheinen, und du wirst nicht länger uns zürnen, die wir keine Schuld tragen an deinem Weh. Friede sei mit dir, Abbas, nein Konstantinos."

Und sie ließ ihn allein.

Im Harem wartete der Scheikh auf sie, und Dschanseda nahm ihr die seidene Hülle ab.

„Hast du den Stab seines Widerstandes gebrochen?" fragte Tahir-Baba.

„Nur ein wenig geneigt, Babamou", sagte sie beschwichtigend.

„So will ich ihn auf seinen Fußsohlen in Stücke brechen", rief der Scheikh zornig.

„Hast du Djelalledin je mit Ruthen gestrichen?"

Der Scheikh verstummte.

„So züchtige auch den nicht, der ihn zu ersetzen bestimmt."

„Maschallah! Du sprichst für den hochmüthigen Giaur!"

„Er ist stolz, mein Vater, aber edel; ein echter Moslem im Herzen. Laß ihm Zeit, es auch im Erkennen zu werden. Du gebietest über unsichtbare Geister und Mächte! Beschwöre sie, seinen Sinn zu wenden! Umgib ihn, ohne daß er es ahnt, mit magischen Fesseln und Ketten, die unzerreißbar sind, banne seine Gedanken durch die Kraft deines Willens! Und mich laß noch öfter, wie heute, an die geheime Thür seiner Seele pochen! Er öffnet doch wol einmal uns allen!"

Der Scheikh verließ grollend das Zimmer und ging in sein Schlafgemach, das im Harem, zur Seite des Mittelbaues, lag. Eine kleine Oellampe in thönerner Form brannte dort, und bei ihrem schwachen Lichte öffnete Tahir-Baba ein bretternes Schränkchen, worin wenige Bücher, einige bunte Marmoreier und siebeneckige Gürtelsteine, ein paar Holzlöffel und seidene Täschchen lagen. Er zog daraus ein paar Rollen mit schön illuminirten, wunderlich verschlungenen Schriftzeichen und arabischen Zahlen, setzte sich auf den niedrigen Divan an der Wand, hielt eins der Papiere an seine Knie und vertiefte sich in kabbalistische Berechnungen.

(Fortsetzung folgt.)

Colonisation in Cyrenaïka.

Von

Gerhard Rohlfs.

Es gibt jetzt drei Factoren, welche früher in dem Maße wenigstens nicht vorhanden waren, heute aber jeden für Erwerb von Colonien begeistern müssen. Wir finden unser Vaterland, in Europa und außerhalb unsers Erdtheils, in einer so Achtung gebietenden Stellung, daß ein in einem andern Continent erworbenes Gebiet auch gehalten und geschützt werden kann. Wir haben sodann eine Kriegsflotte, welche, abgesehen von der englischen und französischen, sich mit einer jeden der übrigen Nationen messen könnte. Und endlich haben wir jetzt eine so starke Auswanderung, daß nothwendig daran gedacht werden muß, diesen Ueberschuß unsers Volkes zu verwerthen. Es ist nicht meine Sache, zu untersuchen, wo die Ursache dieser so überraschend großen Auswanderung liegt; nur daran möchte ich erinnern, daß, als vor einiger Zeit das Minimum des Abzugs der Deutschen nach fremden Gegenden statthatte, im „Ausland" darauf aufmerksam gemacht wurde, daß man fast mit Gewißheit annehmen könne, nach einiger Zeit wieder eine Vermehrung der Auswanderung zu erleben. Jetzt haben wir sie, und so plötzlich und so zahlreich, daß schon im ersten Quartal dieses Jahres ebenso viele Menschen unser Vaterland verlassen haben wie 1879 während des ganzen Jahres.

Alle diese Individuen sind für uns verloren; denn der kleine Theil von ihnen, der später nach Deutschland zurückkehrt, kommt kaum in Betracht, und nicht selten besteht er auch aus solchen, welche sich in ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuscht sahen, und die, anstatt Schätze nach dem Vaterlande zurückzubringen, die Unterstützung desselben in Anspruch nehmen müssen.

Fast alle Afrikareisenden der Neuzeit haben sich mit der Frage der Colonisation beschäftigt. Ernst von Weber, Hübbe-Schleiden, Dr. Kersten u. s. w., alle plaidiren für Landerwerb. Und fast alle sind für Annectirung desjenigen Landes, für Civilisirung desjenigen Volkes, welches gerade sie kennen gelernt haben. Dies ist auch ganz natürlich. Hätte Herr von Weber seine Agitation zu Gunsten der Erwerbung der Delagoabai und des Landes der Boers erst heute begonnen und beständen dort noch dieselben Verhältnisse wie zu seiner Zeit, als er in Südafrika weilte, so würde er vielleicht ein geneigteres Ohr gefunden haben. Damals konnte die Regierung seine Vorschläge nicht entgegennehmen, und jetzt ist es zu spät. Die ganze Südspitze von Afrika ist inzwischen englisch geworden, und wenn Boers und

selbst Eingeborene auch noch schwache Versuche machen, sich den eisernen Umarmungen des britischen Löwen zu entziehen, so sieht das fast so aus, als ob ein schon verschlucktes Kaninchen sich dem Schlunde einer Boa Constrictor wieder entwinden möchte. Darin stimmen wir jedoch mit dem Autor des „Vier Jahre in Afrika" ganz überein: man hätte nicht leicht eine gesündere, reichere und den Deutschen mehr zusagende Gegend finden können als die von ihm zur Colonisation vorgeschlagene: das kräftige Gedeihen unserer nächsten Stammverwandten, der holländischen Boers, beweist das zur Genüge. Leider läßt sich das Geschehene nicht ungeschehen machen. Aber warum sollte man nicht Niederlassungen an der Küste von Groß-Namaqua, die unter gleichen Breiten gelegen ist, gründen? Ein Hafen, wie man ihn in der Delagoabai gehabt hätte, befindet sich dort allerdings nicht. Das den Hottentotten gehörige Land ist jedoch gut — nach den Berichten der Missionare ist nicht daran zu zweifeln, ferner das Klima ein gesundes, und deshalb soll eben wenigstens nicht unterlassen werden, die Aufmerksamkeit darauf gelenkt zu haben.*)

Am vorzüglichsten behandelt Hübbe-Schleiden die Colonisationsfrage in seinem „Ethiopien". Die letzten beiden Kapitel seines trefflich geschriebenen lehrreichen Werkes sollten von jedem, der sich mit dieser Frage beschäftigt, nicht gelesen, sondern studirt werden. Hübbe-Schleiden ist der Ansicht, nicht das Reich, sondern das Volk muß colonisiren.

„Kann aber Einer", sagt Hübbe, „denn wol ernstlich fragen, ob Deutschland auch colonisiren muß! Sollte irgendein Deutscher wirklich meinen, Colonisation könne für Deutschland im vorigen Jahrhundert möglicherweise wünschenswerth gewesen sein, sei aber jetzt ein anachronistisches Beginnen?! Ist Deutschlands Production, Deutschlands Reichthum irgendwie mit dem Englands zu vergleichen? Wuchern nicht überdies Nihilismus und daneben sentimentale Schwärmerei in Deutschland wie in keinem andern Lande? u. s. w." Etwas weiter ruft Hübbe aus: „Man hat mit Recht gesagt, Deutschlands Fluch sind die unglückseligen Zeiten der Vergangenheit des deutschen Volkes und die ungünstige geographische Lage seines Landes. Nun, die Geschichte Deutschlands ist bereits corrigirt, dank Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke und andern deutschen Männern mehr! Wer wird jetzt fortfahren, Deutschlands Geographie zu corrigiren?!"

Hübbe-Schleiden weilte selbst an der Westküste von Afrika am Gabon und an der Coriscobai. Aus seiner Schilderung des französischen Colonisationssystems kann man lernen, wie man es nicht machen soll. Man kann Herrn Hübbe fast in allem recht geben. Immer und immer wird sich aber dem Patrioten die Frage aufwerfen, wie können wir am besten unsere Auswanderung für das Vaterland verwerthen? Gerade die Elemente, aus denen besonders die Auswanderer bestehen, Landleute und Handwerker, kann man nicht nach jedem beliebigen Landstrich senden. Kaufleute, Künstler, reiche Handwerker, auch Gelehrte finden bei einiger Anstrengung auf dem ganzen Erdenrund ihr Brot. Haben sie namentlich, was die sogenannten gebildetern Menschen anbetrifft, jenes Vorurtheil überwunden, daß Arbeit

*) Namaqua ist inzwischen auch von den Engländern annectirt worden.

schände, so findet ein jeder schließlich den ihm zukommenden Platz, nachdem er oft freilich ein halb Dutzend mal seine Beschäftigung, seinen Beruf gewechselt hat. Aber nicht so ist es mit dem Gros der Auswanderung, mit den Landleuten und den Handwerkern; sie prosperiren nur in denjenigen Ländern und Colonien, wo Ackerbau getrieben wird. Nicht umsonst wird von unserer Auswanderung deshalb der Norden der Union, der Süden Australiens, die südlichste Provinz von Brasilien vorgezogen. Aber der staatliche Zusammenhang mit den deutschen Landsleuten geht hierbei verloren.

Es sollte deshalb die Frage ernstlich erwogen werden: gibt es nirgends in der Welt noch unbenutzte Ländereien, welche mit gutem Gewissen unsern Landsleuten als Auswanderungsziel bezeichnet werden könnten? Die besten Gebiete sind freilich vergeben, aber es gibt doch noch einige, auch in Asien und Polynesien ist noch Land zu haben. So haben wir im Eingang dieser Arbeit das Namaqualand als ein solches bezeichnen können. Und in der That, so viel wir uns auch umsehen, wir werden immer wieder auf Afrika zurückkommen müssen.

Herr von Konring, welcher im Jahre 1879 im Auftrage von Krupp nach Marokko geschickt wurde, meint, Deutschland solle in Verbindung mit Spanien sich dieses Landes bemächtigen. Der Vorschlag klingt so übel nicht, und bei einer eventuellen Theilung dieses Landes würde Deutschland wohlthun, auch für sich seinen Part zu beanspruchen. Sonst aber hat der Vorschlag weiter keinen Werth; denn einer Erwerbung von Land in größerm Maßstabe auf friedlichem Wege steht der gesetzlose Zustand, in welchen sich Regierung und Volk stets befinden, derart entgegen, daß gar nicht daran gedacht werden kann. Klima und Boden sind sonst in Marokko so beschaffen, daß beides den Deutschen zusagen würde. Die Eingeborenen selbst treiben nördlich und südlich vom Atlas Ackerbau, und wo Weizen blüht, kann der Deutsche leben.

Es gibt aber noch in Afrika und zwar den Türken gehörend, ein anderes Land, welches sich ebenso gut zur Errichtung einer Colonie eignen würde: Cyrenaïka.

Dieses Land ist es, auf welches wir die Aufmerksamkeit der Deutschen lenken möchten. Cyrenaïka oder, wie man jetzt sagt, Barka ist türkisch, eine so türkische Provinz wie Pommern eine preußische ist, obschon es noch nicht lange — kaum seit einem Menschenalter — dem ottomanischen Staate einverleibt worden ist. Es ist irrig, wenn man glaubt, Tripolis stände mit Barka in einem ähnlichen Verhältnisse zur Pforte wie z. B. Aegypten. Die Beziehungen Aegyptens zur Pforte sind ganz bestimmt geregelte und durch die Großmächte sanctionirte. Falls z. B. vor kurzem die europäischen Mächte ihre stillschweigende oder höchst wahrscheinlich vorher eingeholte Erlaubniß zur Absetzung des Khedive nicht gegeben hätten, würde der Sultan*) nie eine solche Maßregel aus eigener Machtvollkommenheit haben

*) Die Türken glauben allerdings, auch jetzt nach ihren Niederlagen, noch immer an die absoluteste Machtvollkommenheit „des Schattens Gottes". In der Beziehung sind sie so fest von der Herrlichkeit *ihres* Beherrschers der Gläubigen überzeugt, wie die Katholiken von der Unfehlbarkeit des Papstes: daß der Sultan geruht, seinem Vasallen, dem Kaiser von

ergreifen können. Und was das Verhältniß zu Tunis anbetrifft, so besteht zwischen der Pforte und diesem Lande gar keins. Die Engländer haben verschiedentlich versucht, diese Regentschaft dem Osmanischen Reiche als integrirende Provinz einzuverleiben, aber es scheiterten alle diese Versuche an der Wachsamkeit der französischen Regierung. Ist Tunis türkische Provinz im wahren Sinne des Wortes, dann müßte eine Einverleibung dieser Regentschaft seitens Frankreichs stets einen Conflict mit der ottomanischen Regierung hervorrufen. Eine Annexion seitens Frankreichs ist jedoch nur noch eine Frage der Zeit. Falls England und vielleicht Deutschland nicht Protest erhöbe, würde niemand etwas dagegen einwenden können; denn mit der Pforte hat Tunis absolut kein Band, höchstens ein sympathisches, aber kein Band, das in irgendeinem Vertrage besteht.

Ganz anders ist es mit Tripolis und Barka, welches seit 1835 durch Großbritanniens Hülfe der Pforte einverleibt wurde. Beide Länder, obschon durch die Syrtengegend getrennt, bildeten oft eine einzige Provinz; oft wurden sie — je nach der Laune des Großvezirs — als zwei getrennte Provinzen, beide direct von Konstantinopel abhängig, verwaltet. Das Wort verwalten ist nicht das richtige; „aussaugen" würde allein den Zustand beschreiben, in welchem sich die türkische Regierung der dortigen Bevölkerung gegenüber befindet. Im Sommer 1879 wurde Barka oder Cyrenaïka wieder zu einem selbständigen Vilayat errichtet.

Das Land liegt gerade südlich von Griechenland; etwa zwischen denselben Längengraden, aber drei Grad südlicher, befindet es sich zwischen 33° und 32° nördl. Br. Die Größe des so überaus fruchtbaren und reichen Hochplateau ist die doppelte der Insel Kreta. Rechnet man aber die Weidegründe, in denen jedoch auch alljährlich geackert wird, hinzu, dann würde der Flächeninhalt mindestens auf 700 deutsche Quadratmeilen zu berechnen sein. Während circa 1000 Jahren von Griechen und Römern colonisirt, und vorher schon von den Phöniziern besiedelt, erfreute sich Cyrenaïka oder, wie das Land auch genannt wurde, Pentapolitanien, einer hohen Blüte, beruhend auf der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens, welche sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte des Landes einzugehen; die, welche sich dafür interessiren, finden dafür reichliches Material unter den alten Schriftstellern wie unter den Notizen, welche die meisten neuern Reisenden nicht unterlassen haben, ihren Reiseberichten beizufügen. Wenige Forscher sind allerdings in diesem Lande, das vor den Thoren Europas liegt, gewesen. Der erste, der es gleichsam wieder entdeckte, war Della Cella; nach ihm wurde es von verschiedenen andern besucht, blieb aber bis in die neueste Zeit hinein immer das Land, welches von wissenschaftlichen Reisenden am stiefmütterlichsten behandelt wurde.

Der Grund liegt hauptsächlich in der schlechten Verbindung mit Europa. Der natürliche Haupthafen, derjenige Hafen, der als der beste an der ganzen Nord-

---

Oesterreich, zu befehlen, Bosnien für ihn zu verwalten, daß die Engländer, die sich so gut auf Finanzen verstehen, dem Beherrscher der Gläubiger Cypern verwalten müssen — das kann man jeden Tag von den „gebildeten Türken" zu hören bekommen. Ich meine, der Sultan glaubt es selbst.

küste von Afrika bezeichnet werden kann, Bomba und Tabruk*) — denn beide, nahe beieinander gelegen, sind gleich vorzüglich — diese Bucht hat leider kein Trinkwasser. Es würde sich aber mit leichtester Mühe Wasser dort hinleiten lassen. Und eben dieser Mangel von sichern Ankerplätzen bedingt die schlechte Verbindung mit Europa. Apollonia, der Hafen der Alten für die Hauptstadt Cyrene, ist so wenig ein solcher, wie er es im Alterthum gewesen ist. Ptolemais (jetzt Tolmetta genannt), welches unter Griechen und Römern der bedeutendste Port von Cyrenaïka war, hat seinen Hafen infolge der Hebung der Küsten von Cyrenaïka gänzlich verloren. Dies Hervorsteigen erstreckt sich, beiläufig gesagt, längs der ganzen Küste bis westlich von Sabratha. So ist der einstige so bedeutende Ankerplatz von Leptis magna, nebst den großen Molen und Hafenbauten, jetzt vollkommen unter Wasser, und Tripolis selbst wird jetzt unmittelbar von den Wogen und der Brandung des Mittelmeeres erreicht, während doch die heute lebende Generation sich noch erinnert, daß ehemals zwischen Stadtmauer und Meer ein fahr- und gehbarer Weg vorhanden war. Bei Tokra (früher Tauchira genannt) scheint auch im Alterthum nie ein Hafen gewesen zu sein.

Die einzigen Häfen oder vielmehr Rheden, von denen aus jetzt der Verkehr mit Europa unterhalten worden, ist an der Nordküste gelegen Derna (das alte Dernis), an der Westküste Bengasi (früher Berenike und ganz zuerst Euesperides, Hesperides genannt). Bei Derna ist die Rhede so unsicher, daß der von dort nach Candia unterhaltene lebhafte Verkehr nur in den Sommermonaten statthat.**) Bengasi hat allerdings einen Hafen; derselbe ist aber so seicht, daß Schiffe von mehr als 2 Meter Tiefgang nicht hineinfahren, sondern auf der Rhede liegen müssen. Im Winter ist daher der sonst regelmäßige Verkehr mittels Dampfer nach Malta oft monatelang gehemmt. Die türkische Regierung thut natürlich nichts, um den sonst guten und sichern Hafen von Bengasi zu vertiefen. Ein Bagger wurde angeschafft, aber er arbeitet nicht, sondern verfault im Hafen. Am Strande sieht es daher, wie fast an der ganzen afrikanischen Küste, traurig und trostlos aus. Zahlreiche Schiffstrümmer bedecken denselben, und wenn die Brandung ein Schiff zerfressen und zerschlagen hat, ist gleich ein anderes gescheitert, um es zu ersetzen. Eins der letzten verunglückten Schiffe ist ein kleiner Salondampfer, der früher dem unglücklichen Kaiser Max von Mexico gehörte. Man hat so wenig Geld, so wenig Unternehmungssinn in Bengasi, daß der Dampfer, der leicht zu heben und flott zu machen gewesen wäre, sammt seiner Maschine, die man nicht einmal barg, jetzt ganz in den Sand versinkt oder vielleicht schon auseinandergeschlagen ist. Und nirgends leichter als in Bengasi ließe sich ein guter Hafen herstellen! Alles bedarf in Cyrenaïka nur geringer Nachhülfe, um als vollendet und gut

*) Hier verbarg sich die ganze französische Flotte, welche Napoleon I. nach Aegypten gebracht hatte, auf der Rückkehr vor der unter Lord Collingwood verfolgenden englischen Flotte, und entging dadurch der Vernichtung.

**) Das Mittelmeer ist zwischen Candia und Cyrenaïka so wenig breit, daß die Ueberschiffenden stets Land sehen. Taucht z. B. Cyrene ins Meer, dann steigt der Ida aus den Fluten hervor.

dazustehen. Unter türkischer Herrschaft wird das nie geschehen und unter der der Eingeborenen, falls Cyrenaïka unabhängig würde, ist das noch weniger zu erwarten.

Cyrenaïka oder Barka hat das Klima der am Mittelmeere gelegenen Länder; es dürfte aber etwas kühler sein als Süditalien, Griechenland, Candia, Sicilien und namentlich als das eigentliche Tripolis. Denn die im Sommer stets wehenden Nordwinde üben einen großen Einfluß auf die Abkühlung der Luft aus. Vom Mittelmeere kommend, bläst der mit größter Regelmäßigkeit sich einstellende Wind in der Regel aus Nord-Nord-West, bringt immer große Feuchtigkeit mit, so stark, daß selbst in den heißesten Monaten, im Juni, Juli und August, gleich nach 3 Uhr nachmittags der Boden sich sichtbar mit Thau bedeckt. Oft wird dieser unsichtbare feuchte Niederschlag so stark, daß er sich auf Bretern und nicht einsaugenden Flächen zu Wasser condensirt. Es regnet in den Monaten zwischen October und Mai, während im Sommer äußerst selten Regen fällt.

Während der langen Miswirthschaft der Eingeborenen haben diese es nicht vermocht, das Land vollkommen seines grünen Baumschmucks zu berauben, wenngleich einer der letzten türkischen Generalgouverneure, Ali-Risa hieß der Vandale, die schönen Cypressen und Pinienbäume fast alle systematisch hat fällen lassen, um sie als Nutzholz zu verkaufen. Er konnte seine Absicht nicht ausführen, da er versetzt wurde, und seit der Zeit faulen die Stämme am Boden. Ali-Risa war 1868 Generalgouverneur von Tripolitanien und Barka.

Cyrenaïka hat nur bei Bengasi, Tokra und Ptolemais einen schmalen Küstenstrich, der bei Bengasi etwa 40 Kilometer, bei Ptolemais aber nur noch einige Kilometer breit ist. Das ganze übrige Land ist Hochland und besteht aus terrassenartigen Vorländern, welche breitgedehnt aufs eigentliche Hochland führen, das fast 1000 Meter (der höchste von mir 1868 gemessene Punkt war 909 Meter) über dem Mittelmeere gelegen ist. Die große Höhe dieses Landes spricht schon allein dafür, daß das Klima sehr gesund sein muß, und das ist es in der That. Ueberall ist das Land mit dem dicksten Humus bedeckt, welcher um so werthvoller ist, als er seit 1000 Jahren brach liegt. Denn selbst die Strecken, auf denen die Eingeborenen säen, sind eigentlich als brach zu bezeichnen, da der Boden vom primitiven Pflug so oberflächlich aufgekratzt wird, daß der tiefliegende Humus gar nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Der arabische Pflug dringt höchstens 1 Decimeter tief in die Erde.

Das Gestein Cyrenaïkas besteht aus Kalk; wilde Thiere sind nirgends vorhanden; auch größeres Jagdwild, wie Gazellen, selten. An Hausthieren haben die Eingeborenen Rinder, Schafe und Ziegen. Von den im Alterthum durch ihre Kraft und Schönheit ausgezeichneten Pferden merkt man heute nichts mehr. Die Eingeborenen bauen Weizen und Gerste: es kann aber in Cyrenaïka alles hervorgebracht werden, namentlich Wein. Letzterer und Oel bildete im Alterthum für die Bewohner des Landes eine Quelle des Reichthums; Baumwolle und Taback würden vorzüglich gedeihen. Alle Gemüse, alle Früchte der Mittelmeerzone würden in Cyrenaïka wie in einem großen Garten fortkommen.

Immer fließende Bäche oder Flüsse gibt es in Cyrenaïka nicht; dem Hochlande entströmen zahlreiche Gießbäche während der Regenzeit, und überall gibt es Quellen. Der Apolloquell von Cyrene war im Alterthum hochberühmt und diente zur Bewässerung prächtiger Gärten der Hauptstadt.

Der wasserreiche und fruchtbare Boden verleiht im großen auch heute noch dem Lande dasselbe „grüne" Gepräge, welches es im Alterthum hatte. Ewig grün taucht Cyrenaïka aus dem Meere auf, so grün, daß außer dem Namen Barka das Land von den Eingeborenen auch schlechtweg „das grüne Gebirge, Djebel achdar", genannt wird.

Die Eingeborenen, welche ich 1868 auf 300000 Seelen veranschlagte, müssen zu den Arabern gerechnet werden. Man redet ausschließlich das Arabische in ganz Cyrenaïka. Möglich, daß sich innerhalb der Bevölkerung Reste von griechischem und römischem Blute, von Völkern aus der Völkerwanderung erhalten haben; erkennen läßt sich das aber nicht. Die Bewohner, welche nomadisiren innerhalb ihres Gebietes, zugleich aber auch innerhalb desselben ackern, sind eifrige Mohammedaner, ihre zunehmende Vorliebe für Religion muß dem Orden der fanatischen Snussi zugeschrieben werden. Es braucht wol kaum gesagt zu werden, daß diese größere Vorliebe für Religion gerade nicht veredelnd und vortheilhaft auf das Volk gewirkt hat, und die Türkei hat keine Regierung, um den Wirkungen des Fanatismus mit Kraft entgegenzutreten.

Was ich von diesem herrlichen Lande gesagt habe, ist alles Folge und Ausfluß von Selbsterlebtem, Selbstgesehenem gewesen, und man könnte — obschon man mich bisjetzt fast immer zu großer Nüchternheit in meinen Referaten geziehen hat — sagen, ich habe mich absichtlich der Schönfärberei beflissen. Ich erlaube mir deshalb, einige andere Gewährsmänner ins Gefecht zu führen, und erinnere daran, daß schon Homer von der „lachenden" und reichen Fruchtbarkeit des Landes spricht. In der fünften Pythischen Ode nennt Pindar Cyrenaïka „den süßen Garten der Aphrodite". Arrian schildert es als krautreich und gut bewässert, und Diodor sagt, es sei der fruchtbarste Boden schlechtweg. Scylax führt die verschiedenen dort gezogenen Obstsorten auf; Strabo lobt die fruchtbaren Kornfelder und die auserlesenen Stutereien. Mancher Sieg in Olympia wurde allerdings mit cyrenaïschen Pferden erfochten. Plinius in seiner „Naturgeschichte" (fünftes Buch) sagt, das cyrenaïsche Gebiet solle in einer Breite von 15000 Schritt sehr fruchtbar an Bäumen sein, aber ebenso weit ins Land hinein nur Feldfrüchte tragen. Man rechnet 5000 Schritt auf eine deutsche geographische Meile; sonach nimmt Plinius den baum- oder buschreichen Landstrich nur zu 3 Meilen Breite, den Ackerboden überhaupt nur zu einer Breite von 6 deutschen geographischen Meilen an; das ist viel zu gering; denn die neuern Reisen weisen, von der Küste angefangen, mindestens eine doppelte Breite des fruchtbaren Bodens nach dem Innern nach.

Von den neuern Reisenden sprachen sich namentlich in begeisterten Ausdrücken über die Fruchtbarkeit des Bodens und den Pflanzenreichthum aus die Reisenden Beechey, Porcher und Smith, sowie unser Landsmann Heinrich Barth. Nicht nur

von allen Afrikareisenden, sondern von allen Entdeckungsreisenden überhaupt, ist Heinrich Barth ohne Widerspruch der allerzuverlässigste, derjenige, der jedem Dinge am meisten bis auf den Grund nachspürte, und der am meisten Vertrauen verdient. Wir können uns auch nicht versagen, aus des verewigten Barth „Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres" einige dies herrliche Land illustrirende Stellen anzuführen.

Wenn man Bengasi, welches von schönen Gärten umgeben ist, nach dem Nord oder Nordosten gehend verläßt, kommt man zuerst durch kahle Gegenden, wo viele Verhältnisse, welche hier unerörtert bleiben können, die Unfruchtbarkeit des Bodens verursacht haben, die sich darin äußert, daß der Humus fast ganz fortgeschwemmt ist. Aber bald kommt der Wanderer in reichere Gefilde und schon ehe man das alte Taucheira erreicht hat, gilt von dem Lande der Ausspruch von Barth: „Diese Kahlheit der Fläche hörte jedoch bald auf. Denn als wir am nächsten Morgen, den 10. Mai, um $4^1/_2$ Uhr aufgebrochen waren, ward die Ebene bald mit dem üppigsten Gebüsch von Jasmin, Myrten und andern Gattungen dicht bekleidet, worin sich eine solche Menge von Rebhühnern aufhielt, daß selbst ein Archäologe, der doch auch hier für seine tägliche Kost zu sorgen hat, dadurch verführt und von seinem Zwecke eine Weile abgezogen werden konnte."

Die Gegend hinter Taucheira oder Teuchira schildert Barth folgendermaßen: „Schon um 2 Uhr nachmittags verließ ich Tokra (Taucheira), um noch diesen Abend eine andere bei weitem größere, aber gegenwärtig noch ödere Stadt zu erreichen; das große Ptolemais. Der ganze Weg dorthin war überaus malerisch und die Ebene, die hier allerdings schon bedeutend schmäler wird, großentheils angebaut. Nun traten auch die herrlichen, reich mit Wald bekleideten" (der Wald ist leider vor 20 Jahren, nach Barth's Reise, von den Türken zerstört worden. Barth machte die Reise durch Cyrenaïka 1845, also vor 35 Jahren), „mannichfach geformten Bergabhänge nahe genug, um die volle Schönheit über die Landschaft zu verbreiten."

Heinrich Barth erklimmt sodann die Hochebene, wo sich „die Ruinen zwischen Gebüsch und Bäumen mit Unterbrechungen fortsetzen, bis wir an einer großartigen Stätte ankamen, wo ein weites Terrain mit Trümmern dicht bedeckt war u. s. w.". Er besuchte sodann die großartigen Ruinen der ehemaligen Hauptstadt Cyrene, auf der Hochebene selbst gelegen, und obschon er eifrig das Land nach allen Richtungen durchzog, war es ihm doch unmöglich, alles zu sehen, weshalb er ausruft: „Unzufrieden, nicht alles gesehen zu haben, was in dieser jetzt in vollkommenster Wildheit sich selbst überlassenen und wiederum auf betriebsamere Colonisten wartenden lieblichsten Bergterrasse als Beweis der alten Cultur sich findet, machte ich mich auf zur heimatlichen Quelle." (Barth nennt den Apolloquell von Cyrene so, weil er nach mehrern Ausflügen immer wieder zu ihm zurückkehrte.) „Die von der üppigen Mittelterrasse zum Hochplateau ansteigenden höhern, lieblich gestalteten Bergneigen zur Linken lassend, nahmen wir unsern Weg in westsüdwestlicher Richtung, aber in mannichfachen bald nördlichen, bald südlichen Krümmungen durch die bezaubernde Berggegend, jetzt durch wildbewachsenes Hügelland mit dichtem Gebüsch von phönizischem Wachholderbaum,

Lorber, Arbutus und andern mir unbekannten Sträuchern uns durchwindend, dann wieder mit freierer Aussicht über offene Kornfelder. Denn hier ist das Land zu schön, um selbst in der gegenwärtigen Verödung, der das altberühmte Barkäische Terrassenland anheimgefallen ist, ganz unbewohnt zu sein u. s. w."

Es genügt gewiß das aus Barth's Reisewerk Angeführte, um dem Leser die Ueberzeugung beizubringen, mit welch herrlichem Lande man es zu thun hat. Doch soll nicht unterlassen sein, noch einige Worte unsers bedeutendsten Geographen, Karl Ritter's, zu citiren. Dieser fußte allerdings vorzugsweise auf der Beschreibung der alten Schriftsteller, und von den neuern hat er nur noch Le Maire und Della Cella kennen gelernt. Aber was das Bedeutsame ist, besteht in der directen Aufforderung Karl Ritter's zur Colonisirung Cyrenaïkas. In seiner 1822 erschienenen „Erdkunde von Afrika" (1. Theil) sagt unser großer deutscher Geograph: „Die Umgegend dieser Höhen (von Cyrenaïka) muß ungemein stark bevölkert gewesen sein; denn hier reist man mehrere Stunden wie über die Ruinen einer alten, großen, zerstörten Stadt hin. Olivenbäume in größter Ueppigkeit wachsen da wild und bedecken in Wäldern weite Regionen, ohne von den Beduinen benutzt zu werden. Ein Aberglaube macht, daß sie auch Fremde hindern, diese Frucht zu pflücken; sonst könnte allein die Benutzung der Olivenwaldungen einen wichtigen Ertrag für europäische Speculanten geben. Umher wuchern auch gigantische Feigenbäume, Caruben, Pistazien, wilde Birnbäume und alles zeigt die üppigste Fruchtbarkeit. In der That ist es auffallend, daß dieses Land von Europäern unbesetzt blieb, ja erst von neuem entdeckt werden mußte, nachdem Phönizier, Karthager, Griechen, Aegypter, Römer dort schon einheimisch gewesen waren."

„Eine europäische Colonie, die sich auf dieser Berginsel ansiedelte, würde durch die gefährliche Syrte im Westen, durch die Steilküste im Norden und die Wüste Sahara im Süden gegen jeden Feind gesichert sein, und von Aegypten aus würde die Wüste Barka jeden Feind von selbst zurückschrecken. Die wenigen zugänglichen Hafenküsten zu Tajouni und Apollonia würden bei ihrer natürlichen Festigkeit leicht zu vertheidigen sein. Oliven-, Dattel- und Weincultur würden den Haupterwerb abgeben, die Beduinen müßten freie Hirtenstämme bleiben, wie in den alten Zeiten Herodot sie schildert; sie würden die ersten Bedürfnisse an Vieh, Fleisch, Butter, Milch, Wolle liefern und noch die Producte der Jagd. Die alten Städte der Pentapolis (Berenice Arsinoë [so hieß auch Teucheira], Ptolemais, Apollonia, Cyrene) würden mit neuem Glanze aufblühen."

Wir können im ganzen den Worten Karl Ritter's nur zustimmen. Aber indem wir mit den Citaten Barth's und Ritter's der Meinung so maßgebender Persönlichkeiten Genüge gethan zu haben glauben, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß zwischen Cyrenaïka und Aegypten eine Wüste Barka *nicht* existirt. Das thut aber dem Lande auch gar keinen Abbruch. Tajouni (welcher Ort ist darunter gemeint?) und Apollonia würden als Häfen kaum zu verwerthen sein. Auf Dattelbau würde, abgesehen von den Palmengärten bei Bengasi, wegen des kühlen Klimas nicht gezählt werden können und die Beibehaltung der Beduinen würde ich für ein großes Unglück ansehen.

Weshalb haben die Franzosen in Algerien, jetzt nach funfzigjährigem Besitz

dieses herrlichen Landes, nicht den Erfolg, den sie hätten haben müssen? Nur aus dem Grunde, weil sie nicht gleich von Anfang an die Eingeborenen vertrieben haben. Das klingt hart, aber die englischen Colonisten, ich meine die ersten, welche nach der Union kamen, haben doch auch die Indianer nach dem Far West getrieben und ausgerottet mit Pulver und Schnaps. Von Hübbe-Schleiden meint zwar, die Franzosen können deshalb nicht colonisiren, weil sie zu viel regieren. Diese Behauptung hat gewiß eine Berechtigung, aber das viele Regieren entspringt doch eben nur aus dem Beisammensein der Franzosen und Eingeborenen. Wären in Algerien keine Eingeborenen, so könnten die Franzosen daselbst ganz so regiert werden wie in Frankreich selbst. Das Vorhandensein der Eingeborenen erfordert aber jene Bureaux arabes, militärische Administration und hundert Maßregeln, welche europäische Ansiedler bis aufs Blut ärgern, ohne die Eingeborenen zu versöhnen. Die Franzosen glauben zwar vollkommen die Liebe und Sympathie der Araber gewonnen zu haben, wenigstens behaupten sie es; aber alljährliche Aufstände der Eingeborenen nach einem funfzigjährigen Besitz beweisen deutlich das Gegentheil. An der Seite der Eingeborenen ist keine Colonisation möglich. Solange der fanatische Religionsdiener sein Zelt an die Seite des Hauses eines Europäers bauen darf, kann von Cultur und Civilisation keine Rede sein, und Menschen, deren ganzes Dasein, deren ganzes Dichten und Trachten sich nur um Religion dreht, sind überhaupt für Civilisation und Cultur unempfänglich. Man kann nun einmal aus Türken und Arabern keine civilisirten Menschen machen, sie müßten denn ihre fanatische Religion aufgeben. Das sollte man doch endlich begreifen, und das hätten die Franzosen doch auch nach so langem Beisammensein mit diesen Völkern lernen sollen.

Wenn man in Cyrenaïka colonisiren will, muß man vor allem wenigstens einen guten Hafen haben. Ein solcher existirt, von der Natur gegeben, in Bengasi; der dortige Hafen braucht nur ausgebaggert zu werden, um Hunderten von Schiffen einen sichern Ort zu bieten. Als bester Kriegshafen an der ganzen nordafrikanischen Küste haben wir im Eingang dieses Aufsatzes Bomba namhaft gemacht.

Als Existenzmittel werden in Cyrenaïka die Einwanderer auf Ackerbau (Weizen und Gerste), Anbau von Hülsenfrüchten, als Erbsen, Linsen und Bohnen, auf Wein- und Oelbau sowie auf Obst- und Gemüsezucht angewiesen sein. Auch Taback und Baumwolle würden vorzüglich gedeihen. Hauptsächlich müßte wieder für Brunnen- und Cisternenanlage gesorgt werden. Zahlreiche tiefe Brunnen, von den Alten angelegt, oft 50 Meter tief, existiren allerdings noch; viele und namentlich die Cisternen, sind aber auch unbrauchbar geworden. Aber gerade die vielen alten Cisternen beweisen, daß die griechischen und römischen Colonisten auch schon zu der Zeit auf diese Weise sich Wasser beschaffen mußten.

Da die Pforte im rechtmäßigen Besitz von Cyrenaïka sich befindet — es soll hier nicht erörtert werden, wie sie vor etwa 30 Jahren sich dieses Landes bemächtigt hat — so kann augenblicklich, wenn es sich darum handeln sollte, in Cyrenaïka Ackerbaucolonien zu gründen, nur von Ankauf von Land in größerm Maße die Rede sein.

Dies scheint mir indeß gar nicht unausführbar zu sein, sobald sich die Türkei

nicht einmischt oder durch Agenten die fanatische Bevölkerung zu einer ablehnenden Haltung aufreizen läßt. Die Regierung selbst hat mit Ausnahme von Bengasi, Derna und einigen kleinen festen Punkten im Innern des Landes gar keinen Besitz an Grund und Boden. Alles Land ist in den Händen von Araberstämmen. Zwar behauptet der Sultan stets, und die mohammedanische Rechtsanschauung unterstützt eine solche Behauptung, aller Grund und Boden gehöre nach göttlichem und menschlichem Rechte ihm als Eigenthum, aber er behauptet das sogar auch von dem christlichen Grund und Boden, mit Einem Worte, „der Schatten Gottes" glaubt Eigenthümer der ganzen Erde zu sein und die Herrschaft über alle Menschen zu haben.

Es würde nicht unmöglich sein, sagen wir, z. B. vom Stamme der Auerger 100000 Hektaren gegen geringe Entschädigung zu erwerben, und die türkische Regierung würde nichts dagegen einwenden können; denn nach den neuesten türkischen Gesetzen können innerhalb des Osmanischen Reiches Christen Bodeneigenthümer werden. Bei den eigenthümlichen türkischen Verhältnissen müßten allerdings sogleich Maßregeln ergriffen werden gegen Uebergriffe der türkischen Regierung und gegen Angriffe seitens der Eingeborenen.

Anders würde sich die Sache gestalten, wenn die Türkei ganz zusammenbräche; dann könnte man die Frage stellen, ob nicht Deutschland auch die Berechtigung hätte, an der Theilung oder Vertheilung des ehemaligen Osmanlireiches zu participiren, und wenn diese Frage von der Regierung und dem europäischen Areopag bejaht würde, dann möchten wir die Cyrenaïka als wünschenswerthes Object bezeichnen. Wünschenswerth nicht nur als Land an und für sich, sondern weil von hier aus in spätern Jahren der leichteste und hindernißfreieste Weg nach Centralafrika führen wird; denn von Bengasi südwärts erstreckt sich bis zum Vorlande von Sudan, bis Uadjanga, eine einzige durch nichts unterbrochene Ebene.

Die Diplomatie im Orient
seit Beendigung des Russisch-Türkischen Krieges.

Von

Sigmund Hahn.

I.

Eine der philosophischen Schulen sucht den Nachweis zu führen, daß der Mensch einen nur überaus geringen Einfluß auf den Verlauf der Begebenheiten zu üben vermag und daß die Freiheit seines Willens mehr eine subjective Empfindung als eine objective Thatsache ist. Die Entwickelung, welche die Dinge im Orient genommen, widerspricht nicht eben dieser Anschauungsweise. Weder die Kriegführenden noch die an der Lösung der schwebenden Fragen in erster Reihe mitinteressirten Neutralen haben eine echte und rechte Befriedigung aus dem buntbewegten, wechselvollen Würfelspiele um die Hegemonie im Morgenlande sich nach Hause gerettet; in keinem Moment der Verwickelung hatte die eine oder die andere Macht die Ereignisse vollständig in ihrer Hand, ja die politische Meteorologie, die diplomatische Wetterkunde war, sobald sie sich an den Versuch wagte, das Dunkel auch nur der nächsten vierundzwanzig Stunden aufzuhellen, von den schwersten Irrthümern oft nicht freizusprechen. So sehr ist es wahr, daß der Mensch, und sei er auch der Mächtigern einer, weniger die Ereignisse macht, als von ihnen, die durch ein Zusammenwirken vieler und vielerlei Factoren entstehen, fortgetragen wird. Der Grundzug aber, der rothe Faden, der durch alle Stadien der Orientkrise sich hindurchzieht, der das Urtheil trübt und die Entschließungen beirrt, ist bei allen Betheiligten der Optimismus: die nicht auf Thatsachen, sondern auf unbestimmte Gefühle sich stützende Hoffnungsseligkeit. Der Optimismus geleitet die russischen Heere ins Feld, zieht mit ihnen in die Schlacht und verschuldet ihre anfänglichen Niederlagen. Derselbe Optimismus richtet sich häuslich ein in den Zelten der Paschas, hängt sich an die Packwagen der Halbmondstreiter und bereitet allmählich die Katastrophe vor. Vor allem aber hockt der Neckkobold Optimismus in den Tintenfässern der Diplomatie, so viele ihrer auch in dem endlosen Widerstreit der Meinungen und Interessen bis auf den Grund geleert werden.

Als im Hochsommer des Jahres 1875 der Vulkanismus des Orients in den Insurgentenaufständen Bosniens und der Herzegowina sich zu manifestiren begann,

da begannen auch schon die Selbsttäuschungen, die Illusionen, die falschen Berechnungen und falschen Voraussagen. Die friedfertigen Diplomaten hatten kein Gedächtniß mehr für die Schlangenwindungen der russischen Politik im Jahre 1853 und keine Erinnerung daran, wie Rußland seine Kriege einfädelt. Sie waren des heitern Muthes voll und jedes ernste Symptom fand seine optimistische Auslegung. Sie sahen nur die „Bürgschaften des Drei-Kaiser-Bündnisses" und die Reformvorschläge Andrássy's, sie glaubten an die Friedensliebe des Zaren und es wurden sehr viele Beweise dafür geführt, daß der Krieg überhaupt eine Unmöglichkeit sei. Der Hauptwortführer im Reiche der Fee Illusion, eben jener Graf Andrássy, baute mit solcher unerschütterlichen Zuversicht auf die Zauberkraft seiner unter dem Namen „Reformnote" bekannt gewordenen Wünschelruthe, daß er die Engelsstimmen, die den Frieden künden, selbst dann noch hörte, als der Krieg für jeden unbefangenen Beobachter schon längst für unvermeidlich galt. Am Vorabende des serbischen Krieges that er — kaum zu glauben, wenn es nicht documentarisch, actenmäßig feststände — in einer der vielen parlamentarischen Körperschaften, an denen das durch seine complicirte Staatsmaschinerie sich auszeichnende Oesterreich-Ungarn so reich ist, den durch die Ereignisse bald darauf so tragisch und komisch zugleich dementirten Ausspruch, daß der Friede gesichert, der „Brennpunkt der Krise überwunden" sei. Diese Art diplomatischer Sternguckerei ist von einer gesunden Auffassung der Aufgaben und Ziele der Diplomatie so weit entfernt, daß sie sich zu der letztern verhält wie die Astrologie zur Astronomie oder wie die Alchemie zur Chemie. Ja, nicht einmal das. Sie ähnelt dem Kinde, welches freudig nach den schöngefärbten Wölkchen blickt, die wie Schäfchen am Himmel weiden, und in die Hände klatscht, ohne sich in eine meteorologische Prognose zu vertiefen.

Aber immer rauher blies der Wind vom Newastrande. „Scythiam septemque trionem horrifer invasit boreas", wie Ovid sagt, und aller Schönfärberei zum Trotz wurde er zum Orkan, der das Friedensgebäude in seinen Fundamenten erschüttern sollte. Eine Friedensbürgschaft nach der andern verschwand. Man kam von dem bosnischen Aufstande in den serbischen Krieg, von dem serbischen Kriege in den russischen, und es fehlte nicht viel, so erweiterte sich der russisch-türkische Krieg zum russisch-englischen, zum europäischen. Jetzt erst, angesichts dieser äußersten Gefahr, sehen wir die internationale Löschmannschaft, welche sich Diplomatie nennt, zum Bewußtsein dessen erwachen, was bislang von ihr verabsäumt worden. So indolent sie bisher gewesen und namentlich in jenem Zeitpunkte gewesen, als der herzegowinische Funke noch im Keime zu ersticken war: so eifrig, so lebhaft, so fieberhaft erregt ist sie jetzt. Mit einer Energie, deren zehnter Theil, zu rechter Zeit angewandt, hingereicht hätte, den Kriegszug Rußlands überhaupt zu verhindern, tritt sie nunmehr in die Discussion der orientalischen Frage ein, um zu retten, was noch zu retten ist: den Frieden wenigstens des Abendlandes.

Ein Friedensschluß mit so in- und extensiver diplomatischer Thätigkeit, wie wir sie im Jahre 1878 im Werke gesehen haben, steht fast ohne Beispiel in der Geschichte da. Die Regel ist, daß, wenn zwei Staaten miteinander Krieg führen, wenn sie allein den Strauß miteinander ausgefochten haben, sie auch allein den

Frieden machen. In eclatanter Weise haben wir dies erst im Jahre 1871 bei dem Kriegsabschlusse zwischen Deutschland und Frankreich bestätigt gefunden. An sogenannten Friedenscongressen freilich ist in der Geschichte kein Mangel, aber die Verhältnisse, die zu solchen geführt, waren (1856 allein ausgenommen) doch ganz andere. Weder die langwierigen Verhandlungen, die nach dem Dreißigjährigen Kriege zu dem Westfälischen Frieden sich krystallisirten, noch der Wiener Friedenscongreß von 1815 können da als Präcedenz gelten. Damals handelte es sich eben um den Abschluß einer Kriegsepoche, in die fast alle europäische Völker mit hineingerissen worden, deren Verhältnisse in dem Friedensinstrument mit zu regeln waren; es war kein localisirt gebliebener Krieg dem Congreß vorausgegangen. In dem diplomatischen Feldzuge des Jahres 1878 dagegen sehen wir Mächte, die in keiner Phase des Krieges activ an demselben theilgenommen, wie England, Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Italien, zwischen die Streitenden vortreten. Sie thun dies nicht, um, wie die diplomatische Sprache sich ausdrückt, ihre „bons offices", ihre „guten Dienste" anzutragen; was sie in den Falten ihrer Toga bringen, ist nicht „Mediation", ist nicht Vermittelung zwischen den kriegführenden Theilen selber, denn Rußland und die Türkei haben sich ja schon geeinigt; sondern sie begehren im Gegentheil eine Abänderung der Vereinbarungen, welche die Duellanten von gestern getroffen; sie vindiciren sich und nicht dem Sieger die entscheidende Stimme beim Friedensschluß, sie constituiren sich gewissermaßen als Gerichtshof höherer Instanz, mit der Befugniß, das Urtheil erster Instanz, das ist die Abmachungen zwischen den beiden direct Betheiligten, in beliebiger Weise umzumodeln oder auch ganz umzustoßen. Der formelle Grund zu diesem Verhalten der Mächte ist der Art. 7 des Pariser Friedensvertrages vom 30. März 1856, welcher jede Veränderung im Orient für eine Frage von „allgemeinem Interesse" erklärt; der tiefere aber ist, daß der Krieg eben nur scheinbar ein localisirter geblieben, daß namentlich England, wenn es auch nicht direct zum Schwerte gegriffen, doch in Wahrheit, wenigstens mit seinen Wünschen und seinen Ansichten über die den Dingen im Orient zu gebende Gestaltung, nicht neutral geblieben und noch bereit war, seinen Forderungen Nachdruck mit dem Schwerte zu verleihen. An einem Versuche Rußlands, seine Beziehungen zur Türkei einseitig, mit Ausschließung fremder Einmischung, zu regeln, hat es, wie der Präliminarfriede von San-Stefano beweist, nicht gefehlt; dieser Versuch mußte aber an der so ungewohnt energischen Haltung Englands scheitern; er mußte es auch im Hinblick auf die finanzielle und militärische Erschöpfung Rußlands, angesichts welcher selbst die an und für sich geringe, mit den continentalen Heeren gar nicht zu vergleichende Landmacht Britanniens nicht über die Achsel anzusehen war. Endlich mochte wol auch Rußland, trotz des Toastes von Kaschau und trotz der immer wiederkehrenden Phrasen von der Festigkeit des Drei-Kaiser-Bündnisses, der Neutralität Oesterreichs nicht ganz sicher sein. Wenn England sich zum Kriege entschloß, so konnte durch das Drängen der Ungarn, welche die bewaffnete russische Intervention von 1849 nicht vergessen haben, Oesterreich zum Anschluß an die Feinde Rußlands getrieben werden, ja aus den nachträglichen Erklärungen, welche der österreichische Kriegsminister Graf Bylandt in der parlamentarischen Körperschaft der Delegation zu

Budapest abgegeben, geht ganz unzweifelhaft hervor, daß Oesterreich in der That mit gewissen Befestigungen in Galizien und Siebenbürgen, das heißt dem zarischen Heere gegenüber, schon den Anfang gemacht hatte. Unter solchen Umständen hatte Rußland keine Wahl: eine so bittere Pille auch die Zumuthung war, die Errungenschaften des Schwertes sich von dem Votum der Neutralen theilweise wieder absprechen zu lassen.

1) Der Präliminarfriede von San-Stefano und seine nächsten Folgen.

Ein halbes Jahrhundert fast war seit der Unterzeichnung des Adrianopeler Friedens von 1829 verflossen, ein halbes Jahrhundert seit dem Moment, wo Rußland die Türkei zur Unterwerfung gezwungen und Kaiser Nikolaus den Fuß auf den Nacken des Sultans gesetzt, ohne daß das zerklüftete, übrigens auch an den Nachwehen der Napoleonischen Kriege noch leidende Europa dagegen Protest erhoben hätte. Siebenmal sieben Jahre hatte Europa sich abgemüht, die Wirkungen des Friedens von Adrianopel zu vernichten, den Bestand der Türkei zu sichern, den Einfluß Rußlands im Orient zurückzudrängen. Zahllose Intriguen waren zu diesem Zwecke angesponnen, ein großer Krieg, der Krimkrieg, geführt worden, und diese Action blieb lange Zeit erfolgreich. Rußland hatte höchst schmerzliche Niederlagen zu verzeichnen. Aber jetzt, nach den Capitulationen von Plewna und Schipka, war dem bei Sewastopol beleidigten Schatten des Kaisers Nikolaus blutige Sühne geboten; die Anstrengungen eines halben Jahrhunderts, die Früchte der westmächtlichen Allianz von 1854 waren vernichtet, der Pariser Vertrag zerrissen, und schlimmer, weit schlimmer stand es um die Türkei, als zur Zeit, da mit dem Sultan Mahmud II. der Friede von Adrianopel abgeschlossen worden. Der Waffenstillstand, der am 31. Jan. 1878 in demselben Adrianopel von dem Großfürsten Nikolaus einerseits und den ottomanischen Unterhändlern Server- und Namyk-Pascha andererseits unterzeichnet und besiegelt wurde, gewährte in seiner knappen und allgemeinen Fassung noch keinen rechten Einblick in die russischen Friedensbedingungen, und insbesondere nicht in die bei einem jeden Friedensschlusse greifbarste und wichtigste Angelegenheit: die der Gebietsabtretungen. Gerade daraus hat, wie es scheint, in ihrem unverbesserlichen Optimismus die Diplomatie anfänglich die Hoffnung geschöpft, daß Rußlands Absicht auf nichts anderes gerichtet sein könne, als, dem Pariser Vertrage gemäß, ohne sich hierzu erst auffordern zu lassen, dem Concert der europäischen Großmächte alles Weitere, also die Feststellung des eigentlichen, des detaillirten Friedensinstruments zu überlassen. Daß aber Rußland ursprünglich an nichts weniger als das gedacht, wird nicht nur durch die Schwierigkeiten, die es dem Congreßproject in den Weg legte, sondern auch durch den Wortlaut des obenerwähnten Waffenstillstandsvertrages bewiesen, welcher, was zuvörderst hätte auffallen sollen, den Pariser Vertrag ganz ignorirend, für die Entwerfung der Details nicht die Rathsversammlung der Großmächte, sondern die „Bevollmächtigten der beiden Regierungen", Rußlands nämlich und der Türkei, für competent erklärte.

Ungefähr acht Tage nach dem Zustandekommen des Waffenstillstandes rückte, da Rußland selber keine Miene hierzu machte, Graf Andrássy mit seinem Congreß-

oder, besser gesagt, Conferenzvorschlage — denn das war der ursprüngliche Ausdruck — heraus. Der Unterschied zwischen Congreß und Conferenz liegt nicht blos im Worte. „Conferenz" ist nur ein Zusammentreten der in dem Orte der Berathung beglaubigten Botschafter, beziehungsweise Gesandten, oder der ad hoc von ihren Cabineten dahin entsendeten Bevollmächtigten; ein Congreß dagegen ist ein Rendezvous der Cabinete selber, ein Stelldichein der leitenden Minister der auswärtigen Angelegenheiten und hierdurch von vornherein mit einem feierlichern Gepräge, einem ernstern Charakter, einem größern Nimbus ausgestattet. In dem Plane des Grafen Andrássy lag, wie gesagt, ein solcher Congreß nicht, da er*) das Blatt Papier von Adrianopel schon für den Präliminarfrieden selber hielt, also keine Ahnung von der Absicht Rußlands hatte, den Pariser Signatarmächten ein San-Stefano zu bieten. Auch sollte nach seinem Vorschlage die Conferenz in Wien sich versammeln, womit nach der diplomatischen Gepflogenheit auch der Vorsitz Oesterreichs in derselben verbunden gewesen wäre. Aber so wohlfeilen Triumph gönnte Fürst Gortschakow dem Grafen Andrássy nicht. Schon am 12. Febr. las der russische Botschafter Nowikow dem österreichischen Staatsmanne eine Note vor, in welcher, offenbar aus Mismuth darüber, daß die Rußland so unbequeme Conferenzidee von Oesterreich aufs Tapet gebracht worden, die Erklärung abgegeben wurde, daß Wien von der Regierung des Zaren unter keinen Umständen als Conferenzort acceptirt werden könne. Den officiösen Commentar zu dieser auffallenden Weigerung gab ein Artikel der „Agence russe", welcher das „Geräusch einer Großstadt" zu so ernsten Berathungen, wie sie bevorstünden, als unpassendes, störendes Accompagnement erklärte. Daß dies nichts als ein schlecht gewählter und bemäntelter Vorwand war, sollte sich bald herausstellen, indem auch ein neuer, vom 18. Febr. datirter Antrag des Grafen Andrássy, die Diplomatenversammlung in Baden-Baden abzuhalten, verworfen, dagegen nunmehr von russischer Seite selbst Berlin in Vorschlag gebracht wurde, wo also das großstädtische „Geräusch" kein Hinderniß mehr bildete. So viel ging aus diesen, fast einen ganzen Monat in Anspruch nehmenden, die ganze Thätigkeit der Diplomatie absorbirenden Verhandlungen über eine kleine, gar nicht das Wesen der Sache berührende Vorfrage jetzt schon hervor, daß die Beziehungen zwischen Wien und Petersburg, weit entfernt, herzlich genannt werden zu können, vielmehr einen Charakter der Gereiztheit, wenn nicht gar der Spannung an sich trügen. Gerade in solchen Kleinigkeiten und Fragen der Etikette zeigt sich der zwei Staaten auseinanderhaltende Antagonismus oft drastischer als in manchen wichtigern, das materielle Volkswohl mehr interessirenden Angelegenheiten.

Während dies sich zwischen den Cabineten abspielte, waren mehrere hochbedeutsame Zwischenfälle eingetreten, welche, anstatt die Situation zu klären und zu entwirren, dieselbe nur noch mehr verwirrten und verschärften. Am 2. Febr., zwei Tage nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes von Adrianopel, hatte Griechenland, lange schon nach dem Besitze von Thessalien, Macedonien, Epirus und Kreta

*) Vgl. die Note des Grafen Beust an Lord Derby vom Februar 1878 (im österreichischen zweiten Rothbuch des Jahres 1878, S. 67—68).

lüstern, ein etwa 10000 Mann starkes Heer unter dem Befehle Soutzo's die türkische Grenze überschreiten lassen und begeisterte Segenswünsche des Volkes waren der kleinen Invasionsschar mit auf den Weg gegeben worden. Man wollte in Athen nicht sowol die Mitwelt durch neue Proben althellenischen Heldenthums in Erstaunen setzen, als den Augenblick wahrnehmen, da der Gegner, auf dessen Kosten man wachsen wollte, schon hülflos am Boden lag und man noch möglichst gefahrlos seinen Antheil an der Beute heimholen konnte. Herzerhebend war dieses Schauspiel der griechischen Politik eben nicht; aber der Spott hätte wol geschwiegen, wenn diese ihr Ziel erreicht und Griechenland, neben Rußland, als Sieger den Fuß auf den Leichnam der Türkei gesetzt hätte. Aber es sollte anders kommen. Niederschmetternde Nachrichten trafen, kaum daß das Heer sein erstes Bivuak auf Feindesland bezogen, ein in Athen. Der Waffenstillstand zwischen Rußland und der Türkei war, was man in der griechischen Hauptstadt jetzt erst, erst nach dem Auszuge des Heeres erfuhr, unterzeichnet, der Augenblick war verpaßt und die Aussicht dahin, zu der großen Curée zugelassen zu werden. Die Pforte, die einen Theil ihrer Streitkräfte jetzt disponibel hatte, drohte mit der Entsendung einer Kriegsflotte in den Piräus und mit der Beschießung Athens. Was blieb der griechischen Regierung übrig, als das eben ausgesendete Heer schleunigst zurückzuberufen und das heranziehende Nationalunglück durch einen Appell an die Schutzmächte abzuwenden? Die eine nachhaltige Wirkung hatte dieses jetzt fast schon vergessene kurze Intermezzo aber doch, daß es die Aufgaben der Diplomatie vermehrte, die schon zur Belohnung dafür, daß Griechenland so rasch einen übereilten Schritt wieder gutgemacht hatte, nicht umhin konnte, sich später neben so vielen anderm Wichtigern auch mit der griechischen Frage zu beschäftigen.

Ernster und reicher in seinen Folgen als die militärische Action Griechenlands, die ein so schnelles Ende gefunden hatte, war ein zweiter Zwischenfall, der schon kaum mehr einen Zweifel darüber aufkommen lassen konnte, daß das meergebietende England, so eifersüchtig in Bezug auf alles, was die Nachbarschaft Konstantinopels und des Suezkanals betrifft, nicht willens war, zu dem, was Rußland einseitig im Orient vorzukehren für gut fand, einfach Ja und Amen zu sagen. Am 8. Febr., das ist unmittelbar darauf, nachdem durch eine Mittheilung der Pforte der Wortlaut des Waffenstillstandsdocuments von Adrianopel bekannt geworden, ließ sich Lord Beaconsfield im englischen Parlament einen außerordentlichen Credit von 6 Mill. Pfd. votiren. Man hatte in Saint-James den russisch-ottomanischen Vertrag einer aufmerksamern Lektüre gewürdigt als auf dem Ballplatze in Wien, und sofort herausgefunden, was es in demselben Verdächtiges gab: die Nichterwähnung des Pariser Tractats von 1856, die Nichterwähnung der vertragsmäßigen Rechte der Garantiemächte, das politische System im Orient zu regeln, dagegen die England höchlichst überraschende, so ganz und gar nicht mit den russischen Zusagen von Livadia*) in Einklang zu bringende Ankündigung, daß Zar und Sultan alles Weitere allein unter sich abmachen würden. Das Ereigniß von San-Stefano warf mit dieser Clausel seinen Schatten schon voraus und England sah sich eben bei

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XV, 1., 286.

zeiten dagegen vor. Es ging in seinem Mistrauen gegen Rußland auch sofort noch einen Schritt weiter. Am 12. Febr. passirte die englische Panzerflotte, ein Geschwader der gewaltigsten Kolosse, welche die Welt noch je gesehen, die Dardanellen und legte sich bei den Prinzeninseln, einem den Hafen von Konstantinopel beherrschenden Punkte, vor Anker. Schon im Januar, als die entfesselte Kriegsfurie mit noch ungebrochener Kraft die thrazischen Gefilde durchraste und die Distanz zwischen dem über den Rücken des Balkans unaufhaltsam sich weiter schiebenden moskowitischen Menschenknäuel und der seit undenklichen Zeiten von Feindesblicken nicht erspähten Propontis mit jedem Tage geringer wurde, hatte Lord Beaconsfield den die Einfahrt durch die Meerenge gestattenden türkischen Ferman erwirkt. Es konnte nun freilich streitig sein, ob der unter andern Umständen, vor dem Waffenstillstande, ertheilte türkische Ferman auch jetzt, nach dem Waffenstillstande, noch als gültig zu erachten sei oder nicht, und in der That wurde darüber heftig hin- und hergestritten. England sagte Ja, Rußland sagte Nein; die Türkei, welche es weder mit dem einen noch mit dem andern verderben wollte, sagte weder Ja noch Nein, instruirte aber unter der Hand die Commandanten der Dardanellenschlösser, der englischen Flotte, wenn sie sich zeigen sollte, ja keine Hindernisse in den Weg zu legen. Uebrigens kann es heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Admiral Hornby, der die englische Armada führte, den stricten Auftrag hatte, nicht viel Federlesens zu machen und, falls ihm die Passage verwehrt werden sollte, dieselbe einfach sich zu erzwingen. Zu so eiligem und thatkräftigem, mit John Bull's sonstigem Phlegma seltsam contrastirendem Vorgehen fand man sich in der Whitehall hauptsächlich im Hinblick darauf gedrängt, daß auf Grund der zu Adrianopel gezogenen Waffenstillstands-Demarcationslinie die Russen die Spitzen ihres Heeres bis in die Position von Tschatschaldscha, wenige Meilen von Konstantinopel, vorgeschoben hatten und also eines schönen Tages auch von der türkischen Hauptstadt selbst Besitz ergreifen konnten, wenn die Engländer nicht in noch größerer Nähe vor derselben Posto faßten. Wie wir später sehen werden, hat diese noch knapp vor Thorsperre an den Tag gelegte angelsächsische Energie ihre Früchte getragen; sie kam in ihren Folgen einer gewonnenen großen Schlacht gleich; sie allein hat Rußland vermocht, dem Geßler-Hut des Pariser Vertrages die abgeforderte Reverenz zu machen, sie allein hat die einschneidenden Modificationen des Friedensinstruments von San-Stefano, die der Berliner Congreß nur formell vollzog, zu Wege gebracht.

Vorläufig aber schien Rußland noch nicht sonderlich eingeschüchtert. „Bange machen gilt nicht", war die Parole des diplomatischen Begleitungsstabes des Großfürsten Nikolaus, in welchem General Ignatjew, der Allerweltsagitator, der intellectuelle Urheber des ganzen Krieges, die erste Rolle spielte. Zwar hütete man sich wohlweislich, dem nahen Konstantinopel, das man mit Händen greifen konnte, einen Massenbesuch zu machen; dafür aber installirte man sich vom 24. Febr. ab in dem Villendorfe San-Stefano, nur eine Meile weit von dem goldenen Byzanz, am Gestade des Marmarameeres, von wo man eine wundervolle Aussicht auf die gegenüber ankernde englische Flotte hatte, und am 3. März sandte von da aus Großfürst Nikolaus seinem nach Petersburg zurückgekehrten kaiserlichen Bruder folgendes, von geschwelltem Siegesbewußtsein getragene feierliche Telegramm: „Ich

beehre mich, Ew. Majestät zu dem Friedensschlusse zu beglückwünschen. Gott verlieh uns das Glück, die von Ew. Majestät begonnene große heilige Sache zu beendigen. Am Tage der Befreiung der Leibeigenen erlösten Ew. Majestät die Christen vom muselmanischen Joch."

Was Großfürst Nikolaus in dieser solennen Botschaft so stolz meldete, war der soeben nach langem Sträuben der türkischen Bevollmächtigten endlich mühsam zum Abschluß gebrachte, aus 29 Artikeln bestehende Präliminarfriede von San-Stefano, ein trotz der vielen Tedeums, mit denen man im ganzen weiten Russenreiche freudig seine Geburt begrüßte, doch nur todtgeborenes Kind. Es wäre nur schade für den Raum und ermüdend für den Leser, den vollständigen Wortlaut dieses weitschweifigen Actenstückes, welches Rußland dann förmlich zu widerrufen gezwungen wurde und von welchem kaum ein Satz unverändert in die Berliner Congreßacte übergegangen ist, hier wiederzugeben. Blos die wesentlichsten Punkte dessen, was die Diplomatie des Zaren, in flagrantem Widerspruche zu einem von sämmtlichen Großmächten, Rußland mit inbegriffen, sanctionirten Vertrage, eigenmächtig im Orient sich erlauben zu dürfen glaubte, mögen hier kurz skizzirt werden.

Das Augenfälligste, worüber der Act von San-Stefano sich des Langen und Breiten erging, waren die neuen Abgrenzungen, die Rußland in der europäischen Türkei kurzweg decretirte. Ein Großbulgarien war da, aus dem Leibe der Türkei herausgeschnitten, das mehr als doppelt, das fast dreimal so groß sich präsentirte als das heutige tributäre Fürstenthum Bulgarien. Nicht nur das von dem Berliner Congreß davon abgetrennte Ostrumelien, auch Macedonien bis zum Aegäischen Meere herab, mit theilweise schon griechischer, nicht slawischer Bevölkerung sollte dazu gehören. Zwei Jahre lang sollte Rußland das Recht haben, dieses Großbulgarien mit einer Armee von sechs Divisionen Infanterie und zwei Divisionen Cavalerie noch besetzt zu halten und die ganze künftige Organisation des Landes war, mit Ausschließung der Mitwirkung der Großmächte, zum russischen Monopol erklärt, indem alles, was es auch immer wäre, unter der „Aufsicht eines russischen Commissars" („sous la surveillance d'un commissaire impérial russe") zu geschehen habe. Serbien und Montenegro, die getreuen Vasallen des Schirmherrn in Petersburg, sollten derart vergrößert werden, daß sie fast aneinandergrenzten und sich in einem künftigen Conflict bequem gegen die Türkei oder gegen Oesterreich die Hände reichen konnten. Montenegro insbesondere war außer dem, was es auf dem Berliner Congreß zugesprochen erhalten hat, ein mehr als doppelt so großes Stück von Albanien, dann der ganze jetzt von den Oesterreichern occupirte westliche Theil des Sandschaks Novibazar und noch ein kleiner Rayon von dem andern Limnfer dazu, ferner auch noch ein ansehnlicher Streifen herzegowinischen Gebietes zugedacht, sodaß Gorazda und Fotscha montenegrinische Grenzstädte geworden, und die jetzt als Standquartiere österreichischer Truppen häufig genannten Orte Cajnitza, Gacko und Bilek in die Machtsphäre des Fürsten der Schwarzen Berge gefallen wären. Der übrige Theil der Herzegowina und Bosnien sollte nach den russischen Abmachungen zwar bei der Türkei verbleiben (ohne Occupation seitens Oesterreichs), aber in einer Form, die einer Auslieferung an Rußland, beziehungsweise an dessen Schütz-

linge Serbien und Montenegro ziemlich gleich kam. Denn einerseits war durch den nunmehr noch enger gewordenen sogenannten „Hals" von Novibazar nur eine sehr beschränkte Communication zwischen Bosnien-Herzegowina und Türkisch-Albanien möglich, die in Kriegszeiten oder bei ausbrechenden Unruhen leicht ganz aufgehoben werden konnte, andererseits hatte Rußland sich im Art. 14 des Vertrages von San-Stefano eine Einflußnahme auf die in Bosnien einzuführende Verwaltung ausbedungen. In grellem Contrast zu den Vortheilen, welche für die slawischen Fürstenthümer, namentlich für das gehätschelte Schoskind Montenegro und für das neuzuschaffende Großbulgarien aus allen diesen Stipulationen erwachsen sollten, stand das stiefmütterliche, an punische Treue erinnernde Verhalten Rußlands gegenüber Rumänien, welches doch sein werthvollster Alliirter in dem langen schweren Kampfe gewesen. Nicht nur hatte Rumänien sich zur Operationsbasis der russischen Armee hergegeben; es hatte durch sein rechtzeitiges Eintreten in die Action, bevor die russischen Verstärkungen vor Plewna noch zur Stelle waren, dem Zarenheere nach der Schlacht vom 30. Juli einen schmachvollen Rückzug über die so stolz überschiffte Donau erspart. Aber es ist — das hat man in Petersburg niemals aus den Augen gelassen — von keiner slawischen Bevölkerung bewohnt und dafür sollte es nun büßen. Zwar wurde in dem Friedensinstrument von San-Stefano seine Unabhängigkeit, die es übrigens selbst blutig erstritten und nicht den Russen zu danken hatte, proclamirt, gleich jener Serbiens und Montenegros; aber es erhielt nicht wie diese einen Gebietszuwachs, ja wurde noch empfindlich an Territorium geschädigt. Für die Dobrudscha, die es bekam, sollte es Rumänisch-Bessarabien an Rußland herausgeben: ein schlechter Tausch; denn wenn auch die Dobrudscha um circa hundert Quadratmeilen größer ist als das, was es verlor, so ist doch dieses Sumpf- und Fieberland, das Moltke in seinem bekannten Werke eine „trostlose Einöde" nennt, mit jenem verhältnißmäßig blühenden Landstriche nicht zu vergleichen. Und daneben muthete ihm der Stefanovertrag noch zu, während der ganzen Zeit, durch welche die Russen Bulgarien noch besetzt halten wollten, also noch zwei Jahre lang, Etappenstraße und Durchzugsobject für ein fremdes, unsympathisches Heer zu sein, das sich hier gerade wie in einem eroberten Lande geberdete. Das war nicht nur schnöder Undank, das war, von allen andern Verträgen ganz abgesehen, auch offene Verletzung der bei Ausbruch des Krieges, am 16. April 1877, abgeschlossenen russisch-rumänischen Convention.*)

Direct für sich stipulirte Rußland in dem Tractat von San-Stefano Folgendes: Eine von der Türkei zu leistende Kriegsentschädigung von 1410 Mill. Rub., wovon „in Berücksichtigung der Geldverlegenheiten der Pforte" 1100 Mill Rub. durch Gebietsabtretungen compensirt werden sollten, und zwar in Europa Abtretung jener Dobrudscha, die Rußland gegen Rumänisch-Bessarabien auszutauschen sich vorbehielt, und in Asien Cedirung nicht nur jenes Theiles von Türkisch-Armenien, welchen der Berliner Congreß bei Rußland ließ, sondern auch Bajasids. Indem auf diese Weise die Erweiterung der Grenze Rußlands nur als „Aequivalent für 1100 Mill. Rub." hingestellt, also die neuen Gebiete gleichsam als der Türkei

*) Vgl. dieselbe in „Unsere Zeit", Neue Folge, XV, 1., 824.

abgekauft declarirt wurden, war die feierliche Versprechung von Livadia umgangen worden, der zufolge Rußland in der Türkei keinerlei Eroberungen zu machen sich verpflichtete. Die slawische Diplomatie ist eben zu allen Zeiten geschickt darin gewesen, bei scheinbarer Aufrechterhaltung des Buchstabens eines Vertrages den Sinn und Geist desselben in das Gegentheil umzukehren. Fassen wir alles zusammen, so war der Präliminarfriede von San-Stefano eine Verhöhnung Europas, ein Attentat gegen die vertragsmäßigen Rechte der Pariser Signatarmächte im allgemeinen und gegen jene der im Orient zumeist interessirten Staaten insbesondere, mit Einem Wort eine Völkerrechtswidrigkeit, die unmöglich ruhig hingenommen werden konnte. Der Pariser Vertrag war in dem ganzen Actenstücke ebenso ignorirt wie einige Wochen vorher in dem Waffenstillstandsdocument von Adrianopel. Mit keinem Worte geschah desselben eine Erwähnung; nur der Pariser Seerechtsdeclaration war an einer Stelle, wo es Rußland gerade paßte (Art. 24), gedacht. Alle die europäischen Commissionen, deren Einsetzung das Elaborat der Konstantinopeler Conferenz vom Januar 1877 in Aussicht genommen hatte, waren, ohne viel Umstände zu machen, wie mit einem nassen Schwamm fortgewischt, nur einige Brocken Interventionsrechtes waren den Großmächten gnädig hingeworfen: bei der Bestimmung der Grenzen Montenegros (nicht auch Serbiens und Bulgariens) sollte eine internationale Commission noch einige unwesentliche Abänderungen vornehmen dürfen (Art. 1 des Vertrages) und bezüglich Bulgariens war — welche Großmuth! — den Cabineten die Erlaubniß ertheilt, den künftigen Fürsten zu bestätigen und die Höhe des von ihm an die Pforte zu zahlenden Tributs zu bestimmen (Art. 7 und 9). Ganz ausdrücklich war es (letzter Absatz des Art. 7) den Mächten untersagt, sich in die vom russischen Commissar in Bulgarien einzuführende Ordnung der Dinge auch nur consultativ einzumengen; erst nach Ablauf des ersten Jahres „nach Einführung der neuen Ordnung" („après l'introduction du nouveau régime") sollten sie dem russischen Commissar besondere Bevollmächtigte „zur Seite stellen" dürfen. Für einen speciellen Fall (Streitigkeiten zwischen der Türkei und Montenegro) war ein russisch-österreichisches Schiedsgericht projectirt. In Asien vollends sollte die europäische Diplomatie gar nichts zu suchen haben; eine russisch-türkische Commission war ausschließlich (Art. 19) dazu für competent erklärt, die Grenze genauer abzustecken.

Was sich Rußland gedacht haben mag, als es dergestalt die Mächte herausforderte? Dachte es an die Friedensschlüsse anderer Staaten, welche die Sache allein unter sich abgemacht hatten? Und zog es daraus die Berechtigung zu seinem eigenmächtigen Verhalten? Dann vergaß es eben den großen Unterschied, daß jenen andern Friedensschlüssen kein internationales Hinderniß, wie der Pariser Friede von 1856, im Wege gestanden war, und es vergaß auch die vielerlei fremden Interessen, die in dem Orient mit ins Spiel kommen. Oder, wenn es sich dessen bewußt war, speculirte es darauf, daß, wie Graf Beust einst klagend ausgerufen, „es kein Europa mehr gibt"? Letzteres ist das Wahrscheinlichere. In der That ist ein Europa im politischen Sinne nur insofern vorhanden, als die einzelnen Großmächte, die es repräsentiren, im speciellen Falle in Betracht kommen. Sind die sämmtlichen Großmächte, die man vor sich hat, einig in dem Gewähren-

lassen, dann constituirt gerade diese Einigkeit, die so geartete Einigkeit, kein Europa, gerade so wie ein Parlament, in welchem sich niemals die Opposition regt, kein Parlament ist. Findet sich aber auch nur eine oder gar zwei der Großmächte, ernste Einwendungen mit dem Willen verbindend, nöthigenfalls auch zum Schwerte zu greifen, dann haben wir jenes Europa, das Europa der Einrede, das Europa der Wahrung des politischen Gleichgewichts, auch wenn die übrigen Großmächte aus ihrer Reserve nicht heraustreten. Dann wird — ähnlich wie an der Börse nicht die Majorität der die Papiere ruhig im Kasten behaltenden Kapitalisten, sondern die Minorität der die Börse wirklich Besuchenden die Curse macht — dem Willen dieses, wenn auch nur partiellen Europa eine Concession gemacht werden müssen oder, wenn dies nicht geschieht, ein Krieg von noch größern Dimensionen, mit noch größern Gefahren, mit noch mehr Gegnern die Folge sein.

Rußland hat offenbar an so thatkräftigen Widerspruch, der von Europa ausgehen könnte, nicht geglaubt; denn sonst wäre es rein unerklärlich, wie es die 29 Artikel von San-Stefano, die ihm so schwere diplomatische Niederlagen bringen sollten, einen Augenblick ernst nehmen konnte. Es war sicherlich nur auf papierene Proteste gefaßt. Wenn es in seinem politischen Calcul Europa in seine Bestandtheile zerlegte, so nahm es zweifelsohne die folgende Gedankenoperation vor: Europa, was ist Europa? Europa ist, außer uns, Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich und England. Deutschland wird fortfahren, uns wohlwollend-neutral zu sein. Es wird kaum für uns, aber gewiß nicht gegen uns die Waffen kehren. Italien ist uns gleichfalls eher zu- als abgeneigt. Frankreich kommt momentan gar nicht in Betracht: es befindet sich in einer ähnlichen Lage wie Rußland in dem ersten Jahrzehnt nach dem Krimkriege; es muß sich erst „sammeln", wie man damals von Rußland sagte, und wenn es sich gesammelt haben wird, dann wird seine militärische Kraft erst recht nicht den Dingen im Orient, sondern ganz andern Eventualitäten aufgespart sein. Oesterreich wird sich theils durch Italien in Schach halten lassen, wo gerade zur rechten Zeit die Italia irredenta mit ihrer Agitation sich eingestellt hat, oder, wenn dies nicht verfängt, wird man ihm Bosnien und die Herzegowina zur Beschwichtigung hinwerfen, wie wir ihm dies ja schon im Herbst 1876 freiwillig angetragen.*) England endlich, das so isolirte England, wird doch nicht so wahnwitzig sein, allein mit dem großen Rußland anzubinden?

Kaiser Nikolaus hatte sich schon in ähnlicher Weise einmal verrechnet. Auch jetzt sollten die russischen Machthaber, so unanfechtbar ihnen auch ihre Combination anfangs erschien, nur zu bald des großen Rechenfehlers, der darin sich eingeschlichen, gewahr werden. Einerseits verriethen die russischen Sympathien, da, wo sie vor-

---

*) Durch die Mission des Generals Sumarokow nämlich, über welche Graf Andrássy in einer Circulardepesche vom 3. Oct. 1876 (vgl. das österreichische Rothbuch, S. 436) folgendermaßen officiell Bericht erstattet hat: „Der General überbrachte ein autographes Schreiben des Kaisers Alexander; zugleich hatte derselbe eine Mittheilung der russischen Regierung zu überbringen, welche auch den andern Cabineten zugegangen ist. Sie enthielt den Vorschlag einer Besetzung Bulgariens durch russische und Bosniens durch österreichische Truppen."

handen gewesen, eine bedenkliche Neigung sich zu verflüchtigen. Auch in Berlin erwärmte man sich, trotz der persönlichen Freundschaft, welche die beiden Kaiser miteinander verbindet, nicht mehr in dem bisherigen Grade für die russische Politik. Noch am 19. Febr., zwölf Tage vor dem Frieden von San-Stefano, hatte Fürst Bismarck eine für Rußland sehr wohlwollende Rede im Deutschen Reichstage gehalten und sich bereit erklärt, ein „ehrlicher Makler" zwischen den im Orient rivalisirenden Mächten zu sein, ohne dabei den „Schulmeister in Europa" spielen zu wollen, das heißt in nicht aufdringlicher Weise. Und jetzt zeigte sich, daß dem gegenüber Rußland sich auf einen Standpunkt stelle, als ob sein mit der Türkei abzumachendes „Geschäft" überhaupt keines Maklers bedürfe und Europa dasselbe nur einfach zur Kenntniß zu nehmen habe. Andererseits bewies sich England nicht nur energischer und zum Kriege entschlossener, als in Petersburg ohne weiteres angenommen worden; es stand auch nicht so vereinzelt da, wie man an der Newa gehofft. Ganz abgesehen von Oesterreich, welches, hin- und herschwankend, für das englische Bündniß zu gewinnen gewesen wäre, sobald Britannia nur die Thatsache der Kriegserklärung schuf, fehlte es auch nicht an andern eventuellen Bundesgenossen. Rußland hatte, um nur rasch den Vertrag von San-Stefano von der Pforte unterzeichnet zu sehen, die voreilige Unvorsichtigkeit begangen, darein zu willigen, daß die zahlreichen türkischen Kriegsgefangenen, die seit Ausbruch des Krieges in seine Hände gefallen waren, unverzüglich freigegeben würden, und hatte einen großen Theil derselben (darunter die Helden von Plewna) auch schon wirklich in ihre Heimat entlassen. Wenn England aus dem Stadium der bloßen Zurüstung in das der unzweifelhaften Feindseligkeiten überging, so lag für Rußland die Gefahr nahe, daß auch die Türkei, die nur widerwillig einige Züge aus der Friedenspfeife gethan, wieder ein Gegner wurde, daß sie die Fesseln von San-Stefano zerbrach und mit ihren frisch gesammelten Truppen sich Britannia in die Arme warf. Endlich hatte auch Rumänien, empört von der Aschenbrödelrolle, die von den slawischen Politikern ihm zugewiesen worden, einen vollständigen, in allen Schichten der Bevölkerung tief empfundenen Gesinnungsumschwung durchgemacht: aus einem Freund und Helfer war ein Feind und leidenschaftlicher Ankläger geworden, der aus dem Haß, der ihn durchglühte, gar kein Hehl jetzt machte. In einer Circularnote der bukarester Regierung, vom 28. März 1878 datirt und an die Adresse der Großmächte gerichtet, findet sich hierfür im vollen Maße die Bestätigung. Kurzweg wird darin erklärt, daß und warum Rumänien den Frieden von San-Stefano, der seine Rechte und Interessen verletze, als für sich nicht gültig anerkenne, daß es gegen diesen Vertrag protestire und es selbst das, was in jenem Actenstücke ihm zugute kommt, die Unabhängigkeit Rumäniens, aus der Hand Rußlands nicht annehme, sondern nur einen Congreß dazu für competent erachte, auf dem ihm selbst (Rumänien) ein „bescheidener Platz" eingeräumt werden möge. Besonders erbittert spricht sich diese Protestnote gegen den in San-Stefano vereinbarten Artikel aus, wonach Rußland noch zwei Jahre lang, ohne sich hierüber mit der Regierung des Fürsten Carol ins Einvernehmen gesetzt zu haben, das Recht des Truppendurchzuges durch Rumänien sich anmaßen zu dürfen glaubte. „Niemals", so ließ sich die Note darüber aus, „sei Rumänien in seiner innern

Souveränetät grausamer beeinträchtigt worden als durch diese von demselben Vertrage ihm auferlegte Servitut, in welchem, wie zum Hohne, von seiner Unabhängigkeit gesprochen werde." Mit dürren Worten war das der unzweideutigste Absagebrief, die verachtungathmende Umschreibung des Gedankens, daß dem brutalen Uebermuthe des seine Freunde behandelnden Moskowiterthums selbst die soeben abgeschüttelte Oberlehnsherrlichkeit der Pforte noch vorzuziehen gewesen. „Wir schulden Rußland keinen Dank, sondern weit eher Rußland uns", war der Refrain dieser und einer Reihe ähnlicher, in demselben Ideengange sich bewegender Noten, die zu einer lebhaften, äußerst gereizten Polemik zwischen Bukarest und Petersburg den Anstoß gaben.

So war denn Rußland selber — und nicht, wie man im Winterpalast gewünscht und gehofft hatte, England — der isolirte Theil. Kann sich noch jemand darüber wundern, daß der Hauptwidersacher Lord Beaconsfield daraus die Consequenzen zu ziehen sich anschickte, daß er nur noch aggressiver wurde in seinem Vorgehen? Die Nebenbuhlerschaft der beiden ausgedehntesten Reiche der Welt drängt gebieterisch von Zeit zu Zeit zu solchen Fechterposituren, die über kurz oder lang zum wirklichen Kampfe sich erweitern werden. England fürchtet nicht den Panslawismus in Europa, aber es fürchtet das Zarenthum in Asien. Es schwärmt nicht für Ideen und erhitzt sich nicht gegen Ideen, sondern hat immer nur die materiellsten Interessen und zunächst seine eigenen Interessen im Auge. Die möglichste Sicherung seines indischen Besitzes, der Quelle seines Reichthums, ist das A und O seiner Politik. Es duldet keine gefährliche Nachbarschaft in der Nähe des Suezkanals, die den kürzesten Seeweg nach Indien bedrohen könnte, und aus diesem Grunde, nicht weil es im allgemeinen einer Machtvergrößerung widerstrebt, wird es Konstantinopel, wird es den Bosporus und die Dardanellen niemals in stärkere Hände, als die der Türkei sind, fallen lassen dürfen, so wie es zu Land den Russen in respectvoller Entfernung von der Nordgrenze Indiens zu halten beflissen bleiben muß. Schon zu wiederholten malen im Verlaufe des letzten Decenniums hatte es, angesichts der rasch aufeinanderfolgenden russischen Expeditionen in Centralasien, sich der Befürchtung nicht entschlagen können, daß das hauptsächlichste, das vornehmste Ziel der nordischen Politik, dem diese schrittweise sich nähern wolle, Indien, das so ängstlich gehütete, mit besserm Rechte als das Eldorado des Alten Testaments so zu nennende „Gelobte Land", sei. Im Jahre 1874 hätte diese Eifersucht bereits zu ernstlichen Conflicten geführt, wenn Rußland damals nicht von Saint-James aus eine Demarcationslinie sich vorschreiben ließ, die es in der Zukunft nicht zu überschreiten in aller Form sich verpflichtete. Jetzt schlug die Bedrohung einen andern Weg ein, aber sie blieb darum doch immer eine Bedrohung. England konnte sich das, so es sich auf seine Interessen verstand, nicht bieten lassen, es mußte den russischen Einfluß auf der Balkanhalbinsel einzudämmen, Bulgarien, diesen Vorposten Rußlands, in engere Grenzen einzuschließen suchen, und Gladstone selbst, wäre er damals nicht der Führer der Opposition, sondern der Chef der Regierung gewesen, hätte nicht anders handeln können. Damit spitzte sich die Orientfrage, die Türkei ganz in den Hintergrund schiebend, immer mehr zu einem Interessenstreit zwischen England und

Rußland zu; das waren jetzt die beiden Hauptpersonen im Drama, von deren Einigung oder Nichteinigung der Friede Europas abhing; die andern Großmächte assistirten in spannungsvoller Erwartung diesem Streite vorläufig nur wie der Chor der antiken Tragödie.

Man hat in jenen Tagen der fieberhaften Aufgeregtheit, als der Krieg zwischen den beiden Staatenkolossen eine fast unabwendbare Eventualität zu sein schien, vielfach und in sehr eingehender Weise die Chancen eines so eigenartigen Waffenganges erwogen und es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche, russischer als selbst die Russen, nur für diese einen Vortheil daraus entstehen sahen, insbesondere die Eroberung Indiens durch das Zarenreich, wenn auch nicht gerade als eine Kleinigkeit, so doch für nicht viel schwieriger als das Niedersteigen der Russen in die thrazische Ebene erklärten. Andere wieder — und diese waren in der Majorität — beteten gedankenlos das ihnen sehr passend erscheinende, in allen möglichen Tonarten variirte, im Grunde genommen ebenfalls den britischen Waffen jeden wie immer gearteten Erfolg im voraus absprechende Schlagwort nach, daß ein kriegerischer Conflict Englands mit Rußland für beide Theile genau dasselbe wäre, wie ein Kampf zwischen Landthier und Seethier, zwischen Walfisch und Elefant. Damit sollte gesagt sein, daß beide Kämpfer füreinander so unnahbar wären, als wenn der eine von ihnen auf dem Monde säße, daß also einfach der eine dem andern nichts würde anhaben können. Diese Anschauung, beruht indeß einerseits auf einer gar zu weitgehenden Unterschätzung der Landmacht Großbritanniens und andererseits auf einer Ueberschätzung derjenigen Kräfte, die Rußland in dem gegebenen Moment noch zu seiner freien Verfügung hatte. Rußland war, wenn man berücksichtigt, daß der größte Theil seiner Truppen noch auf der Balkanhalbinsel und in der asiatischen Türkei gebunden war, und wenn man weiter bedenkt, daß es Truppenverschiebungen von dort weder leicht, noch schnell, noch auch ohne Preisgebung der mühsam errungenen Erfolge zu bewerkstelligen im Stande war, kein gar so gewaltiges Landthier. Was berechtigte denn in seiner gegenwärtigen Lage und nach seinen vorhergegangenen militärischen Leistungen, deren staunender Zeuge ja doch Europa gewesen war, zu einem solchen ehrerbietigen Respect vor seiner Eigenschaft als Landmacht, wie es gebieterisch von allen zu fordern schien? Konnte es dem Engländer imponiren, daß es schon mit der schwachen, ganz allein auf ihre eigenen Kräfte angewiesenen Türkei nur nach übermenschlichen Anstrengungen hatte fertig werden können, mit einem Aufgebote von allmählich drei Viertheilen seines gesammten activen Heeresstandes? Und war es etwa ein Geheimniß, daß jetzt, wo des Krieges Stürme schwiegen, epidemische Krankheiten größere Lücken in die Reihen der zum Ausruhen hingelagerten russischen Armeen rissen, als dies während der erbittertsten Schlachten die feindlichen Geschosse gethan? Jeder Tag brachte in die Hauptstadt des Reiches irgendeine Hiobspost aus dem russischen Lager. Heute war es der Fürst Tscherkaskij, der Civilstellvertreter des Zaren in Bulgarien, morgen der General Heimann, der Held von Ardahan, übermorgen der Corpscommandant Swetschin, ein andermal wieder der tapfere General Schelkownikow u. s. w., die der Seuche

zum Opfer fielen. Wenn es so aussah mit den Gesundheitsverhältnissen der obersten Zweihundert, wie mußte erst der gemeine Mann, nach den unsagbaren Strapazen des Balkanüberganges, nach den durch die Corruption im Intendanzcorps ihm auferlegten Fasten, nach der ganzen Behandlung überhaupt, die man ihm angedeihen ließ, physisch und moralisch herabgekommen sein! Kein Zweifel, Rußland war militärisch — und, was gewiß auch seine Beachtung forderte, finanziell — so erschöpft, daß es großer Anstrengungen und großer Erfolge gegen irgendjemand, welcher der auf dem Boden liegenden Türkei den Finger hätte reichen wollen, um sie emporzuheben, nicht fähig gewesen wäre. Zu dem angedrohten Kriegszuge gegen Indien vollends fehlte es unter den gegebenen Verhältnissen so sehr an allen Mitteln, nicht blos Geldmitteln, sondern auch an disponibelm, kriegstüchtig ausgebildetem Menschenmaterial von zureichender Menge, daß England — wir werden davon noch weiter unten sprechen — es wagen konnte, Rußland zum Hohne, anstatt seine Garnisonen in Indien zu verstärken, im Gegentheil Truppen von dort, auch eingeborene, fortzuziehen, um sie eventuell auf einem europäischen Kriegsschauplatze zu verwenden. Von Rußland als Seemacht, mit England in Parallele gestellt, sprechen wir gar nicht, da es uns nur darum zu thun war, zu zeigen, daß es auch als Landmacht weder dem europäischen noch dem asiatischen Albion vorderhand gefährlich werden konnte, die spätere Zukunft aber nicht in dem Rahmen unserer nur den jüngsten Verwickelungen gewidmeten Betrachtung liegt. Jedermann weiß übrigens, daß die russische Flotte im Schwarzen Meere gleich Null ist und die des Baltischen Meeres nur von defensiver Bedeutung, von einer Beschaffenheit, die eine Angriffsaction zur See im größern Stil nahezu ausschließt. England dagegen, ist es thatsächlich nur ein „Seethier" und nichts als ein Seethier? Das ist man freilich versucht ohne weiteres zu bejahen, wenn man die kolossalen Dimensionen der continentalen Heere überschaut und damit die relativ geringfügige englische Landarmee vergleicht. Allein die Geschichte, so wir diese Lehrmeisterin auch ein wenig zu Rathe ziehen, wird uns nichtsdestoweniger eine andere Antwort geben. Sie weiß uns von mindestens ebenso viel englischen Landkriegen als Seekriegen zu erzählen, und wir brauchen in ihr nicht erst bis auf die Zeiten zurückzugreifen, da Frankreich nur wie durch ein Wunder — das von der nationalen Legende verherrlichte Eingreifen der Jungfrau von Orléans — vor englischer Eroberung errettet werden konnte. Diese ferne Zeit, in welcher englische Heerscharen bis an die Loire vordrangen, kann, würde man uns mit Recht entgegenhalten, nicht zur Vergleichung mit herangezogen werden, denn damals kannte auch der Continent die Einrichtung der stehenden Heere noch nicht. Indeß, auch die spätere, die neuere Geschichte zeigt uns England außerordentlich häufig im Landkriege gerade gegen die kriegerischesten Fürsten des Festlandes begriffen und es hat dabei durch erfolgreiche Actionen den Beweis geliefert, daß es nicht nur Seehelden wie Nelson, sondern auch Feldherren hervorbringt, von denen nur die zwei Namen Marlborough und Wellington genannt zu werden brauchen, um den Glauben, daß Britannien niemals zu Lande ein gefährlicher Gegner werden könne, als einen Köhlerglauben zu erkennen. Ludwig XIV. wie Napoleon I. bekamen gleicherweise, der eine bei Malplaquet, der andere bei Waterloo und in Spanien, Englands

Amphibiennatur zu fühlen, während umgekehrt weder der Erfinder des L'état c'est moi noch der Weltbeherrscher Bonaparte dem Inselreiche oder einer von dessen Colonien jemals hat bedrohlich werden können. In einem englisch-russischen Kriege, wenn derselbe 1878 zum Ausbruch gelangt wäre, würde es nicht anders gewesen sein. Auf welche der europäischen oder überseeischen Besitzungen Englands wir auch unsere Blicke schweifen lassen; keine derselbe sehen wir ernstlich der Gefahr einer russischen Invasion ausgesetzt; dagegen finden wir ausgedehnte russische Küstenstrecken (in Europa namentlich die Ufer des Schwarzen Meeres und in Asien das Amurgebiet) den englischen Kriegsgeschwadern preisgegeben und wir haben es ja erst kürzlich, im Sommer 1877, mit erlebt, welche Verwirrung schon die Landung eines kleinen türkischen Expeditionscorps in Suchum-Kaleh anzurichten im Stande war. Auch ist wohl zu beachten, daß für beschränkte Zwecke beschränkte Mittel in der Regel als ausreichend betrachtet werden können. England aber hatte nicht den hochfliegenden, wahnsinnigen Ehrgeiz, einen Siegeseinzug in Moskau zu halten; es ging nicht darauf aus, russische Provinzen zu erobern — ein so thörichter Gedanke ist wol nicht Einem Menschen im ganzen Königreiche gekommen, sondern es hatte nüchternere, von Chauvinismus weit entfernte, wir möchten sagen kaufmännisch kühle Absichten, zu deren Verwirklichung es nicht eines Heerbannes von einer Million Streitern bedurfte. Es wollte nichts anderes erreichen, als daß einerseits der Kosack sich nicht an den Ufern des Bosporus festsetze, andererseits die russische Herrschaft sich nicht allzu weit nach Armenien hinein ausdehne, und für diese, wie wir sie oben genannt haben, beschränkten Zwecke waren die zwei Armeecorps, die es im April 1878 mobilisirte und die übrigens nicht den Hauptbestandtheil der britischen Landmacht repräsentirten, im Vereine mit seiner Flotte und der sich wieder sammelnden ottomanischen Streitkraft, kein so geringer Heerhaufe. Bei seinen reichen pecuniären Mitteln konnte es zudem, ohne sich selbst besonders wehe zu thun, den Krieg dergestalt in die Länge ziehen, daß es Rußland finanziell ruinirte; es konnte inzwischen mit seinem Gelde weitere türkische, ägyptische, indische Armeen aus der Erde stampfen. Kriegsgeschichtlich und culturhistorisch ist dies vielleicht das bedeutsamste Moment des ganzen letzten orientalischen Krieges, daß England jetzt, dank der Schöpfung Ferdinand von Lesseps', in der Lage war, auch indische Truppen in Europas Geschicke mit eingreifen zu lassen. Seit die Welt steht, war das bisher noch nicht vorgekommen. Alexander der Große hatte von Macedonien aus Indien erobern wollen: nun schafften britische Transportdampfer indische Truppen herbei, Macedonien zu beschützen. Es war der umgekehrte Alexanderzug, eine vorläufige kleine Probe dessen, was aus dem durch den Suezkanal um so viel näher gerückten Zweihundert-Millionenreich am Ganges einmal in größerm Maßstabe in Scene gesetzt werden könnte, wenn das Mutterland England seines neugewonnenen asiatischen Alliirten bedürftig ist.

Mit Einem Wort, England fürchtete die nordische Großmacht nicht und hatte nicht Grund, sie zu fürchten. Die fieberhaften russischen Rüstungen, die nach dem Tage von San-Stefano betrieben wurden, sind nur ein Beleg mehr dafür, daß

man auch in Petersburg bei kühlerm Blute sich dessen bewußt zu werden anfing, daß England kein so gering zu schätzender Gegner sei. Man armirte die Ostseefestungen, formirte zu den schon bestehenden neue Festungsregimenter, besonders in Kronstadt, Sweaborg und Wiborg, den Hauptbollwerken zum Schutze des Hafens und der Stadt Petersburg, berief die letzten Reserven zu den Fahnen, die man zu eigenen „Reserve-Infanteriedivisionen" und „Reserve-Artillerie-Brigaden" zusammenstellte (Truppen von problematischem Werth, ähnlich den französischen „Marschregimentern" im Kriege von 1870—71) und setzte endlich auch die sogenannten „Localtruppen" aller Küstengebiete auf den Kriegsfuß. Bei all diesen riesigen Anstrengungen hatte man, da der weitaus größte Theil des Heeres in den occupirten türkischen Provinzen und am Schwarzen Meere noch an der Scholle klebte, doch über keine eigentliche compacte, durch ihre Zahl dem Gegner ein Bangigkeits- oder Beklemmungsgefühl abnöthigende Operationsarmee zu verfügen, sondern mußte sich, wenn man sich nicht selbst Sand in die Augen streuen mochte, vielmehr eingestehen, daß man einem eventuellen Bundesgenossen Englands aus den Reihen der Großmächte, zum Beispiel wenn Oesterreich sich demselben anzuschließen Miene machen würde, nur äußerst wenig an Machtmitteln werde entgegenzustellen haben. In Turkestan, wo General Stoljetow die „Expedition gegen Indien" organisirte, brachte man mit äußerster Mühe kaum eine Armee von 40000 Mann auf die Beine: eine Demonstration, die natürlich den beabsichtigten Zweck der Einschüchterung niemals erreichen konnte und, wie die von uns schon erwähnte Verminderung statt Verstärkung der englischen Garnisonen in Indien hinlänglich bewies, auch nicht erreicht hat. Nachdem auch dieses Pressionsmittel sich als wirkungslos erwiesen, spielte Rußland einen letzten, den Grad der Erbitterung, von der es erfüllt war, charakteristisch kennzeichnenden Trumpf aus, indem es seinen Willen verkündete, nach dem Muster des bekannten Kaperschiffes Alabama, welches in dem nordamerikanischen Bürgerkriege eine Rolle gespielt hatte, eine „freiwillige Flotte" (das war ihr officieller Name) ins Leben zu rufen, um auf englische Handelsschiffe Jagd zu machen.*) Wochenlang setzten jetzt die petersburger Blätter dem russischen Spießbürger in langen Artikeln auseinander, wie eigentlich der zur See stärkere Staat, England, dort der schwächere, der verwundbarere sei. Rußland habe auf dem Meere nicht viel zu verlieren; seine Handelsmarine sei eine verhältnißmäßig wenig zahlreiche; nur in seltenen Fällen werde ein britisches Kriegsschiff in die Lage kommen, ein russisches Handelsfahrzeug auf hoher See anzutreffen und für gute Prise zu erklären. Von wie vielen englischen Kauffahrteischiffen dagegen seien alle Oceane ohne Ausnahme bevölkert. Ein paar schnell segelnde, gut ausgerüstete kühne Kreuzer müßten im Stande sein, den englischen Seehandel empfindlich zu schädigen. Wohin sie auch immer ihren Curs lenkten, überall würden sie auf englische Handelsschiffe stoßen, überall Gelegenheit zu einer schönen Beute finden. So sublim fand man am Newastrande diese Idee, so sehr war man für dieselbe begeistert, daß auch that-

*) Ueber die völkerrechtliche Seite dieses Entschlusses vgl. den Artikel „Das Seerecht in Kriegszeiten" in „Unsere Zeit", Erste Folge, III, 765 fg.

sächlich unter dem Protectorat des Großfürsten-Thronfolgers eine Nationalsubscription in ganz Rußland in Gang gebracht wurde, die Mittel zur Bildung jener Kreuzerflotte, von der so Großes erwartet wurde, aufzubringen. In England selbst hatte man für diese großsprecherischen, prahlerischen Vorsätze in Petersburg nur ein mitleidiges Lächeln. War nicht schon ein Mächtigerer gekommen, den englischen Handel lahm zu legen? Hatte nicht Napoleon I. jene verzweifelte Kriegsmaßregel der Continentalsperre erlassen, hatte er nicht durch die abenteuerlichsten und völkerrechtswidrigsten Gewaltstreiche den durch Flotten und Geld überlegenen, von Landheeren nicht erreichbaren Feind mürbe zu machen versucht? Und was hatte er damit erzielen können? So optimistisch war man freilich an der Themse nicht, daß man nicht zugegeben hätte, bis zu einem gewissen Grade könnten die russischen Kaper immerhin, solange man ihrer nicht habhaft geworden, dem englischen Handel lästig werden, aber vom Lästigwerden bis zum Ruiniren oder selbst nur bis zum wirksamen Erschweren im großen und ganzen ist denn doch noch ein weiter Weg. Die dünn gesäeten Kaperschiffe, die in so wenigen Exemplaren vertreten waren, daß, wie wir gleich zeigen werden, Rußland für jedes der vier befahrensten Meere nur je eins, sage eins, in Bereitschaft hatte, würden sich zu der britischen Handelsmarine, die, Amphitrite gleich, weit um den Rand der Länder die Arme streckt, verhalten haben, wie vereinzelte einem Riesen sich auf die Nase setzende Fliegen, deren sich zu erwehren für den Beherrscher der Meere nichts weniger als eine unlösbare Aufgabe sein konnte. Sie würden in dem für sie günstigsten Falle wol kaum auch nur so viel wirklichen Schaden anzurichten vermocht haben, wie seinerzeit Alabama und Consorten der Nordamerikanischen Union. Das 1872 in Genf zusammengetretene Schiedsgericht in Sachen der Alabamafrage hat den gesammten Schaden, den die Piraterie der conföderirten Südstaaten (obwol diese doch nahe von dem Schauplatze der Action ihre eigenen Häfen und sichern Zufluchtsstätten hatte) zu verursachen im Stande war, auf 3 Mill. Pfd. St. geschätzt: zwar an und für sich keine unbedeutende Summe, aber doch verschwindend klein im Verhältniß zu dem Nationalwohlstand eines Nordamerika oder England. Und selbst diesen Schaden haben die Vereinigten Staaten nicht einmal zu tragen gehabt. Es mußte ihn, auf Grund des Urtheils des internationalen Schiedsgerichts, jene Macht bezahlen, auf deren Werften die Kaperschiffe gebaut worden waren. Rußland hatte, was seine beabsichtigte Razzia entschieden erschweren mußte, weder im Stillen Ocean, noch im Atlantischen und Mittelmeer, noch in den indischen Gewässern einen Hafen als Schutz und Versteck für seine Kreuzer; eine neutrale Macht konnte ihnen sicherlich nicht Asyl gewähren; sie waren von vornherein verurtheilt, stets die offene See zu halten, nirgends eine eventuelle Beute in Sicherheit bringen zu können, und hatten es schließlich nicht mit den englischen Handelsschiffen allein, sondern auch mit den englischen Kriegsschiffen zu thun. Die zahllosen Mittel und Wege, welche die bedrohte Handelsmarine außerdem, je nach Zeit und Umständen, zu ihrer Auswahl gehabt haben würde, sich selbst einem bei weitem gefährlichern Gegner gegenüber sicher zu stellen, brauchen wir nicht erst auseinanderzusetzen. Sowol auf dem Gebiete der Präventivmaßregeln als auch auf jenem der Repressalien, denen blühende rus-

sische Küstenstädte wie Odessa, Riga, Reval, Archangel eventuell ausgesetzt waren, gab es genügenden Vorrath. Im allerschlimmsten Falle, wenn die russische Kaperflotte wirklich bedrohliche Dimensionen hätte annehmen können, blieb noch immer der Ausweg, den Handel provisorisch durch neutrale Schiffe oder unter neutraler Flagge vermitteln zu lassen.*) Wie unendlich viel aber den moskowitischen Jagdschiffen zu dieser Furchtbarkeit noch abging, beweisen wir am besten aus den russischen officiellen Aufzeichnungen selber. Nach einem amtlichen Berichte des „Comité für die Bildung einer freiwilligen Flotte“**) hatte die „Nationalsubscription“, mit Heranziehung der Zemstwos (Gouvernementsversammlungen und Gouvernementskassen) zu derselben, das Einfließen einer Summe von 3,333601 Rub. zur Folge: etwa dem Werthe eines halben Panzerschiffes entsprechend. Mit diesen Geldern wurden, wie wir demselben Rechnungsabschlusse entnehmen, die vier Schiffe Holsatia, Hammonia, Thuringia und Saxonia (welche in Rußland, Moskau, Petersburg und Nishnij-Nowgorod umgetauft wurden) angekauft und ihrem Zwecke angepaßt; der Kaiser von Rußland hielt später in Kronstadt über sie eine Revue ab. In diesen vier Schiffen hat sich die gesammte, von den Trompetern des Chauvinismus so sehr aufgeblähte Kaperflotte verkörpert, deren Bemannung, nebenbei gesagt, wie aus dem oben citirten Bericht weiter zu ersehen ist, ein förmliches Lehrbuch der Piraterie, nämlich eine russische Uebersetzung des Werkes „La croisière de l'Alabama“ mit sich führte. Wenn nun auch allerdings der Ankauf der obengenannten vier Schiffe nicht den ganzen Fonds der aus der Nationalsubscription eingegangenen Gelder erschöpft hatte, sondern für den Erwerb von noch etwa zwei Schiffen die Mittel vorhanden waren (von den $3\frac{1}{3}$ Mill. waren bis zum Berliner Congreß $2\frac{1}{4}$ Mill. ausgegeben), so bleibt doch nichtsdestoweniger die ganze Leistung, auf die das Russenthum sich so viel zugute that, eine Spottgeburt, die dem Handel Englands nicht gefährlich geworden wäre.

Weshalb aber kam trotz alledem den ganzen Monat März hindurch die Energie Englands nicht zur Entfaltung, weshalb lösten sich Ordres und Contreordres in bunter Abwechselung ganz unvermittelt ab, sodaß es fast schon den Anschein gewann, als wisse man in der Treasury, in der Ministerpräsidentschaft zu Whitehall selbst nicht, was man wolle? Hatte man sich an leitender Stelle durch die petersburger Drohungen unwillkürlich vielleicht doch etwa einschüchtern lassen? Nein, das war es nicht; nicht von außen her, sondern von innen heraus war das Schwanken, war die Unentschlossenheit, war die Mattherzigkeit in die englische Politik hineingetragen worden: aus dem Schose des Cabinets selber. Die Regierung war unter sich nicht einig. Zwei Seelen wohnten, ach, in ihrer Brust und kämpften um die Oberhand: eine schwarze, die vor dem Aeußersten, dem Kriege, mit dem Einsatz der ganzen Macht Britanniens, nicht zurückschreckte: Lord Beaconsfield, und eine weiße, die den Frieden als das

---

*) Art. 2 der internationalen Seerechtsdeclaration vom 16. April 1856 lautet: „Die neutrale Flagge deckt die feindliche Waare, mit Ausnahme der Kriegscontrebande.“

**) Publicirt im „Journal de Saint-Pétersbourg“ vom 20. Oct. 1878.

köstlichste der Güter um jeden Preis aufrecht erhalten wissen wollte, selbst um den Preis der Demüthigung, wenn es nicht anders sein könnte, des sich Beugens vor den Abmachungen von San-Stefano: Lord Derby. Schon gegen die Einfahrt in die Dardanellen hatte der letztere zu Anfang Februar alle Hebel in Bewegung gesetzt und es auch erwirkt, daß der Flottencommandant Hornby, nachdem sich derselbe schon in Bewegung gesetzt hatte, am 8. Febr., durch eine ihm nachgeschickte telegraphische Contreordre veranlaßt, auf halbem Wege wieder umkehren mußte. Daß schon einige Tage später (am 12. Febr.) die englische Panzerflotte doch durch die Dardanellen dampfte und vor Konstantinopel sich vor Anker legte, konnte als ein Beweis dafür genommen werden, daß der Einfluß des Earl Derby in rapidem Abnehmen begriffen. Doch blieb er vorläufig noch im Amte. Wir sehen ihn ein Friedensmeeting protegiren, welches am 24. Febr. in Hyde-Park abgehalten und von der Kriegspartei auseinandergejagt wird; wir sehen ihn als lebendigen Hemmschuh allem opponiren, was einer Kriegsvorbereitung ähnlich sieht, und dabei doch schließlich die entgegengesetzte Strömung so wenig überwinden, daß er weder verhindern kann, daß die Kanalflotte nun ihrerseits die Abfahrtsordre erhält, noch daß der General Lord Napier of Magdala (mit Sir Garnet Wolseley als Generalstabschef zur Seite) in aller Form schon zum Obercommandanten einer eventuellen Orientarmee ernannt wird, noch daß endlich zu den in der Mobilisirung begriffenen Truppen die Reserven einberufen werden. Die letztgenannte Maßregel macht die schon lange schleichende Ministerkrise zu einer acuten. Am 28. März zeigt Lord Derby im Oberhause an, daß die Königin seine Entlassung angenommen habe. Sein Nachfolger wird sein Stief-Stiefsohn*) Marquis Salisbury, bis dahin Minister für Indien, aber in die orientalischen Angelegenheiten schon durch seine Theilnahme an der Konstantinopeler Conferenz**) wohl eingeweiht.

Mit der Ernennung Salisbury's zum Minister des Aeußern hatte zweifelsohne Lord Beaconsfield einen großen Sieg erfochten. Er war des ewigen Widerspruches im eigenen Hause, der ihm viel unerträglicher und hinderlicher sein mußte als der von der politischen Gegenpartei Gladstone und Genossen ausgehende, endlich ledig. Der Friede im Cabinet, diese unerläßliche Vorbedingung eines jeden einheitlichen Auftretens, war wiederhergestellt. Wie wenn der Wind plötzlich die Segel eines träge dahinschleichenden Schiffes bläht, kam jetzt pulsirendes Leben, sichtbare Bewegung in die englische Action, welche, solange Derby mit am Ruder stand, diesen Namen trotz aller Rüstungen gar nicht verdiente. Ob sie den Krieg oder, wie sich Lord Beaconsfield ausdrückte, den „ehrenvollen Frieden" ohne vorausgegangenen Krieg, das ist ein Nachgeben Rußlands in den wesentlichsten Punkten, zur Folge haben werde, das mußte sich jetzt bald zeigen. Die auf allen Gemüthern lastende Ungewißheit, die auf jede Unternehmung lähmender einwirken mußte als selbst der Krieg, drängte zu einer Entscheidung. Noch war daher Marquis Salisbury in seinem neuen Amte kaum installirt, als er auch schon jenes fulmi-

---

*) Lord Derby ist der Gemahl der 1868 Witwe gewordenen zweiten Frau des Vaters von Salisbury, Stiefmutter des Ministers Salisbury.

**) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XV, 1., 293, wo auch seine Biographie mitgetheilt ist.

nante Rundschreiben vom 1. April 1878 vom Stapel ließ, in welchem er, die einzelnen Bestimmungen des Friedens von San-Stefano zerfaserud, diesen Vertrag schließlich auch als Ganzes verurtheilte und als Ganzes verwarf. „Nicht so sehr die einzelnen Stipulationen", so ließ er sich vernehmen, „sollten hauptsächlich die Aufmerksamkeit Europas erregen, sondern in noch höherm Grade ihre combinirte Wirkung." Und als ob Lord Byron's mächtiger Gesang von neuem ertöne, hatte auch das Rundschreiben Salisbury's eine philhellenische Seele; denn ein wesentliches Moment der Anklagen gegen den Frieden von San-Stefano war, daß, infolge desselben „eine große griechische Bevölkerung in der slawischen Majorität verloren sein würde". Gortschakow's Antwort auf diese Depesche war sehr weitschweifig. Für jede Beschuldigung hatte der russische Staatskanzler eine Entschuldigung bereit; er erschöpfte sich in Beweisen, daß Rußland „von den besten Absichten für Europa, für die Türkei, für die Christen im Orient" beseelt sei, und forderte zum Schlusse auf, England möge doch mittheilen, wie es sich die Lösung des Problems denke, den Interessen Europas, Englands, Rußlands, der Türkei und der Christen im Orient, allen in gleicher Weise, Rechnung zu tragen, „ohne die durch den Krieg erworbenen Rechte Rußlands zu verletzen". In dieser so abgebrauchten Wendung culminirte die Antwort Gortschakow's. Im Tone höflich, gemäßigt, entgegenkommend, hielt sie, unbeschadet dessen, doch noch starr an dem bisherigen Standpunkte fest und erhielt ihren unzweideutigen Commentar durch die jetzt mit noch verdoppeltem Eifer fortgesetzten Kriegsrüstungen Rußlands. England seinerseits setzte unverzüglich, nachdem Gortschakow's Entgegnung auf Salisbury's Rundschreiben in London bekannt geworden, die seit des letztern Amtsantritt bereit liegende Ordre, die dem Vicekönig von Indien die Einschiffung einer Truppendivision in Bombay, mit der vorläufigen Bestimmung Malta, anbefahl, telegraphisch in Kraft. Nichts schien den zum Sterben kranken Frieden mehr retten zu können. Die breite Kluft, die zwischen den beiderseitigen Anschauungen sich aufthat — wer sollte sie überbrücken?

In diesem für Europa so gefahrvollen Moment kam unverhofft, aus der Initiative eines bis dahin mehr im Hintergrunde stehenden Mannes, die Entwirrung des kritischen Knotens: Graf Schuwalow war es, des Zaren einstiger Spielgefährte und nunmehriger Botschafter am Hofe von Saint-James Palace, der, einer plötzlichen Eingebung gehorchend, zum freiwilligen „Makler" sich aufwarf. Schon einmal, freilich unter viel weniger gefahrdrohenden Umständen, hatte er zwischen den beiden Mächten den Mittler gemacht: als durch das Vordringen der Russen in Centralasien eine tiefgehende Bewegung sich des britischen Volkes bemächtigt hatte. Später hatte er, um die Aussöhnung vollständig zu machen, auch ein wenig Familienpolitik getrieben, indem er es einzurichten wußte, daß die einzige Tochter des Zaren dem zweiten Sohne der Königin Victoria, dem Herzog von Edinburgh, sich vermählte. Aber solche Verwandtschaftsbande beeinflussen entschieden immer weniger den Gang der Ereignisse. Auch der Umstand, daß die Thronfolgerinnen von England und Rußland Töchter desselben Vaters sind, würde den Bruch zwischen den beiden Staaten nicht zu verhindern vermocht haben. Dergleichen fällt heute, wo die Hauspolitik von der Nationalpolitik, die Gefühlspolitik von der

Interessenpolitik fast gänzlich beiseitegeschoben ist, nicht so gewichtig wie sonst in die Wagschale. Ebenso zwecklos mußte eine Fortsetzung des unfruchtbaren schriftlichen diplomatischen Meinungsaustausches erscheinen. Auf diesem Wege, das war klar, kam man sich nicht nahe. Die vielen Noten, Memoranden, Exposés und gegenseitigen Recriminationen milderten nicht, sondern verschärften nur die Gegensätze. Nur der persönliche Verkehr, nur die mündliche Ueberredungskunst konnten, wenn irgendetwas, zu dem Ziele der Friedenserhaltung hinführen. Dazu aber war Graf Schuwalow der rechte Mann. Als Hauptrepräsentant der russischen Friedenspartei und auf Grund seiner langjährigen Intimität mit dem Zaren war er sogar der einzige dazu Befähigte. Das alles erwog er im Geiste und, schnell entschlossen, reiste er am 8. Mai, nach langer Unterredung mit Lord Beaconsfield, zur directen Einflußnahme auf die Person des Zaren nach Petersburg ab.

Wieder vergingen acht bange Tage, deren Geschichte wol erst in spätern Zeiten, durch Memoiren der dabei Betheiligten, aufgehellt sein wird. Nur so viel ist bisjetzt gewiß, daß es dem Grafen Schuwalow nicht leicht wurde, im Winterpalast mit seinen Anschauungen durchzudringen. Die panslawistische Partei, die so stolz war auf ihr Werk von San-Stefano, die Ignatjews, in Verbindung mit der Militärpartei, die im Siegesrausch alle und jede Concession wie etwas ganz Unmögliches von der Hand wies, stellten sich mit allen Kräften seinen Strebungen entgegen. Endlich aber blieb er doch Sieger. Am 17. Mai erschien er, mit den nöthigen Vollmachten ausgerüstet, wieder in London und am 30. Mai wurde im „Foreign office" von ihm und Salisbury jene berühmte englisch-russische Convention unterfertigt, deren Veröffentlichung durch die Indiscretion eines Ministerialbeamten im „Globe" am Vorabende des Berliner Congresses so großes Aufsehen in Europa erregte. Rußland gab in diesem Schriftstücke seine Zustimmung, daß, wogegen es sich bisher so hartnäckig gesträubt hatte, der ganze Friedenstractat von San-Stefano und nicht etwa blos einzelne Punkte desselben vor das Forum eines europäischen Congresses gezogen werde; noch mehr, es ließ sich alle von England gewünschten Abänderungen gefallen, wie die Verkleinerung Bulgariens, das Wegdrängen dieses neuen Staatengebildes von der Küste des Aegäischen Meeres, die Zweitheilung auch des so reducirten Staates durch Lostrennung der später Ostrumelien genannten Districte, sodaß sich Bulgarien nur bis zum Balkan erstreckte, und die Ersetzung der russischen Curatel über die Pforte durch eine europäische. Triumphirend durfte die londoner „Morning Post" ausrufen: „Wir haben Rußland mehr als die Hälfte seiner Eroberungen ohne das Opfer von hunderttausend Menschen und hundert Millionen Pfund Sterling, welche ein glücklich beendigter Krieg sicher verschlungen haben würde, wieder abgenommen", während der „Observer" mit einem verächtlichen Seitenblick auf Oesterreich bemerkte: „Nun, nachdem England und Rußland sich vertragen, wird keine andere Macht auf Concessionen bestehen können, welche den Frieden zu gefährden vermöchten." Möglich geworden war das russisch-englische Separatabkommen überhaupt nur dadurch, daß die britische Diplomatie in allen jenen Punkten, welche nicht englisches, sondern fremdes Interesse berührten, ohne weiteres Rußland freie Hand ließ. Darin bestanden die „Gegenconcessionen". Mit einer fast cynischen Schaustellung seines Egoismus

willigte Britannien jetzt zum Beispiel in die Annectirung Rumänisch-Bessarabiens durch Rußland, ließ also schmählich Rumänien in Stich, und ein Passus in der Convention vom 30. Mai sagte sogar mit klaren Worten: „Die englische Regierung verpflichtet sich, keinen Einspruch gegen jene Präliminarartikel des Vertrages von San-Stefano zu erheben, welche durch die zehn Punkte des Separatabkommens nicht modificirt werden, wenn Rußland, nachdem die Artikel in entsprechender Weise vom Congreß discutirt worden, darauf beharrt, dieselben festzuhalten.“ Die einzige scheinbare Concession, welche England auf dem Gebiete seiner eigenen Interessen machte, war, daß es wider alles Erwarten auch nichts mehr dagegen hatte, daß der Hafen Batum an Rußland falle. Rußland selbst staunte darüber; es wußte eben noch nicht, welch hohen Kaufpreis hinter seinem Rücken die schlauen kaufmännischen Rechenmeister an der Themse sich dafür, allerdings auf Kosten eines Dritten, der Türkei nämlich, bezahlen ließen. Während sie mit der einen Hand Batum an Rußland anslieferten, kassirten sie mit der andern Cypern ein, welches nach dem Wortlaute des mit der Pforte abgeschlossenen Vertrages „dann dem Osmanischen Reiche wieder herausgegeben werden soll, wenn das Russische Reich seinerseits auch Kars und Batum herausgegeben haben wird“; das heißt niemals. Daß zum Scheine die Souveränetät des Sultans auf der von den britischen Truppen occupirten Insel gewahrt worden ist und die Ueberschüsse der Revenuen derselben (berechnet nach dem Durchschnitt der letzten fünf Jahre im Betrage von 22936 Beutel) dem türkischen Staatsschatze zugeführt werden, ändert nichts an der Sache. In der Wahrheit war also Graf Schuwalow auch in der Batumfrage, während er wenigstens in dieser England ein reelles Zugeständniß abgerungen zu haben glaubte und nur auf Grund dieses „Zugeständnisses“ in die Verstümmelung und Zerstückelung des in San-Stefano geschaffenen Großbulgarien eingewilligt hatte, dupirt und überlistet worden. Ein Blick auf die Landkarte genügt, um selbst dem Laien in allen maritimen und strategischen Dingen zur Anschauung zu bringen, wie unendlich mehr der Besitz Cyperns den Engländern nützen muß, als ihnen der Uebergang Batums aus den ottomanischen in russische Hände schaden kann. Batum ist für sie total ungefährlich; liegt es doch in der Sackgasse des Schwarzen Meeres, die durch den Bosporus und die Dardanellen abgesperrt ist; in Kriegszeiten kann, wie aus dem Schwarzen Meere überhaupt, so auch aus Batum, kein einziges russisches Schiff auslaufen. Uebertrifft dagegen Cypern durch seine geographische Lage nicht selbst das kostbare Malta? So nahe dem Suezkanal, den es ebenso ausreichend beschützt, als wenn Aegypten englisches Besitzthum geworden wäre, und dabei welch strategisch wichtige Flottenstation zwischen Indien und Malta, zwischen Indien und Konstantinopel, zwischen Indien und Kleinasien, welch bequemes und näheres zweites Absteigequartier für indische Truppen, wenn man derselben wieder jemals in Europa bedürfen sollte! Und in derselben Uebereinkunft mit der Pforte, welche England diese Perle des Mittelmeeres in die Hände spielte, sicherte es sich einen maßgebenden Einfluß in der asiatischen Türkei, einen weiter gehenden und nachhaltigern, als Rußland in der europäischen Türkei für sich zu retten vermochte. Daß es letztern nicht ganz auszuschließen im Stande war, darf nicht wundernehmen. Mit diplomatischen Kün-

steleien allein kann die umwälzende Gewalt des Krieges, die natürliche Schwerkraft des Sieges nicht spurlos verschwinden gemacht werden. Es bleibt immer noch genug an politischen Veränderungen zurück.

Dem Congreß selbst, dem eigentlich nichts mehr zu thun übrigblieb, als das englisch-russische Uebereinkommen im Detail auszuführen, es in Paragraphen zu bringen und daran nur anzuschließen, was in Bezug auf die bosnisch-herzegowinische Frage beschlossen werden würde, diesem europäischen „Areopag" stand nach dem 30. Mai kein ernstliches Hinderniß mehr im Wege. Nachdem derselbe, seitdem er durch den Grafen Andrássy vorgeschlagen worden, fast volle vier Monate zwischen Leben und Tod geschwebt, konnten am 3. Juni durch den Fürsten Bismarck (welchem, da Berlin zum Congreßorte gewählt war, selbstverständlich das Präsidium zufiel) endlich die Einladungsschreiben ausgefertigt werden, welche die erste Sitzung auf den 13. Juni anberaumten. Als Zweck war in denselben die „freie Discussion" des ganzen Inhalts des Friedens von San-Stefano angegeben. Welche Kämpfe hatte es doch gekostet, bis Rußland zu der Annahme der zwei Worte „freie Discussion" zu bewegen war, und jetzt war die Discussion gar keine freie mehr, denn England und Rußland hatten sich durch die Convention gegenseitig gebunden.

Ungedruckte Briefe und Gedichte von Seume.

Herausgegeben

von

Luise Devrient.

Es ist ein eigen Ding um das Vermächtniß theuerer Verstorbener; der Tod drückt ihren letzten Verfügungen einen geheimnißvollen, tief ernsten Stempel auf, der sie gewissermaßen heiligt. Nicht kindische Empfindelei ist es, wenn wir mit Befangenheit an den Schrein treten, der lange Jahre barg, der vielleicht auf immer bergen sollte, was eine welke Hand an theuern Erinnerungen aus jugendfrischen Tagen darin niederlegte. Doch muthig sei der Bann gebrochen, wenn es gilt, uns einen Blick in das innerste Leben eines Lieblings unserer Nation thun zu lassen! Die Achtung vor dem Willen der Todten hat gewiß ihre Berechtigung: aber auch wir Lebenden haben die unserige, und unsere Anrechte sind wol die größern, besonders da, wo es sich um Menschen handelt, die durch Wort und That aus dem engern Kreise, der jeden von uns umschließt, getreten sind, um Menschen, die durch das, was sie geleistet, ein Gemeingut ihrer Nation, Bürger der Welt geworden sind.

Verstorbene, deren irdische Hülle längst in Staub zerfiel, deren Geist aber noch frisch und befruchtend unter uns weilt, dürfen nicht mit dem kleinlichen, peinlichen Maße des alltäglichen Menschen gemessen werden. Auf alle und auf alles, was mit ihnen in Berührung kam, fällt der Goldstaub ihres Glanzes zurück; er erhebt, er adelt, was sich ihrer Nähe, ihrer Beachtung rühmen kann.

Ein solcher leuchtender Stern, ein solches Gemeingut der deutschen Nation ist, unter so vielen Edeln und Großen, auch Seume geworden.

Nur wenigen ist es vielleicht vergönnt gewesen, einen so klaren Einblick in das innerste Fühlen und Empfinden dieses seltenen Mannes zu gewinnen, wie denen, die durch Erbschaft in den Besitz vieler seiner Briefe an ein von ihm heißgeliebtes Mädchen gelangten. Keine flüchtige Neigung war es, die den Dichter an die liebliche Johanna knüpfte, nein, als Gattin eines andern blieb ihr die aufrichtige Freundschaft und Verehrung des Jugendfreundes erhalten. Freilich wollen die Worte Freundschaft und Verehrung hier nicht recht passen, denn liest man die Briefe, die er an die junge Frau richtet, so erschrickt man vor der innerlichen Glut, die der Schreiber bei jeder Zeile nur mühsam dämpft. Aber Seume ist ein Ehrenmann, der seine Johanna achtet und der sich selbst achtet. Nicht gekränkte Empfindlichkeit ist's, die ihn befällt, da er sieht, wie seine heiße Liebe unerwidert bleibt, wie sich das Herz seines Lieblings einem andern zuwendet: in seinem

Innern ist keine Wandlung möglich, aber muthig überwindet er sich selbst und bleibt Johanna's Freund. Seume's Briefe, denen leider das genaue Datum fehlt, müssen kurze Zeit nach der Vermählung seiner Freundin, meiner Großmutter, geschrieben sein; sie stammen demnach aus den Jahren 1804 oder 1805.

Auch heute noch haben Seume's Worte, wenn er über „Corinna" schreibt, ihr volles Gewicht; freilich ist Frau von Staël's Werk durch so viel Neues von unsern Büchertischen verdrängt; in Vergessenheit aber ist es nicht gerathen. Wie groß Seume's Interesse für „Corinna" war, geht aus dem Exemplar hervor, das er der Freundin zuschickte: von Anfang bis zu Ende ist dasselbe mit eingehenden Randbemerkungen von seiner Hand versehen.

So mögen denn diese lange verborgenen Blätter hinaus ziehen in die weite Welt mit Seume's eigenem Wort, das er auf das erste Blatt seines „Miltiades" als Widmung für die Freundin niederschrieb:

Ist gleich die Gabe klein,
Sie kann willkommen sein:
Denn ihren Werth bestimmt,
Wie man sie giebt und nimmt.

1.

Das Herz des Menschen ist gewöhnlich ein eigennütziges, selbstsüchtiges, geitziges, unersättliches Ding, niemahls zufrieden mit dem Guten, das es besitzt, und immer hinaus greifend in den unendlichen Reichthum der Phantasie. Ich sollte es nicht mehr wagen, Sie mit meinem Geschreibsel zu behelligen; aber es that mir so unendlich wohl, mit Ihnen zu reden, und ich bin mir der Reinheit meiner Empfindung so wohlthätig bewußt, daß ich nicht glauben kann, daß Sie zürnen werden, wenn Sie noch einige Blätter von meiner Hand sehen. Sie haben meine Seelenstimmung durchaus nach der Ihrigen beurtheilt. Die Vernunft spricht zwar in solchen Fällen Beruhigung; aber das Gefühl behauptet seine Herrschaft mit seiner traurigen Magie lange Zeit. Ich bin kaum im Stande, mir meine Mutter als abwesend zu denken, so sehr war sie in alle meine Gedanken verwebt. Die Zeit wird das Ihrige thun und die Gefühle mildern; tödten wird und soll sie sie nie. Ihre Freundlichkeit liegt wieder ganz in den Zügen Ihrer Schrift, und eine Thräne, halb des Schmerzes und halb der süßen Rührung, zitterte mir von der Wimper. Ich habe Briefe von Fürsten und Fürstinnen mit Lobsprüchen erhalten und sie ernst und kalt beyseite gelegt; aber ich habe Ihre Zeilen mit einer Innigkeit geküßt, daß ein nüchterner Zuschauer gewiß über die Entzückung des philosophischen Grämlings gelächelt haben würde. Das ist der Abstand vom Kopfe zum Herzen. Es ist sonderbar, daß ein Mensch so ganz, so einzig in seinem Gefühle lebt, den man sonst für hart und abschreckend und gefühllos hält. Ich kann da stehen kalt wie ein Marmorblock und dunkel wie eine Gewitterwolke, und in der Tiefe meiner Seele glüht und wogt ein Himmel oder eine Hölle von Gefühl. Aber fürchten Sie durchaus nichts von mir, geliebteste Freundin; der Vulkan

kann in mir brennen, aber er durchbricht nie die Dämme, die ihm die eiserne Vernunftkraft der Pflicht entgegen gebaut hat. Ohne mich je von den Sinnen loszureißen oder nur losreißen zu wollen, werde ich nie ein gröberer Sinnling seyn; dazu achte ich meine bessere Natur und die Schranken der Sittlichkeit zu sehr. Sie werden nach meiner Erscheinung bey Ihren Aeltern meine Entschlüsse für sehr wankend halten, und haben vielleicht in diesem Punkte nicht ganz Unrecht. Aber hätte ich die Gesellschaft dort vermuthen können, die dort war, so wäre ich wahrscheinlich nicht hingekommen; und doch war mir es wieder unendlich erfreulich, daß ich Sie dort fand. Das sind nun so die Widersprüche unserer Natur, die der größte Weise selten hinlänglich erklärt. Mich däucht, Ihre freundliche Gute Nacht, als Sie sich in die Chaise setzten, war mir mehr werth, als ob mir Jemand ein reiches Landgut geschenkt hätte. Gegen alle Frauen bin ich mit leidlicher Höflichkeit unbefangen artig; nur gegen Sie will mir das nie gelingen; und doch ist mir an dem Urtheil der ganzen Weiberwelt nicht die Hälfte so viel gelegen als an dem Ihrigen allein. Ich fürchte mich nicht vor Bonapart's Kartätschen und Bajonetten, und ein zürnender Blick von Ihnen würde meine ganze stoische Seele in Verwirrung setzen. Ich danke Ihnen auch, daß Sie mir Muth einsprechen wollen. Liebe, gute, herrliche, angebetete Seele; wenn jemand das außer Landes hörte, daß Sie dem Spaziergänger von Syrakus Muth einsprechen, ich würde das Gelächter des Vaterlandes; aber ich danke Ihnen doch. Thun Sie das aber nicht so kalt, mathematisch, als ob Sie ein Exempel nach dem Einmahleins berechneten. Ich habe einen moralisch gegründeten Anspruch auf eine etwas wärmere Theilnahme, ohne daß Sie ein Jota Ihrer Pflicht verletzen. Wohlwollen sind Sie jedem rechtlichen Manne aus strenger Menschenpflicht schuldig, das wird Ihnen Ihre Empfindung sagen und Ihr Katechismus bekräftigen. Doch ich will schon zufrieden sein, in der Hoffnung, daß Ihr Herz etwas mehr geben wird, als Ihr Mund zusagt. Ob ich Ihnen Freude machen will? Mich däucht, ich habe seit langer Zeit keine Freude, als wenn ich Ihnen zuweilen ein kleines Vergnügen zu machen hoffen konnte, und ich habe nun für jede andere alle Stimmung verloren. Das geht, denke ich, natürlich lebendig genug aus dem Tone meiner Seele hervor. Wenn es mir nur gelungen wäre oder gelingen könnte, Ihnen irgend ein großes, schönes reines Vergnügen zu machen, so würde ich mit keinem Seraph tauschen. Die Seligkeit, die sich das Herz durch sich selbst schafft, ist doch der einzige Himmel, den es giebt. Daß ich nicht Kraft und Gleichmüthigkeit genug habe, um Ihnen Ihren lieben Karl*) einiger Maßen zu ersetzen! Vielleicht gelingt es mir noch; wenigstens kann auf Gottes weitem Erdenrunde keine Seele mit so zärtlicher Innigkeit an Ihnen hängen, als die meinige; dessen bin ich ganz gewiß. Warum sind Sie nicht meine Schwester oder meine Tochter? Ich würde mit unaussprechlicher Sorgfalt über Ihrem Glücke wachen. Was ich mit mir anfange, weiß ich nicht. Elend werde ich nicht seyn, dafür bürgt mir meine Natur und meine Philosophie, und Sie würden einen wimmernden Schwächling nie schätzen können. Nie

*) Der Lieblingsbruder Johanna's.

sollen Sie etwas von mir hören, was Sie für Ihren Freund schamroth machen müßte. So bald ich vollendet elend wäre, wäre mein Wesen zerstört. Im Vaterlande ist, wenn ich meine jetzige Lage ändern will, für mich nichts Anständiges zu thun. Nach Rußland will ich nicht wieder, denn das Klima ist mir zu unfreundlich und das System zu unvernünftig. Nach Frankreich gehe ich noch weniger, denn ich mag die Schande meiner Nation nicht mit besiegeln helfen. Es wird sich finden. Vielleicht werde ich ein Marthyrer der Wahrheit, wie ich sie denke. Ich suche nicht den Tod; aber ich habe nun nicht Ursache ihn zu scheuen. Ich bekenne es, meine Seele ist vielleicht zu enge und hat nur für wenige Platz. Achtung der Unbekannten ist kaltes Mondlicht; innige, liebreiche Theilnahme freundlich verwandter Seelen ist warme wohlthätige Maisonne. Für das Allgemeine ist unsere Ehrlichkeit und Menschlichkeit, und für das Einzelne unsere Hingebung und Liebe: das hat der Schöpfer für das Ganze so haben wollen.

Die Schicklichkeit wird es doch vielleicht fordern, daß ich Sie noch zuweilen sehe; aber selten soll es seyn. Vielleicht verlasse ich die Gegend bald, auf immer. Es hängt davon ab, ob ich an einem gewissen Ort ehrenvolle Bedingungen erhalte: sonst begrabe ich mich hier in meinem Griechischen. Gern nähme ich Ihr Gemählde mit mir. Aber das wäre bei allem Bewußtsein der reinsten Verehrung doch eine zu unbescheidene Bitte. Und wer würde Sie mahlen können mit der Glorie, die Sie in meiner Seele haben? Vor dem schönen heitern Leben der Natur, dem verklärten Blick, dem ganzen reitzenden Gewebe des lieblichen zauberischen Antlitzes wird die Kunst zur Bettlerin. Wozu brauche ich Ihr Kunstgebild? Mit ewig frischen glühenden Farben trage ich das Original gewiß mit mir, bis die letzten Nerven meines Gedächtnisses trocken werden.

Was ich Ihnen bringe, gehört alles Ihnen, wenn Sie es nicht verschmähen. Ich kann Ihnen nie etwas von Werth geben; alles gilt nur in so fern etwas, als es ein Zeichen meiner innigen Verehrung ist und in sofern es Ihnen vielleicht einiges Vergnügen machen kann. Das Papier ist vollgeschrieben, die Bescheidenheit längst überschritten, und doch scheint es mir, als ob ich wieder von vorn anfangen sollte. Ich habe viel auf Ihre Güte gesündigt und kann die Sünde unmöglich bereuen. Ich schaffe sonst alles fort, um in der Welt an nichts zu hängen; aber von Ihnen habe und verehre ich noch jedes Andenken wie eine Reliquie, vom ersten Taschenbuche bis zum letzten Halstuche. Das Taschenbuch ist mit mir unter den Finnen gewesen, und ich habe Ihre Geburtstagsfeyer bey den Skandinaviern darin aufgezeichnet. Haben Sie meine Reise durch Schweden gelesen? Sie dürfen es. Es versteht jeder gerade so viel als er soll, und nicht mehr. Der Hauptinhalt ist so freimüthig, daß selbst der Fürst von Dessau mir durch Matthisson sagen ließ, er sei meinetwegen besorgt gewesen. Mich kümmert das wenig. Mein Charakter fordert Offenheit und Wahrheit; die Folge überlasse ich dem Lenker des Schicksals. Es beruhigt mich, wenn Sie von Ruhe sprechen; und der Himmel gebe sie Ihnen in dem vollen Maße, das Sie verdienen. Ich habe nie einen Entschluß gefaßt, den ich nicht ausgeführt hätte, nie ein Wort gegeben ohne es zu halten. Eben war ich im Begriff Ihnen zu versprechen, Sie sollten nie etwas mehr von meinem Herzen sehen; und ich fürchte, dieses Ver-

sprechen hätte ich nicht gehalten. Sagen Sie einige Zärtlichkeit Ihrer Kleinen auch in meinem Nahmen. Alle Kinder sind mir lieb, und diese sollte es nicht? Ich küsse zufrieden Ihre liebe Hand. S.

2.

Meine theuere, einzige, innig geliebte Freundin!

Sehen Sie, ich kann nicht so kalt und taktmäßig vernünftig sein, als Sie es vielleicht fordern und Selbst sind. Sie müssen nun wohl Nachsicht und Geduld mit Ihrem Freunde haben, bis seine Seele kalt wird, das heißt, bis im Herzen der letzte Tropfen Bluts vertrocknet und im Hirn der letzte Nervengeist versiecht ist: denn so lange werden Sie wohl das Idol meines Wesens bleiben.

Ich habe mir vorgenommen, Ihnen kritische Bemerkungen über „Korinne" zu geben, vielleicht eine sehr undankbare Arbeit, da die meisten Kritiker das Vergnügen schwächen: und ich wollte doch wohl gern die ganze Summe des meinigen hingeben, um das Ihrige zu vermehren. Jedes Vergnügen beruht auf Gefühl, und gewinnt selten durch den Zusatz des Gedankens. Aber der Gedanke kann das Gefühl berichtigen und also ins Künftige das Vergnügen erhöhen, wenn er auch das genossene verminderte.— Ich lasse der Frau von Staël alle Gerechtigkeit widerfahren; sie besitzt viel Scharfsinn und Einsicht in die menschliche Seele und eine seltene Weltkenntniß: aber ich fürchte doch, daß hier und da, wo sie sich an das höhere Ideal wagt, ihr die Kräfte versagen. Ich müßte das Buch in der Absicht wieder durchlesen, wenn ich Belege dazu geben sollte. Wo sie ihre Heldin improvisiren läßt und also am stärksten sein sollte, ist sie mir am schwächsten vorgekommen. Die Gedanken in diesen Stellen sind weniger dichterisch als gelehrt, weniger lyrisch als deklamatorisch. Es ist selten darin der hohe Enthusiasmus und die edle einfache Lebendigkeit des Geistes, die in wenigen Worten unser ganzes empfindendes Wesen in Anspruch nimmt. Ich berufe mich auf Ihre eigene ehrliche Unbefangenheit, ob die angeblichen Gedichte Korinnens auf Sie den tiefen Eindruck gemacht haben und das Lob verdienten, das ihnen die Verfasserin selbst geben läßt? Was also die Krone seyn soll, hat keinen Gehalt: die Steine haben nur Schimmer, aber keinen reinen Glanz. Gestehen Sie, liebe Freundin, es macht Ihrem Geschmack und Ihrem Urtheil Ehre, in dem Buche beschäftigte Ihr Gefühl die gehaltene Zeichnung der Charaktere, die lebendige Leidenschaftlichkeit der Hauptpersonen, die tiefen Griffe aus der Seele und in die Seele; mit einem Worte die Geschichte mit ihrer Verflechtung. Gegen dieses Interesse habe ich nichts zu sagen; das hat sie in einem hohen Grade erreicht. Die Fehler gegen die Alterthümer konnten Ihnen nicht auffallen, da es nicht Ihr Fach ist, altgelehrt seyn zu wollen; und diese Fehler, die nur wenige beleidigen, stören den Gang und die Wirksamkeit der Geschichte nicht. Daß sie den Schotten so unbestimmt schwankend gezeichnet hat, kann durch seine Seelenstimmung gerechtfertigt werden; denn die meisten Leidenschaften geben etwas unbestimmtes. Die Engländerinnen werden der Verfasserin nicht sehr verbunden seyn; und sie hat ihnen gewiß unrecht gethan. Jeder wird das gestehen, der nur etwas weniges von der englischen Nationalcultur weiß. Man sollte

glauben, aus einem englischen Frauenzirkel wäre alle Kunst und alle Grazie verbannt. Uebrigens sind die sehr freyen, zuweilen bis zur Schlechtheit ausgelassenen Sitten Italiens sehr richtig gezeichnet und nicht übertrieben. Einen Hauptmißgriff hat sie in dem Nahmen ihrer Heldin gemacht. Korinna heißt weiter nichts als ein Mädchen und zwar in dem nicht ganz feinen Sinne. Schon kein gebildeter Franzose wird von einer jungen Person, der er Achtung erzeigen will, sagen: C'est une très belle fille, da die Pariser Nebenbedeutung beleidigt. Im Griechischen ist es weit härter. Daß eine Korinna Pindar's Lehrerin war, ist in der griechischen galanten Welt weit weniger bekannt, als daß alle Korinnen, deren gedacht wird, zu der Klasse dienstfertiger Personen gehörten, die sogar ihre Reitze zum Erwerbsmittel machten. Einen solchen Begriff hat doch gewiß die Frau von Staël nicht mit ihrer Benennung verbinden wollen. Aber der Nahme giebt jedem, der etwas griechische Litteratur weiß, keinen anderen. Uebrigens gestehe ich Ihnen, das Buch hat mir trotz der kleinen Inkonsequenzen und Unrichtigkeiten viel Vergnügen gemacht; und lassen Sie Sich in dem Ihrigen durch meine Bemerkungen nicht stören. Ich will lieber ein solches Buch mit seinen Fehlern haben, als ein anderes schulgerechtes, richtig gezeichnetes ohne Leben und Seele. Wo viel Licht ist, giebt's viel Schatten. Auch Ihr und mein Liebling, „Don Carlos", hat noch psychologische Unrichtigkeiten; und doch macht er den Hochgenuß aller besser gestimmten Seelen. Die Frau von Staël kann freylich nicht zeichnen wie Lessing und Schiller und Göthe; aber sie beschäftigt doch durch die Lebendigkeit und nicht selten durch die tiefe Wahrheit ihrer Darstellungen. Wenn sie etwas mehr klassische Gelehrsamkeit, etwas mehr Dichtergeist und etwas mehr höhere Seelenlehre gehabt hätte, hätte sie vielleicht ein Werk geliefert, das als Denkmahl eines seltenen Geistes Jahrhunderte da stünde. Dieses ist nun aber nicht. Man hat viele viel bessere Bücher: indeß dürften ihr doch wenig Frauen aus allen Nationen die Ehre einer sehr kräftigen Genialität streitig machen. Sie werden nun sagen, geliebte Freundin, es sei ein unseeliges Ding um die gelehrte Kritik, wenn sie so das unbefangene Vergnügen stört. Desto reiner und größer aber ist es auch, wenn etwas in reiner hoher Vollendung erscheint. Freylich, selten ist das ein ganzes Werk vom Anfang bis zu Ende. Ein Buch ist wie ein Menschenleben, selten ganz ohne kleine Flecken. Wenn nur die schöneren Punkte zum reinen hohen Genuß vollendet hervortreten. So ernsthaft Sie mich kennen, weiß ich doch, daß ich über einem Blatt von Wieland vom Tische aufgesprungen bin und die Verse im Zimmer abgetanzt habe; so himmlisch rhythmisch war die herrliche Sprache, und der Inhalt war, so viel ich mich erinnere, keine freundliche liebliche Tändeley. Wieland gehört, wie ich weiß, nicht sehr unter Ihre Lieblinge. Ob Sie wohl auch die Meisterwerke des alten Herrn gelesen haben? Er hat keinen Riesenschritt; er tanzt wie eine ätherische Erscheinung: er predigt keine schwere tiefsinnige Weisheit; er schreibt aus dem Tagebuche der Grazien. Freylich nicht immer; aber welchem Sänger gelingen denn alle seine Lieder? — Gleim war mein Freund, und Herder und Schiller und Weiße, und Wieland ist es; und Göthe ist mir nicht abhold. Das könnte meiner Eitelkeit genug seyn: und ich wollte doch jeden Gedanken hingeben, womit ich die Schätzung dieser Männer gewonnen habe, wenn — wenn — —

Schweigen soll ich, will ich, werd' ich, Liebe;
Wenn Du zürntest, scheuchte mich ein Wort,
Als ob man mein Todesurtheil schriebe,
In ein freudenleeres Leben fort;

Fort von neuem durch empörte Meere,
Wo die Woge furchtbar heulend bricht.
Schweigen will ich, wenn's zum Tode wäre;
Aber anders werden kann ich nicht.

Seume.

3.

Seliger ist nichts als die Empfindung,
Die ein lang ersehnter Anblick bringt,
Der mit schneller zauberischer Windung
Durch des Herzens letzte Gänge dringt.

Jenny, daß ich noch auf Erden lebe,
Fühl' ich an der Flammengluth in mir:
Sieh, ich sehe Dich und geh' und bebe
Schwebend stracks hinab hinauf zu Dir.

Ja, Du sahst es, wie ich fast die Schranken
Nüchterner Besonnenheit durchbrach,
Und wie ohne deutlichen Gedanken
Mir vom Antlitz das Entzücken sprach.

Und Dein mildes engelgleiches Wesen,
Schöne, gute, ewig liebe Frau,
Machte schnell den Leidenden genesen,
Wie das sieche Blatt der Morgenthau.

Denke, daß ich ewig sehen werde,
Was Dein Seelenauge sehen ließ:
So ein Blick voll Himmel macht die Erde,
Trotz dem Uebel, mir zum Paradies.

Ruhig stand ich an des Todes Pforte,
Blickte fast nach nichts mehr hinter mir;
Nur zu Dir noch sprach ich leise Worte:
Meine Seele war noch voll von Dir.

Wenn wir dort einander wieder kennen,
Wie der fromme Glaube heilig hält,
Werd' ich dort Dich meine Jenny nennen,
In dem Lichtglanz einer bessern Welt.

4.

Tu sola donna mi sei.

Ich bitte, Freundin, glaube nicht,
Was Du hier lieseſt, ſey Gedicht.
Du weißt es, daß aus meinem Herzen,
Zu ſtolz mit dem Gefühl zu ſcherzen,
In Freudenſtunden und in Schmerzen
Die Wahrheit nur, die Wahrheit immer ſpricht,
Auch da, wo die Empfindung mich beflügelt,
Gewiſſenhaft das Wort beſiegelt,
Bis mir der letzte Hauch einſt von der Lippe bricht.
Iſt etwas Werth in meiner Seele,
So iſt es, daß ich mich mit Recht
Zum faſt erloſchenen Geſchlecht
Der alten Wahrheitsfreunde zähle.
Drum bitt' ich, Freundin, glaube nicht,
Was ich hier ſchreibe, ſey Gedicht.

Ich wollte gern, ſehr gern mein Herz bezügeln,
Und was im Innern wiederhallt,
Der mächtigſten Empfindung Allgewalt,
Vor Deinem Seelenblick verriegeln;
Ich wollt' es gern: wo aber iſt der Mann,
Der hierin ſich durchaus beherrſchen kann?
Und ganz will ich mich von den Ketten
Der ſchönen Huldigung nicht retten.

Die herrliche, die große Leidenſchaft,
Die oft mit ihrer Rieſenkraft
Mich aus der Wirklichkeiten Trümmern
Ins Traumgebiet hinüber rafft,
Mag Augenblicke mir verkümmern,
Wenn ſie dafür mit mehr als Morgenſchimmern
In meinem Weſen Himmel ſchafft.
Vermöchteſt Du in meiner Seele Tiefen,
Wie es dort glüht, hinab zu ſehn,
Wie alle Wünſche, die nur leiſe ſchliefen,
Als ob die Engel ſie mit Harfentönen riefen,
Zu Dir, für Dich hinüber gehn
Und, leiſe bittend, Dir um Haupt und Schläfe wehn,
Du würdeſt — — Nein, ich Undankbarer, nein!
Verrätheriſche Schauer liefen
Mir eben bebend durchs Gebein;
Gut biſt Du wie Du biſt, und ſollſt nicht anders ſeyn.

Ich habe Dich mit mir umher getragen;
In meiner Seele lag Dein Bild
So freundlich schön, so lieblich und so mild,
Mit Blicken, die den Himmel sagen,
In Sturmgeheul und stillen Sonnentagen.
Noch seh' ich, wie die herrliche Gestalt
Das erste Mahl vorüber wallt;
Ich höre noch die erste Stimme schlagen,
Die auf dem Harmonienflug
Ein neues himmlisches Behagen
Durch die entzückte Seele trug:
Da trank das Herz des Zaubers vollen Zug,
Und hatte nie der Seligkeit genug.

An Deinem Blick Minuten nur zu hangen,
Bin ich oft Meilen weit gegangen;
Und sagte dann doch kaum im Hochgenuß
Der Freundin meinen Morgengruß.
Der Seelenrausch trieb oft mich her und hin;
Ich saß und schrieb sogar bey Mondenlichte
Halb lächelnd zärtliche Gedichte
Und sang sie selbst an dem Owin.
Geliebte Seele, lächle nur;
Es ist nun so: seit vielen Jahren
War nichts für mich in der Natur,
Von Schwedens Felsen bis zur Zauberflur
Kampaniens, war nichts als Du: es waren
Die Auen öde, oder schier
Wie meine Seele voll von Dir.

Kannst Du der Macht des Traums gebieten?
Da ist der Geist entfesselt, frey und groß.
Mein Leben ist sonst eine Welt voll Nieten;
Im Traum zog ich das schöne Loos:
Da wiegte mich die Seligkeit im Schooß.
Da durft' ich mich an Deinem Blicke weiden,
Da sog ich Trunkner stundenlang
Aus Deinem lieblichen Gesang
Des Lebens Paradiesesfreuden;
Da drückt' ich kühn, halb unbewußt,
Mit hoher Glut Dich an die Brust
Und wagt' es, in dem Tausch der Seelen
Den Himmel von dem Antlitz Dir zu stehlen:
Kein Gott genießt so eine Götterluft.
Verzeihe, Freundin, dem Verwegnen;

Es ist Verirrung, welche spricht:
Was Du nicht giebst, das will ich nicht.
Ein Armer, dem nur Stürme regnen,
Muß, da der Segen ihm gebricht,
Sich selbst, und nur im Traume, segnen:
Auch dieser Segen ist nicht ganz Gedicht.

Ich weiß es, mich wird nichts belohnen;
Und doch, doch, Freundin, glaube mir,
Um einen Händedruck von Dir
Geb' ich dem Korsen seine Kronen.
Ich bin in Eden, lächelst Du
Mir nur zuweilen Sonne zu,
Trifft unser Blick von ungefähr zusammen;
Ich bete Dich wie meine Göttin an
Mit tiefster Andacht heißen Flammen;
Mag mich der Himmel, wenn er kann,
Für die Abgötterey verdammen:
Ich thue fort, wie ich bisher gethan.
Doch nein; er selbst hat uns ins Herz geschrieben,
Das Gut' und Schöne seiner Welt,
Ein Bild von sich, das er uns vorgestellt,
Sey es auch mehr als ihn, zu lieben.
So lieb' ich Dich; und wer mir widerspricht,
Versteht das Göttliche in unsrer Seele nicht.

5.

Es ist kein irdischer Genuß,
Bey dem ich Deiner nicht gedächte;
Kein Morgen kommt, an dem ich meinen Kuß
Im Geist nicht meiner Freundin brächte.
Du nimmst mit Deinem Strahlenschein
Das Heiligthum in meinem Herzen ein;
Und wenn die Welt zusammenschlüge,
So weiß ich, wen ich ganz allein,
Allein aus ihren Trümmern trüge.
Hat jemand Dich wie ich geliebt,
So will ich alle Qualen dulden,
Die die Verdammtesten verschulden
Und welche Nemesis mit Flammenblicken giebt.

Ich bin gewiß, mein Herz ist rein,
So rein als nur ein Menschenherz kann seyn,

Von jedem niedrigern Beginnen;
Und könnt' ich Gold und Edelstein,
Zu Bergen aufgehäuft, gewinnen:
Das Herz will nur das Herz allein.
Ein andrer mag sein Gold in Säcken wiegen —
Ich könnt' es auch, hätt' ich's gewollt —
Mir ist es Trost, wenn es vorüber rollt:
An Dich mich traulich anzuschmiegen,
Das wäre mehr als himmlisches Vergnügen;
Das wäre — ach, ich träume wieder schier:
Geliebte, schöne, gute Seele,
Vergieb, vergieb es freundlich mir,
Was ich, halb Angst, halb Freude, Dir
Aus vollem Herzen vorerzähle.

Ich will es, breche gleich im Schmerz
Das schwergepreßte volle Herz,
Ich will es zum Gehorsam beugen,
Und, mit dem Auge himmelwärts,
Wenn Du befiehlst, auf ewig schweigen:
Doch wird sich die Empfindung nie
Aus ihrer bessern Sympathie
In eine andre Richtung neigen.

6.

Aus Deinen Blicken trink' ich Begeisterung;
Mein ganzes Wesen athmet die Huldigung,
Die mich in Deinen Zauber hüllet
Und mit Entzücken die Seele füllet.

Ich bleibe, Freundin, Freundin, ich bleibe Dir,
Auch wenn des Schicksals Rede die Erde mir,
Ein Cherub seine Paradiese
Alle zum sichern Besitz mir wiese.

Wer Dir die Weihe seiner Empfindung nennt
Und auf der Welt noch größre Genüsse kennt,
Der hat sich Täuschung vorgelogen,
Oder ein besseres Herz betrogen.

Die Nachtigallen sprechen so lieblich nie
Als Deiner Stimme magische Melodie:
Und ist mir je ein Lied gelungen,
Hab' ich Dir, Liebe, nur nachgesungen.

Wie Du mir lächelst, lächelt Aurora kaum
Mit Frühlingsfreude über der Fluren Saum:
Dein Blick vermöchte mir das Leben,
Schon im Entfliehen, zurück zu geben.

Es bleibet, Freundin, stets mit Bescheidenheit
Dir meine Seele bis in den Tod geweiht;
Und Dir die Ruhe zu erwerben,
Könnt' ich noch heute mit Freuden sterben.*)

7.

So wird es seyn, ich glaube fest;
So wie Du dieses schon seit Jahren
Von Deinem Freunde hast erfahren:
Doch denke nicht, daß mich darum der Muth verläßt.
Ich bin verdammt, an Lebensglück zu darben;
Doch ist in mir Gefühl nicht Weichlichkeit,
Die, wo die bessern Kräfte starben,
Der jammervollen Kränklichkeit
Nur bleich gemischte Wasserfarben
Dem lebensschwachen Siechling leiht.

Ich war ein Mann, und bin's, und werd' es seyn;
Allein darum kein Mann von Stein.
Ich will mich nicht der süßen Schwachheit schämen:
Auch darin bin ich noch ein Mann,
Wie es nicht jeder werden kann.
Wer wagt es, mich vor das Gericht zu nehmen?
Empfindung hatt' ich stets, empfindbar war ich nie,
Und werd' es hoffentlich auf Erden,
So Gott mir hilft, auch niemahls werden.
Des Lebens Würz' ist Sympathie.
Deßwegen darf ich noch die Wahrheit sagen,
Darf noch, wenn es der Geist gebeut,
Für sie und Dich, Geliebte, heut
Und morgen selbst das Leben wagen
Und mit der Tugend Männlichkeit
Das Haupt dem Beil entgegen tragen:
Ich habe schon vielleicht als deutscher Mann
Gethan, was mir den Tod erwerben kann.

---

*) Diese Verse sind interessant als Proben der gereimten Alcäischen Strophe, wie sie neuerdings der Herausgeber dieser Zeitschrift in seiner „Poetik" theoretisch vertreten und in den „Neuen Gedichten" praktisch zur Anwendung gebracht hat. D. Red.

Doch will ich immer sicher schlafen;
Denn was ein Mensch von Ehre thut,
Der in der Pflicht zufrieden ruht,
Wird nur belohnt, und niemand kann es strafen:
Es fürchten nur die feilen Sklaven.

Ich werde, wenn mein Lebensfaden bricht —
Was kümmert's mich, wer mir das Urtheil spricht? —
Auf Fittichen des bessern Tages schweben,
Mit Kleist und Gleim als Bruder leben;
Das weiß ich, und mehr will ich nicht;
Doch wollt' ich's nicht für Schätze geben.
Schon jetzt hält, wenn's zu Schlachten geht,
An des verborgenen Schicksals Rande,
Noch mancher wackre Mann im deutschen Vaterlande
Mit meinem Liede sein Gebet,
Und steht mit Würde wo er steht.

Sey glücklich, Freundin meiner Seele!
Der Himmel, der dort eine Sonnenwelt
Und hier den Kelch der kleinsten Blume hält,
Der Himmel, mild und heiter, zähle
Dir viele Tage stiller Ruh
Und freundlichen Genusses zu;
Und nehme sie, sie Dir zu geben,
Ich will es gern, und dieses glaubest Du,
Geliebteste, von meinem Leben.

S.

Deutsche und Czechen im Verfassungs- und Culturkampf.

I.

Seit dem Eintritt der böhmischen Abgeordneten slawischer Zunge in den österreichischen Reichsrath ist mit einem mal die czechische Frage wieder in ein acutes Stadium getreten. Der Charakter derselben aber hat sich eben durch die Theilnahme der czechischen Deputirten an dem österreichischen Reichsrathe verändert; sie hat aufgehört, eine Verfassungsfrage zu sein, und sie ist eine Verwaltungs-, beziehungsweise eine Culturfrage geworden. Als eine Culturfrage ist diese innere Angelegenheit Oesterreichs auch von großer Bedeutung für Deutschland. Man kann in Deutschland es ohne Theilnahme geschehen lassen, daß das deutsche Element in Galizien, zumeist durch polnische Juden in nicht lauterer Weise vertreten, verdrängt werde; es läßt die Deutschen nicht gerade kalt, daß die deutschen Elemente Ungarns durch die Magyarisirung verdrängt werden, berührt sie aber nicht unmittelbar und nicht anders als moralisch. Anders ist es mit Böhmen, das durch ein Jahrtausend zum Deutschen Reiche in inniger Beziehung stand, als Reichs-, Lehns-, Kur- und Bundesland, geographisch Deutschland am nächsten liegt, an zehn Stellen die deutsche Grenze berührt, also den innigsten commerziellen Verkehr mit dem Deutschen Reiche pflegt, eine nicht unwichtige Rolle in der Geschichte des deutschen Geisteslebens einnimmt, und dritthalb Millionen kerndeutscher Einwohner zählt, die an dem deutschen Culturleben den lebhaftesten Antheil nehmen.

Die Taktik der Führer des czechischen Volkes hat sich verändert, das Ziel aber ist dasselbe geblieben, und dieses besteht nach wie vor in der Trennung der böhmischen Landesverwaltung von den Centralbehörden, in der Lockerung des Verbandes der Provinz mit dem Reiche, in der Selbständigmachung des „Königreiches", dem dann ein durchaus national-slawischer Charakter gegeben werden soll. So würde nicht blos das böhmische Königreich, wenn auch unter der Dynastie Habsburg, wieder aufleben, sondern die Deutschen Böhmens, getrennt von ihren Stammesgenossen, wären auch der Mehrheit ihrer slawischen Landesgenossen preisgegeben, auf den Aussterbeetat gesetzt und in wenigen Generationen vollständig entnationalisirt.

Dieses Ziel haben die Führer des czechischen Volksstammes von dem ersten Augenblicke an, als die czechische Bewegung, ihren vormärzlichen literarisch-nationalen Charaktere aufgebend, politische Gestalt und Richtung angenommen hatte,

durch 30 volle Jahre nicht aus dem Auge verloren. Rieger, Brauner, Trojan, die Männer von 1848, haben heute noch „die unauflösliche Vereinigung der sämmtlichen zur Krone Böhmens gehörigen Länder" sowie ein „verantwortliches Ministerium für die böhmischen Kronländer und die Einsetzung administrativer Centralbehörden in Prag" — die zwei Forderungen der czechischen 1848er März-Petition — als Ziel vor Augen. Heute wie vor 32 Jahren gehen die Bestrebungen der Czechen darauf hin, das zu erreichen, was wir in einem im Mai 1848 veröffentlichten Entwurfe der böhmischen Verfassung finden. Schon damals sollten die Ministerien des Innern, der Justiz und des Cultus und Unterrichts gestrichen und die Centralverwaltung auf die Ministerien des Aeußern, des Krieges und der Finanzen eingeschränkt werden. Wiewol Böhmen damals unzweifelhaft zu Deutschland gehörte, lehnte Palacky im Namen seiner Stammesgenossen die Aufforderung des Funfziger-Ausschusses und die wiederholte dringende mündliche Einladung des tübinger Wächter zur Theilnahme an dem Frankfurter Parlament ab, in welchem bekanntlich nur die Deutsch-Böhmen erschienen. Von nun ab trägt die czechische Bewegung den Stempel des Fanatisch-Nationalen. Ihre Führer beginnen in tönenden Phrasen ihre Loyalität anzupreisen, die Deutsch-Nationalen als Verräther hinzustellen, sich als den eigentlichen Schutzwall des Oesterreicherthums auszugeben, sich von den liberalen und demokratischen Ideen der Zeit loszusagen und sich vor allem dem conservativen Hochadel von Böhmen zu Diensten zu stellen. Daneben begannen die czechischen Führer die Gunst der Verhältnisse, welche, durch die Kossuth'sche Insurrection der Magyaren, dem südslawischen Element mit einem mal Ansehen und Geltung in den regierenden Kreisen verschaffte, zu benutzen und die Fäden des Einverständnisses zu schlingen mit Südslawen (Kroaten und Serben) und Rußland. So wurde der Slawencongreß 1848 in Prag inscenirt, die erste ausgesprochene panslawistische Kundgebung mit dem Programm, „die Einheit aller Slawen und ihre weltherrschende Macht vorzubereiten". Leidenschaftlicher Rassenhaß sprach aus dieser Demonstration und Erbitterung gegen das Deutschthum in Oesterreich und Deutschland und zum ersten mal ließ man die Nebelbilder auftreten eines Großböhmen, eines Königreiches Slowenien, in welchem die Deutschen Steiermarks, Kärntens, Krains bis nach Triest aufgehen sollten. Der prager Juniaufstand, das Bombardement Prags durch Windischgrätz und endlich die Kriegsereignisse in Italien und Ungarn machten zunächst die slawischen Ansprüche geringer. Palacky und sein Schwiegersohn Rieger kämpften auf dem Reichstage von Kremsier für nationale Zugeständnisse an die Czechen; ihre Vertrauensmänner verhandelten mit dem Hofe, der aus dem aufständischen Wien nach Olmütz geflüchtet war, über die Berufung eines „Generallandtages" nach Prag. Die Czechen gingen nun mit den Conservativen Hand in Hand und spotteten der Ohnmacht der deutschen Linken. Theoretisch kämpften hier die Czechen für die Idee des Föderalismus in Oesterreich und in dem Entwurfe Palacky's sah man eine föderalistische Organisation von Oesterreich vor sich, die zu einer vollständigen Auflösung Oesterreichs geführt hätte. An der Spitze eines jeden der Königreiche und Länder sollte ein Vicekönig mit Landesministerien, den Reichsministern nebengeordnet, bestehen; aus dem Geschäftskreise der letztern sollten die Administration, Justiz, der Cultus, der

Unterricht und der größere Theil der Finanzen genommen und den Landesministern übertragen werden. Die Deutschen aller Schattirungen und die Polen verwarfen diesen Vorschlag, worauf Palacky und Rieger den Vorschlag machten, die deutschen Greuzkreise von Böhmen von dem czechischen Theile des Königreiches zu trennen und das slawische Böhmen um Mähren, Schlesien und die Slowakei zu vergrößern. Damals entwickelte Palacky eine Gruppentheorie, die er noch in spätern Jahren immer wieder vertrat und die als das eigentliche Staatsprogramm der Czechen bis in die jüngste Zeit galt. Danach bestände Oesterreich aus acht, beziehungsweise, nach dem Verlust von Lombardei und Venetien, aus sieben Gruppen. Die Centralisten aber hatten in Kremsier die Mehrheit und vergebens verlangten die czechischen Abgeordneten die Ausscheidung der wichtigsten Agenden aus der Competenz der Centralregierung. Der Streit um die Bildung der Regierung, der Landtage und der aus diesen zu wählenden Länderkammer blieb ein rein theoretischer. Es folgte die Octroyirung einer Verfassung, die einen centralistischen Charakter hatte (vom 4. März) und die neuen Machthaber, wie Felix Schwarzenberg, begründeten nun den Einheitsstaat mit starrer Centralisation, der für czechische Sondergelüste keinen Raum ließ. Ungarn lag zu den Füßen der Sieger, durch Rußlands Mithülfe; die Revolution war gebändigt, Oesterreich stand wieder an der Spitze des Deutschen Bundes. Nun wurde auch die octroyirte Verfassung aufgehoben am 31. Dec. 1851 und Oesterreich kehrte zum nackten Absolutismus zurück. In ganz Oesterreich und Ungarn wurde germanisirt, die slawischen Wortführer verstummten, die czechischen Aspirationen wurden nicht mehr gehört, bis erst wieder mit dem Aufleben eines verfassungsmäßigen Regierungsprincips auch die czechische Frage wieder auflebte.

In der Notabelnversammlung, die nach dem italienischen Kriege unter dem Namen Verstärkter Reichsrath in Wien tagte, erhoben einige böhmische Hochtories den Anspruch, die „historisch-politischen Individualitäten der Königreiche und Länder" in der Verfassung zu berücksichtigen: ein maskirtes Verlangen, die alten ständischen Versammlungen mit den Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit wieder zum Leben zu erwecken. Der Kaiser machte von seinem jus legis ferendae, welches die Kaiser seit dritthalb Jahrhunderten in Böhmen ausübten, Gebrauch, die Landesordnung selbständig abzuändern, und gab das Diplom vom 20. Oct. 1860. Da durch diese Urkunde von sehr unbestimmter Fassung zunächst der böhmische Landtag wieder ins Leben gerufen wurde, so knüpften die Czechen in ihren durch dieses Diplom entfesselten nationalen Ansprüchen stets an dieses Diplom an, um die Selbständigkeit von Böhmen daraus zu begründen; sie hielten diese Urkunde hoch, trotzdem sie das legislative Recht für die gemeinsame Behandlung einem zukünftigen Reichsrathe wahrte und dieser wie die Landtage erst durch das Patent vom 26. Febr. 1861 zum Leben gebracht wurde. In dieser von Schmerling ausgearbeiteten Verfassung werden Reichs- und Landesangelegenheiten voneinander geschieden und durch die dem Februarpatent beiliegende Landesordnung die Autonomie Böhmens auf eine gesetzliche Grundlage gestellt. Schmerling beging aber dabei den Fehler, aus Palacky's Entwürfen die indirecte Wahl für den Reichsrath

mit herüberzunehmen, den Reichsrath aus den Landtagen und durch diese wählen zu lassen, die Reichsangelegenheiten auf diese Weise von der Zusammensetzung der Ländervertretungen, das Ganze von den Theilen abhängig zu machen und die centrifugalen Bestrebungen damit zu entfesseln! So kam es, daß einzelne Königreiche und Länder die Reichsrathsbeschickung verweigerten, zahlreiche verfassungstreue Wahlkreise dieser Länder in Wien mit unvertreten blieben und man so die Centralgewalt, ja die ganze Centralverwaltung, die äußere Repräsentation des Gesammtstaates im Vollparlament, in Frage stellen konnte. Zwölf lange Jahre wurde dieser Krieg geführt, bis durch die Einführung der directen Wahlen 1873 dieser verhängnißvolle Fehler gut gemacht wurde!

In diesem langen Zeitraume wuchs die czechische Bewegung gar mächtig an. Von 1861—67 wollten ihre Führer den Einheitsstaat unmöglich machen. Dem Beispiele Ungarns folgend, welches ein wiener Centralparlament nicht beschicken wollte, hielten sich die Czechen dem wiener Reichsrathe fern und auch zeitweise dem Landtage, sobald sie in demselben nicht die Majorität hatten. Durch die Sistirung der Verfassung im Jahre 1865 sahen sie sich zeitweise in ihren Ansprüchen begünstigt und als die Verlegenheit der Staatsleitung durch den Krieg im Jahre 1866 wuchs und Oesterreich aus dem Deutschen Bunde schied, traten die Sonderbestrebungen der Czechen entschiedener hervor. Ihr nationaler Geschichtschreiber Palacky, dessen Geist stets in grauer böhmischer Vorzeit weilte, hatte sich bisher die größte Mühe gegeben, ein böhmisches Staatsrecht zu begründen und die wohldisciplinirten Scharen seiner Landsleute dafür zu erwärmen. Bald war es die erneuerte Landesordnung Kaiser Ferdinand's II., bald war es das Aprilpatent vom Jahre 1848, bald waren es die Krönungsdiplome Leopold's II. und Ferdinand's V., bald das Octoberdiplom von 1860, was als Rechtsbasis hingestellt wurde, und die deutsche Geschichtsforschung wurde fortwährend in Athem gehalten, um die Fictionen eines böhmischen Staatsrechtes historisch und juristisch als hinfällig aufzudecken. Es wollten eben die czechischen Führer durchaus ein dem ungarischen paralleles Staatsrecht erfinden und ihm ebenso zum Siege verhelfen wie Franz Déak das bis in die neueste Zeit sich fortsetzende öffentliche Recht Ungarns zur Geltung brachte.

Dieser letztere Umstand schuf in Oesterreich das dualistische Staatsprincip, ein „Oesterreich-Ungarn" und stellte das historische Uebergewicht der Deutschen und Magyaren in der westlichen und in der östlichen Reichshälfte wieder her. Damit war die Palacky'sche Gruppentheorie, die ein Uebergewicht der Slawen in der Gesammtmonarchie begründen wollte, vernichtet. Die Czechen versuchten noch einen letzten Ansturm auf diese Verfassung, indem sie hofften, daß auch mit Böhmen ein ähnlicher Ausgleich gemacht und der Kaiser sich auch als König von Böhmen werde krönen lassen. Sie propagirten jetzt ein anderes Programm, das eines Generallandtages, und suchten auch diesem eine historische Begründung zu geben, allerdings nicht mit Erfolg. Sie setzten demnach ihre Passivitätspolitik fort, protestirten gegen die Decemberverfassung von 1867, gegen die Begründung von Cisleithanien und suchten nach einem neuen Rechtsstandpunkte, den sie auch bald gefunden hatten. Sie, die niemals sich daran erinnern mochten, daß Böhmen

ein deutsches Bundesland gewesen, suchten nun den Umstand des Ausscheidens Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde für sich auszubeuten, indem sie darauf hinwiesen, daß jetzt die völkerrechtliche Basis, auf welcher der Besitz Böhmens durch die Dynastie beruhe, erschüttert sei. Die czechische Declaration vom Jahre 1868 behauptete: die Länder des Hauses Oesterreich bildeten bis 1848 keinen Einheitsstaat, sondern besondere zur Dynastie in ungleichen Verhältnissen stehende Staaten — eine der kühnsten Behauptungen und eine totale Verwechselung der Begriffe Staat und Land — nie hätte Böhmen mit einem cisleithanischen Staate in einer Verbindung gestanden; es werde nach Aussterben des regierenden Hauses sich wieder einen König wählen, um auf diese Weise wieder einen selbständigen Staat zu bilden, doch seien die Vertreter des böhmischen Volkes geneigt, mit dem Könige Franz Joseph einen neuen Vertrag zu schließen!! Auf diesem Standpunkte blieben nun die Czechenführer elf Jahre. Bei diesem Verlangen nach dem Zurückgehen auf alte längstentschwundene Tage hatten die czechischen Föderalisten mächtige Bundesgenossen an dem historischen Adel, welcher begreiflicherweise seine alten historischen Privilegien wiedererobern möchte, und dem Klerus, welcher im Bauernvolke seine mächtigste Stütze hat. Den Czechen gegenüber stand das liberale deutsch-österreichische Volk, das an dem Reichsgedanken festhält. So vertheidigten denn die Deutschen den Gesammtstaat, die Freiheit und das Deutschthum, die Czechen, verbündet mit allen separatistischen, slawischen, feudalen und klerikalen Elementen von Oesterreich, den Föderalismus, den Klerikalismus, die Slawisirung und Atomisirung des Reiches.

Es ist bekannt, daß alle die Proteste der Czechen gegen die Neugestaltung von Oesterreich-Ungarn wirkungslos verhallten. Das Fernbleiben der Czechen von der Volksvertretung konnte nicht verhindern, daß sich die beiden Reichshälften staatlich constituirten, in Ungarn die wiederhergestellte 1848er Verfassung, in Oesterreich die Verfassung vom Jahre 1867 zu functioniren begann und die Delegationen die den beiden Reichshälften gemeinsame Angelegenheiten besorgten. Auch der böhmische Landtag, aus den deutschen bürgerlichen Elementen und dem verfassungstreuen Adel zusammengesetzt, ließ sich durch die Abstinenz der czechischen Landboten in seiner Thätigkeit nicht beirren. Aengstlich wachten jetzt die Deutschen Böhmens über die Landesinteressen auch der czechischen unvertretenen Bezirke, und alle Segnungen der Freiheit kamen diesen, trotz der czechischen Vertreter, zugute. In Dörfern, Märkten und Städten lebte das fast erstorbene nur noch als Sprache der Landbewohner und der dienenden Klassen gehörte slawische Idiom wieder auf; es wurde die Sprache einer erstehenden Presse, zahlreicher Vereine und Versammlungen, die Sprache der Verwaltung in den Gemeinden, Bezirksvertretungen, Straßenausschüssen, landwirthschaftlichen und gewerblichen Gesellschaften. Die Volksschulen lieferten Generationen rein slawischer Zunge; im Verkehr der Parteien, in den Plaidoyers der Anwälte vor Gericht hörte man die czechische Sprache. So lebte dieser Volksstamm von 1867 an auf Grund der von den Deutschen erkämpften, beschlossenen, freiheitlichen Gesetze ein neues geistiges und politisches Dasein; leibhaftig erstand das Slawenthum auf dem Boden eines alten deutschen Reichs-, Lehns-, Kur-, Bundeslandes nach einem dreihundertjährigen Todesschlafe. Es

war nicht das Verdienst der czechischen Volksführer, daß es so kam, sondern vielmehr die unbedingte Consequenz der vielangefeindeten Verfassung, des in dieser zum Ausdruck gekommenen Princips der Gleichberechtigung, das in seiner Verwirklichung jedoch eine Grenze finden mußte an dem Interesse des Staates, an den Bedingungen der Reichseinheit, die selbst wieder nicht gedacht werden konnte ohne eine Centralverwaltung, ohne die Einheit des Heeres, ohne eine Staatssprache. Mit dem Errungenen waren aber die Czechen nicht zufrieden; alljährig wiederholten ihre Landboten und Reichsrathsdeputirte, stets wieder gewählt und stets sofort wieder resignirend, ihre Proteste, ihre Declaration; aber man achtete dieser mit periodischer Genauigkeit alljährig wiederkehrenden Kundgebungen nicht mehr. Das praktische und politische Leben nahm von den Schmollenden keine Notiz; das slawische Volk in Böhmen gehorchte mehr oder weniger willig den Gesetzen. Die Agitationen auf Volksversammlungen waren abgenutzt, der vielfach geweissagte Untergang war ausgeblieben und die Geschichte schien ohne bemerkenswerthe Störung die Action von 40 czechischen Volksvertretern entbehren zu können und über die czechische Frage zur Tagesordnung übergegangen zu sein. Vergebens erwarteten die czechischen Volksführer irgendeine große Wendung der Dinge, vergebens einen Staatsstreich im Innern, vergebens irgendeine große auswärtige Verwickelung; vergebens versuchten sie die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu lenken. Die Pilgerfahrt Rieger's und Palacky's nach Moskau, dem heiligen Mekka der Slawen, die Theilnahme an Banketen, auf welchen der Zar aufgefordert wurde, „die Jahrhunderte alte Schmach vom Weißen Berge und von Kossowo zu rächen und das Banner Rußlands an den Dardanellen und auf der Sophienkirche aufzupflanzen" — und noch mehr das Memorandum Rieger's (vom Sommer 1869), ein Bettelbrief an Louis Napoleon Bonaparte, zugleich erfüllt von Leidenschaft und Haß gegen „die erobernden Tendenzen der deutschen Rasse", geben deutlich Zeugniß von dem ohnmächtigen Hasse der Czechen gegen das Deutschthum in und außer Oesterreich und von der Sucht, die kleine interne böhmische Frage mit europäischen Interessen zu verquicken.

Für die Würdigung der böhmischen Frage und des Ernstes und der Bedeutung derselben für das Deutsche Reich, ist es von größter Wichtigkeit, die Stelle aus diesem Memorandum Rieger's an Louis Napoleon ins Gedächtniß zurückzurufen, welche das Deutsche Reich und Volk angeht. Sie lautet folgendermaßen: „Sobald Böhmen unabhängig bleibt, trennt es Nord- und Süddeutschland, sodaß eine französische Armee schneller nach Böhmen geworfen werden kann als eine preußische an den Oberrhein. Wir haben in allem dasselbe Interesse wie Frankreich. Die böhmische Nation, mit ihrer vorgeschrittenen Civilisation der ungarischen unendlich überlegen, kann binnen kürzester Frist eine sehr wichtige Diversion zu Gunsten Frankreichs machen. Die Dynastie geht auf einem Irrpfade, der ihren Sturz herbeiführen kann, indem sie die Slawen den Magyaren und Deutschen opfert, sodaß die gereizten Nationalgefühle, wenn sie während eines Krieges zum Ausbruche gelangen, die Zerstückelung der Monarchie herbeiführen können. Will nun Frankreich den österreichischen Kaiserstaat erhalten, so darf es nicht die Herrschaft der Deutschen und Magyaren dulden, sondern muß seine Sympathie den öster-

reichischen Slawen zuwenden; denn der Panslawismus ist nicht zu fürchten, mindestens für Frankreich nicht."

Als ein Jahr später die Großthaten des deutschen Volkes im Deutsch-Französischen Kriege die Welt mit Erstaunen und Bewunderung erfüllten, da kannte der böhmische Haß gegen das Deutschthum keine Grenzen. Palacky, in Deutschland gebildet — in Jena zeigt eine Inschrift das Haus, in welchem er gewohnt — durch mehr als ein Menschenalter zumeist in Deutschland lebend, von deutscher Wissenschaft und Methode genährt, eröffnete den Kampf mit einer angeblich wissenschaftlichen Abhandlung „Die Unterschiede in der Geschichte der Deutschen und Slawen", in welcher er „kriegerische und erobernde" von „friedlichen und erwerbfleißigen" Völkern unterscheidet. Zu den erstern als erobernden „ursprünglich Räubervölker" zählte nun Palacky neben Hunnen und Avaren, Mongolen und Tataren auch die Deutschen! Mit einem deutlichen Hinweis auf die Ereignisse der Gegenwart fügte Palacky hinzu: „Was ist die Eroberung anderes, als ein im großen Maßstabe mit überlegener Gewalt durchgeführter, daher strafloser Raub?" Mit dem Maßstabe der Größe und Macht der Staaten gemessen, meint Palacky — vorsichtig in der möglichen Art gesprochen — „kämen die Römer und die Deutschen zwar hoch über viele andere Völker, aber tief unter die Russen und Mongolen zu stehen"!

Dieser ohnmächtige, leidenschaftliche Haß gegen das Deutschthum hatte plötzlich, in der Episode der Hohenwart'schen Regierung, Aussicht bekommen, innerhalb Oesterreichs zur Macht und Geltung zu gelangen. Aus ihren Trutzwinkeln kamen nun die feudalen Führer Martinitz und Lobkowitz, die nationalen Palacky und Rieger hervor. In Jirecek, dem Schwiegersohn Schaffarik's und dem Herausgeber von dessen „Slawischen Alterthümern", bekamen die Czechen die Verwaltung von Cultus und Unterricht in ihre Hand, Habietinek bekam das Justizportefeuille. Es wurde rüstig an der Slawisirung von Schulen und Seminarien gearbeitet, und Graf Hohenwart, der Conseilpräsident, begann nun mit den Häuptern der klerikal-nationalen und feudalen Partei die „Fundamentalartikel" zu vereinbaren. Das königliche Rescript hob für Böhmen speciell die Staatsgrundgesetze auf, stellte einen Krönungseid in Aussicht. Es wäre nun dem böhmischen Landtage möglich geworden, nicht blos durch ein Nationalitätengesetz die Deutschen zu Heloten zu machen, durch die Wahlordnung alte Wahlrechte, wie das der Handelskammern u. s. w., aufzuheben, neue rein czechische Wahlkreise zu bilden und zu vermehren, sondern auch Böhmen, Mähren und Schlesien in einem Generallandtage zu vereinigen und diesem auch die Verfügung über die Verfassung und Leistungen anderer Länder zuzuweisen. Das gesammte Unterrichtswesen, die Feststellung und Einhebung der directen Steuern, das Civil- und Criminalrecht, die Landwehr, die Aufsicht, Verfügung und Gesetzgebung über jede Art von Communication, sollten ausschließlich in die Competenz des böhmischen Landtages gehören. Mit den übrigen Ländern sollte Böhmen von Fall zu Fall, durch Deputationen, verhandeln, zu den Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten eine fixe Percentualquote beitragen, endlich sollte Böhmen seine eigene Verwaltung unter einem königlich böhmischen Hofkanzler haben, der als

Haupt der Regierung der böhmischen Kronländer, den drei Landtagen der böhmischen Krone verantwortlich sein sollte.

Vom 12. Sept. bis zum 26. Oct. 1871 dauerte der Traum der Czechen! An letzterm Tage fiel das Ministerium Hohenwart. Allgemein war die Auflehnung gegen die phantastischen Ansprüche der czechischen Partei. Die Krone, die Armee, die Opposition der deutsch-österreichischen Länder, die Intervention der ungarischen Minister: alles wirkte zusammen, um diesen Traum nicht zur Wirklichkeit werden zu lassen. Je höher die Czechen gestiegen waren, um so jäher war ihr Fall; je näher sie sich dem Ziele der Verwirklichung ihrer alten Plane glaubten, desto entfernter waren sie ihm nun. Man hatte den Abgrund vor sich gesehen, in welchen das Staatswesen verfallen mußte, wenn die czechisch-feudalen Plane auf die Gestaltung des Staatswesens einwirken sollten. Die Interessen der Existenz und Erhaltung des Reiches machten sich vor allem geltend; die alten Traditionen sprachen lebhaft dafür, daß die Deutschen, der Kitt des Reiches, auch hinfort eine leitende Stellung in der westlichen Reichshälfte behalten müßten, wie die Magyaren in der östlichen, daß sie die Träger der Einheitsidee, der bedeutendste Culturfactor im Reiche, auch der reichste, intelligenteste Volksstamm, zwar nicht so zahlreich als alle andern Nichtdeutschen zusammengenommen, aber doch um vieles zahlreicher als jeder einzelne dieser Volksstämme, die Führer bleiben müssen.

So kam es im Jahre 1873 zur Durchführung der Wahlreform, als deren Folge der direct gewählte Reichsrath ins Leben trat, eine parlamentarische Repräsentation der Einheit von Oesterreich, entsprechend der Darstellung des Einheitsbegriffs durch die Krone, durch das Heer. Fortan war das Reich, das Ganze, nicht mehr abhängig von den 17 Landtagen, den Theilen. Die deutschen Klerikalen aus Tirol, Steiermark, die italienischen Südtiroler, die mährischen Czechen, die slawischen Dalmatiner traten in den Reichsrath und die Czechen waren nunmehr die einzigen, welche der Reichsvertretung fern blieben. Ohne alle Genossen setzten sie noch die Passivität fort, nun auch dem Landtage fern bleibend, der von jetzt ab keinerlei Einfluß auf die Gestaltung der Reichsangelegenheiten üben konnte. Einerseits die Gefahr, ganz vergessen zu werden, andererseits die Erkenntniß, daß man in czechischen Volkskreisen müde geworden der fruchtlosen Wahlen, der vergeblichen Proteste, und daß dort die Enttäuschung über das Verhalten der Führer eine allgemeine geworden: diese Umstände ernüchterten die bis dahin in ihren staatsrechtlichen Schrullen ganz und gar befangenen Geister. Immer mehr und immer dringender machten sich die praktischen Bedürfnisse geltend; aus den slawischen Wählerkreisen gelangten fortgesetzt Petitionen, durch deutsche Abgeordnete übermittelt, an den wiener Reichsrath; der Parteiterrorismus konnte nicht verhindern, daß in den sogenannten jungczechischen Kreisen eine lebhafte Agitation für die Betheiligung am Landtage und Reichstage sich geltend machte. Als 1876 Palacky, „der Vater der Nation", starb, zu dessen Ehren und Ansehen man sich im czechischen Lager noch an die aus vergilbten Urkunden phantastisch construirten staatsrechtlichen Sätze hielt, da fielen alle Rücksichten; man gab die Irrthümer der Vergangenheit auf, man stimmte nun einen versöhnlichen Ton in der Presse an; man ließ merken, daß im

Lager der Czechen die Geneigtheit bestehe, unter gewissen Bedingungen die langjährige Abstinenz aufzugeben, und so traten denn zuerst die liberalen jungczechischen Elemente wieder in die Action und es galt als sicher und feststehend, daß die Czechen den Boden des geltenden Rechts betreten werden. Nur um einen schicklichen Vorwand, nur um das Decorum handelte es sich noch, als plötzlich eine Wendung der politischen Umstände in den leitenden wiener Kreisen zu Tage trat, welche den Czechen die Bußfahrt erleichterte, ja ihnen den Schein lieh, als hätten sie den Eintritt dieser Verhältnisse nur abgewartet.

Die orientalische Frage, in welche Oesterreich durch Andrássy entscheidend eingriff, führte, wie wohlbekannt, zu der Occupation von Bosnien und der Herzegowina. Dieser Schritt als ein Aufgeben der traditionellen Politik Oesterreichs aufgefaßt und die damit zusammenhängenden großen finanziellen Lasten und Verpflichtungen, erregten die Opposition der deutsch-österreichischen Partei, eine Opposition, die sich nicht allein gegen Andrássy, sondern vielmehr gegen das der Verfassungspartei entnommene Cabinet Auersperg richtete, welches sich seinen Einfluß auf die auswärtige Politik nicht zu wahren vermocht hatte. Als mit der Krankheit und dem Rücktritt Lasser's auch diejenige Kraft aus dem Cabinet geschieden war, welche diesem bis dahin Tüchtigkeit und Dauer verliehen hatte, stürmte die verfassungstreue Opposition gegen das Cabinet der eigenen Partei immer rücksichtsloser, ohne die Zukunft zu bedenken, übermüthig geworden durch achtjährigen Besitz der Macht. Ohne die Wehrverfassung anderer Länder zu berücksichtigen, ohne die Kräfte abzuwägen, setzten die deutsch-liberalen Parlamentarier den Kampf gegen die Ministerbank fort und traten nun mit einem entschiedenen Programm für Heeresreduction auf, die auch den deutschen Wählern überall von den liberalen deutsch-österreichischen Candidaten zugesagt wurde. Durch diesen Punkt des Wahlprogramms war ein neuer Zwiespalt auch zwischen der Krone und der deutsch-liberalen Partei geschaffen. Ein Vertrauensmann des Kaisers, der aus den Zeiten Potocki's den Slawen als wohlgeneigt geltende Graf Taaffe, leitete die Wahlcampagne derart, daß die deutsch-liberale oder Verfassungspartei in einigen Kreisen unterlag und ein Theil des deutschen Hochadels in Böhmen und Mähren aus Versöhnlichkeit seine Sitze dem mit den Czechen verbündeten Feudaladel überließ. Zu spät erkannten die liberalen Deutschen ihre unglückliche Taktik; zu spät erkannten sie, daß, wenn Krone und Herrenhaus und ferner beide Häuser des ungarischen Reichstages das Wehrgesetz mit der Gültigkeit von zehn Jahren annähmen, jeder Widerstand nutzlos sei und daß sie nur den Slawen die Wege bahnten zur Macht, daß sie das Deutschthum, die Freiheit und den Rest von Reichseinheit wieder in Gefahr bringen, ohne ihre löblichen Absichten auf Ersparnisse im Haushalt und Schonung der materiellen Kräfte des Volkes irgendwie verwirklicht zu haben. Die Vertreter der Deutschen Oesterreichs hätten sich jeden Augenblick des Tages vor Augen halten sollen, daß sie nur 9 Mill. Deutsche zählen, daß das Wahlgesetz ihnen die Herrschaft künstlich gewährt hat, daß es aber der die Wahlen leitenden Regierungsgewalt jederzeit leicht möglich sein wird, sich eine gefügige, wenn auch in sich vielfach getheilte slawisch-national-klerikal-feudale Mehrheit zu verschaffen. Die separatistischen Elemente, wie Polen, Czechen u. s. w., beeiferten sich mit Erklärung der Bereit-

willigkeit, das Wehrgesetz zu bewilligen, um ihrem Patriotismus ein Relief zu geben. Im Spätherbst von 1879 wurde der Reichsrath eröffnet und eine Mehrheit von 20 Stimmen ergab sich zu Gunsten der verbündeten nationalen, klerikalen, feudalen Elemente.

In diesem Reichsrathe erschienen nun die Czechen. Sie hatten nichts zu der Wendung der Dinge beigetragen; sie vollzog sich ohne sie. Die Ueberzeugung ist allgemein, daß den Czechen keine andere Wahl geblieben wäre, als in den Reichsrath einzutreten, wie es andererseits selbstverständlich erscheinen mag, daß ihnen diese Wendung den Schritt wesentlich erleichterte.

Ihre Rechtsverwahrung, die sie beim Eintritt verlesen ließen, ändert nichts an der Thatsache, daß sie nach siebzehnjähriger Passivität ihre ganz verfehlte und verunglückte Politik aufgeben mußten, daß sie das Gelöbniß auf die viel angefeindete Verfassung geleistet, daß sie ein Cisleithanien hiermit anerkannt und alle ihre fabelhaften staatsrechtlichen Velleitäten aufgegeben haben! Bankrott, sich selbst und ihre Vergangenheit verleugnend, kamen die Czechen in den Reichsrath, schlossen sich innig an alle klerikalen, feudalen Elemente an, beeilten sich, für die größere Belastung des Volkes zu stimmen, flunkerten daselbst den Deutschen gegenüber mit ihrer größern Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit, zeigten aber auch sofort die Uneigennützigkeit ihrer Voten, indem sie sich ihren Patriotismus für das Reich durch nationale Zugeständnisse belohnen, bezahlen lassen wollten. In einem großen „Memorandum" verlangten sie die Czechisirung von ganz Böhmen, die Einführung der czechischen Sprache in allen Aemtern und Schulen, die Slawisirung des ganzen Landes, der prager Universität, der ältesten hohen Schule Deutschlands. Nicht mehr, nicht weniger. Man sieht: nur die Methode ist geändert. Unfähig, die Verfassung des Reiches zu ändern vom prager Landtage aus, unfähig von der Peripherie aus den Kampf zu führen, der im Centrum entschieden wird, betraten sie den Boden der Verfassung, den Saal des Abgeordnetenhauses. Sie verlangen zunächst die Slawisirung der Verwaltung, die Umgestaltung des ganzen Landes in allen seinen öffentlichen Beziehungen; sie möchten, statt diese als die Consequenz einer Verfassungsänderung hinzunehmen, dieselbe sogleich durchführen und dabei äußerlich die Formen der Reichsverfassung eine Weile noch bestehen lassen. Die czechische Frage hat aufgehört, eine Verfassungsfrage zu sein; sie ist im eminentesten Sinne eine Culturfrage geworden, an der nicht blos Oesterreich, sondern auch in sehr hohem Grade das benachbarte Deutschland, welches mit Böhmen in innigster Berührung geistiger und materieller Interessen lebt, betheiligt erscheint.

Ueber moderne Wandmalerei,

nebst einem Blick auf den Zustand der gegenwärtigen Kunst.

Von

Dr. Max Schasler.

I.

Wörtlich genommen umfaßt der Ausdruck „Wandmalerei" ein viel größeres Gebiet, als in der Absicht der folgenden Bemerkungen liegen kann. Selbst von der gewöhnlichen Schablonenmalerei abgesehen, wie sie beispielsweise die Vorhallen und Corridore des neuen berliner Rathhauses ziert, gibt es auch unter den von Künstlerhand ausgeführten Malereien zur Ausschmückung von Innen- oder Außenräumen von Gebäuden noch mancherlei Arten, die wir von vornherein auszusondern haben, weil sie für unser Thema entweder gar keine oder nur sehr nebensächliche Bedeutung haben: um es mit Einem Worte zu sagen, es handelt sich für uns wesentlich nur um diejenige höhere Gattung der Wandmalerei, welche man auch mit Monumentalmalerei zu bezeichnen pflegt.

Was ist Monumentalmalerei? Nach dem Wortlaut könnte man darunter die malerische Ausschmückung eines Monuments verstehen; allein diese Bedeutung ist nur accidenteller Natur und trifft keineswegs das Wesen der Sache selbst. Es ist daher nöthig, zuvor einige Worte über den Begriff des „Monumentalen", das in seiner allgemeinen Bedeutung, d. h. als Gepräge einer gewissen Erhabenheit der Wirkung und stilvollen Formenstrenge, allen Künsten, besonders aber allen bildenden Künsten gemeinsam ist, vorauszuschicken, ehe wir auf die Wandmalerei im besondern näher eingehen.

Das Denkmal, mag man darunter nur ein architektonisches oder ein plastisches Monument verstehen, besitzt in seiner allgemeinen Bedeutsamkeit und, selbst wenn es sich in ihm nur um die Erinnerung an ein einzelnes Individuum handelt, in seinem über die blos praktischen Forderungen hinausreichenden Formcharakter nothwendig das Gepräge einer gewissen Großheit, einer geistigen Erhabenheit, kurz einer Idealität, welche jede blos realistische Bestimmtheit und allzu concrete Individualisirung als einen Fehler erscheinen läßt, den man in tadelndem Sinne als „genrehaft" zu bezeichnen pflegt. Wurzelt doch die Bedeutung der

Denkmalsstatue selbst, welche der Erinnerung eines großen Mannes errichtet wird, nicht zunächst und hauptsächlich in der möglichst treuen Darstellung seiner persönlichen Erscheinung, welche ja etwas Zufälliges und der Zeit Angehöriges ist, sondern vielmehr in der Versinnbildlichung dessen, was ihn durch seine geistige Kraft über die Zeit, in der er zufällig lebte, hinaus erhob, um eine neue Zukunft zu schaffen, die er selbst vielleicht nicht mehr erlebte. Durch die Beschränkung auf jene genrehafte Treue der äußern Erscheinung wird deshalb gerade das, was den großen Mann groß erscheinen läßt, nämlich das Hinausgehen über seine Zeit, für die Anschauung vernichtet. Es ist also die Aufgabe des Bildhauers, welcher einen wahrhaft monumentalen Eindruck erzielen will, solche Particularität der Erscheinung, die sich namentlich auch in der zu kleinlichen Beobachtung des Zeitcostüms ausdrückt, wenn nicht zu vermeiden, so doch der höher berechtigten Wirkung einer innern Großheit und idealen Erhabenheit unterzuordnen.

Diese Bedeutung des „Monumentalen" als eines wesentlich idealistischen Formcharakters, der allerdings zunächst sowol in dem Zweck wie in dem Wesen des Denkmals begründet ist, hat sich nun aber auch auf Gebiete übertragen, welche zwar mit dem Wesen des Denkmals die ideale Allgemeinheit und, um den Ausdruck zu brauchen, abstracte Bedeutsamkeit gemein, mit dem besondern Zweck desselben aber (der Erinnerung an einen großen Mann oder an eine große nationale That) nichts zu thun haben, und in dieser allgemeinen Fassung ist der Ausdruck „monumental" hier zu verstehen. Daß an dieser Monumentalität alle Künste mehr oder weniger theilhaben müssen, wie bereits erwähnt wurde, liegt eben im Wesen der Kunst überhaupt, als dieser Verwirklichungssphäre der aus dem Schöpfungsdrange der menschlichen Phantasie hervorgehenden Gestaltungen. Denn wenn das Kunstwerk mehr als bloße Naturcopirung sein soll — was die heutzutage mehr und mehr überhandnehmende Tendenz auf rohesten Naturalismus ablengnen zu wollen scheint — dann muß sich in ihm, gegenüber der ihm immerhin als Vorbild für die äußere Wahrheit der Gestaltung dienenden Natur, nothwendig der Charakter einer gewissen Idealität, d. h. einer von der bloßen Zufälligkeit der Erscheinung gereinigten innern Wahrheit ausprägen. Kennzeichnet doch schon der alte Stagirite das Kunstwerk als das „gereinigte Bild der Wirklichkeit"; eine Definition, der sich schwerlich eine bessere an die Seite stellen lassen dürfte.

Wenden wir das Gesagte beispielsweise auf die Architektur an, die wir ohnehin bei der Frage nach dem Wesen der Wandmalerei näher ins Auge zu fassen haben. Da solche Sphären, wie das allgemeine Recht, die allgemeine Volksvertretung, die Verwaltung, die Nationalvertheidigung, der Welthandel, die Religion, die Wissenschaft u. s. w. nicht nur keine individuelle Bedeutung haben, sondern vielmehr insofern im Gegensatz dazu stehen, als sie die individuelle Beschränktheit und den Egoismus des Einzeldaseins zum Wohle des Ganzen aufheben, so müssen auch die Formen, in denen sich solche Sphären architektonisch verwirklichen, allgemeiner, d. h. in gewissem Sinne abstracter Natur sein. Gestaltet also die Architektur Justizpaläste, Parlamentshäuser, Ministerien, Rathhäuser, Artillerieschulen, Gouvernementsgebäude, Börsen, Kaufhallen, Kirchen, Universitäten, Akademien, Museen u. s. w., so darf sie dies nicht in Formen thun, welche, wie das Wohnhaus, einem

particularen Bedürfniß entsprechen*), sondern in solchen, welche jenem allgemeinen Charakter des Gebäudes adäquat sind, d. h. sie muß monumental gestalten.

In diesem allgemeinen Sinne, wobei von der engern Bedeutung des Monuments als einer specifischen Denkmalsform nicht weiter die Rede ist, gehört der Begriff des Monumentalen vorzugsweise der Architektur an; dies liegt zum Theil, wie auch schon Aristoteles bemerkt hat, darin, daß die Architektur nicht „mimetisch" ist, d. h. daß sie nicht, wie die Plastik und Malerei, ihre Formen aus der Natur als ihrem Vorbilde entnimmt. Sie ist daher in der Reihe der räumlichen Künste die vorzugsweise abstracte Kunst, gerade wie ihre Parallelkunst, die Musik, in der Reihe der zeitlichen Künste. Wenn man daher von einem „architektonischen Monument" und von einem „plastischen Monument" spricht, so hat der Ausdruck „Monument" dort und hier eine ganz verschiedene Bedeutung, da man bei der Plastik zunächst immer an das Denkmal im engern Sinne denken wird, bei der Architektur aber keineswegs. Der Ausdruck „Baudenkmäler" z. B. hat lediglich den Sinn einer kunsthistorischen Urkunde schlechthin.

In der Malerei hat der Begriff des Monumentalen abermals eine wesentlich andere Bedeutung als bei der Plastik und der Architektur. Man könnte zwar die monumentale Malerei mit der monumentalen Plastik insofern in Parallele stellen, als sie beide der Erinnerung an nationale Größe dienen, nur daß die Plastik in der Denkmalsstatue zunächst die persönlichen Träger dieser Größe uns vor Augen stellt, während die Malerei die großen Begebenheiten selbst, in anschaulichen Gesammtbildern, zur Darstellung bringt. Aber wenn hierin schon der Malerei ein größerer Spielraum hinsichtlich der ideellen Composition gewährt ist, so entfernt sie sich von der Schwesterkunst noch mehr dadurch, daß sie als monumentale Malerei wesentlich Wandmalerei ist, sich also, wenn man von dem Inhalt der Darstellungen absieht, als Ornament an die Architektur anlehnt, gleichviel ob sie, wie in der Vorhalle des Museums in Berlin, an der münchener Pinakothek und anderwärts zur Decoration der Außen- oder, wie gewöhnlich, von Innenräumen verwandt wird. Sie ist also, wie schon hier betont werden muß, formell durchaus Dienerin der Baukunst und hat sich folglich als solche aufs engste, nicht nur hinsichtlich des Stils, sondern auch hinsichtlich des Inhalts ihrer Darstellungen, an dieselbe anzuschließen und ihr unterzuordnen.

Dieser Ausspruch dürfte voraussichtlich manchen Widerspruch erfahren, namentlich seitens der Künstler. Unter Berufung auf die zahlreichen Meisterwerke der Monumentalmalerei ältern und neuern Datums, deren Inhalt entweder gar keine Beziehung auf den Zweck des Gebäudes hat, wie bei den berühmten Kaulbach'schen Wandgemälden im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin, oder doch

*) In dieser Beziehung steht, architektonisch gefaßt, das Monumentale in vollem Gegensatz zum Malerischen; wie denn beispielsweise der wesentlich durch seinen Mangel an Symmetrie malerisch wirkende Villenstil wol für Wohngebäude, mögen dies nun einfache Landhäuser oder fürstliche Schlösser sein, durchaus aber nicht für Bauten der oben bezeichneten Art sich eignet. Gerade das, was die Villa interessant und anziehend macht, nämlich die malerische Unregelmäßigkeit, enthält einen Widerspruch gegen die monumentale Formenstrenge.

nur eine sehr äußerliche und entfernte, wie (um sogleich einen Hauptmeister anzuführen) bei manchen Wandmalereien von Rafael, werden die Künstler solche Forderung wahrscheinlich als kritische Principienreiterei ohne weiteres ablehnen oder wenigstens als viel zu schroff betrachten. Wir werden ja im Verfolg unserer Betrachtung sehen, ob dieser Vorwurf gerechtfertigt ist; zunächst aber möchte ich ein Wort über jene wohlfeile und stets als letzte Beweisinstanz gegen die Wahrheit der ästhetischen Gesetze angezogene Berufung auf „die alten Meister" sagen.

Es ist nämlich nichts kläglicher und liefert keinen schlagendern Beweis für die Unselbständigkeit und ideelle Impotenz des modernen Kunstschaffens, als solche lediglich aus dem Mangel an tieferer Kenntniß der kunstgeschichtlichen Entwickelung erklärbare Berufung auf Anschauungsweisen und Geschmacksformen, die, in ihrer Zeit vollkommen berechtigt, aber auch durch dieselbe beschränkt, einen durchaus falschen Maßstab für die Beurtheilung der einer spätern (oder auch frühern) Zeit angehörenden Anschauungen abgeben müssen. Man rede hier nicht von der „absoluten" Bedeutung gewisser Kunstepochen. Was der geschichtlichen Entwickelung angehört — und was gehört ihr im Menschendasein nicht an? — hat, zu wie hoher Stufe jene sich auch erheben mag, immerhin nur relativen Werth. Es kann gern zugegeben werden, daß für unsere modernen Bildhauer ein Phidias, für unsere modernen Maler ein Rafael unerreichbar bleiben; versteht man aber unter dieser „Unerreichbarkeit" etwas anderes als die relativ höchste Stufe technischer Vollendung eines durch die specifische Anschauung ihrer Zeit bedingten Inhalts, um dafür unlogischerweise eine unbedingt und in jeder Beziehung zu erstrebende Idealität, ein absolut gültiges Muster für alles fernere Schaffen zu substituiren, so stellt man ein Princip auf, das günstigstenfalls zu mehr oder weniger gelungener Aneignung eines durch die geschichtliche Entwickelung bereits überwundenen Zeitgeschmacks, gewöhnlich aber nur zu einer nüchternen Copirung fremder Originalität führt.

Ich erwähnte vorhin absichtlich neben den Anschauungsweisen auch die durch die Zeitrichtung bedingten Geschmacksformen. Erstere haben mehr inhaltliche, letztere mehr technisch-stilistische Bedeutung. Um dies an einem concreten Beispiel zu verdeutlichen, mag an die Vorliebe erinnert werden, womit namentlich die altniederländischen und deutschen Maler — im Widerspruch mit dem heutzutage selbst von Künstlern ziemlich allgemein anerkannten ästhetischen Gesetze, daß in großen historischen Compositionen das Nebensächliche, wie Kleider, Holzwerk, Früchte, überhaupt das Stoffliche dem Wesentlichen auch hinsichtlich der technischen Behandlung entschieden unterzuordnen ist, d. h. nicht mit derselben Ausführlichkeit behandelt werden darf wie das Incarnat und besonders der physiognomische Ausdruck in den Gesichtern — gerade die Nebensachen mit einer fast pedantischen Sorgfalt und kleinlichen Gewissenhaftigkeit zu behandeln pflegten. Von van Eyck bis auf Holbein herunter könnten dafür zahlreiche Belege angeführt werden. In der berühmten „Madonna" des letztern (in der dresdener Galerie) ist z. B. der den Fußboden bedeckende Teppich mit einer so außerordentlichen, geradezu stilllebenartigen Detaillistik behandelt, daß man fast die einzelnen Wollfäden zählen könnte. Daß diese Sorgfalt der Ausführung das Entzücken der mit der Lupe bewaffneten „Kunstkenner" ausmacht, ist zwar begreiflich, darf aber den Aesthetiker nicht verhindern,

darin einen durch den Zeitgeschmack erklärbaren Fehler zu erkennen. Aber es kommt noch ein anderer Punkt in Betracht, welcher die Berufung auf die „alten Meister", außer in technischer Beziehung, als durchaus gegenstandslos erscheinen läßt.

Wenn Hegel irgendwo sagt, jede Philosophie sei der Inhalt ihrer Zeit in Gedanken gefaßt, so kann man mit noch größerm Rechte behaupten, daß die Kunst die Gedanken ihrer Zeit in Anschauungen fasse. Blickt man auf die Kunstgeschichte zurück, so wird man dies überall — in der altorientalischen wie in der antik-classischen Kunst, in der mittelalterlichen wie in der Kunst der Renaissance bis herab zur vielgeschmähten, immerhin aber doch inhaltlich charakteristischen Zopfzeit — bestätigt finden: es sind stets die ideellen Anschauungen der Zeit, die tiefsten, mit dem innern Leben der Nationen verbundenen Gedanken, welche sich gleichsam aus einem geistigen Naturbedürfniß in künstlerischen Gestaltungen zu objectiviren streben.

Welcher Art sind nun die Gedanken der Jetztzeit — unter „Jetztzeit" aber ist hier die specifisch-moderne, d. h. die culturgeschichtliche Entwickelung seit dem Wiederaufleben der Kunst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu verstehen —, welcher Art sind die ideellen Anschauungen, die mit gleicher Naturnothwendigkeit heutzutage auf künstlerische Objectivirung hindrängen? Welche Kunstgebiete oder, genauer ausgedrückt, welche Motivkreise gibt es etwa noch, bei deren Gestaltung der moderne Künstler — und dies erklärt auch jene obligate Berufung auf die „alten Meister" — nicht auf diese als unerreichte Vorbilder zurückblicken könnte? In der Architektur ist man längst zu der Einsicht gekommen, daß von der Erfindung eines modernen Originalstils nicht mehr die Rede sein könne, sondern daß man sich darauf beschränken müsse, entweder sei es im gothischen oder Renaissance- oder antiken u. s. f. Stil zu bauen, oder einem combinatorischen Eklekticismus zu huldigen, welcher durch möglichst geschmackvolle Verwerthung historisch gegebener Stilformen wenigstens den Schein einer gewissen Originalität zu retten versucht. Doch nein, einen aus dem specifisch modernen Bedürfniß hervorgegangenen Stil gibt es in der That, welcher eine gewisse Originalität beanspruchen darf: der Eisen- und Glasstil für Eisenbahnhallen und Ausstellungsgebäude; aber gerade in ihm prägt sich der eigentliche, dem freien Kunstschaffen abgewendete Charakter der modernen Weltanschauung und des modernen Strebens überhaupt am prägnantesten aus: der Weltverkehr und die Industrie. Und gerade diese Gebiete dürfte man schwerlich als einen fruchtbaren Boden für künstlerische Objectivirung zu betrachten sich versucht fühlen.

Noch schlimmer ist es mit der Plastik, dieser im eminenten Sinne idealen Kunst, bestellt. Die Architektur wird wenigstens, wegen ihrer wesentlich auch auf Befriedigung eines praktischen Bedürfnisses gerichteten Thätigkeit, immer auf ein gewisses populäres Interesse rechnen können, welches für die Plastik, gerade ihrer abstracten Idealität halber, fortfällt. Wo wir daher hier nicht bei der Antike in die Schule gehen, um — wie Thorwaldsen und andere berühmte Künstler — direct auf die antike Idealwelt zurückzugreifen, für welche das moderne Volksbewußtsein nimmermehr Verständniß und Empfindung besitzen wird, oder wo wir nicht wenigstens die antike Schönheitsform für die Versinnbildlichung allgemein-menschlicher (abstract-allegorischer) Ideen zu verwerthen suchen, sondern den entschiedenen Versuch

machen, uns von der Antike zu emancipiren, wie in der Porträt- und Genreplastik, da stehen wir sogleich an der bedenklichen Grenze einer trivialen Realistik, welche der idealen Natur der Plastik vollkommen widersprechend ist.

Was endlich die Malerei betrifft, so bedarf es nur eines kurzen Rückblicks auf ihre innere Geschichte, um zu erkennen, daß sie, von ihrer Kindheit in der religiösen Kunst des Mittelalters bis herab zu ihrer völligen Entartung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Reihe von Entwickelungsstufen durchlaufen hat, in denen ihre Thätigkeit als organischer Lebenssphäre sich nothwendig erschöpfen mußte. Nur einige Hauptmomente mögen hier angedeutet werden.

Die Kunst des Mittelalters war wesentlich religiöser oder vielmehr kirchlicher Natur. Der große Fortschritt über diese Gebundenheit an das kirchliche Dogma hinaus, der sich namentlich in Albrecht Dürer und Rafael vollzog, bestand nicht nur in einer Befreiung der Kunst überhaupt, sondern vorzugsweise in einer steigenden Verweltlichung derselben. So entwickelten sich nacheinander die profane Historienmalerei, die Porträtmalerei, die Landschaft, das Stillleben, das Thier-, Frucht- und Blumenstück — wie man sieht in stetigem Fortschreiten von idealistischem zu realistischem Inhalt. Daneben bildete sich in den großen Meistern des 16. und 17. Jahrhunderts die Technik, in zunehmender Indifferenz gegen den Motivinhalt, zu einer glänzenden Routine aus, deren Zauber noch heute das Kreuz der Maler bildet, bis endlich, nach Durchlaufen sämmtlicher malerischer Motivkreise, nicht nur inhaltlich, sondern auch in technischer Hinsicht, die völlige Erschöpfung eintrat. Die instinctive Erkenntniß von der Nothwendigkeit dieses mit dem Ruin alles Kunstgeschmacks endenden Processes mußte entweder zur Verzweiflung an aller Kunst oder zunächst zu einer Reaction führen, die in dem Zurückgreifen auf die Ideale der frühern Glanzepochen eine Rettung für weitere Kunstthätigkeit erblickte. In praktischer Hinsicht war es Carstens, in theoretischer Winckelmann, welche bis zur hellenischen Antike zurückgriffen, in der misverständlichen Ueberzeugung, daß eine Regeneration der Kunstanschauung nur durch die stricte Anlehnung an die Alten ermöglicht werden könne. Misverständlich aber war diese Ueberzeugung, weil sie auf eine Verwechselung des plastischen und malerischen Schönheitsideals begründet war und auf der irrigen, auch von Lessing getheilten Voraussetzung beruhte, daß die Gesetze der plastischen Gestaltung*) (auch inhaltlich) von absoluter Bedeutung seien und daher auch ohne weiteres auf die malerische Gestaltung übertragen werden könnten. Noch bis in die neueste Zeit hinein pflanzte sich dieser Irrthum (z. B. in Genelli u. a.) fort. In Frankreich verknöcherte die an sich reine antike Anschauung Winckelmann's zu dem hohlen Pathos einer Nachäffung des republikanischen Römerthums in der David'schen Schule. Die Ahnung jenes Irrthums, der in der Aufgalvanisirung der Antike behufs Wiederbelebung des modernen Kunstgeschmacks lag, führte naturgemäß zu einem Fortschritt von der Antike zum Mittelalter; aber mit welcher Innigkeit und Energie auch Overbeck und Cornelius

*) Daher die eigenthümliche Wahl des Namens eines plastischen Werkes („Laokoon") für den Haupttitel einer Abhandlung über die Grenzen zwischen Poesie und Malerei.

und deren Schulen diese zweite Reaction ins Leben riefen: das Misverständniß, durch solches Zurückgreifen eine Regeneration der Kunstanschauung nicht nur bei einzelnen Künstlern, sondern im Volke selbst hervorzurufen, blieb bestehen; selbst die in der altdüsseldorfer Romantik angestrebte Verweltlichung der mittelalterlichen Ideale scheiterte schließlich an ihrer eigenen Sentimentalität: Die trauernden Königspaare, Trauernden Juden und andern Trauergestalten fanden an den Trauernden Lohgerbern Schrödter's ein ironisches Spiegelbild, das dieser ganzen Misère ein plötzliches Ende bereitete.

Hier stehen wir nun abermals an einem Endpunkte; denn von diesem letzten Fiasco an erblicken wir zwar einen, namentlich in technischer Beziehung — ganz parallel mit dem enormen Aufschwung der technischen Routine im 16. und 17. Jahrhundert — bedeutenden Fortschritt, aber inhaltlich zeigt die Entwickelung der Kunstanschauung, im Verhältniß zu dem in geistiger Beziehung gesteigerten Bewußtsein des modernen Culturlebens, nur vereinzelte auf ein höheres Ziel gerichtete Bestrebungen, im großen und ganzen aber herrscht, trotz aller glänzenden Technik und trotz alles virtuosen Machwerks, ein allgemeiner Mangel an Erkenntniß der zu erstrebenden Ziele und infolge dessen eine Zerfahrenheit und ein Verkennen der wichtigsten ästhetischen Gesetze des Schaffens, wodurch diese gesammte Epoche der modernen Malerei im günstigsten Falle sich nur als eine Uebergangsstufe charakterisirt.

Wir dürfen uns darüber nicht täuschen: mit dem Durchlaufen jener der Malerei zugänglichen Motivkreise, d. h. von dem mittelalterlichen Heiligenbilde streng dogmatischen Charakters bis herab zu den prügelnden und zechenden Bauern und den aufgehängten Schweinebraten der Holländer — der koketten Schäferscenen à la Watteau zu geschweigen — hat die Malerei und damit die bildende Kunst überhaupt ihr naives Dasein eingebüßt, gleichsam ihre Unschuld verloren. Daß diese instinctive Unmittelbarkeit nicht durch ein künstliches Zurückschrauben auf historisch abgethane Kunstanschauungen, sei es auf die der Antike, des Mittelalters oder der Renaissance, wiederzugewinnen ist, liegt auf der Hand; es kann sich mithin nur — als Ersatz der verloren gegangenen Naivetät der Empfindung — um eine durch bewußte Erkenntniß der ästhetischen Gesetze zu erreichende Vertiefung in den geistigen Inhalt jener Motivkreise handeln.

Wenn hier von „bewußter Erkenntniß der ästhetischen Gesetze" die Rede ist, so darf dies nicht dahin misverstanden werden, als ob damit dem künstlerischen Schaffen selber das Prädicat des Bewußtseins, d. h. des reflectirenden Verstandes, imputirt werden solle: das künstlerische Schaffen wird als solches immer mehr oder weniger ein instinctives, d. h. aus der unmittelbaren Kraft begeisterter Intuition hervorquellendes sein; aber vor dem Schaffen selbst sind, wenn anders der geistige Inhalt jener Motivkreise in tieferer Weise als früher aufgefaßt werden soll, mancherlei sehr wichtige Reflexionen erforderlich, namentlich über die richtige Wahl des Motivs in Bezug auf die Art der Darstellung, Reflexionen, die sich bis auf das Format und die Dimension der Ausführung, ja bis auf die Größe des Rahmens erstrecken. Daß gegen diese, gewöhnlich für nebensächlich gehaltenen Momente noch immer eine fast durchgängige Indifferenz herrscht, daß beispielsweise Motive, die sich nur für plastische Darstellung eignen, wie die gesammten Ideal-

gestalten der antiken Mythologie*), noch immer gemalt, und zwar als Staffeleigemälde gemalt werden, dafür liefert jede größere Ausstellung zahlreiche Beweise. Und wenn es wenigstens den modernen Malern dabei nur auch wirklich und aufrichtig um die antiken Vorstellungen zu thun wäre; allein kein vernünftiger Mensch zweifelt bei derartigen Gemälden, daß die Künstler solche Motive, z. B. nackte Venusgestalten u. dgl., weniger als Vorwürfe im ideellen Sinne des Wortes, als vielmehr nur als Vorwände für die bestechende Etalage rein sinnlicher Reize wählen. Sie begreifen nicht, oder täuschen sich absichtlich darüber, daß die antike Göttergestalt, abgesehen davon, daß sie für unsere moderne Empfindung keine Wahrheit mehr enthält, durch die Hinzuthat der Naturfärbung gerade das verliert, was ihr als plastische Idee ihre keusche Reinheit verleiht, nämlich die abstracte Farblosigkeit. Darf man sich aber über solche Entwürdigung der Kunst wundern, wenn — bei Gelegenheit der Ausstellung einer lebensgroßen Venus Anadyomene — sogar eine unserer vornehmsten Akademien dafür mit dem der Kunstgeschichte ins Gesicht schlagenden Ausspruche einzutreten wagte, „in der schönen Darstellung des nackten menschlichen Körpers habe die Malerei von jeher ihre höchsten Triumphe gefeiert"; als ob niemals eine Madonna Sixtina existirt habe? Allerdings haben die alten Meister, namentlich die sinnlich reizvollen Venetianer, vielfach weibliche nackte Körper gemalt und sie „Venus" getauft; kann aber heutzutage ein vernünftiger Mensch mit Ueberzeugung behaupten wollen, daß es ihnen dabei wirklich, wenn auch nur indirect, um den Inhalt der antiken Vorstellungen zu thun gewesen? Was bedeutet also jene gerade in diesem Falle mit besonderer Emphase in Anwendung gebrachte Berufung auf die alten Meister? Die alten Meister waren groß, nicht weil, sondern trotzdem daß sie, in den Banden ihres beschränkten Zeitgeschmackes, solche Sünden gegen die ästhetische Wahrheit begingen. In dem freilich, worin sie groß waren, vermögen unsere Künstler sie nicht zu erreichen, und so begnügen sie sich damit, sie in ihren Schwächen nachzuahmen.

Vertiefung in den geistigen Inhalt der Motivkreise: hierin allein liegt die Möglichkeit einer Regeneration der Kunst und damit einer Errettung aus dem Zustande der Zerfahrenheit und ideellen Inhaltslosigkeit, welche das gesammte heutige Kunstschaffen, mit wenigen Ausnahmen, charakterisirt. Aber eine solche Vertiefung ist, wie schon bemerkt, ohne eine Klärung des künstlerischen Bewußtseins über die ästhetischen Gesetze des organischen Zusammenhanges zwischen Motivinhalt und Darstellungsform — letzterer Ausdruck im weitesten Sinne genommen — nicht zu erhoffen.

Daß das Bedürfniß einer solchen Vertiefung schon seit längerer Zeit gefühlt wurde, dafür sprechen mancherlei deutliche Anzeichen. Zwar was die religiöse Malerei betrifft, so läßt sich leicht nachweisen, daß sie mehr und mehr an Boden verliert. Da ihr die reflexionslose Unmittelbarkeit und naive Innigkeit des Glau-

*) Es liegt dies in dem oben berührten abstracten Charakter der Plastik: abstract, weil sie von der Wirklichkeit der Erscheinung, die sich vornehmlich in der Farbe ausdrückt, abstrahirt. Sehr schön spricht daher A. Feuerbach (in seinem Vaticanischen Apollo) nicht nur von der Zeit-, sondern auch von der Blutlosigkeit der antiken Götter. „Blutlosigkeit" ist aber, vom Standpunkt des technischen Darstellungsmaterials, nichts anderes als Farblosigkeit.

bens, welche trotz aller formalen Schwächen die Kunst des Mittelalters und der Renaissance kennzeichnet, abhanden gekommen, so bleibt ihr heutzutage nur die Wahl, entweder auf künstliche Weise sich auf den mittelalterlichen Standpunkt zurückzuschrauben, d. h. „im Stile der alten Cinquecentisten" zu malen, oder die religiösen Motive im realistisch-historischen Stil aufzufassen, d. h. das religiöse Element darin bis zur Vernichtung zu trivialisiren.*) Aber auch in andern Gebieten, namentlich in denen der Porträtmalerei, des Stilllebens, des Fruchtstückes, ist, im Hinblick auf die Leistungen der alten Italiener und Niederländer, für eine bedeutende geistige Vertiefung wenig zu erhoffen. Es bleiben mithin nur noch die Historienmalerei (im engern Sinne als Darstellung geschichtlich bedeutsamer Ereignisse), die Genremalerei und die Landschaft; und in allen diesen sind in der That bereits namhafte Versuche zu einer Vertiefung in den geistigen Inhalt der Motive zu constatiren. Seit K. F. Lessing's großen Geschichtsbildern, namentlich seit seinem Huß auf dem Scheiterhaufen, hat man angefangen, die Geschichte auch vom künstlerischen Standpunkte aus nicht mehr nach dem Maßstabe malerisch verwerthbarer Staatsactionen, sondern nach dem ihres ethischen, überhaupt ideellen Inhalts zu betrachten. Ja, man hat sogar, wie wir bei der Betrachtung der Wandmalerei sehen werden, die für eine malerische Darstellungsweise ästhetisch möglichen Grenzen übersprungen und (wie beispielsweise in den Kaulbach'schen Wandgemälden im Treppenhause des Neuen Museums in Berlin) unter willkürlicher Aufhebung der nothwendigen Raum- und Zeiteinheit die Ideen der Geschichte in abstracter Symbolisirung zu versinnbildlichen gesucht, damit aber über das Ziel hinausgeschossen. Daß man nebenher auch selbst in Staffeleigemälden in einer oft bis zum Abstrusen gehenden Weise zu allegorisiren fortfährt, liefert nur einen weitern Beweis von dem Mangel an Klarheit über die jeder Kunstgattung naturgemäß zu setzenden Grenzen.**) Auch in der Genremalerei läßt sich vielfach, sowol nach der ernsten (social-tragischen) wie nach der humoristischen und naiven Seite dieses dankbaren Gebiets, ein ideeller Aufschwung über die mehr äußerliche Auffassung der Motive seitens der alten Meister nachweisen; und endlich ist zuzugeben, daß auch die Landschaftsmalerei hinsichtlich der künstlerischen Auffassung der Natur, namentlich was das Moment der subjectiven Stimmung betrifft, einen unverkennbaren Fortschritt zu größerer Vertiefung zeigt. Man mag die ältern Meister, einen Poussin, Claude, Ruysdael, Hobbema u. s. w. so hoch stellen wie man will, die Reinheit und poetische Tiefe der Auffassung, die Unabhängigkeit von formal-stilistischen, durch den particularen Zeitgeschmack bedingten Beschränkt-

---

*) Es mag hier nur an zwei technisch bedeutende Gemälde erinnert werden: an Knaus' Madonna und an Harrach's Opfer Abraham's, die beide von großer Schönheit waren; das erstere als Genrebild, das zweite als landschaftliches Effectstück.

**) Auch hierfür mag ein Beispiel genügen, nämlich Henneberg's lebensgroßes Oelgemälde, welches die bekannten Worte Bismarck's: „Wenn Deutschland einmal im Sattel sitzt, wird es schon von selber reiten", illustriren sollte. Man erblickt Bismarck porträtmäßig in Kürassieruniform als modernen Sanct-Georg dargestellt, welcher den ganz realistisch, als feuerspeiendes Schuppenungethüm gemalten Drachen überwunden hat, während er die Zügel des Rosses hält, auf dem die Jungfrau Germania sitzt.

heiten, wie sie unsere großen Landschafter: ein Blechen, ein Lessing, ein Schirmer, ein A. Achenbach — um nur diese zu nennen — besitzen, dürfte man vergeblich in den Landschaftsgemälden früherer Zeit suchen.

Gleichwol dürfen wir uns nicht verhehlen, daß diese Bestrebungen, im Verhältniß zu der überwiegenden Menge inhaltsdürftiger, auf bloßen Routineeffect hin producirter Werke, doch immer nur sehr vereinzelt dastehen. Eine wahrhaft allgemeine Regeneration der Kunst ist eben nur dann zu erhoffen, wenn, wie nochmals wiederholt werden muß, die heutigen Künstler sich dazu entschließen, die mehr und mehr um sich greifende Götzendienerei des sogenannten „genialen Machwerks", d. h. des technischen Virtuosenthums, aufzugeben, in der Erkenntniß, daß nur eine auf den ideellen Inhalt der Motive und dessen organischen Zusammenhang mit den technischen Darstellungsmitteln gerichtetes Streben die Kunst auf einen Standpunkt zu erheben vermöge, welcher dem gesteigerten geistigen Bedürfniß des modernen Culturbewußtseins eine innere Befriedigung gewährt.

Nach diesen scheinbar mit unserm Thema nicht unmittelbar zusammenhängenden und dennoch, wie man sehen wird, sehr nothwendigen Vorbemerkungen wenden wir uns zur Betrachtung der heutigen Wandmalerei. Letztere Gattung der Kunst wurde hauptsächlich deshalb gewählt, weil in ihr, theils hinsichtlich jenes oben berührten Zusammenhanges des Motivs mit den Darstellungsmitteln, theils wegen ihrer Beziehung zur Architektur als Monumentalmalerei, theils endlich ihres weiten Umfanges wegen, da sie im Grunde alle einzelnen Arten der Malerei, von der stilisirten Historie bis zum Fruchtstück herab, umfaßt, den reichsten Stoff zur Darlegung der ästhetischen Gesetze, sowie die meiste Gelegenheit für einen Nachweis der dagegen begangenen Fehler darbietet.

Gervinus macht in seinem namentlich in Bezug auf Malerei und Musik von Misverständnissen und Flachheiten, die sich unter der Hülle geistreich scheinender Paradoxe als die Früchte tiefen Denkens geben möchten, wimmelnden Buche „Händel und Shakspeare" unter anderm die Bemerkung, daß „ein Bild auf der Leinwand mehr Kunstvollendung gestatte als auf der Steinwand". Auf eine Motivirung dieser Behauptung läßt er sich dabei nicht ein, sondern scheint ihre Richtigkeit als selbstverständlich zu betrachten. Was ist also Wahres darin? Von der handgreiflichen Sophisterei, welche in der Parallelisirung des in beiden Worten etwas ganz Verschiedenes bedeutenden Ausdrucks „Wand" liegt (da „Leinwand" eben gar keine Wand ist), abgesehen, wäre vor allem zu fragen, was denn hier unter „Kunstvollendung" zu verstehen sei. Technisch gefaßt, enthält der Ausdruck hier schon deshalb keine Wahrheit, weil jede Kunstgattung in ihrer Art einer Kunstvollendung fähig ist, wenn diese auch, je nach der Natur des Motivs und der ihm eigenthümlichen Wirkungsart, einen verschiedenen Charakter haben wird; inhaltlich aber könnte man vielmehr eher das Gegentheil von dem Gesagten behaupten, weil die Monumentalmalerei — und an diese denkt doch wol Gervinus bei der „Steinwand", weil sonst sein Ausspruch gar zu trivial wäre — ihrer idealistischern Natur wegen eine größere Tiefe geistiger Conception und folglich, seitens des Künstlers, eine genialere Veranlagung erfordert als die realistischern,

der Staffeleimalerei zugänglichen Gebiete. Das wahre Wesen der „Kunstvollendung" besteht eben lediglich in jener oben erwähnten harmonischen Einheit zwischen der künstlerischen Idee und der ihr angemessenen technischen Darstellungsweise, d. h. in dem organischen Zusammenhange des Motivs mit seiner Behandlungsart.

Wenn nun Männer wie Gervinus, denen man doch eine gewisse Klarheit des ästhetischen Urtheils zutrauen sollte, solche Schiefheiten verlauten lassen, darf man sich da wundern, wenn die Künstler, die schon durch die Wahl einer bestimmten Richtung meist zu einer gewissen Einseitigkeit des Urtheils hinneigen, auf solche Fragen, ob Wandfläche oder Leinwand, ob Oel- oder Wasserfarbe, ob kolossal oder miniaturartig u. s. w. als Darstellungsmittel zu wählen, wenig Gewicht legen und diesen, obschon nur äußerlichen, dennoch sehr wichtigen Unterschieden entweder gar keine oder eine nur nebensächliche Bedeutung beimessen? Das Publikum vollends gibt sich nur selten über den innigen Zusammenhang zwischen der Natur des Motivs und seiner Darstellungsweise Rechenschaft; fast immer läßt es sich von der äußerlichen Wirkung blenden: von dem Glanze des Colorits — selbst da, wo er, wie in den specifisch idealistischen Gebieten, geradezu ein Fehler ist —, von der sinnlichen Schönheit der Figuren, von dem äußerlichen Reichthum und der materiellen Großartigkeit der Composition u. s. w., Eigenschaften, welche sämmtlich erst dadurch in höherm Sinne künstlerischen Werth erhalten, daß sie, als Mittel zum Zweck, der in dem Werke zur Anschauung gebrachten Idee dienen, und die daher diesen Werth in demselben Maße einbüßen, als sie, ohne Beziehung auf den ideellen Gehalt der Darstellung oder wol gar in Widerspruch damit, für sich eine selbständige Geltung beanspruchen.

Wenn dieses Gesetz schon in jeder Kunstsphäre gilt, so hauptsächlich in derjenigen, welche über den größten Reichthum und die lebendigste Anschaulichkeit der Darstellungsmittel gebietet, in der Malerei, und hier wieder besonders in der monumentalen Wandmalerei, weil diese ihrer vorzugsweise idealistischen (oder, wenn man will, mehr abstracten) Natur halber am strengsten auf die Beobachtung jenes Gesetzes angewiesen ist und daher Abweichungen von demselben hier am leichtesten in die Augen fallen.

Was von vornherein, auch dem Laien, unzweifelhaft sein dürfte, ist die schon eingangs erwähnte Forderung, daß das Wandgemälde mit der Bestimmung des Bauwerkes überhaupt, sodann mit der des besondern Raumes in demselben, den es zu zieren bestimmt ist, nicht nur inhaltlich, sondern auch hinsichtlich seines Stilcharakters und seiner technischen Behandlung in Uebereinstimmung stehen muß. Was den ersten Punkt betrifft, so scheint es selbstverständlich, daß beispielsweise die Wandgemälde einer Kirche oder eines Betsaales sich auf die Verherrlichung des religiösen Cultus, die eines Tanz- oder Speisesaales auf die geselligen Freuden, die eines Concertsaales auf die Genüsse der Musik, die einer Universitätsaula auf die Facultätswissenschaften, die eines der bildenden Kunst gewidmeten Museums speciell auf die Künste und deren Geschichte u. s. w. zu beziehen haben. Aber in dieser inhaltlichen Uebereinstimmung des Wandgemäldes mit der praktischen Bestimmung des Locals erschöpft sich keineswegs seine künstlerische Bedeutung. Ebenso wie der Zweck des Gebäudes selbst den Charakter seines Stiles bestimmt — eine

Kirche kann nicht im Charakter eines Rathhauses und umgekehrt, ein Tanzsaal nicht in dem des Sitzungssaales eines Parlamentshauses u. s. w. behandelt werden — kommt auch beim Wandgemälde, wenn es einen seinem Inhalt gemäßen Eindruck machen soll, das Moment des Stiles sehr wesentlich in Betracht, und schließlich, sofern der Stil, d. h. die besondere compositionelle Behandlung eines gegebenen Motivinhalts, wieder mit der materiellen Vortragsweise in nothwendigem Zusammenhange steht, hat sich auch die gesammte technische Behandlung jener Forderung einer harmonischen Gesammtwirkung aufs engste zu unterwerfen.

Diese drei Punkte: Motivinhalt, Stil und Technik, stellen nun das Wandgemälde zum Staffeleigemälde in einen gewissen Gegensatz, der, in ihrer differenten Natur begründet, so entschieden ist, daß die Uebertragung der Charaktermerkmale des einen auf das andere geradezu als Fehler erscheint. Zunächst was den Motivinhalt betrifft, so liegt schon in der Gebundenheit des Wandgemäldes an das Bauwerk und dessen Bestimmung eine Beschränkung auf eine Anschauungssphäre, die durch solche Beziehung selbst einen in gewisser Hinsicht symbolischen Charakter besitzt, wenn auch diese Symbolik — wie es etwa einem plastischen oder grau in grau (d. h. einfarbig) gemalten Fries gestattet wäre — sich nicht in eine dem Malerischen als solchem widerstrebende abstracte Allegoristik verflüchtigen darf. Dem entsprechend muß das Wandgemälde nicht nur eine damit in nothwendigem Zusammenhange stehende stilvolle Formenstrenge, sondern auch hinsichtlich der Farbengebung einen maßvollen, gleichsam zu Halbfarbentönen herabgestimmten Charakter zeigen, welcher jede specifisch-coloristische Farbenwirkung auch schon deshalb ausschließt, weil eine solche der eigentlichen Bestimmung des Wandgemäldes, nämlich sich als Ornament der Architektur unterzuordnen, widersprechen würde.

Diesen in der Natur des Wandgemäldes begründeten ästhetischen Forderungen gegenüber erscheint nun das Staffeleigemälde vollkommen frei oder vielmehr nach einer gerade entgegengesetzten Seite hin gebunden. Denn während in der Beziehung des Wandgemäldes auf die durch es geschmückte Localität der symbolische Charakter desselben begründet ist — und zwar in dem Maße, daß selbst solche Motive, die sonst durchaus der materiellen Anschauungssphäre angehören, wie z. B. Früchte, Blumen und Stilllebenobjecte (etwa zur Ornamentirung eines Speisesaales) im Wandgemälde sogleich eine symbolische Bedeutung erhalten, welche sowol in Form wie in Farbe und Arrangement eine zu realistische Behandlung nicht verträgt — so ist umgekehrt das Staffeleigemälde, als ein von solcher beziehungsvollen Abhängigkeit freies, nur auf sich selbst beruhendes Kunstwerk, lediglich auf die Wirklichkeit*) und deren ideellen Inhalt angewiesen, den es demgemäß in concretester Weise, d. h. durch das lebensvollste Colorit zur Anschauung zu bringen berufen ist. Daß das Wandgemälde überhaupt die Farbe als Dar-

*) Unter „Wirklichkeit" ist hier selbstverständlich nicht die äußere Naturwirklichkeit zu verstehen, sondern jene ideelle Wirklichkeit, welche eine Wahrheit für die Empfindung besitzt. Die christlichen Dogmen haben deshalb für den religiösen Maler, der aufrichtig an dieselben glaubt, eine Wirklichkeit, niemals aber für den modernen Menschen die Idealgestalten der antiken Götterwelt.

stellungsmittel anwendet, darin beruht in technischer Beziehung seine concretere Bedeutung gegenüber dem Carton oder dem Relief; daß es die Farbe in einer maßvoll abgedämpften Weise, nur gleichsam als Halbfarbenton, behandelt, dies begründet seine abstractere Bedeutung gegenüber dem Staffelei-(Oel-)Gemälde; und so steht es seinem innersten Wesen nach, und zwar nicht nur in der erwähnten technischen Beziehung, sondern ebenso sehr auch (denn diese Momente lassen sich eben nicht trennen, weil sie eins durch das andere bedingt sind) in stilistischer wie in inhaltlicher Hinsicht, zwischen beiden Gebieten, dem idealistischen Carton und Relief und dem realistischen Staffeleigemälde, in der Mitte.

Und gerade über diese Unterschiede herrscht, selbst unter Künstlern ersten Ranges, eine fast unbegreifliche Verwirrung. Man vergleiche z. B. den herrlichen, in einfacher Sepiatönung ausgeführten Carton der Kaulbach'schen Hunnenschlacht (in der Raczynski'schen Galerie zu Berlin), eine der edelsten Compositionen des berühmten Meisters, mit dem im Neuen Museum ausgeführten Wandgemälde gleichen Inhalts: wie unwahr erscheint hier der ganze sagenhafte Vorgang; nur weil er, statt in einer dem abstract-idealistischen Motiv entsprechenden, nothwendig die Farblosigkeit erfordernden Technik, in coloristischer, d. h. den Schein der Naturwirklichkeit erheuchelnder Weise behandelt ist. Der größte Schmerz des greisen Cornelius war, daß er bei seinem hohen Alter nicht hoffen durfte, die malerische Ausführung seiner großen Cartons für das berliner Campo santo zu erleben; und doch vermag gerade derjenige, welcher die Großartigkeit und Tiefe dieser rein idealistischen, zum großen Theil sogar allegorisch-abstracten Compositionen am höchsten schätzt, die Nichtausführung in Farben nicht zu bedauern. Welch wunderliches Schauspiel müßte es nicht beispielsweise gegeben haben, wenn die vier Rosse in den Apokalyptischen Reitern, welche bekanntlich die Ideen von Krieg, Tod, Pestilenz und Hungersnoth versinnbildlichen, als realistische Pferde, etwa als Rappe, Brauner, Fuchs und Schimmel gemalt, sich darstellten. In den Reiterinnen würden wir nicht mehr jene schrecklichen Mächte, die, in symbolischen Gestalten versinnbildlicht, über die zitternde Erde daherstürmen, erkennen können, sondern etwa vier aus einem Irrenhause entfliehende Megären. Man erinnere sich ferner an die herrlichen Biblischen Landschaften W. Schirmer's, welche die als figürliche Staffage darin behandelten Vorgänge (z. B. den Tod Abel's) durch die Stimmung der landschaftlichen Compositionen widerspiegeln: wie edel und wahrhaft künstlerisch war der Eindruck, welchen die in Kohle gezeichneten Cartons machten, gegenüber der verhältnißmäßig trivialen Wirkung, welche die später danach ausgeführten Oelgemälde hervorbrachten. Auch hier lag der Grund lediglich in dem Misverhältniß zwischen den wesentlich idealistischen Motiven mit der zu realistischen Behandlung. Die Biblischen Landschaften Schirmer's sind zwar meines Wissens für die Wandmalerei componirt; allein die Kohlenzeichnungen waren, abgesehen von dem Darstellungsmaterial, durchaus in dem einfach großen Stil von Wandgemälden, der oben als „monumental" bezeichnet wurde, aufgefaßt und zeigten auch darin eine Verwandtschaft mit der Compositionsweise der Wandmalerei, daß sich in allen, der Intention des Künstlers gemäß, eine tiefe Beziehung zwischen dem geschilderten Vorgang und dem landschaftlichen Stimmungscharakter offenbarte. In dieser beziehungsvollen Einheit

der figürlichen und landschaftlichen Composition prägte sich eine gewisse Symbolik aus, die durch die Transponirung auf die Wirkungsweise des Oel-(Staffelei-)Gemäldes sofort eine die ästhetische Empfindung störende Absichtlichkeit erhielt, welche den Kohlenzeichnungen, eben ihres abstracten Darstellungsmaterials halber, durchaus fern blieb. Einen ähnlichen Eindruck echt monumentaler Stilisirung machen die meisterhaften Odyssee-Landschaften Preller's, welche von demselben Gedanken einer symbolischen Beziehung zwischen figürlichem Vorgang und landschaftlicher Stimmung aus componirt sind, obwol die ihnen eigenthümliche Stimmung, bedingt durch die Verschiedenheit der antiken und altbiblischen Anschauungssphäre, selbstverständlich einen andern, nämlich formal strengern, gleichsam plastischen Charakter zeigt. Was die malerische Behandlung derselben betrifft, so scheint mir die ursprüngliche Bearbeitung des Themas als Wandgemälde in dem von Dr. Härtel in Leipzig erbauten sogenannten Römischen Hause durch die Einfachheit ihrer Wirkung und das plastische Gepräge ihrer Formengebung mehr dem monumentalen Charakter der Wandmalerei zu entsprechen als die zwar reichere und gedankentiefere, aber schon dem coloristischen Effect des Oelgemäldes sich nähernde zweite Behandlung als Wandgemälde zu Weimar. Noch mehr als bei Preller prägt sich jener plastische Stilcharakter bei Karl Rottmann aus, dessen, jetzt leider durch Uebermalung so gut wie vernichteten, Sicilianischen und Italienischen Landschaften in den Arcaden des münchener Hofgartens auch hinsichtlich der trotz aller Energie der Wirkung doch sehr discret gehaltenen Farbe ein echt monumentales Gepräge zeigten: eine Anerkennung, die den von demselben Künstler herrührenden Griechischen Landschaften in der neuen Pinakothek zu München in gleichem Maße nicht gezollt werden kann, weil sie viel zu sehr auf coloristischen Effect angelegt sind. Sie sind zwar nicht eigentlich als Wandgemälde behandelt, sondern in enkaustischer Manier auf Stein gemalt; durch ihre Anordnung aber in dem sechsten oder sogenannten Rottmann-Saal, in welchem durch ein künstliches Oberlicht, das nur auf die Bilder fällt, während der Beschauer selbst im Dunkeln bleibt, erhalten sie eine so grelle Beleuchtung, daß die Wirkung fast der von Dioramen gleichkommt. Daß hierdurch ihr eigentlicher Werth, welcher wesentlich in der einfach schönen Formengestaltung beruht, sehr beeinträchtigt werden muß, liegt auf der Hand.

Das umgekehrte Verhältniß wie beim Wandgemälde findet nur beim Staffelei-(Oel-)Gemälde statt. Seiner Natur nach auf coloristische Behandlung, d. h. auf Wiedergabe ideeller Wirklichkeit angewiesen, muß es jeden, im specifischen Sinne symbolischen oder gar (wie in Henneberg's Jagd nach dem Glück) allegorischen Inhalt als einen immanenten Widerspruch ausschließen; und wie sehr man auch solche Gemälde vom Gesichtspunkt des Machwerks bewundern mag: der geläuterten ästhetischen Empfindung wird jener Widerspruch, der eben in dem Mangel an organischer Einheit zwischen Idee und Darstellungsmittel liegt, immer den reinen Genuß an dem Werke trüben. Selbst für die religiöse Malerei, die ihres rein subjectiv-idealistischen Wesens halber noch am unabhängigsten von den Gesetzen der bloßen Naturwirklichkeit erscheint, gibt es doch eine Grenze, jenseit deren die Berechtigung abstracter Idealisirung zu einem innern Widerspruch der Darstellung

gegen den Inhalt führt. Dahin gehört vor allem das Gebiet der religiösen Parabel, welche schlechterdings unmalbar ist, da die poetische Erzählung thatsächlich etwas ganz anderes sagt (allegorisirt), als gemeint ist und verstanden werden soll. Ein Landmann, der auf dem Felde Samen ausstreut (wie in Hübner's gemalter Parabel vom Säemann), oder ein Hirte, der ein verlorenes Schaf sucht, wird immer nur als ein säender Bauer, beziehungsweise als Schäfer dargestellt werden können, wenn nicht darunter geschrieben steht, was es bedeuten soll. Wird aber gar, wie es vorkommt, statt des Schäfers die Figur Christi substituirt, dann tritt der Widerspruch vollends als triviale Inconsequenz zu Tage, indem die Person Christi, die ja auch in der Parabel gemeint ist, statt mit einer verlorenen Seele, welche gemeint ist, mit einem natürlichen Schaf, das in der Parabel nur symbolische Bedeutung haben soll, zusammengebracht und beide mit gleicher Realistik dargestellt werden. Hier ist der Widerspruch von so derber Art, daß es unbegreiflich wäre, wie trotzdem noch heutzutage fortwährend dergleichen — und nicht blos von Künstlern niedern Ranges — gemalt werden kann, wenn man nicht annehmen will, daß die obligate Berufung auf die alten Meister, die es allerdings in der Naivetät ihrer Empfindung damit nicht genau nahmen, weil sie mehr den religiösen Zweck der Darstellung als ihre ästhetische Wahrheit im Auge hatten, das klare Urtheil unserer heutigen Künstler zu trüben geeignet ist.

Aber nicht darin liegt der eigentliche Kern des Widerspruchs, daß dergleichen überhaupt dargestellt wird, sondern darin, daß es gemalt wird. In einer einfachen Contourenzeichnung oder in einem Relief, namentlich wenn sie damit eine jede blos äußerliche Naturwirklichkeit ausschließende Stilisirung der Formen verbindet, wurde eine solche Zusammenstellung der Person Christi mit einem Schaf — als Illustration der Parabel vom guten Hirten — viel weniger incommensurabel erscheinen, weil das gezeichnete Schaf, wie die gezeichneten Pferde in den Apokalyptischen Reitern, nicht in seiner Natürlichkeit, sondern ebenfalls als Symbol betrachtet werden könnte.

Der eigentliche Grund solchen Widerspruchs liegt nämlich, um es mit Einem Worte zu sagen, in dem Gegensatz von Farbe und Form. Denn nicht die Form, sondern die Farbe ist das realste Darstellungsmittel, dessen die bildende Kunst sich überhaupt zu bedienen vermag. Der Irrthum, daß selbst die sogenannte runde Form, da sie doch die ganze materielle Körperlichkeit und nicht blos den Schein derselben auf der Fläche darstelle, realer sei als das malerische Colorit, beruht einfach auf dem Misverständniß, als ob der Gegenstand der Darstellung nicht für das Auge, sondern für den Tastsinn da sei. Man vergißt dabei, daß alles, was wir sehen, zunächst nur als Farbenfläche und als Farbengrenze gesehen wird. Wir sind absolut nicht im Stande, aneinandergrenzende gleichfarbige Flächen als getrennt voneinander zu unterscheiden, wenn nicht die Grenze selbst — und wäre es nur durch eine haarscharfe Linie von anderer Färbung — markirt ist. Es folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß, weil Formenunterschiede, gleichviel ob innere oder äußere (Grenzunterschiede), nur dadurch erkennbar sind, daß sie zunächst als Farbenunterschiede erscheinen, die Vorstellung der Form überhaupt lediglich eine Abstraction der Farbenvorstellung ist und daß wir die erstere, ebenso wie die

damit zusammenhängende Vorstellung der Entfernung, nur durch Erfahrung gewinnen. Ist aber die Form überhaupt etwas Abstracteres, weil indirect erst durch Farbenanschauung Gewonnenes, so müssen alle Darstellungsweisen, welche sich auf die reine (farblose) Form beschränken, wie der Carton, das Relief, die ganze Sculptur überhaupt, abstracterer und, in Hinsicht auf den Inhalt der Darstellung, idealistischerer Natur sein als die über farbige Darstellungsmittel gebietende Malerei.

Noch einmal: nicht für den Tastsinn ist das Kunstwerk da, sondern für das Auge; und wenn auch die plastische Rundform nicht wie das Gemälde nur Eine Ansicht darbietet, sondern deren unzählige, so bestehen diese, abgesehen davon, daß jedes plastische Werk doch immer auf eine Hauptansicht angelegt ist, immerhin nur aus einer Summe von Einzelansichten; ein Vortheil, der mit der naturwahren Erscheinung des Gemäldes, abgesehen von dessen größerm Figurenreichthum und andern Momenten, in keinen Vergleich zu stellen ist. Ohnehin ist gerade der Schein, statt der Naturalität, ein nothwendiges Element jeder echten Kunstwirkung; wäre dies nicht der Fall, dann würde die ganz unästhetische Verbindung von plastischer Form mit naturwirklicher Färbung die höchste Stufe der Kunstvollendung, um einen Gervinus'schen Ausdruck zu brauchen, repräsentiren, während, wie jedes Wachsfigurencabinet und jedes Panorama mit künstlichem Blitz, Donner und Schneegestöber beweist, die reine Kunstwirkung um so mehr verloren geht, als solche Naturcopirung den Eindruck naturwirklicher Lebendigkeit hervorbringt. Denn da das wirkliche Leben trotzdem fehlt, so ist solcher Eindruck mehr gespenstiger als irgendwie ästhetischer Natur. Niemals darf man einem echten Kunstwerk gegenüber vergessen, daß es sich nicht um die Illusion einer Naturwirklichkeit, sondern nur um den schönen Schein derselben handele.

In dem Gegensatz von Form und Farbe sind indeß nur die allgemeinen Extreme abstracter und concreter Darstellungsweise einander gegenübergestellt; aber sowol auf der einen wie auf der andern Seite gibt es ein Mehr und Minder. In der Plastik z. B. wird niemand zweifeln, daß die volle Rundform weniger abstract ist als das sich der Zeichnung nähernde Flachrelief, und ebenso gibt es in der Malerei von der concretesten Weise der Darstellung in dem coloristischen Oelgemälde bis hinauf zu der an die abstracte Farblosigkeit der Zeichnung grenzenden Malerei von grau in grau oder in Sepiaton eine Reihe von Stufen, in denen die mehr oder minder realistische Tönung durch den mehr oder minder concreten Inhalt des Motivs bedingt ist.

In dieser Stufenfolge nimmt nun die Wandmalerei, wie schon bemerkt, die Mitte ein, und deshalb ist sie, entsprechend dem durch die Anlehnung an die Architektur bedingten, wesentlich symbolischen Charakter ihres Motivinhalts, mit Nothwendigkeit auf eine Färbung angewiesen, welche, ohne der Einfarbigkeit (die sie übrigens unter gewissen Bedingungen nicht ausschließt) unterworfen zu sein, doch in keinem Falle den coloristisch-realistischen Charakter des Oelgemäldes usurpiren darf, sondern sich innerhalb der Grenze einer gewissen Halbfarbigkeit halten muß. Diesem Farbencharakter entspricht in naturgemäßester Weise die Frescomalerei, während die sogenannte Stereochromie und auch die enkaustische Manier,

erstere ihrer, wenn auch erdig stumpfen, dennoch allzu coloristischen Tönung halber, die andere ihres zu glänzenden Colorits wegen, sich weniger dafür eignen.

Ehe ich von den hier entwickelten Gesichtspunkten aus einen kritischen Blick auf einige der namhaftesten Wandgemälde neuerer Zeit zu werfen versuche, um zu prüfen, inwieweit sie sowol inhaltlich wie hinsichtlich der stilistischen und technischen Behandlung denselben entsprechen, mag es mir gestattet sein, das Resultat der bisherigen Erörterungen in einigen kurzen Sätzen zusammenzufassen:

1) Das Wandgemälde hat sich hinsichtlich des Inhalts seiner Composition, d. h. hinsichtlich der Wahl seines Motivs, der Bestimmung des Bauwerkes und speciell dem Zweck des besondern Raumes, den es schmücken soll, aufs engste anzuschließen, sodaß es mit demselben ein organisches Ganze bildet, d. h. mit (nicht in selbständiger Weise unabhängig von) demselben eine harmonische Wirkung hervorbringt.

2) Seine stilistische Behandlung muß echt monumentaler Art sein, namentlich wenn es sich um Gebäude handelt, die selber einen monumentalen Charakter tragen. Die Beziehung auf die Bestimmung des Bauwerkes, oder architektonischen Raumes, verleiht ihm einen wesentlich idealistischen (symbolisirenden) Charakter, der jede Abweichung nach der genrehaft naturalistischen Seite hin als einen Fehler erscheinen läßt.

3) Diese beiden Forderungen bedingen in technischer Beziehung eine Farbenwirkung, die, bei aller Harmonie und malerischen Schönheit, doch eine specifisch-coloristische Wirkung, wie sie dem Oelgemälde eigenthümlich ist, ausschließt, d. h. sich innerhalb der Grenzen einer discreten Halbfarbentönung hält.

4) Eine Berufung auf die alten Meister ist, wo die Werke derselben die eine oder andere ästhetische Forderung unerfüllt lassen, hier wie in allen andern Fächern der Malerei, durchaus unstatthaft. Ein Fortschritt über frühere Kunstanschauungen ist für die Kunst der Gegenwart nur dadurch zu erreichen, daß sie sich eben der Nothwendigkeit der ästhetischen Gesetze bewußt wird, namentlich den Inhalt der von der frühern Malerei durchlaufenen Motivsphären in tieferer Weise und in organischerm Zusammenhang mit den technischen Darstellungsmitteln aufzufassen sich bemüht.

Die Zulu und der Zulukrieg.

I.

Land und Leute.

Als vor zwei Jahren die holländische Republik Transvaal den britannischen Besitzungen in Südafrika annectirt wurde, war es angeblich ein Hauptgrund der Annexion, daß die Händel der Boers mit den Zulu die britischen Colonien in die Gefahr brächten, in Krieg mit den Eingeborenen verwickelt zu werden, daß also zum Behuf der Selbstvertheidigung, zur Sicherung des Friedens in Südafrika jene Einverleibung unumgänglich erforderlich sei. Die Annexion war kaum zur Ausführung gekommen, als eben daraus einer der furchtbarsten Kafirkriege entstand, welche die Capcolonie noch erlebt hat.

Unter den Völkerschaften der Bantu, welche mit Ausschluß der Hottentottenstämme das ganze Südafrika einnehmen, jener eigenthümlichen, kräftigen dunkelfarbigen Menschenrasse, sind die Zulu einer der körperlich und geistig begabtesten, ein unter einer afrikanisch strammen hochentwickelten Disciplin ausgebildetes Kriegervolk. Der englische General Cunnynghame nennt sie in seinem Buche „My Campaign in South-Africa": „the Prussians of South-Africa".

Die Zulu gehören speciell zu der Völkerfamilie der Kafir, deren Stämme die Küstenlande zwischen dem großen Drakenberge und dem Indischen Ocean im Südosten Afrikas einnehmen. Diese Kafirstämme sind, von Süden nach Norden gezählt, die folgenden: die Amaxose (mit den Galeka und Gaika) an der Grenze der Capcolonie, die Hlambie (bis zum Basheefluſſe), die Abatembu (Tambookies), die Amampondo, die Zulu (zwischen Tugela und Pongola). Nördlich von den Zulu sitzen die Amaswazi und die Amatonga (bis zur Delagoabai).

1) Das Land.

Das Kafirland ist das Land zwischen dem Drakenberge und dem Indischen Ocean, durch den Drakenberg vom Betschuanenlande geschieden, Zululand ist derjenige Theil dieses Landes, welcher sich von der Tugela, der Nordgrenze der britischen Colonie Natal, und der Saint-Luciabai zum Pongola, Maputa und der Delagoabai erstreckt. Das Grenzland von Natal ist rauh und gebirgig, mit Ausnahme einer Strecke von 15—16 Kilometer südlich vom Blutflusse und einer Strecke von 6—8 Kilometer an der Mündung des Tugela. In diesen Strichen zieht sich das Gebirge zurück und beläßt offene mit Gras bewachsene Ebenen.

Der Tugela, der Grenzfluß zwischen Natal und Zululand, entspringt in einer Niederung im Drakenberge, an deren anderm Ende der Caledon und der Oranje entspringen. Er durchzieht an der Grenze von Natal die Abläufer des Drakenberges, Berge von 3—800 Fuß Höhe, die ihn an beiden Seiten begleiten und abwechselnd vor- und zurücktreten, bis sie zuletzt unterhalb Colenso so dicht zusammenrücken, daß nur eine Schlucht übrigbleibt, welche der Fluß durchfließt bis auf wenige Meilen von seiner Mündung. Die Tiefe dieses senkrecht abfallenden Thales beträgt an 2000 Fuß. An einigen Stellen steigen die Berge 2500 Fuß unmittelbar am Flusse auf, und die Berggipfel stehen kaum einen Kilometer von der Mitte des Flusses ab. Die Berge sind mit Gras und Gestrüpp bis zu ihrem von einer senkrechten Sandsteinbank gekrönten Gipfel bekleidet. In der Breite hat das Thal 5—20 Kilometer. Die ganze Landschaft, Berg und Thal, ist dicht bestanden mit Mimosen, Euphorbien, Oliven, Aloën, einem kriechenden Baumwollbaum, welcher, wenn er seine Kapseln bricht, die Mimosen, die er umschlungen hält, mit seinen Blumen bedeckt, und einem wilden Kaffeebaum. Das Thal kann nur an einzelnen Stellen durchgangen werden, nur da, wo die Bergwände zurücktreten, und dann muß man mit Benutzung der Querschluchten im Zickzack von einem Bergrücken zum andern bis an den Fluß hinuntersteigen. Ein Reiter braucht wenigstens zwei Stunden zu diesem Abstieg.

Das Thal des Buffalo ist dem des Tugela ähnlich, ausgenommen daß 10 Kilometer unterhalb Rorke's Drift (Furt) die Berge mehr auseinandertreten und eine bis 5 Kilometer breite, nicht 100 Fuß über dem Flusse liegende Ebene frei lassen. Weiter unterhalb, wo der Büffelfluß sich dem Tugela nähert, wird er so gewunden, daß sein Lauf dreimal die Länge einer geraden Linie hat, wobei seine Ufer oft senkrecht anstehende Wände von glasigem Thonschiefer sind. Der Fluß selbst besteht aus einer Reihe von Stromschnellen, die bei vollem Wasser so reißend werden, daß der Fluß, der überhaupt nicht schiffbar ist, dann nicht ohne große Gefahr durchwatet werden kann. Der Tugela hat gleichfalls große Schlingungen und reißende Stromschnellen; 15 Kilometer von der Mündung tritt der Fluß jedoch in ein flaches Sandbett.

In beiden Thälern ist die Hitze sehr beträchtlich. Alle vier Jahre kommt der Regen zu spät für den Mais, sonst ist jedoch die Ernte ergiebig. Wegen der Fruchtbarkeit, des reichlichen Brennstoffes und der Wärme sind diese Thäler ein bei den Eingeborenen beliebter Aufenthalt. Thon und Sandstein sind die Hauptbestandtheile des Gebirges, welches der Tugela durchfließt. An vielen Stellen ist die Oberfläche von einem Trappgeschiebe bedeckt. Die Ufer der Tugelaschlingungen zeigen im regelmäßigem Wechsel Steilwand und sanften Abfall; an der convexen Seite der Curve rinnt das Wasser unmittelbar am Fuße einer an 300 Fuß hohen senkrechten Felswand, an der concaven Seite senkt sich das Ufer in sanfter Neigung.

An der Transvaalgrenze finden wir eine von der an der Natalgrenze sehr verschiedene Landschaft. Der Blutfluß zieht durch eine offene, gewellte Ebene bis zur Mündung in den Büffelfluß. Der Pongola, im untern Laufe Mapnta genannt, entspringt in einem gegen 2000 Fuß tiefen Thal, das an der Oberfläche frei von Steinen ist. Im Gegensatz zu dem nur Brennstoff gewährenden Gestrüpp im

Tugelathale liefern die im Pongolathale in Gruppen verbreiteten Bäume viele vorzügliche Hölzer, wie Gelbholz, Rothholz, Stinkholz. Der Pongola tritt nach 25 Kilometer von der Quelle aus dem Gebirge und zieht bis zum Lobombogebirge, das er durchfließt, worauf er in die Delagoabai mündet. Er ist für Boote von 3 Fuß Tiefgang in der trockenen Zeit an 100 Kilometer, in der Regenzeit an 200 Kilometer weit schiffbar, jedoch wegen der reißenden Strömung nur für Dampfboote. Die zum Gebiete des Pongola gehörenden obern Thäler ziehen sich weit durch die Gebirge und haben sehr steile Gehänge, sodaß der Regen die Flüsse schnell füllt und zur großen Beschwerde der Reisenden und marschirenden Truppen oft plötzlich unpassirbar macht.

Wie das im Süden angrenzende Natal steigt dieses im Norden vom Pongola-, im Süden vom Tugelathale, im Westen vom Drakenberge, dem mächtigen Hauptwall Südafrikas, durchzogene Land in Terrassen auf, die sich steil übereinander erheben. Von der nur wenig über dem Meere liegenden Küstenstufe, an 25 Kilometer breit, steigt eine gegen 1000 Fuß hoch liegende, ebenso breite Stufe auf; dann folgt, berandet im Osten von Lobombogebirge, die noch 1000 Fuß höhere Centralstufe, an 33 Kilometer breit, dann eine 3—4000 Fuß hohe Stufe, dann der Drakenberg. Das Lobombogebirge streicht, halbwegs zwischen Drakenberg und dem Meer von der Delagoabai, bis zum Thal des Weißen Umvolozi. Dieses Thal, das Mahlabatini- oder Königsthal, in der Mitte des Landes gelegen, ist gewissermaßen das Herz desselben; denn es ist der Ursitz des Stammes der Zulu. Es ist in dem sonst baumarmen Lande ausgezeichnet durch den hohen Wuchs der Euphorbien, Mimosen und anderer halbtropischen Bäume, liegt 1500 Fuß unter dem Kamm des Lobombo und hat gegen 13 Kilometer in der Breite und gegen 33 Kilometer in der Länge. Im nördlichen Zululande gibt es keine Waldung, es ist ein vollständig gerodetes Gefilde, bestanden mit dem üppigsten Grase. Durch den Brauch, das Gras, wenn es trocken geworden, abzubrennen, ist der Baumwuchs zerstört worden. Im Frühling prangen die Gefilde im Schmelz des frischen Grüns, reich durchwirkt von den Farben der Blumen.

Nördlich vom untern Tugela, bis auf 30 Kilometer von dessen Mündung, kommt man in einen von wirren Hügelreihen durchzogenen Landstrich mit mangelhaftem Wasserabzug, voll von Lachen, die mit Röhricht überwachsen sind, und von langsam schleichenden Bächen. Dieser Landstrich war in den letzten Jahren unbewohnt, hatte jedoch in früherer Zeit eine dichte Bevölkerung, wie aus den Resten von Dorfschaften und Ackerbau ersichtlich ist. Nördlich vom Missionat Ekowe (sprich Etschove), nordwestlich von der Tugelamündung, beginnt eine Ebene mit üppigem Graswuchs, welche durchaus frei von Holzung ist, und welche sich augenscheinlich vorzüglich zum Zuckerbau eignet.

Der größte Theil dieser fertig gerodeten, vorzüglich gewässerten weiten Gefilde eignet sich überhaupt vorzüglich für tropische Producte, für Zucker, (liberischen) Kaffee, Taback, Baumwolle.

Der Drakenberg, der mächtige Grenzwall, welcher Zululand im Westen abschließt, ist an 7000 Fuß hoch. Er fällt im Westen mit sanfter Neigung ab nach den Prairien von Betschuanaland und dem Stromgebiete des Oranje, welcher dem

Atlantischen Ocean zufließt, kehrt dagegen dem Zululand seine steile Ostseite zu. Von derselben rinnen Tausende von Wassern herab, welche an den tiefer gelegenen Hügeln Flüsse bilden, die sich in den Indischen Ocean ergießen.

Der Grund besteht hauptsächlich aus dem über ganz Südafrika verbreiteten Sandstein, welcher dort überall Tafelberge bildet, wie ein solcher noch in dem berühmten Tafelberge bei Capstadt auftritt. Am Fuße des Grundes liegen Granit und Gneis, welche an Stellen in Masse zu Tage treten oder ein röthliches Gerölle von Quarz und Feldspat, von dem der Glimmerschiefer weggespült ist, niedergelegt haben. Zu verschiedenen Zeiten haben Einbrüche von Trapp in das Gestein stattgefunden; dieser Trapp hat das Gestein in Gängen durchschnitten und sich über denselben in breiten Flötzen gelagert. An manchen Stellen haben Trappbruchstücke sich weit und breit über das Land verstreut.

Das Zululand hat zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter. Im nördlichen Zululande, westlich vom Lobombo, beginnt der Sommer mit dem ersten Regen, welcher von Anfang September bis Mitte October währt. Wenige Tage nach dem Eintritt des Regens kleidet sich die Erde neu mit Grün, und alles Thierleben regt sich erfrischt. Der Winter beginnt Mitte Mai, wenn der erste Frost eintritt. Der Frost ist ein sehr gelinder, viel gelinder als in dem an den Drakenberg anstoßenden Theil von Natal. Das Thal des Pongola ist gleichfalls viel milder als das des Waterstrom. In allen höhern Theilen des Drakenberg ist der Sommerregen reichlich und die dichten Dünste auf den Berggipfeln erhalten die Feuchtigkeit auch im Winter, wenn wenig Regen fällt. Die Hälfte der Regen fällt in Gewittern, deren Richtung gewöhnlich von Westen nach Osten geht. Im Gebirge sind die Gewitter überaus heftig; die elektrischen Entladungen scheinen oft unausgesetzt aufeinander zu folgen. An der Küste ist die Temperatur höher, jedoch gleichmäßiger als im Binnenlande, und die Gewitter sind nicht so heftig.

Im ganzen ist das Klima gesund, sowol für Menschen wie für Vieh zuträglich. Die einzige Viehseuche, vor der man sich in Acht zu nehmen hat, ist die sogenannte Pferdeseuche, eine eigenthümliche Lungenentzündung, die man vermeidet, wenn man die Pferde oder Rinder im Stall läßt, bis der Thau vom Grase verschwunden ist. Die Lungenseuche rafft mitunter viele Rinder hin; sie ist jedoch keine im Lande einheimische Thierkrankheit, sondern entsteht gewöhnlich durch Einschleppung von den Colonien.

Bei der höhern Temperatur und größern Feuchtigkeit ist die Küste weniger für kräftige Gesundheit zuträglich als das Binnenland. Die einzige, wirklich ungesunde Gegend ist die Küste der Saint-Luciabai. Diese Gegend hat keine ansässigen Einwohner und wird nur von den Europäern als ein Büffeljagdgrund benutzt, aber nur während der drei Monate in der Mitte des Winters. In den übrigen Monaten ist der Aufenthalt daselbst für Europäer äußerst gefährlich.

2) Das Volk.

Die Zulu sind, wie alle Kafir, Leute von hohem, schlankem Wuchs und strammem Körperbau, doch weniger stark als gewandt und schnell. Die Haut-

farbe ist chocoladenbraun, oder wie griechische oder etruskische Bronze. Neugeborene sind lichter, werden jedoch nach einigen Tagen dunkel. Lichte Farbe gilt für häßlich. Mais oder Hirsegrütze oder Kürbis mit sauerer Milch und Bier, aus Hirse gebraut, sind fast ausschließlich die Nahrungsmittel. Fleisch wird nur bei festlichen Gelegenheiten genossen. Die Speisen werden in irdenen Töpfen gekocht, auf eine auf dem Erdboden ausgebreitete Matte gelegt und hockend eingenommen. Man hat täglich nur eine Mahlzeit, und zwar gegen Abend, eine Stunde vor dem Schlafengehen. Dabei wird Bier aus riesigen Trinkgefäßen getrunken. Nicht gegessen werden Schweinefleisch und Hühnereier, auch nicht Elefantenfleisch, weil der Elefant wegen seiner Klugheit dem Menschen zu ähnlich ist.

Die Kleidung ist sehr knapp. Beim Manne besteht sie aus einem Paar Schurzfellen, mit der Haarseite nach außen, die mit einem Gürtel befestigt werden, dem Isimene, einem an 6 Zoll langen Schurz vorn, und dem Uscha, einem etwas längern Schurz hinten. Dazu kommt oft ein Streifen Wildkatzenfell. Die Weiberkleidung besteht aus einem gegerbten und gefärbten Kuhfell, welches so um den Leib gebunden wird, daß es bis aufs Knie fällt. Kinder unter sechs Jahren gehen nackt. Die Männer tragen Sandalen von dickem Leder, die mittels Riemen am Fuße befestigt werden. Das Haar, welches zwar kraus, aber nicht so grobwollig wie beim Neger ist, wird bei beiden Geschlechtern abrasirt. Beim Manne bleibt ein rings um den Kopf gehender Haarring, beim Weibe ein Haarbüschel auf dem Wirbel stehen. Dieser Haarbüschel wird mit Kuhsehnenfaden durchflochten und mit einer Salbe von Fett und rothem Ocher eingerieben, der Ring des Mannes mit Holzkohlensalbe geschwärzt und glänzend gewichst. Die Zulu sind große Liebhaber von Schmuck. Sie tragen Ringe, Halsketten, Arm-, Knie-, Aenkelbänder von Glasperlen, Messing, Brustplatten von Messing, Kopfbinden mit Federn, Leibbinden und Schärpen und allerlei glitzerndes Gehänge. Junge Männer behängen sich oft von Kopf bis zu Füßen mit bunten Fellstreifen. Schwere Armspangen von Messing dienen zur Bezeichnung der Großwürdenträger des Hofes und der Königsfrauen.

Die Familie bewohnt den Kraal, wie die Niederlassung in der Colonie mit einem holländischen, aus dem spanischen Coral corrumpirten Ausdruck benannt wird. Ein Kraal besteht aus einem Viehpferch in einem innern runden Zaune und einer Reihe von Wohnhütten in dem Zwischenraume zwischen diesem innern und einem zweiten, damit concentrischen äußern Zaune. Der innere Pferch dient nachts zum Aufenthalt des Viehs, bei Tage auch zu geselliger Versammlung; er hat je nach Bedarf einen Durchmesser von einigen bis einigen hundert Meter; die Viehpferche des Königs umfaßten mehrere Morgen Land und enthielten mehrere tausend Stück Vieh.

Die Wohnhütte (Juhlu, das Haus) ist halbkugelförmig und besteht aus einem Gestell von Pfählen und Flechtwerk, mit Gras wasserdicht gedeckt, in der Mitte an 6 Fuß hoch und 12—15 Fuß weit, ohne Fensteröffnung oder eigentliche Thür, sodaß diese Wohnung wie ein Heuschober aussieht. Der Eingang ist ein $1\frac{1}{2}$—2 Fuß weites Loch, sodaß Erwachsene auf Händen und Füßen mühsam einkriechen müssen. Die Flur ist von hart gestampftem Lehm, gewöhnlich von Termitenhügeln entnommen; sie wird vermittels Bestreichung mit Kuhmist und mit Steinen glän-

zend polirt und geglättet. Der Feuerherd ist eine Vertiefung in der Mitte der Flur mit einer hohen Umrandung von hartem Lehm. Der Rauch geht durch eine Oeffnung im Dache, welches inwendig gewöhnlich voll von Ruß und Kellerwürmern u. dgl. ist. Das Bett ist eine auf der Erde ausgebreitete Matte nebst einem Holzblock zum Pfühl und einer Fell- oder Wolldecke. Auf die hin- und herhuschenden Ratten und Eidechsen muß man dabei nicht Acht geben. Töpfe von gebranntem Thon zum Kochen der Speisen werden von den Weibern verfertigt und stehen auf einer Unterlage von drei Steinen. Einige andere irdene Gefäße und Kalabassen sind für Milch und Bier. Die Mühle zum Zermalmen des Korns besteht aus einem flachen Steine, an 20 Zoll lang, und einem faustgroßen runden Steine. Diese Dinge bilden gewöhnlich den Hausrath. Die Hütten folgen sich in dem Kreise zwischen den beiden Zäunen in Abständen von je 2 Meter. Jede Frau hat eine besondere Hütte; die Haupthütte, die des Mannes, steht in der Mitte des hintern Halbkreises. Auch haben die verheiratheten Söhne oft ihre Hütten im Kraal des Vaters. Einige Hütten werden den Anhängern des Hausherrn gegeben, armen Leuten, welche für gewisse Dienstleistungen freie Wohnung, auch eine Kuh zur Milch geliehen erhalten.

Alle zwei bis drei Jahre wird der Kraal abgebrochen und ein Neubau bezogen.

Eine besonders wichtige Rolle im Leben des Zulu spielt die Schnupftabacksdose, welche aus einem Rohrstücke oder einem ausgehöhlten kleinen Kürbis, auch aus Büffelhorn gemacht wird. Der Zulu trägt dieselbe stets bei sich im Ohrläppchen, welches frühzeitig durchbohrt und durch Einstecken von Pflöcken allmählich so erweitert wird, daß es sich dazu eignet. Wo nur zwei Zulu sich begegnen, wird geschnupft. Man setzt sich auf die Erde und schüttet den Schnupftaback in die hohle Hand und nimmt ihn mit einem kleinen elfenbeinernen Löffel, den man gleichfalls stets bei sich hat. Damit wird fortgefahren, bis Thränen in die Augen treten. Zur Schärfung des Schnupftabacks wird er mit Aloëblätterasche versetzt. Ueber die Tabacksdose wird jedoch die Tabackspfeife nicht vernachlässigt, welche gleichfalls einen großen geselligen Einfluß ausübt. Der runde Pfeifenkopf ist von gebackenem Thon; das darin eingesetzte Rohr geht am obern Ende in ein aus dem langen Horn der Ruaantilope gefertigtes Mundstück. Dieses Mundstück wird mit Wasser angefüllt, durch welches, wie bei der indischen Hookeh, der Rauch gezogen und abgekühlt wird. Der Taback wird mit Baugh-(Hanf-)Blättern und Samen versetzt. Die Raucher sitzen gesellig im Kreise, und die angesteckte Pfeife geht in der Runde herum und belebt die Unterhaltung, bis der narkotische Dunst Betäubung oder Betrunkenheit hervorbringt.

Ihre Töpferei, Kochtöpfe, Krüge, Pfeifenköpfe, ist ziemlich roh und nur in der Sonne gebacken. Sie machen geschickte Korbarbeit, z. B. Krüge, so dicht geflochten, daß sie Wasser halten. Sie verstehen die Lederzurichtung besonders vortrefflich und fertigen aus Leder vorzügliche Taschen, Beutel, Kinderwindeln, Weiberröcke. Ihre Brautkleider, ihre Kriegerschilder zeigen ihre Meisterschaft in Lederarbeit.

Die Bestellung des Ackers ist ausschließlich Arbeit des Weibes.

Der Acker ist klein und liegt neben dem Kraal; hauptsächlich werden Mais, Hirse, Kürbis und Taback gebaut. Das Getreide wird in flaschenförmigen, in der

Erde ausgegrabenen Höhlen aufgespeichert, welche mit Steinen und einem Ueberwurf von Kuhmist vorschlossen werden. Der Getreidebau scheint jedoch nicht mit hinlänglicher Sorgfalt betrieben zu werden; denn ungeachtet der Fruchtbarkeit des Bodens reicht der Ertrag nicht für den Bedarf aus, weshalb zwei Monate vor der Ernte sehr oft drückender Mangel eintritt.

Viehzucht ist das Geschäft des Mannes, das Vieh sein eigentlicher Reichthum, seine pecunia. Die Viehzucht gilt auch für so ehrenvoll, daß sie dem Manne ausschließlich zugewiesen ist, einschließlich der Milcherei und der Felle und des Leders und der Anfertigung der Kleidungsstücke aus diesen Stoffen. Der Viehstand ist zwar noch immer zahlreich, doch gegenwärtig bei weitem nicht so wie früher, als die Zulu noch keine Flinten zu kaufen hatten. Außer mit Rindvieh- und Schafzucht beschäftigen die Männer sich nur noch mit der Bearbeitung von Eisen, das sie graben, schmelzen und schmieden. Sie machen daraus besonders ihre Waffen, den Assagai, einen kurzen Spieß mit langer zweischneidiger Messerklinge an der Spitze, ihre Knopfstöcke. Ihre 6 Fuß großen Schilder sind von Leder. In der Feldarbeit ist es Aufgabe des Mannes, den Weibern den Acker gerodet zu liefern. Sonst aber verachtet der Zulu alle gemeine Arbeit. Er verbringt den Tag mit seinem kriegerischen Exerciren, auf der Jagd oder in Gesellschaft seiner Gefährten mit Schnupfen, Rauchen, Plaudern und Biertrinken. Alle schwere Arbeit wird von den Weibern verrichtet. Sie bauen die Hütte und das Feld, kochen, holen Wasser und Brennstoff.

Seit mehrern Jahren gehen die Zulu viel in die Colonien, wo sie sich auf kurze Frist als Arbeiter verdingen. Die Kafirarbeit hat sich bisher noch als zu unzuverlässig und zu theuer erwiesen, was die Entwickelung der Colonien und das ganze Südafrika wesentlich hemmt. In Natal werden Holzhäuser aus Schweden und Norwegen, Butter aus Holland, Fische aus Neufundland und Schottland eingeführt, lauter Dinge, die man im Lande selbst in großem Ueberflusse haben könnte, wenn man nur die dazu erforderliche Arbeit hätte. Es fehlt das Kapital, um die unermeßlichen Arbeitskräfte, die überaus reichen Ressourcen Südafrikas zu entwickeln.

Von großer Wichtigkeit für die Zulu wie für die andern eingeborenen Stämme in Südafrika war die Zeit ihrer Arbeit in den Diamantengruben in Westgriqualand; denn diese Arbeit versah sie mit Feuerwaffen. Ob dies für die Eingeborenen oder für die Colonisten förderlich gewesen, ist freilich sehr die Frage.

Immerhin muß eine Arbeitszeit in den Colonien auf den intelligenten Zulu einen einigermaßen civilisirenden Einfluß ausüben, schon weil sie dort einige anständige Kleidung tragen müssen und keine Waffen bei sich führen dürfen.

Es besteht Polygamie: zehn Frauen gelten für die volle Zahl. Die erste Frau ist die Großfrau, die den Vorrang vor den andern hat; jede Frau hat eine besondere Hütte zur Wohnung. Trotz dieser Vielweiberei besteht gewöhnlich warme Zuneigung zwischen Ehegatten. Die Frau des ins Feld gezogenen Kriegers sieht jeden Morgen vor allen Dingen nach, ob seine zurückgelassenen, an der Wand hängenden Kleider noch Schatten werfen; denn dies ist ein sicheres Zeichen, daß er ungefährdet ist. Alle Kühe des Mannes sind gesetzlich das Eigenthum der ersten Frau, ohne deren Zustimmung der Mann nicht darüber verfügen kann.

Wünscht er also eine andere Frau zu kaufen, so muß er zuvor die Erlaubniß der ersten Frau einholen. Mishandelte Frauen können nach dem Vaterhause zurückkehren, was oft geschieht. Für Verletzung seiner Frau hat der Mann eine Buße in Rindern zu entrichten.

Die Heirath ist zunächst ein Kaufgeschäft. Der Bräutigam entrichtet dem Vater der Braut eine Anzahl Kühe (es müssen Kühe, nicht Ochsen oder Stiere sein), je nach Rang, Schönheit und Arbeitsfähigkeit derselben. Doch ist die Heirath auch oft das Ergebniß einer Liebschaft, und es ist keineswegs selten, daß ein Mädchen von dem Geliebten ihrer Wahl entführt wird. Die Hochzeit ist ein großes Fest, für das große Vorbereitungen getroffen, neue Lieder und Tänze angeordnet werden.

Die Braut wird von den Verwandten des Bräutigams im Vaterhause abgeholt und im Geleit ihrer Brautjungfern unter Tanz und Gesang nach der Wohnung des Bräutigams geführt. Hier vertheilt sie Schmuck und sonstige Geschenke unter die festlich geschmückten Gäste. Ihr Vater schlachtet zwei Rinder, eins den Seelen der Vorfahren zum Opfer, um deren Beistand und Segen für das Haus seiner Tochter anzurufen, das andere für den Bräutigam. Die Braut eröffnet einen Tanz mit ihren Gespielinnen, wobei die Mutter des Bräutigams und dessen Frauen die Reize und Geschicklichkeiten der Braut laut lobpreisen. Dann schlachtet der Bräutigam ein Rind, und ein großer Schmaus wird veranstaltet. Die Braut thut unterdessen sehr ungehalten über ihren neuen Aufenthalt: eine Gelegenheit erspähend, springt sie plötzlich auf und entrinnt. Der Bräutigam eilt ihr nach, sie einzuholen; gelingt es ihr, aus dem Kraal zu entkommen, so muß der Bräutigam dem Vater der Braut noch mehrere Kühe geben, sie einzulösen, und die ganze Feier muß von neuem anfangen.

Im ganzen ist die Stellung der Frauen eine sehr niedrige. Während ihnen, wie erwähnt, alle schwere Arbeit zufällt, sind sie sogar von allen Erbansprüchen ausgeschlossen. Der älteste Sohn der ersten Frau ist der Stellvertreter seines Vaters. Die Witwe kann, wenn sie will, den Bruder ihres verstorbenen Gatten heirathen; zu jeder andern Heirath muß die Zustimmung des ältesten Sohnes erkauft werden. Der älteste Sohn erbt das vom Vater hinterlassene Vieh, ausgenommen dasjenige, welches der Vater bereits vor seinem Tode unter seine Angehörigen vertheilt hat. Die jüngern Söhne erben auch nicht, sie sind vielmehr selbst gewissermaßen ein Theil des Erbes ihres ältesten Bruders. Vor dem ältesten Bruder, dem Familienhaupte, können die jüngern Brüder auch nicht heirathen oder müssen die Erlaubniß dazu von ihm erkaufen. Stirbt ein Mann, ohne Söhne zu hinterlassen, so ist sein nächstältester Bruder Erbe, einschließlich der Frauen und Töchter. Sind die hinterlassenen Söhne sämmtlich minderjährig, so stehen sie unter der Vormundschaft ihres Oheims.

Bei der Geburt eines Kindes ißt jedermann im Kraal gewisse Arzneien und ein Zauberpulver, welche, wie der Glaube lehrt, das Kind vor bösen Einflüssen schützen und dessen künftiges Wohlergehen sichern. Zu diesem Behufe werden am Leibe des neugeborenen Kindes Einschnitte gemacht und mit Zauberpulver eingerieben.

Die Zulu besitzen eine warme Kinderliebe; Kindermord, sonst bei Wilden häufig,

ist sehr selten. Nur gegen Zwillinge scheinen sie eingenommen, weswegen gewöhnlich einer durch Vernachlässigung stirbt. Die Mädchen werden milder behandelt als die Knaben. Die Knaben jagen, melken die Kühe, hüten die Kälber; die Mädchen helfen im Garten, bei der Töpferei, flechten Matten und Körbe.

Die Todten werden sofort am Sterbetage begraben. Das Grab befindet sich innerhalb des Kraalzaunes oder dicht daneben. Der Leichnam wird in hockender Stellung bestattet, mit seinen besten Kleidern und Waffen angethan und mit auserlesenen Stücken seines Hausrathes; das Grab wird sodann mit Steinen verschlossen, mit Dornhecken besetzt und mit Hörnern geziert und eine Zeit lang sorgfältig bewacht. Die Leichenklage ist laut und heftig. Die Freunde und Nachbarn versammeln sich im Sterbehause, die Leidtragenden zu trösten. Zur Todtentrauer läßt man das Haar stehen und fastet.

Die religiösen Vorstellungen der Zulu erheben sich nicht zur Idee der Gottheit; sie opfern und beten zu den Amatongo, den Ahnen des Stammes, den Vorfahren der Familie, von denen auf Erden alles Glück und Unglück ihrer Nachkommen abhängt. Zum Sühnopfer bringen sie den Ahnen Ochsen und Schafe, welche dieselben zur Speise verlangen, und beten dabei, daß die Ahnen sie behüten, ihnen das Nöthige gewähren wollen. Die Ahnen beim Namen anrufend, betet der Mann: „Hier ist euer Rind, ihr Geister unsers Hauses, hier ist euere Speise! Ich bitte um einen gesunden Leib, um froh zu leben, und du, o (Name des Ahne), erzeige mir Gnade!“ Jede Krankheit wird als eine Warnung von den Todten betrachtet, daß es ihnen an Speise mangle. An der Spitze ihrer Ahnen, gewissermaßen im Centrum ihres Olymps, steht die schwankende Gestalt Unkulunkulu, welcher die Sonne, den Mond und den Himmel schuf, die Kunst des Wahrsagens und der Arznei gegen Behexung, den Nutzen der Opfer und die Deutung der Träume lehrte. Von ihm kommen Regen und Korn. Verschieden von Unkulunkulu ist der König des Himmels, der Donnergott. Wenn es donnert, sagt man, der König spielt, er zürnt uns aber nicht; denn wir haben nicht gegessen, was ihm gehört. Wenn der Blitz einen Ochsen tödtet, so heißt es, der König hat einen Ochsen erschlagen, um seinen Hunger zu stillen. Dieser Donnergott und Himmelskönig ist jedoch eine sehr blasse, untergeordnete Gestalt im Mythus.

Nach dem Tode wird der Mensch ein Geist und wohnt in der Unterwelt, wo er mit seinen Vorfahren zusammenkommt. Mitunter verwandelt sich ein Mensch in einen Zwerg; ebenso ist Verwandlung in eine Schlange häufig.

Der Itongo (Geist) verkehrt hauptsächlich vermittels des Traumes mit dem lebenden Menschen. Traumdeutung ist deshalb von ganz besonderer Wichtigkeit, und ein Träumer gelangt oft zu großem Ansehen im Dorfe. Ihm wird geoffenbart, welche Arzneien für Menschen und Thiere gut, ihm wird überhaupt alles von Wichtigkeit geoffenbart, und das ihm für seine Rathschläge entrichtete Vieh bringt ihn bald zu Reichthum. Bei der Traumdeutung ist die Hauptregel die Deutung nach dem Gegentheil; eine Hochzeit oder ein Tanz z. B. bedeutet ein Begräbniß. Träumt ein Kranker, daß er genesen ist, so bedeutet es, daß er stirbt, und eine Todtenklage ist ein glückliches Omen. Der Glaube (oder Aberglaube) der Zulu

stimmt hierin also ganz mit dem bei europäischen Völkern herrschenden überein: allein nicht nur hierin, sondern durchgehends findet sich eine solche höchst überraschende Uebereinstimmung: ein Umstand, der für die vergleichende Geschichte des Glaubens und Aberglaubens von Wichtigkeit sein dürfte.

Allgemein verbreitet und besonders tief gewurzelt ist der finstere Glaube an Hexerei, welcher seinen höchst unheilvollen Einfluß in allen Beziehungen des Lebens ausübt. Jede Krankheit, jeder Tod wird der Behexung zugeschrieben. Dieselbe wird mit zu den schwersten Verbrechen gerechnet und gehört zu den häufigsten, wenigstens was die Anklagen betrifft. Die Strafe ist ein grausamer Tod, häufig nicht nur der beschuldigten Person, sondern der sämmtlichen Einwohner eines Kraals, einschließlich der Hunde und Hühner. Am Schlusse wurden früher die Kraalhütten abgebrannt und das Rindvieh zum Könige getrieben. Eine muthige Vertheidigung reichte jedoch meistens hin zur ehrenvollen Widerlegung der Anklage. Zum Schutze gegen Behexung trägt man Amulete, zu welchen allerlei Wurzeln, Holz- oder Hornstückchen u. dgl. dienen. Hauptsächlich ruft man aber gegen das Hexen die Isinjanja (Hexendoctoren, Divinatoren) und die Inwuln (Regendoctoren) zu Hülfe, welche durch allerlei seltsame Ceremonien und Beschwörungen die Hexen ausfindig machen. Auf die Anschuldigungen dieser verschmitzten Leute wurden bisher jährlich Menschen in Menge gemordet. Diese einflußreiche Klasse bildet gewissermaßen die Geistlichkeit; sie war aber zugleich die Polizei, und zwar die geheime Polizei des Königs; sie bestand meistens aus Agenten des Königs zur Entdeckung und Ueberführung von Verbrechern; die Furcht vor den Isinjanja verhinderte auch wirklich eine große Anzahl von Verbrechen. Der Isinjanja erschien als ein wahrer Priester vor Anfang einer Schlacht, wenn er den Schatten der Ahnen Vieh opferte und ihren Segen erflehte. Durch eine eigenthümliche Behandlung eines Gegenstandes, welcher vom Feinde erbeutet worden war, sicherte er zugleich die Besiegung desselben.

Nach der Ernte im Januar wird jährlich das Hauptfest, das Fest der ersten Früchte, gefeiert. Dazu wird ein Vorrath von Bier gebraut, werden Ochsen in Menge geschlachtet, und unter Schmaus und Trank, Tanz und Gesang und Lustbarkeit werden die Tage verbracht. Dann aß der König heuerige Frucht, und darauf konnte sie jedermann essen; es vorher zu thun, war bei Todesstrafe und Confiscation des gesammten Viehstandes verboten. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß ein ganz ähnliches Fest bei amerikanischen Völkern vor der spanischen Eroberung gefeiert wurde.

Die Regierung des Landes, obwol eine streng despotische, war doch wesentlich eine landesväterliche, da ihre Autorität unmittelbar aus der des Hausvaters hervorging. Der Hausvater ist das Oberhaupt der Familie, deren Mitglieder ihm unbedingt gehorchen; die Nation ist blos die große Familie, und der König ihr Vater. Des Königs Wort war Gesetz; es mußte jedoch mit den Bräuchen und Satzungen des Volkes übereinstimmen, widrigenfalls es vorkommen konnte, daß ihm Gehorsam verweigert wurde. Wichtigere Entscheidungen bedurften der Zustimmung der Amapakati. Alle Induna, die Stamm- und Kraalhäupter, mußten sich jährlich eine Zeit lang im königlichen Hauptkraal aufhalten, und die dort anwesenden

Induna waren die Amapakati, die Räthe. Wenn ein Theil der Amapakati von Hofe zog, zogen andere zu Hofe, und der König und die Induna blieben daher stets über die Angelegenheiten auch der entfernten Bezirke unterrichtet und das Nationalgefühl wurde stets wach gehalten.

Während die Amapakati sich im Hoflager befanden, waren sie die Gäste des Königs, sodaß die großen Heerden, welche die viele Morgen umfassenden Viehpferchen des Königskraal füllten, stets in Anspruch genommen wurden. Außer in dem Ertrage der ausgedehnten Ländereien des Königs bestanden dessen Einkünfte nur in dem zur Buße für Vergehen zu entrichtenden Vieh.

Zur Gültigkeit besonders wichtiger Beschlüsse bedurfte es auch der Zustimmung der Volksversammlung, welche zu dem Behufe im Königskraal gehalten wurde; es zeigte sich hier, daß trotz der so strammen Disciplin der Zulu in einem freien Verhältniß zu seiner Regierung stand. In der Volksversammlung bestand Freiheit des Wortes; jeder Mann durfte ungehindert seine Ansicht äußern und die Maßnahmen der Regierung einer scharfen Kritik unterwerfen.

Zwei Induna, welche den Befehl über die beiden Flügel des königlichen Kraals theilten, galten für die höchsten Personen im Lande nach dem Könige. Diese Großwürdenträger waren gewissermaßen die Minister der Executivgewalt.

Die Rechtspflege hatte ihre regelmäßigen drei Instanzen. In geringern Angelegenheiten entschieden die Kraalhäupter, welche keine Strafen über körperliche Züchtigung oder mäßige Viehbuße verhängen konnten. In ernstlichern Sachen entschieden Indunas und in den ernstlichsten Sachen und bei schweren Verbrechen Gerichte unter dem Vorsitz des Königs. Als schwere Verbrechen wurden betrachtet: Hexerei, Mord, Ehebruch, Hochverrath, Desertion vom Heere, Feigheit vor dem Feinde, Verleumdung des Königs, Lüge, Viehraub, Unehrerbietigkeit gegen Vorgesetzte, Verletzung des Herkommens. Nur der König konnte Todesstrafe verhängen. Die Hinrichtung (Impie) bestand in Steinigung, Erwürgung, Halsbrechen, Erschlagung mit Keulen, selten in Pfählung. Das gesammte Vieh eines Hingerichteten fiel dem Könige zu. Das sogenannte Aufessen bestand in der Confiscation des ganzen Viehstandes. Der ganze Kraal war für jeden einzelnen Einwohner verantwortlich, sodaß oft wegen des Verbrechens eines Einzelnen sein ganzer Kraal zerstört wurde.

Die Könige verfuhren bei der Bestrafung mit furchtbarer Willkür und verhängten oft die äußersten Strafen für die geringfügigsten Vergehen, die in ihrer Anwesenheit begangen worden waren. Unachtsamkeit beim Tanze, ein nachlässiger Schnitt des Haares, Niesen in der Gegenwart des Königs wurden zuweilen mit dem Tode bestraft. Gewöhnlich kam der Delinquent mit einer Prügelstrafe davon und dem Geschenk einer Viehheerde an den König. Die Beschränkung bestand jedoch, daß der König niemand bestrafen konnte, außer für irgendein Vergehen, das auch erwiesen sein mußte.

Das von Tschaka eingeführte Militärsystem wurde von seinen Nachfolgern stets aufrecht gehalten. Jeder Mann war zur Heerfolge verpflichtet; das ganze Land gewissermaßen eine Kaserne. Das Heer war regelmäßig in Regimenter eingetheilt, die in den durch das Land verbreiteten Militärkraals lagen; 13 Regimenter bildeten

die Weiße und 13 die Schwarze Division, so nach der Farbe ihrer Schilder benannt. Die Weißen waren sämmtlich verheirathete Veteranen; nur sie durften Kopf und Kinn rasiren und Diener und Schildknappen halten. Die Schwarzen waren die jungen unverheiratheten Leute; sie standen in der Front der Schlachtordnung. Sie durften nicht heirathen, bis nach einer bestimmten Frist der königliche Befehl dazu erfolgte, worauf dann ganze Regimenter auf einmal heirathen mußten. In allen Militärkraalen waren die Krieger vom übrigen Volk streng geschieden, auch von Weib und Kind. Auch die Weißen mußten einen beträchtlichen Theil des Jahres in den Militärkraalen stehen. Die Schwarzen standen dort fortwährend. Der Krieger wurde in diesen Kraalen unausgesetzt in Waffendienst geübt und gedrillt. Die Regimenter waren in Flügel, diese in Rotten getheilt. Allen Heertheilen standen Offiziere vor, welche sämmtlich zu den Weißen gehörten. Der Feldherr war der König oder einer der Großinduna. Ein Hauptmanöver, das mit der äußersten Schnelligkeit und Genauigkeit ausgeführt wurde, war das Deployiren in hornförmige Colonnen, deren Spitzen, in entgegengesetzter Richtung aufeinander zukommend, sich plötzlich zusammenschlossen und den umzingelten Feind faßten.

Der Krieger trug einen 6 Fuß langen, mit starkem Leder überzogenen Schild, nach seiner Division weiß, schwarz oder braun gefärbt. Seine Angriffswaffen war der von Tschaka statt des frühern Wurfspießes eingeführte kurze Stoßspieß (Assagai), die wirksamste Waffe im Handgemenge, auf das es immer abgesehen war. Der Angriff war ein furchtbares schonungsloses Morden, kein Pardon wurde gegeben. Auf den Verlust des Assagai in der Schlacht stand Todesstrafe.

Ketschuajo (Cetywayo), der letzte König, hatte seine Truppen größtentheils mit Flinten bewaffnet; doch zeigte der Krieg mit den Engländern, daß sie auf den Gebrauch der Feuerwaffen keineswegs hinreichend eingeübt waren.

Die Zulu hatten in Südafrika den Ruf einer unwiderstehlichen Tapferkeit, eine Tapferkeit, die sich auch oft genug bewährte, und sich auch oft zu einer fast wahnsinnigen Schlacht- und Mordwuth steigerte; und doch ist das Gemüth dieser grimmigen Krieger eigentlich sanft und mild. Wie sich unter anderm aus ihren Sagen, ihren Erzählungen und Fabeln, deren eine Menge bekannt ist, erweist, besitzen sie viel Phantasie, Geist und Laune. Ihr kriegerisches Wesen ist nur ein eingeschultes, eingeübtes, das Ergebniß der strammen Disciplin einer Reihe kriegerischer Könige, von denen Ketschuajo der fünfte war. Vor allen aber war es Tschaka, der seinen heroischen Geist gewissermaßen dem ganzen Volke einflößte.

Die Monarchie war erblich; jedoch hatte gewöhnlich der älteste Sohn der ersten Frau nicht die Erbfolge, sondern der regierende König setzte einen der jüngern Söhne zum Nachfolger ein. Dies geschah, um die Gefahr des Vatermordes zu vermeiden, veranlaßte aber furchtbare Bruderkriege.

Sibirien und seine Bedeutung für den Welthandel.

Von

G. Rudolf Credner in Halle.

Die weiten Länderstrecken im Norden des asiatischen Continents, welche unter dem Namen „Sibirien" zusammengefaßt werden, haben sich bis vor kurzem nur in geringem Grade einer allgemeinern Beachtung zu erfreuen gehabt. Erst seit der Mitte des letztverflossenen Jahrzehnts hat sich für dieses bis dahin nur wenig gekannte und nur allzu häufig in seiner natürlichen Beschaffenheit verkannte Land auch in weitern Kreisen ein lebhafteres Interesse geltend gemacht. Die Veranlassung zu diesem Umschwunge haben die kühnen Entdeckungsfahrten eines der unermüdlichsten und energischsten, aber auch eines der erfolgreichsten Forschungsreisenden gegeben, diejenigen Nordenskjöld's. Er ist von seiner letzten, wichtigsten Expedition zurückgekehrt als erster, dem es gelungen ist, durch die arktischen Meere im Norden Asiens bis zum Stillen Ocean hindurchzudringen, als erster, der eine vollständige Umfahrung des europäisch-asiatischen Continents ausgeführt hat. Gerade ein Jahrtausend ist vergangen, seitdem zum ersten mal ein Seefahrer vom nördlichen Europa seinen Curs nach Nordosten nahm. Es war ein Angehöriger des kühnsten Seefahrervolkes jener Zeit, der Normannen, Othere, welcher um das Jahr 870 an der norwegischen Küste entlang fuhr, das Nordcap passirte und bis zum Weißen Meere vordrang. Vergebens versuchten sieben Jahrhunderte später, in der zweiten Hälfte des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, die Engländer und Holländer ihre Handelsverbindungen durch die arktischen Meere hindurch auf den Norden Asiens auszudehnen und einen kürzern Seeweg nach den reichen Culturländern des südöstlichen Asiens zu erschließen. Erst unsern Tagen blieb die Lösung dieses alten Problems der nordöstlichen Durchfahrt vorbehalten. Nordenskjöld hat dieselbe durch seine letzte Reise durch das nordasiatische Eismeer zur Beringsstraße und durch diese hindurch in den Stillen Ocean herbeigeführt und damit die geographische Wissenschaft dem Ziele einer vollständigen Kenntniß unsers Planeten um ein Bedeutendes näher gebracht. Aber nicht solche wissenschaftliche Ergebnisse, nicht die reichen und umfassenden Beiträge zur Kenntniß der klimatischen, hydrographischen, zoologischen und botanischen Verhältnisse der Meeresräume im Norden Asiens, welche wir von der letzten Reise des schwedischen Forschers wie von den frühern zu erwarten haben — nicht diese, sondern die praktischen Ziele, denen Nordenskjöld bei seinen Entdeckungsfahrten nachgestrebt hat, sie sind es, welche

denselben eine allgemeine Bedeutung verliehen und ihnen ein über die fachmännischen Kreise hinausreichendes Interesse zugewendet haben.

Nordenskjöld selbst hat zu wiederholten malen die Ueberzeugung ausgesprochen, daß durch seine ersten Fahrten von Skandinavien durch das Karische Meer zum Jenissei ein neuer Handelsweg eröffnet sei, auf welchem die Producte des nördlichen und mittlern Asiens einen Absatz finden könnten, und auch bei seiner letzten großen Reise hat er es, wie er in seinem Bericht an den König Oskar von Schweden ausdrücklich hervorhebt, als einen Theil seiner Aufgabe betrachtet, die Möglichkeit der praktischen Anwendung einer Seeverbindung zwischen den Häfen des nördlichen Europa und dem Ob und Jenissei einerseits und zwischen dem Stillen Ocean und dem dritten der sibirischen Riesenströme, der Lena, andererseits zu erweisen.

So einstimmig die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Reisen Nordenskjöld's anerkannt und gewürdigt wird, so getheilt pflegen sich die Ansichten bezüglich der praktischen Ziele derselben, also der commerziellen Erschließung Sibiriens, gegenüberzustehen. In allzu pessimistischer Unterschätzung der Productionsfähigkeit Sibiriens schlägt man in dieser Hinsicht auf der einen Seite die von Nordenskjöld erzielten Erfolge zu gering an, während man auf der andern Seite in allzu optimistischer Weise Sibirien bereits den Anbruch einer Aera des raschesten Aufschwunges und Emporblühens seiner Handelsverhältnisse voraussagen zu können glaubt, ohne die Schwierigkeiten und Hindernisse genügend zu würdigen, welche sich einem solchen Umschwung der Verhältnisse vorläufig entgegenstellen und die sich demselben in der natürlichen Beschaffenheit des Landes auch in der Zukunft noch entgegenstellen werden.

Bei diesem Widerstreit der Meinungen mag es vergönnt sein, im Folgenden in kurzen Zügen ein Bild der Landesnatur und der Productionsverhältnisse Sibiriens zu entwerfen, um dadurch zu einem Urtheile zu gelangen über die Bedeutung, welche dieses Land bereits jetzt für den Welthandel besitzt und welche es in der Zukunft unter den namentlich durch Nordenskjöld's Reisen veränderten Verhältnissen zu erlangen vermag.

Könnte man Asien aus der Vogelperspective mit einem Blicke überschauen, so würde man erkennen, daß sich im Innern dieses geräumigsten aller Erdtheile eine gewaltige Massenanschwellung des Bodens als ein selbständiges Ganzes aus den umgebenden flachern Gebieten hervorhebt, ein Continent gleichsam im Continent. Umschlossen von den mächtigen Gebirgszügen des Himalaja im Süden und des Thien-schan-Systems im Norden, zieht sich dieses „Centralasien" von den Wasserscheiden am Pamirplateau gegen Osten bis zu dem Quellgebiet der Riesenströme des Himmlischen Reiches und zu den Höhen des Khingangebirges, ein starres, ödes und monotones Hochland, umgeben von einem Kranz lebensvollerer und durch reiche Mannichfaltigkeit der Bodenformen ausgezeichneter peripherischer Gebiete.

Es ist ein hervorragendes Verdienst Ferdinand von Richthofen's, den tiefgreifenden Unterschied, welcher zwischen den centralen und den peripherischen Landschaften des asiatischen Continents besteht, zuerst klar und scharf zum Ausdruck

gebracht zu haben, und zwar an der Hand eines durchaus neuen Gesichtspunktes, nämlich der hydrographischen Verhältnisse. Centralasien umfaßt demzufolge das zusammenhängende asiatische Kerngebiet der alten abflußlosen Wasserbecken, während wir zu den peripherischen Theilen alle die sich rings um Centralasien bis zum Meere hin ausbreitenden Länderstrecken zu rechnen haben, deren Gewässer durch Flüsse nach dem Meere oder nach den seeartigen Ueberresten desselben auf dem Festlande — und dazu gehören unter anderm das Kaspische Meer und der Aralsee — geführt werden. Dieser scheinbar blos äußerliche und geringfügige Unterschied in den Entwässerungsverhältnissen aber bedingt einen außerordentlich scharfen und folgenschweren Gegensatz zwischen den centralen und den peripherischen Theilen des Continents, einen Gegensatz, der sich, wie Richthofen in dem Einleitungsbande seines großen Werkes über „China" gezeigt hat, in der Bodenbeschaffenheit und in dem ganzen Charakter der Landschaft nicht allein, sondern auch in den Existenzbedingungen der organischen Welt, in der Lebensweise des Menschen, in der Verbreitung der Völkerstämme, in ihrer Geschichte und in ihrem Entwickelungsgange zu erkennen gibt.

Sibirien gehört in seiner ganzen Ausdehnung zu den peripherischen Theilen des Continents. Auf der Nordseite des Kerngebietes an die Abhänge der gewaltigen Randgebirgsmauer Centralasiens angelagert, umfaßt Sibirien die gesammten Länderstrecken bis zu den Gestaden des Eismeeres im Norden, bis zu dem Scheidegebirge Europas und Asiens, dem Ural im Westen und bis zu den inselumgürteten Ufern des Stillen Oceans im Osten. Es repräsentirt somit ein Areal von nahezu 227000 Quadratmeilen, ein Viertel etwa des ganzen asiatischen Festlandes. Berechnen wir das Gesammtareal unsers Erdtheiles im weitesten Sinne mit Hinzuziehung aller Inseln auf 185000 Quadratmeilen, so wird es durch dasjenige Sibiriens immer noch um mehr als 40000 Quadratmeilen, um die Größe also etwa aller der zahlreichen halbinselförmigen Anhängsel Europas übertroffen.

Einer noch jetzt vielfach verbreiteten Anschauung nach stellt der weitaus größte Theil Sibiriens, namentlich das gesammte Nordsibirien vom Ural bis zur Beringsstraße und zum Ochotskischen Meere eine zusammenhängende Tiefebene, eine morastige Niederung dar. Auf einen derartigen Charakter des Landes deutet auch der Name hin, denn das mongolische Wort „Sibirj" bedeutet nichts anderes als sumpfige Niederung. Und doch ist diese Anschauung eine irrthümliche. Ein Blick auf eine neuere Landkarte läßt erkennen, daß sich in Bezug auf die Bodenplastik eine scharfe Zweitheilung des Gebiets geltend macht, daß sich die Tiefebene im wesentlichen auf Westsibirien, auf das Stromgebiet des Ob beschränkt, daß dagegen am Jenissei bereits ein vielfach gegliedertes Berg- und Gebirgsland jene westliche Tiefebene abschließt und sich von da bis zum Stillen Ocean hinzieht, also die weitaus größere Hälfte Sibiriens umfaßt.

Die westsibirische Tiefebene schließt sich im Süden des Ural unmittelbar an die große nordosteuropäische Niederung an und bildet mit dieser zusammen das weitaus umfangreichste Tiefland unserer Erde, ein Gebiet von etwa 200000 Quadratmeilen Flächeninhalt, das sich von den Mündungen des Rheins bis zu derjenigen des Jenissei und bis zu der aralokaspischen Depression hin ausbreitet und sich

größtentheils unter 200 Meter Meereshöhe erhält. Nur ein bedeutenderer Gebirgszug ragt aus diesem ungeheuern Flachlande hervor: der in meridionaler Richtung verlaufende Ural. Aber auch dessen Ketten sind von so tiefen Paßscharten durchschnitten, daß man einem bekannten Ausspruche Alexander von Humboldt's zufolge von den sandigen Heideflächen des nördlichen Brabant gegen Osten durch ganz Europa hindurch, selbst auf der gebräuchlichsten großen Heerstraße über den Ural bei Jekaterinenburg hinüber, weit nach Sibirien hinein bis an den Jenissei wandern kann, ohne sich auch nur einmal bis zu einer Meereshöhe von 400 Meter zu erheben.

Der westsibirische Theil dieses großen europäisch-asiatischen Tieflandes repräsentirt im allgemeinen ein äußerst flaches, nach Norden zum Eismeere mit schmaler Oeffnung ausmündendes muldenförmiges Becken, dessen Ränder auf der einen Seite durch die infolge einer Verwerfung der Gesteinsschichten steiler als die Westseite abfallende Ostflanke des Ural, auf der andern Seite durch das am Jenissei beginnende Berg- und Gebirgsland, im Süden von den Ausläufern des sich bis zu alpinen Höhen weit über die Grenze des ewigen Schnees erhebenden Altaigebirges und durch die flache Wasserscheide gegen die Zuflüsse des Aralsees gebildet werden. Es ist das Sammelgebiet des Stromsystems des Ob, der es, wenn nicht die Hochfluten des Frühjahrs seine Gewässer schwellen und zu rascherm Laufe antreiben, langsam und träge durchfließt; denn sein Gefälle ist ein außerordentlich geringes. Bereits in Barnaul, beim Austritt des Stromes aus dem Altaigebirge, liegt sein Spiegel in einer Meereshöhe von nur 129 Meter, und doch hat der Fluß von dort noch Hunderte von Meilen zurückzulegen, ehe er sein Ziel, das Nordische Eismeer, erreicht. Damit hängt es zusammen, daß sich in Westsibirien eigentliche Thaleinschnitte nicht vorfinden. Es war eben kein Spielraum für Ausübung der erodirenden Thätigkeit der Gewässer geboten, und nur da, wo die Flußläufe sich an die Hügelketten herandrängen, welche die Ebene durchziehen und kaum 50 Meter über dieselbe emporragen, entstanden einseitige Steilufer. Sonst aber fehlen schroffere Terrainabstufungen, nur zahlreiche, oft von salzigem Wasser erfüllte Seen und Weiher, Sümpfe und Wälder unterbrechen die Monotonie des ungeheuern Tieflandes. Festes, anstehendes Gestein tritt fast nur an den Gebirgsumrandungen des Beckens hervor; in diesem selbst besteht der Boden überall nur aus Schwemmlandbildungen jüngsten Alters, aus horizontal gelagerten Schichten von Lehm, Thon und Sand und auf weite Strecken hin von einer humusreichen Schwarzerde, verwandt und an Fruchtbarkeit wetteifernd mit dem Tschernosom der südrussischen Steppen.

Ganz anders das Land jenseit des Jenissei, Ostsibirien. Bereits an der untern Tunguska breitet sich eine mannichfach gegliederte Gebirgslandschaft aus, gebildet durch das Zusammentreten zahlreicher, meist steiler, felsumrandeter Tafelberge, die sich 6—700 Meter über den Meeresspiegel erheben, und von hier aus bietet das ganze Ostsibirien einen steten Wechsel von Bergzügen und langgestreckten Gebirgsrücken, von hoch aufragenden Plateaus und flachen, sumpfigen Niederungen, von steil und tief eingeschnittenen Thalschluchten und breiten, von sanft geneigten Gehängen umrandeten Thalmulden. Diese Mannichfaltigkeit der Bodengliederung

beherrscht das ganze Land jenseit des Jenissei bis hin zu den Alpenlandschaften des Sajanschen Gebirges, an dessen Ostende sich der Munku-Sardyk zu 3490 Meter, zur Höhe also etwa unserer Hohen Tauern erhebt, bis hin zu dem langgestreckten Baikalsee, dem größten Süßwasserbecken des europäisch-asiatischen Festlandes, an Schönheit und Großartigkeit mit unsern Alpenseen vergleichbar, und nach Osten bis zu dem Stanowoigebirge, dessen langgezogene, fast lückenlose, für die klimatischen wie für die Handelsverhältnisse Ostsibiriens gleich verhängnißvolle Ketten sich steil und schroff aus den Gestadelandschaften des Ochotskischen Meeres erheben, und weiter bis zur Halbinsel Kamtschatka mit ihren heißen Quellen und Solfataren, mit ihren 12 erloschenen und 26 thätigen Vulkanen, deren bedeutendster, der Kliutschew, sich mit seinem beständig von Dampfwolken umhüllten Aschenkegel bis über Montblanchöhe, bis zu 4885 Meter erhebt. Auch der äußerste Norden Ostsibiriens nimmt, wenn auch im geringern Grade, Theil an dem mannichfach gegliederten Bodenrelief der Hauptmasse des Landes; nur ganz an der Küste zieht sich ein verhältnißmäßig schmaler Streifen von Tiefland hin; auch hier aber, namentlich im Osten häufig unterbrochen durch die Ausläufer der Gebirgszüge des Innern, die sich in allmählicher Abdachung aber immer noch als mehrere hundert Meter hohe Steilabstürze bis in die Fluten des Eismeeres vorstrecken.

Sibirien in seiner verticalen und horizontalen Gestaltung, wie sie uns heute unsere Landkarten darstellen, ist eine außerordentlich junge Schöpfung der an der Herausbildung der Erscheinungsweise unserer Erdoberfläche thätigen Naturkräfte. Nur in eine verhältnißmäßig kurze geologische Vergangenheit brauchen wir uns zurückzuversetzen, und sie zeigt uns eine durchaus andere Gestaltung des nordasiatischen Festlandes, eine von der jetzigen grundverschiedene Vertheilung von Wasser und Land. Funde von Schalen meerbewohnender Muscheln in der Kirgisensteppe und in der Gegend von Petropawlowsk, also tief im Innern der Tiefebene zwischen Ural und Altai, die geologische Zusammensetzung der Obniederung, ihre wenig undulirte Oberflächengestaltung, die große Zahl von flachen, oft reihenweise zwischen alten Sanddünen angeordneten Salzseen, endlich das Vorkommen arktischer Thierformen im Kaspischen Meere: alle diese Umstände weisen in ihrer Gemeinschaft darauf hin, daß noch in kurzer geologischer Vorzeit Europa mit dem Ural abschließend von Hochasien durch einen breiten, wenn auch seichten Meeresarm getrennt war. Von dem Eismeere erstreckte sich derselbe über Westsibirien bis zum Kaspischen Meere und über dieses hinaus bis zum Pontus und zu einem noch in der jüngern Tertiärzeit bestehenden europäischen Mittelmeere, welches sich über die jetzige nördliche Balkanhalbinsel, über Ungarn und das Wiener Becken ausbreitete. Er bildete aber auch gleichzeitig die Verbindung zwischen diesem europäischen Mittelmeere und einem andern, jetzt gleichfalls längst trocken gelegten Mittelmeere im fernen Osten, im Innern Centralasiens.

Ferdinand von Richthofen's epochemachende Forschungen über Centralasien haben die Thatsache über allen Zweifel erhoben, daß noch in der jüngern Tertiärzeit in der großen, bis auf 600 Meter Meereshöhe herabreichenden Einsenkung des centralasiatischen Hochlandes zwischen Kwen-lun und Thien-schan ein ausgedehntes Binnen-

meer seine Wogen rollte. Da, wo heute der Irtysch zwischen dem Altai und dem Thien-schan seine Gewässer in die westsibirische Tiefebene hinabführt, in dem für den Handelsverkehr und für die Völkerströmungen gleich wichtigen Becken der Dsungarei, befand sich dereinst die Meerenge, ein Pendant zur Straße von Gibraltar, durch welche das alte centralasiatische Mittelmeer mit dem Westsibirien damals überflutenden Weltmeere in Verbindung stand. Und über die Grenzen Westsibiriens dehnte sich das Weltmeer weit nach Osten, bis an den Baikalsee aus, den wir mit Oskar Peschel wol mit Recht, namentlich auf Grund der in ihm lebenden Seehundfauna, als einen ausgesüßten Rest jenes nordischen Meeres, als einen ehemaligen Fjord an der damaligen Steilküste Nordasiens ansprechen dürfen.

Nur ein kleiner Theil Sibiriens, die Gebirgslandschaft im äußersten Osten, ragte schon in jenen Zeiten als Festland über den Meeresspiegel empor. Allmählich aber hob sich im Laufe der geologischen Zeiträume der nördliche asiatische Continent empor; überall schob er seine Küsten vor, drängte er die Gewässer des Oceans zurück. Durch die Meerenge am obern Irtysch fand zunächst das centralasiatische Mittelmeer seinen Abfluß; der Boden desselben tauchte als Festland über die Fluten empor: Han-hai, d. h. trockenes Meer, nennen bezeichnend genug die Chinesen und nennt ihnen folgend Ferdinand von Richthofen diesen trocken gelegten Meeresboden, der heute von den Sandwüsten der Tarym- und Shamobecken eingenommen wird. Immer weiter aber erhob sich der Continent über die Gewässer; der Baikalfjord wurde aus seinem Zusammenhange mit dem arktischen Meere losgelöst und in den durch die durchfließenden Gewässer allmählich ausgesüßten Baikalsee verwandelt; ein Theil Sibiriens nach dem andern tauchte über den Spiegel des zurückgedrängten Meeres hervor, bis endlich der einstige Meeresboden zu Festland geworden, Europa und Asien verband und Sibirien im wesentlichen seine heutige Gestalt erhielt.

Diese Hebungsvorgänge haben bis in die neuesten Zeiten hinein fortgedauert. Das beweisen die Anhäufungen von Muschelschalen, die sich weit landeinwärts, mehrere hundert Kilometer von der jetzigen Küste, in Höhen von 18—62 Meter über dem Meeresniveau gefunden haben. Alle diese Muscheln gehören Arten an, die noch jetzt in den arktischen Meeren leben, und zwar sind die Schalen so vortrefflich in allen ihren Verzierungen und Zeichnungen erhalten, daß keine andere Erklärung zulässig erscheint als diejenige, daß diese Muscheln nach dem Absterben ihrer Bewohner in thonigen, weichen Meeresboden begraben wurden und mit diesem durch eine spätere Hebung in ihr jetziges Niveau über dem Meeresspiegel und in ihre Lage weitab vom jetzigen Strande gebracht worden seien. Außer diesen Muschelanhäufungen finden sich an zahlreichen Stellen der nordsibirischen Küste Treibholzmassen, sogenanntes Noahholz oder Adamsholz, das als Feuerungsmaterial für die in jenen waldlosen Gegenden allsommerlich schweifenden Nomaden von hoher Bedeutung ist. Dieses Treibholz wurde offenbar in der Vorzeit durch die sibirischen Ströme aus dem Innern des Landes in das Meer geschwemmt und durch die Wogen an dem Strande aufgehäuft. Jetzt aber findet es sich weit landeinwärts und hoch über dem Meeresspiegel, und liefert uns, wie jene Muschellager, den sichern Beweis für eine bis in die jüngste Zeit vollzogene Hebung Nordasiens

und eine entsprechende Zurückdrängung des Meeres, eine instructive Bestätigung des Peschel'schen Satzes: daß selbst unsere vertrauenswürdigsten Landkarten uns doch nur ein Gemälde von vergänglicher Wahrheit gewähren. Auf dem Antlitz unsers Planeten ruht nicht eine tödliche Erstarrung, sondern es verändert noch fortwährend seine Züge, indem die Umrisse der Festlande und Inseln beständigen Schwankungen unterworfen sind.

Die Schuld an dem schlechten Leumund, in welchem Sibirien steht, trägt hauptsächlich sein Klima. Bis in das Mittelalter war die Ansicht der Alten die herrschende, es dehne sich über den Norden Asiens ein wegen seiner außerordentlichen Kälte unbewohnbarer Landstrich aus — eine zona ex frigore inhabitabilis. Haben nun auch die Forschungen, welche sich seit jenen Zeiten auch über Sibirien ausgedehnt haben, solche Uebertreibungen widerlegt: den Ruf, ein Land ärgster Kälte zu sein, haben doch auch sie für Sibirien nur bestätigen können, und bei uns übliche Redensarten wie „sibirischer Winter", „sibirisches Wetter", „sibirische Kälte" haben mit gewissen Beschränkungen einen der Wirklichkeit nur allzu sehr entsprechenden Sinn.

Wenn wir als „kalte Zone" alle die Theile unsers Planeten bezeichnen, welche polwärts der Linie gleicher Jahreswärme von 0° liegen, so gehört der weitaus größte Theil Sibiriens der kalten Zone an; denn die Isotherme von 0° verläuft vom mittlern Ural nördlich Tobolsk vorbei über Tomsk am Obstrom und weiter quer durch den Baikalsee nach dem Mündungsgebiete des Amur. Alle Punkte nördlich dieser Linie haben eine mittlere Jahrestemperatur unter 0°. So hat Jakutsk an der Lena eine mittlere Jahrestemperatur von — 10,9° C., Nishne-Kolymsk an der der Kolyma ebenfalls eine solche von unter — 10° C., Ust-Jansk an der untern Jana sogar eine solche von — 12,44° C. Das sind Jahrestemperaturen, deren Entsetzlichkeit erst deutlich hervortritt, wenn man sie in Vergleich zieht mit denjenigen bekannter Gebiete, wenn man z. B. berücksichtigt, daß Leipzig eine mittlere Jahrestemperatur von + 8,59° C. besitzt.

Indessen solche Mittelwerthe für die Jahrestemperaturen vermögen nicht ein richtiges Bild von dem klimatischen Charakter eines Landes zu geben. Um dieses zu erhalten, ist es vor allem erforderlich, die jahreszeitlichen Schwankungen und Differenzen der Temperatur in Betracht zu ziehen. Dann zeigt es sich, daß in Sibirien der grimmigsten Winterkälte warme, auf weiten Strecken sogar heiße Sommer gegenüberstehen. Der außerordentliche Abstand zwischen den äußersten Kältegraden und den äußersten Wärmegraden ist die charakteristische Eigenthümlichkeit des sibirischen Klimas und stempelt es zu einem Typus des excessiven oder Continentalklimas. Auf zwei Seiten von den Festlandsmassen Asiens und Europas umschlossen, tritt das unsern Erdtheil an Größe weit übertreffende Land nur im Norden und Osten mit dem Meere in Berührung. Aber im Norden ist es das Eismeer, welches fast das ganze Jahr hindurch von Eismassen bedeckt ist und deshalb einen günstig mildernden Einfluß wie andere Meere auf das Klima der angrenzenden Länder nicht auszuüben vermag. Auch die Meere im Osten, das Beringsmeer und das Ochotskische Meer, haben mehr oder minder Theil an der

Natur des sibirischen Eismeeres, und der geringe mildernde Einfluß, welchen das Ochotskische Meer auf das Klima Ostsibiriens ausüben könnte, wird an einem tiefern Eindringen in das Festland durch die steil aus seinen Gestaden aufsteigenden Ketten des Stanowoigebirges gehemmt.

So entwickelt sich über Sibirien unter dem Einflusse der starken continentalen Abkühlung des Bodens und der Nähe der eisigen Meere eine winterliche Kälte, wie sie sich auf unserer Erde ein zweites mal nicht vorfindet. In Jakutsk, dem Centrum der sibirischen Winterkälte, einem der beiden Kältepole, besitzt der Januar eine Temperatur von — 40,9° C. (Leipzig — 1,22° C.). Auch das ist aber nur ein Mittelwerth für den ganzen Monat; man hat in Jakutsk am Weingeistthermometer Temperaturen von — 60° C. gemessen. Noch in Irkutsk, unter 52° nördl. Br., beträgt die mittlere Januartemperatur — 21,2° C., in Barnaul — 19,8° C. Die Luft verdickt sich unter solchen Kältegraden über ganz Sibirien außerordentlich; sie sinkt zu Boden und sucht nach Gegenden abzufließen, in denen ein geringerer Luftdruck herrscht. In Westsibirien stellen sich bei dem ebenen Oberflächencharakter jenes Tieflandes dem Abflusse der kalten, schweren Luft keine erheblichen Hindernisse entgegen; sie strömt von diesem Gebiete hohen Luftdruckes nach Norden zum Arktischen Ocean, gegen Westen nach Europa und gegen Süden über die aralokaspische Senke. Mit diesen centrifugalen Winden aber wechseln nicht selten andere Luftströmungen, namentlich südliche und südwestliche, und diese wirken mildernd auf die Winterkälte Westsibiriens ein, während sie gleichzeitig dem letztern mehr oder weniger reichliche Niederschläge bringen und den Boden mit einer dicken Schneedecke überkleiden.

Anders in Ostsibirien. Hier verhindert der gebirgige Charakter des Landes den raschen Abfluß der unter der harten Winterkälte zu Boden sinkenden Luft; schwer und kalt sammelt sich dieselbe vielmehr in der Tiefe der Thalmulden und im Innern der bergumgrenzten Plateaus. Daher finden wir hier das Maximum der Winterkälte; daher bildet sich hier in der Gegend des Baikalsees und der obern Zuflüsse des Amur das Maximum des Luftdrucks von 778 Millimeter und sogar darüber, also etwa 8 Millimeter stärker als sonst auf der Erde bekannt. Der gebirgige Charakter Ostsibiriens aber übt noch einen andern ungemein wichtigen Einfluß aus. Infolge des durch die zahlreichen Gebirgserhebungen des Landes gehinderten Abflusses der zu Boden sinkenden kalten und schweren Luft herrschen in Ostsibirien im Winter Windstillen mit klarem, heiterm Himmel vor; die Luft ist trocken, Niederschläge stellen sich in dieser Jahreszeit in Ostsibirien nur selten ein. Diese beiden Umstände aber, die Trockenheit der Luft und das Vorherrschen der Windstillen, sind für das organische Leben jenes Landes von allerhöchster Bedeutung. Sie allein ermöglichen es, daß nicht nur die Vegetation, sondern auch Thiere und Menschen so entsetzliche Kältegrade zu ertragen vermögen, bei denen das Quecksilber längst erstarrt ist und sich formen, hämmern und schneiden läßt wie Blei. „Das Eisen wird", wie Middendorf uns schildert, „bei der außerordentlichen Kälte spröde und Beile springen wie Glas; das Holz wird nach Maßgabe der in ihm enthaltenen Feuchtigkeit härter als Eisen und widersteht der Axt, sodaß nur völlig trockenes Holz sich zum Fällen und Spalten hergibt; die sonst hoch empor-

flackernde Flamme des Wachtfeuers umleckt nur den entzündeten Holzstoß, sich dicht an ihn anschmiegend, als friere das Feuer selbst in so schrecklicher Kälte; und allerdings erfriert und erlischt es, sobald es sich erkühnt, unter dem Einflusse eines Luftzuges sich etwas höher vom Holzstoße abzuheben; denn die Gase erkalten, denen es seine Nahrung verdankt. Weit vernehmbar knarrt jeder Tritt im spröde gewordenen Schnee; hell krachend platzen mit mächtigen Schüssen ringsum die Bäume des Urwaldes; ihnen antwortet gleich dem Kanonendonner ferner Batterien ein dumpf nachtönendes unterirdisches Knallen, das die Erde erschüttert und das vom Bersten der Eisdecken, vom Bersten des tiefgefrorenen Bodens herrührt."

Vom Monat Mai an beginnt mit der höher steigenden Sonne der Boden und die Luft Sibiriens sich rasch zu erwärmen. Wol treten noch häufige Nachfröste ein, aber in stetigem Fortschritt steigern sich die Temperaturen und erreichen im Juli auf weiten Strecken des Landes eine Höhe, die derjenigen unserer Julitemperaturen nicht nur nahe kommt, sondern sie vielfach noch übertrifft. Selbst Jakutsk mit seiner entsetzlichen Winterkälte hat eine mittlere Sommertemperatur von nahezu 15° C., die derjenigen von Leipzig nur wenig nachsteht. Der wärmste Monat in Jakutsk, der Juli, hat sogar eine Mittelwärme von 17,4° C., also nur 0,8° C. weniger als der entsprechende Monat in Leipzig (18,20° C.). Tobolsk, obgleich um etwa 7 Breitengrade nördlicher gelegen als Leipzig, erreicht dennoch mit 17,4° C. fast die leipziger Sommertemperatur. Am Aralsee beträgt dieselbe bereits 24,5° C. und in Chiwa, wenig südlich dieses Binnensees, erhitzt sich unter der intensiven Bestrahlung der Sonne der Boden bis zu einer solchen Höhe, daß Eier, in den Sand gelegt, in kurzer Zeit gesotten sind. Man hat das südliche Westsibirien, die Gegend um den Balchaschsee, das sibirische Italien genannt. Dabei hat man aber nicht berücksichtigt, daß auch hier wie in ganz Sibirien die warmen, ja heißen Sommer nur allzu kurz andauern und daß sie gar bald von um so kältern und rauhern Wintern abgelöst werden. Und gerade dieser schroffe Wechsel, die außerordentliche Excessivität der Temperaturen, welche Unterschiede des wärmsten und des kältesten Monats von 50—60° C. (in Jakutsk 58° C.) hervorbringt: sie charakterisiren das Klima Sibiriens als ein typisches Continentalklima. Dazu kommt noch, daß sich die Temperaturen namentlich im Herbst und Frühjahr außerordentlich rasch und sprungweise verändern. Aus Barnaul z. B. liegen Beobachtungen vor, denen zufolge im Laufe weniger Tage das Thermometer von + 2° auf — 55° C. gefallen ist. Durch solche plötzliche Temperaturschwankungen, wie sie wol sonst nirgends auf Erden vorkommen, müssen nothwendigerweise Störungen in dem Gleichgewicht der Atmosphäre von entsprechender Intensität hervorgerufen werden; sie sind die Ursache für das Losbrechen der gefürchteten Schneestürme Sibiriens, der Buráns. Mit entsetzlicher Gewalt brausen diese Orkane über die baumlosen Flächen des nördlichen Sibiriens und über die weiten Steppen des Südwestens, gewaltige Massen von Schnee vor sich hertreibend und aufwirbelnd, alles niederwerfend und unter einer dichten Schneedecke begrabend, was ihnen auf ihrem Laufe begegnet. Durch einen solchen Burán wurden im Jahre 1827 in der Kirgisensteppe über 10000 Kamele, gegen 300000 Pferde und weit über eine Million Schafe vernichtet; ein solcher Burán war es, der im

Jahre 1840 einem ganzen russischen Heere einen jähen Untergang bereitete und den Feldzug des Generals Perowsky gegen Chiwa vereitelte.

Die intensive continentale Erwärmung während des Sommers bewirkt namentlich südlich von Sibirien, über den Hochflächen Centralasiens, eine starke Auflockerung der Luft. Der Luftdruck verringert sich dort zu dem äußersten Minimum von 748 Millimeter; es entsteht ein aufsteigender Luftstrom, und wie durch einen gewaltigen Saugapparat werden von den Gegenden mit höherm Luftdrucke, namentlich aus West, Nord und Ost die schwerern Luftmassen zur Ausgleichung des gestörten Gleichgewichts der Atmosphäre angezogen. Westliche, nördliche und östliche Luftströmungen beherrschen deshalb während der Sommermonate Sibirien. Wohl bringen diese Winde dem Lande Regen, aber die Menge desselben ist nur geringfügig; denn die Westwinde, obgleich sie vom Atlantischen Ocean her wehen und ursprünglich mit Feuchtigkeit reichlich gesättigt sind, haben sich auf dem weiten Landwege über Europa hin zu sehr abgeregnet, um Sibirien noch einigermaßen ergiebige Niederschläge bringen zu können. Die Nordost- und Ostwinde aber haben, ehe sie das Innere Sibiriens erreichen, das hoch aufragende Stanowoigebirge zu übergleiten, und sie verlieren hier bereits den größten Theil ihrer vom Stillen Ocean mitgebrachten Feuchtigkeit durch Steigungsregen, sodaß den Gebieten jenseit jenes Gebirgszugs, also dem eigentlichen Sibirien nur geringe Niederschlagsmengen zugute kommen. Immerhin aber genügen diese Niederschläge, um in Sibirien das Gedeihen einer stellenweise sogar üppigen Vegetation zu ermöglichen.

Es ist oben hervorgehoben worden, daß ein beträchtlich großer Theil Sibiriens jenseit der Linie gleicher Jahreswärme von 0° liegt. Daraus folgt nach den Gesetzen der Erdwärme, daß der Boden dieses ganzen Gebietes in einer gewissen Tiefe beständig gefroren sein muß. Dieser gefrorene Boden reicht am sibirischen Kältepol, bei Jakutsk, nach Middendorf's Beobachtungen bis zu einer Tiefe von fast 200 Meter. Wenn trotzdem auf diesem Boden eine Vegetation zu gedeihen vermag, so findet dies seine Erklärung in dem Umstande, daß auch die jahreszeitlichen Schwankungen der Temperatur sich bis zu einer gewissen Tiefe geltend machen, daß deshalb auch die oberflächlichen Schichten unter dem Einflusse der sommerlichen Erwärmung hinreichend aufthauen, um das Wachsthum der Pflanzen zu ermöglichen.

Im äußersten Norden allerdings, in den Gestadelandschaften des Eismeeres, thaut der Boden nur bis zu so geringer Tiefe auf, daß die Entwickelung einer höhern Vegetation schon aus diesem Grunde ausgeschlossen ist. Weite Länderstrecken dehnen sich hier aus, die des Baumwuchses ganz entbehren und nur von niedern Pflanzen, von Gräsern, Moosen und Flechten bedeckt sind. Das sind die berüchtigten Tundren Sibiriens. Das Wort Tundra entstammt der Sprache der Syrjänen, die, ursprünglich an der Petschora im Gouvernement Olonetz und Archangelsk heimisch, sich in neuerer Zeit als Handelsleute mehr und mehr über Nordsibirien verbreiten, und bedeutet „baumloser Ort". Es ist deshalb unrichtig, mit dem Begriff Tundra von vornherein, wie es meist zu geschehen pflegt, die Vorstellung einer morastigen flachen Tiefebene zu verbinden. Allerdings sind solche „Niederungstundren" in Sibirien in großer Ausdehnung vorhanden; so namentlich im Norden

Westsibiriens, im Mündungsgebiete des Ob und Jenissei. So weit das Auge reicht, so schildern Middendorf und der bremer Forschungsreisende Finsch diese Einöden, hat es nichts als eine unendliche ocherbräunliche und weißfahle Moosfläche vor sich oder mattgrüne Felder von krüppelhaft am Boden hinkriechenden Zwergbirken, die nur hier und da durch ebenso monotone graulich oder gelblichfahl erscheinende Hügelreihen unterbrochen werden. Aus der gelbbraunen Moosfläche heben sich Grasflecken inselartig ab, aber die bald nach Eintritt des Sommers halb abgestorbenen, brandgelben Spitzen der Binsen, Riede und Wollgräser stechen nur unbedeutend von der Grundfarbe der Moosdecke ab. Farblos, matt, siech, entnervend ist dieser Anblick, unter dessen Einfluß der dort im Sommer schweifende Nomade zum stumpfen, in sich gekehrten Samojeden herabsinkt; der Reisende aber, der nur zeitweilig sich in der Tundra aufhält, wird von demselben Gefühle der „Unendlichkeit" erfaßt wie auf dem Meere. Nur die zahlreichen kleinern und größern Teiche und Seen gewähren mit ihrem klaren Blau und ihren von niedern Strauchweiden umgrünten Ufern dem Auge eine wohlthuende Abwechselung. Dabei ist die Tundra nur von einer spärlichen Thierwelt bevölkert. Nur hin und wieder wird ein See von Enten oder Eistauchern belebt; nur selten unterbricht der Pfiff eines Bussards, oder eines Goldregenpfeifers, oder der tief schnarrende Ruf eines aufgescheuchten Schneehahns, oder aber das Geheul eines Wolfes und das Bellen eines Fuchses die tiefe Stille der Tundra.

Jenseit des Jenissei tritt an Stelle dieser morastigen „Niederungstundra" die trockene „Hochtundra", durch einen bergigen und selbst gebirgigen Charakter des Bodenreliefs von jener unterschieden, durchaus übereinstimmend aber mit dieser in ihrer Vegetationsbekleidung. Hier wie dort fehlt jedweder Baumwuchs, auch hier bedecken nur Flechten, Moose und spärliche Gräser den Boden. Nur mühsam entdeckt das Auge des Reisenden zwischen diesen hier und da ein winziges Heidekraut, eine verkrüppelte, halb unter der Moosdecke versteckte Zwergweide oder die zierlichen Formen des Hungerblümchens und des Zwergranunkels.

Erst weitab von den Gestaden des Eismeeres beginnt die Zone, in welcher die klimatischen Verhältnisse den Baumwuchs gestatten. Zuerst einzeln, meist nur wenige Meter hoch, in verkrüppeltem, strauchartigem Wuchs stellt sich die sibirische Lärche ein. Bald aber vereinigen sich zahlreichere zu bosketartigen Beständen; zu den nun stattlichern Lärchen gesellen sich Tannen, Fichten, Kiefern und Birken, die Bäume treten immer dichter zusammen, es beginnt der sibirische Urwald, die Taja, die sich als ein breites grünes Band von den Höhen des Ural bis zu den Gestaden des Stillen Oceans quer durch Sibirien hindurchzieht. Nadelhölzer der verschiedensten Art: Tannen, Lärchen, Kiefern, Arven, Fichten sind es namentlich, welche diesen Urwald zusammensetzen, in dem sich nur in zurücktretender Zahl einige Laubbäume eingestreut finden. Unter den letztern fehlt der Charakterbaum unserer Waldungen, die Buche, vollständig. Die kurze sommerliche Vegetationsperiode Nordasiens genügt nicht zu ihrem Gedeihen, sie bleibt weit im Westen jenseit einer Linie von Königsberg zum Pontus zurück. Auch unsere Eiche würden wir vergeblich suchen; der Ural setzt der Ausbreitung dieses noch für die Laubwaldungen des mittlern Rußlands charakteristischen Baumes eine Grenze. Nur ganz im äußersten

Osten, jenseit des Jablonoigebirges, tritt im Amurgebiete wieder eine Eichenart auf, die mongolische Eiche, ein Baum von nur kümmerlichem Wuchs und in dieser Hinsicht kaum vergleichbar mit unserm stattlichen Waldbaume. Dagegen finden sich unsere Birken und Ellern sowie Pappeln und Weiden zwischen den Nadelholzbeständen des sibirischen Urwaldes; selbst die europäische Linde reicht bis an den Jenissei, wenn auch nur in ihren äußersten Vorposten und zu strauchartiger Form verkrüppelt. Die Schönheit der sibirischen Wälder wird außer durch die mächtigen Baumriesen derselben wesentlich mit durch das dichte Unterholz bedingt, welches den Boden mit einem oft undurchdringlichen Dickicht überkleidet und im Frühjahr und Sommer im herrlichsten Blütenschmucke prangt. Denn unter die Waldbeersträucher, wie wir sie in unsern Wäldern antreffen, mischen sich wilde Rosen, Weißdorne, der Schneeball und Spiräen, wie sie schöner nicht in unsern Gärten blühen.

Dieses Unterholz aber gerade macht den sibirischen Urwald recht geeignet zum Aufenthalt und Schlupfwinkel der zahlreichen Vertreter der Thierwelt, vor allen der für Sibiriens Handel so wichtigen Pelzthiere, des Bären, des Vielfraßes, des Fuchses, des Zobels und des Hermelins, des Marders und des Iltis, während der Hochwald von den verschiedenen Arten von Eichhörnchen bevölkert wird. Neben Rehen und Hirschen beherbergt der Urwald außerdem im Norden das Rennthier, in den Hochgebirgen im Süden das Moschusthier, die Saigaantilope und das Elenthier, welches von hier aus weit nach Norden in die Niederungen vordringt. Im Süden zieht sich der Urwald an den Sibirien dort begrenzenden Hochgebirgen noch bis zu einer Höhe von etwa 1300 Meter hinan. Aber schon vorher bleiben die meisten der Baumarten, welche in den tiefern Regionen den Wald zusammensetzen, zurück; nur die Zirbelkiefer und die Lärche, welche den Beginn des Waldgürtels im Norden bezeichnete, reichen bis zu jener Höhe hinauf; wie dort, so nehmen sie auch hier zuletzt krüppelhafte Krummholzform an, bis auch sie über 1300 Meter Meereshöhe ganz aufhören. Dann beginnt die Region der Alpenflora, die bis zur Schneegrenze (am Nordabhange des Altai in etwa 2000 Meter Höhe) hinanreicht und wie in unsern Hochgebirgen durch Pflänzchen von winziger Gestalt, aber mit großen und durch Farbenpracht ausgezeichneten Blüten, namentlich durch Gentianen und Steinbrecharten repräsentirt wird.

Auch im Südwesten Sibiriens, wo die Ebenen des Obgebietes unmerklich in die aralokaspische Niederung übergehen, lichtet sich allmählich der dichte Urwald; bosketartige Bestände treten an seine Stelle, es beginnt die westsibirische Steppe. Die Bezeichnung „Steppe" paßt allerdings nur zum Theil für diese Regionen. Denn wenn sich auch auf weite Strecken völlig baumlose, grasbedeckte Flächen, wie wir sie als Steppen zu bezeichnen pflegen, ausdehnen, so werden sie doch häufig unterbrochen durch oft ansehnliche Waldbestände von Kiefern und Birken, zu denen sich an den Ufern der Flüsse Weiden, Pappeln und Erlen gesellen. Und diese lassen im Verein mit den zahlreichen von Wasservögeln belebten Weihern und Seen an Stelle des ewigen Einerlei der eigentlichen Steppe ein oft anmuthiges Landschaftsbild entstehen. Erst weit im äußersten Süden, nach dem Aralsee hin, nimmt die Monotonie überhand; echte Steppen stellen sich ein, die dann bald in die Sandwüsten östlich vom Kaspischen Meere übergehen.

Das ist in kurzen Zügen ein Bild der natürlichen Beschaffenheit des Landes, dessen Erschließung sich Nordenskjöld bei seinen arktischen Reisen mit zur Aufgabe gestellt hat. Wenden wir uns nunmehr zu einem Ueberblicke über die Erzeugnisse dieses Landes, soweit sie für den Welthandel von Bedeutung sind.

Unter diesen verdienen zunächst die Producte der Montanindustrie die höchste Beachtung. Schon jetzt, wo so bedeutende Länderstrecken Sibiriens geologisch und bergmännisch noch gänzlich unerforscht sind, hat sich Sibirien als außerordentlich reich an Metallen und nutzbaren Mineralien der verschiedensten Art erwiesen. Der Ural namentlich sowie der Altai und die Gegend von Nertschinsk im Amurgebiete werden mit Recht von den russischen Bergingenieuren zu den erzreichsten Gegenden der Erde gerechnet und besonders zu denjenigen, welche noch auf lange Zeit hinaus bedeutende Erträge an Gold, Platin, Silber, Kupfer, Blei und Eisen versprechen.

Im Ural concentrirt sich die Montanindustrie auf den mittlern Theil des Gebirges, auf den permischen Ural, der, wie Ferdinand von Hochstetter hervorhebt, durch seinen Reichthum an Metallen und Edelsteinen ein wahres Dorado für den Mineralogen und Bergmann genannt zu werden verdient und seine Bezeichnung „Metallural" mit vollstem Rechte führt. Und zwar ist es hier wiederum der östliche, politisch allerdings zum europäischen Rußland gerechnete, geographisch aber zu Sibirien gehörige Abhang des Gebirges, an welchem die erzführenden Gesteine, Granite, Porphyre und krystallinische Schiefer auftreten, während die europäische Seite des Gebirges der mineralischen Bodenschätze fast ganz ermangelt. Daher reihen sich auf der Ostseite die zahlreichsten Rudniks (Bergbaue) und Sawods (Hüttenwerke) aneinander; daher sind hier auf der Ostseite die wichtigsten Bergstädte des Urals: Jekaterinenburg, Kuschwa, Nishne-Tagilsk, Miask, gelegen. Der Erzreichthum des Ural hat schon in den ältesten Zeiten zu bergmännischen Unternehmungen seitens der Tschuden Veranlassung gegeben. Das Emporblühen der uralischen Montanindustrie aber ist zurückzuführen auf die Aera Peter's des Großen, auf den durch Unternehmungsgeist, Intelligenz und Energie gleich ausgezeichneten Nikita Demidoff, den Stammherrn der bekannten Fürstenfamilie Demidoff, und auf den Deutschen Henning.

Unter den mineralischen Erzeugnissen des Ural nimmt gegenwärtig in Bezug auf den Werth der jährlichen Production das Eisen die hervorragendste Stelle ein. Im Jahre 1872, als Hochstetter den Ural besuchte, waren dort nicht weniger als 66 Hohöfen in Betrieb, darunter 53 in Privatbesitz befindliche. Um diese Hohöfen concentriren sich eine große Reihe von Etablissements, in denen das in jenen gewonnene Roheisen weitere Verarbeitung findet. Anfang der siebziger Jahre wurden alljährlich etwa 220 Mill. Kilogramm Roh- und Gußeisen vorzüglichster Qualität producirt, mehr als zwei Drittel der gesammten russischen Eisenproduction, deren Werth 1868 in runder Summe 100 Mill. Mark betrug. Dabei gewährleisten die ausgedehnten Eisenerzlagerstätten, vor allem die beiden berühmten Magneteisenberge: die Wyssokaja-Gora bei Nishne-Tagilsk und der Goroblagodat bei Kuschwa, noch für unabsehbare Zeit die reichsten Erträge. Schon 1876 hatte sich die Zahl der Hohöfen auf 71, diejenige der Hüttenwerke auf 43 erhöht. Gold wird im Ural wie in Sibirien überhaupt aus Goldseifen, dem Verwitterungsproduct gold-

haltiger Gesteine, als Waschgold gewonnen; erst in neuester Zeit hat man im Ural begonnen, dem Gold auch auf primärer Lagerstätte nachzuspüren und die goldführenden Gänge in Abbau zu nehmen. Die Goldgewinnung in großartigerm Maßstabe hat im Ural Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts begonnen. Seit dieser Zeit bis zum Jahre 1869, also in etwa 50 Jahren, betrug die Ausbeute in den der Krone gehörigen Wäschereien 84960 Kilogramm Rohgold in einem Werthe von etwa 217 Mill. Mark. Die Gewinnungskosten beliefen sich auf rund 96 Mill. Mark, sodaß ein Reingewinn von 121 Mill. Mark verblieb. In den Privatwäschereien wurden in demselben Zeitraume 146992 Kilogramm Gold gewonnen und dafür etwa 50 Mill. Mark Steuern an die Krone gezahlt, sodaß sich deren Gewinn aus der Goldproduction allein des Ural in jenen 50 Jahren auf über 170 Mill. Mark beziffert.

Dabei ist der Goldreichthum des Ural noch keineswegs erschöpft; im Gegentheil die Erträgnisse haben sich von Jahr zu Jahr gesteigert, namentlich seitdem die Kronverwaltung es aufgegeben hat, die Ausbeutung der Goldseifen selbst zu betreiben, dieselbe vielmehr Privaten überlassen hat. Ueberhaupt ist die vielfach verbreitete Ansicht, daß die Goldproduction Sibiriens im Rückgange begriffen sei, eine durchaus unrichtige. Die statistischen Daten beweisen das Gegentheil. Im Jahre 1868 waren in Sibirien im ganzen 993 Goldwäschen mit 56261 Arbeitern in Betrieb. Die Gesammtproduction belief sich auf 27376 Kilogramm Gold im Werthe von 70—75 Mill. Mark. Auf dieser Höhe hielt sich die Production bis 1876; sie steigerte sich aber 1877 auf nahezu 39000 Kilogramm Gold mit einem approximativen Werthe von 128 Mill. Mark. Die Zahl der in den Goldwäschereien Sibiriens beschäftigten Arbeiter hatte sich 1876 schon auf 66127 gehoben.

Gegenüber der Goldproduction im Ural nimmt die dortige Platinausbeute nur einen verhältnißmäßig bescheidenen Platz ein. Immerhin aber wurden im Jahre 1876 noch gegen 1550 Kilogramm dieses werthvollen Edelmetalls, welches wie das Gold durch Auswaschen der Seifenablagerungen gewonnen wird, producirt. Die Hauptmasse desselben geht, seitdem die russische Regierung die Prägung von Platinmünzen eingestellt hat, in rohem Zustande in das Ausland.

Neben Eisenerzen und den genannten Edelmetallen führt der Ural noch reiche Kupfererze, die ebenfalls eine erhebliche Ausbeute gewähren. Die Großartigkeit der uralischen Montanindustrie geht am besten daraus hervor, daß im Jahre 1876 in den dortigen Berg- und Hüttenwerken, ganz abgesehen von den Goldwäschereien mit nahezu 30000 Arbeitern, im ganzen 133573 Arbeiter beschäftigt waren, weit über die Hälfte der Belegschaft sämmtlicher russischer Berg- und Hüttenwerke, die in dem genannten Jahre eine Stärke von etwa 220000 besaß.

Weniger erfreulich als im Ural ist gegenwärtig die Lage der Montanindustrie im Altai, wo sich dieselbe um die Bergstädte Barnaul, Salair, Syrjanowsk und Schlangenberg concentrirt. Auch hier umschließt das Gebirge reiche Lagerstätten, namentlich von silberhaltigen Bleierzen. Aber der Bergbau hat gegen früher wesentlich an Bedeutung verloren. In den Jahren von 1745—1845, in einem Jahrhundert also, lieferten die Silber- und Goldgruben des Altai gegen 1,232000 Kilogramm Silber und nahezu 34856 Kilogramm Gold, im Gesammtwerthe von über

300 Mill. Mark. Gegenwärtig steht ein großer Theil der Gruben des Altai außer Betrieb; die Bergwasser sind in dieselben eingedrungen und die Verwaltung des Krongutes Altai scheint bisher den Kostenaufwand gescheut zu haben, welcher erforderlich sein würde, um die Bergbaue, soweit sie noch Aussicht auf Gewinn bieten, mit zeitgemäßen technischen Hülfsmitteln wieder in Betrieb zu nehmen. Daß aber auch hier der Erzreichthum keineswegs erloschen ist, vielmehr noch erhebliche Erträge liefern könnte, das beweist der Umstand, daß z. B. 1876, trotz des Rückganges der Montanindustrie, immer noch nahezu 10000 Kilogramm Silber und 936000 Kilogramm Blei gewonnen wurden, während die Goldwäschereien, die sich wie im Ural in Pacht von Privaten befinden, jährlich noch 8000—9500 Kilogramm Gold produciren. Auch läßt die geologische Beschaffenheit der Gebirgsthäler im Innern des Altai, die sich, soweit sie bisjetzt erforscht worden ist, als durchaus analog mit derjenigen der Bergwerksdistricte am Nordrande herausgestellt hat, die Ansichten russischer Bergingenieure gerechtfertigt erscheinen, daß sich im Innern des Altaigebirges in der Zukunft noch Silber, Gold und Bleierze in reichen Mengen vorfinden dürften.

Ausgedehnte Lagerstätten von Silber-, Blei- und Kupfererzen sind ferner in der Mitte zwischen Ural und Altai in der Kirgisensteppe bei Bajanaul nachgewiesen und zum Theil in Abbau genommen. Aber noch mangelt es an genügenden Verkehrs- und Exportwegen und wol auch an Betriebskapital, um in diesem Erzgebiete eine seiner Bedeutung entsprechende Ausbeutung zu ermöglichen.

Nicht minder wichtig als diese Edelmetalle und Erze sind die Kohlenschätze, welche der Boden Sibiriens in mächtigen und weit ausgedehnten Lagern umschließt und die in für die zukünftige Entwickelung der Industrie und des Handels günstigster Weise vertheilt sind. Mit jedem der drei genannten Erzgebiete findet sich in nächster Nähe die zum Abbau und zur Verhüttung der Erze nöthige Steinkohle vereint. So sind am Ostabhange des Ural nur wenig entfernt von den dortigen Berg- und Hüttenwerken reiche Kohlenlager entdeckt; so sind in der Kirgisensteppe umfangreiche Steinkohlenbassins nahe den bajanaulschen Erzlagerstätten nachgewiesen; so lehnt sich an den Nordabhang des Altai das Steinkohlenbecken von Kusnezk an, das sich bis in die Gegend von Tomsk hin erstreckt und an manchen Stellen bis zu Tage ausgeht. Nach Osten zu setzt sich die Reihe der bisjetzt entdeckten Kohlenfelder in mehrern Vorkommen am Baikalsee, in dem Bergwerksbezirke von Nertschinsk, an der Mündung des Amur und auf der Insel Sachalin bis zum Stillen Ocean fort. Die günstige Vertheilung dieser Kohlenschätze, zu denen noch die neuerdings an der untern Tunguska entdeckten Ablagerungen hinzukommen, beruht aber auch darin, daß sie fast sämmtlich in unmittelbarer Nähe der großen sibirischen Wasserstraßen gelegen sind und so für die Hebung der Dampfschiffahrt von höchster Bedeutung zu werden versprechen. Gegenwärtig allerdings werden diese Reichthümer noch in kaum nennenswerther Weise ausgenutzt, sie harren ihrer Hebung in der Zukunft.

Dagegen bildet ein der Steinkohle verwandtes Mineral, der Graphit, bereits seit langer Zeit einen wichtigen Exportartikel. Hoch im Sajanschen Gebirge liegen die Gruben, in welchen die Hauptmasse des sibirischen Graphits gewonnen wird,

der, nach Europa versandt, seine bekannteste Verwerthung in den Faber'schen Bleistiftfabriken bei Nürnberg findet. Trotz der enormen Entfernung dieser Bezugsquelle von mehr als 1000 deutschen Meilen steigt die Wichtigkeit des sibirischen Graphits beständig. Der Verbrauch des Minerals, namentlich zur Herstellung von Schmelztiegeln, erhöht sich mehr und mehr, die englischen Graphitwerke zu Borrowdale sind fast völlig ausgebeutet und die Vorkommen von Passau liefern ein zu mittelmäßiges Material, um den Bedarf decken zu können. Eine um so größere Zukunft dürfte unter diesen Umständen den reichen Graphitlagern in Aussicht zu stellen sein, welche der bekannte sibirische Kaufherr Sidorow in den Jahren 1859—62 im turuchansker Kreise am untern Jenissei entdeckt hat und von denen allein ein Lager gegen 5 Mill. Ctr. dieses werthvollen Minerals enthalten soll. Die Abgelegenheit dieser Vorkommen aber hat bisher eine umfassende Ausbeutung derselben verhindert. Eine Expedition, welche der Lieutenant Krusenstern im Jahre 1862 auf Sidorow's Veranlassung unternahm, um von der Petschoramündung aus einen Seeweg durch das Karische Meer zu jenen Graphitlagern zu eröffnen, schlug fehl. Die bisherige geringe Ausbeute mußte zu Lande durch Westsibirien hindurch zur Petschora geschafft werden, um von dort zu Schiff weiter transportirt zu werden. Erst durch die von Nordenskjöld herbeigeführte Anbahnung einer Seeverbindung vom Jenissei durch das Karische Meer nach den Häfen Europas eröffnet sich jenen reichen Graphitlagern eine vielversprechende Zukunft.

Außer Salz, welches in Sibirien theils als Steinsalz (im Ural nahezu 20 Mill. Kilogramm), theils aus den Salzseen durch Verdunstung in erheblichen Mengen gewonnen wird und einen nicht zu unterschätzenden Exportartikel nach den salzarmen Ländern des nördlichen Europa abgeben könnte, verdienen unter den mineralischen Producten Sibiriens noch die durch ihre Färbung, Structur und Polirfähigkeit ausgezeichneten Gesteinsarten Aufmerksamkeit, deren Vorkommen zur Anlage der großartigen Steinschleifereien in Kolywán am Altai und in Jekaterinenburg am Ural Veranlassung gegeben haben. Granite, Diorite, Porphyre und Porphyrite, Felsitfels, Quarzite und Marmor der mannichfachsten Art werden in mächtigen Blöcken aus weitem Umkreise nach den Steinschleifereien geschafft, um hier zu Säulen, Vasen, Kaminen und Tischplatten verschliffen zu werden. Die größten in Kolywán gefertigten derartigen Kunstwerke sind eine 5 Meter lange und 3 Meter breite Schale und eine aus grünem Felsitfels, sogenanntem Jaspis, hergestellte Vase von 3 Meter Durchmesser, welche in der Eremitage zu Petersburg Aufstellung gefunden hat. Reichliche Wasserkraft und billige Löhne erleichtern die Arbeit, die bei größern Kunstwerken oft mehrere Jahre in Anspruch nimmt. Die größten Schwierigkeiten aber bietet der Transport der fertigen Waaren, der meist auf besonders construirten Schlitten zur Winterzeit bis über den Ural hinüber bewirkt wird, wo dann Eisenbahn und Dampfschiff die Weiterbeförderung übernehmen. Daß aber auch diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind, das beweisen, wie Cotta hervorhebt, am besten die kaiserlichen Prachtbauten und die Kirchen Moskaus und Petersburgs, vor allem die berühmte Sammlung in der Eremitage.

Außerordentlich reich wie an mineralischen Producten könnte Sibirien an Erzeugnissen der land- und forstwirthschaftlichen Ausnutzung des Bodens sein. Es

könnte es sein; gegenwärtig freilich ist zur Hebung dieser für die zukünftige wirthschaftliche Bedeutung Sibiriens wichtigsten Reichthümer noch kaum ein Anfang gemacht.

Die Polargrenze der Cerealien verläuft in Sibirien vom Ob zur Lena mit mannichfachen Ausbuchtungen unter 66—62° nördl. Br. und senkt sich dann nach dem Süden des Ochotskischen Meeres. Ist somit ein ausgedehnter Theil Sibiriens durch die klimatischen Verhältnisse dem Ackerbau verschlossen, so bleibt doch immer noch ein enormes Gebiet übrig, in welchem die Steigerung der continentalen Sommerwärme den Anbau der Cerealien zuläßt, ein Gebiet, welches sich von jener polaren Grenze weit nach Südwesten bis in die Steppen Westsibiriens und weit in die Gebirgslandschaften des Südrandes hinanzieht. Noch in einer Meereshöhe von 1100 Meter, also in Brockenhöhe, wird im Altai mit bestem Erfolge Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Hirse, Lein und Hanf angebaut. In diesem großen, dem Ackerbau offen stehenden Raume breitet sich auf weite Strecken der fruchtbarste Boden aus, der, wie Dr. Brehm hervorhebt, den gesitteten Menschen förmlich einladet, ihn mit dem Pfluge zu durchfurchen und mit Korn zu besamen, um der lohnendsten Ernte sicher zu sein. Aber noch fehlt es selbst in diesen Theilen Sibiriens allzu sehr an Arbeitskräften, und, wo diese vorhanden sind, an Arbeitslust. Die Bewohner Sibiriens verstehen es noch nicht, solchen Reichthum auszunutzen; oberflächlich nur bestellen sie ihr Feld, bald hier bald dort ein Stück Land zur Bebauung auswählend, um es wieder brach liegen zu lassen, wenn ihnen ein anderes noch bessern Ertrag zu versprechen scheint. „Nur so erklärt es sich, daß heute noch das nur auf fruchtbarstem Boden gedeihende Tschigras dem Auge des Reisenden von fern her wogende Weizenfelder vortäuscht, auf Stellen, wo solche schon seit langer Zeit sich finden könnten und finden sollten."

Ebenso wenig wie der Ackerbau liefert die Viehzucht auch nur annähernd die Producte, welche sie bei rationellerm Betrieb zu liefern im Stande wäre und die sich nach Latkin's Angaben auf Hunderttausende von Fellen und Häuten, auf etwa 80 Mill. Kilogramm an Talg, Butter, Fleisch und Schafwolle belaufen könnten. Wohl beherbergen die üppigen Weidelandschaften der südsibirischen Steppen und Gebirgsländer zahllose Heerden von Pferden, Rindern und Schafen, aber es fehlt bisher an Gelegenheit zum Absatz der Producte der Viehzucht, es fehlt an Verkehrs- und Exportwegen.

Trotz der geringen Verwerthung aber der für die Landwirthschaft gebotenen günstigen Verhältnisse, trotz der nur allzu extensiven Bodencultur sind doch in den Gegenden um Omsk, Tomsk und am Altai die Ernteerträgnisse überreich. Sie genügen nicht nur, um Sibirien selbst mit Cerealien zu versorgen; es findet sogar jetzt schon ein, wenn auch geringfügiger Export statt. Finsch berichtet, daß bereits seit einer Reihe von Jahren von den Syrjänen, den Handelsleuten des Nordens, auf Rennthierschlitten ein lebhafter Handel mit sibirischem Getreide und Mehl über den Ural hinüber nach der Petschora und zum Weißen Meere, ja bis nach Norwegen hin getrieben wird. Selbst nach dem korn- und viehzuchtreichen Rußland geht über die Pässe des Ural, namentlich über denjenigen bei Jekaterinenburg, der Export landwirthschaftlicher Erzeugnisse, von denen, nach den Mittheilungen des rus-

sischen Obersten Bogdanowitsch, allein an Getreide, Talg und Butter gegen 70 Mill. Kilogramm auf der letztgenannten Heerstraße nach Rußland eingeführt werden. Wenn aber derartige Erträge bereits jetzt erzielt werden, so läßt sich daraus ein Schluß ziehen, welche Bedeutung die sibirische Landwirthschaft gewinnen kann, wenn nur erst ein rationeller Betrieb derselben platzgegriffen hat. Zu einem solchen aber werden sich die Bewohner der Ackerbau- und Viehzuchtdistricte Sibiriens erst bequemen, wenn sich ihnen die Aussicht auf günstigere, einträglichere Exportwege eröffnet als nach dem selbst so getreidereichen Rußland. Diese Exportwege aber liegen nach Norden hin, die Riesenströme Sibiriens hinab zum Meere und über dieses hinweg nach den dichtbevölkerten Ländern des mittlern und nördlichern Europa, die ihren Getreidebedarf aus weit entlegenern Quellen zu decken genöthigt sind.

Neben Getreide kommen Hanf und Flachs, die beide in Sibirien vorzüglich gedeihen, als Exportartikel in Betracht. Schon jetzt ist Rußland das Hauptproductionsgebiet für Flachs. In seinem Bereiche werden alljährlich gegen 300 Mill. Kilogramm gewonnen, wovon die Hälfte, im Werthe von 120—160 Mill. Mark, zur Ausfuhr, vorwiegend nach englischen Plätzen gelangt; und diese dominirende Stellung Rußlands könnte sich bei einer intensivern Flachscultur in Sibirien noch wesentlich steigern.

Die Schätze, welche Sibirien in dem Holze seiner Wälder birgt, haben gegenwärtig für den Export noch keinerlei Bedeutung erlangt. In großartigerm Maßstabe finden sie nur im Inlande zum Betriebe der Hüttenwerke Verwerthung. Der jährliche Verbrauch der Hüttenwerke ist im Jahre 1872 für ganz Rußland auf 2,216895 Kubikfaden Holz und auf 1638,769600 Kilogramm Holzkohle berechnet worden, wovon der weitaus überwiegende Theil auf Sibirien entfällt. Aber die Holzausbeute ist von den Berg- und Hüttenverwaltungen in rücksichtslosester Weise vorgenommen, ohne daß auf den abgeholzten Strecken für Nachwuchs gesorgt wäre. So ist es dahin gekommen, daß die Gegenden des mittlern Ural und des Altai in weitem Umkreise um die Hüttenwerke ihrer Waldungen völlig beraubt sind.

Von den Pelzen der Thiere, welche der Urwald beherbergt, bringt Sibirien an kostbaren Sorten namentlich Hermelin, Zobel, Silberfuchs, von ordinären vor allem Eichhörnchen, sogenanntes Grauwerk, in den Handel. Die statistischen Daten über den russischen Pelzhandel zeigen aber, daß namentlich in Bezug auf die kostbarern Pelzthiere ein starker Rückgang der sibirischen Production sich im Laufe der letzten Jahrzehnte fühlbar macht. So wurden an Hermelinfellen noch im Jahre 1850 108000 Stück auf den großen Pelzmarkt zu Irbit eingeliefert; 1860 hatte sich diese Zahl bereits auf 56000 vermindert; 1870 wurden nur noch 24000 verzeichnet. Ein ganz ähnlicher Rückgang zeigt sich in Bezug auf den Zobelfang. In den entsprechenden Jahren verringerte sich die Zahl der nach Irbit zu Markte gebrachten Zobel von 43600 auf 10200 und 5150. Dagegen hat die Grauwerkproduction eine erhebliche Steigerung erfahren. Die Menge desselben erhöhte sich von 3,490000 (1850) auf 4,175000 (1870) Stück. Ueberhaupt hat der Pelzhandel seine Bedeutung als Hauptfactor des russisch-sibirischen Handels längst verloren. Wenige Zahlen mögen diese Thatsache beweisen. Im Jahre 1874 belief sich der Werth der Ausfuhr von Pelzwerk aus Rußland auf der europäischen Linie auf etwa 4,900000 Mark,

dagegen erreichte der Werth der Einfuhr nach Rußland die Höhe von 12,600000 Mark. Auch die Ausfuhr von Pelzwerk nach Asien, namentlich nach China, deren Werth noch Anfang der vierziger Jahre durchschnittlich 4,500000 Mark betrug, ist seitdem bedeutend gesunken. Der Import von Pelzwerk überragt gegenwärtig den Export um ein Beträchtliches. In drastischer Weise hat übrigens der russische Akademiker K. E. von Baer nachgewiesen, daß Rußland bereits im Jahre 1838, als der Pelzhandel noch eine ungleich größere Bedeutung besaß, für Schweinsborsten eine weit höhere Einnahme erzielte als durch das gesammte Pelzwerk Sibiriens. Der Rückgang des Pelzhandels wird von den russischen Sachverständigen namentlich auf die mangelhafte Entwickelung der inländischen Pelzwerkindustrie zurückgeführt. Sie sind der Ansicht, daß eine durchgreifende Verbesserung der russischen Gerbe- und Färbemethoden die sibirische Waare bald in den Stand setzen würde, wieder erfolgreich mit der ausländischen concurriren zu können.

Erwähnung verdient an dieser Stelle noch der nicht unerhebliche Handel mit den Bälgen von Wasservögeln, die in zahllosen Scharen die Seen und Weiher Westsibiriens bevölkern, namentlich mit Schwanen- und Taucherbälgen. Finsch erwähnt, daß allein von einem Händler in Tjukalinsk jährlich 20—30000 Brustfelle von Poticepsarten, die unter dem Namen „Grêbe" zu Muffen und ähnlichen Artikeln verarbeitet werden, nach Moskau exportirt werden. Insgesammt kommen im Kreise Tjukalinsk jährlich etwa 100000 Grêben und 10000 Schwanenbälge, letztere im Werthe von 40000 Mark, in den Handel.

Ein besonderes Interesse nicht nur in commerzieller, sondern auch in wissenschaftlicher Beziehung verdient ein anderes animalisches Product Sibiriens, das Elfenbein, welches die Stoßzähne der Mammuthe, der riesigen vorweltlichen Vertreter unserer Elefanten liefern. In großen Heerden müssen diese zum Schutz gegen das nordische Klima mit dichtem Wollhaare bedeckten Pachydermen die arktischen Regionen Asiens bevölkert haben. Massenhaft haben sich Skelettheile derselben, zuweilen auch vollständige, selbst in den Fleischtheilen in dem gefrorenen Boden wohl erhaltene Cadaver vorgefunden. Man schätzt die Zahl der in den letzten zwei Jahrhunderten aufgefundenen Individuen auf nicht weniger als 22000. Die Stoßzähne derselben übertreffen an Gewicht um das Doppelte diejenigen des afrikanischen Elefanten, welche im Ausnahmefällen ein solches von $1^1/_2$ Centner erreichen. Sie repräsentiren einen beträchtlichen Theil alles überhaupt in den Handel gebrachten Elfenbeins und damit einen wichtigen Exportartikel jener von der Natur sonst so karg bedachten nordischen Landstriche.

Einer rationellen Verwerthung harren endlich noch die Schätze, welche sich in den Erträgnissen der Fischerei darbieten. Seit Jahrhunderten schon ziehen allsommerlich Tausende von Ostjaken, Samojeden, Tungusen, Jakuten und Kirgisen auf den Fischfang aus, und doch ist den übereinstimmenden Berichten aller Sibirienreisenden zufolge der Fischreichthum der sibirischen Flüsse und Seen immer noch ein ganz außerordentlicher. Die edelsten Fischarten sind in ihnen vertreten: Njelma, Mokfum (beides Lachsarten), Störe, darunter der Sterlet, Tschokur, Sirok und Puschian. Viele Millionen dieser Fische werden alljährlich gefangen; aber die Zubereitung derselben ist eine zu rohe und unvollkommene, als daß sich die Fischwaaren für

den Export eigneten. Selbst auf dem inländischen Markte werden sie von der wohlhabendern Bevölkerung verschmäht. Statt den Fischreichthum des eigenen Landes zu verwerthen, importiren die Sibirier im Gegentheil große Mengen von Fischwaaren vom Mittelmeer und Caviar von der Wolga, die beide, wie Dr. Brehm berichtet, unerläßliche Bestandtheile der üblichen Vorspeisen auf den Tafeln der vornehmen und wohlhabenden Sibirier bilden.

So groß die Bedeutung des sibirischen Fischereiertrages für den ärmern Theil, also die Hauptmasse der Bevölkerung, ist, die vielfach auf Fischnahrung angewiesen ist, für den Export ist dieselbe noch eine kaum nennenswerthe. Wie erheblich aber die Erträgnisse einer rationell betriebenen Fischerei sich gestalten könnten, das läßt sich ermessen, wenn man in Berücksichtigung zieht, welch' bedeutende Mengen von Fischwaaren manche Länder alljährlich zur Deckung ihres Bedarfes importiren. So bezog z. B. allein England im Jahre 1876 aus Holland, Norwegen, Frankreich, Canada und der Union mehr als 3,800000 Kilogramm Fische im Werthe von nahezu 20 Mill. Mark.

Von zwei Seiten her ist man gegenwärtig im Begriff, eine Erschließung dieses, wie aus der vorstehenden kurzen Skizzirung seiner Productionsfähigkeit hervorgeht, so reich gesegneten, aber bisjetzt dem Welthandel fast vollständig entlegenen Landes anzubahnen: von Norden her durch Eröffnung einer Seeverbindung mit den nördlichen Häfen Europas, von Westen her durch Anlage einer Eisenbahn. Sibirien ist durch den Verlauf seiner Riesenströme mit seinen natürlichen Absatzwegen nach Norden gewiesen. Aber diese Wasserstraßen, die an Ausdehnung, an weiter Verzweigung, an Befahrbarkeit bis tief in das Herz des Landes mit dem Amazonas und dem Mississippi wetteifern, leiden unter dem Verhängniß, während des größten Theiles des Jahres durch Eisbedeckung für die Schiffahrt verschlossen zu sein. Immerhin aber bleiben der Ob sowol wie der Jenissei und die Lena durchschnittlich vier bis fünf Monate eisfrei, und während dieser Zeit entwickelt sich auf ihnen schon jetzt ein reger Schiffahrtsverkehr nicht nur mit kleinern Fahrzeugen, mit Barken, Lotken, Kajuken und Karbasen, die zu vielen Hunderten die breiten Wasserflächen beleben, sondern auch mit Flußdampfern, deren Zahl sich gegenwärtig auf dem Ob allein auf nahezu 40 beläuft. Einen bedeutenden Aufschwung aber muß diese Flußschiffahrt Sibiriens gewinnen, seitdem die Schranke, welche sich bisher der Verbindung derselben mit der Seeschiffahrt entgegenstellte, durchbrochen ist, seitdem Nordenskjöld durch die That bewiesen hat, daß das gefürchtete Karische Meer während des größten Theiles des Sommers der Schiffahrt unüberwindliche Hindernisse nicht entgegenstellt, seitdem in der Folgezeit bereits eine Anzahl deutscher und englischer Schiffe die Fahrt nach sibirischen Hafenplätzen in einem Jahre hin und zurück ausgeführt hat, seitdem es endlich dem Dampfer Luise gelungen ist, bis nach Tobolsk am Irtysch in das Innere Sibiriens vorzudringen. Erhebliche Schwierigkeiten stellen sich freilich gegenwärtig der Befahrung der Ströme Sibiriens mit größern Fahrzeugen noch in der Unbekanntschaft mit den Tiefenverhältnissen, mit der Lage der zahlreichen Sand- und Schlammbänke entgegen. Aber man hat bereits begonnen, diese Hindernisse durch genaue Sondi-

rungen zu beseitigen und das Fahrwasser festzulegen, und schon geht man mit dem Project um, vom Ket aus einen Kanal hinüber nach dem Jenissei anzulegen, sodaß dann eine ununterbrochene, vielfach verzweigte Wasserstraße durch das ganze südliche Sibirien vom obern Jenissei bis zum Ural hin geschaffen würde.

Auf der andern Seite hat man von Westen her mit der Ausführung einer russisch-sibirischen Eisenbahn den Anfang gemacht; von Perm aus läuft der Schienenstrang über den Ural bis Jekaterinenburg. Er durchschneidet das Gebiet der uralischen Montanindustrie und entsendet eine Zweigbahn nach den reichen Steinkohlenlagern des Gebirges. Eine Fortsetzung der Bahn durch Westsibirien hindurch ist bereits für die nächste Zukunft ins Auge gefaßt und schon liegen mehrere von dem Ingenieur Baranowski, von Lesseps-Cotard, von Ferdinand von Richthofen entworfene Projecte vor, welche eine Weiterführung jener Bahn über Semipalatinks hinaus bis zum Stillen Ocean, die Schöpfung also einer russisch-chinesischen Transitlinie bezwecken. Mag auch die Ausführung dieser weitreichenden Projecte ferner Zukunft vorbehalten sein: schon die Eröffnung des Seeweges durch das Karische Meer seitens Nordenskjöld's und die Vollendung der russisch-sibirischen Eisenbahn werden zweifelsohne einen bedeutenden Aufschwung der Industrie und des Handels zunächst des besonders reich gesegneten Westsibiriens im Gefolge haben und dieses einer seinen natürlichen Hülfsquellen entsprechendern Stellung im Welthandelsverkehr entgegenführen. Ein solcher Umschwung der Verhältnisse aber kann sich in Sibirien nicht rasch und plötzlich vollziehen. Dazu ist, abgesehen von allem andern, die seßhafte Bevölkerung eine zu geringe; die ungeheuern Länderstrecken Sibiriens bergen kaum mehr Bewohner als die einzige Weltstadt London. Aber auch dieses Hinderniß wird Hand in Hand mit dem Emporblühen von Handel und Industrie bei der starken natürlichen Bevölkerungszunahme und bei der außerordentlichen Colonisationskraft der Großrussen allmählich beseitigt werden. Wann aber auch das Ziel erreicht werden mag, daß Sibirien die ihm seiner Productionsfähigkeit nach gebührende Bedeutung für den Welthandel in vollem Maße erlangt: immer wird man als den hervorragendsten Mitbegründer dieser neuen Aera in der Geschichte Sibiriens den Mann nennen, von dessen epochemachenden Forschungsreisen wir bei unsern Betrachtungen ausgingen: Professor Nordenskjöld.

G. A. W. Leonhardt,

königlich preußischer Staats- und Justizminister.

Dr. Gerhard Adolf Wilhelm Leonhardt, geboren am 6. Juni 1815, gestorben am 7. Mai 1880 zu Hannover, gehörte zu den Männern, die, unbekümmert um andere allgemeine Interessen, nur ihren Ehrgeiz darin suchen und finden, in ihrem Fache Hervorragendes leisten zu wollen, und unbeirrt um die Angriffe von rechts und links dieses Ziel unverrückt im Auge behalten. Auf diesem Wege gelingt es freilich nicht immer, so allgemeine Beachtung zu erwecken, wie dies bei Leonhardt der Fall gewesen, da dessen Thätigkeit in seinem Endresultat für die Rechtseinheit im Deutschen Reiche von den weittragendsten Folgen gewesen ist. Eine spätere Zeit wird erst darüber zu Gericht sitzen, ob die von Leonhardt wesentlich durchgeführte deutsche Gerichtsorganisation den Ansprüchen des Lebens und der Wissenschaft entspricht; keinenfalls aber darf dadurch sein großes Verdienst geschmälert werden, mag das Urtheil ausfallen, wie es will, die verschiedenen Formen des Rechtsverfahrens in eine einheitliche Gestalt gebracht zu haben, eine Aufgabe, deren ungeheuere Schwierigkeit nur der annähernd zu würdigen weiß, der einen Blick in die Jahrzehnte vergeblich versuchte Arbeit der verschiedenen deutschen Regierungen zu diesem Zwecke gethan hat. Es gehörte die ganze Arbeitskraft eines Mannes dazu, der, getragen von dem Einflusse der Macht des Reichskanzlers, nur die Arbeit selbst im Auge hatte und sich durch keinerlei politische Rücksichten, für die er weder Interesse noch Verständniß hatte, von der Bahn abbringen ließ. Nur so ist es erklärlich, daß Leonhardt in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine von Grund aus umgestaltende Einheit in Deutschland auf dem Rechtsgebiete durchsetzte, wenn er auch selbst, glücklicherweise erst nach Vollendung der Riesenarbeit, körperlich und geistig gebrochen, sich dabei vollständig aufgerieben hat. Wird diese That eines Mannes in der Entwickelungsgeschichte unsers Volkes stets unvergeßlich bleiben, so rechtfertigt sich doch andererseits ein aus unmittelbarer Anschauung geschöpfter Lebensabriß gewiß, wenn er auch gezwungen ist, auf diese großen Lichtseiten bedenkliche Schlagschatten fallen zu lassen.

Leonhardt, in bescheidenen Verhältnissen geboren, besuchte zunächst das Lyceum seiner Vaterstadt Hannover, um dann im Jahre 1834 zum Studium der Rechte die Universität Göttingen zu beziehen. Von dort ging er 1836 nach Berlin, um Savigny, Klenze u. a. zu hören, kehrte alsdann Ostern 1838 nach Göttingen zurück, wo er Männer wie Dahlmann, Hugo, Albrecht, Grimm und Gervinus zum Theil als Lehrer wiederfand, sich indeß mehr und mehr an den Pandektisten Mühlenbruch enger anschloß, als dies sonst zwischen akademischen Lehrern und Studenten der Fall zu sein pflegt. Damals war das

hannoverische Staatsgrundgesetz gewaltsam umgestürzt, durch die rauhe Hand des jede Wissenschaft verhöhnenden Königs Ernst August waren die sieben hervorragenden Professoren der Universität abgesetzt und vertrieben worden, ein Vorgehen, das in den jugendlichen Gemüthern der Studenten die lebhafteste Aufregung hervorbrachte. Nur wenige Studenten, darunter die Söhne des hannoverischen Adels und auch Leonhardt, sympathisirten nicht mit ihren vertriebenen Lehrern; letzterer folgte vielmehr dem, für jede politische Regung bis dahin gleichgültigen Mühlenbruch, der den ganzen Streit zwischen Fürst und Volk auf formalistische Fragen zurückzuführen suchte und dafür sich königliche Anerkennung erwarb. Die Mühlenbruch'sche Natur spiegelte sich überhaupt in dem Leben Leonhardt's ziemlich getreu ab. Politische Ueberzeugung, politisches Interesse blieben ihm bis an sein Ende bei andern völlig unverständlich, und wenn ein politischer Charakter gerühmt und gepriesen wurde, so zeigte höchstens ein ironisches Lächeln auf dem Gesicht Leonhardt's, daß ihm diese Anerkennung unbegreiflich war; er maß alles nach der Elle des gemeinen Rechtes und kümmerte sich wenig oder gar nicht um die Motive eines Gesetzes; war dasselbe in vorschriftsmäßiger Form erlassen, so galt es ihm für das zu befolgende Recht, so auch schon damals, wie das in anerkannter Weise geltende hannoverische Recht mit auf der Hand liegenden Scheingründen umgestaltet und umgewandelt wurde. Nachdem Leonhardt mit Auszeichnung zum Doctor juris promovirt war, trat er am 23. Oct. 1838 als Auditor bei dem damals als richterliche Behörde in hohem Ansehen stehenden Stadtgericht der Residenz Hannover ein und ließ sich nach wohlbestandener zweiter Prüfung (1842) als Advocat daselbst nieder. In dieser unabhängigen Stellung verkehrte er wesentlich mit den strebsamen liberalen jüngern Collegen, war ein eifriges Mitglied des Advocatenvereins, in dem die Fragen wegen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, Schwurgerichte u. s. w. lebhaft discutirt wurden, bei welchen Gelegenheiten Leonhardt indeß nur der Mündlichkeit das Wort redete und absolut nicht begreifen konnte, welches Interesse andere Menschen an den Rechtsstreitigkeiten haben könnten. Indessen gestattete er bereitwillig seinem Mitherausgeber (Hantelmann) der „Annalen des hannoverischen Advocatenvereins" die damals sehr misliebigen Ausführungen für die Umgestaltung des Gerichtsverfahrens und liebte es, darüber zu discutiren. Die kleine Geschäftspraxis verwaltete er gewissenhaft, doch interessirte sie ihn verhältnißmäßig nur so weit, als er sie zum Lebensunterhalt gebrauchte, da er sich früh verheirathete, nach bereits in Göttingen erfolgter Verlobung. Sein erstes schriftstellerisches Debut machte er 1843 mit einer Broschüre: „Statuten und Observanzen der Stadt Hannover, soweit dieselben praktische Gültigkeit haben", die noch heute als eine beachtenswerthe Quelle für die stadthannoverische Rechtsprechung angesehen wird und seinen Beruf kundthat, juristische Fragen wissenschaftlich klar zu stellen. Schon 1846 folgte sein „Commentar über das Criminalgesetzbuch für das Königreich Hannover" (2 Bde.), in dessen Vorrede er offen eingestand, daß er die parlamentarische Mitwirkung beim Gesetzmachen nicht liebe, wodurch er die Aufmerksamkeit der zum absolutistischen Regiment geneigten hannoverischen Regierung so auf sich zog, daß man ihn Anfang 1848, unter Verleugnung aller bisherigen bureaukratischen Grundsätze, als Referenten in das Justizministerium berief, um an den gesetzgeberischen Arbeiten theilzunehmen. Einige Monate danach

gestaltete sich die Regierung Hannovers, wie die aller deutschen Staaten, rasch und gründlich um, mit andern Leitern wurden die bis dahin verfemten Grundlagen ins Leben geführt, und Leonhardt gehorchte mit gleichem Eifer seinem neuen Chef, von Düring, um an der Durchführung der Oeffentlichkeit im Gerichtsverfahren mitzuarbeiten und in den Ständen die Gesetzentwürfe zu vertreten. Daß er schon damals durch seine schroffe Weise, weiter gehende Bestrebungen der Liberalen zu bekämpfen, harten Angriffen ausgesetzt war, kümmerte ihn ebenso wenig als die spätere Zwangslage, seine eigenen Gesetze rückwärts zu revidiren; er arbeitete mit eisernem Fleiße und gründlicher Kenntniß der Materie unter den zahlreich wechselnden Justizministern nach deren Weisung, ward 1852 Justizrath, schon 1853 Oberjustizrath und 1863, unter Windthorst, Generalsecretär des Justizministers, d. h. dessen nächster Stellvertreter. Die von dem blinden Könige Georg 1855/56 geplante und durchgeführte Verfassungsänderung fand bei dem amtlich bestellten Wächter des Rechtes keine Beachtung, viel weniger Widerspruch; er begnügte sich mit dem Ruhme, die neue bürgerliche Proceßordnung wesentlich geschaffen zu haben, die im großen und ganzen später die Grundlage der Deutschen Proceßordnung abgegeben hat. An der Durchführung der hannoverischen Gerichtsorganisation nahm er lebhaften Antheil, verstand es aber wenig, sich die Liebe der Juristen zu erwerben, obwol er nur dann auf deren politische Parteistellung Rücksicht nahm, wenn eben ein höherer Wille dies verlangte; sonst strebte er nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit in seinem Handeln. Neben seinen amtlichen Geschäften setzte er ununterbrochen seine literarische Thätigkeit fort. In den Jahren 1851 und 1852 gab er „Die Justizgesetzgebung Hannovers“ heraus (3 Bde.), schrieb 1865 „Zur Reform des Civilprocesses“ (2 Bde.), „Das Civilproceßverfahren des Königreiches Hannover“, nachdem er schon 1843 „Zur Lehre von den Rechtsverhältnissen am Grundeigenthum“, einen beachtenswerthen „Beitrag zur Entwickelungsgeschichte germanisch- und römisch-rechtlicher Grundsätze in Deutschland und insbesondere in den althannoverischen Provinzen“, hatte drucken lassen. Auch das „Magazin für hannoverisches Recht“ zählte ihn stets zu seinen fleißigsten Mitarbeitern, wie er denn stets beklagte, daß die wissenschaftliche Thätigkeit der jüngern Juristen mehr und mehr verschwinde, und gern dazu ermunterte. Als der König zur Durchführung seiner oft wunderlichen Willensäußerungen (1865) geeignete Persönlichkeiten kaum noch finden konnte, wurde auch Leonhardt zum Justizminister berufen und somit in den Vordergrund des politischen Lebens gedrängt, zumal als ihm, aus Localgründen, die kleinen wendländischen Städte das Abgeordnetenmandat für die Zweite hannoverische Kammer übertrugen, in der er dann die österreichische Politik des Hofes und des Grafen Platen mit zu vertreten gezwungen war. In der letzten Sitzung dieser Körperschaft, in welcher von Bennigsen die Umkehr der gefahrdrohenden Politik verlangte und zunächst dazu die Beseitigung der damaligen Staatsminister als ersten Schritt zur Rettung der Selbständigkeit Hannovers ansah, trat Leonhardt mit der naivsten Harmlosigkeit für die unheilvolle Politik des Königs ein, bemerkte kaum die vor den Thüren stehende Gefahr, der er übrigens zu trotzen vollständig bereit und gewillt war. Einige Tage später verschwand das Königreich Hannover von der Karte und damit entfiel das Portefeuille den Händen Leon-

hardt's, der, nunmehr zur amtlichen Unthätigkeit gezwungen, um so bereitwilliger schon im December 1866 die Vicepräsidentenstelle am Oberappellationsgericht zu Celle übernahm, um endlich am 1. Sept. 1867 als Präsident des neugebildeten Oberappellationsgerichts nach Berlin zu übersiedeln. Schon bis zum 5. Dec. 1867 hatte der Reichskanzler in Leonhardt das geeignetste Werkzeug für seine Reformplane auf dem Gebiete des Rechtes erkannt und ihn deshalb an diesem Tage zum preußischen Justizminister ernannt, während er (16. Nov. 1867) „aus allerhöchstem Vertrauen" unter gleichzeitiger Ernennung zum Kronsyndikus in das Herrenhaus berufen ward; 1870 wurde er Mitglied des Bundesrathes und Vorsitzender des Justizausschusses. Mit Antritt dieser neuen umfangreichen Amtsthätigkeit entwickelte Leonhardt wiederum seine ganze Arbeitskraft, die es vermochte, daß die neue Grundbuchgesetzgebung, die gemeinsame Vormundschaftsordnung in Preußen durchgeführt und die gerichtliche Organisation und das gerichtliche Verfahren für das Deutsche Reich einheitlich geschaffen wurde. Mit gründlicher Kenntniß der einschlagenden Materien vertrat er in den gesetzgebenden Körpern seine Gesetzentwürfe fast allein, und obwol er kein gewandter und parlamentarisch geschulter Redner war, überließ er doch nur selten seinen Commissarien die Vertheidigung der Paragraphen. Das großartige Organisationswerk konnte am 1. Oct. 1879 in Kraft treten. Damit war aber seine Lebenskraft nahezu verbraucht, nur ungern entschloß er sich, um seine Enthebung vom Amte zu bitten, und erst dann, als er nicht mehr im Stande war, zu arbeiten und thätig zu sein. Die Entlassung ward ihm dann durch ein in hohem Maße anerkennendes Handschreiben des Kaisers gewährt.

Der jetzt von den Mühen und Sorgen des Amtes Freigewordene sehnte sich in seine Vaterstadt, in der er nunmehr viele politische Freunde in Feinde umgewandelt wußte, zurück, ohne daß es ihm noch vergönnt wurde, sein Kranken- und Sterbezimmer wieder zu verlassen. Schon nach wenigen Monaten erlag er seinem schweren Nierenleiden.

Wir schließen unsere Erinnerung an das thätige Leben dieses begabten Mannes mit den Worten der Nr. 22 des amtlichen „Justizministerialblatt": „So große Reformwerke wie diejenigen sind, mit denen Leonhardt's Name für alle Zeiten verknüpft bleiben wird, können nicht ins Leben treten, ohne daß sie lebhafte Gegensätze, insbesondere auch solche, die in vermeintlich oder wirklich verletzten Interessen ihre Quellen haben, erwecken. Nach den Zurufen des Beifalls und der Begeisterung für die großen Ziele, welche die Gesetzgebung verfolgte, kommt naturgemäß auch der Widerspruch zu Worte, zu denen sich die angeborene Abneigung gegen das Neue und Ungewohnte mit dem Mismuth über das vermeintliche Ausbleiben vorschnell erwarteter Vortheile vereinigt, und die Aeußerungen dieses Widerspruchs, welche wol keiner größern Schöpfung erspart bleiben, können einen Augenblick lang selbst die Stimmen der ruhig prüfenden Kritik und Erfahrung zu übertönen scheinen. Aber nur die letztere hat wirklichen Werth; sie wird alles Wesentliche an Leonhardt's Schöpfung als einen dauernden Gewinn für das nationale Rechtsleben anerkennen und das Andenken des Schöpfers wird in seinen Werken unvergänglich erhalten werden."

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Den zahlreichen Freunden der plötzlich in Mode gekommenen archäologischen Romane, die auf altägyptischem Boden spielen, hat Georg Ebers ein neues Geschenk gemacht mit seinem Roman „Die Schwestern" (Stuttgart, Hallberger). Nicht das abgesperrte, isolirte Aegypten des grauen Alterthums mit seinem durchaus eigenartigen Volksgeist wird uns hier vorgeführt, sondern das Aegypten der Ptolemäer, in welches das Hellenenthum eingedrungen ist und welches die Erben desselben, die Römer, bereits an ihren Siegeswagen zu spannen suchen. Dadurch kommt eine vielfache Brechung der poetischen Lichtstrahlen und eine reichere Farbengebung in die Dichtung: das uralte Aegypten mochte doch manchem allzu sehr grau in grau, allzu sehr versteinert und versteift erscheinen in seinen gleichsam festgefrorenen Sitten. Doch mit dem weitern Horizont, den die Dichtung gewinnt, verliert sie auf der andern Seite wieder jene Beschränkung, welche für die Abgeschlossenheit des Kunstwerkes willkommen sein muß. Es werden in der neuen Dichtung vielfache und reichere Töne angeschlagen; die Handlung zeigt mancherlei Strömungen, die nebeneinander hergehen. So wendet sich die Theilnahme wechselnd der einen und der andern zu, und der Abschluß der Composition selbst vermag nicht allen gleichmäßig gerecht zu werden; es bleibt ein Gefühl der Unbefriedigung zurück. Daß der Dichter seinem Euergetes, dem stierköpfigen, etwas wüsten Despoten das letzte Wort gönnt, daß dieser noch dazu mit einem Monolog das Werk abschließt, wird gewiß von vielen Lesern als ein Misklang empfunden werden. Und wenn sie in den Büchern der Geschichte nachblättern und dann erfahren, daß dieser Euergetes, später aus seinem Exil zurückkehrend, unsere Kleopatra, seines Bruders Frau und eigene Schwester, heirathet, und dann noch seine Nichte dazu: so begreifen wir allerdings, daß der Dichter diese incestuösen Perspectiven mit ihrem Durcheinander der Familienverhältnisse lieber verschleiert hält, und sich mit dem naiven Incest begnügt, der in dem Roman selbst als eine selbstverständlichere historische Situation hervortritt: der Ehe zwischen Ptolemäus und seiner Schwester. Sehr heimisch wird man sich zwar in diesen aparten Verhältnissen nicht fühlen und das eheliche Glück wird immer einen gewissen Haut-goût für uns haben. Dafür entschädigt die trefflich contrastirte Zeichnung der beiden Schwestern, das Charakterbild des Römers Scipio und des Griechen Dion, der mit seiner Taubenpost der Held eines reizenden anakreontischen Genrebildes ist, die hübschen Genrebilder aus dem ägyptischen Tempel, die reizenden Naturschilderungen, einige romantische Nachtscenen und dann wieder philosophische Gespräche, in denen der Dichter, ohne den Charaktertypus der Sprechenden zu verwischen, doch ungezwungen feinsinnige Bemerkungen einzustreuen weiß.

Sollte nicht das jüdische Leben zur Zeit der Zerstörung Jerusalems durch Titus, in seiner Verknüpfung mit den Ereignissen der großartig wilden Kaiserzeit einen uns noch lebhafter interessirenden Stoff für einen Culturroman abgeben als das Zeitalter der Ptolemäer? Aus dieser Erwägung ist offenbar der Roman von

Max Ring: „Das Haus Hillel" (3 Bde., Berlin, Otto Janke), hervorgegangen. In die Geschichte des Judenthums sind hier ja auch die Anfänge des Christenthums verwebt . . . und die Nazarener spielen daher auch in dem Roman eine mehr als episodische Rolle. Max Ring hat zu seinem Werke eingehende Studien gemacht und er legt Gewicht auf dieselben; in den Anmerkungen finden sich zahlreiche Quellenangaben, welche für die Treue historischer Erzählung und culturhistorischer Schilderung Bürgschaft leisten sollen: nicht blos Josephus, die Hauptquelle für den jüdisch-römischen Krieg, auch Sueton, Dio Cassius, neuere Historiker des Judenthums und Culturhistoriker des römischen Alterthums werden mehrfach citirt. Wir sehen solche Noten ungern in geschichtlichen Romanen, welche dadurch ein zwitterhaftes Ansehen bekommen. Davon abgesehen, enthält der Roman von Max Ring die Darstellung wahrhaft interessanter geschichtlicher Vorgänge mit anschaulicher Lebendigkeit. Die Parteikämpfe in Jerusalem zur Zeit des Nero, der jüdische Krieg, Nero's Auftreten bei den Olympischen und Isthmischen Spielen, die Gladiatorenkämpfe und Thierkämpfe in der Arena zu Rom, vor allem die Eroberung Jerusalems durch Titus, die Zerstörung des Tempels: das ist eine Folge von Frescobildern, der man vom ästhetischen Standpunkte aus vielleicht nur die allzu große Fülle an Blut- und Schauerthaten und grausamen Morden zum Vorwurf machen könnte. Nero, der Lieblingsheld der neuern Poeten, besonders der Dramatiker, wird von dem Epiker Max Ring ohne Hamerling'sche und Wilbrandt'sche Ueberschwenglichkeit geschildert; auch der soldatische und doch schlaue Vespasian ist ein gutes Charakterbild; nur der Charakter des Titus, der hier als Liebhaber einer jüdischen Kleopatra, der Berenice, auftritt, läßt zu sehr die mildere Beleuchtung vermissen, in welcher das geschichtliche Bild des edlern Monarchen steht. Den eigentlichen Faden der Handlung bilden die Schicksale eines jungen Israeliten Ruben, eines Verwandten des Hauses Hillel. Nach Jerusalem gekommen, wird er in diesem Hause freundlich empfangen, verliebt sich in die Tochter des Hauses, Mirjam, die aber die Braut des Tempelhauptmanns Eleazar wird. In den Parteikämpfen zeichnet sich Ruben durch besondern Muth aus, ebenso in dem Kriege gegen die Römer, in der Vertheidigung der Festung Jotapata, wo er zum Gefangenen gemacht, als Sklave auf die Landenge von Korinth geschleppt, sich dort an den Arbeiten zur Durchstechung des Isthmus betheiligen muß, dann durch den glücklichen Fund eines von Nero verlorenen Kleinods der gelehrte Sklave eines römischen Großen wird und so in bessere Lage kommt, später die Freiheit erhält, sich nach Jerusalem zurückbegibt und an dem Todeskampfe der Stadt sich betheiligt. Sein Nebenbuhler Eleazar ist längst durch die Hand rebellischer Idumäer gefallen; er selbst, eine Zeit lang durch die Verlockungen Berenice's, dann durch die schwärmerische Schönheit der Nazarenerin Tabea seiner Mirjam entfremdet, kehrt zu dieser zurück und wird mit ihr glücklich, obgleich ihn die Juden als Nazarener verurtheilen. Das gelungenste Charakterbild im Roman ist dasjenige des Ueberläufers Josephus. Aehnlich wie in den Romanen von Ebers finden sich auch hier philosophische Gespräche, an denen außer Ruben sich besonders ein römischer Stoiker betheiligt; ebenso treten die Schattirungen der Meinungen in den tonangebenden jüdischen Kreisen scharf hervor. Der Hauptvorzug des Romans besteht in der Lebendigkeit der Schilderungen, besonders der Kämpfe: in den Gefühls- und Liebesscenen vermeidet der Autor nicht genug allzu verbrauchte Wendungen; ohne solche Gemeinplätze würde das stilvolle Gepräge des Ganzen wesentlich gewonnen haben.

Einer der unermüdlichsten Arbeiter, der sich selbst nie genug thun konnte, war Karl Gutzkow. Welcher Autor hätte wie er den unerschrockenen Muth gehabt, neunbändige Romane in fünfbändige umzuarbeiten? Vor seinem Tode war er damit beschäftigt, seinem culturhistorischen Roman „Hohenschwangau" ebenfalls eine neue Gestalt zu geben. Gerade in diesem Roman war viel Verworrenes; die

geistige Störung, von welcher der Dichter heimgesucht war, fiel mitten in seine Arbeit, und besonders der erste Band der alten Ausgabe trug in seiner Zerfahrenheit und Ueberhäufung mit historischem Detail die Spuren derselben. Die Verquickung des Geschichtlichen und Romanhaften war wenig gelungen, das Nebeneinander der beiden Strömungen nicht ausgeglichen; die Chronik ging oft unvermittelt neben der romantischen Erfindung her. Die Einsicht in diesen Misstand trieb den Autor an, den Roman seines historischen „Zuviel" zu entkleiden, ihn genießbarer, einfacher, kürzer zu machen. Der Tod überraschte ihn, ehe er das Werk vollendet hatte. Jetzt erschien als oeuvre posthume „Die Paumgärtner von Hohenschwangau" (3 Bde., Breslau, Schottländer), dessen letzten Band ein breslauer Autor im Sinne des Dichters vollendet hat. Offenbar hat das Werk in seiner neuen Gestalt ausnehmend gewonnen: das Bild des Reformationszeitalters ist durchaus farbenreich und mehr aus dem Vollen gegriffen als die Erzählung der Freytag'schen „Ahnen", die in derselben Zeit spielt, mit dem langweiligen Nachmittagsprediger Luther als Schlußvignette. Luther ist zwar in Gutzkow's Roman noch episodischer; aber die Zustände des Reformationszeitalters sind hier in ihrem Mittel- und Herzpunkte gefaßt. Die Glanzstellen des Werkes nun, die Schilderungen des augsburger Patricierlebens treten in der neuen Bearbeitung um so fesselnder hervor, als die Theilnahme nicht durch Weitschweifiges und Verworrenes ermüdet wird.

Der neueste Roman des Herausgebers dieser Zeitschrift: „Das goldene Kalb" (3 Bde., Breslau, Trewendt), ist von mehrern Seiten ein „Märchen im Frack" genannt worden: die Aufgabe, alle Kreise zu schildern, welche der Anbetung des goldenen Kalbes verfallen sind, und ein Culturgemälde der neuesten Zeit in dieser Beleuchtung zu entwerfen, konnte nur gelöst werden, wenn der Autor für den verknüpfenden Faden das Recht einer etwas kühnen und abenteuerlichen Erfindung in Anspruch nehmen konnte. Auch war es durch diese Aufgabe gegeben, daß in Charakteren und Situationen mehr die Nachtseiten der Gesellschaft hervorgekehrt wurden: denn es galt ja, ein Gemälde der Corruption zu entwerfen, wie sie sich unter den Einflüssen der Geldherrschaft entwickelt hat; gleichwol liegt in dem Charakter des Helden, in demjenigen der beiden weiblichen Hauptcharaktere, Leonore und Alma, in Gestalten wie der alte Corrector wol ein ausreichendes Gegengewicht gegen die Vertreter jener Kreise und einer Philosophie der Verzweiflung, wie sie die verwüstete Genialität eines Sintenis zum Ausdruck bringt. Daß der Grundriß des Ganzen ein gewisses äußeres Schema, eine formelle Symmetrie zeigt, die den Eindruck der Unfreiheit macht, ist gewiß mit der eigenartigen Architektur und Tendenz des Werkes zu entschuldigen; selbst in Dante's „Inferno" folgt ja ein höllischer Trichter auf den andern. Keinesfalls sind einzelne grelle Scenen Selbstzweck, und daß über vielen eine ironische Beleuchtung schwebt, wie über den Irrenhausbildern, ist ja mehrfach von einer feinfühligen Kritik hervorgehoben worden.

Der neue Roman von Levin Schücking: „Das Recht des Lebenden" (3 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus), hat eine Doppelhandlung, deren erste Hälfte sich in der Zeit des Siebenjährigen Krieges abspielt, während die zweite die Folgen jener Vorgänge bis in die Gegenwart hinein entwickelt. Die alte Familiengeschichte, welche auf Anlaß erbschaftlicher Verwickelungen in Frage kommt, ist mitten in die neuere als eine umfassende Interpretation eingeschoben. Das westfälische Localcolorit ist vortrefflich, wie in allen Schücking'schen Romanen: Hörige, Hofebauern, Barone sind so geschildert, wie sie auf der rothen Erde heimisch sind; auch fehlt es nicht an einem Femgericht der Wissenden.

Auf dem Gebiete des humoristischen Romans ist A. von Winterfeld unermüdlich thätig. Sein neuestes Werk: „Zwei Erbfeinde" (4 Bde., Jena, Costenoble), behandelt die Feindschaft zwischen zwei Duodezfürsten, oft mit glücklicher Schilderung komischer Details; im ganzen aber mit der Ueberladung an Schnaken und Schnurren, drolligen und verzwickten Motiven, wie sie der Winterfeld'schen Muse

eigen ist. Ein Roman Winterfeld's sieht dem andern durchaus ähnlich; im Grunde könnte die Kritik sich nur immer wiederholen. Eine ebenso stereotype Darstellungsmanier kennzeichnet Wilhelm Raabe's Schriften; auch seine neue Humoreske „Deutscher Adel" (Braunschweig, Westermann), und „Alte Nester" (ebend.). Besonders in der ersten Erzählung fehlt jeder Faden einer spannenden Handlung bei den fortwährenden Kreuz- und Querzügen eines liebenswürdigen Humors. Unsere Humoristen haben sich leider des großen Meisters Jean Paul Fehler und Unarten zu sehr zum Vorbild genommen. Während ein Lebens- und Gesellschaftsbild der höhern Kreise „aus der Cavalierperspective" Johannes von Dewall in dem Roman „Auf schiefer Ebene" (3 Bde., Stuttgart, Hallberger) entwirft, dessen Heldin ein „eingeteufeltes" Weib ist, das einen schwachen Mann ins Verderben stürzt, bleibt August Ewald König in „Schuld und Sühne" (4 Bde., Jena, Costenoble) der Pflege des Criminalromans getreu mit zahlreichen spannenden und grellen Verwickelungen und einer sehr verwickelten und verschlungenen Handlung.

Auf dem Gebiet der Novelle tritt uns Friedrich Spielhagen's „Quisisana" (Leipzig, Staackmann) als hervorragende Erscheinung entgegen. Wie in seinem ersten Roman der Autor an einen Goethe'schen Ausspruch anknüpfte, so schwebt ihm hier wol eine Goethe'sche Erzählung vor: „Der Mann von funfzig Jahren." Seine Heldin Eva schwankt in ihrer Neigung zu dem funfzigjährigen Onkel Bertram und in ihrer erst allmählich sich zum Bewußtsein durchkämpfenden Liebe zu dem jungen Kurt, dem sie zuletzt ihre Hand reicht. Das Ganze ist ein stimmungsvolles Gemälde, nicht ohne spannende Handlung und Gestaltenreichthum. Farbenreich in Schilderung italienischen Lebens ist Karl Heigel's Novelle „Der Carneval von Venedig" (Stuttgart, Hallberger), deren Heldin eine abenteuerlustige Ehefrau ist, die, als sie in den Besitz einer großen Erbschaft gelangt ist, dem Gatten entflieht, um in Venedig ein fröhliches freies Lebens zu führen. Hans Hopfen's Novellensammlung: „Die Geschichten des Majors" (Berlin, Schneider u. Comp.), tragen das originelle, oft etwas barocke Gepräge, welches dieser Autor seinen Schriften aufdrückt; aber sie sind echt soldatisch gestaltet und empfunden.

Auf dem Gebiete der Lyrik zeigt sich stets die gleiche Fruchtbarkeit: weder die Dichter noch die Verleger ermüden gegenüber der Ungunst der Zeitstimmung, der Gleichgültigkeit des Publikums. Daß nicht in jedem Jahre ein Dichter auftritt, dessen Talent Dauerndes verheißt, ja daß auch nicht einzelne Gedichte, denen eine nationale Geltung vorherzusagen ist, in jedem Jahre geschaffen wurden, ist wol selbstverständlich; ebenso wenig werden eigentlich neue Klänge angeschlagen; aber eine etwas andere Klangfärbung findet sich denn doch bisweilen.

„Neue Lieder eines fahrenden Gesellen" von Rudolf Baumbach (Leipzig, A. G. Liebeskind) sind leichtgeschürzt, von anmuthender Frische. Gerade die eigentlichen Wanderlieder sind von schlichtem Guß, ohne die Koketterie mit romantischer Volksthümlichkeit, voll gesunden Naturgefühls. Mit Recht kann der Dichter von sich sagen, daß er in die Winde singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist: die kleinen Reise-, Wirthshaus- und Liebesabenteuer sind lebendig, oft schalkhaft erzählt; bisweilen spielt ein goldenes Licht der alten Sage auf dem grünen Gezweig, das die Muse des Dichters streift. Alle diese Lieder sind kurzathmig; einige könnte man lyrische Lakonismen nennen. Die Balladen sind zum Theil lustige Schnurren: hier werden wir bisweilen an Kopisch erinnert durch Refrains wie „Plitsch, Platsch, Klitsch, Klatsch" in dem Gedicht: „Nausikaa", dessen antikisirender Humor dagegen wieder an Scheffel erinnert. Auch gemahnt an die Dichtweise des „Gaudeamus" die Vorliebe für naturgeschichtliche Bilder, so wenn der Dichter des Liebchens schlanke Jugendgestalt im Gesellschaftsgewand beschreibt und nachweist, wie viel unschuldiges Blut für die Theuere geflossen ist: Seidenwürmer,

Kälbchen, Hermeline, Lämmlein, Schildkröten, Walfische, Elefanten, Strauße mußten sterben, damit sich die Geliebte schmücken konnte. Wie das Gedicht sind viele andere der kleinen Sammlung in ihrer Art zierliche Cabinetsstücke zu nennen.

Noch mehr en miniature gehalten ist „Das Büchlein Klinginsland, Dichterweisen und Weisungen" von August Silberstein (Wien, Karl Fromme). In dieser kleinen Sammlung steht indeß das Liederartige zurück gegen das Gnomische: es sind meistens kleine Epigramme in der alten Bedeutung des Wortes; zuweilen fehlt allerdings auch der Stachel der Biene nicht. Manche dieser Weisheitslehren, die aus einer edeln und unabhängigen Gesinnung hervorgehen, prägen sich dem Gedächtniß ein. Die Form ist schlicht, bewegt sich in kurzen Rhythmen und hat nur öfters ein reiches Reimgewand.

Mit den „Gedichten" von Victor Blüthgen (Leipzig, Edwin Schloemp) treten wir aus den Kreisen der kurzathmigen Lieder- und Spruchlyrik heraus in eine freiere und gestaltenreichere Welt der Dichtung, die sich auch hier und dort in breitergossenen, reimlosen Hymnen ergeht. Doch auch dieses Dichters Eigenart ist mehr für das Zarte und Sinnige geschaffen als für das Bedeutende, markig Große; selbst in den größer angelegten Balladen, wie „Die Vestalin", die in trochäischen Tetrametern gedichtet ist, herrscht nicht ein eigentlich großer Stil; am bedeutendsten ist noch die breitergossene Rhapsodie „Lilith". Unter den Liebesliedern und Naturbildern ist manches Stimmungsvolle und warm Empfundene; auch finden sich ansprechende Genre- und Familienbilder und der letzte Abschnitt: „Im Kinderparadies", zeigt, daß der Dichter für diese Specialität des harmlos und sinnig Tändelnden einen besondern Beruf hat.

Voller in die Harfe greift der Dichter des „Entfesselten Prometheus", Siegfried Lipiner, in seinem „Buch der Freude" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Er hat mehrfach bewiesen, daß er für den Ton der Hymne die rechten Klänge hat; altbiblischer Schwung der Psalmen vermischt sich bei ihm mit Gedankengängen, welche aus der Metaphysik überkommen sind. Beides ist indeß für poetische Anschaulichkeit wenig günstig: die lyrischen Stimmungsbilder gewinnen aber dadurch ein eigenartiges Colorit; alle Gefühle des Dichters, selbst dasjenige der Liebe, sind immer auf einer philosophischen Grundirung aufgetragen, er taucht nur gern ins Allgemeine unter: wenn er sein Mädchen küssen will, da singt er dies nicht in anakreontischen Liedern, nicht in leichtgeflügelten heiter gereimten Rhythmen; er wählt ein frei rhythmisches Maß, die reimlose Form, die kühnsten Bilder der Ode:

Und es stürzt ja,
Gleichwie ein überwundenes Weib
Die blühende Welt
Dem Menschen an das Herz —
Und genug:
Ich will dich küssen, Mädchen!

So endet auch ein Liebesliedercyklus mit einer im Odenstil abgefaßten „Weltbegrüßung". Auch die Folge der Tanhäusergedichte unterscheidet sich sehr von den Grieseбach'schen: sie hat einen sittlich ernsten Ton und ihre Tendenz ist merkwürdigerweise eine dithyrambische Verherrlichung des Venuscultus. Der Sonettencyklus an eine Unbekannte, eine geträumte Beatrice, enthält unleugbare Schönheiten: auch einzelne Lieder, wie das „Nachtlied", sind aus Einem Guß.

Drei poetische Erzählungen hat Emil Taubert herausgegeben: „Der Goldschmied zu Bagdad", ein morgenländisches Märchen, „Am Kochelsee", ein Elegiencyklus, „Die Cicaden", eine Geschichte in Versen (Leipzig, Alfred Krüger). Das Eigenartige der drei Erzählungen ist ein großer Phantasiereichthum, der sich aber zu verschwenderisch ausgibt und dem das rechte Maß künstlerischer Beschränkung fehlt. So herrscht namentlich eine Bilderfülle in diesen Dichtungen, die für geistigarme Poeten beneidenswerth sein mag, aber oft in ihrer Ueberschwenglichkeit der

plastischen Klarheit entbehrt, während auch einzelne Metaphern auf der Wage des feinern Geschmacks für allzu leicht befunden werden. Das in vierfüßigen, gereimten Jamben gedichtete Märchen „Der Goldschmied zu Bagdad" schildert den Wettkampf von Mannes- und Frauenlist, der durch die Liebe gelöst wird. Das schöne Mädchen, das sich für die Tochter des Kadi bei dem in sie verliebten Goldschmied ausgibt, sodaß dieser um jene bei dem Vater anhält und die häßliche, höckerige Kadistochter zur Frau erhält, ist die eigentliche Heldin der Dichtung, deren Hauptvorzug theils in den eingestreuten sinnigen Liedern, theils in den prachtvollen Wüstenschilderungen besteht. Die beiden andern Erzählungen sind Novellen in Versen, die sich an einem deutschen und an einem italienischen See abspielen. Die pittoresken Seebilder sind mit glänzender Farbengebung ausgemalt: aber die Theilnahme für die Handlung selbst wird durch dieselben in den Hintergrund gedrängt; man kann dem Faden derselben oft nur mit Mühe unter den überwuchernden Arabesken der Schilderung folgen. Wer indeß die Scenerie des Kochel- und Walchensees, des Herzogenstandes und der Umgebung kennt, der wird den tragisch abschließenden Distichencyklus „Am Kochelsee" mit doppeltem Genuß lesen; denn alle diese Bilder werden ihm auf das lebendigste in die Erinnerung zurückgerufen. Ein Vergleich dieser Dichtung mit derjenigen Paul Heyse's: „Die Hochzeitsreise an den Walchensee", läßt den Gegensatz der beiden Dichter auf das schärfste hervortreten: von den landschaftlichen Schönheiten des Walchensees erhalten wir bei Heyse nicht die leiseste Farbenskizze, während Taubert in Landschaftsmalerei schwelgt. Die letzte Erzählung in Terzinen: „Die Cicaden", spielt am Gardasee auf dem classischen Boden der Catullischen Liebeslyrik, der Halbinsel Sermione. Die Katastrophe findet in der Nähe von Riva statt, im See am Ponalfall: eine Italienerin will den deutschen Geliebten nicht heimwärts ziehen lassen und sucht mit ihm ein gemeinsames Grab in den Wirbeln des Sees. Seit den „römischen Elegien" Goethe's sind in Distichen, Terzinen und andern Strophen allerlei deutsch-italienische Liebesdichtungen geschaffen und die norditalienischen Seen mehrfach zum Hintergrunde derselben gewählt worden, so von Julius Schanz, Heinrich Leuthold u. a.

Von den zahlreichen übrigen Gedichtsammlungen, die in jüngster Zeit erschienen sind, erwähnen wir noch die „Gedichte" von Heinrich Vierordt (Karlsruhe, Bielefeld), in denen sich eine gesunde Naturempfindung und Weltanschauung in meist anmuthender Weise ausspricht, während Liebeslieder in ihnen fast gar nicht vertreten sind, und das „Weinalbum", Gedichte von Helene von Engelhardt (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Jedenfalls hat es den Reiz der Neuheit, daß eine Dichterin „Weinlieder" abfaßt. Die Bacchantinnen haben bei den Bacchusfesten doch stets nur den Cymbel geschlagen. Doch diese Dichterin ist keine Bacchantin; der Geist der Fröhlichkeit und Heiterkeit beseelt die Gedichte, nirgends ausartend ins Maßlose, und wo sie gesteigertes Feuer ergreift, wie in den Champagnergesängen, da feiert sie in edeln Dithyramben die Wunder der Begeisterung; die Form ist correct; die Metra wechseln; es findet sich sogar ein Gedicht in Choriamben; doch es ist Stimmung und Schwung in diesen Liedern.

Das Literaturjahr von Mitte 1879 bis Mitte 1880 ist höchst fruchtbar auf dem Boden der Geschichte gewesen; besonders die neuere Zeit hat viele Früchte geerntet, aber auch Alterthum und Mittelalter sind gut bedacht worden. Ein kurzer Ueberblick über die hervorragendsten Erscheinungen mag genügen.

Aus dem Gebiete der allgemeinen Weltgeschichte haben wir nur den neuesten (14.) Band von Georg Weber (Leipzig, Engelmann) zu erwähnen; das Werk des greisen, mit Jugendfeuer arbeitenden Historikers schreitet aufs rüstigste vorwärts, seine allbekannten Vorzüge brauchen nicht mehr hervorgehoben zu werden; in kurzer Zeit wird es, ein Denkmal ungewöhnlichen Fleißes, beendet sein; bereits sind wir darin

in die Hälfte unsers Jahrhunderts gelangt; Weber hofft, es mit einem starken Bande abzuschließen.

Verhältnißmäßig reich vertreten ist die Geschichte der alten Welt; ihr sind z. B. einige Theile des von Wilhelm Oncken herausgegebenen und erfreulich fortschreitenden Unternehmens: „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" (Berlin, Grote), gewidmet; von diesen nenne ich die sorgfältige „Geschichte des alten Aegyptens" von Johann Dümichen, die kurzgefaßte und klare, bis zur muselmanischen Eroberung gehende „Geschichte des alten Persiens" von Ferdinand Justi, und die „Geschichte von Hellas" von G. F. Hertzberg, ebenso lichtvoll und gefällig wie alle seine Arbeiten; letzteres Buch geht bis zum Frieden von Naupaktos 217 v. Chr., in welchem Macedonien seine Oberherrschaft über Griechenland abermals befestigte und in welchem die Hellenen zum letzten mal sich selbständig einigten. Das großartige Werk von Heinrich Brugsch-Bei: „Dictionnaire géographique de l'ancienne Egypte" (Leipzig, Hinrichs), wurde vollendet, und Henry Danby Seymour ließ vereint mit Philip Smith seine „Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen" in englischer Uebersetzung (2 Bde., London, Murray) erscheinen. Wilhelm Ihne schilderte im fünften Bande seiner „Römischen Geschichte" (Leipzig, Engelmann) den Verfall der Republik, nachdem er im vierten Verfassung und Volk auf dem Höhepunkt der republikanischen Zeit gezeichnet; das Buch hat bei vielen Vorzügen wenig psychologische Schärfe. Vorzüglich ist der sechste Band von Victor Duruy's „Histoire des Romains" (Paris, Hachette), der vom Tode Marc Aurel's bis zur Thronbesteigung Diocletian's reicht, und ganz auf der Höhe der Wissenschaft steht wieder Max Duncker mit den drei ersten Bänden (5. Aufl.) seiner sorgfältigen „Geschichte des Alterthums" (Leipzig, Duncker u. Humblot).

An der Geschichte des Mittelalters haben die Historiker fleißig weiter gebaut. Von dem gefeierten Werke von Ferdinand Gregorovius: „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom fünften bis zum sechzehnten Jahrhundert", sind der fünfte und sechste Band der dritten Auflage (Stuttgart, Cotta) erschienen, und Wilhelm Heyd trat mit einer gleich belehrenden und anziehenden, auf umfassenden Studien beruhenden „Geschichte des Levantehandels im Mittelalter" (2 Bde., Stuttgart, Cotta) hervor. K. Weizsäcker brachte in klarer Darstellung neue Aufschlüsse über den einst so mächtigen „Rheinischen Bund von 1254" (Tübingen, Laupp), und F. W. E. Roth publicirte „Geschichte des römischen Königs Adolf von Nassau" (Wiesbaden, Limbarth), dessen Regierung nie von ihren Fehlern loszusprechen ist. Den für die deutsche Geschichte und Roms Stellung so hochwichtigen „Kampf Ludwig's des Baiern mit der Römischen Curie" unterzog K. Müller in zwei Bänden (Tübingen, Laupp) einer ausgezeichnet gelungenen Darstellung; seine gründliche theologische Bildung befähigte ihn speciell hierzu, da der Streit des Kaisers mit Rom vielfach mit theologisch-dogmatischen Zügen versetzt ist. Sehr interessant für die Geschichte des 14. Jahrhunderts in den Niederlanden ist die Arbeit von M. L. Vanderkindere: „Le siècle des Artevelde" (Brüssel, Lebègue), und K. Theodor Wenzelburger's erster Band der „Geschichte der Niederlande" (in der „Geschichte der europäischen Staaten", Gotha, Perthes) ist ein gewissenhaft ausgeführter, geschmackvoller Neubau, wenn der Autor auch keine Quellenstudien gemacht hat. Johann Janssen's „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters", von welcher zwei Bände bisjetzt vorliegen (Freiburg i. Br., Herder), ist zwar ein ausgesprochenes katholisches Tendenzwerk, aber packend und voll interessanter Züge. Das jüngst erschienene Werk Wilhelm Maurenbrecher's: „Geschichte der katholischen Reformation" (Thl. 1, Nördlingen, Beck), darf besondere Beachtung beanspruchen; der Autor beabsichtigte ursprünglich eine Geschichte der Gegenreformation zu entwerfen, aber unter der Feder erweiterte sich sein Plan, und so erzählt er nun spannend und charakteristisch die reformatorischen Anläufe und Ver-

suche in der katholischen Welt des 16. Jahrhunderts, wobei er ein lebendiges Bild von der Haltung gibt, welche die Vertreter der römischen Kirche gegenüber der protestantischen Bewegung annahmen. Für die Geschichte des Augustinerordens, welcher dieser Bewegung ihren erhabenen Führer geben sollte, bringt Th. Kolde's Buch „Die deutsche Augustinercongregation und Johann von Staupitz" (Gotha, Perthes) wichtige Mittheilungen. Der Vicomte de Meaux gab in „Les luttes religieuses en France au seizième siècle" (Paris, Plon) eine sehr nützliche Uebersicht der Begebenheiten und Ideen dieser wesentlichen Epoche, ohne neue Facta oder Ideen beizubringen; obgleich strenger Katholik, ist er unparteiisch in der Beurtheilung der Protestanten, und sein Stil gewinnt den Leser. Moritz Brosch ließ (Gotha, Perthes, in der „Geschichte der europäischen Staaten") den ersten Band seiner „Geschichte des Kirchenstaates" erscheinen; derselbe behandelt das 16. und 17. Jahrhundert, und Brosch benutzte zu dem jedermann fesselnden Stoffe hauptsächlich die venetianischen Archive.

So sind wir in die Neuzeit gelangt, und hier betrachten wir am besten die Publicationen nach den Staaten und Verhältnissen, über welche sie Aufschlüsse bieten.

Sigmund Riezler führte seine ausgezeichnete „Geschichte Baierns" (Gotha, Perthes, seit 1878 in der „Geschichte der europäischen Staaten") fleißig weiter. G. Krause gab uns den 2. und 3. Theil von „Ludwig Fürst zu Anhalt-Köthen und sein Land vor und während des Dreißigjährigen Krieges" (Neusalz, Krause); welch ein Mann war doch dieser poetische Gründer der auf echtes Deutschthum hinarbeitenden Fruchtbringenden Gesellschaft! Ungefähr sein Zeitgenosse war der bekannte „General Hans Ludwig von Erlach von Castelen", der Unterfeldherr Bernhard's von Weimar, bisher stets als Verräther des Heeres an Frankreich angesehen — ihn zu „retten" setzte sich A. von Gonzenbach (Bern, Wyß) zur Aufgabe.

Oesterreich hat in den neuern Theilen seiner Geschichte viele berufene Darsteller gefunden. Das „Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit" von Franz Xaver Krones (Berlin, Grieben) ist mit dem 4. Bande zum Abschlusse gelangt; derselbe reicht bis zum Tode Leopold's II., 1792, dem sich eine kurze Skizze der Ereignisse bis heute anschließt; auch dieser Band zeugt wie die frühern von großem Darstellungstalent, von erschöpfenden Studien und völliger Beherrschung des Stoffes. Es ist dem Oesterreicher nicht zu verargen, wenn er Oesterreich durchaus nicht als unorganischen Staat gelten läßt, ebenso wenig, wenn er in dem großen Duell mit Preußen, welches von den schlesischen Kriegen bis 1866 währte, auf der Seite seines Vaterlandes steht und die Vollkraft der Anrechte Friedrich's des Großen an die schlesischen Gebiete anzweifelt. Die in diesem Werke nur skizzirte neueste Zeit hat derselbe Autor in „Geschichte der Neuzeit Oesterreichs vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart" (Berlin, Th. Hofmann) ausführlich und meisterhaft geschildert. Weit bedeutsamer ist noch das mit zwei neuen Bänden jetzt abgeschlossene zehnbändige Werk des großen Historikers Alfred von Arneth: „Geschichte Maria Theresia's" (Wien, Braumüller); der Autor hat in diesem Werke die gewaltige Frau mit Klarheit und Hingebung geschildert und von der Wiege bis in die Gruft der Kapuziner in ehrfurchtsvoller Liebe begleitet, ohne je parteiisch zu werden. Von Wilhelm Oncken's so viel Neues bietendem Buche: „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege", erschien (Berlin, Grote) der zweite Band, und manchen belehrenden Einblick gewährt Fournier in „Gentz und Cobenzl, Geschichte der österreichischen Diplomatie 1801—5" (Wien, Braumüller). Walter Rogge bringt das für die neueste Zeit und ihre rechte Erkenntniß wichtige Werk: „Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust" (Leipzig, Brockhaus). Viel Licht hat J. H. Schwicker mit seiner eingehenden „Geschichte der Serben in Ungarn" (Budapest, Aigner) über die hauptsächlichste Periode ihres dortigen Lebens verbreitet. Mit ungeheuerm Interesse sah die Welt der Herausgabe von Metternich's Memoiren

entgegen, und nun sind gleichzeitig französisch und deutsch (Paris und Wien) ihre Anfänge, Thl. 1, Bd. 1 und 2, erschienen; enttäuscht legt man sie wieder aus der Hand. Was bieten uns diese „Mémoires, documents et écrits divers laissés par le prince de Metternich, chancelier de cour et d'état, publiés par son fils le prince Richard de Metternich, classés et réunis par M. R. de Klinckowstroem"! Metternich, dem das Glück wie wenigen gelächelt, den Tausende für ein Genie gehalten, der den Kaiserstaat Jahrzehnte allmächtig beherrscht, tritt uns als ein ganz mittelmäßiger Geist entgegen, der nicht im Stande ist, Menschen und Dinge nach ihren wahren Verhältnissen zu beurtheilen, der mit einem maßlosen und unerschütterlichen Selbstvertrauen immer auf sein geistloses System pocht und ohne Erregung, ohne edle Begeisterung hartnäckig seine Schablone verfolgt; nur daß ihm ein Napoleon entgegenstand, den er niederwerfen sollte, gab dem eiteln Organisator der Stagnation ein für ewig verschönerndes Relief; psychologische Betrachtungen darf man bei ihm nicht suchen. Sein alter Todfeind Lajos Kossuth läßt soeben die Memoiren seines merkwürdigen Lebens erscheinen: „Meine Schriften aus der Emigration" (Preßburg, Stampfel), die manche Intrigue Rußlands und Frankreichs darlegen, den großen Aufstand Ungarns als von Rußland begünstigt und Napoleon III. mit Kossuth wegen einer französischen Armee in Ungarn unterhandelnd zeigen; dem Prinzen Napoleon will Kossuth die ungarische Krone angeboten haben; die Memoiren erheben den einstigen Dictator wol allzu sehr, zumal auf Kosten seiner Gefährten, die wie Nullen neben der einen Zahl erscheinen.

Die Rolle, welche „Oesterreich und das Reich im Kampfe mit der Französischen Revolution" gespielt haben, wird durchgängig als eine recht traurige und wenig ehrenvolle von der Geschichte aufgefaßt; auf Grund fleißiger Studien will Freiherr Langwerth von Simmern in dem unter obigem Titel erschienenen Buche (Bd. 1 und 2, Leipzig, Bidder) uns zu einer bessern Meinung bekehren. Hermann Hüffer hat im zweiten Bande von „Der Rastatter Congreß und die zweite Coalition" (Bonn, Marcus) den rastatter Gesandtenmord als einen unbeabsichtigten erklärt, indem den Sezklern nur die Wegnahme der Gesandtschaftspapiere anbefohlen gewesen, es aber bei derselben zur Abwehr und zum Morde gekommen sei — auch dieser scharfsinnige Historiker löst uns trotzdem das Räthsel des Vorfalls nicht. Heinrich von Sybel, der sich damit gleichfalls eingehend beschäftigt hat, vollendete seine großartige „Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800" (5 Bde., Düsseldorf und Stuttgart, Buddeus und Ebner u. Seubert); dieselbe ist zum Nationalgut geworden wie das Werk Heinrich von Treitschke's: „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Erster Theil" (in „Staatengeschichte der neuesten Zeit", Leipzig, Hirzel). Trotz aller einseitigen Neigung zu Preußen und trotz der ungerechten Schmälerung Oesterreichs, Sachsens und anderer Staaten hat sich der berühmte Verfasser die Herzen unsers Volkes mit seinem Werke gewonnen und mit demselben einen ungewöhnlichen buchhändlerischen Erfolg erzielt. Das Gefühl der Liebe und des Hasses, in das er seine Feder taucht, erfüllt seine Leser gleich ihm; es liegt vor uns kein todtes Buch, kein nüchterner Buchstabe, sondern Fleisch, Blut, Leben; wir fühlen mit dem Autor die tiefe Erniedrigung unsers Vaterlandes; mit ihm beugen wir uns gezwungen, innerlich widerstrebend unter das Joch des größten Abenteurers; mit ihm blicken wir zuversichtlich auf die stille Arbeit jenes verachteten Preußenreiches, mit dem wir alsdann zu dem Schwerte greifen, um in den glorreichsten Freiheitskämpfen unser gutes Recht und unsere Freiheit wieder zu erstreiten und den Sieger von Austerlitz und Jena auf den glühenden Felsen von Sanct-Helena zu schmieden. Aus der Zeit unserer Erniedrigung hat Baron Karl Beaulieu-Marconnay eine Persönlichkeit zur Darstellung gewählt: „Karl von Dalberg und seine Zeit" (Weimar, Böhlau). Der bekannte Autor sucht die Mitte zwischen der Vergötterung des Fürsten-Primas durch Krämer und seiner scharfen Aburtheilung durch Häusser zu halten, kann aber sein politisches Verhalten nur durch gänzlichen Mangel an poli-

tischem Charakter entschuldigen. Dalberg hatte die redlichsten Absichten für Deutschland und sprach von seinen Pflichten gegen Kaiser Franz II., solange Napoleon's Stern ihn nicht blendete. Als aber dieser emporstieg, vergaß er mehr und mehr die Pflicht, das Vorbild eines guten Patrioten zu sein, beugte sich in maßloßer Bewunderung vor ihm, wurde immer abhängiger vom Feinde des Vaterlandes; Napoleon wußte seiner großen Eitelkeit durch Schmeichelei zu fröhnen, und ein Mann, bei dem Gefühl und Verstand so wenig im Verhältniß standen wie bei Dalberg, war leicht überwältigt. Dalberg begann Deutschlands allgemeines Wohl für gesichert zu erachten, sobald er selbst eine hohe politische Stellung einnahm, und beschwor Napoleon, der Nachfolger Karl's des Großen, der Heiland Deutschlands zu werden, während er den Corsen Fesch zum Coadjutor annahm. Mit wehmüthigen und peinlichen Gefühlen sieht man auf Dalberg's reiches und wechselvolles Leben zurück und bemitleidet den gütigen Menschen, der seines Volkes Vater war. Unsere Erhebung kam dann von dem durch Treitschke so enthusiastisch gepriesenen Staate des alten Friedrich.

Auch die preußische Geschichte ist neuerdings vielfach durchforscht worden. Karl Lohmeyer publicirte (Gotha, Perthes) die erste Abtheilung seiner „Geschichte von Ost- und Westpreußen", eine gefällige Arbeit, die nicht mit gelehrten Citaten beschwert und darum mehr zum Gemeinverständniß geeignet ist; sie gibt bisjetzt die preußische Geschichte unter dem Deutschen Orden bis 1407, da der kriegslustige Ulrich von Jungingen Hochmeister wurde. P. L. Müller hat sein für die brandenburgische Geschichte unter dem Großen Kurfürsten hochwichtiges Werk über „Wilhelm III. von Oranien und Georg Friedrich von Waldeck" (Haag, Nijhoff) in einem zweiten Bande vollendet. Einen sehr anerkennenswerthen Beitrag zu unserer Kenntniß der neuern preußischen Geschichte hat Martin Philippson in der besonnen und unparteiisch gehaltenen „Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrich's des Großen bis zu den Freiheitskriegen" (Bd. 1, Leipzig, Veit u. Comp.) geliefert, und unser greiser Altmeister der Geschichte, Leopold von Ranke, veröffentlichte mit jugendlicher Schaffenskraft den ersten Band (Leipzig, Duncker u. Humblot) von „Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813"; derselbe umfaßt die Jugend des großen Staatskanzlers und die Zeit bis zum Frieden von Campo-Formio. Ueber Hardenberg's Genossen beim Wiederaufschwunge des gebeugten Preußens, Gneisenau, hatte G. H. Pertz seinerzeit eine vortreffliche Biographie unternommen, doch verhinderte ihn der Tod an ihrer Vollendung; den drei Bänden ließ Hans Delbrück einen vierten über „Das Leben des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau" (Berlin, G. Reimer) folgen, der die eminent wichtige Zeit von 1814 und 1815 behandelt. Von ganz anderm Kaliber als diese gediegenen Werke ist das rasch verbreitete Sensationswerk Moritz Busch's über unsern großen Staatsmann: „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich" (2 Bde., Leipzig, Grunow).

Frankreich hat sowol unter seinen Angehörigen wie im Auslande Historiker gefunden. Graf Jules Delaborde veröffentlichte „Gaspard de Coligny, amiral de France" (Paris, Sandoz u. Fischbacher); er zeigt uns den edeln Führer der Hugenotten, wie er leibt und lebt, stellt freilich mitunter eigenartige Behauptungen auf, ohne die Beweise anzuziehen. R. Chantelauze setzte seine vortrefflichen Arbeiten über den merkwürdigen Cardinal von Retz in „Le cardinal de Retz et ses missions diplomatiques à Rome" (Paris, Didier) fort. Der specielle und rastlose Feind von Retz, Cardinal Mazarin, fand hingegen auf Kosten des erstern einen warmen Anhänger in Pierre Adolphe Chéruel; von seiner auf vier Bände berechneten und bereits zu drei Bänden gediehenen „Histoire de France pendant la minorité de Louis XIV" (Paris, Hachette), einem hochinteressanten Werke, darf

man wol sagen, es sei hauptsächlich die Geschichte des Ministeriums Mazarin; überall spricht der Verfasser sich für den feinen Schüler Richelieu's und gegen Retz aus. Martin Philippson begann in der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" (Berlin, Grote) in fesselnder Weise „Das Zeitalter Ludwig's XIV.". Viel Aufsehen erregte die hinter dem Rücken seiner Minister gepflogene Correspondenz Ludwig's XV. mit seinen diplomatischen Agenten, welche der Herzog Jacques Victor Albert de Broglie als „Le secret du roi" (2 Bde., Paris, Lévy) publicirte; Ludwig erscheint hier weit thätiger, als man meist annahm.

Aus den Tagen der Französischen Revolution griffen die Historiker einige Figuren heraus, um ihnen ein neues Gepräge zu verleihen. Karl Brunnemann schrieb eine tüchtige Biographie „Maximilian Robespierre" (Leipzig, Friedrich), und von Boguslawski „Das Leben des Generals Dumouriez" (2 Bde., Berlin, Luckhardt); letzteres, ein recht nützliches Werk, basirt außer auf des Generals eigenen Memoiren besonders auf Excerpten, die H. von Sybel in den pariser Kriegsarchiven gemacht und dem Autor überlassen hat. Louis Léonard de Loménie gibt uns in „Les Mirabeau" (2 Bde., Paris, Dentu) ein prächtiges Bild der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, und besonders von dem in seinen einzelnen Gliedern so merkwürdigen Geschlechte Mirabeau; im Gegensatz zu der bisherigen Anschauung versichert er uns, dasselbe sei nicht altadelig und florentinischer Herkunft gewesen, sondern stamme aus bescheidenen Verhältnissen aus Digne im Departement Niederalpen, sei durch Handel reich und durch richterliche Stellungen angesehen geworden und habe im 17. Jahrhundert seine Besitzung Mirabeau zum Marquisat erheben lassen. Leider rief der Tod den Autor inmitten seiner an Aufschlüssen reichen Arbeit ab. Von Henri Martin's „Histoire de France depuis 1789 jusqu'à nos jours" (Paris, Furne) erschien der 3. Band, bis zu Napoleon's Rückzug aus Moskau reichend; die Darstellung des berühmten Autors ist sehr klar und exact und hütet sich vor Parteilichkeit.

Die neueste Zeit hat es sich zur Aufgabe gemacht, mehr und mehr den trügerischen Schleier zu zerreißen, den Napoleon selbst auf Sanct-Helena und die an ihn sich knüpfende Legende über ihn und seinen Charakter geworfen haben. Oberst Jung bietet uns (Paris) ein Bild der Jugend Bonaparte's als Militär: „Bonaparte et son temps" (Bd. 1), und ein vielleicht übertriebenes Aufsehen machten die dreibändigen „Mémoires de Madame de Rémusat, 1802—8" (Paris, Calmann Levy), herausgegeben von ihrem Enkel, dem Senator Paul de Rémusat. Ihr eigentlicher Werth besteht in der Ursprünglichkeit der Auffassung, in dem Umstande, daß die geistvolle Verfasserin viele Jahre um Napoleon I. lebte, ihn beobachten durfte und Gelegenheit hatte, ihn in manchen Situationen kennen zu lernen; hingegen glaube ich behaupten zu dürfen, daß Napoleon, der sich zwar leicht vom Moment hinreißen ließ, der aber nie einen wahren Vertrauten hatte, im Erguße seines Innern scheuer und vorsichtiger gewesen, als ihn die Memoiren, theilweise auf die äußerst bedenkliche Zuverlässigkeit Talleyrand's fußend, darstellen; auch finde ich mancherlei Hofklatsch, wie die niemals zu erhärtenden Behauptungen wegen Napoleon's Schwestern, und während seine erhabene Mutter ganz ihres Nimbus entkleidet werden soll, wird eine so zweifelhafte Moral wie die von Hortense überschwenglich verherrlicht; überhaupt preist Frau von Rémusat die Familie Beauharnais, in der nur Eugène stets Lob verdiente, sehr auf Unkosten der Familie Bonaparte. Wird ein Buch derart von allen Seiten gefeiert, so tritt man mit großen Ansprüchen heran, und wir haben weder Neues noch sehr viel Interessantes darin gefunden. Ueber den von der Autorin äußerst hart mitgenommenen „Maret, Duc de Bassano" (Paris, Charpentier) erschien eine Biographie von Baron Ernouf, um ihn zu vertheidigen, doch dürfte ihm dies nicht in allen Stücken gelungen sein. Napoleon liebte solche Leute wie Maret, die keine eigenen Ansichten hatten. Eine weitere Rettung versuchte eine pietätvolle Tochter, ohne für die bessere Kenntniß der Geschichte etwas beizubringen. Die Marquise de Blocqueville gab ihres Vaters Leben als „Le

maréchal Davoust, prince d'Eckmuehl, raconté par les siens et par lui-même" (Paris, Didier), bisher zwei Bände, heraus, die in der Disposition sehr wenig Harmonie verrathen. Weit wichtiger sind die vom Baron du Casse seit 1879 in der „Revue historique" (Paris, Germer Baillière) veröffentlichten „Documents inédits relatifs au Premier Empire". Einer bittern Feindin des großen Imperators, der schönen „Julie Récamier", widmete L. Brunier eine nähere Betrachtung (Preßburg, Heckenast); ganz eigenthümlich ist ja bei Napoleon das leidenschaftliche und rücksichtslose Auftreten gegen Feindinnen wie die Staël, Récamier und andere. Ueber die Restauration erhielten wir zwei Bände: „Histoire de la Restauration" von M. K. Dareste (Paris, Plon), ein gutes Buch, und Karl Hillebrand brachte von seiner klaren und werthvollen „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Tode Napoleon's III." (Gotha, Perthes) den zweiten Band. F. von Meerheimb endlich beleuchtete in der „Geschichte der pariser Commune vom Jahre 1871" (Berlin, Mittler) wirkungsvoll diese schmachvolle Episode aus Neufrankreich.

Dem schönen Werke Gaedeke's über „Maria Stuart" ließ Opitz ein neues, weniger gelungenes (Freiburg, Herder) folgen. Ein treffliches Bild nicht allein des Dichters, sondern auch seiner ganzen Zeit, besonders der Independenten und des restaurirten Stuart-Königthums, entrollt Alfred Stern in „Milton und seine Zeit" (Thl. 2, 3. und 4. Buch, Leipzig, Duncker u. Humblot); voll Treue schildert er uns den genialen Dichter, der Oliver Cromwell's inniger Freund und ein strenger Independent war, unter der Republik als Secretär des Staatsrathes fungirte und in lateinischer Sprache die auswärtige Correspondenz führte; mit welchem Feuer vertheidigte der staatskluge Poet die Republik gegen die maßlosen Angriffe der Royalisten und aller Gegner!

Von Onno Klopp's breit angelegtem Werke: „Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland", dessen Stil unangenehm berührt, sind der siebente und achte Band (Wien, Braumüller) erschienen; John Hill Burton gab eine recht gute, aber nicht glücklich zusammengestellte „History of the reign of Queen Anne" (3 Bde., London, Hackwood) heraus. Von dem geistvollen W. E. Hartpole Lecky erschien „History of England in the 18th century", und wurde der erste Band in deutscher Uebersetzung (Leipzig, Winter) herausgegeben. Torrens schrieb den ersten Band von „Wellesley and O'Connell" (London, Chatto u. Windus) und wird dem eminenten Staatsmann völlig gerecht; von den „Despatches, Correspondence and Memoranda of Field-Marshal the Duke of Wellington" (London, Murray), seinem großen Bruder, erschien der achte Band, welcher den Gegner der Reformbill während der für sie so entscheidenden Jahre 1831—32 begleitet. Von dem Passiren der Reformbill an bis zur Einsetzung des Cabinets Peel, 1841, führt uns der dritte Band von Spencer Walpole's „A history of England from the conclusion of the great war in 1815" (London, Longmans); der Verfasser weiß uns gründlich zu belehren, ist unparteiisch und präcis. Als nützliche Zusammenfassung der neuesten englischen Geschichte ist zu bezeichnen Justin M'Carthy: „A history of our own times from the accession of Queen Victoria to the Berlin Congress" (bisjetzt 2 Bde., London, Chatto u. Windus). Das als hochinteressant längst bekannte Werk von Theodor Martin: „The life of H. R. H. the Prince-Consort" (London, Smith, Elder u. Comp.), das schönste Denkmal königlicher Gattenliebe, hat mit dem fünften Bande seinen Abschluß gefunden; Prinz Albert steht vor uns als ein glänzender Charakter, ein ganzer Mann. Auch der Minister, dem Victoria so sehr gewogen ist und den sie jetzt nur ungern entließ, D'Israeli, fand Biographen; Brandes schrieb das gewandte Lebensbild „Lord Beaconsfield" (Berlin, Pactel), und Clayden das wichtige Buch „England under Lord Beacons-

field: A political history of six years 1873—80" (London, Kegan, Paul u. Comp.).

Aus der dänischen Geschichte will ich die vorzügliche Biographie „Struensee" von Karl Wittich (Leipzig, Veit) hervorheben; sehr wichtig für die schwedische Geschichte ist der fünfte Band von Frederik Ferdinand Carlson's „Geschichte Schwedens unter den Königen des Hauses Pfalz" (Stockholm, Norstedt), welcher hauptsächlich die letzten Jahre Karl's XI. und die dem Frieden zu Ryswijk vorangehenden schwedischen Verhandlungen schildert.

„Peter der Große" fand einen wie wenige befähigten Darsteller in Alexander Brückner, welcher den gewaltigen Menschen und Reformator Rußlands in der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" (Berlin, Grote) vorzüglich gezeichnet, und auch vom Leben seines unglücklichen und unseligen Sohnes in dem Buche „Der Zarewitsch Alexei" (Heidelberg, Winter) ein neues Bild entworfen hat. Der jüngstverstorbene große Historiker Solowiew setzte sein hochbedeutsames Werk „Histoire de la Russie" (Paris, Dentu) um die Bände 27 und 28 fort, welche die wichtige Zeit von 1766—72 enthalten. Der allerjüngsten Zeit gehören zwei mit viel Beifall begrüßte anonyme Werke an, die dem Verfasser der interessanten „Bilder aus der petersburger Gesellschaft" zugeschrieben werden. Das erste heißt „Rußland vor und nach dem Kriege (2. Aufl., Leipzig, Brockhaus); es enthält sehr viel bemerkenswerthe und die Corruption der russischen Zustände grell beleuchtende Mittheilungen. Das zweite richtet sich gegen das intime Bündniß Preußens mit Rußland, trägt den Titel „Berlin und Petersburg. Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen" (Leipzig, Duncker u. Humblot), und zeigt oft geringes Verständniß für den nothwendigen Gang und die Lage der Dinge. Iwan Golowin, der Exilirte und nun freiwillig im Auslande Lebende, berichtete in „Der russische Nihilismus. Meine Beziehungen zu Herzen und zu Bakunin" (Leipzig, Senf) über seine Beziehungen zu Alexander Herzen, Bakunin und andern und wies bei Gelegenheit der Nihilistenfrage auf ihre Anknüpfung an die Dekabristen hin.

In Italien bleiben immer die Mediceer und die Curie das Lieblingsthema der geschichtlichen Darstellung. Castelnau's „Les Médicis" (Paris) ist voll geistreicher Gedanken, schweift aber vom eigentlichen Stoff ab, sich nie auf ihn beschränkend, und benutzt auch manche neue Forschung nicht. „Lorenzo de' Medici" (Leipzig, Duncker u. Humblot) wurde von Buser geschickt behandelt. Ein ausgezeichnetes letztes Werk hinterließ uns der vor kurzem dahingeschiedene Ermolar Rubieri in „Francesco I. Sforza" (2 Bde., Florenz, Le Monnier). Außer den schon oben genannten Werken von Gregorovius über die Stadt Rom und von Brosch über den Kirchenstaat müssen hier noch Platz finden Karl Adolf Konstantin von Höfler mit „Papst Adrian VI." (Wien, Braumüller), worin er den gelehrten, erst kürzlich von Bauer und von Nippold behandelten Lehrer Karl's V. in ein neues Licht zu stellen sucht, und Ferdinand Gregorovius mit „Urban VIII. im Widerspruche zu Spanien und dem Kaiser" (Stuttgart, Cotta).

Werfen wir zum Abschlusse dieser Revue einen Blick auf die größern biographischen Werke und auf das „Historische Taschenbuch" von Raumer, herausgegeben von Riehl (Leipzig, Brockhaus), so gedieh letzteres bis zum neunten Jahrgange der fünften Folge. Vom „Neuen Plutarch" (Leipzig, Brockhaus) erschien der siebente Band mit einem dem gewaltigen Stoffe angemessenen Lebensbilde des ersten Napoleon von Arthur Kleinschmidt und einer fein angelegten Zeichnung des Künstlers Cornelius von Moriz Carriere. Konstantin Wurzbach's „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" (bis 1879 38 Bände, Wien, Hof- und Staatsdruckerei) schreitet rüstig voran, und die „Allgemeine deutsche Biographie" (Leipzig, Duncker u. Humblot) ist bei dem Buchstaben H angelangt.

Politische Revue.

24. Juni 1880.

Das ganze Interesse der innern Politik concentrirt sich gegenwärtig um die Debatten des preußischen Abgeordnetenhauses über den kirchenpolitischen Gesetzentwurf, dasjenige der auswärtigen Politik um die Berliner Conferenz über die türkisch-griechische Grenzfrage.

Mit dem kirchenpolitischen Gesetzentwurf hat es eine eigene Bewandtniß: er ist eigentlich schon ein verworfener Grund- und Eckstein für den Aufbau der Friedenskirche, in welcher der Papst und das Deutsche Reich sich die Hand reichen sollen; gleichwol hat die Regierung ihn eingebracht, um dem Maß ihres guten Willens, welches sie der Kirche entgegenbringt, eine gesetzlich feste Norm zu geben und durch ihre Willfährigkeit die Herzen der unbefangenen, nicht von der Kaplanpresse aufgehetzten Katholiken zu gewinnen. Wenn die beiden Häuser des Landtages diese Vorlage genehmigen, wozu indeß wenig Aussicht vorhanden ist, so würde sie dann eine Art von Gnadenschatz bilden, welcher für die Kirche stets bereit steht, um sich ihr bei einstigem Entgegenkommen zu öffnen. Der Reichskanzler hat indeß, bei den Strömungen und Unterströmungen in maßgebenden Kreisen, gewiß den Wunsch, nicht blos Rom und dem Papst gegenüber seine Bereitwilligkeit zu versöhnenden Schritten zu zeigen. Gleichwol wird officiell wiederholt betheuert, daß es ihm Ernst ist mit dieser Vorlage, und daß er sie keineswegs blos als einen diplomatischen Spielball betrachtet, den er in die Arena der parlamentarischen Parteien schleudert. Dennoch bleibt die Haltung der Regierung dieser Vorlage gegenüber keine unsichere; um sie durchzubringen, muß sie nach der einen oder der andern Seite Concessionen machen, und sie weiß nicht recht, ob sie dem Centrum oder den Nationalliberalen entgegenkommen soll.

Die Hoffnung, auf Grundlage dieser Einschränkungen der Maigesetze zu einer Versöhnung mit der Curie selbst zu gelangen, ist als gescheitert zu betrachten. Als die wiener Verhandlungen ins Stocken gerathen waren, erschien das Breve des Papstes vom 24. Febr., welches sie durch das Zugeständniß der Anzeigepflicht wieder in Fluß zu bringen, zugleich aber der Curie den Schein der Initiative auf dem Wege der Versöhnung zu sichern suchte. Eine Depesche des Cardinal-Staatssecretärs Nina in Rom an den Pronuntius Jacobini (vom 23. März) suchte indeß die Bedeutung dieser Anzeigepflicht auf das geringste Maß zurückzuführen: sie solle sich nur auf die zu unabsetzbaren Stellen berufenen Priester beziehen, und ermitteln, ob die Regierung ihre Zustimmung gern erkläre, der endgültigen Entscheidung der Bischöfe und des Papstes nicht vorgreifen. Außerdem verlangte die Curie aber noch als Gegengabe Amnestie für den der Strafe verfallenen Klerus, Wiedereinsetzung des rechtskräftig abgesetzten Klerus in seine Aemter, den nur von der Kirche geleiteten Religionsunterricht der Jugend und anderes. Die Depesche war erlassen, ehe der preußische Staatsministerialbeschluß vom 17. März in Rom bekannt wurde. Dieser Beschluß selbst machte auf den Heiligen Vater den allerpeinlichsten Eindruck. In einem Erlaß vom 20. April erklärte der Kanzler nun mit voller Entschiedenheit, daß Preußen in eine Revision oder Abschaffung der Maigesetze nach den klerikalen Forderungen nicht willigen werde; er beklagte sich dabei über die Centrumspartei, welche unter der Maske einer unabhängigen politischen Partei die ganze innere und äußere Politik der Regierung auf parlamentarischem Boden bekämpfe. Eine Verstärkung dieser Partei fürchtet er nicht, weil nach dieser Richtung hin schon das Höchste geleistet sei. Gleichzeitig erklärt er seine Bereitwilligkeit zu Concessionen, wenn auf beiden Seiten gleicher Schritt gehalten werde, und in seinem Erlaß vom 14. Mai heißt es: die preußische Regierung werde aus eigener Initiative diejenigen Maßregeln den gesetzgebenden Factoren vorschlagen, welche mit den unveräußerlichen Rechten des Staates ver-

träglich sind und nach ihrer Ueberzeugung und nach ihren Wahrnehmungen in andern Ländern die Wiederherstellung einer geordneten Diöcesanverwaltung und die Abhülfe des eingetretenen Priestermangels möglich machen. Die Verhandlungen erklärte Fürst Bismarck indeß für vertagt bis nach den Landtagsbeschlüssen. Gleichzeitig sprach der päpstliche Cardinal-Staatssecretär den Verzicht auf alle Verständigungsversuche aus, erklärte, daß der Papst das Erstreben von Vollmachten zur facultativen Milderung der Maigesetze nicht billige und die in dem Breve vom 14. Febr. angebotene Gestattung der Anzeigepflicht zurücknehme.

So war die Lage der Dinge, als dem seit dem 20. März zu einer Nachsession versammelten Landtage am 28. dies neue kirchenpolitische Gesetz vorgelegt wurde. Den Vorkämpfern desselben lag vor allem die schwere Aufgabe ob, überhaupt diese Vorlage, trotz des Abbruchs der Verhandlungen und der Zurücknahme des einzigen von der Curie gemachten Zugeständnisses zu vertheidigen. Besonders der Cultusminister von Puttkamer, der sie mit vieler Wärme sowol in seiner ersten empfehlenden Hauptrede als in seinen längern Erwiderungen auf die Einwürfe der Gegner vertheidigte, hatte gerade hier die durchgreifendsten Hebel seiner Beredsamkeit einzusetzen. Er sprach von der Selbständigkeit der Regierung eines großen Staates, welche zielbewußt und in voller Unabhängigkeit ihren Weg dahinschreitet, um zu einem bestimmten Endresultat im Interesse der Bevölkerung zu gelangen; er protestirte dagegen, daß die gesetzgeberische Arbeit selbst gewissermaßen gebunden werde an ein vorher eingeholtes Einverständniß der Curie: dann aber muß er freilich hinzufügen, daß er die Vorlage nicht nur dem Friedensbedürfniß im Lande anbietet, sondern „der weisen Erwägung derjenigen Stelle, von welcher in letzter Instanz das Verhalten der katholischen kirchlichen Organe abhängig ist". Immer bleibt doch das Einverständniß mit der Curie die Bedingung, unter welcher der Staat die in dem Gesetz gewährten Vollmachten zur Anwendung bringt, noch vor allem also die zugestandene und ausgeübte Anzeigepflicht; aber wenn auch diese eingeräumt werde, so würde es noch immer von der Erlaubniß der Curie abhängen, ob die Bischöfe in ihre Diöcesen zurückkehren bei dem Fortbestand der andern Maigesetze und bei ihrer blos facultativen Milderung. Sonst bleibt die ganze Vorlage illusorisch und die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Staates bewährt sich nur in einem Gesetzentwurf, der gar keine Folgen haben kann. Falk, der sich demselben gegenüber vollständig negirend verhielt, resumirte die durch die Verhandlungen mit Rom geschaffene Sachlage in folgenden Worten: „Wollen Sie mir zwei Thatsachen auszusprechen erlauben: die eine, daß der Papst bisher nur Worte des Friedens gehabt hat; vor einigen Tagen konnte man noch darüber streiten, in diesem Augenblicke ist es unmöglich; und auf der andern Seite die Thatsache, daß von der Staatsregierung gegenüber diesen Worten eine That verlangt worden ist, und zwar in formellster Weise unter Zustimmung des Landes, und die dritte Thatsache, daß die Thatsache nicht geschehen ist, daß sie auch eine lange Weile nicht geschehen wird und daß dennoch die Staatsregierung an die Häuser des Landtages mit einer Vorlage gekommen ist, welche weiter geht in ihrem Inhalt, als es zulässig gewesen sein mochte, wenn der Papst die verlangte That gebracht hätte." Der freiconservative Abgeordnete von Zedlitz hob hervor, daß die Staatsregierung die Vorlage nur erbittet und das Haus sie nur annimmt zum Gebrauch insofern und insoweit eine thatsächliche Unterwerfung des Klerus unter die Gesetze stattgefunden hat. Doch bei dem Verhalten der Curie ist ja dies durchaus nicht anzunehmen. Anderer Ansicht war freilich von Hammerstein: er nehme, sagte er, die jetzt ablehnende Haltung der Curie nicht so seriös, denn niemand sei in der dilatorischen Behandlung solcher Dinge gewandter als Rom. Wenn die Regierung thatsächlich die Mittel in der Hand haben werde, pari passu mit Rom zu verhandeln, dann werde auch die Curie eine andere Haltung einnehmen.

Die Generaldebatte kann nur dazu dienen, die allgemeinen Gesichtspunkte fest-

zusetzen und die Stellung der Parteien gegenüber dem Gesetz zu kennzeichnen. Das Centrum, als dessen Redner Windthorst auftrat, verclausulirt sich bei der Generaldebatte, und enthält sich eines definitiven Votums. „Bei einer so eminent wichtigen Sache werden wir uns wohl hüten, irgendeinen übereilten Schritt zu thun." „So wie sie ist, können wir die Vorlage nicht annehmen; wir wollen sie aber ruhig prüfen und durch Modificationen annehmbar zu machen suchen. Ich fürchte, das wird schwer sein." Im Grunde geht Windthorst von der Ueberzeugung aus, daß ohne Wiederherstellung des status quo ante ein vollständiger Friede mit der Kirche nicht möglich sei. Er würzte seine Rede mit einer Kritik der Bismarck'schen Depeschen, deren Inhalt er dahin zusammenfaßt: wenn der Papst wirklich keinen Einfluß auf die Centrumspartei habe, was nütze dann eine Verständigung mit ihm? Nicht die Rücksicht auf die religiöse Noth der Unterthanen sei der Grund der Unterhandlungen, sondern der Papst solle seinen Einfluß auf das Centrum in weltlichen Dingen geltend machen. Aehnlich sprach sich hierüber Virchow aus, der sich im übrigen namens der Fortschrittspartei für die Ablehnung der Vorlage erklärte, die sich überhaupt nicht amendiren lasse. Es lasse sich ein gemeinsamer Rechtsboden zwischen Staat und Kirche nicht finden; es bleibe nichts übrig, als daß der Staat sich entschließt, eine vollständig unabhängige Kirchengesetzgebung hinzustellen. Gegen diese Trennung der Kirche vom Staat erklärte sich der Cultusminister, „sie werde in 20 Jahren ein Ueberwuchern des Ultramontanismus zur Folge haben".

Die conservativen Abgeordneten Graf Limburg-Stirum und Stöcker erklären sich für die Vorlage; der letztere nennt sie das beste der Maigesetze. Die Freiconservativen (von Zedlitz) knüpfen als Bedingung ihrer Zustimmung die Clausel daran, daß die Geltungsdauer des Gesetzes auf einen über die gegenwärtige Legislaturperiode des Landtages nicht hinausreichenden Zeitraum beschränkt werde. Für die Nationalliberalen spricht Gneist: er hält es für praktisch, diese oder jene Erleichterung des kirchlichen Nothstandes herbeizuführen; doch müsse er sich dagegen erklären, die Regierung von der Ausführung fester Gesetze im allgemeinen zu dispensiren. Wenn der Kern der Maigesetze unversehrt bleibe, so sei seine Partei bereit, sie zu amendiren. Centrum und Nationalliberale stimmten also in dieser Erklärung überein: das Misliche war nur, daß die Amendements beider Parteien sich in der entgegengesetzten Richtung bewegen mußten. Die Vorlage wurde am 29. März an eine Commission von 21 Mitgliedern verwiesen, die sich sehr eingehend mit den einzelnen Paragraphen beschäftigte; doch was aus dem Schose dieser Commission verlautete, war wenig geeignet, den Glauben an das Zustandekommen des Gesetzes zu stärken. Schon der erste Paragraph, über dessen einzelne Nummern eine die Zerfahrenheit der Parteien oder vielmehr der Situation kennzeichnende, stets wechselnde Mehrheit entschieden hatte, war zuletzt durch die Stimmen der Nationalliberalen, des Centrums und der Fortschrittspartei abgelehnt worden; der zweite Paragraph dagegen wurde durch das Centrum und die Conservativen angenommen.

So zufällig ist auch das Resultat der Abstimmung bei den andern Artikeln: bei der zweiten Lesung wurden Artikel angenommen, die bei der ersten abgelehnt worden waren, so Art. 2 und Art. 8 und 9, dagegen wurde das ganze Gesetz mit 13 Stimmen gegen die 8 der Conservativen und Freiconservativen abgelehnt. Nationalliberale und das Centrum stimmten also gleichmäßig dagegen; die einen, weil es zu viele, die andern, weil es zu wenig Zugeständnisse bot.

In dieser Gestalt, lückenhaft, mühselig zusammengezimmert, mit einem Zusatzartikel versehen, der die Geltungsdauer bis auf Ablauf des Jahres 1881 bestimmt, gelangte die Vorlage aus den Commissionen in das Plenum, wo die Berathungen am 18. Juni begannen. In der Zwischenzeit einigten sich die Conservativen und Freiconservativen über eine für beide Theile annehmbare Fassung des Gesetzes,

wobei die Conservativen die meisten Zugeständnisse machten. Der Art. 4, die Rückkehr der Bischöfe betreffend, hat bei diesem Compromiß einen Zusatz erhalten; die Rückkehr wird an eine Bedingung geknüpft, an die Erfüllung der Anzeigepflicht. Diesen Artikel erklären die Nationalliberalen, mit oder ohne Zusatz, für unannehmbar: von Bennigsen selbst hat diese Erklärung wiederholt abgegeben. Es schien am 18. Juni, als ob die conservativen Redner die Centrumspartei für das Gesetz zu gewinnen suchten. Diese erklärte indeß durch Reichensperger, daß sie den Katholiken sehr die Erleichterung gönne, welche die Vorlage enthalte; aber die Bedenken gegen eine Dictatur der Regierung, der es überhaupt mit der Vorlage nicht Ernst sei, müßten zur Ablehnung derselben drängen. Gneist erklärte sich mit dem Art. 1 einverstanden; nur gegen die Art. 4 und 9 werde er mit seiner Partei stimmen. Der Cultusminister sprach noch einmal über die Tendenz der ganzen Vorlage, wie sich ja überhaupt die Debatte über den Art. 1 vielfach in eine Generaldebatte verwandelte. Schärfer als früher hob er hervor, daß die Maigesetze keine Verfolgung der katholischen Kirche enthielten, daß dieselben Grundsätze anderswo ruhig angewendet würden und deshalb alle Amendements auf Aufhebung der Maigesetze unannehmbar seien. Die Regierung habe nicht mit dem Centrum, sondern mit der katholischen Bevölkerung zu thun, der sie gern helfen wolle. Offenbar war diese schärfere Betonung bereits Folge der Verstimmung, welche in den Regierungskreisen über die Haltung des Centrums herrscht. Der Art. 1 ertheilt dem Staatsministerium Vollmachten zur Dispensation von einzelnen Erfordernissen des Gesetzes vom 11. Mai 1878. Nach verschiedenen Amendements der Abgeordneten Brüel, Cuny und Stengel, von denen nur zwei des letztern, welche die Fassung der Commission, besonders betreffs des unzulässigen Dispenses von der Anzeigepflicht, vertraten, Annahme fanden, wurde der Art. 1 mit 206 gegen 180 Stimmen abgelehnt. Gerade bei diesem Artikel handelte es sich um eine wichtige constitutionelle Frage, welche der frühere Cultusminister in der Generaldebatte hervorhob: die Vorlage beschränkt den Begriff der Vollmachten nicht auf die Negative, d. h. auf die Befugniß, vom gesetzlichen Standpunkt abzuweichen, sondern sie gibt die Möglichkeit, daß die Verwaltungsbehörden an die Stelle der gesetzlichen Bestimmungen neue Bestimmungen mit gleicher Wirksamkeit setzen; offenbar war die Mehrheit des Abgeordnetenhauses der Ansicht, daß die Ertheilung solcher Vollmachten an die Regierung seitens einer gesetzgebenden Versammlung nicht zulässig sei. Am 19. Juni wurde auch der Art. 2 abgelehnt.

Der abgelehnte Art. 2 beschränkte das Recht der Berufung gegen Entscheidungen der kirchlichen Behörden auf die Oberpräsidenten. Dagegen wurde Art. 3 angenommen, welcher bestimmt, daß der kirchliche Gerichtshof den Bischöfen und Geistlichen gegenüber in Zukunft nicht mehr auf Amtsentsetzung, sondern nur auf Unfähigkeit zur Bekleidung des Amtes, also auf Entziehung des Exequatur erkennen solle. In der That beseitigt dieser Artikel, wie der Abgeordnete von Rauchhaupt hervorhob, gewisse Härten der Maigesetze. Abgeordneter Windthorst ergriff bei der Debatte über beide Artikel das Wort; er kam auf die Frage an die Regierung zurück, ob sie eine organische Revision der Maigesetze vornehmen würde, wenn sie jetzt die erbetene Vollmacht erhalte. Der Minister von Puttkamer erwiderte, der Gedanke sei keineswegs ausgeschlossen, daß nach dem Zustandekommen der Vorlage neue Verhandlungen mit Rom angeknüpft werden. Eine Garantie für die glückliche Durchführung derselben könne er selbstverständlich weder in Aussicht stellen noch übernehmen. Gegenüber dem Art. 3 erklärte Windthorst, die Regierung hätte eine Majorität für die Vorlage erzielen können, wenn sie gewollt hätte. Das ganze Verhalten der Freiconservativen lasse ihn an den Intentionen der Regierung zweifeln.

Der vielbesprochene Bischofsartikel 4 wurde am 21. Juni von Bennigsen auf das heftigste angegriffen; der Redner wies auf das staatsfeindliche Verhalten der

abgesetzten Bischöfe hin: dagegen zeigten sich schon jetzt die Nationalliberalen, wie aus Bennigsen's Rede hervorgeht, geneigt, den Art. 9, gegen den noch Gneist am 18. Juni in gleicher Weise wie gegen Art. 4 protestirte, in der Fassung des Abgeordneten von Bandemer gegen den letztern einzutauschen, um der Curie doch etwas zu bieten, das für dieselbe von Werth sein muß, und so fernern Verhandlungen eine Grundlage zu geben.

Der Art. 4 wurde am 21. Juni angenommen, indem es dem Centrum beliebte, für denselben zu stimmen. Windthorst hatte freilich sich von Haus aus dagegen verwahrt, daß in der Abstimmung zu Gunsten eines Artikels ein Präjudiz für die Abstimmung über die ganze Vorlage zu suchen sei. Art. 5 und 6 wurden ebenfalls angenommen, Art. 7 und 8 abgelehnt; Art. 9 kam am 22. Juni zur Annahme, Art. 10 am 24., Art. 11 wurde abgelehnt, der die Fristbestimmung enthaltende Art. 12 mit Einschränkungen angenommen. Windthorst erklärte bei der Debatte, das Centrum werde das ganze Gesetz ablehnen, wenn die Anzeigepflicht in den Art. 1 oder 4 aufgenommen würde. Zwischen der zweiten und dritten Lesung werden jedenfalls Verhandlungen beginnen, um eine feste Mehrheit zu erzielen.

In der letzten Maiwoche hatte sich der preußische Landtag mit der Berathung der Verwaltungsgesetze beschäftigt: eine Aufgabe, um derentwillen eigentlich seine Nachsession stattfand. Am 31. Mai wurden die Abänderungen und Ergänzungen des Gesetzes, betreffend die Verfassung der Verwaltungsgerichte, und das Verwaltungsstreitverfahren vom 3. Juli 1875 in zweiter Lesung am 1. Juni angenommen, die Einführung desselben in dem gesammten Umfang der Monarchie aber abgelehnt. An demselben Tage wurde der Gesetzentwurf über die Organisation der allgemeinen Landesverwaltung in dritter Berathung angenommen. Eine Debatte entspann sich nur über den Bezirksrath für Berlin: dieser Antrag des Abgeordneten Zelle, schon in zweiter Lesung abgelehnt, besonders von dem Minister des Innern bekämpft, hatte bei der dritten Berathung kein besseres Schicksal. Bei der Abstimmung über das Organisationsgesetz stimmten die Parteien nicht geschlossen: außer der Fortschrittspartei stimmte der größte Theil des Centrums und der kleinere Theil der Nationalliberalen dagegen.

Am 16. Juni ist die Berliner Botschafterconferenz zur Regelung der griechisch-türkischen Grenzfrage eröffnet worden. An derselben betheiligen sich deutscherseits der Fürst Hohenlohe, die in Berlin accreditirten Botschafter Englands, Oesterreich-Ungarns, Rußlands, Frankreichs und Italiens. Gesandte Griechenlands und der Türkei werden zur Conferenz nicht zugelassen; sie haben sich, was ihre Wünsche betrifft, an die Vertreter der Großmächte zu wenden, welche die Conferenz beschicken. Die Gesandten haben wiederum ihre technischen Beiräthe, deren Stimme allerdings blos eine berathende ist, aber doch wesentlich ins Gewicht fallen wird; denn von den geographischen Unterlagen, welche die Sachverständigen bieten, wird die Entscheidung doch abhängen. Auch die Diplomatie kann Grenzlinien nicht ganz willkürlich ziehen: eine solche Grenze, wenn sie Bürgschaft der Dauer haben soll, muß doch auch der Landesbeschaffenheit und den ethnographischen Verhältnissen entsprechen. Daß dies diplomatische Nachspiel noch einmal den ganzen Staub der orientalischen Frage aufwirbeln werde, ist nicht zu befürchten: die Beschränkung auf die griechische Frage ist schon bei der Zusammenberufung der Conferenz ausdrücklich ausgesprochen worden. Daneben gibt es freilich, ganz abgesehen von den bulgarischen und rumelischen Wirren, noch eine montenegrinische und rumänische Frage, in Bezug auf welche sich die Diplomatie indeß auf eine identische Note beschränkt hat, die am 12. Juni von den Botschaftern in Konstantinopel eingereicht worden ist. Diese verlangt von der Pforte die Erfüllung der Convention in Betreff des montenegrinischen Gebietsaustausches

und die Ausführung der Reformen in Armenien, welche im 61. Artikel des Berliner Vertrages in Aussicht genommen worden sind.

Die zweite identische Note behandelt die griechische Grenzregulirungsfrage und auf diese hat die Pforte, in Betracht der Dringlichkeit, weil die Berliner Conferenz bereits zusammengetreten, eine Antwort ertheilt. Der Kern derselben ist die Wahrung der Souveränetät der Türkei; in der That wäre dieselbe bedroht, wenn sie zugäbe, daß andere Staaten über ihre vitalen Interessen, über Gebietsabtretungen entschieden. Solche kategorische Entscheidung weist sie zurück; sie will das Ergebniß der Conferenzverhandlungen nur in Gestalt eines guten Rathes, nur als Grundlage für die eigenen Verhandlungen mit Griechenland acceptiren: vor allem protestirt sie gegen jede Art von Gewaltmitteln. Griechenland rüstet gegenwärtig: 36000 Mann Reserve sind mobil gemacht. In Athen hofft man, ein Executivmandat von der Conferenz zu erhalten; eine Hoffnung, welche Frankreich dort wach gerufen hat, vielleicht im Einklang mit dem Cabinet Gladstone, welches dem Osmanenreiche sobald als möglich den Todesstoß versetzen will. Hat doch Gladstone in dem neuesten englischen Blaubuche Layard's Depesche vom 27. April und Granville's Instructionen an Göschen veröffentlicht, zwei überaus schwarzgefärbte Illustrationen türkischer Zustände, durch welche Gladstone seine der Türkei gegenüber destructive Orientpolitik zu rechtfertigen sucht. Doch selbst wenn England und Frankreich hierin einig wären: Oesterreich und Deutschland, wenn man nach einer in der „Neuen Freien Presse" mitgetheilten Unterredung eines Publicisten mit dem Fürsten Hohenlohe schließen darf, werden dieser Anschauung der Türkei beipflichten und den Beschluß der Conferenz nur als einen Rath der Großmächte der Pforte übergeben. Oesterreich besonders, mag es auch die berechtigten Forderungen der Griechen anerkennen und in ihnen diejenige Nation sehen, welche von allen christlichen Bestandtheilen des Osmanischen Reiches die größte Cultur- und Lebensfähigkeit besitzt, würde doch seine eigene Culturmission sowie die große Linie, in welcher sich seine Handels- und strategischen Interessen nach Salonichi hin bewegen, für gefährdet halten müssen, wenn Griechenland später seine Hand nach Macedonien ausstrecken wollte; und, allzu sehr vergrößert, würde der Ehrgeiz dieses Staates, eine Großmachtsrolle zu spielen, gewiß nach weitern Zielen trachten. Auf der andern Seite ist die Vergrößerung Griechenlands ein nicht unwichtiger Schachzug gegenüber dem Slawenthum. Daß Deutschland in der orientalischen Frage hinter Oesterreich steht, bedarf wol keiner Versicherung: die deutsch-österreichische Allianz richtet sich ja hauptsächlich nach Osten. Rußland mochte früher in Griechenland einen Bundesgenossen und schutzbefohlenen Staat erblicken, als es galt, die Türkei ohnmächtig zu machen: gegenwärtig erblickt es in den Griechen die Nebenbuhler der Slawen, deren Banner das Moskowiterthum entrollt hat. So ist ein zwangsweiser Druck auf die Pforte seitens dieser Mächte ausgeschlossen. Sollte Griechenland, auf den Conferenzbeschluß pochend, zu den Waffen greifen, so würde der Kampf immer ein Duell, ein localisirter Krieg bleiben, und gerade dies zu bewirken wird eine Hauptaufgabe der Diplomatie bleiben. Das griechische Memoire hat die Theilnahme der Mächte für die neuen Hellenen bedeutend abgekühlt. Die Fachmännercommissionen berathen inzwischen über die von Griechenland und Frankreich vorgeschlagene Grenzlinie: die modificirten griechischen Vorschläge vom December 1879 wichen nicht wesentlich von den französischen ab und sollten die Grundlage der Verhandlungen bilden. Die von den Gebirgsketten des Olymp und des Pindus gebildete Wasserscheide würde als natürliche Grenze angenommen werden bis zur Quelle des Kalamas. Und von dieser Quelle an soll die Grenze dem Laufe des Flusses folgen. Janina würde an Griechenland fallen; dagegen das Dreieck auf dem rechten Ufer des Kalamas, welches Griechenland wegen der directen Verbindung mit Korfu verlangt, bei der Türkei verbleiben. Nun ist es aber fraglos, daß diese wol einen der beiden Meerbusen im Osten und Westen, entweder jenen

von Arta oder jenen von Volo den Griechen überlassen möchte, niemals aber beide Meerengen und Janina. Auch haben die Albanesen, die sich um die Entscheidungen am Grünen Tisch in Berlin wenig kümmern, bei dieser Frage noch ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Da die Türkei sich dem Beschlusse der Conferenz nicht unterwirft, wenn er gegen ihre Interessen ausfällt: so bleibt doch, wenn auf Anwendung von Waffengewalt seitens der Großmächte verzichtet wird, nichts übrig als das Duell zwischen Griechenland und der Türkei, wozu es allerdings keiner Conferenz bedurfte. Zunächst haben in Berlin blos die Sachverständigencommissionen getagt, die diplomatischen Marmorarbeiter, die den Stein behauen, den dann die Künstler mit dem Geiste der Cabinete beseelen.

Die Vorgänge in Frankreich sind wohl geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit, besonders in Deutschland auf sich zu lenken. Thatsache ist, daß die Republik sich consolidirt, und zwar nicht die Republik von Thiers, die Republik faute de mieux, die Opportunitätsrepublik, sondern diejenige der Republikaner, diejenige, die officiell an den Bastillensturm, an die Zeit der ersten Französischen Revolution anknüpft. Das Fest vom 14. Juli mit seiner Fahnenweihe soll diese Republik sanctioniren. Gambetta, der bei Grévy die allgemeine Amnestie durchgesetzt hat, der die vom Ministerium Freycinet eingebrachte Vorlage in der Deputirtenkammer glänzend vertheidigte, sodaß seine von den republikanischen Blättern bewunderte Rede die Annahme derselben am 22. Juni durchsetzte, ist jetzt, trotz der Angriffe der weiter gehenden Intransigenten, die er als Anwalt der allgemeinen Amnestie zum Theil entwaffnet hat, der Mann des Tages, und er dürfte bei dem Feste vom 14. Juli die Stelle etwa einnehmen, wie sie Robespierre beim Feste des höchsten Wesens einnahm. Damals war Robespierre freilich Dictator, die Republik hatte keinen Präsidenten, aber der Schatten Grévy's wird nicht allzu verdunkelnd auf Gambetta fallen. Es ist ein Höhepunkt für ihn erreicht: um sich auf demselben zu behaupten, um innere Gegnerschaft lahm zu legen, gibt es ein glänzendes Mittel: den Revanchekrieg, der aber neben der Wiedereroberung der verlorenen Provinzen gewiß die republikanische Propaganda auf seine Fahne schreiben würde. Hat doch Gambetta selbst in Belleville der neuen Republik ein Programm gegeben, auf welchem nicht blos die Bürgerrechte, sondern auch die Menschenrechte stehen. Wir wissen nicht, ob die großartige Organisation der französischen Armee vollendet ist, ob das Nationalfest im Juli auch hier gewissermaßen den Schlußstein legen soll: doch Gambetta ist ein Opportunist und Diplomat bisher nach außen wie in der innern Politik gewesen: hat er die Consolidation der Republik erreicht, so wird seine Politik gewiß bald ein anderes Gesicht annehmen. Zwar gibt es noch immer zersetzende Elemente im Innern: die klerikale Partei, aufs äußerste gebracht durch die Ferry'schen Gesetze, wird den Culturkampf aufs äußerste führen; keine der Congregationen hat bisher die staatliche Anerkennung nachgesucht, und doch steht der 29. Juni, der Ausführungstermin der Märzdecrete, vor der Thür. Einer der größten klerikalen Fanatiker, Bischof Freppel, ist am 7. Juni in Brest zum Deputirten gewählt worden. Die Radicalen haben in Lyon Blanqui gewählt; doch die Feier zu Ehren der erschossenen Communards hat in jeder Hinsicht einen kläglichen Verlauf genommen; die Wahl Léon Say's zum Präsidenten des Senats ist ebenfalls ein Triumph des Cabinets Freycinet. Mögen daher auch die Sammlungen der Legitimisten und sonstige Demonstrationen zu Gunsten des Königs Heinrich V. ihren Fortgang nehmen: die Befestigung der republikanischen Zustände ist so weit vorgeschritten, daß Frankreich jetzt wieder seinen Blick nach außen richten, wieder die Rolle einer Großmacht spielen kann.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Vorschläge für neue Ausgrabungen in Aegypten.

Von

Georg Ebers.

I.

Der jüngsterfolgte Regierungswechsel in Aegypten hat bedeutende Umgestaltungen auf vielen Gebieten des Lebens zur Folge gehabt. Der neue Leiter des Nilthales mußte vor allen andern Dingen bestrebt sein, und ist auch in der That ernstlich bemüht, die durch seinen weder trägen noch geistlosen, aber verschwenderischen Vater geschaffenen finanziellen Schwierigkeiten zu beseitigen, und durch weise Sparsamkeit den erschütterten Credit seines Landes neu zu befestigen. Diese Bestrebungen tragen schon jetzt gute Früchte. Eine reiche Korn- und Baumwollernte hat, wie dem Verfasser von einem der bedeutendsten europäischen Großhändler in Alexandria geschrieben wird, in jüngster Zeit ganze Districte, welche der Verarmung anheimgefallen zu sein schienen, mit neuem Wohlstand gesegnet, und in einer Reihe Jahren wird Aegypten vielleicht wieder unter den reichsten Ländern der Erde genannt werden.

Wie häufig im Verlauf seiner Geschichte ist dieser wunderbare Boden ausgesaugt worden bis zur Erschöpfung, und wie schnell gelang es jeder neuen verständigen Regierung, die blutlosen Adern und gelähmten Nerven des gemishandelten Körpers mit neuem Blute und mit frischer Spannkraft zu erfüllen. Als nach dem Aufstande des Achilleus gegen Diocletian trotz der furchtbaren Drangsale, denen das Land ausgesetzt gewesen war, es doch nicht an Geld in Aegypten fehlte, ließ der Kaiser nach den alchemistischen Büchern suchen, in denen gelehrt ward, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, und Suidas theilt das von Johannes von Antiochien aufgezeichnete Gerücht mit, die Bewohner des Nilthales hätten die Kunst verstanden, Gold, soviel sie nur brauchten, zu machen.

Wir kennen jetzt die Stoffe und Kräfte, mit deren Hülfe dies Wunder auf natürlichem Wege gelingt: es sind die wundervoll fruchtbaren, durch ihren Nil bewässerten und gedüngten Aecker des Landes, und der geduldige unermüdliche Fleiß jener Bauern, welche die freien, sich schwer an die Scholle bindenden Araber mit Geringschätzung Fellachen oder Pflüger benannten.

In derselben Weise, wie uns zahlreiche Darstellungen auf den Wänden der Gräber diese geduldigen Landleute zeigen, so sind sie auch heute noch thätig, und

die reiche Gaben austheilenden Hände des Stromes, von denen die altägyptischen, an den Nil gerichteten Hymnen singen, sind gegenwärtig noch ebenso voll von Geschenken wie vor Tausenden vor Jahren und zu der Zeit, in welcher man zu Ostia und Byzanz mit Spannung auf den Ausfall der Ernte am Nil wartete. Ja es haben sich die Erträge des ägyptischen Bodens beträchtlich gesteigert, seitdem neben den alten Producten im Delta die Baumwolle auf weiten Flächen und im obern Lande das Zuckerrohr im Großen und mit glücklichem Erfolge gezogen wird. Noch einige Jahre der Sparsamkeit, noch einige günstig verlaufende Ueberschwemmungen und gute Ernten, und es kann wohl geschehen, daß auf die letzten magern fette Jahre folgen und das verschuldete Aegypten seinen alten Wohlstand zurückgewinnt. Die Sparsamkeit, welche der Chedîw Tanfîk sich auferlegt, ist lobenswerth, nothwendig, und nur um einiger durch sie bedingter Einschränkungen willen mit Recht zu beklagen.

Jetzt haben die Ausgrabungen, welche Mariette-Pascha mit so viel Eifer, Glück und Geschick auf Kosten des verjagten Chedîw Ismail 20 Jahre lang geleitet hatte, eingestellt werden müssen, und weil die Schuldenlast, die der Sohn von seinem Vater übernehmen mußte, ungeheuer ist, so darf kaum erwartet werden, daß sich Tanfîk in den nächsten Jahren in der Lage befinden wird, Geldmittel für neue Ausgrabungen anzuweisen. An Interesse für das ägyptische Alterthum fehlt es ihm nicht, denn solches hat der vortreffliche Mariette, welcher mit großer Liebenswürdigkeit und Ueberredungskunst seine eigene Begeisterung auch auf andere zu übertragen versteht, nicht nur in seinem Vater, sondern auch in ihm von seiner Kindheit an wach gerufen, und es ist darum nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß Tanfîk europäischen Gesellschaften, welche in seinem Lande Ausgrabungen auf ihre eigenen Kosten zu unternehmen wünschen sollten, kein Hinderniß in den Weg legen, sondern förderlich zur Seite stehen würde. Solche Förderung, welche in Aegypten mehr zu bedeuten hat als in andern, den individuellen Bewegungen der Unterthanen einen freiern Spielraum gewährenden Ländern, würde durch gewisse Concessionen, namentlich durch die freiwillige Abtretung eines Theiles der zu hebenden Schätze an das unter dem Chedîw Ismail durch Mariette's Eifer und Geschick zu außerordentlich hoher Bedeutung gelangte Museum ägyptischer Alterthümer in Bulak.

Wenn eine, so ist unsere Zeit reich an glücklichen Ausgrabungen gewesen, und Deutsche sind neben ihren britischen Brüdern bei diesen Bestrebungen allen andern Nationen vorangegangen. Wenn die Arbeiten von Olympia keine weitere Ausbeute verheißen oder sonst neue Mittel für ähnliche Zwecke flüssig werden, so sollte man nicht zuletzt daran denken, sein Augenmerk auf die vom Sande der Wüste verwehten Trümmerstätten Aegyptens zu richten. Ist nur die Einwilligung des Chedîw zu erlangen, so wird es nicht an reichem Lohn für die aufzuwendenden Kosten und Mühen fehlen. Zu dieser Erwartung berechtigen alle frühern Unternehmungen gleicher Art auf ägyptischem Boden.

Es ist bekannt, daß bei dem Heerzuge des Generals Bonaparte an den Nil Gelehrte und Künstler die Bataillone der Republik begleiteten, und keinem andern Umstande dankt es Frankreich, daß dies fehlgeschlagene Abenteuer ihm dennoch

reiche Ehren eintrug; erwarb es doch durch die mehr gegen England als den Mamlukenstaat gerichtete Argonautenfahrt das Recht, sich den Wiedererwecker des ägyptischen Alterthums zu nennen. Beim Graben einer Schanze ward das merkwürdige Denkmal freigelegt, durch welches die Entzifferung der Hieroglyphen möglich wurde; ein französischer Ingenieuroffizier rettete es, und obgleich der berühmte Schlüssel von Rosette infolge der Wechselfälle des Krieges statt nach Paris nach London gelangte, woselbst er heute noch aufbewahrt wird, so war es doch eine französische Hand, welche mit ihm den Schrein eröffnete, der das Geheimniß der ägyptischen Schrift und Sprache so lange den Blicken der Welt entzogen hatte. In dem großen und edeln Werke der „Description de l'Egypte" setzte Frankreich seinem Feldzuge an den Nil ein unvergängliches Denkmal; aber denjenigen, welche die dem ägyptischen Alterthum gewidmeten Tafeln herzustellen und zu behandeln hatten, fehlte die Kenntniß der noch unentzifferten Hieroglyphenschrift, und so kommt es, daß die „Description de l'Egypte" zwar reich ist an malerisch wirksamen und für den Kunsthistoriker brauchbaren Abbildungen der am Nil erhaltenen Denkmäler, daß aber die Copien von hieroglyphischen Inschriften, welche sie enthält, oft schwer und gewöhnlich gar nicht benutzbar erscheinen. Die französischen Gelehrten fanden eine reiche Mine noch völlig unberührt, und haben auch die zu Tage liegenden Adern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ausgebeutet, aber eben nur diese.

Mehr als vier Jahrzehnte später sandte Friedrich Wilhelm IV. eine friedliche Expedition nach Aegypten, stellte R. Lepsius an ihre Spitze, und dieser, mit der Hieroglyphenschrift und dem ihr zu Grunde liegenden Idiom wohl vertraute, ebenso gelehrte als energische, ebenso umsichtige als unermüdliche Mann wußte die Geschicklichkeit der ihm folgenden Architekten, Maler und Former so weise und kräftig auszunutzen, den guten Willen der Regierung Mehemed-Ali's so klug im Interesse seines Unternehmens lebendig zu erhalten und zu verwerthen, daß er zu Resultaten gelangte, welche in archäologischer und sprachlicher Hinsicht diejenigen der französischen Expedition himmelweit überbieten. Das auf Kosten des preußischen Staates nach seiner Heimkehr von ihm herausgegebene Denkmälerwerk ist das größte und reichhaltigste jemals von einem einzelnen zusammengetragene Corpus inscriptionum. Es enthält neben den landschaftlichen Abbildungen der wichtigsten Trümmerstätten ausgezeichnete Risse und Pläne der bedeutendsten Bauwerke aus der Pharaonenzeit und außerdem auf mustergültigen, zum Theil farbigen Blättern sorgfältige Nachbildungen der die Wände der Gräber zierenden Gemälde und der schönsten plastischen Werke, welche die Expedition auffand. Aber die Bedeutung dieser unübertroffenen Tafeln tritt weit zurück hinter der des größten, das ist des rein inschriftlichen Theils dieses Werkes. Dem Kunsthistoriker bringt es zu den Zeichnungen in der „Description de l'Egypte" willkommene Ergänzungen, für den sprach- und geschichtsforschenden Aegyptologen aber ist es das unentbehrlichste von allen Fundamentalbüchern. Dazu ist die in chronologischer Folge vorgenommene Anordnung des überreichen Stoffes eine so glückliche, klar und sorgfältig durchgeführte, daß sich jede neuentdeckte Inschrift leicht in den Rahmen dieses Buches fügt, welches nicht nur wegen seines äußern Umfanges ein

Riesenwerk genannt zu werden verdient. Friedrich Wilhelm's IV. Interesse an Aegypten war ein vorwiegend ideales, romantisches, aber seine Aussendung der von Lepsius geleiteten Expedition hat der Wissenschaft sehr reale Früchte getragen und gereicht ihm zu großem Ruhm. Ohne das erwähnte, von Deutschen geschaffene Denkmälerwerk kann kein ägyptologisches Buch geschrieben werden, und seiner gedenkend, erheben in vielen Schriften französische Fachgenossen laute Anklagen gegen ihre Regierung, welche, indem sie mit den Mitteln zur Ausbeutung des von Frankreich erschlossenen ägyptischen Alterthums kargte, Preußen die Möglichkeit offen ließ, den Ruhm an sich zu reißen, die Welt zum ersten mal mit den wichtigsten, auf den Denkmälern am Nil enthaltenen inschriftlichen Schätzen bekannt zu machen.

Dieser Ruhm ist unser Eigenthum; einzelne deutsche Regierungen haben ihn auch durch Unterstützung reisender Gelehrter und die Herausgabe ihrer Werke zu erhalten und zu erhöhen versucht; jetzt aber scheint die Zeit gekommen zu sein, ihn zu verzehnfachen. Es gilt nur, die Mittel zu einer Ausgrabungsexpedition auf ägyptischem Boden zusammenzubringen und den Chedîw Taufîk zu veranlassen, ihre Arbeiten zu dulden und zu fördern. An tüchtigen deutschen Aegyptologen, welche sich mit Freuden den zu bezeichnenden Aufgaben unterziehen würden, fehlt es nicht, und wie groß die Aussicht auf guten Erfolg genannt werden muß, dafür spricht zur Genüge der Umstand, daß kein fleißiger, aufopferungsfähiger und gut vorbereiteter Gelehrter bisher an den Nil gezogen ist, ohne in seiner Mappe wichtige Dinge nach Hause gebracht zu haben.

Bescheiden waren die Mittel, mit denen Champollion, Rossellini, Brugsch und Dümichen an den Nil zogen, und wie viel Bedeutendes haben sie gefunden! Lepsius, dem sich der wiener Aegyptologe Reinisch angeschlossen hatte, reiste auf eigene Gefahr und Kosten, als er das epochemachende dreisprachige Decret von Kanopus zu Tanis entdeckte; ebenso der Schweizer E. Naville und Vicomte de Rougé mit seinem Sohn. Mariette unternahm seine ersten Ausgrabungen als ein schlichter Gelehrter, der nach Aegypten gesandt worden war, um für seine Regierung nach koptischen Handschriften zu suchen. Ich selbst mußte behutsam mit meinem Reisegelde wirthschaften, als ich zu Theben die wichtige Inschrift des Amen-em-heb entdeckte und es mir den nach mir benannten medicinischen Papyrus zu erwerben gelang. Burton, Greene und Prisse d'Avennes konnten hier in nicht zu langer Zeit Bände mit mittheilenswerthen Inschriften und Darstellungen füllen, welche ihnen einen geachteten Platz unter den um die Wissenschaft wohl verdienten Männern sichern. Wie reich wurden Vyse und der ihn begleitende Architekt Perring für die Summen und Anstrengungen entschädigt, welche ihnen ihre Ausgrabungen in der Todtenstadt von Memphis gekostet hatten, und die englische Gesellschaft, welche dem Schiffskapitän Caviglia 450 Pfd. St. anvertraute, um den großen Sphinx freizulegen und die Denkmäler in seiner Umgebung zu untersuchen, hat es gewiß nicht bereut, dies Opfer gebracht zu haben.

Sollte sich die deutsche Regierung, sollten reiche Privatleute in unserer Heimat sich entschließen, Ausgrabungen auf ägyptischem Boden vornehmen zu lassen, so würde es sich natürlich zu allererst darum handeln, festzustellen, an welchen Orten man den Spaten einzusetzen habe.

Keines lebenden Menschen Rath fällt mit Hinblick auf diese Frage so schwer ins Gewicht als der Auguste Mariette-Pascha's, eines Mannes, der einen großen Theil seines Lebens den Ausgrabungen von Monumenten aus der Pharaonenzeit gewidmet hat. Bald über kleinere, bald über große Mittel verfügend, bald ganze Tempel freilegend, bald begrenzte Gebiete von versandeten Nekropolen durchwühlend, heute die Denkmäler und Classiker befragend, an welcher Stelle er am sichersten sein könne, wichtige Monumente zu finden, morgen an der Spitze eines Bataillons von Arbeitern ins Feld ziehend, um dem Sande zu Leibe zu gehen und ihm die jahrtausendelang von ihm verborgenen Schätze zu entreißen, hat dieser ungewöhnliche Mann eine nach Tausenden zählende Menge von Denkmälern ans Licht gezogen, errettet, geordnet und in seinem Museum von Bulak aufgestellt, dessen Schöpfer, Leiter und Reorganisator er ist. Der entthronte Chedîw Ismail stand ihm nicht nur mit materiellen Mitteln, sondern auch mit warmer Theilnahme bei seinen Arbeiten zur Seite, und so konnte Mariette Schatz auf Schatz heben und von einer Entdeckung zur andern eilen. In den seinen Feldzügen folgenden Zeiten der Ruhe sorgte er eifrig für die Katalogisirung der ausgegrabenen Monumente, und später auch für die Veröffentlichung der wichtigsten unter den auf ihnen erhaltenen Inschriften. Alles was von einem guten Ausgräber gefordert wird, findet sich in ihm vereint: Umsicht und Thatkraft, Begeisterung für seine Sache, gute Kenntnisse, Klugheit und gewinnende Formen gegenüber der Regierung, auf deren Unterstützung er angewiesen ist, und im Verkehr mit den Arbeitern, bei aller Strenge, wo es noththut, cordiale, heitere Herablassung, eine glückliche Hand, und das, was die Franzosen „avoir le nez'", wir Deutschen aber „eine gute Spürnase haben" nennen.

Wie wichtig eines solchen Mannes Rath für uns wäre, braucht nicht besonders betont zu werden; aber wer Mariette kennt, mußte glauben, daß er jedem, der es wagen sollte, in Aegypten Ausgrabungen vorzunehmen, nicht nur seine geistige Unterstützung versagen, sondern ihm vielmehr hinderlich in den Weg treten werde; denn er hat sich gewöhnt, die am Nil unter dem Sande verborgenen Alterthümer mit ganz eigenen Augen zu betrachten. Sie sind seine lieben Feinde, die sich nur von ihm und seinen Leuten gern aus ihrer Verborgenheit ans Licht ziehen lassen; die Trümmerstätten betrachtet er als seine Domänen, und wie ein Frevler an einem ihm allein zukommenden Rechte erscheint ihm jeder, der es wagt, ein von ihm übersehenes Denkmal am Nil zu entdecken, auszugraben oder zu erwerben.

Selten ist dem Verfasser ein gefälligerer liebenswürdigerer Mann von freundlicherer Gesinnung begegnet; wer ihm aber in das Gebiet greift, als dessen Generalpächter er sich empfindet, gegen den wendet er den Stachel, hat er sich oft unleidlich und bis zur Ungerechtigkeit empfindlich gezeigt; so namentlich gegen meinen vortrefflichen straßburger Collegen Dümichen, nachdem der letztere das Glück gehabt hatte, die von seinen Arbeitern ausgegrabene Tafel von Abydos zuerst zu sehen, zu würdigen und zu veröffentlichen.

Auguste Mariette wird unserm Unternehmen wenig geneigt sein, aber seines Rathes sind wir dennoch gewiß. Schwarz auf weiß liegt er vor mir; denn er hat in jüngster Zeit eine Denkschrift über neue in Aegypten vorzunehmende Aus-

grabungen verfaßt und seine auf vieljährige Erfahrungen beruhenden Vorschläge der pariser Akademie der Wissenschaften zur Kenntnißnahme übergeben.

Die in dieser schönen Arbeit niedergelegte Reihe von Rathschlägen ist, wie sich das von selbst versteht, vortrefflich; aber manche reiche Ausbeute verheißende Stätte läßt er aus unerfindlichen Gründen unerwähnt und die Form, in die er seine Vorschläge kleidet, kann mir nicht zweckentsprechend erscheinen.

Klar und rückhaltslos legt er die auch von uns an andern Stellen hervorgehobene Unmöglichkeit dar, mit Hülfe der bisjetzt den Aegyptologen zu Gebote stehenden theils unvollständigen, theils unzuverlässigen Quellen eine abschließende, einigermaßen zuverlässige Geschichte des Nilthals zu schreiben. Er weist auf die großen Lücken hin, welche es noch auszufüllen, die beklagenswerthen Unsicherheiten, die es zu beseitigen gilt, bevor der Erzähler einer Geschichte der Pharaonen ans Werk gehen kann, ohne befürchten zu müssen, daß ganze Abschnitte, ja selbst die Fundamente seiner Arbeit durch neue Funde erschüttert oder umgestoßen werden müssen. Scharf betont er, daß es bei dem Zustande unserer Quellen von heute immer noch möglich sei, zwei sehr verschiedene ägyptische Geschichten zu schreiben; aber er spricht die Hoffnung aus, daß eine sorgfältige Durchsuchung der Trümmerstätten neue Inschriften und besonders neue Papyrus zu Tage fördern werde, mit deren Hülfe es möglich sein könnte, die Lücken zu füllen und an die Stelle der schwankenden Schatten bleibendes Licht zu setzen. Welche Beiträge neue Ausgrabungen am Nil für die tiefere Erforschung der Religion, der Kunst, des öffentlichen und privaten Lebens, der Schrift und Sprache der alten Aegypter zu liefern vermöchten, wird nur flüchtig erwähnt. Die Geschichte ist es, welche er in erster, zweiter und letzter Stelle ins Auge faßt, und indem er ihrem wahrscheinlichen Verlaufe von Herrschergeschlecht zu Herrschergeschlecht folgt, weist er auf die der Ergänzung und Klarlegung am meisten bedürftigen Abschnitte hin und zeigt, an welchen Orten man am ersten erwarten dürfe, durch eifrige Grabungen Papyrus und Inschriften zu finden, welche für die Lösung dieser, jener oder einer dritten schwebenden Frage das bisher fehlende Quellenmaterial enthalten könnten. Gewiß erheben sich die Hoffnungen des für seine Sache begeisterten Mannes nicht selten zu viel zu hohem Fluge, und es läßt sich schwer mit seinem sonst so kritischen Vorgehen vereinigen, wenn wir ihn die Erwartung aussprechen hören, daß vielleicht auch Denkmäler des Hor-Schesu, d. h. der sagenhaften Vorgänger des Menes, der Heroen der ägyptischen Geschichte, zu finden sein möchten.

Als Mariette seine Denkschrift für die gelehrten Mitglieder des Instituts verfaßte, hätte er wohlgethan, diese über das Ziel hinausschießenden Wünsche zu unterdrücken, und ich meine auch, daß der sonst vorzüglich praktische Mann nicht das Rechte traf, als er seine Ausgrabungsvorschläge in den Rahmen einer zusammenfassenden Erzählung der ägyptischen Geschichte fügte. Wie wenige Gelehrte, welche den ägyptologischen Forschungen nicht gefolgt sind, empfinden genügende Theilnahme für die Geschichte des Pharaonenreiches, um sich eingehender mit ihr beschäftigen zu mögen, und wer diesen Dingen fern steht, ja wer nicht gründlich mit ihnen vertraut ist, dem wird es, auch wenn er völlig von der Berechtigung der Mariette'schen Wünsche überzeugt sein sollte, sauer fallen, aus seiner um die geographische

Lage der zu durchwühlenden Trümmerstätten unbekümmerten Denkschrift herauszulesen, wo denn eigentlich die Ausgrabungen unternommen werden sollen. Darum halte ich die Form, in welche mein berühmter College seine Vorschläge kleidet, für verfehlt, diese Vorschläge selbst sind aber so vorzüglich, daß es unklug wäre, sie unberücksichtigt zu lassen. Freilich halte ich von dem Mariette'schen Mémoire nichts fest als die für Ausgrabungen geeigneten Orte, und führe sie in geographischer Folge und in meiner Weise denen vor, deren Interesse ich für diese Angelegenheit zu gewinnen wünsche und hoffe. Ich erlaube mir auch, zu den Mariette'schen Wünschen meine eigenen zu fügen.

Im äußersten Nordosten des Landes will ich meine Wanderung beginnen, sodann zu zeigen versuchen, daß das Delta und die in ihm befindlichen Trümmerstätten das Hauptfeld unserer Thätigkeit bleiben sollten, und nach einer Reise von Ort zu Ort Mariette's Vorschläge für Grabungen in Memphis und Oberägypten mittheilen.

Der Berg Kasios (το κάσιον ὄρος)*), auf den Mariette hinzuweisen versäumt, liegt zwischen der alten syrisch-ägyptischen Grenze, dem biblischen Flusse Aegyptens**) und der nördlichen Mündungsstelle des Lesseps'schen Suezkanals am Strande des Mittelmeeres. Er erhebt sich auf einem Vorgebirge der schmalen Landnehrung, welche den mit Salzmassen angefüllten Sirbonissee vom Meere trennt, und hat im Alterthum den vielerwähnten Tempel des kasischen Baal, den die Griechen Zeus Kasios nannten, getragen. Herodot, Polybius, Diodor, Strabo und viele spätere Autoren reden von dieser Höhe, und das Heiligthum, welches sie trug, darf zu den berühmtesten phönizischen Cultusstätten gezählt werden. Noch in später römischer Zeit war es besucht, und da hier Seefahrer und Reisende, welche die von Asien nach Afrika führende Heerstraße passirten, die sich auf der erwähnten Landnehrung hinzog, am häufigsten ihre Andacht verrichteten, so darf vermuthet werden, daß manche Votivgabe mit und ohne Inschrift in ihm niedergelegt worden sei. Einiges Mauerwerk und eine verschüttete Cisterne bezeichnen die Stelle, auf der das berühmte Heiligthum gestanden. Noch niemals sind hier Grabungen oder eingehendere Untersuchungen vorgenommen worden, und doch darf man an dieser Stelle, wenn auch nicht die einen Granatapfel in der Hand haltende Statue des Gottes, aber doch phönizische und vielleicht sogar zweisprachige, semitisch-ägyptische, griechische und römische Inschriften unter dem Sande zu finden erwarten. Es wäre seltsam, wenn nicht z. B. Hadrian's Besuch des Kasios durch eine Inschrift verewigt worden wäre. Spartian erzählt, daß dieser Weise, dieser Sophist und mystische Grübler im Purpur, dessen Seele auch romantischen Regungen offen stand, den kasischen Berg bestiegen habe, um die Sonne auf seinem Gipfel aufgehen zu sehen.

Aber wenn selbst keine monumentalen und inschriftlichen Funde hier zu machen wären, so würde sich eine Untersuchung dieser Gegend lohnen, und zwar besonders

*) Heute el-Kas oder el-Katîjeh genannt und auf dem Ras oder Cap el-Kasrûn gelegen.
**) Heute Wadi el-Arîsch.

mit Rücksicht auf die von Schleiden und Brugsch mit Wärme verfochtene Ansicht, die ausziehenden Juden wären zunächst auf der großen zwischen dem Mittelmeer und dem Sirbonischen See sich hinziehenden Heerstraße nach Palästina gewandert und hätten dann beim Mons Kasius die Richtung ihres Weges verändert, um sich nach Süden zu wenden. Der Pharao und sein Heer würde nach ihnen ein Opfer jener Barathra oder Moraſtgruben geworden sein, welche auch ein nach Aegypten marschirendes Heer des Artaxerxes verschlungen haben sollen. Wir wissen, daß sich die große Heerstraße auf der zwischen dem Meere und dem Sirbonischen See gelegenen Landstraße hinzog. Wenn nun heftige Südwinde den Staub der Wüste in das salzige mit Sumpfpflanzen angefüllte Wasser des Sees geweht hatten, so soll sich seine Oberfläche mit einer schwimmenden Sandkruste bedeckt haben, die dem festen Lande täuschend ähnlich sah und wie morsches Eis unter denen zusammenbrach, welche unglücklich genug waren, sie zu betreten. In dem tiefen Schlamme des langgestreckten Sumpfgewässers kam jeder ums Leben, den dieses Schicksal ereilte.

Heute ist der Sirbonische See zum größten Theile versandet und wird nur von Beduinen besucht, welche die Natronablagerungen an seinen Rändern loshacken, reinigen und auf dem Rücken ihrer Kamele in den Handel führen. Den Gelehrten der französischen Expedition verdanken wir die kartographische Aufnahme der Landschaft, in der er liegt; aber es fehlt noch völlig an einer genauen wissenschaftlichen Untersuchung dieses merkwürdigen Küstenstrichs, der dadurch, daß man ihn zum Schauplatz von wichtigen biblischen Ereignissen machen will, ein neues Interesse gewinnt. Den Gründen, welche namentlich Brugsch veranlassen, das Schilfmeer der Heiligen Schrift nicht im Rothen Meere, sondern im Sirbonischen See wiederzuerkennen, stehen andere schwerwiegende Gründe gegenüber, und die seinen haben mich darum nicht zu überzeugen vermocht; sie sind aber keineswegs ohne weiteres von der Hand zu weisen, und diese für die biblische Geschichte und Geographie so wichtige Frage wird erst entschieden werden können, wenn das zwischen dem alten pelusinischen Nilarm und dem Kasischen Meere gelegene Küstengebiet genau durchforscht sein wird.

Die mit dieser Aufgabe betraute Commission wird auch die Tell el-Hêr genannte Fläche weiter nach Westen hin eingehend zu untersuchen haben. Lepsius glaubte — und wol mit Recht — in ihr die Stelle erkennen zu dürfen, auf der Abaris, das befestigte Lager der semitischen Eindringlinge, gestanden hat, welche unter dem Namen der Hykſos bekannt sind. Um 2000 v. Chr. bemächtigten sie sich des Pharaonenreiches, um es, während die einheimischen Könige im Süden des Landes fortregierten, fast 500 Jahre lang zu beherrschen. Bei diesen Arbeiten wird man auch versuchen müssen, die Stätte wiederzufinden, auf der einst die alte berühmte Hafenstadt und Festung Pelusium, „der Schlüssel Aegyptens“, gestanden.

Gosen und Tanis. Eine nach Westen gerichtete Wanderung von wenigen Meilen führt uns in die Landschaft, welche der Pharao den Kindern Israels zur Wohnung angewiesen haben soll. Es ist unternommen worden, den Aufenthalt

der Hebräer in Aegypten und den Auszug derselben aus dem Gebiete der Geschichte in das der Sage zu stoßen; aber gerade diesen Versuchen gegenüber kommt es recht deutlich zur Erscheinung, daß Ueberkrittelei ebenso sicher zu Irrthümern führt wie mangelnde Kritik. Wohl ist die Legende thätig gewesen, die Befreiung des auserwählten Volkes in ihrer Weise auszuschmücken; wir haben jedoch nicht allein den Namen Gottes, sondern auch die Namen der Städte, in denen später die Juden zu Zwangsarbeiten angehalten worden sind, auf den Denkmälern wiedergefunden. Berichte von ägyptischen Beamten über die Leistungen eines in der Stadt Ramses Frondienst leistenden Fremdvolkes, dessen Namen kaum für einen andern als den der Hebräer gehalten werden darf, blieben erhalten, und die in Gosen gefundenen mit Stroh vermischten Ziegel, welche den Namen des Pharao der Bedrückung tragen, können recht gut von den Juden verfertigt worden sein. Der von den Griechen Tanis, von den alten Aegyptern Zān und von den Arabern San genannte Ort ist das biblische Zoan, in dem Moses seine Wunder vor dem Pharao verrichtet haben soll, und zu gleicher Zeit derjenige feste Platz, welcher im Exodus Ramses heißt, den die Denkmäler aber, nachdem der große Sohn des Seti ihn zur Residenz erhoben und mit Tempeln und andern Bauten geschmückt hatte, die Ramsesstadt nennen.

Große Mengen von gewaltigen und in buntem, malerischem Gewirr neben- und übereinanderliegenden Trümmern bedecken die Fläche, auf der einst diese berühmte Stadt gestanden hat. Am Abhange von Hügeln sieht man die Fundamente der zerstörten Wohnhäuser des von der Erde verschwundenen Ortes in der Ebene liegen. Statuen von hartem Stein, Stelen, Kapellen, Architravfragmente sowie nicht weniger als elf zerbrochene Obelisken liegen offen zu Tage, und wie viele Monumente muß gerade hier noch heute der Boden verbergen! Dennoch ist diese Stätte niemals mit erschöpfender Gründlichkeit untersucht worden; denn sie liegt weit ab von der betretenen Touristenstraße, ist nur schwer und in höchst unbequemer Weise zu erreichen und die Unterkunft, welche der reisende Europäer in dem Flecken San findet, ist entsetzlich. Ich habe einige Tage lang unter dem Dache des Achmed Bachschîsch, des Hetmans der Fischerei auf dem an geschuppten und gefiederten Bewohnern überreichen Menzalehsee, ohne zu klagen „mancherlei Leiden erduldet"; aber der Empfehlungsbrief, welcher mir Unterkunft im Hause dieses Mannes verschaffte, enthielt zugleich, wie ich später erfuhr, die strenge Weisung, mich weder graben noch Papierabdrücke nehmen zu lassen. Ein Beamter Mariette's hatte ihn in seinem Namen geschrieben, und wenn mein berühmter College auch besser gethan hätte, mir schon zu Bulak zu sagen, was mir in San bevorstünde, so kann ich ihm doch nicht zürnen; denn gerade zu Tanis waren ihm deutsche Aegyptologen (A. Lepsius, dem sich der Wiener Reinisch angeschlossen hatte) ins Gehege gekommen und hatten auf einem der von ihm freigelegten, aber übersehenen Denkmäler die zweisprachige Inschrift entdeckt, welche unter dem Namen des Decrets von Kanopus eine so große Wichtigkeit und hohe Berühmtheit erlangen sollte.

Freilich hatte auch Mariette vor unsern Landsleuten gerade hier bei seinen Grabungen Monumente von unschätzbarem Werthe zu Tage gefördert.

Leider sah er sich verhindert, seine Arbeiten in San zu Ende zu führen, und

darum fordert er in seiner Denkschrift besonders lebhaft auf, sie von neuem in Angriff zu nehmen, jeden Stein unter den Trümmern von Tanis umzukehren und keine unter den vielen hier zu findenden Inschriften uncopirt zu lassen.

In der That darf gerade an dieser Stelle mit großen Hoffnungen ans Werk gegangen werden, denn Tanis war die Residenzstadt der Hyksoskönige, und zu San hat man jene merkwürdigen Sphinxe gefunden, welche den letztern ihren Ursprung verdanken. Diese aus hartem Stein gehauenen Mischgestalten zeigen auf ruhenden Löwenleibern Menschenköpfe von höchst befremdlicher, durchaus unägyptischer Bildung. Streng, starr, beinahe roh, schauen starkknochige Antlitze aus den sie umwallenden Löwenmähnen heraus und machen uns nicht nur mit der körperlichen Eigenthümlichkeit der Hyksos bekannt, sondern lehren auch, daß die mit mehr als zweifelhaftem Recht als wilde Zerstörer berüchtigten Eroberer ägyptische Künstler beschäftigt haben, sich von ihnen in der den ägyptischen Bildhauern geläufigen Vortragsweise darstellen ließen und es keineswegs verschmähten, sich ägyptischer Symbole zu bedienen, die Hieroglyphenschrift zu benutzen und sich mit den Titeln der von ihnen verdrängten Pharonen zu schmücken. Die Hyksos, das beweisen schon die bisjetzt in Tanis gefundenen Monumente, haben zwar das Nilthal erobert; doch verfielen sie dem Schicksal aller wenigen vorgeschrittenen Völker, welche hoch cultivirte Nationen unterwerfen. Ihre besondere Eigenart löste sich von ihnen ab und ging verloren, und widerstandslos mußten sie sich der Lebens-, Denk- und Kunstweise ihrer Knechte fügen. So kam es, daß von den geistigen Errungenschaften des Pharaonenvolkes unter den Hyksos wenig oder gar nichts zu Grunde ging. Die stilistische Eigenthümlichkeit aller Werke der Sculptur und Architektur, welche kurz nach ihrer Vertreibung entstanden sind, schließen sich so eng an diejenige der vor ihrem Einfall vollendeten, als wenn sie den gleichen Künstlern ihren Ursprung verdankten, und daß auch die Wissenschaft unter den Eindringlingen wenig beeinträchtigt fortzuschreiten vermochte, das beweist der im British Museum aufbewahrte und von Eisenlohr herausgegebene Papyrus, von welchem wir durch ein von L. Stern zuerst gewürdigtes Denkmal in Berlin erfahren, daß er unter dem Hyksoskönige Apophis verfaßt worden sei.

Späte Generationen werden es dem Deutschen Reiche danken, daß es durch Grabungen zu Olympia alles ans Licht zog, was sich an Kunstwerken auf der Centralstätte des festlichen und religiösen Lebens der Hellenen erhalten hat, und doch sind die unter den Trümmern von Tanis zu erwerbenden Ruhmestitel nicht viel geringer anzuschlagen. Oder ist es nichts Großes, die Geschichte der Menschheit zu verlängern, indem man diejenige des Volkes klar legt, welches vor allen andern Nationen ein historisches Leben führte, d. h. ein Leben, dem das bloße Ringen um das Dasein Zeit genug übrigläßt und sich schon eine genügende Fülle idealen Sinnes regt, um große Werke herzustellen, welche die Folgegeschlechter an ihre Personen, ihre Geschicke und ihre Machtfülle durch Bild und Schrift erinnern sollen? Was waren die Hyksos vor Mariette's ersten Ausgrabungen, als ein Name, an den sich verschwommene und unrichtige Vorstellungen knüpften? Und jetzt? Als habe der Wink eines Zauberers sie gezwungen, ihren Gräbern zu entsteigen, sehen wir sie mit leiblichen Augen vor uns. Inschriften und Papyrus

geben uns die Möglichkeit an die Hand, sie von dem Schimpf zu erlösen, mit dem der Haß der Aegypter diejenigen zu beflecken liebte, welche sie gezwungen hatten, ihr Joch zu tragen, und es eröffnet sich die Aussicht, noch genauere und sicherere Kunde über sie zu erwerben.

Aber noch Größeres stellen neue Grabungen zu Tanis in Aussicht. Der Psalmist sagt, hier sei es gewesen, wo Moses seine Wunder verrichtet habe vor Pharao, Bibel und Denkmäler lehren, daß hier und zu Pithom die Hebräer für den Pharao Zwangsarbeiten zu verrichten gezwungen worden wären. Niemand bezweifelt mehr, daß diese Stelle des Delta in der Pharaonenzeit von semitischen Elementen völlig erfüllt war; ich habe es selbst, und später hat es H. Brugsch eingehend erwiesen, und darum unterliegt es keiner Frage, daß unter allen Trümmerstätten in Aegypten die von San diejenige ist, auf und in der man am ersten erwarten darf, Monumente zu finden, welche sich auf die im Exodus geschilderten Ereignisse beziehen. Die Aegypter verewigten niemals ihre Niederlagen, aber oft haben unscheinbare Notizen ein neues Licht über ganze Epochen verbreitet, und es ist sehr möglich, daß zu Tanis das unanfechtbare, bisjetzt fehlende Wort gefunden wird, welches die Geschichtlichkeit des unausgeschmückten Kerns der biblischen Erzählungen vom Aufenthalt der Kinder Israel in Gosen und ihrer Vertreibung außer jeden Zweifel setzt.

Tanis ist noch niemals mit erschöpfender Gründlichkeit untersucht worden; und doch verdankt ihm die Wissenschaft eine Reihe von geradezu unschätzbaren Geschenken: die Hyksosdenkmäler, mehrere Monumente, welche lehren, daß hier thatsächlich der Gott Seth, welchen die Eindringlinge an die Stelle ihres Baal und an die Spitze aller andern ägyptischen Götter setzten, auch von legitimen Pharaonen verehrt worden sei, für den Kunsthistoriker wichtige Statuen, bei denen sich an den Gewändern die bunte Färbung erhalten hat, die schon erwähnte dreisprachige Tafel von Tanis, die Lepsius, ohne zu graben, unter der Menge der vorhandenen Trümmer entdeckte, und endlich die berühmte Stele mit der vierhundertjährigen Aera. Alle andern Inschriften sind nach dem so und so vielten Jahre eines bestimmten Königs datirt, diese aber bezieht sich zurück auf einen Pharao, der 400 Jahre vor ihrer Herstellung lebte und unter dessen Regierung ein Epochenjahr fiel, welches wichtig genug erscheinen mußte, um es zum Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung zu machen. A. Wiedemann hat dieses Monument jüngst in scharfsinniger Weise verwerthet, und vielleicht sind noch andere Aufschlüsse zu erwarten, wenn neue Ausgrabungen das von der berühmten Tafel abgebrochene Stück zu Tage fördern sollten. Mariette nimmt sich vor, nach ihm mit besonderm Eifer zu suchen und dem im Osten des größern zerstörten Tempels befindlichen hoch aufgethürmten Gehäuf von granitenen Trümmern die schärfste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er weist auch auf die unweit von Tanis gelegenen Gräberstätten von Tell Daphane und Tell Dibgo hin, welche noch niemand genau untersucht hat und in denen man mit gutem Grunde Inschriften, und sollte es an solchen fehlen, Reste von bestatteten Hyksos zu finden erwarten darf. Bei dem gegenwärtigen Stande der fortschreitenden kraniologischen Wissenschaft könnte durch eine Reihe von hier zu entdeckenden Hyksosschädeln die Frage nach der ethnographischen Stellung

der Eindringlinge ihrer Lösung nahe gebracht werden. Wünschenswerth würde es sein, wenn gerade hier ein Welcker oder seinesgleichen zu den Ausgrabern stoßen wollte, denn ich selbst habe die von Mariette zuerst hervorgehobene Thatsache völlig bestätigt gefunden, daß die Gesichter vieler Bewohner des Menzalehsees denen in überraschender Weise gleichen, welche die Hyksossphinxe zeigen. Auch einem Zoologen und Botaniker würde hier manches Neue begegnen, denn das genannte Binnengewässer gehört zu den mit Geflügel und Fischen, welche letztere größtentheils ein echt afrikanisches Gepräge zeigen und denen im Senegal gleichen, am reichsten gesegneten auf der Welt. Die Archäologen der Expedition können auf den Inseln im Menzalehsee manchen interessanten Rest aus der Vorzeit, und die Orientalisten in dem benachbarten Damiette viele merkwürdige altarabische Inschriften finden. Ich vermag anzugeben, wo sie solche zu suchen haben.

Es darf freilich nicht verhehlt werden, daß sich Mariette deutschen Ausgrabungen zu Tanis (neben Sakkara, Abydos und der Drah Abu'l-Negga genannten Stelle in der Nekropole von Theben, dem Lieblingsschauplatze seiner Thätigkeit) besonders feindlich entgegenstellen würde; aber es gibt auch noch andere Stellen im Delta, welche die Arbeiten einer Expedition reich zu belohnen verheißen. Sie werden in der Denkschrift unsers berühmten Collegen nicht besonders hervorgehoben; aber dies beweist keineswegs, daß er von ihnen wenig erwartet. Im Gegentheil! Der Landmann zeigt dem Obsthändler gern die guten Bäume im Garten; aber an den allerbesten geht er mit ihm vorüber, weil er ihre Früchte, wenn die Zeit gekommen ist, für den eigenen Tisch (in Bezug auf Mariette der Ruhm des Entdeckers) zu ernten gedenkt. Das französische Mémoire empfiehlt eingehender nur solche Orte, auf die das Auge der Fachgenossen längst gerichtet war, und doch ist es seinem Verfasser ebenso wenig wie mir unbekannt, daß es noch mehrere große Städte im Delta gegeben hat, unter deren Trümmern merkwürdige Denkmäler gefunden worden sind, obgleich man sie niemals mit dem Aufwand größerer Mittel durchsucht hat.

Ich nenne nur Mendes, Saïs, Fakûs und Oniu (ἡ Ονίου) und übergehe die geringere Ausbeute verheißenden kleinern Orte.

Mendes, schon in früherer Zeit eine der angesehensten Culturstätten im Reiche der Pharaonen, bestand blühend fort, bis zum Ende der ägyptischen Geschichte. Nationale Könige standen in ihm gegen die Perser auf, und unter den römischen Kaisern schlug der Gau von Mendes seine eigenen Münzen. H. Brugsch-Bei war der erste, welcher die unter den Trümmern der Widderstadt gefundenen interessanten, und namentlich in mythologischer Beziehung außerordentlich wichtigen Inschriften verwerthete. Sein Bruder Emil hatte sie im Auftrage Mariette's mit andern Schätzen der Erde entzogen und so viel noch Unerforschtes zurücklassen müssen, daß sich unser gelehrter Landsmann veranlaßt sah, den Namen des Ortes, welcher jetzt neben den Resten von Mendes steht, zu verschweigen und seinen Aufsatz über Dad-Mendes also zu beschließen: „Die Leser dieser Zeitschrift wollen mir verzeihen, wenn ich die moderne Bezeichnung dieses Ortes vorläufig unterdrücke. Bei der Abwesenheit des Directors der Ausgrabungen in Aegypten würde die Publicirung

des Namens allein hinreichen, Unberufene zu veranlassen, die freiliegenden Denkmäler den wissenschaftlichen Zwecken ein für allemal zu entziehen." Diesen letztern würden sie, denke ich, erhalten bleiben, einerlei ob sie im Museum zu Bulak oder in einer europäischen Sammlung ihre Aufstellung finden, und darum darf es nunmehr unbesorgt ausgesprochen werden, daß die Stätte, um die es sich handelt, östlich von der aus Mansura nach Simbelaûn führenden Eisenbahn, bei dem heutigen Tmey el-Amdîd, gelegen und immer noch reich ist an unveröffentlichten Monumenten, unter denen einige es vielleicht verdienen, neben der von Brugsch 1875 veröffentlichten wichtigen großen Mendes-Stele genannt zu werden.

Bei meiner zweiten Reise durch das Delta fuhr ich über Mansura, den Nilarm von Damiette hinauf und besuchte das zwei Stunden von der erstgenannten Stadt entfernte Behbît el-Hager mit den Trümmern des zu dem alten Hebt, dem Iseum der alten Römer gehörenden Isistempels. Dieser letztere ward erst unter den Ptolemäern, und zwar ganz und gar aus dem schönsten grauen und rothen Granit errichtet. Wahrscheinlich durch ein Erdbeben ist er wie ein Kartenhaus, an das die Hand seines kleinen Erbauers stößt, in sich zusammengestürzt, und der in der Mitte des alten Tempelhofes sich erhebende Berg von Pfeilern und Quadern, Deckplatten und Architraven, zerbrochenen Steintreppen, an denen die Stufen heute noch hängen, und zertrümmerten Säulen bietet einen außerordentlich malerischen Anblick. Das Bild der kuhköpfigen Göttin hat sich auf vielen Blöcken erhalten.

Unter den Trümmern dieses Tempels gibt es viele schön gearbeitete und sehr eigenthümliche Darstellungen neben weniger bedeutenden Inschriften zu sehen. Diese sollten copirt werden, doch würden wir von Grabungen abzusehen empfehlen, weil wol keine andern als Monumente aus der Ptolemäerzeit zu Behbît el-Hager zu finden sein werden, und man nicht hoffen darf, hier Inscriptionen zu begegnen, die wesentlich von denen abweichen, welche die Wände der wohlerhaltenen Tempel von Dendera, Edfu, Esne und Philä bedecken, die der gleichen Epoche entstammen.

Von dem Behbît el-Hager benachbarten Mansura aus führt die Eisenbahn in wenigen Stunden nach Abu-Kebîr und zu der weiter östlich gelegenen Trümmerstätte Tell Fakûs. Dieser ansehnliche Ruinenhügel bezeichnet den Platz, auf dem das alte Pa- oder Pha-Kôs, die Hauptstadt der arabischen Nomos und des „Gosen" der Bibel, gestanden hat. Die Griechen hießen sie Phokussa oder Phakoëssa, und „Gosen" ist nichts als die hebraisirte Form ihres altägyptischen Namens Kôs. Ich habe vor der Vollendung der Eisenbahn diese Stätte besucht und in meinem „Durch Gosen zum Sinai" über sie gehandelt. Eins der monumentalen Gebäude, von denen sich hier Trümmer erhielten, stammt aus der Zeit Ramses' II., des Pharao der Bedrückung. Auch durch hier unternommene Grabungen darf man wichtige Beiträge nicht nur für die biblische Geschichte und Archäologie zu gewinnen hoffen.

Von Fakûs und Abu-Kebîr aus gelangt man wiederum auf der Eisenbahn nach Kafr ez-Zaijât und von dort aus zu Schiffe auf dem Nilarm von Rosette, an dessen rechtem Ufer es gelegen ist, nach Sâ el-Hager, einem Fellachendorfe, in dessen Nähe sich die Trümmer von Saïs befinden.

Die beiden Scheikhs.

Novelle

von

O. Ernst.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Sommer war dahingegangen mit seinen ländlichen Arbeiten. Nachdem unter Beihülfe einiger zum Begtaschiorden gehörender Jamaks das Korn geschnitten und die Körner von Ochsen, die an einen Drehbaum gefesselt waren, ausgestampft worden, wurde das Feld umgegraben und mit Wassermelonen besäet, die für Herbst und Winter willkommene Kost versprachen. Dann begann man die saftigen Feigen und üppigen Trauben im Garten zu brechen, welche von der alten Negerin zum größten Theil zur Bereitung süßer Scherbets ausgenutzt wurden. Der Sklave verrichtete seinen Antheil an allen diesen Beschäftigungen willig, wenn auch ohne Freude und Lebhaftigkeit, denn seine Lage lastete schwer auf ihm. Der Scheikh war zu gerade und derb, um Costi gegenüber aus seinen endlichen Absichten ein Hehl machen zu können; er steckte seiner Bekehrung unwillig eine Frist, weil es so sein mußte; aber er zog sie selbst nicht in Zweifel, und war entschlossen, sie, wenn nicht mit Güte, so mit Gewalt durchzusetzen.

Das Wesen des jungen Mannes war ihm wohlgefällig, sein Charakter sagte ihm zu; da war es ja wol natürlich, daß er sich diese Gelegenheit, die langjährige Sehnsucht nach einem würdigen Erben seines Amtes und Besitzes zu erfüllen, nicht entgehen lassen wollte. Unablässig webte er an dem Netze, das den Griechen zu fesseln bestimmt war. Abgesehen von seinen heimlichen Manipulationen, zeigte er öffentlich für seinen Sklaven eine nie ermüdende Antheilnahme, bannte ihn an seine Seite, drang fortwährend mit Bemerkungen und Fragen in ihn, beobachtete jede seiner Bewegungen und versuchte, sich seines Willens gänzlich zu bemächtigen. Costi, von dieser Art geistiger Sklaverei mehr gedrückt als von der materiellen, athmete nur in den seltenen Momenten auf, in denen es ihm vergönnt war, mit Mirmah zu sprechen, die immer ein herzliches Wort für ihn bereit hatte, obwol sie ihm in letzter Zeit traurig zu sein schien. Als ihr junger Schützling sie darum fragte, bekannte sie offen, daß ihr Leben in den Sommermonaten gar zu eintönig gewesen sei. Sie und die Mutter wären gern einmal hinüber zu Güliter gefahren; doch bei des Vaters fortwährender Anwesenheit zu Hause dürften sie es nicht wagen,

besonders da Said dem Bruder das Benehmen Abu-Yazid's auf dem Sklavenmarkt in gehässigem Lichte gezeigt und ihn dadurch gegen den Mevlevi mit neuem Groll erfüllt habe.

Seit der Grieche aus Mirmah's Geschichte erfahren, daß sie den Mann kenne, der ihn und seine Schwester hatte kaufen wollen, ließ es ihm keine Ruhe, zu erfahren, ob Abu-Yazid diese letztere erworben. Er wünschte wie Mirmah den Augenblick herbei, in dem es ihr vergönnt sein werde, den Yali am andern Ufer zu betreten, und war nicht wenig erfreut, als eines Morgens im September Tahir-Baba ihn aufforderte, seine Arbeiten in Stall und Garten schnell zu beenden, da er mit dem Scheikh nach dem Schlosse von Rumili-Hissar gehen solle, den dortigen Brüdern unter den Jamaks Dank für ihre landwirthschaftliche Hülfe zu bringen. Es war an einem Sonnabend, dem Tage, an welchem der Mevlevi sich nach Stambul begeben mußte, um dort im Tekkeh vor dem Kanonenthor die frommen Uebungen seiner Derwische zu leiten; kein Zweifel also, daß Dschanfeda und Mirmah einen Ausflug zu Güliter unternehmen würden, die sie allein finden mußten.

Nachdem Costi den kleinen Esel des Scheikhs, der den Stall der Büffelkuh theilte, mit dem kurzbügeligen, höckerigen Sattel versehen und seinem Herrn vorgeführt hatte, setzte sich dieser in stattlicher Tracht auf das schmächtige Reitthier und beauftragte seinen Begleiter, sich an einem der Riemen festzuhalten. Es ging bergab auf holperigem Wege in mäßigem Trabe, und von Zeit zu Zeit lehnte der Scheikh sich wuchtig auf des Sklaven Schulter, mehr um seine Würde zu wahren als aus Unsicherheit. Am Festungsthor der Landseite, das, ganz unzureichend befestigt, sich auf einen Hohlweg, gegenüber schroffen Felsen, öffnete, empfingen ein paar Jamaks den verehrten Obern und führten ihn in den innern Hof, wo zwischen gewaltigen, mit hohen Zinnen versehenen Mauern, an deren Innenseite in schwindelnder Höhe schmale Pfade entlang gingen, sich eine ganze Häusercolonie der erblichen Garnison eingenistet hatte. Nahe dem ungeheuern runden Thurme der Vergessenheit, dessen wuchtige Mauern in vollständig dunkeln Kerkern die unglücklichen politischen Gefangenen umschlossen, für welche der Aufenthalt in den gefürchteten Sieben Thürmen von Yedi-Koulé als eine zu milde Haft betrachtet wurde, stand das steinerne Wachthaus, von Glycinen und Jasmin umrankt, von kleinen Gartenfleckchen umgeben. Davor saßen die lässig gekleideten Jamaks, den Tschibuk im Munde, die Kaffeetasse in der Hand.

Tahir-Baba ward von seinen Untergebenen ehrfurchtsvoll begrüßt und eine Matte vor ihm ausgebreitet, auf die er sich behaglich niederließ. Ein großer Feigenbaum, der aus einer Spalte des Thurmes sproßte, warf seinen unregelmäßigen Schatten auf den Scheikh und die ihn im Kreise umgebenden Begtaschis. Costi war angewiesen worden, den Esel in einiger Entfernung auf eine Stelle zu führen, wo unter altem Geröll und Schutt üppige Disteln wucherten. Von dort aus konnte er in einen zweiten Hof sehen, dessen Mauern nach dem Meere gingen und große Schießscharten zeigten, bei denen unförmliche Geschütze aufgestellt waren. Hinter einem derselben stand ein Dutzend Jamaks mit unangezündeten Lunten und führte unter Leitung eines fremdartig gekleideten Offiziers verschiedene Uebungen im Laden, Richten und Distanznehmen aus.

Es war beinahe Mittag, und vor dem Wachthause rüsteten einige Jamaks ein Mahl. Da gab es Kibabs, am Spieß gebratene Fleischstückchen, Pilav, von zahllosen kleinen Vögeln, den wandernden Sängern, welche sich gelüsten lassen, auf ausgesteckten Leimruthen ermüdet ausruhen zu wollen, umkränzt, Bamias und Tomatengemüse, in Zucker geröstetes Getreide, geronnene Milch, gebackenes, durchzuckertes Gerstenbrot, süßes Khalwa, aus Rosenwasser und Mandeln bereitet, und köstliche Früchte. Es war die Mahlzeit eines großen Herrn, die dort angerichtet wurde, so einfach auch das Zubehör war; denn eine Rohrmatte ersetzte den Tisch, und alle Schüsseln waren von Zinn.

Der Scheikh, der etwas auf gute Tafel hielt, trotzdem sein Orden den Hunger durch Steine stillen zu können meint, warf einen zufriedenen Blick auf die Vorbereitungen zum Mahl und schien erstaunt, daß man ihn nicht zu demselben einlud. Bald zeigte sich indessen derjenige, für welchen es bereitet worden, jener wunderlich in Beinkleider, die vom Knie ab eng waren, in eine anschließende Uniformjacke von dunkelblauem Tuch mit silbernem Halbmond auf der Brust, und eine weite rothe Mütze ohne Turban gekleidete Offizier, der strammen Schrittes von der Umfassungsmauer zum Wachthause zurückkehrte. Nachdem er seine Abwaschung lässig verrichtet und sich auf die Matte gekauert, fiel sein scharfes graues Auge, das in einem schwärzlichen, magern, von dünnem Bart umsäumten Antlitz blitzte, auf den Begtaschi-Scheikh, der jetzt abgewandten Hauptes unter seinem Feigenbaum saß, und sogleich sandte er einen seiner Untergebenen an ihn ab.

„Ibrahim-Agha, Topdschibaschi (Artillerieoberst) von Tophaneh, bittet den würdigen Scheikh, sein einfaches Mahl zu theilen."

Tahir-Baba erhob sich dankend und ging, sich dem Offizier gegenüber langsam auf die Matte niederzulassen. Dann machten sie dreimal in Pausen feierlich das Temenah, den Gruß mit der Hand, und langten, ohne weiter ein Wort zu wechseln, mit den Fingern in die Schüsseln.

Beim Nachtisch erst, als die Jamaks Pfeifen und Kaffee gebracht und im Kreise die Speisenden umstanden, begann der Topdschibaschi zu sprechen, und zwar in einer Weise, wie Costi, der auch etwas näher herangetreten war, sie von Türken noch nicht gehört hatte: mit kurzem, knappem Ton, ohne Umschweife.

„Ihr wundert Euch wol, mich hier zu sehen, Babamon! Mich sandte der Agha-Pascha-Hussein, diese tapfern Jamaks das Zielen und schnelle Feuern zu lehren. Schon nehmen sie es darin mit meinen Topdschis (Artilleristen) in Tophaneh auf."

„Allah ekber! (Gott ist groß)", entgegnete der Scheikh mit leisem Anfluge von Verdruß, „was bringen doch die neuen Zeiten für Umwälzungen! Mit Scimitar und Yatagan ist dieses Land erobert worden; mit steinernen Kugeln wurden die Mauern Stambuls durchlöchert; auf Gabelstöcke legten die tapfern Yenitscheri ihre Musketen und zielten bedächtig, wohin es ihnen gefiel. Jetzt soll das alles anders werden. Schon sind die Topdschis in unanständige enge Gewänder gesteckt, wie Giaurs einexercirt und regen Arme und Beine nur noch gemeinsam im Takt; jetzt sollen auch die Jamaks, die treuen Brüder der Kinder Hadji-Begtasch's, ihre Rechte und Freiheiten verlieren. Sollte wol gar der Hunkiar —

Allah gebe ihm Weisheit! — daran denken, auch die Yenitscheri, welche die Ungläubigen so oft in den Staub geworfen, aus brüllenden Löwen in feige Affen zu verwandeln?"

Des Topdschibaschis tiefliegende Augen sprühten, und er liebkoste höhnisch lächelnd seinen spärlichen Bart.

„Die Wandlung muß schon geschehen sein ohne Sr. Hoheit Willen. Sonst hätten die Yenitscheri auf Morea sich besser gehalten."

Der Scheikh fuhr auf und wollte heftig erwidern. Aber sein Gegenüber blickte ihn so eigenthümlich, so drohend lächelnd an, daß er mit einem „Wallah Bilmem" (Gott weiß es, nicht ich), sich von seinem Sitze erhob und unter den Feigenbaum zurückkehrte. Costi's Gesicht strahlte. Das Wort des schwarzen Ibrahim, das die Janitscharen brandmarkte, war eine indirecte Anerkennung für sein eigenes Volk. Er hätte dem Offizier danken mögen, aber der bemerkte ihn nicht einmal und runzelte die Stirn jetzt so finster, daß man ihm nicht wohl nahen konnte. Er erhob sich und ging zur Eingangsthür des Thurmes der Vergessenheit.

„Besucht Ihr die Gefangenen?" rief Tahir-Baba ihm listig nach.

„Es sind eben keine dort", entgegnete gelassen der andere. „Aber die Kerker werden in Stand gesetzt, und wehe dem, der dort einst Ungehorsam oder Verrath zu büßen hat!"

Mit diesen Worten verschwand er in dem nachtschwarzen Thurm. Als der Scheikh mit seinem Sklaven früher, als beabsichtigt worden — denn Tahir-Baba war durch die Anwesenheit des Artillerieoffiziers in der sonst so patriarchalisch besetzten Festung unangenehm berührt worden — nach dem Tekkeh zurückkehrte, waren die Frauen noch nicht von ihrem Ausfluge heimgekommen, und bei ihrem endlichen Eintreffen empfing sie der Hausherr mit allen Zeichen übler Laune. Emr-Illah, der die Hamms haßte, konnte seine Freude nicht verbergen, als aus dem sonst so stillen Harem des Scheikhs scheltende Stimme ertönte und Neltschüß mit hängender Unterlippe und großen Tropfen auf den schwarzen Backen aus ihrer Küche kam.

Costi, der mit Ungeduld auf Mirmah's Rückkehr gewartet, um über seine Schwester von ihr Nachrichten einzuziehen, fand in der Frühe des nächsten Morgens die junge Türkin in ihrer Laube. Es lag viel Niedergeschlagenheit in ihrem Wesen; ihre Haltung zeigte das dem Griechen so deutlich, wie es ihr Gesichtsausdruck, wenn er diesen hätte beobachten können, nur vermocht hätte. Noch war ihm aber nie vergönnt gewesen, mehr von seiner Freundin zu sehen als ein wenig Stirn und Nase, und seine Phantasie hatte Spielraum genug, das Mädchen, das die erste jugendliche Flamme in ihm entfachte, mit allen Reizen der Schönheit und Anmuth zu schmücken.

Sie kam seinen erregten Fragen zuvor.

„Ich habe deine Schwester gesehen", sagte sie mit gedrücktem Tone; „sie ist seit kurzer Zeit im Hause Abu-Yazid's, und es geht ihr dort wohl."

Der Grieche stieß einen Jubelruf aus und hätte fast Mirmah's unter dem Feridjeh schlaff herabhängende Hand ergriffen; so drängte es ihn, der Freude seines Herzens Luft zu machen.

„Du hast meine kleine Aphroditi gesehen?“ schluchzte er beinahe. „Hast du ihr von mir gesprochen? Denkt sie noch an mich?“

„Ich sah sie keinen Augenblick allein“, entgegnete die Türkin abwehrend. „Wenn du sie klein nennst, so irrt deine Zunge; sie ist eine schlanke Hanum und höher an Gestalt als ich, wie auch schöner an Gesicht.“

„Wie wird sie gehalten?“ rief Costi, ohne auf Mirmah's Bemerkung zu achten.

„Der Scheikh Abu-Yazid, der sich zuerst besonnen, ob er sie trotz ihrer großen Jugend kaufen solle, sieht jetzt in ihr die künftige Tochter“, entgegnete Mirmah kühl. „Im Monat Chaban soll sie mit Abd-ul-Selam, dem Sohne des Hauses, vermählt werden.“

„Von diesem sprachst du mir nie“, rief Costi erregt. „Du kennst ihn, Mirmah? Wird Aphroditi zu der Heirath gezwungen? Muß sie ihren Glauben aufgeben? Sage mir, o sage mir, wie wird ihr Los sein?“

„Du fragst viel auf einmal“, sprach das Mädchen gepreßt. „Eine Giaur darf das Weib eines Rechtgläubigen werden, ohne ihren Irrglauben abschwören zu müssen. Man wird deine Schwester nicht dazu zwingen.“

„Das ist mir ein Trost. Doch sprich von Abd-ul-Selam.“

Mirmah schwieg einen Augenblick, dann sprach sie leise:

„Aphroditi wird als seine Hanum sehr glücklich sein.“

„So ist er liebenswürdig und ihrer werth?“

„Er ist schön und edel wie Ali“, sagte Mirmah überzeugungsvoll.

„Also kennst du ihn genau?“

„Er war der Freund meiner Knospenjahre.“

„Und wird nicht dein Gatte?“ rief Costi unruhig und erstaunt.

„Du vergißt den Zwiespalt unserer Väter“, entgegnete sie ernst. „Doch höre mich jetzt. Ich darf nicht erwarten, in nächster Zeit das Haus Güliter's wieder zu betreten; mein Vater zürnte der Mutter und mir gestern, weil wir dorthin gegangen, und hat streng untersagt, den Besuch der frischen Rose zu empfangen. Der Winter wird mir traurig vergehen, denn unser Harem ist licht- und freudlos. Würdest du, wenn du es vermöchtest, mir eine Gunst erweisen? Allah wird es dir vergelten.“

„Was verlangst du?“ rief Costi mit frohem Eifer.

„Der Vater lobt deine Geschicktheit als Zimmermann. Möchtest du mir nicht in der Nähe des Cypressengehölzes einen kleinen Kiosk bauen, wo ich manchmal verweilen könnte, um mich der weiten Aussicht zu freuen? Ich müßte durch den Garten hingelangen können.“

„Oben am Rinnsal“, rief der Grieche beifällig, „ist ein Platz, wie von Natur geeignet für einen Kiosk. Sei gewiß, Mirmah, in wenigen Tagen wirst du deinen Wunsch erfüllt sehen. Meine Hände sollen fliegen bei dem Werk. Mein Herz ist ja leicht und selig, seit du mir von Aphroditi Nachricht gegeben. Ach, könnte ich nur zu ihr gelangen!“

„Das ist unmöglich“, rief Mirmah entschieden. „Ja, vielleicht eher, wenn du ein Moslem wärest —“

Costi's Züge verfinsterten sich. „Die Panagia beschütze mich vor dem Frevel, um der Schwester willen ein Abtrünniger zu werden."

„Tahir-Baba wird ungeduldig über dein Zögern."

„So mag er die Mishandlungen beginnen", rief stolz der junge Mann, „die er mir zugedacht hat. Vielleicht entreißt mir die Qual eine Blasphemie; aber ich würde sie durch freiwilligen Tod zu sühnen wissen."

„Wie dürftest du wagen, deinen Namen selbst aus dem Buche des Lebens zu löschen! Solcher Frevel ist bei Moslem unerhört —"

Der Grieche beantwortete ihren Vorwurf nicht, denn er wurde vom Scheikh gerufen. Mit dessen Erlaubniß begann er bald nachher den gebrechlichen Bau, den Mirmah ihm aufgetragen. Breter und Bretchen nagelte er zusammen zu einer runden Hütte mit überhängendem Dach; es gab sogar eine Fensteröffnung in der Wand, welche nach dem Bosporus hinausging, und sie wurde mit Latten vergittert, damit Mirmah ungestört sich ihres Kiosk erfreuen könne; der, sobald er Haremgitter zeigte, von allen Vorübergehenden vermieden werden mußte. Ein rother Anstrich gab dem Ganzen ein heiteres Ansehen, trotzdem die Bauart nichts von den edeln Formen griechischer Architektur zeigte, für die der Erbauer so große Verehrung hegte. Der Scheikh hatte seine Freude an dem Fortgange der Arbeit und richtete selbst Steinblöcke zu den Stufen, die am Rinnsal nach dem Garten hinabführen sollten; denn die Begtaschis rechnen sich's zur Ehre, gleich ihrem Gründer geschickte Handwerker zu sein.

Es vergingen immerhin einige Wochen, bevor Mirmah, in Begleitung ihrer Mutter, zum ersten mal das Lusthäuschen betreten konnte, und die herbstlichen Regengüsse hatten bereits begonnen. Sie hinderten das junge Mädchen aber nicht, sich ihres Eigenthums zu freuen, und täglich fast huschte sie allein oder mit der Negerin durch den Garten, erstieg die Treppe neben dem Wasserlauf und schwang sich leicht auf die Erdlehne vor dem Kiosk, dessen Thür sich nach derselben Seite öffnete wie das Fenster. Trotzdem Costi von allen Seiten viel Rühmendes über seinen Bau gesagt wurde, war es ihm doch nicht erlaubt, das Innere desselben, nachdem es einmal Harem geworden, zu betreten, und er sah Mirmah jetzt seltener als zuvor.

An einem Sonntage im November war Ueltschüß, als sie die Anstalten zur Bereitung des Derwischmahles im Freien beginnen wollte, unentschlossen, ob sie nicht lieber die Kessel in der Küche aufpflanzen solle; denn der Himmel war von finstern Wolken verhüllt und die Luft so schwül, daß man ein Gewitter befürchten mußte. Allein da zu den diesmaligen Gebetsübungen, die, als am Todestage Hussein's, die Verfluchung des Mörders Muavieh und seiner Nachkommen in sich schlossen, eine ungewöhnlich große Anzahl von Brüdern erwartet wurde, zog sie es zuletzt doch vor, in gewohnter Weise die Kazans vor der Thür aufzustellen. Der Grieche war ihr heute nicht dabei behülflich; denn sein Herr hatte ihn mit hinaus aufs Feld genommen, um mit ihm zu reden.

Tahir-Baba's Geduld war erschöpft. Bisher hatte Mirmah's gütliches Zureden seinen aufflammenden Zorn beschwichtigt; doch endlich mußte derselbe sich Bahn brechen, wenn der Giaur sich nicht entschloß, nachzugeben.

Ein letztes Mittel wollte der Scheikh versuchen, Costi seinen Wünschen geneigt zu machen: ein Mittel, das ihm halb von kabbalistischen Hirngespinsten, halb von richtiger scharfer Beobachtung an die Hand gegeben war. Einzelne Vorkommnisse und besonders Costi's beim Bau des Kiosk bewiesener Eifer ließen den Scheikh vermuthen, daß der Sklave seiner jungen Herrin mit ganz besonderer Verehrung ergeben sei, und darauf angestellte Vergleichungen der Namen Abbas und Mirmah ergaben das überraschende Resultat, daß die Zahlenwerthe der Buchstaben beider gleich und daß die Schriftzeichen selbst bei dem einen wie bei dem andern Namen dem Element des Nar (Feuer) und der Hava (Luft) angehörten, die Geister der Buchstaben also für einen Liebeszauber bereits disponirt sein mußten.

Nachdem das Profane so gewissermaßen die Weihe des Mystischen empfangen, glaubte sich der Scheikh vollberechtigt, seine Absichten auf den Griechensklaven noch um eine zu bereichern, die nämlich, den zukünftigen Adoptivsohn, Muselman und Begtaschi-Scheikh, auch zum Gatten Mirmah's zu machen.

Nach einer kurzen theologischen Disputation, in welcher Tahir-Baba die Einwürfe Costi's gegen seine Doctrin nicht einmal zu widerlegen versuchte, lenkte er auf ein anderes Gebiet über und fragte Costi in seiner rauhen, geraden Art, ob er sich nicht entschließen würde, um Mirmah zu gewinnen, seinen Glauben abzuschwören. Als er sah, wie bis ins Innerste erschüttert und ergriffen Costi vor ihm stand, frohlockte er im Herzen und beschloß, seinen Angriff noch weiter zu treiben.

„Du kennst von Mirmah nur die süße Stimme und die holden Worte, o Abbas", sagte er, „noch hast du ihr Antlitz nicht gesehen. Es ist wie die Zerin (Narcisse), weiß und glänzend, ihre Lippen gleichen dem rothen Pfeffer und ihre Augen dem schwarzen. Die Bogen ihrer Brauen sind gleich den Buchstaben Mim und Nun schön gezeichnet von dem himmlischen Kalligraphen, und auf der linken Wange hat sie ein Benek (Muttermal) in Gestalt eines Halbmondes, das ein Brunnen der Entzückung genannt zu werden verdient."

Costi lauschte der begeisterten Schilderung schweigend. Er wußte, daß ein unbedachtes, der Fülle des Herzens entströmendes Wort ihn auf immer schmachvoll binden konnte, und rang um Selbstbeherrschung.

„Es sei dir gestattet", fuhr der Versucher fort, „einen Blick auf die Reize zu werfen, die dir bestimmt sind, wenn du einwilligst, der Unsere zu werden. Dein Noviziat kann ich aus eigener Macht verkürzen, und bald würde Mirmah am Herzen des Begtaschi ruhen. Höre denn: wenn heute die Brüder sich im Tevhid-Khane befinden, so gehe verstohlen nach Mirmah's Kiosk und schaue durch das Fenster hinein. Sie sitzt im Mondschein gern dort und webt die Gedanken in einen schimmernden Stoff. Entdeckt sie dich und will zürnen, so sage, daß ich dir ihr Antlitz zu sehen gestattet, ein einziges mal — und morgen mußt du dich entscheiden."

Der Grieche fühlte das Blut in seinen Schläfen sieden. Er wollte die Versuchung von sich weisen und war doch nicht stark genug dazu. Mirmah sehen! — Sein glühendster Wunsch verkörperte sich in diesen zwei Worten. Den Traum

ins Leben treten zu lassen, das Ideal zu realisiren, sollte er das nicht mit aller Kraft seines leidenschaftlichen Herzens begehren?

Als der Scheikh ihn verlassen, ohne eine Antwort abzuwarten, lief er ins Haus und warf sich in seiner Zelle aufs Lager, ringend und kämpfend mit dem tollen, rasenden Verlangen nach dem Anblick der Geliebten. Stundenlang wühlte er seine brennende Stirn ein in die Felle, raufte sein Haar und schlug seine Brust in dumpfem Schmerz; dann weckte ihn das Ya hu! in der Halle aus seiner wirren Betäubung.

Er richtete sich auf und fühlte sich unaufhaltsam fortgezogen nach dem Orte, wo, wie er wußte, Mirmah während des Gebetes der Derwische jetzt gern zu verweilen pflegte. Vor dem Hausthor empfing ihn ein heftiger Wind, der die Kesselflammen in alle Richtungen trieb und in den dürren Platanenblättern raschelte und rauschte; wüthend zerrte Khyzir an seiner Kette, als wolle er hinstürzen nach dem kleinen Kiosk. Von Mondschein war nichts zu sehen; tiefe Dunkelheit umfing Costi, nur hin und wieder zuckte im Osten, jenseit des Bosporus, ein fernes Wetterleuchten auf. Sollte Mirmah bei so drohenden Anzeichen in ihrem Lusthäuschen sein? Es war schwer anzunehmen. Trotzdem setzte Costi den Weg dorthin fort und verlangsamte unwillkürlich, als er der Breterwand nahte, seinen geräuschlosen Schritt. Kein Licht fiel durch die Spalten der Breter von innen heraus; doch glaubte Costi, wenn Khyzirs Geheul einmal nicht zu ihm drang, leise Stimmen im Innern des Baues zu vernehmen. Er trat um die Ecke desselben und näherte sich herzklopfend dem Fenster, dessen Lattenverschlag halb geöffnet war. Wie er sein Auge an einen der Zwischenräume in dem ihm zugewandten geschlossenen Flügel drückte, verspottete er sich selbst in dem wahnsinnigen Beginnen, den Blick ins Dunkel zu tauchen. Doch plötzlich flammte es hinter ihm auf in blauweißem, langem Leuchten, und er sah in der taghell durchblitzten Ecke des Zimmerchens ein Zauberbild, eine Vision, vor der alle Gebilde seiner Phantasie in Nichts versanken. Da saß Mirmah in weißem, vom Himmelsstrahl verklärtem Gewande, das unsagbar schöne, sanfte Gesicht aufwärts gerichtet mit einem Ausdruck, als lausche sie herrlicher Musik. Des Vaters Beschreibung ihres Zaubers war Hohn, war Blasphemie. In Dunkel sank das entzückende Lichtgemälde zurück, und der Lauscher hörte abermals leises Geflüster. Er beugte sich näher und näher der geöffneten Hälfte des Ladens zu.

Da zuckte aus anderer Himmelsrichtung ein greller Strahl, hochgelb, mit feuriger Lohe, und flackernd erhellte er abermals das Gemach. Aber diesmal sah Costi Mirmah's liebliches Gesicht mit dem träumerischen Lächeln nicht; es war verborgen vor einem andern, das sich darauf geneigt, von der dunkeln Wange, den bärtigen Lippen eines Mannes, der, halb verhüllt von einem Feridjeh, sich zärtlich über das Mädchen beugte. Es war ein schöner, mit aller Verführung orientalischer Rassenvollkommenheit begabter Kopf, den der röthliche Strahl küßte; aber er dünkte Costi ein Medusenhaupt.

Mit einem Schrei taumelte er zurück. Gerade drang vom Hause her der Tumult der hungerigen Derwische, die zum Mahl eilten, und über denselben schrillte das kläffende, heisere Geheul des Wolfshundes. Im Kiosk wurde es lebendig.

Eine weiße Gestalt öffnete die Thür und spähte hinaus. Sie bemerkte den Schatten an der Außenwand.

„Bist du's, Abbas?"

Er antwortete nicht.

„Du hast uns belauscht?"

„Dein Vater sandte mich, dich zu sehen."

Sie schrie leise auf.

„Abbas, ich kann dir nie gehören. Ich bin dem Abd-ul-Selam verbunden durch Liebesgelübde."

„Er ist's, den ich sah?"

„Er kam in Weiberkleidern, mich zu sehen. Sonst führte ihn seine Mutter so hierher, die den Groll der Väter in uns zu versöhnen hoffte, heut kam er allein."

„Der Verlobte meiner Schwester!"

„Wider seinen Willen! Sie mag schöner sein und größer als ich, er liebt sie doch nicht, er liebt mich!"

Sie sprach es mit leisem Jubel, obgleich sie fühlte, daß sie dem Armen das Herz zerriß, und es beklagte.

Jetzt fauchte und stöhnte es neben Costi, und ein glühender Athem streifte seine Wange. Khynzir, mit schleifender Kette, funkelnden Augen und lechzender Zunge stieg am Fenster des Kiosk empor und steckte den ungeheuern Kopf in das Dunkel.

Von fern her blitzten Fackeln. Die Derwische, durch das rasende Gebaren des Hundes aufgestört und argwöhnisch gemacht, hatten Brände unter den Dreifüßen hervorgerissen und suchten die Umgebung des Hauses ab.

„Rette Abd-ul-Selam!" rief Mirmah verzweiflungsvoll und schmiegte sich an Costi's Knie.

Er zuckte zusammen, und einen Augenblick kam ihm der Gedanke, zum Verräther zu werden. Er brauchte nur den Hund gewähren zu lassen, und die Begtaschis waren in wenigen Minuten hier und fanden den verkleideten Mann.

Aber so zu handeln, war seiner edeln Natur nicht angemessen. Er raffte sich auf und ergriff mit Riesenkraft das Halsband des wüthenden Hundes, der zum Sprunge durchs niedrige Fenster ansetzte, den Verhaßten zu zerfleischen, den er so oft, trotz der Verkleidung, gewittert.

„Laß ihn durch den Garten entfliehen, das Rinnsal hinab!" hauchte Costi dem Mädchen zu. Und mit Wort und Ruck und Zerren und Ringen zog er den Hund ab von dem Kiosk, den Cypressen zu.

Am Fenster richtete Abd-ul-Selam sich auf.

„Ich vergelte dir's, Inschallah!" rief er und sprang hinaus, dem Wasserlauf zu. Doch Mirmah hielt seine Hand.

„Wohin willst du fliehen, Djanum (meine Seele)?"

„Zum Topdschibaschi nach Hissar. Er ist unser Freund."

Und hinter ihm rollten die Steine des trockenen Rinnsals.

In wilden Sprüngen flog Costi, den Hund mit sich reißend und schleppend, dem Cypressenwäldchen zu.

„Ya hu!“ rief er, die Derwische nach sich ziehend, die jetzt eine bestimmte Richtung gefunden.

Am Wäldchen folgte der schnaubende Hund williger; jetzt begann er zu knurren und strebte vorwärts, sodaß Costi Mühe hatte, ihn zurückzuhalten.

Nun kamen die wilden, fackelschwingenden Gesellen angerannt, schreiend, brüllend vor Zorn und Wuth, mit Waffen klirrend; sie hielten vor dem Gehölz, die Brände vor sich hingestreckt, deren Funken und Rauch der wirbelnde Wind gegen die Bäume trieb.

Da standen jetzt, allen sichtbar, zwei Männer in dunkeln Kaftanen und schwarzen, griechischen Turbanen. Der eine hielt sich im Schatten; der andere aber trat hochaufgerichtet vor die lohenden Fackeln, und als ihre rothe Glut auf ein bleiches, kaltes Gesicht fiel, das ein rabenschwarzer Bart umrahmte, und auf ein paar unergründliche Augen, die furchtlos auf die drohenden Gestalten der Begtaschis blickten, da wichen diese, von namenlosem Grauen ergriffen, zurück, und erblassende Lippen flüsterten zitternd: „Der Hunkiar.“

V.

Sultan Mahmud, mit seinem Sihlidar (Schwertträger) auf einer jener nächtlichen Streifereien begriffen, die es ihm ermöglicht haben würden, die Stimmung und die Zustände seiner Hauptstadt aufs genaueste kennen zu lernen, wenn nicht seine ausgezeichnete, bedeutende Persönlichkeit in allen Verkleidungen nur zu schnell erkannt worden wäre, war befriedigt von dem Eindruck entgeisternden Entsetzens, den seine plötzliche Gegenwart auf diese wilden Gesellen hervorgebracht. Die unter ihnen Janitscharen waren, legten den Kopf auf die rechte Schulter, den alten kriegerischen Gruß der zum Tode für ihren Padischah bereiten Garden darbringend; die andern warfen sich zu Boden, das Antlitz verbergend. Costi, mit weitaufgerissenen Augen, den verstummten Khyndzir neben sich, starrte abwesend auf den Herrscher, den er kaum sah.

Mahmud würdigte die Begtaschis keines Wortes — er hatte ihnen gezeigt, daß er wache; es genügte ihm, daß sie vor ihrem Herrn zitterten. Ein Wink berief den Sihlidar an seine Seite, und beide wandten sich dem Abhange des Hügelkammes zu, der nach Bebek hinabführte, wo der Padischah im reizenden Vertragskiosk die letzten schönen Herbsttage zubrachte.

Als die Zurückgebliebenen sich zu fassen begannen, sah man einen um den andern mit demüthig gesenkter, fast erloschener Fackel dem Feuerplatze zuschreiten; kaum war hin und wieder ein halblautes Wort zu hören; denn alle fühlten sich noch im Bann des Grauens. Und sie nahmen schweigend ihr sonst so lärmendes Mahl, ängstliche Blicke aus dem beleuchteten Kreise in die dunkle Nacht hinaussendend, als könnte jeden Augenblick das gefürchtete Antlitz des Würgers wieder daraus hervortauchen und sie alle in Stein verwandeln. Der Wolfshund hatte den fast zusammenbrechenden Costi, der die Kette noch, ohne es zu wissen, in der geschundenen, blutenden Hand hielt, nach dem Hause gezogen, so dicht als möglich an dem verhaßten Kiosk vorüber schnobernd, aus dem alles Leben entflohen.

Der Scheikh sah den Sklaven dem Feuer nahen und rief ihn an. Da ihm das bleiche Gesicht, das irre Auge des jungen Mannes auffielen, sandte er ihn ins Haus, sich zur Ruhe zu begeben.

Vor seiner Zelle, nach der er sich schwankend hintastete, wehrte ihm Ueltschüß den Eintritt.

„Hier nächtigen zwei Janitscharen", sagte sie, „alle Zellen sind übervoll. Du wirst bei Emr-Illah schlafen."

Ohne ein Wort zu erwidern, begab sich Costi nach dem wüsten Raum, den der Theriaki (Haschischraucher) bewohnte. Dort warf er sich auf die Diele und rief mit jedem Zucken seines gequälten Herzens den Tod herbei. Und es dünkte ihn sonderbar, daß der dunkle Engel dem Ruf nicht folgte. Wenn die Seele in unsagbarer Agonie alle, auch die feinsten Fasern reißen fühlt, die sie sonst an das Dasein knüpfen, dann fassen wir es nicht, daß der Körper, der derbe, rohe Geselle der Psyche, dem Vernichtungsproceß das Veto seiner Muskelkraft und seiner Nerventhätigkeit entgegensetzen darf, daß er unser gemartertes geistiges Selbst zu fesseln vermag an die Folterbank der Existenz!

Es dauerte lange, bis die Todesparodie, der Schlaf, sich endlich auf den Griechen senkte und ihn in Vergessenheit wiegte. Seine Erschöpfung war so tief, daß er den Aufbruch der Begtaschis am frühen Morgen überhörte und Emr-Illah's Hantieren um sein Lager gar nicht wahrnahm.

Bei seinem Erwachen fühlte er eine Denkträgheit, eine Scheu, den Schleier der Bewußtlosigkeit abzustreifen, die ihn fast blödsinnig machten. Er hob das schwere Haupt und starrte wirr um sich. Auf den Raum mußte er sich erst besinnen — es war nicht seine Zelle, in der er weilte.

Ob er wol versuchte hinauszugehen? — Da stand ja eine Thür offen. — Führte sie in den dunkeln Gang, auf den alle Zellen mündeten? — Ohne Zweifel; der helle Schein hinter ihr war wol eine Täuschung.

Er schritt darauf zu und zog die halb angelehnte Thür an sich; er ging hindurch und blickte ungewiß umher. Das war ja nicht der Selamlik des Tekkeh; diesen großen Saal mit zahllosen Fenstern, zwischen denen rohe Dachbalken zur schrägen Decke aufstrebten, mit den Löwen- und Tigerfellen und weißen Gebetskieseln am Boden und den getünchten Wänden, an denen bunte Schildereien hingen, kannte er ja gar nicht! — Wie ein Träumender ging er zu einer tiefen Nische an der einen fensterlosen Wand und las in goldstrahlender, farbenprunkender Schrift den Namenszug Ali's zur Rechten und zur Linken der Vertiefung, und darüber den des geopferten Hussein. In der Nische hing ein Wachsdiskus, mit wunderlichen Zeichen bedeckt, und auf ihm ein eiserner Stab in Schlangenform, der Tebber, den die Derwische unter den Arm stecken, wenn sie beten. Costi wandte sich ab und ließ den Blick an den andern Wänden entlang schweifen, über viele in Blüten- und Arabeskenschrift fast nur noch zu errathende Koransprüche und Traditionen von Adam's Verbannung aus dem blauen Paradiese, weil er Korn gegessen, und von Ischmaêl's Opfer und seinem Kummer, den Widder an seiner Statt getödtet zu sehen.

Jetzt ging der Grieche mechanisch der einen Fensterecke zu, neben welcher ein

dreistufiger Tritt von schlichtem Holz stand, auf dem, zwischen hohen Bronzeleuchtern, sonderbare Gefäße aufgestellt waren. Man wußte nicht recht, ob es Kelche oder dreischnäbelige Lampen waren, eins zeigte sogar die Kreuzform an seinem Deckel. Auf der obersten Stufe stand eine fein gearbeitete, viertheilige Derwischkappe von Elfenbein in natürlicher Größe. Costi war in eine solche automatenhafte Starrheit versunken, daß er seine fremdartige Umgebung ins Auge faßte und in allen Einzelheiten betrachtete, ohne sich von ihrer Bedeutung Rechenschaft zu geben. Er hörte nicht, daß die Thür zu Emr-Illah's Gemach, hinter der er jetzt stand, zugezogen wurde; seine Sinne waren abgestumpft. Er war an eins der Fenster getreten und starrte in den Garten hinaus, bemerkte aber nicht, daß dort der Scheikh umherwanderte und seine Blicke nach allen Seiten schweifen ließ, denn er suchte den Sklaven, dessen Verschwinden er sich nicht erklären konnte.

Stunden waren vergangen, und der Hunger begann den Eingesperrten an sein körperliches Dasein mit dessen tyrannischen Bedürfnissen zu mahnen. Er strebte, aus der befremdenden Umgebung fortzukommen, und suchte nach einem Ausgange. Dunkel erinnerte er sich der Thür, durch welche er den Saal betreten, und zog daran, doch sie ging nicht auf.

An der gegenüberliegenden Seitenwand war eine andere, ähnliche, der er sich nun näherte. Doch als er die Hand nach ihr ausstreckte, fuhr er plötzlich zurück und zuckte auf, denn er hatte hinter den Bretern Stimmen gehört, und die eine, die süße, falsche, gehörte Mirmah an.

„Du mußt wissen", grollte der Scheikh, „wohin sich Abbas verborgen. Ich suchte in Haus und Garten, Feld und Stall vergebens. Die Sonne sinkt, und er hat sich zu keinem Mahl eingefunden. Sage mir, was mit ihm geschehen."

„Ich weiß es nicht", sagte die bebende Stimme des Mädchens.

„Hast du ihn gestern Abend nicht im Kiosk gesehen, wohin ich ihn sandte?"

„Ich sah ihn, und er mich", entgegnete sie scheu.

„Und dennoch ist er geflohen? Wie, Tochter, haben deine Blumenreize ihn so wenig gefesselt? So ist meine liebste Hoffnung vernichtet. Er war dir zum Gatten bestimmt."

„Wolltest du, Babamou, daß er um ein Weib zum Renegaten würde? Das brächte dem Islam wenig Ruhm."

„Aus welchen Gründen es immer sei, er soll sich bekehren. Mag er im Herzen Nazarener bleiben, wenn er nur das Ikrarnameh ablegt und eingeweiht wird in unsere Mysterien. Wen wir einmal halten, den lassen wir nicht."

„Warum muß er es sein?" wandte Mirmah ein.

„Du fragst?" rief ihr Vater zornig. „Weil tausend Zeichen zusammentreffen, ihn als den zu bezeichnen, der mir den verlorenen Sohn ersetzen soll, weil deine und seine Daseinsfäden verwebt sind zu unauflöslichem Netz, weil in Zeiten wie die jetzigen, wo unserm kriegerischen Orden Gefahren drohen, ein gelehrter, schriftkundiger Bruder für uns kämpfen kann mit spitzem Rohr und gespaltener Zunge gegen die feindlichen Ulemas (Priester) und die hochmüthigen Sofis (Philosophen). Schaffe ihn mir zur Stelle, befehle ich dir, wenn du nicht meine Hand fühlen willst, Widerspenstige! Brauche deine Macht über ihn."

„Ich kann nicht, denn ich liebe ihn nicht."

„Willst du mich zum Zorn reizen, indem du Worte sprichst, die einst Güliter, aller Scham vergessend, zu ihrem Vater sagte? Ein Mädchen soll dem Gatten willig folgen, den ihr die Aeltern geben, sonst trifft sie der Fluch Allah's."

„Güliter ist ein glückliches Weib", sprach fest Mirmah, „obwol sie dem Abu-Yazid ihre Seele schenkte, ehe die Aeltern es ihr gestatteten; Dschanseda hingegen, die Gehorsame — —"

„Du wagst, mir vorzuwerfen", schäumte der Scheikh, „was ihr Vergehen? Empörst du dich gegen den Vater? So mögen die bösen Engel dein Haar zerraufen und deine Wangen zerfleischen!"

„Baba!" schrie Mirmah in abergläubischem Schreck.

„Willst du verschont sein, so rufe mir den Abbas herbei."

„Ich weiß ihn nicht zu finden."

„Deine Zunge ist gespalten. Rufe ihn, oder ich schlage dich nieder!"

Noch ehe der Scheikh die Faust gehoben, stand der Sklave vor ihm. Ein Schrei entfuhr Mirmah's weißen Lippen, und ihr Vater taumelte zurück, als er den Giaur aus dem Tevhid-Khane treten sah, und griff sich an die Stirn, als bräche ein Ungeheueres über ihn herein. Doch einen Augenblick nur war er fassungslos; dann wandte er sich in rasender Wuth gegen Costi, ihn bei der Brust packend und schüttelnd, als wolle er ihn vernichten.

„Du kommst aus der Halle!" brüllte er ihn an; „du hast unsere heiligen Geräthe gesehen, unsere Losungen durch deine Blicke entweiht, die Geister unserer Gebete durch deinen unreinen Athem verscheucht?! Weißt du nicht, daß der Tod auf dem Eindringen in unsere Mysterien steht? Wie hast du dich eingeschlichen? Scheytan muß dich durch die Wände geführt haben."

„Die Thür von Emr-Illah's Zelle — in der ich geschlafen — stand wol offen —", rief Costi mühsam, in abgebrochenen Worten. „Ich ahnte nicht —"

„Als ob du nicht wüßtest, Verräther, daß der Derwisch das Tevhid-Khane unter seiner Obhut hat. Schweig, und nieder mit dir zu Boden."

Er drückte den jungen Mann mit der linken mächtigen Faust zur Erde nieder und griff in seinen Gürtel, aus dem er eine feine seidene Schnur riß, den Giaur damit zu erdrosseln.

Dieser sah die Absicht, und der drohende Tod, den er noch vor wenig Stunden hätte herbeizerren mögen, erschien ihm plötzlich in unsagbarem Grausen und Entsetzen. Die Lebenskraft, die er eben noch versiegt glaubte, sprudelte auf wie ein heißer Quell, und er rang mit dem Scheikh, wie der junge Panther mit der Riesenschlange, die ihn erwürgen will.

Der Ausgang des ungleichen Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Schon hatte der Begtaschi die Schlinge um den Hals seines Opfers geworfen und schwang die Hand, sie zuzuziehen, als Mirmah, die bisher stumme, gelähmte Zeugin des furchtbaren Vorganges gewesen, sich zwischen ihren Vater und Costi warf und den Hals des Scheikhs mit ihren Armen umklammerte.

„Baba!" schrie sie schluchzend, „tödte Djelalledin nicht!"

Der Scheikh fuhr zurück. Da entrang sie ihm die Schnur und drängte ihn bittend und weinend weg von dem zu Boden Geworfenen.

„Höre mich. Er ist ja einer der Euern jetzt. Das Kismet selbst hat ihn ohne seinen Willen an den heiligen Ort geführt, damit er, von Ehrfurcht durchdrungen, sich der Anbetung Ali's anschließe. Was willst du ihn tödten, da er doch jetzt ein Begtaschi? Warum willst du mir den Gatten rauben? Sieh, alles wendet sich ja zum Guten! Er widerstrebt nicht länger, und auch ich will freudig einwilligen, sein Weib zu werden."

Der Scheikh stand rathlos, schwankend an der Thür.

Seine Wuth war verraucht, und Costi's Schweigen unterstützte Mirmah's Beredsamkeit mächtig.

„Ist er bereit, noch heute als Mured (Novize) einzutreten?" fragte endlich Tahir-Baba.

„Wie kannst du zweifeln?" entgegnete hastig Mirmah. „Laß ihn einen Augenblick mit mir allein, Babamou, damit er sich wiederfinde und die Gedanken in seinem Herzen entwirre; ich führe ihn dir dann zu, und, Inschallah, werden alle deine Wünsche bald gekrönt."

Wie abnehmender Donner grollten die Worte des Scheikhs, als er sein Zimmer verließ und sich in die Gebetshalle begab, dort nachzusehen, ob die 1001 Kiesel, die zu ebenso viel Anrufungen Allah's an die Brüder vertheilt werden, vollzählig, ob die Gefäße, aus denen das Blut der Opferthiere als Liebestrank geschlürft wird, nicht verrückt, die Kulah (Derwischkappe), das Symbol des Lichtgefäßes, in dem des Propheten Seele von Anbeginn der Schöpfung verwahrt ist, nicht beschmutzt, der Schlangenstab und die Wachstafel, so unentbehrlich bei Beschwörungen, nicht verschwunden seien.

Inzwischen kniete Mirmah vor Costi wie einst; aber sie träufelte jetzt bittere Tropfen auf sein glühendes Gesicht.

Und wieder flüsterte er wie einst Eivala (danke); denn er hatte begriffen, daß sie sein Leben erkaufen wollte mit dem Opfer des ihrigen. Alle Bitterkeit, die sein Herz empfunden, seit er Abd-ul-Selam in ihren Armen gesehen, war geschwunden, alle Anklagen, als habe sie ihr Spiel mit ihm getrieben, waren verstummt. Er sah klar, daß sie seine Schwester gewesen von Anfang an und es noch war. Und da sie ihm mehr werden wollte, um ihn zu retten, und er wieder an sie glauben durfte, verlangte er nichts Besseres mehr, als ihr Bruder zu bleiben. Er richtete sich auf, neubelebt, voll Feuer und Entschlossenheit.

„Es gibt ein Mittel, Mirmah, dir das Opfer deiner Liebe, mir das meines Glaubens zu ersparen."

„Es gibt keins."

„Doch, die Flucht. Wird dich es dein Vater aber nicht entgelten lassen, wenn ich entweiche?"

„Er hat mir noch nie ein Haar gekrümmt. Sein Drohen ist machtlos."

Er eilte zum Fenster.

„Die nackten Reben tragen mich schon hinunter."

„Und dann, wohin?"

„Ich weiß es nicht. Nur fort."

„Ich weiß es", schrie sie halblaut freudig auf, „du gehst zu Abd-ul-Selam. Er schuldet dir Dank und wird ihn abtragen."

„Und bei ihm finde ich meine andere Schwester", rief der Grieche glückselig. „Leb' wohl, Mirmah, und bete zu Allah für den Giaur."

Er blickte in ihr weißes Gesicht, in ihre schwarzen Augen; er küßte ihr Kleid und einen ihrer zahllosen gold- und perlendurchflochtenen dunkeln Zöpfe.

Dann schwang er sich leichtfüßig durchs Fenster. Hinab an den holzigen Ranken kletterte er, die von Mirmah's Garten zum Fenster von ihres Vaters Zimmer aufstrebten; dann flog er, so schnell seine hartgeprüften Kräfte und die weiten, schweren Gewänder es gestatteten, durch den abschüssigen Garten. Hinter ihm schallte jetzt die brüllende Stimme des Scheikhs, der ihn fliehen sah, neben ihm tauchte der schwankende Theriaki aus den Büschen auf, und als Costi die Gartenmauer erreichte, an deren Außenseite die Straße nach Hissar vorbeiführte, sah er auf derselben Szopa-Szalan herankommen, der ihm den Weg abschnitt. Schnell floh er zur Rechten, dem Abhange zu, der nach Bebek hinabführte, setzte an einer niedrigen Stelle über die bröckelige Mauer und sprang die steinige Böschung mit gleichen Füßen hinunter. Schon tönte hinter ihm Khyzirs, des von der Kette Gelösten, Gebell; schon fuhr ihm ein Djerid nahe am Kopfe vorbei — da sah er die Bucht von Bebek zu seinen Füßen leuchten und den von Riesenbäumen beschatteten Garten des kaiserlichen Kiosk aufdunkeln. Und er rannte weiter. — Der Sultan, in einen kostbaren, grünen Zobelpelz gekleidet, die weißseidenen Untergewänder durch einen strahlenden Edelsteingürtel zusammengehalten, auf dem Haupte die rothe Mütze mit der Diamantagraffe, von weißem, rothgestreiftem Turban umgeben, ruhte sinnend in dem Garten des kleinen Kiosk von Bebek, in welchem die Verträge mit fremden Gesandten abgeschlossen zu werden pflegten. Ein niedriger, silberner Sessel war für ihn von dem Sihlidar, seinem Lieblinge, unter eine der ungeheuern alten Platanen gestellt worden, deren Laubdach den ganzen Raum hinter dem hölzernen, zum Theil über dem Wasser der Bucht hängenden Lusthause überwölbte; ein Purpurteppich war davorgebreitet worden, und Mahmud, die Augen niedergeschlagen, die schönen feinen Hände mit dem Tesbih (Rosenkranz) beschäftigt, saß vor dem dichten Unterholz, das den dicken, zerklüfteten Stamm der Platane umgab, und lauschte dem Vortrage des Topdschibaschi, der mit über die Brust gekreuzten Händen vor ihm stand.

„Der größte Theil der Jamaks hat mit Dank die reichen Gaben empfangen, die nach dem Willen des erhabenen Padischahs aus seinem Schatze an sie vertheilt wurden; nur die Begtaschis wagten zu verlangen, daß auch den Yenitscheri, ihren Brüdern, gleiches Geschenk bewilligt werde."

„Ich will es ihnen gedenken, Inschallah", sagte der Sultan finster.

„Der Agha der Jamaks hat mir im geheimen gelobt, seine Festung nur den Truppen zu öffnen, die der Hunkiar senden würde, und die Wasserwege immer freizuhalten für den Verkehr der Getreuen untereinander."

„Ich will ihm einen seidenen Kaftan senden", sagte wohlgefällig Mahmud.

„Der Koul-Kehaja (Generallieutenant) der Yenitscheri berichtet, daß die 51 Ortas

mit Misfallen die Ankunft ägyptischer Instructeure vernommen haben. Er sucht sie zu beschwichtigen und wird weitere Mittheilungen machen."

„Ich werde nicht vergessen, seinen Eifer zu belohnen."

Der Sultan winkte Entlassung. Kara-Ibrahim trat steif bis zum Rande des Teppichs vor, sank zu Boden, preßte den Purpursaum an seine Lippen und zog sich rückwärts nach dem Ausgange des Gartens, der von Bostandjis (Hausgarden) in ihren Scharlachsammtcostümen und rothen, spitzen Mützen, mit Streitäxten und Federwedeln in den Händen, bewacht wurde.

Jetzt näherte sich dem Platze des Herrschers ein kleiner, fetter Mann, in einen kostbaren Otterpelz gekleidet, das röthliche, ungemein ausdrucksvolle Gesicht von kurzem, dunkelm Barte umgeben, die kleinen, funkelnden Augen scharf auf die Platane hinter dem Sultan gerichtet. Es war Chosref-Pascha, der Polizeiminister, ein Georgier von Geburt und früherer Page im Serail, einer der einflußreichsten Rathgeber Mahmud's.

Nachdem der Großherr ihm ein Zeichen gegeben, zu sprechen, sagte er, sich zur Erde neigend, leise und ehrerbietig:

„Der weise Mevlevi-Scheikh, den deine Hoheit herbefohlen, ist soeben in der Kaschamba (Hofbarke) gelandet."

„Wenn er Erfrischungen genommen, will ich ihn sehen."

„Hier unter diesem Baum?" wagte Chosref-Pascha zu fragen.

Ein eigenthümliches Geräusch drang zu Mahmud's Ohren. Er wandte horchend den Kopf; doch verhinderte ihn das Unterholz, zu sehen, was hinter ihm vorging.

„Warum nicht? Ich liebe seinen Schatten. Der Scheikh wird mir im Freien so gut als unter einem Dache sagen können, was seine Meinung in der Gesetzesfrage ist, die uns neben der politischen beschäftigt."

„Deine Hoheit braucht keine andere Weisheit zu befragen als die eigene, die am Himmel dieses Reiches wie der Sonnenball leuchtet."

Des Sultans Lippen zeigten ein feines Lächeln.

„Deine Weisheit, Chosref, sei sie auch nur dem Schein der Wachskerze vergleichbar, muß aber doch das Sonnenlicht unterstützen, nicht wahr?"

Abermals lauschte der Sultan auf ein Krachen und Knarren, das hinter ihm erklang. Doch da Chosref-Pascha, der seinem Herrn gegenüberstand, keine Miene verzog, blieb Mahmud ruhig sitzen.

„Die Wachskerze wird nur entzündet, wenn der finstere Drache die Sonne zu verschlingen droht", sagte der unwissende Georgier, an eine Eklipse mahnend.

„Ich weiß wohl, welchen Drachen du meinst, Chosref", sprach Mahmud gütig. „Doch sei nicht ungerecht. Die Yenitscheri, die dein Zorn verunglimpft, haben dem Osmanenreiche große Dienste geleistet."

„Das leugne ich nicht", sprach der Pascha bedächtig.*) „Doch, Herr, als bald nach der Gründung dieses Reiches der Großvezir Alaeddin den Baum der Söhne des Hadji-Begtasch pflanzte, war das Stämmchen geschmeidig und schlank, voll

*) Dieses Gespräch und der Vorgang mit dem Baume sind historisch.

frohen, gesunden Wachsthums. Es erstarkte unter den Wasserspenden der Gnade deiner Vorfahren und den goldenen Strahlen des reichen Soldes, und seine grüne Krone beschattete das Reich; damals mochte der Padischah wol in Freuden unter ihr ruhen."

Der Sultan horchte den Worten seines Vezirs aufmerksam; doch als dieser schwieg, wandte er halb das Haupt, dem stärker werdenden räthselhaften Geräusch zu lauschen, das aus dem Unterholz vordrang.

„Wo willst du hinaus?" fragte er lächelnd.

„Ich meine, Herr, daß später eine Zeit kam, in welcher der Baum eine harte Rinde ansetzte und so gewaltig in die Breite wuchs, daß er dem Herrscher schier den Ruheplatz verengte. Und inwendig ward er mürbe und hohl, Giftschlangen und Fledermäuse wohnten darin und machten die Blätter durch ihren Athem welken. Er neigte sich nach der Seite des Thrones und ward zur Drohung für den, der ihn einnahm. Was meinst du, Herr, daß treue Diener thun sollten, die solche Gefahr entdecken?"

Der Sultan sah ihn nachdenklich an. Hinter ihm klangen Axtschläge im Holz.

„Ne war! Was geht vor?"

„Dein treuer Diener, Herr, hat gehandelt. Der Baum wird fallen. Steh auf, daß er in seinem Sturz dich nicht erschlage."

Mahmud sprang auf und zur Seite. Der mächtige Stamm, an den er sich gelehnt, krachte und zitterte in allen Fugen. Hochaufgerichtet hielten sich dahinter die Bostandjis, die mit Sägen und Aexten ihn beinahe durchgefeilt, des Zeichens zur Vollendung ihrer Arbeit harrend.

Noch suchte der Sultan nach Worten für sein Erstaunen, als vom Eingange des Gartens her heftiges Geräusch und Waffenklirren ertönte. Der Sihlidar, welcher hingeeilt, kehrte mit der Nachricht zurück, daß ein flüchtender Mensch in hastigem Laufe in den kaiserlichen Garten gedrungen sei, verfolgt von einem Janitscharen-Usta, der seine Auslieferung von den Bostandjis fordere. Diese weigerten sich, das Asylrecht des Gartens aufzugeben.

„Sieh nach dem Flüchtlinge, Chosref, und weise den frechen Janitscharen zurück", sagte Mahmud, „und du, Sihlidar, rufe mir den Mevlevi-Scheikh her."

„Und der Baum?" wagte Chosref zu fragen.

„Vielleicht weiß der Scheikh ein Mittel, ihn zu gesundem Wachsthum zu zwingen."

Chosref-Pascha schüttelte das energische Haupt und ging.

Vom Kiosk her nahte der Scheikh Abu-Yazid, an seiner Hand Abd-ul-Selam führend. Beide neigten sich zur Erde.

„Wen bringst du mir da, Scheikh?" fragte der Sultan befremdet.

„Einen jungen Krieger, der soeben dem Topdschibaschi hierher gefolgt, um deine Hoheit zu bitten, seinen feurigsten Wunsch zu erfüllen und ihn deinem neuen Nizam (Truppe) einzureihen. Er begegnete mir hier und bat mich, der Dolmetscher seiner Sehnsucht zu werden. Mein Sohn, Herr, mag von der hohen Weisheit unsers Ordens nichts wissen; ein Sofi zu werden dünkt ihn verächtlich; er sinnt auf Schlachtenruhm."

„Und du, Abu-Yazid, willst auf ihn verzichten und ihn mir überlassen?“ rief Mahmud, sichtlich befriedigt.

„Ich versuche nicht, ihm seinen Weg vorzuschreiben“, sagte der Scheikh ernst, „denn ich weiß, daß alle Wege zu Allah führen, und die wir Verblendete für Irrwege halten, vielleicht am schnellsten.“

Chosref-Pascha nahte, von dem athemlosen Costi gefolgt.

„Der übermüthige Janitschar fängt Händel mit den Bostandjis an“, rief er zornig, „und fordert mit den Waffen in der Faust den Knaben, der sein Sklave sei und den er tödten wolle. Er streitet jetzt eben heftig mit Kara-Ibrahim, der hinzugekommen.“

„Laß die Wachen den Aufrührer niederschlagen, der es wagt, ihnen und mir zu trotzen“, rief der Sultan, mit dem Fuße stampfend.

„Herr“, entgegnete Chosref-Pascha, „er ist ja nur ein Zweig an dem faulen Stamme.“

Ein Blitz durchzuckte des Sultans unergründlichen Augen. Er schaute nach dem Baum. Dort stand Abd-ul-Selam, die Hand auf Costi's Schultern gelegt, und der Scheikh trat, diesen erkennend, zu ihnen.

„Du kennst den Flüchtling, Scheikh?“

„Er ist ein Griechensklave, Herr.“

Wieder wetterleuchtete es in Mahmud's Zügen.

„Einer von der Rebellenbrut“, knirschte er. „Für ihn gibt es hier kein Asyl.“

Abd-ul-Selam warf sich zu des Hunkiars Füßen.

„Herr, er rettete gestern Nacht mein Leben vor den wüthenden Begtaschis.“

„War er der Hundewärter, der Ya hu! rief? Maschallah, er verschaffte mir einen stolzen Augenblick. Er soll nicht sterben. Ich schenke ihn dir, Scheikh.“

„Er komme zu mir als Gast“, entgegnete Abu-Yazid. „Doch wird mein Arm stark genug sein, ihn vor seinen Verfolgern zu schützen? Die Yenitscheri ehren selbst des Padischahs Schutzrecht nicht; sie sind allmächtig in diesem Reiche.“

„Sie sind's gewesen“, rief Mahmud mit gepreßtem, dumpfem Ton. „Chosref, gib das Zeichen, daß der Baum falle! Und ihr tretet hinweg, du Gelehrter, du Soldat, du Rajah, er droht euch allen.“

Und Mahmud wandte sich langsam dem Kiosk zu, begleitet von dem Scheikh, den er zur Berathung geladen, und Chosref, gefolgt von Abd-ul-Selam und Costi, die Hand in Hand gingen.

Da rauschte es in den Baumkronen des Gartens, um die gewaltige Platane, als schlügen Tausende von Adlern sterbend die Flügel zusammen, und krachend wie ferne Kanonenschüsse stürzte die ungeheuere Masse von oben hernieder, die Zweige brechend mit stöhnenden Lauten, die Blätter raschelnd in schmerzlicher Wehklage, der morsche Stamm zersplitternd in leblosen Staub und Dunst.

VI.

Ungleich der Wohnstätte Tahir-Baba's, die auf hohem Hügelkamm, umrauscht von zügellosen Winden und in Einsamkeit getaucht lag, befand sich der Yali Abu-

Yazid's am lieblichen Ufer des Bosporus, von der weichen Seebrise bestrichen, umgeben von zahlreichen Niederlassungen. Und hatte jene sich in den dunkeln Zauber der Legende, der Magie, den geheimnißvollen Reiz grausiger Mysterien gehüllt, so leuchtete das Heim des Mevlevi-Scheikhs in dem ruhigen, verklärenden Schimmer der Kunst, der Wissenschaft.

Der Theil des Selamliks, welcher sich mit zahlreichen Erkern und Fenstervorsprüngen über die krystallene Flut neigte, die in reißender und doch anmuthig dahineilender Strömung an dem Yali vorüberrauschte, bestand aus einem alterthümlichen, hölzernen Kiosk, einem Meisterwerk orientalischer Baukunst. Drei hochstrebende Kuppeln bildeten sein Dach; in ihrem Innern strahlten auf kostbarem Goldgrunde in kunstvollen Verschlingungen zierliche Arabesken und üppige Blumen- und Blätterguirlanden; die Wände zeigten auf Lasurunterlage ein goldenes Sternenmeer, und im niedrigsten Theile des Gemaches, von dem auf drei Seiten breite Sofas (erhöhte Bühnen) aufstrebten, erhob sich eine zierliche, mit durchbrochenen, spitzenartigen Rändern gearbeitete Marmorschale, aus deren Mitte und Umkreis sieben schlanke, sich mannichfach kreuzende und verwebende Wasserstrahlen wetteifernd zur Mittelkuppel emporsprangen, um dann, Erfrischung und melodisches Geräusch im weiten Raume verbreitend, in die glänzendweiße Höhlung zurückzusinken. Die Erhöhung, welche den weiten Erker einnahm, der auf drei Seiten mit Lattengittern bedeckte Fenster hatte, durch die man auf den Meeresgrund mit seiner reichen Vegetation und der sie belebenden Thierwelt blickte, zeigte neben den bequemen, mit goldgestickten Tüchern belegten Divans und Polstern auf einem kleinen Tischchen Schreibzeug, aus Rohrfedern und dicker, mit Seidenfäden durchzogener Tinte bestehend; auch barg ein kostbar aus Ahornholz gearbeiteter, mit Perlmutter eingelegter Schrank in mannichfachen Gelassen und Fächern seltene Manuscripte und astronomisch-physikalische Karten, wie sie gelehrte Derwische zu entwerfen pflegen. Ein wunderlicher, roh gearbeiteter Himmelsglobus stand in der Ecke beim Tischchen, und über allen Fenstern neigten sich blaue Porzellantäfelchen mit goldenen Koransprüchen ins Gemach hinein. Nah an der Hauptthür war die kostbare Pfeifensammlung des Scheikhs aufgestellt, und an den Wänden prunkten seltene Gefäße, Thonkacheln, Bogen und Köcher von werthvoller Arbeit, während reichgestickte, schwere Perdehs (Thürvorhänge) alle Eingänge verhüllten. Der Boden war mit feinen, netzartig geflochtenen Matten bedeckt, und im Erker lagen üppige persische Teppiche ausgebreitet, wie ein herrliches Blumenbeet anzuschauen.

In diesem schönen Raume saß wenige Tage nach seiner Flucht Costi neben Abd-ul-Selam auf einem Divan. Der junge Türke hatte, als er sich vor seinen Vater in Gegenwart des Sultans zu dem Griechen bekannte, kaum mindere Selbstverleugnung geübt als Costi, da er den Nebenbuhler rettete; denn er hatte sein Liebesgeheimniß preisgeben müssen. Wie vorsichtig er auch die nachträglichen Fragen seines Vaters, der erst vor dem Padischah erfahren, daß Abd-ul-Selam am Vorabend nicht bei Kara-Ibrahim in Rumili-Hissar, sondern am Tekkeh der Begtaschi gewesen, beantwortete: der Scheikh erkannte doch, daß Abd-ul-Selam sich um Mirmah's willen so großer Gefahr ausgesetzt, und sah mit Bedauern, daß sein Sohn noch immer nicht auf das Mädchen verzichtet hatte, auf dessen Erlangung bei dem Hasse

den ihr Vater und Szopa-Szalan gegen den Mevlevi hegten, schwerlich je zu hoffen war. Abu-Yazid, der kein Freund leidenschaftlicher, über das Maß hinausgehender Gefühle war, hatte gehofft, daß die Schönheit und Anmuth Aphroditi's, deren Anblick er seinem Sohne bereitwillig gestattete, es dem jungen Manne erleichtern würde, in das ruhige Fahrwasser gemäßigten, aber sichern Glückes einzulenken; jetzt sah er sich in dieser Erwartung getäuscht und mußte von der Waghalsigkeit Abd-ul-Selam's das Schlimmste erwarten, besonders da Frau Güliter mit echt weiblichem Eigensinn an ihrem Plane, durch eine Heirath Mirmah's mit ihrem Sohne den Familienzwist zu beenden, festhielt.

Der Aufenthalt Costi's in seinem Hause war dem Scheikh insofern willkommen, als die schnell hervortretende Sympathie zwischen den beiden jungen Männern vielleicht dazu dienen konnte, den unruhigen Abd-ul-Selam mehr ans Vaterhaus zu fesseln; im übrigen verkannte Abu-Yazid nicht die Gefahr, der er sich und die Seinigen durch Beherbergung eines den Begtaschis entlaufenen Sklaven aussetzte, obwol ihm derselbe vom Sultan selbst übergeben worden. Daher hatte man Costi dringend ermahnt, sich so verborgen als möglich zu halten. Seitdem er in dunkler Nacht, bei der Rückkehr des Scheikhs von Bebek, das Haus desselben betreten, hatte er es noch nicht wieder verlassen, was ihm auch keineswegs schwer geworden war, da das Wiedersehen mit der geliebten Schwester und der Verkehr mit der lange Vermißten seine Seele ausfüllten.

Jetzt, bei seinem Verweilen im Kiosk, waren die Lattengitter an den Fenstern sorgfältig herabgelassen, damit kein neugieriger Blick von draußen hereinschauen könne.

Die beiden jungen Leute ergingen sich in vertraulichen Mittheilungen. Es wäre ihnen nicht leicht möglich gewesen, Geheimnisse voreinander zu haben, da das Geschick einen dem andern so nahe gerückt, bevor sie sich kennen lernten. Sie liebten beide dieselben Mädchen, wenn auch der Grad ihres Gefühls verschieden war. Costi's entsagender Schwärmerei für Mirmah begegnete Abd-ul-Selam's durch jahrelangen brüderlichen Verkehr mit der Tochter Tahir-Baba's gefestigte Neigung, die vielleicht der Besiegung von Hindernissen, welche sich ihm entgegenstellten, erst den leidenschaftlichen Zug entlehnte, den sie in abenteuerlichen Verkleidungen und gefährlichen Unternehmungen zur Schau trug. Des Griechen zärtliche Liebe zu der schönen, jungen Schwester, auf die er stolz war, fand in dem Herzen seines Freundes ein bewunderndes Echo; in der That sah Abd-ul-Selam in Aphroditi manche Reize und Talente, die in ihrer Fremdartigkeit ihm fast verführerischer schienen als die ihm längst vertrauten Eigenschaften Mirmah's.

Der Sohn des Scheikhs vertraute seinem Gastfreunde die Motive an, welche ihn dazu getrieben, nicht, dem Beispiele seines Vaters folgend, ein beschauliches Derwischleben als seinen Beruf zu erwählen, sondern die unruhige, glänzende Laufbahn des Soldaten. Er war ein begeisterter Anhänger Sultan Mahmud's und folgte dessen Reformbestrebungen mit feurigem Interesse. Die Neugestaltung der Armee, welcher sich nur noch des Corps der Janitscharen hindernd entgegenstellte, erschien Abd-ul-Selam als der Verjüngungsproceß seines Vaterlandes. Mit dem ganzen Stolze des Osmanen betrachtete er die geschichtliche Periode, in welcher Europas Fürsten vor den Großherren zitterten, als die glorreichste Epoche der letzten

Jahrhunderte und hielt sich für berechtigt, auf ihre Wiederkehr zu hoffen. Dem stimmte nun freilich der Grieche nicht bei; aber da auch er ritterlichen Sinnes war, fanden beide junge Helden mannichfache Berührungspunkte in ihrem gemeinsamen Cultus der That, der Kraft, des Ruhmes.

Dem freundschaftlichen Gedankenaustausch mit Abd-ul-Selam machte der Eintritt des Scheikhs ein Ende, der in bequemer Haustracht, den dunkelblauen, mit grauem Eichhörnchenfell gefütterten Kaftan über dem golddurchwirkten weißen Gewande, in gelben Pantoffeln und grünem Turban aus seinem Privatzimmer in den Kiosk trat. Sogleich erhob sich Abd-ul-Selam und blieb vor seinem Vater stehen, als dieser sich neben Costi setzte. Abu-Yazid grüßte seinen jungen Gast mit dem Friedensgruß und sprach ihm dann freundlich zu:

„Ich hoffe, mein Freund, es soll dir in unserm Yali wohl sein. Du wirst den Harem betreten, so oft es dir zusagt, um mit unserer Tochter, deiner Schwester Peridschan (Perifeele), wie wir sie benannt haben, in deiner Sprache Erinnerungen, die wie Thau das trockene Herz laben, trinken zu können. Auch Güliter wird es gern sehen, wenn du, während sie am Stickrahmen liebliche Blumen aufs Schleiertuch streut, in ihrer Nähe weilst. Sie braucht ihr Antlitz vor dir nicht zu verbergen; sie wird dir eine Mutter sein. Im Selamlik theilt mein Sohn mit dir das Schlafgemach; mir sollst du hier zu vertrautem Gespräch immer willkommen sein."

„Efendi", entgegnete Costi, sich unwillkürlich des vornehmen Titels bedienend, der damals den Gelehrten zukam, „wollt Ihr auf mich, den Giaur, so viele Wohlthat häufen? Ich kann es noch nicht fassen, daß ich in Euerm Hause mehr sein soll als der Sklave, der im Garten und Stall niedrige Arbeit verrichtet."

„Ich rühme mich", entgegnete der Scheikh, „ein Sofi zu sein, den Ihr in Euerer Sprache einen Freund der Weisheit nennt. Nichts ist ohne Zusammenhang mit anderm. Schon ehe der Prophet die Lichtlehre verkündete, die reiner in den Hadis (Traditionen) als im Koran enthalten, gab es in Yemen zwei Schulen der Weisheit, deren eine sich Meschaïuns, die Wandler, nannte, und die andere Ischrachaïuns, die Betrachter. Ihre Lehre wies zurück auf die zweier griechischer Sofis aus ferner Vorzeit, deren Namen du besser kennen wirst als ich."

„Aristoteles und Platon", rief der Grieche überrascht.

„So mag es sein. Ich wollte dir nur zeigen, daß wir die Wahrheit nicht auf den Islam beschränken, der sie freilich am reinsten enthält. Wo wir Verehrung Allah's finden, sei es auch in rohester Form, da sehen wir göttliche Erleuchtung. Wir sind nicht wie Musi (Moses), der sich über den Schäfer am Sinai ereiferte."

„Laßt mich das hören", rief Costi.

„Die Sage hat hohen Sinn, darum ehren wir sie. Als Musi seines moabitischen Herrn Schafe hütete, hörte er eines Abends einen seiner unwissenden Gesellen zu Allah beten. Der sprach: «Wo bist du, großer Efendi? Ich will dein Diener werden. Laß mich deine Schuhe sehen, dein Haar kämmen, deine Kleider waschen, dein Zimmer kehren. Nimm die Milch meiner Ziegen an, und gib mir deine Hand zu küssen, ehe du schlafen gehst.» Da ward der weise Musi grimmig und schalt den Schäfer, um der Blasphemie willen, mit denen er Allah's Majestät be-

leidigte. Der Arme aber schämte sich und betete fortan nicht mehr. Allah aber schalt nun Musi. «Ich stehe über aller Verschiedenheit», sprach er; «ich verstehe indisch und persisch, hohe Sprache und niedrige; ich sehe nicht auf Worte, sondern auf das demüthige Herz. Der Compaß dient den Betern, die nicht in der Kaaba sind, ihnen die Richtung derselben zu zeigen; wer aber in das heilige Haus, das ist in das Herz meiner göttlichen Liebe dringt, bedarf der Magnetnadel nicht mehr.»"

„Oh, warum denken nicht alle Menschen wie Ihr!?" rief der junge Mann erregt. „Warum streiten sie um Glaubenssachen, warum verdammt einer den andern?"

„Es geht ihnen wie den vier Reisenden", entgegnete der Scheikh, der die Parabeln liebte, „die miteinander ferne Länder durchzogen. Als sie in der Sonnenglut schmachteten, beschlossen sie, Geld zusammenzulegen, um Erfrischungen zu kaufen. Jeder gab zehn Paras und sagte, was er sich zum Mahl wünsche. Uzum, sprach der Türke. — Nein! rief der Araber, Ineb! — Ich will Ingur, schrie der Perser. — Und ich verlange Stafilion, der Grieche.

„Nun stritten sie miteinander und erzürnten sich gewaltig. Indem kam ein Bauer vorüber, der einen Korb mit Trauben trug, den ihm die vier freudig abnahmen. Da sahen sie, daß sie alle dasselbe gewollt und einander nur nicht verstanden hatten, schlossen Frieden und stillten ihr gemeinsames Verlangen."

„Wohl!" sprach der Grieche beifällig, „wo aber bleibt die Offenbarung, wenn alle Glaubensverschiedenheit auf Misverständniß beruht?"

„Es war ein Khalif", antwortete der Sofi freundlich, „der wollte die streitenden Ulemas an seinem Hofe beschämen. Er hatte aus entlegenen Gegenden einen herrlichen Elefanten gesandt bekommen, der bei dunkler Nacht in der Residenz, wo man noch nie einen gesehen, ankam. Den ließ er in einen finstern Raum stellen und berief die Ulemas zu sich, ihnen den Auftrag gebend, hineinzugehen in die Höhle und ihm über das Wesen zu berichten, das sie dort finden würden. Der erste, der herauskam, sprach: Ich fand vier mächtige Säulen fest im Boden wurzelnd; der andere: Ich riß mich an gewaltigen spitzen Haken, so glatt wie Elfenbein; der dritte: Ich fühlte überall eine rauhe, harte Hülle; der vierte: Hoch über mir hingen zwei dicke Beutel, die ich betastete. Jeder war seiner Meinung gewiß und bestritt die des andern. Da ließ der Khalif den dunkeln Raum herrlich erleuchten und führte nun die Ulemas hinein. Und sie sahen mit Staunen, daß das Wesen, dessen Beine, Zähne, Haut und Ohren sie so gut beschrieben, alle diese Theile besaß und noch viele andere. Der Khalif aber sprach: «So ist Allah. Wir Menschen beurtheilen ihn nach den Wahrnehmungen unserer Sinne, und alle unsere Vorstellungen sind wahr, wenn sie nach Wahrheit streben.»"

Costi fühlte, daß die Weisheit des Scheikhs keine Frage annähernd zu erschöpfen vermochte, daß sie in Allegorien den Kern der Schwierigkeit umging und im ganzen negativ wirken mußte. Doch fesselte ihn die Weltanschauung des Mevlevi darum nicht minder, und als er vernahm, daß alle Parabeln, die er gehört, den weisen Djelalledin Mevlana, den Gründer des Ordens, zum Verfasser hatten, bekam er keine geringe Meinung von der philosophischen Bildung des vor sechs Jahrhunderten aus Persien Eingewanderten, dessen Nachkommen in Koniah einander die Würde des Mollah Hunkiar, des geistlichen Kaisers, vererben.

„Wenn der weise Mevlana", sagte Costi, „so fest überzeugt von der Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntniß Allah's war, in welcher Richtung suchte er sie denn zu entwickeln?"

„Er sagte: «Bete Allah in seinen Geschöpfen an! Folge seinen Spuren in der Materie! Allah machte die Schöpfung als Ausstrahlung, und sie wird einst in ihn zurückkehren. Wie die Buchstaben und die Tinte Eins, so ist die Schöpfung Allah's Alphabet. Die See und die Wogen sind Eins, und die menschliche Seele kann sich mit Allah vermischen, wie Regentropfen mit dem Meere.»"

„Wie ist dies möglich?" rief Costi verstört und erregt.

„Durch die Ekstase, die uns vom Boden löst und dem Aether nähert. Die Legende erzählt, daß der heilige Scheikh Mevlana oft vor den Augen seiner Gefährten von der Erde aufgehoben wurde und ihren Blicken entschwebte. Dem Sinne dieser Erzählung entsprechend, suchen wir im begeisterten Wirbeltanze, der den Körper, unser Gefängniß, im Schwindel seiner hindernden Macht beraubt, die Seele auf Augenblicke Allah näher zu bringen."

„Und Ihr erreicht dieses Ziel? Ihr habt Visionen? Warum laßt Ihr nicht andere diese Eindrücke durch Euern Mund empfangen?"

„Ich will dir mit den Worten eines Sofi antworten, den sein Bruder um dieselbe Gabe ansprach, die du von mir verlangst. Er sagte: «Es war meine Absicht, als ich den Rosengarten des Paradieses betrat, mein Kleid mit Rosen für dich, mein Bruder, zu füllen; doch der himmlische Duft berauschte mich so, daß der Saum meines Gewandes meinen Händen entglitt.»"

Der Grieche sah mit Staunen auf den Mann, der sich scheinbar so rückhaltslos gab und sich doch nie festhalten ließ.

„Die unwissende Menge verachtet unsere Tänze", fuhr der Scheikh fort; „sie weiß nicht, daß jede unserer Bewegungen ein Symbol ist. Wenn wir eine Hand zur Erde strecken und eine zum Himmel heben, so heißt das, daß wir das Uebel von uns weisen und das Gute erflehen. Wenn wir unsere Feier mit den holden Tönen der Nays (Rohrflöten) begleiten, so meinen wir damit, daß die Seele nach Allah schreit, wie die Schalmei nach dem Röhricht, dem sie entnommen. Selbst unsere Kleidung ist Symbol. Der Mantel erinnert uns daran, die Schwächen anderer zu verhüllen; sein Aeußeres ist Licht, sein Inneres Geheimniß. Die Derwischkappe bedeutet die Lage von Mekka, und der sie umgebende Turban die Macht des Gebets."

„Sagt mir noch Eins, Efendi", rief Costi. „Wenn die Sofis alles Aeußerliche so ganz zu vergeistigen pflegen, wie mögen sie dann dem Ritus des Islams folgen, die gesetzlichen Vorschriften erfüllen, auf die er so viel Werth legt?"

„Das thun nur die", entgegnete Abu-Yazid, „welche sich im ersten Grade des Ordens befinden, dem der Gesetzlichkeit. Schon im zweiten, dem Pfade, geben sie das Ritual auf und beten nur noch im Geiste an; im dritten, dem des Wissens, empfangen sie Inspirationen wie die Engel, und im vierten, dem der Wahrheit, sind sie Eins mit Gott. Nur wenige Bevorzugte erreichen diesen höchsten Grad; die meisten Sofis halten beim zweiten inne."

Costi, überwältigt von dem Gehörten, wollte sich zurückziehen. Da rief der Scheikh:

„Nun höre noch unser Bekenntniß, das auf sechs Säulen ruht: Sie sind Gottes Dasein, Gottes Einheit, die Engel, die Propheten, der Auferstehungstag, das Kismet. Sprich, fühlst du dich uns wirklich noch fern, oder kannst du darin einstimmen?"

Der junge Mann verbarg seinen glühenden Kopf in den Händen und stürmte aus dem Zimmer, die Schwester aufzusuchen, in deren besänftigender Gegenwart er die angespannten Denkfibern sich herabstimmen lassen wollte. Er fühlte sich mit unwiderstehlicher Macht zu den mystischen Speculationen des weisen Scheikhs hingezogen, der noch oft bei ernstem Gespräch ihn einführte in die erhabenen Irrgänge orientalischer Philosophie und ihm die Lichtlehre darlegte, zu der sich die Sofis bekennen.

Da der Grieche außer dem Hause keine Beschäftigung suchen durfte und den Müßigang scheute, vertraute ihm Abu-Yazid zuweilen seine Manuscripte an, um davon Abschriften zu nehmen, was eine große Förderung für die sprachlichen Studien Costi's wurde. Zugleich aber gab ihm das Eindringen in die unendlich reiche mystische, historische und allgemein wissenschaftliche türkische und persische Literatur, in die er sich vertiefte, eine hohe Meinung von der geistigen Strebsamkeit der Orientalen, die man im Westen so sehr zu unterschätzen gewohnt ist. Auch in kalligraphischen Uebungen versuchte er sich, besonders in der hängenden persischen Schrift, Talik, bei der die Worte von rechts nach links hinabsinken, während die Zeilen von rechts nach links emporsteigen, eine Doppelbewegung, welche die der Erde um sich selbst und um die Sonne versinnbildlichen soll.

In der Fülle anregender Beschäftigung und in der Herzensbefriedigung, welche ihm der Anschluß an seine Schwester und die Familie des Scheikhs gewährte, vergingen ihm die Wintermonate schnell. Vom Begtaschi-Tekkeh waren nur zuweilen spärliche Nachrichten eingelaufen, die Ueltschüß gebracht hatte. Der Scheikh war in finsterer Stimmung und ließ sich selten im Harem sehen, ging dafür desto öfter nach Stambul zu seinem Bruder, dem Usta, der immer mehr Einfluß über ihn gewann. Dieser hatte sich in Bebek, als er sah, daß die Bostandjis Ernst mit seiner Verhaftung machen wollten, fluchend und drohend aus dem unmittelbaren Bereiche ihrer Waffen zurückgezogen und war von ihnen, auf Kara-Ibrahim's Befehl, nicht verfolgt worden. Seit jenem Vorkommniß konnte er den Namen des Padischahs nicht mehr nennen hören, ohne in unbändige Wuth auszubrechen, und oft schwur er mit den furchtbarsten Verwünschungen, daß er sich an dem entlaufenen Sklaven rächen werde. Von dessen Aufenthalt bei Abu-Yazid hatte er freilich keine Ahnung, und während Ueltschüß' Anwesenheit im Yali ward Costi ängstlicher als sonst vor dem Gesehenwerden gehütet. Er erfuhr nur durch Abdul-Selam von den Berichten der Sklavin, die wenig Erfreuliches boten. Dschanfeda und Mirmah konnten nicht selbst das Haus der frischen Rose besuchen, da sie in Abwesenheit Tahir-Baba's jetzt unter der Botmäßigkeit des Theriaki standen, der einen schweren Verstoß gegen die Ordensregeln, wegen dessen der Scheikh ihn mit Vorwürfen und Strafen überhäuft, ohne daß Ueltschüß mehr erfahren, als daß er in Bezug auf Abbas, den entlaufenen Sklaven, begangen worden, jetzt durch verdoppelte Pflichttreue zu sühnen suchte.

Der Grieche war erstaunt darüber, daß Abd-ul-Selam, der genug von Mirmah gehört, um zu erkennen, daß sie sich traurig und verlassen fühle, nicht lebhaftern Antheil an ihrem Weh nahm und keinen erneuten Versuch, sie aufzusuchen, machte. Er sträubte sich noch gegen die augenscheinliche Thatsache, daß der junge Türke unter dem Zauber von Aphroditi's heiterer, lebendiger Nähe sich allmählich von der Erinnerung an seine erste Geliebte, das ernste, nachdenkliche Mädchen, zu befreien versuchte, was ihm noch dadurch erleichtert wurde, daß Güliter, von der Lebensgefahr ihres Sohnes bei seinem letzten Besuch Mirmah's unterrichtet, ihn von dem Gedanken, sein waghalsiges Unternehmen zu wiederholen, durch Bitten und Thränen abzulenken suchte. Nachdem Costi auf Mirmah's Liebe so schmerzlich verzichtet hatte, war es ihm ein Trost gewesen, zu denken, daß sie wenigstens glücklich sein werde, wenn er selbst es auch nicht mehr werden konnte. Abd-ul-Selam's edle Persönlichkeit, sein Werth, seine Liebenswürdigkeit wurden von seinem Freunde so unparteiisch anerkannt, daß diesem Mirmah's ideales Glück in Liebe und Gegenliebe gesichert schien, wenn auch das reale des gegenseitigen Besitzes noch so fern lag; jetzt, zum ersten mal, fühlte Costi, daß er einen Wechsel in der Neigung von Mirmah's Jugendfreund in Betracht zu ziehen vergessen, und der Gedanke, daß seine Aphroditi es sei, welche diese Wandlung hervorgerufen, vermochte nicht, ihm Mirmah's Los weniger hart, ihre Vernachlässigung minder ungerecht erscheinen zu lassen.

Mit Betrübniß sah er die anmuthigen, scherzhaften Bande zwischen seiner jungen Schwester und Abd-ul-Selam täglich inniger werden, bemerkte die sichtliche Befriedigung des Scheikhs und jetzt auch Güliter's über des Sohnes Eingehen auf Abu-Yazid's Plan. Ein Versuch, Aphroditi von dem Gedanken an eine Verbindung mit dem jungen Türken abzulenken, scheiterte an ihrer naiven Verwunderung über ein so ungerechtfertigtes Begehren.

„Ich bin glücklich in diesem Hause", sagte das leichtlebige Mädchen, „warum, mein Costi, sollte es nicht meine dauernde Heimat werden? Habe ich einen andern Ort auf der Welt, wo es mir besser gehen könnte? Unsere liebliche Insel ist zur Wüste geworden, Vater und Mutter sind todt; mir lebt dort höchstens noch Loxandra, die Amme, die mich erzogen; du selbst, mein schöner, geliebter Bruder, bist kaum mehr als ein armer Sklave und hast kein Recht auf mich. Soll ich die Zärtlichkeit des Scheikhs, den freundlichen Verkehr mit der guten Güliter, den Anspruch auf einen liebenswürdigen und mir sympathischen Gatten aufgeben, um vielleicht einst mit Schmach oder Noth kämpfen zu müssen? Das kannst du nicht verlangen, Philakimou (mein Freund). Was meinen Christenglauben betrifft, so wird niemand mich zwingen, ihn aufzugeben. Du weißt ja, ich habe vor Weihnachten und Ostern gefastet und unterhalte die Lampe vor dem Bilde der Panagia in meinem Zimmer; ich schlage das Kreuz so oft wie sonst und darf sogar dem Papas (Priester) im Dorfe beichten. Sei daher für mein Heil unbesorgt und laß mich gewähren."

„Bangt dir denn nicht vor der Zukunft, vor der Stellung der Frau im Harem?"

„Ach nein, ich denke, es wird mir als Frau immer gut gehen. Warum sollte Abd-ul-Selam mich nicht lieb behalten? Bin ich denn häßlich? Oder böse? Oder

zänkisch? Er wird gar nicht daran denken, mir eine Nebenbuhlerin zu geben, dessen bin ich gewiß."

Und sie lachte so fröhlich und zuversichtlich, daß ihr Bruder, selbst wenn er Mirmah's Geheimniß hätte preisgeben dürfen, nicht im Stande gewesen wäre, ihre kindliche Heiterkeit durch die Mittheilung von Abd-ul-Selam's Verpflichtungen gegen seine junge Verwandte zu stören.

Er beschloß daher, mit diesem selbst Rücksprache zu nehmen; doch der junge Türke bot ihm für seine Bemühungen keinen festen Anhalt. Er war so beansprucht von den politischen Tagesereignissen, den täglichen Vor- und Rückschritten in der Ausführung von Mahmud's Reformplanen in Bezug auf das Heer, seinen persönlichen Befürchtungen und Hoffnungen für den erwählten Beruf, zudem so behaglich eingewiegt in seine zärtlichen Beziehungen zu Aphroditi, für die der Wunsch des Vaters ihm jetzt einen so willkommenen Vorwand bot, daß er von etwaigen Conflicten des Herzens und der Ehre gar nichts hören wollte und als letzte Antwort auf die Vertretung der Ansprüche Mirmah's durch seinen Freund nur die Versicherung bereit hielt, daß er nicht abgeneigt sei, beide Mädchen zu heirathen.

Der Grieche, der in der letzten Zeit mit moslemischen Anschauungen in der Theorie so vertraut geworden, daß er sich darin zu Hause zu glauben begann, fühlte sich durch diese Hinweisung auf eine als selbstverständlich bezeichnete Praxis im tiefsten Innern verletzt und wie aus umfangendem Traum aufgerüttelt. Er wußte kaum, wen er, angesichts einer solchen Lösung, mehr beklagen sollte, Mirmah, die seit ihrer frühesten Jugend ihrem Vetter durch die innigste Liebe verbunden war und ihn als ihr geistiges Eigenthum ansah, oder Aphroditi, die vom Geschick an Abd-ul-Selam's Brust geworfen, dort in voller Harmlosigkeit eine neue Heimat zu finden hoffte und sich bereits als ihm gehörig betrachtete. Beide Mädchen boten ihre volle Hingebung, ihr ganzes Selbst, und Abd-ul-Selam umfaßte mit Gedanken und Wünschen eine wie die andere, die Freundin, deren Einfluß tiefer wurzelte, die Fremde, deren Reiz er lebhafter empfand.

Daß Mirmah auf Aphroditi schon lange schmerzlich eifersüchtig gewesen war, begriff Costi, als er sich ihren ersten Bericht über seine Schwester vergegenwärtigte; er kannte andererseits Aphroditi genug, um vorauszusehen, daß ihr Selbstgefühl keine Nebenbuhlerin ertragen werde.

Wenn also Abd-ul-Selam an die Verwirklichung seiner polygamen Idee ging, war daraus für beide Frauen nur Unheil und Elend vorauszusehen. Vorderhand war freilich an seine Verbindung mit Mirmah nicht zu denken und die mit der Griechin wurde zu Costi's großer Genugthuung immer weiter hinausgeschoben, weil Abd-ul-Selam von seinen militärischen Uebungen vollständig in Anspruch genommen wurde und die Gunst des Sultans verscherzt haben würde, hätte er jetzt ein Weib nehmen wollen. Mahmud hatte bestimmt, daß er mit einigen Sipahioffizieren, welche militärischen Reformen nicht abgeneigt waren, von dem Italiener Calosso, der sich bei dem Sultan als Pferdebändiger und Reitlehrer in Geltung zu setzen verstand, in europäischen Reitkünsten unterrichtet werden sollte, um später bei der Organisirung der Cavalerie thatkräftig mit eingreifen zu können, und der

junge Türke brachte fast den ganzen Tag im Sattel zu; ja er wohnte zeitweise in den neuen Kasernen bei Daut-Pascha, jenseit des Goldenen Horns, wohin der Sultan sich oft selbst begab, um den Uebungen seines kleinen Elitecorps von Lanzenreitern beizuwohnen. Das Gerücht von bevorstehenden eingreifenden Veränderungen im Heereswesen gewann bei der Rückkehr des Frühlings an Stärke. Es war zwischen dem Sommerpalast des Sultans in Beschicktasch, dem in Yenikeuy befindlichen Yali Hussein's, des Agha-Pascha, welcher früher der höchste Offizier der Janitscharen gewesen, jetzt aber mit dem Commando der Bosporusschlösser betraut war, und dem Hause Mohammed-Selim-Pascha's, des Großvezirs, der in Beylerbey residirte, ein Gehen und Kommen, ein Botschaftsenden und Empfangen, das den Bewohnern der Bosporusufer schwerlich verborgen bleiben konnte.

Der Topdschibaschi in Tophaneh verschärfte die Disciplin unter seinen Tausenden von Kanonieren, die Galiondjis (Marinesoldaten) wurden mit bessern Waffen und Munition versehen und bei Beïkos anatolische Milizen unter Mehmet-Bei's Führung zusammengezogen, wie auf der gegenüberliegenden europäischen Uferstrecke Albanesen, die von jeher der Janitscharen bitterste Feinde gewesen.

Der Scheikh Abu-Yazid war oft von Hause abwesend; denn Mahmud betraute ihn mit wichtigen Unterhandlungen mit dem neuernannten Scheikh-ul-Islam und einflußreichen Ulemas, bei denen der Mevlevi, seiner Gelehrsamkeit und persönlichen Würde wegen, in hohem Ansehen stand. Costi, dem schon lange die Verborgenheit im Hause zur Last geworden war und der in der ungemeinen fieberhaften Thätigkeit seinen Drang nach einem Eingreifen in die Außenwelt und seine Strebsamkeit gesteigert fühlte, hatte, durch Abu-Yazid's und Abd-ul-Selam's oftmalige Abwesenheit ihrer freundschaftlichen Beobachtung entzogen, nach und nach seine Zurückgezogenheit aufgegeben und die Vorsicht abgestreift, die ihm als nothwendig eingeschärft worden.

Er zeigte sich jetzt ungescheut an den Fenstern des Yalis, durchstrich die Umgebungen desselben, nur wenig verändert durch die dunkeln Rajahgewänder und den schwarzen Turban der Griechen über gekürztem Haar, und vertraute sich sogar abends zuweilen im leichten Kaik den Wogen des Bosporus an, wobei er indessen dem europäischen Ufer desselben fern blieb.

Es war ihm, als müsse er sich in die Stromschnellen der Zeit werfen, die strudelnd und rauschend die Höchsten und Niedrigsten im Osmanischen Reiche ergriffen und mit sich fortrissen zu dem ungeheuern Katarakt, wo die Schwimmer miteinander in wildem Instinct der Selbsterhaltung darum ringen mußten, wem es gelingen werde, sich an Felsen klammernd vor dem Sturze zu bewahren, und wen die unaufhaltsamen Fluten hinunterziehen würden in den bodenlosen Abgrund und zerschmettern.

Es war zu Anfang Mai 1826, als in Konstantinopel die Nachricht von der Erstürmung Missolonghis durch die ägyptischen Truppen unter Ibrahim-Pascha anlangte. Obwol dieser Sieg anscheinend einen Erfolg der türkischen Armee darstellte, da ihn ein Vasall des Sultans errungen, wußte Mahmud doch genau, daß er ihn nur der höhern Taktik der von Europäern ausgebildeten Aegypter verdankte, daß seine eigenen, noch ungeschulten und undisciplinirten Heeresmassen ihn nie

erfochten haben würden. Und ein neuer Antrieb ward ihm dies Ereigniß, das seine Hauptstadt mit dreitägigen Festen feierte, die letzte Hand an den Baum zu legen, dessen hohler, morscher Stamm ihm den Weg ins Freie versperrte, und ein Ende zu machen mit der verhaßten Söldnertruppe der Janitscharen.

In den letzten Tagen des Mai ward die große Versammlung der Reichswürdenträger und Ulemas, der Janitscharenoffiziere und Palastbeamten beim Agha-Pascha in Yenikeuy abgehalten, in welcher der Sultan seine Zukunftsplane enthüllte. Mit allem Zauber der Beredsamkeit, der den Stil Mahmud's so sehr auszeichnete, entwarf er dem aufhorchenden Divan ein Bild der Zustände des Reiches, bestand auf der Nothwendigkeit, die türkische Armee denen anderer Völker ebenbürtig zu machen, und schlug darauf bezügliche Reformen vor. Hingerissen von dem großen Moment gaben die Ulemas mit dem Koranspruch: „Stellt euerm Feinde dieselben Waffen entgegen, deren er sich gegen euch bedient", ihre Sanction zu dem Project, und die andern Anwesenden, von denen die leitenden Persönlichkeiten schon längst durch Stellen und Würden, reiche Spenden aus dem Privatschatze des Sultans und Versprechungen gewonnen und bestochen waren, zögerten nun nicht, ihre Siegel unter die Verordnung zu setzen, welche die Gründung einer disciplinirten Kerntruppe befahl, zu der jede der 51 Janitscharenortas 150 Mann beisteuern sollte, damit diese, von ägyptischen Offizieren ausgebildet, den Mittelpunkt einer neuen glorreichen Heeresmacht bilden könnten. Es fehlte nicht an Versprechungen, um den Auserwählten die neue Stellung in glänzendem Lichte erscheinen zu lassen. Regelmäßiger, hoher Sold, Vorrechte und Ehren wurden ihnen in Aussicht gestellt. Doch trotzdem die Offiziere der Söldner selbst mit gutem Beispiele vorangingen und sich der Schulung der Aegypter unterwarfen, war das Corps der Janitscharen einmüthig in dem Schrei gegen Verrath, in der Wuth gegen die geplante Zersetzung und Vernichtung seiner einheitlichen Masse. Vor allen waren es die Ustas, die ihre Stellung bisher nicht besonderer Tüchtigkeit, sondern größerer Roheit und Wildheit verdankt, die beim Soldaustheilen, das durch ihre Hände gegangen, sich sonst bereichert, welche mit aller Aufbietung ihres brutalen Einflusses auf die Gemeinen sich der Ausführung der Reformen entgegenwarfen. Es kochte und gärte in der großen Janitscharenkaserne am Etmeïdan (Fleischplatz) und die Weinschenken und Kaffeehäuser, die Bäder und Barbierläden waren Tag und Nacht von unzufriedenen und drohenden Söhnen Hadji-Begtasch's erfüllt, deren aufrührerische Reden nur durch den Schrecken vor Mahmud's etwaiger plötzlicher Erscheinung zu dumpfem Grollen gedämpft wurden.

Im Yali des Mevlevi-Scheikhs fühlte man den Pulsschlag der Ereignisse lebendiger als sonst irgendwo. Zu den allgemein erregenden Thatsachen kam noch das Bewußtsein, daß die Gegensätze mit der verwandten Familie des Begtaschi-Obern sich in dieser Krisis aufs höchste steigern mußten. Güliter zerfloß in Thränen, wenn sie an den unheilbaren Bruch dachte, den die Parteinahme ihres Gatten und Sohnes für den Sultan, in welchem die Janitscharen schon ihren Würger zu ahnen schienen, zwischen ihr und Dschanfeda, welche mit fast hündischer Ergebenheit an dem sie geringschätzenden Tahir-Baba hing, hervorrufen mußte. Der Scheikh, der seinen einstigen Nebenbuhler nicht mit Haß, sondern mit gutmüthigem

Bedauern abfertigte, hätte ihm gern die furchtbaren Consequenzen erspart, welche die Verbindung des Begtaschi-Ordens mit den bedrohten Prätorianern haben konnte; Abd-ul-Selam fühlte angesichts des kommenden unvermeidlichen Chaos sein Interesse an Mirmah neu aufleben und hätte sie um jeden Preis vor dem Verhängniß sichern mögen, das die Partei ihres Vaters ereilen mußte.

In nie ermüdender Rührigkeit eilte der junge Mann von einer Kaserne, einem Exercirplatz zum andern, überall auf die Stimmung und die Vorgänge merkend, Verbindungen suchend, Einfluß beanspruchend, und wenn er spät abends nach Hause kehrte, wo Costi im gemeinsamen Zimmer noch wachte, sprudelten von seinen Lippen in erregten Worten die Erlebnisse und Aufschlüsse, die Räthsel und Vorbedeutungen, welche der Tag in wirrer, erstickender Fülle auf ihn gehäuft.

(Schluß folgt.)

Die Entwickelung der Chirurgie.

Von

Dr. Hermann Baas.

I.

Die Chirurgie bis zum 19. Jahrhundert.

Die Existenz der Menschheit muß im Entwickelungsplane der Welt auf viele Hunderttausende von Jahren bemessen sein, da dieselbe, wie eine doch schon mehrtausendjährige Geschichte beweist, auf ein sehr langsames Fortschreiten angewiesen ist. Zeigt doch die letztere, in wie kleinen Schritten und wie nicht selten dazu von kürzerm oder längerm Stillstande, ja sogar von offenbaren Rückschritten unterbrochen die Wissenschaften von Volk zu Volk sich vorwärts entwickelten. Ganze Epochen gingen ohne merklichen Fortschritt vorüber; dann aber erwuchs wieder ein solcher aus fast in Vergessenheit gerathenen Keimen vergangener Zeiten und erschien in der Folge häufig klein, obwol er im Augenblicke seines Hervortretens öfters als bedeutend aufgefaßt ward. Nur selten machte die Menschheit einen wahrhaft großen Schritt im Können und im Wissen, in Gesittung und Bildung voran.

Dieser Weise entsprechend entwickelten sich natürlich alle einzelnen Zweige der Cultur, darunter auch die Wissenschaft und Kunst der Chirurgie, auf deren Vergangenheit wir einleitend einen Rückblick, wenn dieser auch nichts weniger als erschöpfend und vollkommen ausfallen kann, hier werfen müssen, um ein Bild von der Stufe, welche sie heute einnimmt, dem Verständniß unserer Leser nahebringen zu können.

Die Anfänge der Chirurgie, vielmehr deren uranfängliche Entwickelungsweise ist nicht mehr sicher darzulegen. Was uns überliefert ist, zeigt sie schon auf einer bestimmten Höhe, wie das überhaupt bei allen Zweigen des menschlichen Wissens der Fall, weil die geschichtliche Ueberlieferung ja erst auf einer Bildungsstufe möglich ist, welche viele Vorstufen und Anfänge der Cultur schon überwunden hat.

So viel ist aber ersichtlich, daß unter allen Theilen der Medicin die Chirurgie einer der am frühesten, wenn nicht überhaupt der zuerst entstandene ist.

Welches unter den Völkern aber, von denen, sei es auf Denkmalen, sei es in Schriftwerken, sei es in Form dahin weisender Gebrauchsgegenstände, Ueberlieferungen über chirurgische Leistungen auf uns gekommen sind, als dasjenige zu bezeichnen ist, dessen Chirurgie überhaupt als die früheste aufzufassen wäre, darüber sind die Stim-

men getheilt; doch vereinigen sich die meisten dahin, daß die Aegypter diese Stelle einzunehmen am ersten berechtigt sein mögen, zumal wir von einer Chirurgie der Assyro-Babylonier, die ja an Alter der Cultur mit jenen wetteifern könnten, bisjetzt nicht viel mehr wissen, als daß sie die Beschneidung übten und, um sie schmerzlos zu machen, die Halsschlagadern während der Dauer der religiös-praktischen Operation zusammengedrückt haben — der älteste bekannte Versuch einer Art Anästhesirung.

Für das hohe Alter der ägyptischen Chirurgie spricht auch der Umstand, daß sie die soeben genannte Operation sogar noch mit Feuersteinmessern, wie übrigens auch die Juden, ihre Schüler in vielem, verrichteten. Sie kannten Geschwüre, Geschwülste und deren Behandlung, wovon der Papyros Ebers, der aus der Zeit von circa 1550 v. Chr. stammt, schriftliches Zeugniß gibt, heilten Knochenbrüche, wie an Mumien ersichtlich ist, wußten Bescheid in der niedern Chirurgie, insofern sie zur Ader zu lassen und Lavements zu setzen verstanden, welche Kunst dieselben vom Ibis, der seinen Schnabel als dazu geeigneten Apparat benutzte, wie die Alten erzählen, erlernt haben sollen, und schröpften, wobei sie als Schröpfköpfe unterhalb der Spitze da, wo sie schon hohl sind, abgesägte Hörner gebrauchten. In der höhern Zahnheilkunde waren die Aegypter so weit voran, daß sie nicht allein vielerlei Zahninstrumente besaßen, sondern auch künstliche Zähne einsetzten: ob zur Erleichterung der Nahrungszerkleinerung oder aus Gefallsucht, wegen der die luxuriösen, besonders in Herstellung und Gebrauch von wohlriechenden Spezereien, Räucherungen und Mundpillen erfahrenen, sehr gefallsüchtigen mandeläugigen Aegypterinnen lange vor Kleopatra schon berüchtigt waren, ist nicht zu bestimmen. Ja bereits große Operationen übten die Aegypter, wie die Castration, für die sie noch bis in die Römerzeit als die glücklichsten Specialisten galten, und selbst Absetzungen von größern Gliedmaßen, wie Abbildungen zu Dendera beweisen, scheuten sie nicht, was um so staunenswerther ist, als diese noch bis in die Neuzeit wegen der großen Blutung als sehr gewagte Unternehmungen galten und allein die Herstellung der betreffenden Instrumente schon große technische Fertigkeiten und Kenntnisse voraussetzen mußte. Auch Kriegschirurgie war den Aegyptern geläufig, insofern vom Staate besoldete Militärärzte den Heeren zugegeben waren und Kriegslazarethe (auf der linken Seite des Lagers) existirten. Am meisten Ruf genossen aber schon in sehr früher Zeit die ägyptischen Augenärzte, welche sogar Staaroperationen verrichtet zu haben scheinen. Aus all dem Gesagten erhellt also, daß Ebers durchaus der Wirklichkeit entsprechend die Heilung der Uarda bei ihrem chirurgischen Leiden darstellt, wenn auch die Liebe des Königssohnes zu dieser etwas zu sehr mit gothischen Verzierungen, wie Lessing sich ausdrücken würde, geschmückt erscheinen sollte, weil die alten Völker, worauf der letztere hinweist, frei von moderner Empfindsamkeit gewesen. Poetische Empfindungen sind indeß gerade den alten Aegyptern nichts weniger als fremd, wie das Heldengedicht des Pentaur aus der Zeit des Sesostris (gest. 1511 v. Chr.) beweist.

Von den, wie wir gesehen, nach Maßgabe ihres frühen Auftretens bei den Aegyptern so hoch entwickelten chirurgischen Kenntnissen und Fertigkeiten eigneten sich, im Gegensatze zu andern, die alten Juden, den schriftlichen Ueberlieferungen

derselben nach zu schließen, trotz langen Aufenthalts unter jenen nur Weniges an. Doch werden Unterleibshernien und einige andere Geschwulstformen, auch Geschwüre und deren Behandlung erwähnt, und schon im zweiten Buch Moses Bestimmungen gegeben, daß im Falle thätlicher Verletzungen der Thäter die Wundärzte entlohnen müsse. Dagegen waren die chirurgischen, zumal die gynäkologisch-chirurgischen Kenntnisse der spätern Juden, wie sie im Talmud sich dargestellt finden, sehr bedeutend, freilich aber auch zum größten Theile den Griechen entlehnt.

Noch spärlicher als die Mittheilungen über altjüdische Chirurgie sind jene über die der alten Perser; wir erfahren nur, daß sie „mit dem Messer heilten", und vorsichtigerweise Operateuren nur dann gestatteten, Gläubige zu schneiden, wenn dieselben vorher an Ungläubigen ihre Fertigkeit und ihr Glück bewiesen hatten. Wenn ein solcher nämlich dreimal Ungläubige geschnitten hatte und diese alle gestorben waren, so erhielt er nie die Licenz, Gläubige zu operiren: eine Sache, die sich auch im modernen Leben, freilich etwas anders geartet, wiederfindet, wenn man an Stelle der Ungläubigen die Unbemittelten, und an die der Gläubigen die schon im alten Perserland, wie aus der Bibel hervorgeht, nicht immer kaukasischen Gläubiger der Menschheit, resp. die Reichen setzt.

Sehr unvollkommen ist auch die chinesische Chirurgie, deren sehr hohes Alter ebenso wie ihr Freibleiben vom Einflusse des Wissens anderer Völker außer Frage steht, was bei den Juden und Persern nicht der Fall gewesen; sie zeigt aber einzelne Eigenthümlichkeiten. So übten die Chinesen seit uralter Zeit die Acupunctur, ein Verfahren, welches der Dreher Bannscheidt in den funfziger Jahren bei uns einführte und nur durch die Zuthat einer Einreibung reizenden Oeles veränderte, das aber nach der Ansicht des lange in Japan thätigen deutschen Arztes Wernich, gleich dem Abbrennen von Moxen auf der Haut bei jeder passenden und unpassenden Krankheit, japanesischen Ursprungs ist. Dasselbe bildet allein die höhere Chirurgie der Chinesen. Aderlaß und Klystier, Leistungen unserer niedern Chirurgie, finden bei denselben wenig Anklang; besonders das letztere gilt als unanständig. Ihre Impfung mit echtem Pockeneiter ist jüngern Datums. Weiter ziehen sie Zähne mit sehr unvollkommenen Zangen aus, setzen Schröpfköpfe, behandeln Wunden mit allerlei Pflastern und Salben, richten Verrenkungen und Knochenbrüche ein und behandeln sie mit Umschlägen weiter, üben die Massage, welche bei uns erst neuerdings zu Ehren gekommen, von alters her, wie auch die Japanesen, eröffnen die vordere Augenkammer u. s. w. Wie ersichtlich ist ihr Wissen und Können in der Chirurgie sehr unentwickelt, aber auch freilich noch nicht in allem bekannt.

Weit mehr ist dies bezüglich der Inder der Fall. Auch sind ihre chirurgischen Kenntnisse so bedeutend, daß man die Frage aufgeworfen hat, ob nicht vieles von Griechenland her nach Indien verpflanzt worden oder umgekehrt von Indien nach Griechenland gekommen sei. Doch haben sich für beides keine sichern Anhaltspunkte finden lassen, wie gleicherweise bis heute auch noch nicht mit Gewißheit festgestellt ist, ob die medicinischen Hauptwerke der Inder ums letzte Jahrtausend vor Christus oder ums erste nach Christus verfaßt worden sind, während man darin übereinstimmt, daß ein großer Theil des Inhalts derselben sehr alt ist. Diesem zufolge wagten sich die indischen Aerzte nicht allein an die größern Operationen, sondern hatten

auch, was bei solcher Kühnheit nicht immer gerade der Fall sein muß und ist, recht genaue und ausgebreitete Kenntnisse in der chirurgischen Krankheitslehre, dazu einen recht ansehnlichen Instrumentenapparat. Die indischen Chirurgen kannten selbst die feinern Erscheinungen und die Behandlung der Knochenbrüche, der Verrenkungen, der Wunden verschiedenster Art, auch der im Kriege und durch Waffen veranlaßten, sodaß man sogar von einer Kriegschirurgie der Inder sprechen kann. Ebenso waren sie bewandert in der Kenntniß und Heilung von Geschwüren und Geschwülsten, Eiteransammlungen und Fisteln u. s. w. Aus der Zahl der kleinern Operationen sind der Aderlaß, den sie aber nur selten verrichteten, das Schröpfen, Kathetrisiren, Impfen mit echtem Pockeneiter, das gleich wie bei den Chinesen als unpassend erachtete Lavement, das Brennen mit glühendem Eisen und Brennwieken, welches sehr häufig, auch bei innern Krankheiten zu Hülfe gezogen wurde, das Abzapfen des Wassers bei Unterleibswassersucht, Stillung der Blutung durch Kälte und Druckverband, Abbinden von Gewächsen und Blutgefäßgeschwülsten u. s. w. zu nennen. Den Grauen Staar operirten die indischen Aerzte schon früh auf eine eigenthümliche Weise, wie denn überhaupt die Beseitigung der im Alter so häufig vorkommenden Trübung der Augenlinse und der dadurch hervorgerufenen Erblindung — fast möchte man sagen natürlich — eine der ältesten Augenoperationen war. Ob aber die Erfolge der altindischen Aerzte besonders gut gewesen, scheint zweifelhaft, wenigstens, wenn man, was zulässig erscheint, von denen der heutigen indischen Augenoperateure, die noch ebenso wie die alten verfahren, auf diejenigen der letztern zurückschließt. Ebenso alt wie die Staaroperationen ist der Steinschnitt, den nicht allein die Inder, sondern auch schon die Aegypter übten. „Der Arzt führe die Faust streichend vom Nabel des Kranken abwärts, bis daß der Stein nach unten geschlüpft ist.“ Dann drücke er von unten her den Stein nach oben, daß er über der Schoßfuge als eine Verhärtung gefühlt wird. „An dieser Stelle schneide er ein und ziehe dann den Stein aus. Der Arzt soll sich Mühe geben, daß der Stein nicht zerspalten oder zerbröckelt wird; denn ein zurückgebliebenes, wenn auch kleines Körnchen wächst von neuem. Deshalb ziehe der Arzt mit der Zange den Stein unversehrt aus.“ Die Natur der Orientalen unterstützte die Aerzte bei solchen großen Eingriffen, da jene gewiß damals ebenso wie auch heute die größten Verletzungen mit unerschütterlicher Ruhe und Indolenz ertrugen und überstanden. Dem ist es wol auch noch zuzuschreiben, daß die alten Inder sogar die Bauchhöhle mit dem Messer öffneten, um Geschwülste u. s. w. zu entfernen. Eine Eigenthümlichkeit ihrer Chirurgie waren die sogenannten plastischen Operationen, die Bildung künstlicher Nasen aus der Stirn- und Wangenhaut, Lippenbildung und Ohrenbildung, operative Verfahren, zu denen die Bestrafung großer Vergehen und Verbrechen durch Abschneiden der genannten Theile die Veranlassung und Aufforderung gab. Dem entsprechend ist auch die indische Bandagen- und Instrumentenlehre ausgebildet.

Um den Schülern aber die nothwendige Gewandtheit im Operiren beizubringen, mußten sie Operationsübungen anstellen, und zwar an Kürbissen, Wasserschläuchen u. dgl. Gegenständen, wobei wenigstens in gewissem Sinne eine Art Blutung stattfand, die bei den Operationsübungen an unsern Universitäten, trotzdem eine Nach-

ahmung derjenigen des Lebenden auch an der Leiche gut möglich und jedenfalls nützlich wäre, noch nicht stattfindet.

Wenn die Chirurgie der seither genannten Völker auch eine in Anbetracht ihres Alters und der Zeit, um die es sich handelt, zum Theil geradezu erstaunliche Ausbildung erlangt hatte, so war sie doch im großen und ganzen auf die allgemeine Cultur nur insoweit von Einfluß, als sie etwa von den Griechen aufgenommen und weiter gebildet ward. Daß eine theilweise Herübernahme seitens letzterer, besonders von den Aegyptern her, stattgefunden hat, wird einerseits aus griechischen Werken deutlich, andererseits aber noch mehr dadurch, daß die Entzifferung der ägyptischen Papyrushandschriften directe Anhaltspunkte dafür gibt; ja man geht so weit, daß man geradezu die griechische Medicin als eine Tochter der ägyptischen bezeichnet. Durch diese Angaben gewinnt auch die Sage, wofür man es bisher hielt, daß Asklepios aus Memphis stamme und nach Griechenland eingewandert sei, wenn auch nicht an Gewißheit, so doch an Bedeutsamkeit, sei jener nun eine rein mythologische oder eine später nur von der Sage umkleidete Persönlichkeit. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß man ihm bereits vorzugsweise chirurgische Leistungen zuschrieb, insofern er nicht allein durch Salben, sondern auch durch Schneiden heilte. Und auch seine Söhne, Podaleirios und Machaon, waren bekanntlich im trojanischen Kriege, der ja auch neuerdings aus dem Reiche der Mythe mehr und mehr in das der Geschichte verpflanzt wird, als Wundärzte, vielmehr als heilkundige Helden thätig. Sehr früh traten auch schon griechische Aerzte als Wundärzte mit den ägyptischen in Concurrenz: so z. B. Demokedes, der den verrenkten Fuß des Darius heilte, was den Leibärzten desselben, Aegyptern, nicht gelungen war, und Cyrus hatte griechische Militärärzte. Der Krieg galt auch in so frühen Zeiten schon als die Schule der Wundärzte; sagt doch bereits Hippokrates, daß derjenige, welcher Chirurgie erlernen und üben wolle, Feldzüge mitmachen müsse, was im großen und ganzen sich auch heute noch bewahrheitet.

Da dieser Rath ohne Zweifel nicht auf persönlicher Erfahrung beruht — denn Hippokrates selbst hat wahrscheinlich gar keine Feldzüge mitgemacht — so weist er auf Bildungsgrundsätze hin, die schon in der koischen Aerzteschule, der er entsprang, für das chirurgische Gebiet allgemeingültig waren, wie denn auch dessen chirurgische Schriften sicher eine große Zahl bereits von frühern Aerzten überlieferte wundärztliche Kenntnisse enthalten. Gehen doch die in denselben niedergelegten Angaben weit über das hinaus, was ein einzelner Arzt, und lebte er noch so lange, zu erfahren und vor allem zu erfinden im Stande ist! Die Höhe des chirurgischen Wissens und Könnens der Griechen aber ist schon zu Hippokrates' Zeiten um so auffallender, als ihnen die Anatomie, welche gerade für die Chirurgie unentbehrlich erscheint, fast unbekannt war. Umfaßten doch dessen Kenntnisse fast alle Theile dieses Gebietes der Heilwissenschaft, von den einfachen Wunden bis zu vielen der verborgensten chirurgischen Krankheiten, z. B. der Eiteransammlung in der Brustfellhöhle. Am ausgebildetsten waren aber die Lehren von den Kopfverletzungen, den Geschwüren, den Fisteln, den Knochenbrüchen und Knochenverrenkungen, deren Darstellung zum Theil wahrhaft bewunderungswürdig, deren Behandlung theilweise so

zweckmäßig ist, daß gar manche Methode, ohne große Abänderung erfahren zu haben, noch heute gilt. Selbst die operative Chirurgie erfreute sich einer verhältnißmäßig hohen Ausbildung, obwol die Kenntniß der Blutstillungsmittel noch sehr unvollkommen war, sich auf zusammenziehende Arzneistoffe, Anwendung der Kälte, des Druckverbandes u. dgl. beschränkte. Wagten sie sich doch an die Trepanation des Schädels und den Steinschnitt, der eine der ältesten Operationen bei allen Völkern war, übrigens gerade von den Hippokratikern nicht ausgeführt, sondern den Specialisten überlassen wurde. Häufig ward das Glüheisen angewendet, welches von da an bis ins 17. Jahrhundert das hauptsächlichste Mittel blieb, großen Blutungen entgegenzutreten. Auf dasselbe bezieht sich der berühmte, von Schiller bekanntlich seinen „Räubern" vorgesetzte Aphorismus: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Messer; was das Messer nicht heilt, heilt das Feuer; was dieses nicht heilt, muß als unheilbar betrachtet werden." Auch die schon zu Homer's Zeiten hoch ausgebildete Metalltechnik lieferte den Hippokratikern einen ziemlich reichen Instrumentalapparat.

Diese letztere Seite der chirurgischen Erfindungsgabe bildeten die Aerzte der Alexandrinischen Schule weiter, verfielen aber dabei vielfach in Künsteleien; das meiste davon ist jedoch verloren gegangen. Höchst wahrscheinlich stammten aus ihr die Kenntnisse des Asklepiades von Bithynien (128—56 v. Chr.), der selbst die Eröffnung der Luftröhre, die Tracheotomie, übte, und des Celsus (im 1. Jahrhundert n. Chr.), von dem wir die zahlreichsten Angaben über nachhippokratische Chirurgie haben, welche er offenbar den Werken alexandrinischer Aerzte zum großen Theil entnahm, nicht aber, ohne sie an den eigenen Beobachtungen zu prüfen. Es bestätigt sich auch an Celsus die in Bezug auf viele Schriftwerke der alten Medicin gültige Thatsache, daß die Werke zweiter Hand erhalten blieben, während die Originale verloren gingen. Der Grund davon mag der gewesen sein, daß die Nachfrage nach letztern seitens der Aerzte wegen ihrer Zahl und ihres Umfangs und wol noch mehr ihres hohen Preises halber eine geringere war, als die nach den Sammelwerken, welche zu studiren die alten Praktiker ebenso allein Zeit und Lust haben mochten, wie das noch heute der Fall ist. So geschah es denn, daß die größere Zahl der Abschriften von Compilationswerken die Ursache ihrer Erhaltung ward, wogegen die seltenen Originalwerke nur durch glücklichen Zufall gerettet wurden.

Celsus war nicht Arzt von Beruf, vielmehr Arzt aus Lust und Liebe zur Krankenbehandlung, welche er seinen Sklaven und Hausgenossen zutheil werden ließ; doch stand er einem wirklichen Arzte nicht nach, ja er muß, allem nach zu urtheilen, viele damalige Aerzte vom Metier bedeutend übertroffen haben, sowol an Kenntnissen wie an Fertigkeiten. Davon gibt sein Buch Zeugniß, wenn ihm auch Horaz in Bezug hierauf eine schlechte Note ertheilt hat.

Vom Chirurgen verlangt er — ein Beweis, daß er selbst chirurgisch thätig und erfahren war, liegt in diesen Forderungen an sich —, daß er jung sei oder doch dem jugendlichen Alter nahe stehe, scharfes Auge habe, nicht zaghaft, nicht mitleidig sei, damit er nicht durch das Jammern dessen, den er heilen wolle, bewegt werde und sich infolge dessen mehr beeile, als der Sache nach zulässig, oder weniger schneide, als nöthig ist, sondern bis zuletzt so verfahre, als berühre ihn das

Jammergeschrei gar nicht. Ferner soll er eine feste, nicht zitternde Hand haben und mit der rechten und linken gleich geübt sein.

Auch aus seinen Krankheitsbeschreibungen geht hervor, daß er vieles gesehen und untersucht haben muß. Beschreibt er doch auf vielfach noch heute brauchbare Weise die Wunden, Fisteln, Verbrennungen, Geschwülste, Gelenk- und Knochenkrankheiten, Verstauchungen und Verrenkungen, deren Einrichtung er vor der Entwickelung von Entzündung ausgeführt haben will, Knochenbrüche, eingeklemmte Unterleibsbrüche, Abscesse, fremde Körper im Ohr u. s. w. Zudem ist seine Darstellung der Operationen und Operationsmethoden derart, daß nur jemand, der sie selbst angewandt, dieselben so beschreiben kann. Ueber viele der von ihm angegebenen Verfahren haben wir außer den seinen keine Nachrichten aus dem Alterthum. Alle seine Mittheilungen weisen aber darauf hin, daß zu seiner und vor seiner Zeit das chirurgische Handeln nicht allein sehr kühn, sondern auch sehr ausgebildet war. Vor allem geht dies daraus hervor, daß er die Unterbindung der Gefäße kannte, wenn er auch nur Doppelligaturen mit darauffolgender Durchschneidung des Mittelstücks nennt, dann aber daraus, daß er die schwierigsten und größten Operationen trefflich darstellt. Unter diesen beschreibt er zuerst genauer das Verfahren bei der Amputation, die er im Gesunden ausführt und zwar mit einem Schnitt rund um das Glied bis auf den Knochen, der dann durchsägt wird. Er wandte sie freilich nur bei Brand an, der einzigen Anzeige dafür, welche man bis zum 16. Jahrhundert überhaupt kannte. Ferner lehrt er ausführlich das Verfahren der Trepanation, der Niederdrückung des Staars, des Steinschnitts, ja er kennt die Resection der Rippen und die schon erwähnten plastischen Operationen, d. h. solche, bei denen Ersatz verlorener Körpertheile bezweckt wird, der Nase, der Lippen, der Ohren, die Wiederherstellung des durch rituelle Verstümmelung bei den Juden verlorenen Hautstücks, welche besonders deshalb öfters verlangt wurde, weil ohne dasselbe eine Staatsstellung im Römerreich nicht zu erlangen war und zudem eine Steuer, die sogenannte Judensteuer, bezahlt werden mußte. Weiter gibt er genaue Vorschriften für den Aderlaß, das Kathetrisiren, die Entfernung fremder Körper aus der Nase und dem Ohr, die verschiedenen Zahnoperationen u. s. w.

Für die hohe Ausbildung der operativen Chirurgie im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung spricht ferner der Umstand, daß Archigenes von Apamea gleichfalls die Amputation und zwar mit vorausgehender Unterbindung des Hauptgefäßstammes, sowie eine Art Esmarch'scher Blutsparung, von der wir später zu sprechen haben, durch Umschnürung des Gliedes vor der Operation ausführt und daß er sie nicht allein bei Brand, sondern auch nach Zerschmetterungen indicirt findet. Der berühmte Chirurg Heliodoros wagte die Amputation selbst ohne vorhergegangene Unterbindung zu machen, sowie er auch überzählige Glieder entfernte. Um die Blutung möglichst gering zu machen, schneidet er stets von der Seite her zuerst in die Tiefe, auf welcher die Weichtheile am dünnsten sind und an der die Gefäße nicht liegen, um dieselben erst zuletzt zu durchtrennen und dann durch festen Druckverband sie definitiv zu schließen.

Nach diesen großen Chirurgen begann die Chirurgie, wie das ganze Geistesleben der Römer überhaupt, unter deren politischer Botmäßigkeit auch die Griechen rasch

sanken, von der nur auf kurze Zeit erreichten Höhe herabzusinken. So kam es, daß der um 200 lebende, gleichfalls noch namhafte Chirurg Leonides schon von der Blutstillung, dem Cardinalverfahren der Operationslehre, von der Unterbindung nichts mehr wußte und, obwol er noch an die Amputation sich wagte, ja selbst die Operation des Wasserkopfes nicht scheute, sich des Glüheisens als Hämostaticums bediente. Dieses blieb von jetzt ab das souveräne Mittel; denn die Unterbindungsoperation des Antyllos (3. Jahrhundert) kann man als Blutstillungsverfahren nicht betrachten, vielmehr ist sie ein bloßes Verfahren, um Schlagadergeschwülste zu beseitigen. Im übrigen war des Genannten Chirurgie noch nicht des männlichen Charakters bar und in weibische Salbenchirurgie, die von Galen ihren Ausgang nahm, entartet. Er übte sogar die Operation des Linsenstaars, schwerlich aber die völlige Entfernung im heutigen Sinne, sowie die Eröffnung der Luftröhre, Durchschneidung verkürzter Hautpartien u. s. w. Nach ihm finden sich noch chirurgische Abschnitte in dem Sammelwerke des Oribasius, des Freundes Julian's des Apostaten, eine Bereicherung erfuhr aber von da ab die Chirurgie nicht mehr. Das Mittelalter der Chirurgie nahm seinen Anfang.

Auf keinem Gebiete, nicht blos der Medicin, sondern, man darf sagen, der ganzen wissenschaftlichen Cultur zeigte sich während des Mittelalters eine größere Stagnation und Unproductivität, als auf dem der Wundarzneikunde. Die Kirche stellte sich derselben feierlich gegenüber mit dem Grundsatze ecclesia abhorret a sanguine, zumal im Westen Europas, während im östlichen Reiche doch noch, wenn auch im ganzen vorzugsweise nur literarisch, die alte kühne und männliche Chirurgie sich erhielt. Dort aber curirte man Wunden, Beinbrüche u. dgl. durch Gebet, Händeauflegen, geweihte Sachen, Segenspruch! Mönche und herumziehende Bruchschneider und ähnliche „Chirurgen" operirten wol noch hier und da, über das Wie fehlen aber alle Nachrichten. Die Theologen betrachteten blutige Eingriffe bei Krankheiten des Körpers als solche in die Rechte Gottes, die Gesetze gar als Mordversuche, weshalb die mittelalterlichen niedern Chirurgen vor jedem solchen sich den Kranken als einen bereits Todten nach alter Form Rechtens zuschreiben ließen, um nicht im Falle, daß der Operirte sterben sollte, in starke Strafen, im schlimmsten Falle sogar grausamer Blutrache zu verfallen. Man machte nämlich mit unglücklichen Aerzten und vor allem mit unglücklichen Operateuren wenig Federlesens, sodaß deren Metier ein recht gefährliches war.

Im Westen starben wenigstens die chirurgischen Schriftsteller auf lange Jahrhunderte demzufolge völlig aus, während in der Medicin doch noch ein Schatten des frühern ärztlichen Bildungsstandes blieb. Im östlichen Reiche dagegen sammelte im 7. Jahrhundert nochmals ein Paul von Aigina die Lehren der Alten und faßte sie in einem Werke zusammen, dessen chirurgischer und geburtshülflicher Inhalt der ganzen arabischen Chirurgie als Führer dienen sollte; Neues und Eigenes brachte er aber nicht. Um eine Vorstellung von der alten Kriegschirurgie, welche sich der neuern gegenüber am kürzesten als Handwaffenchirurgie bezeichnen läßt, zu geben, bemerken wir, daß jene sich bei Paul auf Kenntniß und Behandlung der Verwundungen durch Schlag-, Hieb-, Stich-, Wurf-, Pfeil- und Schleuder-

waffen beschränkte, welch letztere bekanntlich unter anderm auch Bleikugeln warfen, und daß diese Verwundungen im großen und ganzen einfacher und leichter, deshalb auch leichter zu behandeln waren als die mit den Schußwaffen.

Mit dem zuletzt genannten oströmischen Chirurgen schloß die griechisch-römische Chirurgie ab. Es folgte nunmehr die Periode oder vielmehr jene interessante historische Episode, in der ein semitisches Volk, die Araber, die Erbschaft der Gräco-romanen antrat und als Vorkämpfer der wissenschaftlichen Cultur überhaupt auch die Chirurgie als Wissenschaft zu erhalten berufen ward. Doch war das arabische Volk auch hierin nicht productiv thätig, weshalb selbst der berühmteste Chirurg desselben, Abul-Kasim (10. Jahrhundert), nichts Neues brachte, wohl aber das Beste der Alten, darunter auch die Unterbindung, überlieferte. Durch die arabische Chirurgie ward besonders das Glüheisen zur Blutstillung wieder, und auch sonst als das vornehmste chirurgische Heilmittel in den Vordergrund gestellt, sodaß vorzugsweise durch sie der bis ins 17. Jahrhundert andauernde Misbrauch desselben veranlaßt worden ist; denn die Lehren der arabischen Aerzte erlangten seit etwa 1000 n. Chr. auch für die abendländische Chirurgie bis zum genannten Zeitpunkte maßgebende Geltung.

Dem Aufschwung der letztern stand besonders das Vorurtheil und der Mangel an anatomischen Kenntnissen entgegen. Die Chirurgie überschritt bis ins 16. Jahrhundert daher die von den Alten erreichte Höhe nicht und galt allgemein als eine niedrige Disciplin, sodaß die Uebung derselben sogar „unehrlich" machte. Eigentliche Aerzte befaßten sich deshalb mit derselben nur theoretisch und literarisch. Die chirurgischen Operationen führten Barbiere aus; die Aerzte ordneten sie im günstigsten Falle an und beaufsichtigten jene bei deren Ausführung. Ausnahmen von dieser Regel gab es wol, sodaß sogar große Operationen, und in einzelnen Fällen auch die Unterbindung der Gefäße bei solchen ausgeführt wurden, aber nur seltene. Die besten Chirurgen besaß Italien und dann Frankreich, das von dem erstern Lande aus die Anregung zur Bildung einer eigenen Schule von höhern Chirurgen im 13. Jahrhundert empfing, welche in der Folge einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Gesammtchirurgie übte, zumal, nachdem „die Mutter der Chirurgie", die Anatomie, im 14. Jahrhundert von Italien aus wieder ins Leben gerufen worden war.

Zum mächtigsten Anstoß für das Einlenken in neue Bahnen ward jedoch die veränderte Kriegführung infolge der Erfindung der Schußwaffen, wodurch auf einmal die Chirurgie vor neue Aufgaben gestellt ward, für deren Lösung sie sich bei den Alten nicht Raths erholen konnte. Dadurch ward die alte von der neuern Chirurgie geschieden, die Salbenchirurgie des Mittelalters beiseitegeschoben und die Epoche der neuern männlichen Wundarzneikunst inaugurirt, der Autoritätsglaube gebrochen und die selbständige Beobachtung und das selbsterdachte Handeln erzwungen. Die Schußwunden schufen zugleich ein neues medicinisches Erkenntnißproblem und eine neue praktische Aufgabe.

Anfangs betrachtete man dieselben nämlich als vergiftete Wunden und behandelte sie als solche. Das Gift zu tödten, goß man sie mit siedendem Oel aus, eine fast unbegreifliche Grausamkeit. Die zufällige Erfahrung, daß dieselbe unnöthig, ja

schädlich für die Heilung sei, ward der Anstoß zur Reformation der ganzen Wundbehandlung, des Fundaments der praktischen Chirurgie. Eines Tages nämlich war der französische Militärchirurg Ambroise Paré aus Mangel an siedendem Oel gezwungen, die Wunden einfach zu verbinden, und so mächtig war das Vorurtheil, daß dieser Fehler, wofür er das Verfahren hielt, ihm die Ruhe raubte, bis er zu seinem größten Erstaunen sah, daß alle so behandelten nicht allein schmerzfreier, sondern daß auch deren Wunden in besserm Zustande seien. Mit genialem Blicke begabt, formte derselbe nunmehr diese einfache Beobachtung zum segensreichen Behandlungsprincip um, das zwar langsam sich Bahn brach, aber nicht mehr zu beseitigen war. Derselbe Barbierchirurg des 16. Jahrhunderts reformirte die Chirurgie auch noch durch eine ebenso einfache andere That: er ward nämlich zum Wiedererfinder der Unterbindung am durchschnittenen Gefäßende bei Amputationen. Das war ein womöglich noch mächtigerer Fortschritt; denn von nun an waren die Chirurgen Herren der Blutung geworden und wagten jetzt auch, im Gesunden zu operiren, was man bisher nicht unternehmen konnte, da das Glüheisen ein zu unsicheres Stillungsmittel bei Blutungen aus großen Gefäßen war. Daß die „gelehrten" Aerzte die Erfindung des einfachen Barbiers aufnahmen, wie etwa der Papst die That Luther's, ist geeignet, den Laien einen Begriff von der Tragweite derselben zu geben. Einer derselben, Gourmelen, äußerte: „Ein unwissender" — er verstand ja kein Latein und Griechisch — „und verwegener Mensch hat sich neulich aus Dünkel und Unverstand erkühnt, das Brennen der Gefäße mit dem Glüheisen nach dem Ablösen der Glieder, eine Methode, welche doch von allen Alten ohne Ausnahme empfohlen und jederzeit bewährt gefunden worden, zu verwerfen und sie mit einem neuen Handgriffe, nämlich mit der Ligatur der Gefäße, allen Lehrsätzen der alten Aerzte, allen Principien, allen Erfahrungen und dem gesunden Verstande entgegen zu vertauschen, sieht aber nicht ein, daß diese Ligatur viel gefährlicher, als das Aetzen mit dem Glüheisen ist. Wahrlich ein jeder, welcher diese schlächtermäßigen Operationen aushält, hat große Ursache, Gott zu danken, wenn er nach dieser grausamen, henkermäßigen Folter das Leben behält." Die Ligatur des „unwissenden Menschen" hat diesen unsterblich gemacht und sogar seines Gegners Namen erhalten — das ist von jeher die großmüthige Rache des Genies an seinen Widersachern! Eine weitere geschichtliche Thatsache ist die, daß alles Große nur langsam durchdringt und Geltung erhält, während das Unbedeutende sofort mit Enthusiasmus an- und aufgenommen wird. So erging es auch Paré mit seiner Gefäßunterbindung, die erst zu Ende des 18. Jahrhunderts auf der ganzen Linie siegreich das Feld sich erobert hat, um es wol für immer zu behaupten.

Entsprechend solchen Fortschritten der chirurgischen Praxis und der Operationen ward im 16. Jahrhundert auch die Chirurgie als Wissenschaft gefördert. Um den Stand dieser nur anzudeuten, erwähnen wir, daß der „deutsche Paré", Felix Würtz, Barbierchirurg in Basel, unter anderm bereits Kenntniß des Wundfiebers, des Eiterfiebers, der Wunddiphtherie und ähnlicher erst neuerdings wieder näher untersuchter Zufälle des Wundverlaufs besaß und daß er auf Studien der Anatomie das größte Gewicht legte, sowie Naturbeobachtung, statt Bücherstudiums empfahl: „Es ist hie nicht genug, daß man viel wort treiben und sagen könne,

dieser sagt's, jener sagt's auch. Was schaffet ein Mahler für nutz, wann er von allen Farben zierlich reden und wie man diß oder jenes machen solle mit großem Geschwatz fürbringen kann: kann aber selber nicht einen Bensel recht in die Hand nemmen, will geschweigen mahlen? Mit Geschwatz ist dem, der gern eine Abcontrafactur von ihm hette, nicht geholfen. Eben eine solche gestalt und rechnung hat es auch in der wundartzney." Von der Unwissenheit in der Anatomie aber leitete er das häufige „Krummen" der Knochenbrüche her. Und der Mann, welcher jene als wissenschaftliche Grundlage der Chirurgie verlangte, war nur ein Barbier, welchen die „gelehrten" Aerzte bei weitem nicht für ebenbürtig hielten, der aber durch Genie ersetzte, was diese mit aller tiefen Gelehrsamkeit nicht erreichen konnten. Immer haben die Begabtesten, nicht die Gelehrtesten, die Wissenschaften und Künste vorangebracht, darunter auch die Chirurgie, den eines rechten Mannes würdigsten, weil ehrlichsten und vollendetsten Theil der Medicin, dem sich auch die Begabtesten freilich von jeher mit Vorliebe zuwandten. Derselbe schritt von nun an, nachdem er vom Bann des Mittelalters frei und auch seine Vertreter vor dem Gesetz „ehrlich" geworden waren, stetig voran auf der einmal entdeckten Bahn treuer Beobachtung der Wirklichkeit, frei von den Theorien und Systemen der innern Heilkunde (Sprengel).

Das zeigte sich schon im 17. Jahrhundert, das sich durch medicinische Schulspeculation besonders auszeichnete. Neben dieser machte die Chirurgie sowol forschend als handelnd auf dem Wege der Induction bedeutende Errungenschaften. Nicht allein die Kenntniß der chirurgischen Krankheiten ward vermehrt, sondern auch der Heilungsproceß sorgfältig studirt und zu dem Zwecke sogar das pathologische Experiment, z. B. zur Beobachtung des Vorgangs bei Heilung der Knochenbrüche, zu Rathe gezogen. Reihen von chirurgischen Fällen wurden gesammelt und zum Fundament der neuen Lehren über Chirurgie, während die der Alten immer mehr in den Hintergrund traten. Die Praxis ward nicht allein kühner, sondern auch sicherer, letzteres besonders durch tiefere und allgemeinere Aneignung der Anatomie seitens der Barbierchirurgen, die zwar immer noch die Barbierschüssel und das Rasirmesser schwangen, dadurch aber auch Gewandtheit der Hand und Leichtigkeit in Führung und Handhabung des Messers erlangten, die vielleicht heute nicht so verbreitet unter den Aerzten ist als damals unter den erstgenannten. Man beschäftigte sich nicht mehr vorzugsweise mit Knochenbrüchen, Verrenkungen, Geschwüren, Wunden, sondern suchte auch Geschwülste, Erkrankungen der Körperhöhlen u. dgl., soweit diese der Chirurgie verfielen, zu durchforschen und der chirurgischen Erkenntniß und Hülfe zugänglich zu machen. Man bestimmte als besten Zeitpunkt für größere Operationen die erste Zeit nach der Verletzung, beugte durch die neuerfundene Aderpresse der Blutung bei jenen vor, wagte sich an die Transfusion des Blutes, an Eröffnungen der Bauchhöhle, resp. des Magens, zur Entfernung verschluckter Fremdkörper z. B., verbesserte den Steinschnitt, erfand die Ausziehung des Grauen Staars u. s. w. Förderlich ward für die Bearbeitung der Chirurgie das regere Streben vieler Chirurgen nach höherer allgemeiner Vorbildung, wenn auch nur auf autodidaktischem Wege, zur bessern wissenschaftlichen Bewältigung

ihres Faches sowie die Aneignung ausreichendern systematischen Wissens. Zu letzterm Zwecke war besonders in Frankreich der Unterricht reformirt worden, worin dann gegen Ende des Jahrhunderts auch Preußen nachfolgte. Frankreich ward dadurch chirurgischer Vorort, besonders für die Militärchirurgen, der es auch das ganze 18. Jahrhundert hindurch blieb.

Während dieses letztern ward die Chirurgie zu einem innerlich und äußerlich der innern Medicin völlig gleichen, ja dieser an Sicherheit und Umfang der Resultate überlegenen Zweige der Gesammtmedicin erhoben. Dazu trugen im Anfange des Jahrhunderts am meisten die Arbeiten der 1731 gegründeten und 1753 in die Académie de chirurgie umgewandelten Societé de chirurgie bei, dann der Umstand, daß nunmehr auch von Haus aus nicht allein begabte, sondern zugleich durchgebildete Männer dem Fache sich zuwandten. Chirurgisch-topographische und pathologische Anatomie wurden im Verein mit Statistik als Sicherungsmittel wichtiger Beobachtung zu Hülfe gezogen und die Grundprocesse der Entzündung und Eiterung eingehender Untersuchung unterzogen, letzteres besonders durch den berühmten englischen Chirurgen John Hunter, von dem man vielfach den Beginn der „wissenschaftlichen Chirurgie" datirt. Im speciellen wurden unter vielen andern die Mechanik der Knochenbrüche und Luxationen, der Hernien erforscht, dann die Erkrankungen des Knochensystems, der naturgemäße Verlauf und die Störungen der Wundheilung studirt, die Geschwür- und Geschwulstlehre vervollkommnet, in der Operationslehre die Unterbindung völlig eingebürgert, das misbräuchliche Amputiren eingeschränkt und mit der Einführung der partiellen Knochenentfernung — der Resection — die sogenannte conservative Chirurgie inaugurirt, deren Weiterbildung eine der vornehmsten Aufgaben unsers Jahrhunderts ward, wie denn die Keime all der großen Fortschritte der Chirurgie während dieses letztern im 18. Jahrhundert bereits ihre erste Entwickelung erhalten haben.

Die Darstellung der weitern Ausbildung und Fruchtbildung der hauptsächlichsten jener Keime soll die Aufgabe einer zweiten Skizze sein; doch wollen wir, da wir in der vorliegenden nur sehr cursorisch die Entwickelung der Chirurgie andeuten konnten, dieselbe nicht schließen, ohne das Urtheil des berühmten und bis heute unerreichten medicinischen Geschichtschreibers Kurt Sprengel über die letztere noch zu registriren, besonders auch deshalb, weil es die Stufe charakterisirt, welche die Chirurgie im 18. Jahrhundert erreicht hatte und auf diese basirt ist. Er sagt: „Meine Verehrung gegen die Wundarzneikunst ist desto größer und reiner geworden, je niederschlagender für mich wie für jeden Freund der Wahrheit die Geschichte der (innern) Medicin ist. Wenn die Aerzte der ältesten wie der neuern Zeiten ihre Kunst so sehr verkannten, daß sie sie, ganz gegen die Natur derselben, zur Würde einer Wissenschaft zu erheben suchten, so haben dagegen echte Wundärzte zu keiner Zeit die Grenzen ihrer Kenntniß und ihres Kunstvermögens überschritten. Wenn die Söhne des Aesculap, sie, denen die Musen nie sehr hold waren, sich von jeher durch ein fruchtloses Anschmiegen an die philosophischen Schulen ihrer Zeit verächtlich machten, so findet man in der Geschichte der Chirurgie nie dieses nutzlose Streben. Wenn die Aerzte von jeher den Mangel klarer Einsichten durch

den thörichten Aufwand neuer und pomphafter, ausländischer und unverständlicher Worte zu verdecken suchten, so war Einfachheit und Klarheit, Bestimmtheit und Würde weit eher in den Schriften der großen Wundärzte zu finden. Daher kommt es, daß die Chirurgie niemals zurückgegangen und, nachdem sie einige Fortschritte gemacht, nicht wieder in die alte Barbarei versunken ist. Begreiflich war der Stillstand, den sie im Mittelalter erfuhr; aber seit jener Zeit ist sie nur durch den Druck, den sie von der Hoffart der Aerzte duldete, in ihren Fortschritten aufgehalten worden." Auch dieses Hemmniß ist in unserm Jahrhundert fortgefallen und wir werden sehen, daß die Chirurgie während desselben im Gegentheil große Förderung von der innern Medicin erfahren hat!

Ludwig Anzengruber.

Ein literarisches Charakterbild

von

Siegmund Feldmann.

Vor mehr als Jahresfrist war's, da trat in Berlin eine Anzahl gelehrter Herren zusammen, um den Schiller-Preis zu vertheilen. Zweimal bereits war derselbe Areopag resultatlos auseinandergegangen; jetzt, zum dritten mal und nach neun Jahren, mußte er, der ausgegebenen Parole gemäß, endlich wieder seines Amtes walten. Er mußte — das war ein schlimmes Wort, das der Spott- und Schelsucht die Thür angelweit öffnete: schien das doch der rein fiscalischen Auffassung der Literaturgeschichte, wonach, sobald nur die nöthigen Summen in den Kassen flüssig, auch die damit auszuzeichnenden Genies flugs gefunden werden müßten, mehr als billig Raum zu geben. Mag es nun diese vorauslaufende Erwägung, mögen es die darauf gekrönten Poeten selbst gewesen sein: kurz, der Schiedsspruch der Commission erfreute sich bekanntlich keineswegs jener allgemeinen Zustimmung, die ihm den Stempel eines nationalen Votums aufgedrückt hätte. Von den drei auf den Schild Gehobenen war bisher nur einer allgemein bekannt und genannt: Adolf Wilbrandt. Er war der einzige gewesen, der zu den Ehren der literarischen Debatte zugelassen worden war, der einzige, von dem man schon überall „etwas gehört" hatte. Wer aber war Nissel, Franz Nissel? Diese Frage, überall aufgeworfen, war nicht so rasch zu beantworten, die Zweifel über dessen Würdigkeit nicht leicht zu heben, und auch wir stehen hier davon ab, zu untersuchen, inwiefern die Preiszuerkennung in diesem Falle begründet gewesen oder nicht. Genug, daß sie in den Augen des Publikums den ganzen Schiedsspruch discreditirte und ihre Schatten insbesondere auf den dritten der Preisgekrönten warf, auf Ludwig Anzengruber, der doch bereits in einem ganz andern Contact mit der Oeffentlichkeit stand als Nissel. Trotzdem nahm man auf verschiedenen Seiten keinen Anstand, auch ihn als eins jener glücklichen Opfer hinzustellen, das der berliner Jury aus der Verlegenheit helfen mußte.

Freilich gab es vor- wie nachher eine Anzahl angesehener Kritiker „im Reiche", die dem wiener Poeten öffentlich das Wort redeten, und dies um so eifriger, als sie fühlten, daß er für den deutschen Norden erst gewonnen werden müsse. Geradeaus, freiheits- wie wahrheitsdurstig, festen Sinnes, nicht ohne Anflug von Rauheit

und Trotz, möglichst lakonisch bei überquellendem Gemüthsreichthum, am Heimatsboden hangend ohne jede Sehnsucht in die Fremde, die beschränkte Erkenntniß metaphysischer Unruhe vorziehend und manchmal selbst am Vorurtheile festhaltend, wenn dadurch nur ein Atom seines ursprünglichen Wesens zu retten ist, kennzeichnet sich Anzengruber als ein echter, idealer Sohn der Alpen, deren geistige und sinnliche Anschauungswelt in seinen Schriften zu Tage tritt, in deren sprachliche Eigenthümlichkeiten selbst sie sich kleiden. Die deutsche Welt jenseit der Berge also, alle, die unter verschiedenen localen Bedingungen und Verhältnissen aufgewachsen, müssen sich an ihn erst gewöhnen, um ihn sich nahe zu bringen. Daß das heute, nach so kurzer Zeit, schon eine Thatsache ist, daß der Localdichter mit dem ganzen Gewicht seiner geistigen Persönlichkeit bereits ein wirklicher deutscher Dichter geworden, zeugt für die Berechtigung seines Auftretens und die Intensität der Anerkennung, die ihm gezollt wird. Sie gebührt ihm in vollem Maße als Tribut, den man jedem der Bevorzugten zollt, in dem eine höhere Summe seelischer Kräfte zum wirksamen Vereine gebunden erscheint; genugsam gewürdigt hat man ihn aber erst durch die richtige Erkenntniß der Eigenart der in ihm treibenden Kraft, die ihn beruft, nicht nur zu schaffen, sondern auch zu erziehen, nicht nur künstlerisch, sondern auch pädagogisch, volkspädagogisch sich zu bethätigen.

Anzengruber ist nämlich Volksdichter.

Welch trauriges Epitheton in unsern Tagen! Aber es war nicht immer so. Es ist der armen Volksdichtung ergangen wie dem armen Volke selbst: ihre Begriffsbestimmungen haben sich verschoben und damit der Schwerpunkt ihres Wesens und die Lauterkeit ihrer Erzeugnisse. Im „grauen" Mittelalter war alles „Volk"; darüber stand nur der König mit seinem Hofe, und die Poesie selbst war einzig und einig. Als die Scheidung zwischen höfischer und ursprünglicher Dichtung strenger wurde, blieben es auf beiden Seiten die alten heimischen Sagenkreise, nur hier ritterlich-mystischer, dort naiver aufgefaßt und behandelt. Aber durch einen ganz natürlichen Proceß mehrten sich im Laufe der Zeiten die für die „Kunstpoesie" Empfänglichen, die, aus den untern Bildungsschichten aufsteigend, sich von diesen durch andere Weltanschauung und Geschmacksrichtung abhoben. Dadurch endlich entwickelte sich in scharfer Abgrenzung eine Poesie für Gebildete und eine solche für „Mindergebildete", wie sie uns in deutlichem Gegensatze vom Absterben des Minnesanges an bis in die Jahre der fruchtbringenden Gesellschaften und arkadischen Akademien entgegentritt: die eine bombastisch-gelehrt und hohl, die zweite trivial, derb und niedrig-komisch, doch nie verpestend und verderbend und selbst in ihren ungeschminktesten Aeußerungen von den Grazien noch nicht gänzlich verlassen.

Nur einmal noch wurde diese Kluft überbrückt: das war in unsern classischen Jahrzehnten. „Wilhelm Tell" ist ein echtes und rechtes Volksstück; auch die „Räuber" sind es einigermaßen kraft ihrer jugendlichen Romantik, und im „Götz von Berlichingen" bewundern wir ein vollendetes Muster dieses Genres. Freilich appellirten diese an den Begriff „Volk" im besten Sinne, indem sie einfach die Gesammtheit der Nation in ihm sahen und deshalb niemand vom Verständniß ausschlossen. Unserer Zeit aber blieb es vorbehalten, für das „Volk" in seiner gehässigen Neben-

bedeutung, d. h. für den blöden, rohen, willen- und kenntnißlosen Bodensatz der Gesellschaft, der sich in dieser Hinsicht leider aus allen Schichten rekrutirt, eine eigene Literatur zu schaffen, ihr Theater zu bauen, Darsteller zu züchten, sie zu beklatschen und zu bezahlen. Man kennt dieses Genre genugsam. Man weiß, wie diese Sorte dramatischer Erzeugnisse, auf dem niedrigsten Niveau menschlichen Empfindens stehend und auf die niedrigsten Regungen speculirend, das Heiligste mit schmuzigen Händen anfaßt, wenn nur eine Zote dabei zu Tage tritt, wie sie der Vernunft und Sitte kaltblütig Hohn spricht, wenn ein Coupletrefrain es erfordert. Und zumal das „Volksstück", das ist die localisirte Gemeinheit! Durch eine Anzahl localer Caricaturen und Redewendungen wird der Stoff dem Publikum näher gebracht, das um so verständnißvoller Beifall jauchzt, als ihm anstatt allgemeiner Verächtlichkeit seine specifische vorgeführt wird. Die Volksdichtung ist auf dieser Stufe zur Pöbeldichtung, das Publikum selbst zum Pöbel herabgesunken.

Darum war es mehr als ein rein literarisches Ereigniß, als im Winter des Jahres 1870 das „Volksstück" — so stand auf dem Titel — „Der Pfarrer von Kirchfeld" inmitten einer solchen Theateratmosphäre vor den Augen eines so misleiteten Publikums an dem Horizont des wiener Bühnenhimmels auftauchte. Voll Schwung und sittlicher Erhebung in Gedanken und Rede, verlor es doch nie den Boden gemeinverständlicher Auffassung, begab es sich nie des Vortheils volksthümlich schlichter Ausdrucksweise. Sein Erfolg war damals ein großer, ganzer, und der Name Anzengruber von diesem Moment einer der populärsten in Wien: Beweis genug, daß die Masse immer noch erziehbar ist, wenn deren Führer nur die nöthige Energie mit ausgiebigem, zielbewußtem Talent verbinden.

Eine schwere Schuld der menschlichen Gesellschaft lastet auf dem Lebensglück des Helden: die Lüge und Unnatur, die dem katholischen Priesterstande gebietet, sein Menschenthum aufzugeben, um desto leichter zum willenlosen Werkzeug der Kaste, zur Maschine zu werden. Viele bringen es über sich; wer es nicht vermag, muß selbst zum Lügner oder unsäglich elend werden. Einer der letztern ist der Pfarrer Hell von Kirchfeld. Er war Priester geworden aus Menschenliebe, alle Leiden seines Berufes willig auf sich nehmend und auf dessen Vortheile gern verzichtend, wenn sie nur durch Unterordnung unter ihm verhaßte Ideen zu erkaufen sind. Diese Disposition sowie die Zeit, in welcher das Stück handelt und auftrat, machen den Vorgang zu einer eminent politischen Tragödie. Das Oekumenische Concil hatte gerade getagt, das Dogma der Unfehlbarkeit war verkündet worden, Widerspruch wurde laut und öffentlich sagten sich allerorten gute Christen von der Curie los. In Oesterreich speciell, aus dessen Luft- und Lichtkreis heraus das Werk gedichtet, war erst wenige Zeit seit der Concordatsaufhebung verflossen; die Folgen dieses Schrittes brachten als inhaltsschwere Neuerungen die Bevölkerung in Aufregung. Die „Römlinge um jeden Preis" erkannten die Gefahr und im ganzen ultramontanen Lager wurde zum Sammeln geblasen; kein Agitationsmittel sollte verschmäht, die Population aufgehetzt, von der Kanzel gegen die neuen Gesetze gedonnert werden.

Der Rührigsten einer aus dieser Partei ist der Graf Finsterberg, der Herr jenes dörflichen Sprengels, in welcher Pfarrer Hell, von seiner Gemeinde geliebt

und gefürchtet, das Wort Gottes lehrte, alle aufstachelnden Mittel zu politischen Zwecken von sich weisend. Darum ist unser Held dem Gutsherrn ein Dorn im Auge, und in der großen Eingangsscene, der Expositionsscene, die ihre Schlaglichter auf das ganze Stück wirft, platzen die beiden widerstrebenden Geister aufeinander.

„Ihre Seelsorge wäre vielleicht gedeihlich in friedlichen Zeiten; wir leben aber in kritischen Tagen, und ein Mann der streitenden Kirche sind Sie nicht", ruft der Graf dem Priester zu.

Dieser hält ihm entgegen, daß Versöhnung und Liebe zu stiften seine einzige Aufgabe sei und daß es ruchlos wäre, eine „selbstmörderische Bewegung gegen das sich verjüngende Vaterland" in die Herzen der Pfarrkinder zu pflanzen. Dessenungeachtet fordert ihn der Graf zum Kampf für die Kirche auf, da dieselbe ja ewig sei. Und als Hell erwidert: „Der Mensch jedoch ist's nicht, sollen alle Segnungen und Tröstungen der Kirche für diese und vielleicht für mehrere Generationen verloren gehen — und warum? Um Sturm zu laufen wider das Vaterland? Herr, das kann niemand fordern!" — und der Graf ihn darauf anherrscht: „Man kann's, man wird's! Glaubt Ihr, umsonst ist jetzt die ganze Christenheit zu Rom versammelt? Von dort wird Euch der Tagbefehl und, Hell, ich rath's Euch gut, dem gehorcht!" — da ist das Eis gebrochen, und in immer wachsender Begeisterung, mit immer steigender Wärme beruft sich Hell auf die Pflichten seines Standes, die er anders versteht als die Mehrzahl seiner Genossen.

„Wenn's sonst in der Welt gestürmt hat und getobt", ruft er aus, „wenn's rings von Zwiespalt und von rauhen Kämpfen widerhallte, da konnten die Bedrängten noch zur Kirche flüchten, da standen die zwei gewaltigsten Gedanken Wacht, die je ein sterblich Hirn erfaßte: die Ewigkeit, der Gottgedanke, in ihrer Größe schmolz die Zeit und alle Noth und Sorge wie Schnee auf den Gebirgen vor der Maiensonne und Frühling ward's in den kummervollen Herzen! — Nun lasset die Beladenen kommen! — Nun setzt sich in der Kirche fort der Kampf des Tages, das heilige Wort ist von der Kanzel ganz verschwunden, und wie wenn er sie als Verlobte verkündigen wollte, wirft der Prediger den Glauben und die Politik von der Kanzel unters Volk. Wollt Ihr der Sorge und der Noth ihr heiligstes Asyl, die Kirche, rauben? O, seht doch zu, was Ihr beginnt! Ich hab's zum öftern gesagt nach der Schrift: «Der Obrigkeit sollt ihr gehorchen.» Soll ich nun sagen: Der Obrigkeit sollt ihr nicht gehorchen? Ich hab' gesagt, für euere Feinde sollt ihr beten — sag' ich nun das Gegentheil? Soll ich statt Trost den Zweifel bieten, statt Friede Zwiespalt säen? Und was nun, wenn sie kommen fragen: Sind meine Aeltern selig, die dort auf dem kleinen Friedhof ruh'n? Was sag' ich, sag' ich Ja oder Nein? Sag' ich Ja, so werden sie erwidern: die haben all das nicht geglaubt, was du uns nun sagst, und sind doch selig, so brauchen wir es auch nicht zu glauben! Sag' ich Nein, so treff' ich sie ins Herz, und sie werden fragen: warum man denn nach Christi Geburt schon 1800 schreibt, da der Erlöser heut doch erst gekommen und niemand früher selig werden konnte?! Und die, die gar nicht fragen kommen, die haben wir wol nöthiger wie sie uns, ganz wirklich, Herr, nicht bildlich gesprochen."

Auf diese Apostrophe kann Graf Finsterberg nur mit Androhung der Excommunication erwidern. Aber mit edelm Stolze weist der Priester die Schrecken dieser Strafe von sich: „Ausstoßen aus der Gemeinschaft, der ich nach bestem Wissen und Gewissen diene?! . . . Ausschließen mich? Ihr macht mich lachen! Aus welcher Gemeinschaft denn, aus Eurer? Der gehöre ich doch nicht an.“ —

Der Graf jedoch, sich seiner Macht bewußt, schreit dem Davongehenden zornbebend nach: „Verblendeter, zitt're vor den Folgen!“

Hell (sich im Gehen wendend). „Ich erwarte, was Ihr beginnt!“

Finsterberg (knirschend). „Du nimmst den Kampf auf?“

Hell. „Der ist Eure Sache, meine ist die Pflicht!“ —

Mit diesen Schlußworten ist auch Stimmung und Richtung für die folgende Handlung, die eigentliche Tragödie gegeben. In dem Seelenkampfe, der sich nun entspinnt, schlagen immer wieder die Töne der friedlosen Außenwelt hinein. Gleich nach der geschilderten Scene zieht ein Brautpaar aus Kirchfeld über die Scene. Der Bursch ist katholisch, die Braut lutherisch, und beide ziehen nun zur Kreisstadt, sich die gesetzliche Sanction ihres Bundes zu holen. Es ist die erste Civilehe in dieser Gegend, und die Frommen im Lande begleiten sie mit den ausgiebigsten Verwünschungen. Hell aber hat das Paar im Vorbeigehen dennoch gesegnet und damit die Heiligkeit der Liebe über die aller hergebrachten Satzung gestellt. Er ahnte dabei gewiß nicht, daß ihr wildestes Weh auch bald an sein Herz schlagen und sein Los leidvoll machen werde! Annerl, eine verlassene Waise, die er aus Barmherzigkeit auf seinen Hof genommen, nimmt durch ihren gemüthvollen Reiz seinen Sinn gefangen, indem sie ihn vorerst an die Traulichkeit seines Familienlebens erinnert. In einer Reminiscenz an seine dahingegangene Schwester schenkt er Annerl ein goldenes Kreuzchen, das jene oft getragen. Hinter dem Zaun lauschend, hat der Wurzelsepp den Vorgang beobachtet. Ursprünglich gut angelegt, wurde dieser durch die Weigerung eines Priesters, ihn mit einem lutherischen Mädchen, das er glühend liebte — es waren wol schon viele Jahre her — zu verbinden, zum verbissenen Menschenfeind, während seine Mutter vor Schmerz langsam dem Wahnsinn anheimfiel. Nun aber hat dieser ruhelose Geist endlich eine Gelegenheit, sein Müthchen an einem der so verhaßten „Pfaffen“ zu kühlen. In der denkbar gehässigsten Interpretation verbreitet er das Erhorchte im ganzen Dorfe, das seinen Seelenhirten, der bisher für engelrein gegolten, nun auch jenen Heuchlern beizählt, wie sie in Dorfgemeinden nur leider zu oft den geistlichen Sitz einnehmen. Die Verleumdung trifft ihn tief, um so tiefer, als er sich gerade dadurch seiner innigen Leidenschaft für das Mädchen erst bewußt wird. Wie er nun in bangem Leid gegen seine Neigung ankämpft; wie Annerl, um den geliebten Herrn und sich selbst vor Schande und übler Nachrede zu retten, sich einem ihr seit jeher zugethanen Jugendgespielen verlobt, ohne daß ersterer es weigern darf; wie dann der Wurzelsepp, der Anstifter des ganzen Unheils, zaghaft und bebend zum Pfarrer kommt, um von ihm ein ehrliches Begräbniß für seine Mutter, die in der Geistesnacht selbst ins Wasser gegangen, zu erbitten; wie Hell nun, auf das Anrecht der Vergeltung verzichtend, ihm dies nicht nur gewährt, sondern sogar den Sarg zu segnen und zu geleiten verspricht; wie diese ganz unverhoffte Milde

wie ein Lichtschimmer in das Herz des Verlorenen fällt und der Priester, dieser Spur folgend, ihn mit begeisterten Worten der Menschenliebe wieder zuzuführen sucht, bis der Verlassene zerknirscht und reuig dessen Knie umklammert: dies alles durch die nachschildernde Feder wiederzugeben, fällt um so schwerer, als der Dichter gerade hier eine Reihe von Scenen geschaffen, die an edelm, einfachem Pathos einerseits, an frischem Humor andererseits, sowie an Ganzheit der Wirkung ihresgleichen in der zeitgenössischen Bühnenliteratur suchen. Doch steht unserm Helden die härteste Prüfung noch bevor: er selbst muß das Paar am Altar zusammengeben. „O laß dich ganz mit Opferfreudigkeit durchdringen, blick' über alles aus ins Land der Zukunft und grüße mit vernarbten Wunden die Brüder jener Tage, denen dieses Kleid nicht mehr den Kampf zwischen Schande und Entsagung zur Pflicht macht!" So ermahnt er sich selbst an der Kirchthür und tritt dann ein, den schwersten Kampf zu kämpfen. Als er und die Neuvermählten nach wenigen Minuten das Gotteshaus verlassen, findet er einen Sendboten der Klerikalen vor, der ihm die Ausstoßung aus der Priesterschaft anzeigt. Also „zu spät!" und zwar zu spät durch die Bosheit des über diese Herzensvorgänge wohl informirten Grafen Finsterberg, der zum Schluß noch erscheint, um dem Gebeugten hohnvoll mitzutheilen, daß man nur auf sein Geheiß bis zu diesem Moment gezögert habe, ihm sein Schicksal bekannt zu machen. So schwer dieser neue Schlag auch ist, so nimmt der Betroffene schließlich dennoch alle seine Resignation zusammen, um sich treu zu bleiben. „Kinder", spricht er zu der ergriffen um ihn knienden Gemeinde, „obwol sie euch gesagt, ich sei kein Priester mehr, so drängt's mich doch, mit einer priesterlichen Handlung von euch zu scheiden — nehmt keiner dran ein Aergerniß — denn wahrlich, ich greife damit nicht in ihre Rechte, denn längst verlernten sie das Wort, das ich nun zu euch von ganzem Herzen spreche: ich segne euch!"

Also ein Tendenzstück mit vollen Pulsen und dabei doch ein auf den Aetherschwingen reiner Kunst sich wiegendes Gebilde. Eine ganz einfache Fabel, aber mit einer bereits in allen Herzen lebenden Nutzanwendung und zugleich ein resoluter und kräftiger Schritt auf ein Gebiet, dessen Discussion außerhalb der Theaterwände das Publikum noch viel lebhafter beschäftigte, doch natürlich in ganz andern Formen und auf verschiedener Grundlage. Der moderne Dramatiker, dem es um eine volle Wirkung auf eine große, aus allen Elementen gemischte Gesammtheit zu thun ist, darf vor einem solchen Schritt nicht zurückschrecken. Deß ist sich Anzengruber bewußt. Man lese und höre nur einmal seinen Vorgänger auf dem österreichischen Parnaß, Ferdinand Raimund, doch auch eine lautere Seele und ein echtes poetisches Ingenium. Der gemüthvolle Reiz, der auf dessen liebenswürdigen Schöpfungen, dem „Verschwender", dem „Bauer als Millionär" u. s. w. ruht, wird ihnen immer bleiben und auch in der scenischen Darstellung seine Wirkung nicht versagen. Man wird sich eben mit Behagen an der Sinnigkeit und dem Humor der Werke erfreuen. Aber Raimund schilderte immer nur rein persönliche Vorgänge, geiselte nur individuelle Fehler ohne Erweiterung des Sehkreises auf gesellschaftliche Uebelstände. Das war allerdings das einzige, was dem vormärzlichen Publikum, und insbesondere dem wiener, erlaubt und zugänglich war, und dieses fand auch die bühnlichen Behelfe Raimund's, die Feen und Zauberer, die

guten und bösen Geister, die zu rechter Zeit als vergeltende Vorsehung sich einstellen, den Stoffen ganz angemessen. Aber für einen ganzen Bühnenmenschen vom Schlage Anzengruber's, sowie für ein Publikum unserer Jahrzehnte ist die in sichtbare, überirdische Gestalten gekleidete Vorsehung zu naiv: die Vergeltung muß wie ein unbezwinglicher Riese aus der Schuld selbst herauswachsen; der Lohn darf nicht die Gunst eines blinden Schicksals, er muß erarbeitet, errungen, durch Tugend und Leiden erkauft sein; das fordert der Geist der Tragödie und des Jahrhunderts. Aber derselbe Geist des Jahrhunderts drängt auch größere, allgemeinere Probleme fast gewaltsam auf die Bühne. Wer nebst der künstlerischen Gestaltung auch der erziehenden Kraft einer Dichtung sein Hauptaugenmerk schenkt, muß diesem Postulat ganz besonders gerecht werden. Bei Anzengruber laufen nun beide Ziele ineinander. Nicht nur seine Leistungen lehren dies, wir haben dessen eigenes Geständniß als beweiskräftigen Zeugen dafür. Er war stets von einem „treuen Glauben an die Menschheit im allgemeinen und an das Volk im besondern" beseelt, und so war es vor allem die „aufklärerische Tendenz", wie der Dichter selbst in einem Briefe an Julius Duboc sich äußert, die ihm den Weg als Dramatiker gewiesen. Darum wirken in seinen Schauspielen alle Springfedern der Actualität, aber stets unter großen, allgemeinen Gesichtspunkten. Ohne den Gegner zu beschimpfen, ohne der ersten besten Eintagspopularität zu caressiren, ohne ernste Tagesfragen zu wohlfeilen Späßen auszubeuten, sind seine Bühnenwerke doch im wahrsten Sinne zeitgemäß, weil die Heuchelei und Verlogenheit, die Herzlosigkeit und der Hochmuth, die er bekämpft, es immer sind. Dieser sittliche Endzweck bei künstlerischer Reinheit der Form ist es, der seinen Schöpfungen Werth verleiht.

Wir treffen diese Vorzüge auch in den beiden, dem „Pfarrer von Kirchfeld" folgenden Werken: im „Meineidbauer" und in den „Kreuzelschreibern", an.

Matthias Ferner, der Meineidbauer, hat durch einen falschen Schwur und durch Unterschlagung des Testaments die beiden Kinder seines Bruders um ihr ansehnliches Besitzthum gebracht, sie und deren Mutter ins Elend hinausgestoßen. Nur ein Augenzeuge dieser ruchlosen That lebt, sein eigener Sohn Franz, der als zwölfjähriger Bursche zufällig hinzukam, als sein Vater das Testament seines Bruders verbrannte. Franz wurde in die Stadt geschickt, dem Vater seinen mahnenden Blick zu entziehen; dieser aber hatte sich auf die Frommheit geworfen, um durch fleißiges Beten und Psalmiren den Himmel und das eigene Gewissen zu betrügen. Das erstere scheint ihm zu gelingen, denn sein Hab und Gut gedeiht zusehends; seiner seelischen Angst kann er sich jedoch nicht entledigen, und jetzt, wo er sich nach einer Reihe von Jahren zum ersten mal wieder seinem Sohne und Mitwisser, der als gereifter Jüngling heimkehrt, gegenübersieht, erwachen in ihm Verlegenheit und Bedrängniß in verstärktem Maße. Doch aber- und übergläubig wie die meisten Sünder seines Schlages, hat er ein schlaues Mittel ersonnen, sich dennoch den Himmel zu erobern und der ewigen Seligkeit theilhaft zu werden: seine Tochter Cenzi soll den Sohn des benachbarten Adamshofbauern heirathen und so die beiden größten Anwesen im Lande zu einem vereinigen; Franz jedoch soll geistlich werden. Denn er ist der Einzige, dem er nicht zu beichten

braucht, was seine Lippen nie aussprechen könnten, und der ihn kraft seines priesterlichen Amtes dennoch entsühnen könnte. In einem meisterhaft geführten Zwiegespräch, in dem sich die ohnmächtige Wuth, die Gewissenspein und die Heuchelei des Alten in scharfer Beleuchtung äußern, geht er daran, seinen Sohn für seine Absicht zu gewinnen. Dieser jedoch ist von demselben Fluche verfolgt wie sein Vater; er muß diesen verachten, ohne an ihm zum Ankläger werden zu dürfen, und obwol unschuldig an der That desselben, fühlt er sie dennoch als einen untilgbaren Flecken auf seiner Seele. Nun aber, da sein Vater ihn seines Besitzthums berauben und in die verhaßte Kutte stecken will, bricht das verhaltene Leid gewaltsam los.

„. . . Weißt du denn auch", ruft er dem Zitternden zu, „was du ohnehin für alle Zeit in mir zerstört hast? Die Familie — die Freundschaft — die Liebe. Das alles ist für mich Legende, die Familie ist für mich todt seit meiner Kindheit, du weißt den Tag, an dem sie starb. Die Freundschaft! Woher mit der Last unsers Geheimnisses auf dem Herzen nähme ich einen Freund? Immer den einen Gedanken ängstlich deckend, ängstlich bergend, wie ein häßliches Gebrest am Leib, könnt' ich mich seiner nicht erfreuen, und rede ich, entweder wendet er sich scheu von mir, oder aus dem Freunde wird ein Verräther! — Und der goldenste Traum des Daseins — die Liebe! Ich suche ihn als meine Entsündigung, wie du die deine suchst! Ich suche ein Weib, dem auch ich nicht bekennen müßte, was mir auf der Seele lastet, das auch den ganzen Fluch der Vergangenheit und die ängstigende Pein der Gegenwart kennt und das mich trotz allem getreu lieben könnte."

Er soll es finden, und zwar in Vroni, seiner verbrecherisch enterbten Base. Diese hat von ihrem sterbenden Bruder, der im Elend verkommen, ein untrügliches Beweisstück von des Meineidbauers Schuld, einen Brief an ihren Vater, erhalten und kommt nun, dem Feinde ihres Glückes offene, rücksichtslose Fehde anzusagen. Franz, der unter vernichtenden Gefühlen Zeuge dieser Scene ist, schleicht sich, als es Nacht geworden war, zu Vroni, sie zu warnen. Hier bereits spinnen sich die ersten Fäden von Herzen zu Herzen. Sein Vater habe in finsterm Groll soeben die geladene Flinte von der Wand genommen und sei in die Finsterniß hinausgeeilt, berichtet er. Er kenne den zum Aeußersten entschlossenen wilden Charakter desselben und er befürchte das Aergste. Kaum hat der Sohn sich entfernt, erscheint richtig der alte Fellner, den Hahn gespannt, der Wehrlosen gegenüber am Fenster und fordert die Herausgabe des Briefes. Um ihn zu täuschen und dabei seine Wuth noch zu steigern, gibt das Mädchen vor, das Schriftstück soeben seinem davoneilenden Sohne gegeben zu haben, der es ihr abgerungen. Der Bauer, der seinen Sohn fürchtet, setzt nun diesem nach. Im heftigsten Gewittersturm begegnen sich die beiden auf schmalen Gebirgssteigen. Der Vater bittet um Auslieferung der Schrift; der Sohn weist ihn kurz ab; jener droht, flucht ihm, sucht ihn festzuhalten, doch Franz reißt sich los und eilt davon, dem schmalen Stege zu, der über die Schlucht führt. Da, dem Wahnsinn nahe und von allen Geistern der Furcht getrieben, legt der Sünder an, drückt los und Franz stürzt getroffen in die Tiefe.

Doch bald hat auch des Meineidbauers letztes Stündchen geschlagen. In einer Gebirgshütte, wo er Schutz vor dem Unwetter gesucht hatte, entfesselt die Erzählung von dem Schicksal eines andern Meineidigen alle Schrecken seines bösen Gewissens; er sucht zu protestiren, das Delirium erfaßt ihn und ein Stickfluß wirft ihn entseelt zu Boden. Unterdessen ist Franz wieder in Vroni's Hütte zurückgekehrt. Er war im Falle am Gesträuch hängen geblieben, Schmuggler hatten den blos Verwundeten gerettet und hierher gebracht. Um seinen verzweifelten Klagen ein Ende zu machen, verbrennt das liebende Mädchen vor seinen Augen den verhängnißvollen Brief, obwol sie noch keine Ahnung von dem Tode des davon Bedrohten hat. Doch schließlich trifft auch diese Nachricht ein, und da mit deren Urheber auch die Sünde und der Kampf begraben ist, steht dem Verlöbniß der jungen Leute, die sich gegenseitig an Opfermuth überboten, kein Hinderniß mehr im Wege.

Es gibt viele, die das eben erzählte Schauspiel über den „Pfarrer von Kirchfeld" stellen. Obwol der Stoff und dessen Durchführung wirklich von seltenem Muthe und außerordentlicher Kraft zeugen, obwol die handelnden Personen bis ins kleinste psychologische Detail ganze Charaktere sind, können wir uns doch diesem Urtheil durchaus nicht anschließen. Nicht weil das Stück weniger politisch, sondern weil es weniger dramatisch ist. Peripetie, Katastrophe und Abschluß folgen darin Schlag auf Schlag, und wo dies der Fall ist, darf kein Hinderniß der Erwartung sich entgegenstellen. So aber wird die gänzlich episodische, interesselose Scene bei der „Baumahm" eingeschoben, die Einheit des Eindrucks, dem sich im Moment der höchsten Spannung neue, gleichgültige Personen in den Weg stellen, dadurch erschüttert, blos um den Meineidbauer darin sterben zu lassen. Wir fragen uns, ob er denn so sterben *mußte*? Wie, wenn der Dichter ihn zum Schlusse, nachdem Vroni das Schriftstück, das ihr ihre Rechte wiedergibt, aus freien Stücken verbrannt, in deren Hütte eintreten ließe, damit er dort, da seine Frevelhaftigkeit nun die höchste Stufe überschritten, halb wahnsinnig, halb reuig und gebrochen vor den Augen des eigenen Sohnes und der von ihm Betrogenen sein zerstörtes Leben ende? Wäre das nicht auch poetische Gerechtigkeit? Und was hätte die Bühne dadurch gewonnen! Das Publikum, nicht vorweg erkältend beeinflußt von der Kenntniß des Todes des traurigen Helden, wäre von dem Edelmuth Vroni's ganz anders ergriffen, der Ausklang selbst dramatischer und dabei versöhnlicher, und die ganze Handlung seit dem unglückseligen Schusse ein concentrirtes, wirkungsvolleres Ganzes. Was sich auch noch störend in das Stück schleicht, sind die zum Theil unmotivirten Gesangseinlagen und insbesondere das melodramatische Sterben des unglücklichen Jakob. In einem ernst gemeinten Schauspiel gibt man heute nicht mehr seinen Geist unter Zitherbegleitung und sentimentale „Vierzeilige" hauchend auf. Es wäre wünschenswerth, wenn der Autor sich zur gänzlichen Beseitigung dieser Concession an eine antiquirte Geschmacksrichtung entschlösse.

Nach der Schilderung so trüber Menschenschicksale sollte sich Anzengruber in seiner nächsten Arbeit zum ersten mal als Lustspieldichter zeigen, sich zugleich aber dem politischen Leben wieder nähern. „Die Kreuzelschreiber" sind im gewissen

Sinne das satirische Gegenstück zum „Pfarrer von Kirchfeld", derselben dörflichen Agitationsströmung gegen die liberalen Teufelsbraten in der Stadt entnommen, nur hier nicht zu tragischen, sondern zu höchst ergötzlichen Conflicten ausgebeutet. Die Kreuzelschreiber haben ihren Namen von den drei Kreuzen, welche die Bauern in Ermangelung der Kenntniß des Schreibens hergebrachtermaßen an Stelle ihrer Namensunterschrift setzen, und zu Beginn des Stückes finden wir sie gerade durch eine langathmige Rede des allmächtigen Großbauers veranlaßt, durch diese primitive Signatur einer religiösen Zustimmungsadresse ein gewichtigeres Ansehen zu verleihen. So harmlos dieser Schritt von den Bauern aufgefaßt wird, so birgt er dennoch ungeahnte Gefahren für dieselben. Denn den Kaplänen von Zwentdorf und Grundldorf — den beiden bairischen Ortschaften, in welche die Handlung verlegt ist — ist die Adresse keineswegs nach Geschmack, und sie stecken sich nun hinter die Weiber, hetzen sie unter Androhung aller Höllenstrafen auf und lehren sie, durch welche Mittel sie ihre Männer zur Umkehr bewegen und sich und ihren Angehörigen das ewige Seelenheil wiedererobern könnten. Was die Herren verlangen, ist ein öffentlicher Widerruf und — ein corporativer Bußgang nach Rom, und die gefügigen Weiber kündigen auf Eingebung ihrer geistlichen Räthe ihren Gesponsen kurzweg jede eheliche Gemeinschaft für so lange, bis ihnen nicht willfahrt ist. Das ist ein hartes Wort, welches allgemeine Rathlosigkeit erzeugt und das durch echt bäuerischen Trotz auf beiden Seiten noch verschärft wird. Doch schon beginnt sich das Kriegsglück nach einer Seite zu neigen, und der Sieg der Weiber, wie gewöhnlich, steht in naher Sicht, als die tragische Episode des alten geistesschwachen Breminger, den nach funfzigjähriger glücklicher Ehe die Härte seiner Frau zum Selbstmord getrieben, den Männern die Gefahr klar macht, wenn sie sich dem Geheiß ihrer schönern Hälften fügen. Aber was thun? Die Männer können nicht nachgeben, und die Weiber wollen es nicht. Da wenden sich die erstern in der Noth an den Steinklopferhanns, einen findigen Kopf, die Hauptperson des Stückes und eins der interessantesten Menschenbilder, die Anzengruber geschaffen. Im Anfang blos als ein gelungenes Exemplar eines Dorfspaßvogels erscheinend, entpuppt er sich im Verlauf der Handlung als ein durch sein schweres Geschick geläuterter Geist, als eine Art von ländlichem Pantheisten, dessen Humor als Product einer philosophischen Einsicht und weitern Gesichtskreises in menschlichen Dingen sich darstellt. Mit demselben Scharfblick, mit dem er von Anfang an die Situation durchschaute, geht er jetzt daran, sie zu entwirren. Vor allem veranlaßt er die Männer, sich plötzlich — zur freudigen Ueberraschung der Bäuerinnen — zum Antritt der Bußfahrt bereit zu erklären. Am Tage derselben aber erscheint der Steinklopferhanns auf dem Hofe der jungen Gelbhofbäuerin, wo die geschilderten Familienzwistigkeiten sich abspielen, und erklärt ihr, daß in Anbetracht des frommen Zweckes und zur Erhöhung der Buße sich aus den ledigen Frauenzimmern des Dorfes ein „Jungfernbund" gebildet habe, welcher den Zug in die heilige Stadt begleite. Noch sitzt der jungen Gattin der Schrecken dieser Nachricht fest im Nacken, und schon ziehen die pilgernden Männer, salbungsvolle Liedlein singend und jeglicher von seiner „Bußjungfrau" begleitet, an dem Gehöft vorüber, ihnen nach die übrigen Ehefrauen, von demselben Ereigniß aufs höchste beunruhigt.

Nun folgt ein sehr ergötzliches Geplänkel hinüber und herüber: die Weiber stehen von ihrem Verlangen ab; die Männer jedoch wollen jetzt um keinen Preis den Weg der Gottgefälligkeit verlassen, bis sich erstere schließlich aufs Bitten und Weinen verlegen und der Handel an sein erwartetes glückliches Ende gebracht wird. Der Steinklopferhanns aber reibt sich in seinem souveränen Humor die Hände über das Gelingen seiner Kriegslist.

Ein wirksamer Lustspielstoff, dessen Ausnützung da in die rechten Hände gerathen ist. Mehr Klarheit käme noch in die Komödie, wenn der Charakter der folgenschweren Adresse näher definirt würde. Es ist immer nur vom „alten Glauben", „sündhaften Neuerungen" u. s. w. die Rede, während es sich rundheraus um den Anschluß an den Altkatholicismus handelt. Das wurde in der Geburtszeit des Stückes, wo diese Frage die Oeffentlichkeit stark beschäftigte, sofort verstanden; heute, wo die Discussion über das Vaticanische Concil und dessen Folgen von der Tagesordnung verschwunden ist, sieht man sich nur einer salbungsvollen kirchlichen Adresse gegenüber, der die Kapläne ganz unbegreiflicherweise Opposition machen. Anzengruber ist aber leider der größte Märtyrer der Censur, und gewiß sah er sich nur durch den Hochdruck derselben gezwungen, über den Gegenstand wie über heißes Eisen eiligst hinüberzugleiten.

Nach alledem sollte man glauben, Anzengruber sei ein Kind des Dorfes, also in seine literarische Atmosphäre hineingewachsen, beiläufig wie Giotto in die künstlerische. Aber man würde mit dieser Vermuthung irren; Anzengruber hat nie einen, wenn auch noch so kurzen Lebensabschnitt auf dem Dorfe verbracht. Als Sohn eines gebildeten Staatsbeamten, der selbst pathetische Verse und unter anderm ein iambisch abgefaßtes Drama: „Berthold Schwarz", geschrieben hatte, stand er von Haus aus der hochdeutschen Dichtung viel näher als der mundartlichen, und in seinem wechselnden bürgerlichen Berufe hatte er stets weit mehr Gelegenheit, das großstädtische als das Leben des Dorfes zu beobachten.

Anzengruber's Lebenslauf ist ein wechselvoller, wenn auch kein ereignißreicher. Er wurde am 29. Nov. 1839 in Wien geboren.*) Sein Vater starb, als der Knabe noch nicht fünf Jahre zählte; der poetisch begabte Mann konnte also wenig Einfluß auf denselben ausgeübt haben. Um so wohlthätiger scheint der Einfluß der Mutter, einer vortrefflichen Frau, auf das „phantasiereiche, träumerische Kind" — so schilderte er sich später selbst — gewesen zu sein. Allerdings gab er ein vortreffliches Erziehungsmaterial ab. Da er geistig sehr rasch entwickelt, von einem lebhaften Bildungsdrange beseelt war und schon frühzeitig idealen Planen nachhing, so mußte jede Anregung, jeder sinnreiche Fingerzeig bei ihm auf fruchtbaren Boden fallen. Im Alter von zwölf Jahren hatte der Knabe schon den ganzen Shakspeare und den Lucian in der Wieland'schen Uebersetzung gelesen, und zwar, was mehr sagen will, wiederholt und mit Begeisterung gelesen. Später quälte ihn der Drang, Maler oder Bildhauer zu werden, worin sich sein starker bildnerischer Trieb äußerte, auf den auch die Neigung der Mutter, welche selbst eine begabte Dilettantin

*) Wurzbach in seinem Lexikon nennt irrthümlich den 20. Nov. als Geburtstag.

in der Malerei war, nicht ohne Wirkung gewesen sein mag. Alle diese Neigungen wurden aber bald von der mächtig erwachenden Lust fürs Theater in den Hintergrund gedrängt. Siebzehn Jahre alt, hatte er bereits ein den Abend füllendes Lustspiel verfaßt, dessen komische Hauptrolle auf den damals noch wirkenden Nestroy berechnet war und welches von dem wegen seiner Rigorosität und Schärfe seinerzeit gefürchteten wiener Recensenten Andreas Schuhmacher, des Knaben Vormund, sehr belobt wurde. Von diesem Moment an datiren Anzengruber's dramatische Versuche.

Solchen hochfliegenden Gedanken zog aber die materielle Lebensnothwendigkeit eine Schranke. Die spärlichen Mittel, die der Familie zu Gebote standen, verlegten vorderhand den Weg zu den weitgesteckten Zielen und nöthigten den Jüngling, sich einem bestimmten Erwerbe zuzuwenden. Er trat in eine Buchhandlung als Lehrling ein. Aber sein neues Metier wollte ihm wenig behagen. Er liebte es, Bücher zu lesen, getraute sich wol auch, welche zu schreiben, aber sie zu verkaufen war ihm nicht beschieden. Zog ihn doch immer noch die Bühne mächtig an, und je tiefer er sich in die Bücherballen vergrub, desto heller und glänzender drang der Strahl vom Licht der Lampen in sein Refugium. Endlich konnte er dem Sirenenrufe nicht mehr widerstehen; sein 20. Lebensjahr sah ihn bereits als Schauspieler. Sein erstes Debut war in Wiener-Neustadt im Jahre 1860. Von da ab bis 1867 führte Anzengruber ein unstetes Wanderleben. Bis in die südslawischen Grenzländer der Monarchie und bis hinauf in deren Norden trieb ihn sein neuer Stand, und an nicht weniger als 22 Orten, fast immer kleinere Provinzstädte, hatte er Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen: gewiß ein stattliches Itinerarium für eine so kurze Spanne Zeit. Anzengruber spielte alles, Tragisches und Komisches, mit Vorliebe aber sogenannte Chargenrollen, und wenn ihm die Bühne weder ein behagliches Los noch eine Fülle von Lorbern in den Schos warf, so lag dies gewiß nicht an erkaltendem Eifer und mangelnder Begeisterung. Denn er war mit Leib und Seele bei der Sache und gewann wenigstens die Genugthuung, sich überall durch originelle Auffassung und tiefe Durchdringung der Rollen von seiner gewöhnlichen Umgebung zu unterscheiden. Anzengruber, der Selbstkritik genug besitzt und sich durchaus für keinen Talma hält, gab dieser Ueberzeugung häufig Ausdruck, und so dürfen wir ihm wol aufs Wort glauben. Für den Mangel an glänzenden äußern Erfolgen entschädigte er sich reichlich durch unausgesetzte geistige Arbeit, durch fleißiges Studium, und gerade in seiner mimischen Thätigkeit erwarb er sich nebenbei jenes Feingefühl für die scenische Wirkung, jene Kenntniß der geringsten theatralischen Behelfe, welche ihm späterhin so sehr zu statten kommen sollten. Als ihn schließlich sein Geschick an das neugegründete, seither wieder eingeschlafene Harmonietheater in Wien brachte, begann sein literarisches Blut sich so gewaltig zu regen, daß er der Bühne Valet sagte und nach der Feder griff. Er wurde Journalist. Als solcher schrieb er für mehrere wiener Witzblätter und außerdem für den nicht mehr bestehenden „Wanderer", eins der ältesten und bedeutendsten politischen Journale der Residenz, in dessen Feuilleton unter anderm auch seine Novelle „Die zürnende Diana" erschien. Die Gewitterwolken, welche sich am Horizont der Kirchenpolitik unter

dem Bürgerministerium zusammenzogen, erweckten in ihm die Idee zum „Pfarrer von Kirchfeld". Sie ward unter dem Drucke der allgemeinen Erregung so mächtig, daß er sie um jeden Preis auszuführen strebte. Da das bei der zersplitternden journalistischen Thätigkeit nicht möglich war, trat er eine sich darbietende Stellung als Official im Polizeiamt an, vollendete in seinen freien Stunden das Stück und war nun, nachdem es eine enthusiastische Aufnahme gefunden, mit Einem Schlage berühmt. Seitdem lebt der Dichter in seiner Vaterstadt ausschließlich seinen literarischen Arbeiten. Er ist ein echtes Stadtkind geblieben; denn der Strom geistigen und künstlerischen Lebens, wie er nur in einem großen Bildungscentrum flutet, ist seiner Muse Bedürfniß.

Und doch ist das Dorfleben der Boden seiner ersten und bedeutsamsten Werke, und nicht den Bildungsmenschen, sondern den Bauer, dessen ideales Bild er sich nach seiner eigenen Aussage erst aus verschiedenen gelegentlichen Begegnungen construiren mußte, stellte er als deren Helden auf die Bretter. Zweifellos entfloß diese Stoffwahl seinem ganz eigenartigen Talent. Aber nur diesem allein? Mögen nicht tiefinnerste Erwägungen über die Mittel und Ziele seiner Kunst ihn gerade dahin geführt haben, oder vielmehr hat sein Talent nicht erst in der Anschmiegung an diese Erwägungen Richtung und Prägung erhalten? Mußte Anzengruber, der die Wiederbelebung des echten, sittlichen Volksstückes zu seiner Mission machte, sich nicht vorerst über den Weg klar sein, wie sie zu erfüllen? Schiller in seinem vortrefflichen Aufsatz „Ueber Bürger's Gedichte" zeigt diesen Weg: „Glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplicität in Behandlung desselben." Eigentlich hängt jedoch eine Forderung von der andern ab. Denn nur simple Stoffe, oder besser, simple Menschen und Menschenschicksale lassen sich so simpel behandeln, daß sie ohne unbegriffenen Rest in dem „Kinderverstande des Volkes" aufgehen. Solches Material trifft man aber heute am echtesten in der allseitigen Beschränkung ländlichen Daseins an. Der moderne Städter ist ein Product mannichfacher Bedingungen; er wird von einer Menge Voraussetzungen regiert, die an dem Bauer einflußlos vorübergehen. In der Stadt nimmt der Kampf ums Dasein unzählige Formen an, während er auf dem Lande einzig und allein auf den fruchtspendenden Boden angewiesen ist, und demgemäß erschöpft sich daselbst die ganze sociale Unterscheidung in drei bis vier Abstufungen. Darum ist in diesen engen Verhältnissen alles Denken, Fühlen und Handeln auch weit einfacher, bestimmter, typischer. Der Bauer ist ein viel leichter zu declinirendes Subject als der Städter, eine Grundform, deren Spielarten, ohne complicirt und vielfältig zu sein wie die des letztern, doch nicht minder wirksam und lebendig erscheinen. Hier also lagen die ungehobenen Schätze, die Anzengruber's Wünschelruthe aufzufinden wußte.

Aber andererseits ist es gerade die materielle und geistige Beschränktheit des Dorfes, welche Situationen und Verwickelungen, wie sie aus dem bewegten Leben der Großstadt tagtäglich als mahnende Gespenster auftauchen, unmöglich macht. Die einschneidendsten gesellschaftlichen Probleme, die zum Kampfe herausfordern, sind vom Dorfe ausgeschlossen; nur auf dem wohlgepflegten Straßenpflaster, wo arm und reich, hoch und nieder sich in unübersehbarer Wechselfolge nebeneinander bewegen, gedeihen sie, vom Elend, vom Laster, von gegenseitiger Absto-

ßung hervorgerufen. Bei der eigenartigen Disposition Anzengruber's, seine Werke auf den Grundton eines socialen Gebrechens, eines allgemeinen Uebelstandes zu stimmen und sich von demselben inspiriren zu lassen, ist es begreiflich, daß wir ihm bald auch auf dem Boden der Stadt begegnen. Schon drei Jahre nach dem „Pfarrer von Kirchfeld" trat er mit dem Schauspiel „Die Tochter des Wucherers" in die Oeffentlichkeit, einem Werke, das sich gegen die Giftpilze des Wuchers kehrte. Das Stück ist eine dramatische und zudem psychologische Unmöglichkeit; durchaus novellistisch im Sujet, ist es auch mit novellistischer Breite durchgeführt und birgt außerdem, ohne wirksames Gegengewicht, eine solche Anzahl widerlicher, erbärmlicher Charaktere, daß man schon darum unmöglich einen erfreulichen Eindruck von ihm mitnehmen kann. Ein Bühnenwerk darf nie wie eine bloße Verbrechergalerie aussehen. Das Stück verschwand auch nach wenigen Tagen vom Repertoire, und Anzengruber hat das Thema nicht wieder aufgenommen, so gesund auch die ihm innewohnende Tendenz war. Um so wuchtiger gelang der Hieb, den er auf einen weit gefährlichern und verbreitetern, weil von äußern Lebensumständen, von Ort und Zeit unabhängigen Feind der menschlichen Gesellschaft führte, einen Feind, der das junge schuldlose Leben an der Wurzel anfrißt und zerstört. Es ist dies verfehlte Erziehung einerseits, andererseits mangelnde Klarheit seitens der Aeltern über die Pflichten gegen ihre Kinder. Das Werk, lange nicht genügend bekannt und auch in Wien, wo es auf einem unbeliebten Theater jämmerlich dargestellt wurde, nachdem es erst von der Censur aufs ärgste verstümmelt worden, nicht von dem gebührenden Nachhall begleitet, heißt „Das vierte Gebot" und rangirt unter den Schöpfungen Anzengruber's in erster Linie. Obwol in der Composition des Ganzen, im Reiz der Sprache und der plastischen Herausarbeitung der Affecte hinter seiner Erstlingsarbeit und noch mancher andern zurückstehend, übertrifft es alle an wuchtiger Unmittelbarkeit des tragischen Eindrucks, an socialem Tiefgang und durch die unbarmherzige Schärfe, mit welcher der Dichter hier alle Consequenzen der Verderbniß gezogen hat.

Einer der dankbarsten Stoffe ist die Schuld der Aeltern an ihren Kindern, und doch einer der am seltensten verwertheten: dankbar, weil er aus dem Innersten der Familie herauswächst und in ein menschliches Verhältniß führt, für das jeder ohne Ausnahme eigene Erfahrungen als festen Gefühlsmaßstab mitbringt; selten verwerthet, weil er das öffentliche Vorurtheil gegen sich hat, das nicht gern sieht, wenn an der conventionell vertheidigten unerschütterlichen Autorität der Aeltern und ihrer souveränen Unfehlbarkeit gerüttelt wird. Vor mehr als drei Jahrzehnten fand Friedrich Hebbel den Muth, in seiner „Maria Magdalena" ein beklagenswerthes Opfer väterlicher Despotie von der Bühne herab sprechen zu lassen. Damals nannte Hebbel, wie Mosenthal einmal erzählte, seine Tragödie die Tragödie der Menschheit. Damit hatte er insofern recht, als der Mensch im allgemeinen das ist, wozu er erzogen wurde, und er im Aelternhause schon auf die Pfade gelenkt wird, die er späterhin einschlägt; aber auf den speciellen Fall, der Hebbel's Trauerspiele zu Grunde liegt, will das nicht recht passen. Dieser starrköpfige Tischlermeister, der, wie eine Wildkatze auf ihren Raub, auf die Fehler seiner Kinder lauert und schließlich seine Tochter durch ein zur Barbarei hinauf-

geschraubtes Rechtsgefühl tödtet, ist doch eine zu seltene Erscheinung, um ihn als Typus gelten zu lassen und in ihm eine ganze Klasse, ein System treffen zu wollen. Nicht jene übergroße Strenge älterlichen Gebarens, sondern deren Gegensatz, die übergroße Laxheit und Vertrauensseligkeit, ist ein gesellschaftliches Laster und, ebenso wie die willkürliche Ausdehnung väterlicher Jurisdiction auf das individuellste Gefühlsleben der Kinder, wegen seiner Häufigkeit ein furchtbarer Feind der menschlichen Wohlfahrt.

„Das vierte Gebot" führt uns zwei solche typische Aelternpaare vor. Das eine sind die reichen Eheleute Hutterer; bei aller Zärtlichkeit für ihr einziges Kind, Hedwig, taub für dessen einem feinern Organismus entspringende Seelenregungen, zwingen sie es zu einer Heirath mit dem protzenhaften, rohen, bildungslosen, aber steinreichen Fabrikantensohn Stolzenthaler, der an und für sich wieder eine interessante Species häuslicher Erziehungskunst vertritt. Das andere Aelternpaar ist der Drechslermeister Schalanter und seine Gattin. Er ein Trunkenbold, die Mutter eine alternde Potiphar, hatten beide ganz im Gegensatz zu dem Hutterer'schen Paar ihren Kindern Martin und Josepha nicht den geringsten, nicht einmal den Schulzwang angethan. Wozu auch? Der Martin ist ja ein so „feiner Kopf" und die Josepha so „fesch", und die Aeltern predigen dem auserlesenen Geschwisterpaare unaufhörlich, daß ihm zweifellos eine große Zukunft bevorstehe. In diesem täglich neu genährten Dünkel wachsen sie, im Hause die Verlotterung sehend und stets auf den Zufall bauend, der ihnen das Glück blind in den Schos werfen müsse, zu unglaublich sittenlosen Menschen auf. Da tritt mit der Hochzeit Stolzenthaler's, der bisher mit der Tochter Josepha ein schamloses Verhältniß unter den Augen der Aeltern unterhalten hatte, das erste widrige Ereigniß an diese Familie heran und bringt sie in verhängnißvollen Contact mit der andern, der Familie Hutterer.

Was sich nun in tragischer Reihenfolge vollzieht, wie sich Schritt für Schritt die Erziehungsconsequenzen auf beiden Seiten realisiren, wollen wir nicht näher berühren. Wenn auch in ganz anderm Sinne als im biblischen, sehen wir hier die Schuld der Aeltern sich in dem Schicksale ihrer Kinder sühnen. Im Schlußact, der alle diese traurigen Gestalten ihrem traurigen Ende zuführt, ruft der Dichter deutlich sein Verdammungsurtheil über dessen Urheber. Hedwig, die durch die schrankenlose Brutalität ihres aufgezwungenen Gatten zur Rückkehr in ihr väterliches Haus genöthigt wurde, sieht daselbst, gebrochen an Leib und Seele, dem nahenden Tode entgegen. Es lebt in ihrem edeln Gemüthe ein helles Bewußtsein dessen, was an ihr verbrochen wurde, aber sie erträgt es mit stiller Resignation. Als sie der unglücklichen Josepha, der nunmehr gänzlich der Schande anheimgefallenen Tochter des Drechslermeisters, im Garten begegnet, spricht sie es laut aus: „Wir gehören in Eine Kategorie. (Eine weiße Rose von ihrer Brust nehmend und Josepha hinhaltend.) Uebernächtig — bleich — welk, — paßt das? Nehmen Sie! — Ob an einen oder an mehrere, wir sind ja doch zwei Verkaufte!" Dieser herzbewegend melancholische Ausklang wird noch durch das Schlußbild, die Kerkerzelle Martin's, überboten. Dieser zügellose, dünkelhafte Geselle war in einem Moment aufgestachelter Rachsucht und verletzter Eitelkeit zum Mörder geworden und erwartet nun seine Strafe. Auch er hat schließlich eingesehen, was ihn vernichtete;

aber der Trotz überwiegt bei ihm die Resignation, und in wenigen Worten drängt er die Nutzanwendung des Stückes schneidig zusammen. Noch in der Thür, da das Armensünderglöcklein, das ihn zum Hochgericht ruft, bereits ertönte, wendet er sich zu dem ihn begleitenden Priester, seinem Jugendkameraden, der ihn an das vierte Gebot gemahnt, mit den Worten: „Wenn du in der Schul' den Kindern lehrst: «Ehret Vater und Mutter», so sag's auch von der Kanzel den Aeltern, daß sie danach sein sollen!"

Derselbe Winter, der „Das vierte Gebot" dem Theater schenkte, brachte auch noch das Schauspiel „Ein Faustschlag". Schon einige Wochen vor seinem Erscheinen schüttelten verschiedene Leute bedenklich die Köpfe, denn sie alle wollten von „Eingeweihten" wissen, daß es ein socialdemokratisches Drama sei, welches gewiß großen Anstoß erregen werde. Das Gerücht war darauf zurückzuführen, daß in dem Werke ein ernster Conflict zwischen einem Fabrikanten und seinem Werkführer sich abspielt; daß dabei Funken aus der Werkstätte der öffentlichen Bewegung in die Discussion hineinsprühen, ist bei diesem Stoffe und bei Anzengruber glücklicherweise selbstverständlich. Glücklicherweise — denn gerade diese Stellen sind von einer Laune und Bestimmtheit, die keinen Zweifel über die humane Auffassung dieser brennenden Frage seitens des Autors aufkommen lassen, aber auch bezeugen, daß er aller wilden Agitation, jeder auf gewaltsame Aenderung gerichteten Tendenz geschworener Feind ist.

Alle Typen aus der socialistischen Tragikomödie sind in dem Stücke vertreten: der reiche Fabrikant, der maßvolle, überzeugungsfeste Arbeiter, und der wüste, verworrene Schreier. Die Hauptgestalt ist der Werkführer Bergauer, dessen Lebensglück durch einen übermüthigen Faustschlag für immer zerstört wurde, wie der Betroffene selbst überzeugend ausführt, um darzuthun, wie und warum er sich der Arbeiterbewegung angeschlossen. Der Thäter, der damals im Volksgewühle der Rache Bergauer's sich entziehen konnte, hatte ihm selbst zugerufen, „er sei einer von jenen, die ihm Brot zu verdienen geben". Also darum! Nein, sagte sich damals Bergauer, der Arbeiter dürfe nicht schutzlos sein, weil er vermögenslos ist, und mit dem Wochenlohn habe der Brotherr wol seiner Hände Werk, aber nicht sein Recht auf bürgerliche Achtung erkauft — und er ging unter die raisonnirenden Blusenmänner, deren wildesten einer er bald wurde. Freilich nahm er rasch Besinnung an und fand, daß die Bestrebungen und Mittel dieser Partei verwerfliche wären. „Bis so 'ne neue Welt sich auch nur aus dem Groben herausarbeitet, das dürfte doch schwer zu erleben sein. Da war ich denn bedacht, nur nach dem zu langen, was der Hand erreichbar war, uns auf Bitten und Drängen zu verlegen. Man war nicht ungerecht gegen uns, man ließ uns nicht ohne Schutz." Diese gemäßigte Einsicht hält auch vor, als er sich nach 18 Jahren dem Manne gegenübersieht, der durch seinen Faustschlag so viel Unheil gestiftet. So ruhig Bergauer's Existenz in dieser Frist auch geworden, der brennende Durst hatte ihn immer gequält, dem Uebermüthigen rächend gegenüberzutreten und ihm zu sagen, „was sein gedankenloser Hochmuth einem Harmlosen gekostet". Jetzt findet er diesen in dem Fabrikanten Frank, seinem Chef, welcher aber durch aufrichtige Reue

und die Einwilligung zur Ehe seines Sohnes mit der Tochter seines Werkführers, zwischen welchen schon geraume Zeit eine Neigung besteht, den Zorn des Beleidigten beschwichtigt. „Jedem das Seine", schließt dann Bergauer, „doch jedem etwas, daß nicht tausend Keime verkümmern und verkrümmen, daß jeder werden mag, was an ihm liegt, und man von den Hütten neidlos nach euern Palästen ausblicke: das wollen wir anstreben in ehrlicher Arbeit und in Eintracht."

Das also ist der „Socialismus" in diesem Stücke; so weit geht Anzengruber mit ihm, und so weit kann ihm auch jeder Besonnene folgen, der da weiß, daß er nicht einer Tagesfrage, sondern einem von Anbeginn der Geschichte bestehenden, ewigen Kampfe gegenüberstehe. Wie sehr aber der Dichter dessen ungesunde Auswüchse verdammt, wie lächerlich und erbärmlich ihm jene Gestalten erscheinen, welche Faulheit, Gedankenlosigkeit und Unbildung zu Berufsagitatoren machte, hat er in der köstlichen Figur des Arbeiters Kammauf bewiesen. Dieser Geselle, der mit der Petroleumkanne spazieren geht und „bei Gott" seinen Atheismus beschwört, ist eine Figur von wahrhaft Shakspeare'scher Zeichnung. Eine seiner Rodomontaden möge den Humor dieser classischen Gestalt kennzeichnen:

„Elende Feiglinge sind diese Gemäßigten, sie lassen ihr weißes Panier beschimpfen und mich mundtodt mit der rothen Fahne in der Tasche hinter dem Kassier des Tyrannen herrennen! O, mir sollte einer mein Banner beschimpfen! Was hält mich ab, daß ich das Bissel Staat, das mir anhaftet, von mir schleudere? Die Principien der rothen Fahne! Warum brenne ich dem Kassier nicht mit der Geldtasche durch? Weil ich denke, Geduld, das Gerstl kommt so wie so in die allgemeine Theilung. Ein Bedenken, das ganz den Effect der Ehrlichkeit macht! Warum geh' ich an Weibern und Töchtern verhältnißlos vorüber? Weil ich denke, Geduld, der Nachwuchs wird ohnehin gemeinsam. Ein Bedenken, das ganz den Effect der Tugend macht! Warum schlendere ich an den Palästen der Geldprotzen gleichmüthig vorbei? Weil ich denke, Geduld und — Petroleum. Ein Bedenken, das ganz den Effect der Friedfertigkeit macht! Und diese Oriflamme, welche bedeutet die Sicherheit des Eigenthums, und der Familie, und den persönlichen Schutz, diese sollte man zu beleidigen wagen mit den Worten, wie sie hier gefallen sind?! Ho, laßt mich an Bergauer's Stelle sein, mit übermenschlicher Stimme hätte ich dem Tyrannen zugedonnert (brüllt kreischend): Ha, Elender! — — Ha, Elender, witterst du nicht die Morgenröthe der Bartholomäusnacht, wo wir im dampfenden Blute . . . ne, ne, das ist etwas zu stark, das könnte gegen einen Paragraphen verstoßen, Aufreizung zu Haß und Verachtung, oder gar Aufruhr — ein Bedenken, das ganz den Effect der Ordnungsliebe macht! . . . wo wir im rauchenden Gehirn . . . ne, das ist noch stärker, es muß ohne Dampf und Rauch gehen! . . . wo die Brut — Brut ist immer gut — von der nie ruhenden Axt der Zeit bis auf den letzten Mauerrest hinweggemäht wird! Das sind Bilder! (Mit Nachdruck.) Wo die Brut von der nie ruhenden Axt der Zeit bis auf den letzten Mauerrest hinweggemäht wird! — Der Tyrann erbleicht, ich trete zurück in die Reihen der Brüder und habe nicht genug Hände, Hände zu schütteln. (Er greift in der Luft nach imaginären Händen herum.)"

Durch „Das vierte Gebot" und den „Faustschlag" hat Anzengruber jene, die ihm

vor einem Heraustreten aus seiner „Specialität", dem Bauernstücke, warnten, zum Schweigen verwiesen. Dramatisches Vollblut rollt in diesen beiden Werken, wenn man andererseits auch zugeben muß, daß die Composition hier mehr auseinanderfällt als in den dörflichen Komödien, und die Handlung weit mehr von episodistischen Klammern zusammengehalten wird. Das aber liegt in der Natur des Stoffes und beeinträchtigt die theatralische Wirksamkeit durchaus nicht, besonders wenn man einige geringe Striche und Kürzungen anwendet. Trotzdem sind beide Schauspiele für das Deutsche Reich Buchdramen geblieben, haben außerhalb der schwarz-gelben Pfähle das Lampenlicht noch nicht gesehen. Es ist wahr, „Das vierte Gebot" ist nicht nur Volksstück, sondern auch wiener Localstück. Aber das Locale daran berührt den Kern nicht und ist nur zur Verstärkung der Anschaulichkeit herbeigezogen, während die darin geschilderten Charaktere, wie der gemüthsrohe Geldprotze Stolzenthaler, die Aeltern, welche die Schwere des Geldsackes zum ausschließlichen Regulator ihrer wohlgemeinten Entscheidungen machen, und die verlotterte Familie des Drechslermeisters leider internationale Typen sind. Es bedürfte nur einer geschickten Hand, die für den deutschen Norden das locale Gewand dieses Werkes austauschte, um es allen deutschen Bühnen als eine willkommene Gabe zugänglich zu machen. Die Aufführung des andern, des „Faustschlag", wurde in Preußen nicht gestattet. Man hatte und hat daselbst zweifellos Gründe für die Unterdrückung jedes Zündstoffes; selbst aus der bittersten Satire kann roher Misverstand Bekräftigung seiner Ansichten herauslesen. Wer aber mit Unbefangenheit liest, was oben von Berganer und Kammauf mitgetheilt wurde, wird sich über den „Socialdemokraten" Anzengruber — denn selbst so haben ihn einige Querköpfe genannt — voller Beruhigung hingeben können.

Manche, denen die scharfe Luft, welche in den Arbeiten Anzengruber's weht, wahrscheinlich zu unsanft entgegenbläst, haben dem Dichter vorgeworfen, seine Stücke seien Tendenzstücke. Er nähme den „Gärungsstoff von der Straße" zu ihren Effecten, meinte sogar einer. Sei's denn! Wo dieser Gärungsstoff seine chemische Beschaffenheit in der dramatischen Form nicht verändert, da entsteht ein Miswachs; bei Anzengruber jedoch erscheint er immer zu firnem Weine abgeklärt. Gewiß ist nur, er hat diese Stoffe nicht mühsam gesucht, er hat sie gefunden und sich ihrer im Bewußtsein ihres tiefeinschneidenden Ernstes angenommen, und so prächtig auch die Kampfesader auf der Stirn sein Antlitz schmückt, so glätten sich doch häufig die Zornesrunzeln, und ruhigen, durchdringenden Blickes folgt er einem einsamen, kleinen, von jedem allgemeinen Hintergrunde losgelösten Menschenleben, dessen innerste Leiden, Kämpfe und Hoffnungen er uns enthüllt. Eine Begabung wie die Anzengruber's braucht keine „populären Grundideen", um populär zu werden; da, wo sie einfach den Irrgängen des Herzens folgt, ist sie ihres Zieles immer gewiß.

Wir besitzen eine Reihe von solchen Productionen mehr idyllischer Art, wo unser ungetheiltes Interesse den intimen seelischen Vorgängen einiger weniger schlichter Personen ausschließlich angehört. Ueber alle ragt an Wahrhaftigkeit und überzeugender Kraft das Schauspiel „Der ledige Hof" hervor.

Eine ledige Bäuerin, schön und reich, fühlt sich von Liebe für ihren schmucken Großknecht ergriffen. Sie zählt 28 Jahre, ist also erfahren genug, um mit klugem Bedachte zu wählen, aber auch um zu wissen, daß ihre erste Neigung ihre letzte sein, ihre einzige bleiben müsse. Mit aller Glut nährt sie daher ihre Leidenschaft, die sie einem Manne zuwendet, dessen Herz sie ebenso arglos, dessen Gemüth sie ebenso unberührt wähnt wie das ihre; denn nur einem solchen will sie sich geben. Um so tiefer wird sie getroffen, als sie erfährt, fernab im Gebirge, in dem Orte, wo Leonhard früher geweilt, hause ein unglückliches Mädchen mit einem Kinde, die beide von ihm verlassen worden. Er selbst hatte ihr's verschwiegen, von neidischen Menschen wurde es ihr zugeflüstert. Da hält es sie nicht länger; in wilder Hast jagt sie ihre Pferde dorthin, und noch an demselben Tage stehen sich beide Frauen gegenüber: Agnes, die stolze Bäuerin, die keine Enttäuschung ertragen kann, und Therese, die Verlassene, die das Schicksal stumpf und gleichgültig dagegen gemacht, weil es ihr keine mehr zu bereiten hat. Vergebens lauert Agnes auf eine Selbstanklage des Mädchens, die den Großknecht entschuldigen, rechtfertigen könnte; vergebens wendet sie alle Kunst der Rede an, ihr eine solche zu entreißen. Aber Therese, die mitleidslos für sich selbst ist, hat auch kein Mitleid für andere. Sie beschönigt ihren Fehler nicht, und darum ist ihr Ausspruch unerbittlich: er war arm, ich war es auch, und als das Kind kam, ist er von mir gegangen. Da ist jeder Selbstbetrug bei Agnes unmöglich. Rasch treibt sie ihr Gefährt wieder heim. Sie trifft Leonhard auf der Schwelle, wie immer ruhig, zärtlich, treuherzig. Sie bringt den wilden Kampf in ihrem Innern zum Schweigen; denn vielleicht kann sie ihn, kann sie sich noch retten. Der Weg hierzu: ein freimüthiges Bekenntniß, und sie selbst sucht ihn durch kluge Worte darauf zu führen. Er aber schweigt standhaft. Da fragt sie ihn geradezu, was für Strafe darauf stehen solle, wenn er sie belogen habe, wenn sie nicht die erste sei, der er Worte der Liebe lispele, und als Leonhard mit fester Stimme antwortet: „Es soll der Tod darauf sein", schickt ihn das erzürnte Weib in einer Aufwallung verletzten Stolzes, betrogener Hingebung auf den wilden, von gefahrdrohenden Wetterwolken umzogenen See — um zu fischen, wie sie sagt, um zu sterben, wie die unheimlich brausenden Windstöße künden. ... Um zu sterben! Hat sie sich im Drange der Leidenschaften gefragt, ob sie das Recht habe, so schrecklich Gericht zu halten, und die Kraft, es ruhig zu überdauern? ... Sie steht am Fenster, bangend, bebend. Immer höher geht die Flut, immer grollender tosen Wogen und Donner, immer schrecklicher zucken die Blitze: wer jetzt auf den Fluten schaukelt, den kann keines Menschen Macht mehr erretten. Immer beengender wird Agnes das Bewußtsein ihrer That ... nicht mehr der Schatten eines unwürdig Geliebten folgt ihr, sondern der eines Gemordeten ... Eine qualvolle Stunde! ... Nun rüttelt ein neuer Sturmeswirbel das Haus, fürchterlicher als alle vorhergehenden, in einem Aufschrei löst sich ihre Angst, ihre Sinne drohen sie zu verlassen — da tritt Leonhard in die Stube, heil und gerettet, und jubelnd stürzt ihm das gepeinigte Weib an die Brust, für einen Augenblick gänzlich vergessend, was sie für ewig voneinander trennt. Aber nur für einen Augenblick! Des andern Morgens hat sie ihre Ruhe wiedergewonnen und den klaren Blick, der das Gute und das Böse scheidet. Ihr Entschluß ist gefaßt. Sie

darf sich nicht erniedrigen und dem Manne die Hand reichen, der die Wahrheit so tief verletzt hat, und dieser ihrem Fühlen mühsam abgerungene Verzicht ist zugleich ihre eigene Strafe. Leonhard zieht in die weite Welt, um durch harte Arbeit sein erwachtes Gewissen zu versöhnen; Agnes aber will Trost suchen in einem Leben, das der Wohlfahrt anderer geweiht ist. Ihre erste That ist, sich des Sohnes der armen Therese zu erbarmen, der ja auch *sein* Sohn ist. Sie nimmt ihn an Kindesstatt an und gibt dadurch das verbitterte, empfindungslos gewordene Mädchen der Menschlichkeit wieder. „Nur einmal, nur ein einziges mal nimm mich in deine Arme", fleht dieses zu Agnes, und zwei Frauen halten sich weinend umschlungen, denen die Liebe kein Frühling voll Sonnenschein, sondern ein herber, stürmischer Winter gewesen.

Die beiden weiblichen Gestalten sind in ihrer Verschiedenheit äußerst glücklich aufgefaßt und meisterhaft behandelt. Die große Scene zwischen Agnes und Therese ist eine Heimstätte scenischer Poesie, wie sie wenige moderne Productionen bieten, und mit gleichem Schwunge wird die Handlung an ihr Ende geführt. Das Schauspiel ist zwar ganz volksthümlich, aber nicht im Dialekt geschrieben; das ist wahrscheinlich der Grund, warum es an den norddeutschen Bühnen mehr Eingang gefunden hat als die andern Werke. Festen Fuß, seinem Werth gemäß, hat es aber dort nicht zu fassen vermocht, sei es daß es an den richtigen darstellenden Kräften fehlte, oder daß der Schluß unbefriedigt ließ. Denn das Publikum liebt bestimmte Ausgänge, ganz tragisch oder ganz heiter und zufriedenstellend. Auf dem „Ledigen Hof" liegt aber eine wehmüthige Melancholie des Entsagens; keiner stirbt, keiner heirathet, alle resigniren nur, und da ärgert sich die engherzige Menge, daß schließlich „niemand etwas davon hat". So ist es.

Von den übrigen Schauspielen Anzengruber's haben nur noch zwei, die Komödien „Der G'wissenswurm" und „Die Trutzige", einen schönen Erfolg gehabt und verdient. Doch ist die erstere unbedingt auf die Bühne und auf eine vortreffliche Aufführung angewiesen; der Held, der von Gewissensbissen geplagte Grillhofer, ist denn doch ein zu jämmerlicher, interesseloser Charakter, um dem *Leser* bis ans Ende Antheil abzugewinnen, während, scenisch dargestellt, die Fülle von Situations- und Wortwitz, an welchen dieses Werk besonders reich ist, diesen Mangel leicht vergessen macht. „Die Trutzige" ist eine neue Auflage der „Bezähmten Widerspenstigen", aber nicht wie bei Shakspeare ein verzogenes, vornehmes Stadtkind, das durch allerlei drastische Mittel, wie Entziehung der Speise, fortwährenden Widerspruch u. dgl., zur Einsicht gebracht wird, sondern eine resolute, kräftige Dirne, die immer klarer Einsicht und hellen Blickes gewesen und der auch ein gesundes, frisches Herz im Leibe schlägt. Aber sie wehrt es vor jeder gemüthlichen Berührung, denn in ihrer Einsamkeit und Armuth bedarf sie ihrer ganzen Ruhe, um auf dem Wege des Rechten zu bleiben, und sie ist rauh, kurz angebunden und trotzig, denn nie hat sie die Theilnahme anderer gesucht und auch nie erfahren. Endlich findet auch sie ihren Meister: die Liebe, die sie einem guten, aber leichtfertigen und übermüthigen Burschen, der sich blos „zum Spaß" mit ihr abgeben wollte, einflößt. Ihn bezwingt und bessert der Ernst und die Festigkeit ihres

Wesens, und, von seiner Umkehr gerührt, löst sich der Trotz des Mädchens in zartes, hingebungsvolles Empfinden auf.

Das Trauerspiel „Hand und Herz", das Laube ans Stadttheater brachte, leidet an empfindlichen Längen. Weder die Fabel noch die Charaktere sind in diesem Werke originell. Da hätte es denn durch eine außerordentlich feine Bearbeitung anziehend genug werden müssen, um durchzudringen, und eine solche ist ihm nicht zutheil geworden.

Von den drei Stücken „Alte Wiener", „Jungferngift" und „Doppelselbstmord" war keinem ein langes Leben beschieden. Das letztgenannte, als Bühnenwerk interesselos, hätte, anders angefaßt, vielleicht eine wirksame heitere Erzählung geben können.

Es ist immer zu bedauern, wenn Anzengruber der Stoff zu einer Erzählung verloren geht; denn er erzählt gut, mit Humor, Natur, Anschaulichkeit und in meisterhafter Knappheit. Wir haben an dieser Stelle hauptsächlich die Würdigung Anzengruber's als Dramatiker vor Augen und können daher aus der Fülle des in Zeitschriften, Zeitungen, Kalendern u. s. w. verstreuten Materials nur die drei abgeschlossenen Bände erzählender Schriften hervorheben und auch diesen nur eine ganz allgemeine Berücksichtigung schenken, so sehr sie eine eingehendere verdienen. Das umfangreichste Werk und zugleich die Historie unter den Genrestücken ist der Roman „Der Schandfleck". In seiner ersten Hälfte, solange er auf dem Dorfe spielt, ist dieser Roman ein funkelnder Juwel, in dessen Lichte sich eine wahrhaft idyllische Welt, eine Anzahl prächtiger, urwüchsiger Charaktere spiegeln. Aber von dem Moment an, da die Heldin, Magdalena, durch die Erkenntniß einer sträflichen Liebe zu ihrem Bruder und die Enthüllung eines peinlichen Familiengeheimnisses zur Auswanderung gezwungen, den Boden der Residenz betritt, wird das Buch unerfreulich, obwol auch jetzt die Situationen und Erlebnisse mit Laune und Kraft geschildert, die Wandlungen durchaus nicht unwahrscheinlich sind. Man hat vielfach auf ein psychologisches Gebrechen, auf das rasche Vergessen ihrer Leidenschaft bei Magdalena hingewiesen, um diese schwächende Wirkung zu begründen. Und in der That ist mit dem Aufenthaltswechsel jede Spur ihres erst so jäh und tragisch abgebrochenen Liebeslebens verwischt. Aber das ist kein psychologischer Misgriff, sondern in der Natur des Mädchens vollauf begründet. Seine Herzensneigung war darum nicht minder echt und tief, aber deren Lebensbedingung war die moralische Möglichkeit. Materiellen Hindernissen wäre Magdalena gewiß nie gewichen; das Bewußtsein der Blutsverwandtschaft aber löscht jede andere als geschwisterliche Empfindung aus ihrem engelreinen Sinn. Daß es der Autor so gemeint hat, geht aus verschiedenen Stellen im Buche, geht aus der ganzen Anlage und Durchführung des Charakters hervor. Aber es ist ein anderes, das dem Werke schadet: die Verlegung des Schauplatzes in die Stadt überhaupt. Magdalena ist ein stilvoll geschaffenes Geschöpf, dem man die ihm passende Umgebung nicht nehmen darf. Inmitten ihrer blühenden Triften ist Magdalena selbst ein blühendes Bild voll Licht und Farbe; die trübe Luft der Großstadt umflort diesen Glanz, sie wird zur Treibhauspflanze. Für die Kunstgärtnerei ist aber ein solches Wesen kein

Material. Das hat Auerbach, der sich doch auf diesen Stoff lange nicht so gut versteht und dessen Bauern meist verzeichnet sind, doch besser gefühlt, und darum muß sein Lorle als „Frau Professorin" unglücklich werden. Konnte doch Magdalena schließlich an der Seite eines ihrer Sphäre entstammenden Mannes auf heimischem Boden das Glück finden, das ihr zum ersten mal versagt gewesen, und damit sich und ihrem echt poetischen Charakter treu bleiben.

Bei weitem einheitlicher und plastischer präsentiren sich die acht kleinen „Bauerngeschichten", welche Anzengruber vor kurzem in zwei Bändchen „Dorfgänge" gesammelt herausgegeben hat. Im ersten Bändchen ragen durch technische Bewältigung eines schwierigen Problems die Geschichte „Diebs-Annerl" und durch die ergreifende Tragik des Vorgangs und des psychologischen Moments die Erzählung „Gänseliesel" hervor. Im „Gänseliesel" zieht alle metaphysische Unruhe des Menschenthums, in die schlichteste Form gebannt, an die niedrigste Gestalt gebunden, an uns vorüber, und das, was den Geist zugleich in Ketten schlägt und zugleich beflügelt, der unaufhaltsame Drang nach Wahrheit und der brennende Durst nach Liebe, durchbebt hier ein dürftiges Geschöpf, das der Last des Versagten nicht standhalten konnte und dem Wahnsinn anheimfiel.

Die ersten drei Skizzen des zweiten Bändchens, welche unter dem Gesammttitel „Zur Psychologie der Bauern" zusammengefaßt sind, haben ein wesentlich anderes Gesicht. Was Anzengruber darin beabsichtigt, ist die Aufstellung einer Anzahl von Typen aus dem Bauernstande, wie sie auf Grund der Verschiedenheit des Temperaments, des Intellects und der Erlebnisse sich entwickelt haben, insbesondere in ihrer Stellung zu den religiösen Begriffen. Da diese nun von seinen Helden ganz naiv aufgefaßt und buchstäblich genommen werden, da sich der Bauer die Unsterblichkeit nicht anders als mit Beibehaltung der irdischen Lebensformen, die göttliche Allmacht nicht unter erhabenern Gesichtspunkten als denen der persönlichen Intervention Gottes und seiner Heiligen im geringfügigsten Einzelfalle vorstellen kann, so war dem Dichter genugsam Veranlassung geboten, seinen Humor leuchten zu lassen. „Wie der Huber ungläubig ward" und „Der gottüberlegene Jakob" zählen auch in der That zu den besten modernen Leistungen im Gebiete des realistischen Humors, denen sich „Die fromme Kathrin" mit ihrem elegischen Ausklange versöhnend anreiht. Den Schluß macht die Novelle „Das Sündkind", die formell gelungenste Erzählung, die Anzengruber je geschrieben. Sie klingt wie ein Nachhall dessen, was den „Pfarrer von Kirchfeld" so gewichtig macht. Aber die grellen Blitze, die dort aufzucken, sind hier nur ein fahles Wetterleuchten, das uns in dem armen Leopold keinen Helden wie den Pfarrer Hell, sondern ein kümmerliches Menschenkind zeigt, das die Last der Entsagung nicht getragen, ein elendes Leben geführt und ein elendes Ende genommen hat.

Wir sehen in Anzengruber einen Dramatiker ohne sogenannte Entwickelung vor uns. Diese geht seinem ersten Auftreten voraus. Der „Pfarrer von Kirchfeld" ist nicht ein erster Wurf jugendlicher Ueberkraft, es ist das einundzwanzigste Schauspiel in der Reihe derer, die er geschrieben und den Bühnen zur Aufführung übersendet hatte. Diese Versuche waren seine Schule. Seitdem hat er weder

einen Schritt vorwärts, noch rückwärts, noch seitwärts gethan. Er ist nicht mit seinen Zielen gewachsen, denn diese standen ihm von jeher fest und sind unverrückbar dieselben geblieben. „Es mangelte", äußert er sich selbst brieflich, „der Volksbühne noch mehr als allen andern, die von den Dichtern vergangener Zeiten zehren können, an einem Repertoire — ohne ein solches gab es aber keine Mission für dieselbe, weder eine künstlerische noch eine culturelle. Ein anderer wollte sich nicht finden, welcher der Zeit von der Bühne herab das Wort redete, und Einer mußte es thun, also mußte ich es sein." Dieses Bewußtsein seiner Sendung hat nie nachgelassen, ist immer lebendig geblieben. Seinem Schauspiele „Elfriede" öffneten sich 1873 die Ehrenpforten des Burgtheaters. Zum Thema nahm es eine Modekrankheit der bessern Gesellschaft: zwei Gatten, „die sich nicht verstehen". Daß sie es schließlich lernen, ist das Werk des gelehrten Dr. Knorr, der nach zwanzigjähriger Abwesenheit in Asien als erbitterter Feind der gesellschaftlichen Convenienz, des Salongeplappers und der Treibhauserziehung nach Europa zurückkehrt. Dieses Schauspiel hat sich nicht auf den Bretern erhalten können, da die Gefühlsnervosität seiner Helden sich lähmend auch dem Publikum mittheilt; sie allein aber ist es, die ohne zwingenden, ohne wirklich überzeugenden Grund den Conflict nährt, zeitigt, ausbrechen läßt. Immerhin zeigt das Werk ebenso viel Licht- als Schattenseiten. Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Gatten im dritten Act ist vom lautersten Pathos der Leidenschaft beflügelt, und durch das ganze Stück ist eine Fülle treffender, tiefer Bemerkungen ausgestreut, von denen ein halbes Dutzend moderner Dramenfabriken leben könnte. Entmuthigendes liegt also in diesem Versuche durchaus nicht, und Anzengruber ist auch nicht der Mann, sich entmuthigen zu lassen. Aber da er seine Thätigkeit für die Bühne als eine Mission auffaßt, antwortete er einmal auf eine dahin zielende Aufforderung: „Ich habe auf dem Burgtheater heute nichts zu sagen, ich bin dort keine Nothwendigkeit, und darum halte ich mich fern. Sollte ich einmal das Gegentheil fühlen, so werde ich mir dort ebenso Recht zu verschaffen wissen wie anderwärts."

So also ist Anzengruber der Volksbühne erhalten geblieben und ihr hervorragendster Vertreter in deutschen Landen geworden. Das ist bereits ein feststehendes Urtheil, dem sich heute schon alles angeschlossen hat mit Ausnahme — der norddeutschen Bühnen. Wenn sich auch der Dichter auf allen schon ein gewisses Heimatsrecht erworben hat, so steht die Pflege seiner Stücke doch lange nicht in dem richtigen Verhältnisse zu deren Werth und Bedeutung. Wir verkennen freilich die Schwierigkeiten nicht, die sich auf außerösterreichischen Bühnen einer gründlichen Besserung entgegenstellen. Der Dialekt, soweit Anzengruber's Schauspiele darin geschrieben oder damit untermengt sind, vom ganzen deutschen Süden wohl verstanden und gepflegt, bildet im Norden ein großes Hinderniß, und, was schwerer ins Gewicht fällt, es mangelt daselbst auch an den richtigen Darstellern. Es gibt vortreffliche Stücke, die eine gute und eine schlechte Aufführung vertragen, und hinwiederum solche, denen eine künstlerische, den Intentionen des Dichters voll entsprechende Darstellung nothwendig ist, soll ihr Feuer auf der Bühne nicht wirkungslos verpuffen. Diese Lebensbedingung verschlägt bei der letztern Gattung für ihren literarischen, ihren poetischen Werth gar nichts. „Die Räuber", „Tell" und andere

werden selbst bei einer mittelmäßigen Repräsentation den Hörer mit sich reißen; „Don Carlos", „Tasso", „Iphigenia" bedürfen hoher Vollendung, verständnißvollsten Maßes seitens ihrer scenischen Interpreten. Nun hüllt sich Anzengruber's Muse keineswegs in den classischen Faltenwurf der letztgenannten Dichtwerke, ihre Sprache bewegt sich nicht in der Gemessenheit iambischen Wohlklangs, aber sie führt Schauspieler sowol als Publikum aus dem gewohnten Gleise. Im Conversationslustspiel, im bürgerlichen und im Salonschauspiel sind eine große Anzahl scenischer Behelfe gewissermaßen ein Product der Convention; es gibt da eine Fülle landläufiger Ausdrucksmittel in Gestus, Bewegung und Betonung, die bei der leisesten Andeutung vom Zuschauer aufgefaßt und verstanden werden, weil sie eben seine eigenen sind. Aber die Welt der tiroler Alpen und ihrer Bewohner ist dem städtischen Theaterpublikum des Nordens und seinen Schauspielern lange nicht so vertraut, um mit derselben Sicherheit vorgehen zu können. Da wird nun hier zu stark aufgetragen, um nur recht realistisch zu sein, und man schafft damit Caricaturen — und dort wird wieder so zimperlich wohlerzogen gespielt, daß alle versteckten, vom Darsteller erst zu belebenden charakteristischen Anspielungen und Feinheiten, wie sie die Arbeiten Anzengruber's in Fülle würzen, unbeachtet vorübergehen, die ganze Handlung verblaßt und verröchelt. Wol können die Directoren nicht eigene „Bauernspieler" engagiren, wie Liebhaber, Intriguanten und komische Alte, aber eine tüchtige Schulung, fester Wille und Eifer machen dies auch überflüssig. Director Förster hat in dem ausgesprochen norddeutschen Leipzig mit seinen Anzengruber-Abenden lebhaften Beifall und gute Kassenrapporte eingeheimst. Es wäre ein Gewinn für die deutsche Bühne, gelänge das überall. In der Menge der komischen und tragischen Possen, die sich neuerer Zeit überlaut vordrängen, würde der urkräftige Brustton, das waldfrische gemüthvolle Wort Anzengruber's wie die Glocke tönen, die zu echter künstlerischer Erbauung herbeiruft.

Die Diplomatie im Orient
seit Beendigung des Russisch-Türkischen Krieges.

Von

Sigmund Halm.

II.

Der Berliner Friedensvertrag und seine Durchführung.

Mit Revolvern und Kanonen, durfte John Bright mit vollem Recht sagen, ist Europa zu dem Congreß gegangen. Denn wenn auch eine Friedensstörung nicht mehr zu besorgen war, so hatte doch weder England noch Rußland im geringsten abgerüstet; vielleicht befürchtete der eine von dem andern noch irgendeine Finte, und zu den Rüstenden war nun auch Oesterreich getreten: es hatte von seinen parlamentarischen Vertretungen den 60-Millionen-Credit in die Tasche gesteckt erhalten und traf sehr ernstliche Mobilisirungsvorbereitungen, die später zu dem bosnischen Occupationsfeldzuge sich auswuchsen. Es wollte nicht, wie der Dichter bei der Theilung der Erde, zu kurz kommen; dasselbe Bosnien, welches es im Herbst 1875 aus der Hand des Generals Sumarokow, des in außerordentlicher Mission nach Wien gesandten außerordentlichen Bevollmächtigten des Zaren, verschmäht hatte, schickte es sich jetzt an, aus der Hand des Congresses entgegenzunehmen. Ein wenig beneidenswerthes Los mußte unter allen diesen Umständen der Türkei zufallen, auf deren Kosten allein die Rivalität der Mächte sich ausfocht: nominell mit am Gerichtstische, der über ihr Schicksal entscheiden sollte, war sie in Wahrheit doch nur ein Verklagter, der sein Urtheil erwartet! Noch schlimmer als das! Gegen das Urtheil, das da gefällt werden sollte, gab es für sie keine Appellation an eine höhere Instanz. Was man ihr nahm, was man ihr ließ, sie mußte es mit Resignation, wie eine Fügung des Fatums, das ja im Leben der Mohammedaner eine solche Rolle spielt, über sich ergehen lassen. Die ganze Procedur erinnert so lebhaft an die Theilung Polens, daß man, analog dem Worte „Congreßpolen", auch schon das Wort „Congreßtürkei" erfunden hat, als charakteristischen Ausdruck dafür, was die Selbstbestimmung der Pforte heute noch bedeutet.

Die Theilnehmer an dem Congreß waren naturgemäß jene sieben Mächte, welche den Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856 unterzeichnet haben, also die damaligen fünf Großmächte, das heutige, seitdem ebenfalls Großmacht gewor-

dene Königreich Italien und die Türkei. Dieselben waren durch nachstehende Bevollmächtigte vertreten:

Deutschland (Präsidialmacht): Fürst Bismarck; Staatsminister von Bülow und Fürst Hohenlohe, Botschafter in Paris.

Rußland: Fürst Gortschakow; Graf Schuwalow und der Botschafter in Berlin, Paul von Oubril.

Türkei: Alexander Karatheodory-Pascha, Minister der öffentlichen Arbeiten; Mehemed-Ali-Pascha, der aus dem Kriege bekannte General, und der Botschafter in Berlin, Sadullah-Bei.

England: Lord Beaconsfield, Premierminister; Marquis von Salisbury, Minister des Aeußern, und der Botschafter in Berlin, Lord Odo Russell.

Oesterreich: Graf Andrássy, Minister des Aeußern; Graf Károlyi, Botschafter in Berlin, und Baron Haymerle, Botschafter in Rom.

Frankreich: Waddington, Minister des Aeußern; Graf Saint-Vallier, Botschafter in Berlin, und Staatsrath Desprez.

Italien: Graf Corti, Minister des Aeußern; Graf de Launay, Botschafter in Berlin.

Es würde zu weit führen, in die Details der Discussionen dieser an Glanz der Vertretung den Pariser Congreß von 1856 sicherlich überstrahlenden illustren Versammlung einzugehen, die nicht weniger als 20 Sitzungstage*) zur Aufarbeitung des massenhaften, auch innere Fragen der Organisation in sich bergenden Stoffes in Anspruch nahm. Die eigentliche Geschichte des Congresses darf man übrigens in diesen Verhandlungen, wie sie in den Congreßprotokollen**) verzeichnet sind, gar nicht suchen. Sowie in den Parlamenten nicht in den Vollversammlungen, sondern in den zur Vorbereitung eingesetzten Ausschüssen das Schwergewicht der Thätigkeit liegt, so hatte auch der Congreß seine Ausschüsse, seine Congresse im Congreß, aus den Vertretern nur derjenigen Staaten (mit Ausschluß der Pforte) gebildet, die in erster Linie an der betreffenden Streitfrage ein Interesse hatten. So z. B. war die bulgarische Frage einem Ausschusse („Réunion particulière" war der officielle Ausdruck) zur Lösung überlassen, welcher nur aus den Bevollmächtigten Rußlands, Englands und Oesterreichs bestand. Waren diese, die Hauptinteressenten, einmal untereinander einig, so war damit der Gegenstand auch schon erledigt, die Annahme im Congreß selbst gewiß, denn die übrigen Großmächte, die nur ein secundäres Interesse daran hatten, gaben ohne weiteres ihre Zustimmung, und die Türkei hatte überhaupt nichts zu reden, wenn auch der Schein, als sei sie gleichberechtigtes Mitglied des europäischen Concerts, sorgfältig gewahrt wurde. Aber auch in den Ausschüssen konnte, nachdem, wie wir gesehen haben, durch die englisch-russische Convention vom 30. Mai die Hauptschwierig-

*) Die Sitzungen fanden statt am 13., 17., 19., 22., 24., 25., 26., 28., 29. Juni und 1., 2., 4., 5., 6., 8., 9., 10., 11., 12., 13. Juli.

**) Man findet die Congreßprotokolle sowie den vollständigen Wortlaut des Berliner Vertrages im „Staatsarchiv" (Leipzig 1878) und in dem „Präliminarfriede von San-Stefano, Congreßprotokolle und Vertrag von Berlin" betitelten Hefte des österreichischen Rothbuchs (Wien 1878).

keiten beseitigt waren, nur noch um untergeordnete Einzelheiten gestritten werden; die Erzählung dieser kleinen Arrièregardegefechte wäre, selbst wenn authentische Protokolle über dieselben vorlägen, zur Beleuchtung der Stellung, welche die einzelnen Mächte eingenommen, kaum mehr erforderlich, und so können wir, ohne uns weiter bei den Debatten des Congresses aufzuhalten, gleich zu den Resultaten desselben übergehen. Diese Resultate verkörpern sich in dem am 13. Juli 1878 (genau einen Monat nach dem Zusammentritt des Congresses und fast 15 Monate nach der russischen Kriegserklärung) in Berlin unterzeichneten, am 3. Aug. ratificirten Friedensvertrage, welcher, so viel auch Rußland von seinen in San-Stefano zu Papier gebrachten Umgestaltungsplanen darin aufgegeben hat, doch die einschneidendsten Veränderungen auf der Balkanhalbinsel im Gefolge haben sollte. Der Uebersichtlichkeit wegen empfiehlt es sich, die 64 Artikel, in die das Friedensinstrument zerfällt, nicht vereinzelt, jeden für sich, sondern gruppenweise, nach Staaten zusammengefaßt, dem Leser vorzuführen.

I. Bulgarien (Art. 1—12 des Friedensvertrags). Von der verhältnißmäßig imposanten Größe, welche Bulgarien, diese russische Creatur in dem einen wie in dem andern Sinne des Wortes, nach den Abmachungen von San-Stefano hätte haben sollen, ist es durch die Beschlüsse des Berliner Congresses zu einem Kleinstaat von 63865 Quadratkilometer Flächeninhalt mit 1,859000 Einwohnern zusammengeschrumpft.*) Es steht als „selbständiges tributpflichtiges Fürstenthum" in demselben Verhältniß zur Pforte wie früher Serbien und Rumänien. Die Höhe des Tributs wird (Art. 9) zum Schlusse des ersten Jahres des Inkraftseins der neuen Organisation auf Grund des mittlern Einkommens des Territoriums des Fürstenthums bemessen. Der gewählte Fürst, dessen Herrschaft eine wol lebenslängliche, aber nicht erbliche ist (Art. 3, Absatz 2), darf keiner der regierenden Dynastien der Großmächte angehören, und sein Regierungsantritt ist von der Bestätigung der Pforte sowie von der Zustimmung aller übrigen Mächte, die den Berliner Vertrag unterzeichnet haben, abhängig gemacht. Uebergangsbestimmungen setzten fest, daß bis zur Ausarbeitung eines „organischen Reglements" (das Wort „Verfassung" wurde auf russischen Wunsch vermieden), und bis zur Fürstenwahl durch eine nach Tirnowa einzuberufende Notabelnversammlung ein russischer Commissar unter Beistand eines ottomanischen und unter Controle der Consuln der Großmächte die provisorische Verwaltung Bulgariens zu leiten habe. Die Aufnahme der Gleichstellung aller Religionen und der Freiheit in der Ausübung aller Culte in das organische Reglement wurde — was wol kaum eine überflüssige Vorsicht seitens des Congresses gewesen ist — den Bulgaren sehr kategorisch (in Art. 5) vorgeschrieben, und in nationalökonomischer Beziehung festgesetzt, daß der Handel aller Mächte in dem Fürstenthum auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit behandelt werden müsse und daß kein Transitzoll erhoben werden dürfe. Von

*) Nach „Petermann's Mittheilungen" (Jahrgang 1878, S. 367) und dem „Gothaischen Genealogischen Taschenbuch" (Jahrgang 1879, S. 974). Der Friedensvertrag selbst gibt, wie gewöhnlich, nur die Grenzen, nicht aber den Flächeninhalt und die Bewohnerzahl an.

der türkischen Staatsschuld sollte ein (erst später zu bestimmender) Theil auf Bulgarien übergehen, welches außerdem die Verpflichtungen der ottomanischen Regierung gegen die Eisenbahngesellschaft Rustschuk-Varna übernimmt und dazu verpflichtet ist, bei künftigen Eisenbahnbauten sich mit Oesterreich und Serbien zum Zwecke eines Anschlusses an die Bahnnetze dieser Staaten ins Einvernehmen zu setzen. In militärischer Hinsicht hat der Berliner Vertrag, davon ausgehend, daß der beste Schutz Bulgariens dessen Wohlverhalten und die Garantie der Großmächte ist, das Fürstenthum fast wehrlos gemacht. Es darf nur eine nationale Miliz halten, keine Festungen bauen, und die schon vorhandenen Festungen (das frühere türkische Festungsviereck Rustschuk-Silistria-Schumla-Varna sowie auch Widdin) müssen geschleift werden. Es wird also einen schlechten Vorposten für Rußland abgeben, um so mehr, als die Balkanpässe nicht mit in seinen Besitz übergegangen sind. Als Seemacht ist es Null, da nicht nur die in dem Vertrage von San-Stefano ihm gegebene ägäische Meeresküste ihm von dem Berliner Congreß abgenommen und die Südgrenze von dieser Küste bis zum Nordabhang des Balkans zurückgeschoben, sondern auch seine Pontusküste auf kaum die Hälfte der Ausdehnung, die der Vertrag von Stefano normirte, reducirt worden ist. Als Hauptstadt war ihm anfänglich Tirnowa zugedacht; erst in einer der spätern Sitzungen hat es Rußland durchsetzen können, daß der Bezirk Sofia und damit auch die Stadt Sofia bei Bulgarien belassen werde.

II. Ostrumelien (Art. 13—22). Es ist das eine Schöpfung der modernen Diplomatie, die weder in den europäischen Einrichtungen der Gegenwart noch in der Geschichte früherer Zeiten ihresgleichen findet. Ohne ein halbselbständiger Vasallenstaat zu sein wie Bulgarien, gehört es doch auch nicht zu den unmittelbaren Besitzungen der Pforte; es ist nominell gar kein eigener Staat, sondern nach dem klaren Wortlaute der Congreßacte (Art. 13) eine „Provinz" des Osmanischen Reiches, jedoch mit einer, sozusagen Viertelselbständigkeit, die ihm eine privilegirte Stellung vor den andern türkischen Provinzen gibt. Officiell ist dieses Verhältniß in die Formel „administrative Autonomie unter der directen politischen und militärischen Autorität des Sultans" gebracht. Diese „directe Autorität" des Sultans erfährt aber eine weitere Einschränkung dadurch, daß erstens nur ein Christ zum Generalgouverneur ernannt werden darf, daß zweitens die Großmächte befragt werden müssen, ob sie dieser Ernennung ihre Zustimmung ertheilen, und daß endlich drittens, wenn der Gouverneur einmal ernannt ist, der Sultan fünf Jahre lang sich ihn gefallen lassen muß, ohne das Recht, ihn während dieser Zeit abzusetzen. Der Generalgouverneur steht also der Provinz gewissermaßen vor wie ein auf fünf Jahre gewählter Präsident einer Republik, nur mit dem Unterschiede, daß nicht das Volk oder eine parlamentarische Versammlung ihn auswählt, sondern der Sultan unter Einmischung der Mächte ihn ernennt. Auch in militärischer Beziehung ist der Sultan nicht ganz Herr dieser „Provinz". Er hat zwar das Recht, „für die Vertheidigung der Grenzen der Provinz zu Wasser und zu Land durch Errichtung von Befestigungen an diesen Grenzen und Erhaltung von Truppen daselbst vorzusorgen", aber auf dieses Besatzungsrecht an den Grenzen

(welches bisjetzt übrigens noch nicht ausgeübt wurde) beschränkt sich seine militärische Oberhoheit. Im Innern der Provinz selbst dürfen ottomanische Truppen nicht garnisoniren, und nur, wenn die äußere oder innere Sicherheit dort bedroht sein sollte, haben sie (aber auch nur dann, wenn der Generalgouverneur eine solche Intervention ausdrücklich verlangt) zu einem Einmarsche die Berechtigung. In normalen Zeiten wird die innere Ordnung ausschließlich durch eine eingeborene, von einer Localmiliz unterstützte Gensdarmerie aufrecht erhalten, deren Offiziere zwar vom Sultan ernannt werden, aber nicht auf seine, sondern auf des Generalgouverneurs Befehle zu hören haben. Im allgemeinen ist trotz aller dieser Einschränkungen doch verhältnißmäßig sehr viel für die Türkei damit gewonnen worden, daß dieses Ostrumelien geschaffen, statt daß es, wie Rußland gewollt, mit dem halbsouveränen Bulgarien vereinigt wurde. Noch mehr ist für die Türkei vom Congreß gerettet worden, wenn man sich vergegenwärtigt*), daß Ostrumelien nicht den ganzen Rest der dem Großbulgarien von San-Stefano abgenommenen Gebiete in sich begreift, sondern kaum die Hälfte dieses Restes, dessen andere größere Hälfte in den unmittelbaren, durch nichts verclausulirten Besitz des Sultans zurückgegeben wurde. Auch Ostrumelien reicht nicht bis zum Aegäischen Meere, und am Schwarzen Meere ist es auf einen äußerst geringen Küstenstrich (den Golf von Burgas mit einer kleinen Verlängerung nach Nord und Süd) beschränkt. Es repräsentirt im ganzen 35387 Quadratkilometer mit 751000 Einwohnern. Die Hauptstadt ist Philippopel. Der Name „Südbulgarien" welchen Rußland statt der Bezeichnung „Ostrumelien" für die Provinz gewünscht hatte, wurde von dem Congreß aus dem Grunde verworfen, um nicht durch eine solche Markirung der ethnographischen Zusammengehörigkeit beider Bulgarien, wie sie in dem Worte „Südbulgarien" gelegen gewesen wäre, den Tendenzen nach einer auch politischen Vereinigung Vorschub zu leisten.

III. Griechenland und Kreta (Art. 23—24). Infolge der vereinigten Bemühungen Englands und Frankreichs, Griechenland wenigstens an jenen Sitzungen des Congresses theilnehmen zu lassen, in welchen die Interessen der griechischen Rasse auf der Balkanhalbinsel und der Insel Kreta zur Sprache kommen würden, waren zwei hellenische Vertreter (der Minister Delyannis und der Gesandte am berliner Hofe, Rhangabe) zugelassen worden, ein Document im Congreß vorzulesen, in welchem sie ihre auf Gebietserweiterung abzielenden Wünsche formulirten. Aber nur bezüglich Kretas kam es zu einem die Türkei bindenden Beschlusse. Es wurde nämlich die Pforte verpflichtet, auf der Insel Kreta das organische Reglement von 1868 „mit Genauigkeit zur Ausführung zu bringen und dabei die als billig (équitables) befundenen Modificationen einzuführen". Was die von Griechenland verlangte Hauptsache, die Grenzrectification in Thessalien und Epirus betrifft, so beschränkte sich der Congreß darauf, nur seine (nicht einmal in den

*) Vgl. die vom Militär-geographischen Institut in Wien im Auftrage des Ministeriums des Aeußern herausgegebene Karte: „Grenzen der Balkanländer nach dem Präliminaracte von San-Stefano und dem Berliner Vertrage."

Berliner Vertrag selbst, sondern nur in das 13. Congreßprotokoll aufgenommenen) Wünsche anzudeuten. Demgemäß ist die Pforte lediglich „eingeladen", sich mit Griechenland in Bezug auf diese Grenzrectification ins Einvernehmen zu setzen, und zwar „könnte" (also muß nicht) nach der „Meinung" des Congresses die künftige Grenze durch die Flüsse Salamvrias (den alten Penens) und Kalamas gebildet werden. Falls — was auch thatsächlich geschehen ist — die Pforte und Griechenland eine Verständigung auf dieser Basis nicht erzielen sollten, so haben sich die Großmächte nur vorbehalten, beiden Theilen „ihre Vermittelung anzubieten, um die Unterhandlungen zu erleichtern". Mit Einem Worte, Griechenland ist mit seinen Aspirationen auf dem Berliner Congreß gänzlich gescheitert. England hat sich damit begnügt, die Majorisirung des griechischen Elements in Macedonien durch das slawische verhindert zu haben; im übrigen ließ es die Hellenen ebenso im Stich wie die Rumänen.

IV. Bosnien-Herzegowina (Art. 25). Nach dem Präliminarvertrag von San-Stefano verblieb Bosnien und die Herzegowina, mit Ausnahme derjenigen Gebietstheile, die davon an Montenegro und (im Paschalik Novibazar) an Serbien abgetreten werden sollten, im unmittelbaren Besitz der Pforte, die nur verpflichtet war, dort Reformen in der innern Verwaltung einzuführen. Aber einer solchen „unrealisirbaren" Lösung, wie Graf Andrássy in der Congreßsitzung vom 28. Juni es nannte, widerstrebte Oesterreich auf das entschiedenste. Ein von Andrássy in der genannten Sitzung zur Vorlesung gebrachtes Memorandum suchte den Nachweis zu führen, daß „unübersteigliche Hindernisse" allen Reformbestrebungen der Türkei, selbst wenn sie den besten Willen hierzu hätte, sich in den Weg stellen würden. In Bosnien und der Herzegowina sei der Ausgangspunkt jener Bewegung gewesen, die zum Kriege führte; 200000 Flüchtlinge seien von dort auf das österreichische Gebiet gekommen und die Verpflegung derselben habe Oesterreich 10 Mill. Fl. gekostet. Die Wiederkehr solcher Zustände werde durch türkische Reformen allein nicht unmöglich gemacht; an den Grenzen eines vergrößerten Serbiens und eines vergrößerten Montenegros gelegen, zum Theil geradezu eingeklammert von diesen beiden Staaten, würde Bosnien unter dem Schutze einer Autonomie in noch höherm Grade als bisher ein permanenter Herd von Beunruhigungen werden und eine für Oesterreich unerträgliche Situation ins Endlose verlängern. Vor allen andern Mächten habe also Oesterreich ein Interesse, „ein für allemal" in dem ihm benachbarten Lande eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, welche „Garantien der Stabilität" biete. Das Wort „Occupation" sprach Andrássy selbst nicht als der erste aus. Er überließ das, um den heimischen Parlamenten gegenüber den Schein zu wahren, als habe er sich nicht darum beworben, sondern es sei ihm das „europäische Mandat" förmlich aufgenöthigt worden, seinem englischen Collegen Salisbury. Letzterer hatte durchaus keinen Grund, ihm diesen Gefallen nicht zu erweisen, und so ward denn (Rußland und die Türkei schnitten freilich saure Gesichter dazu) von England beantragt und vom Congreß beschlossen: „Die Provinzen Bosnien und Herzegowina werden von Oesterreich-Ungarn besetzt und verwaltet. Da die österreichisch-ungarische Regierung nicht wünscht, die Verwaltung

des Sandschaks Novibazar, welches sich zwischen Serbien und Montenegro in südöstlicher Richtung bis über Mitrowitza hinaus*) erstreckt, auf sich zu nehmen, so wird die ottomanische Verwaltung dort weiter in Wirksamkeit verbleiben. Nichtsdestoweniger behält sich Oesterreich-Ungarn, um die Aufrechthaltung des neuen politischen Zustandes ebenso wie die Freiheit und Sicherheit der Communicationswege zu sichern, das Recht vor, im ganzen Umfange dieses Theiles des ehemaligen Vilajets Bosnien Garnisonen zu halten und militärische sowie Handelsstraßen zu besitzen. Zu diesem Zwecke behalten sich die Regierungen von Oesterreich-Ungarn und der Türkei eine weitere Verständigung über die Details vor." Diesen letzten Absatz hat man auf seiten der österreichischen Regierung so aufgefaßt, als ob nur der Einmarsch in den Bezirk Novibazar, nicht aber auch der in die übrigen Theile Bosniens von einer vorherigen Convention mit der Pforte abhängig sei. In der That ist auch Oesterreich ohne Convention (es schien damit große Eile zu haben) in Bosnien eingerückt und hat diesen Irrthum schwer gebüßt. Erst am 21. April 1879, vor der Occupation des Limgebietes des Sandschaks Novibazar, kam die auf ganz Bosnien sich beziehende Convention zu Stande. Es wird von derselben noch weiter unten die Rede sein.

V. Montenegro (Art. 26—33). Nicht erst durch den Berliner Frieden ist Montenegro zu seiner Unabhängigkeit gelangt. Es besaß diese auch schon vordem; doch war die Türkei bis dahin nicht zur formellen Anerkennung derselben zu bewegen und gerirte sich, wenn sie auch nicht bis zur Einforderung eines Tributs sich verstieg, als zur Suzeränetät berechtigt. Nunmehr wurde auch der Divan verpflichtet, an dieser Unabhängigkeit nicht weiter zu mäkeln. Dieser Vortheil allein hätte für Montenegro aber wenig zu bedeuten gehabt. Nicht dafür hatte es das Schwert gezogen. Was es anstrebte, war eine Gebietserweiterung, nach Norden sowol wie nach Süden, und der Zutritt zum Meere. Alles dies, von jedem etwas, hat ihm der Congreß auch wirklich zugesprochen. Zwar nicht in dem von Russen Gnaden zu San-Stefano abgesteckten Ausmaß — es bekam weniger als die Hälfte davon — aber doch immerhin so, daß es zufrieden sein konnte. Seine Schlachtfelder des letzten Krieges und noch etwas darüber wurden sein eigen. Es erhielt einen Zuwachs von 5118 Quadratkilometer mit 116000 Einwohnern und verdoppelte also seinen Umfang und seine Bevölkerung. Unter seinen neuen Besitzungen fanden sich: die Hafenstadt Antivari mit 8000 Einwohnern, dann die vielumstrittenen Ortschaften Podgoritza mit 6000, Nikšic mit 4000, Spuſch, Zabljak und Kolaschin mit je 2000 Einwohnern. Die Ebene von Nikšic, die Thäler um die Velje- und Malo-Brdo und die Stadt Antivari sammt dem betreffenden Bezirke sind die nunmehrigen Kornkammern des vergrößerten Montenegros, welches aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr mit den bisjetzt so häufigen Hungersnothcalamitäten so schwer zu ringen haben wird. Die Erwerbung von Podgoritza, Spuſch und Zabljak repräsentirt von einem andern Standpunkte, dem der Landes-

*) Es ist dies das berühmte „jusqu'au delà de Mitrovitza", woraus man folgern wollte, daß Oesterreich es auf das ganze Gebiet bis nach Salonichi hin abgesehen habe.

vertheidigung, einen ebenso werthvollen Gewinn. Das starke, von den Montenegrinern auch niemals bezwungene Fort von Spusch hatte für sie stets eine wirkliche Gefahr gebildet, deren Beseitigung unmöglich erschien. Keilartig in das montenegrinische Gebiet einschneidend, war diese Bergfeste für jede türkische Invasionsarmee das Einfallsthor gewesen; in Zukunft wird sie die stärkste Position der Montenegriner sein. Zabljak, auch ein fester Platz, hat dadurch, daß es einen großen Theil des Skutarisees dominirt, hohe strategische Bedeutung. Podgoritza, die uralte Stadt und Festung, vervollständigt das gegenwärtige montenegrinische Defensivsystem; Montenegro hätte sehr gern auch den Hafen Spizza behalten, den ihm Rußland zu San-Stefano aus dem türkischen Besitze großmüthig geschenkt. Diesen aber mit dem umliegenden kleinen Gebiet (im ganzen 35 Quadratkilometer mit 2000 Einwohnern) bekam, und zwar nicht blos wie Bosnien zur Occupation, sondern in das volle Eigenthum, Oesterreich. Alles übrige, was Montenegro durch die Präliminaracte von San-Stefano erhalten, aber nach den berliner Beschlüssen wieder herausgeben mußte, fiel theils an Bosnien, theils an Türkisch-Albanien zurück. Antivari, abgesehen davon, daß es durch das jetzt österreichische Spizza paralysirt wird, kann schon darum keine andere als handelspolitische Bedeutung für Montenegro erlangen, weil die Crnagora (Art. 29 des Berliner Vertrags) weder Kriegsschiffe haben noch eine Kriegsflagge führen darf. Dafür sind andererseits die montenegrinischen Gewässer den Kriegsschiffen aller Nationen verschlossen. Auf der Bojana ist Montenegro die so lange Zeit streitig gewesene freie Schiffahrt eingeräumt. Was die künftige montenegrinische Handelsflagge anbetrifft, so hat sich Oesterreich verpflichtet, derselben seinen Consularschutz zutheil werden zu lassen, wogegen es das Recht erwarb, durch das neue montenegrinische Territorium (das an die Herzegowina und den Sandschak Novibazar angrenzende) eine Straße und eine Eisenbahn zu bauen. Den in dem neuen Gebiete wohnenden Mohammedanern sind in jeder Beziehung (Art. 27) genau dieselben Rechte eingeräumt wie den christlichen Montenegrinern. Endlich hat Montenegro für die neuerworbenen Districte auch einen „auf einer billigen Grundlage" erst noch näher zu bestimmenden Theil der türkischen Staatsschuld zu übernehmen.

VI. Serbien (Art. 34—42). Wenn auch nur in losem Verbande mit der Türkei stehend, hatte Serbien bis zum letzten Kriege doch ein ausgesprochenes, nicht wie bei Montenegro zweifelhaftes Vasallenverhältniß. Der Tribut an die Pforte, zwar nicht drückend, betrug jährlich doch 41552 Dukaten (circa 400000 Mark) und außerdem war das Fürstenthum in den wichtigsten seiner Rechte, die sich auf sein Verhältniß zum Auslande und auf seinen internationalen Verkehr überhaupt bezogen, wesentlich beschränkt. Jetzt erhielt es die volle Unabhängigkeit, aber nur unter der Bedingung, daß es auch die volle Religionsfreiheit bei sich einführe. Als Gebietszuwachs wurde ihm nicht genau das, was Rußland ihm zu San-Stefano von der Beute gegeben, zugesprochen. Man beließ ihm davon den früher unter der Bezeichnung Türkisch-Serbien bekannten Kreis Nisch mit der Festung Nisch und den Städten Prokoplje, Kurschumlje, Akpalanka und Leskowatz, nahm ihm dagegen den ganzen Theil des Sandschaks Novibazar, den es (einschließlich Mitrowitza)

nach den Abmachungen von San-Stefano hätte bekommen sollen, und gab ihm dafür die Districte Pirot und Wranja. Serbien machte, wenn man es allein betrachtet, mit diesem Tausche kein schlechtes Geschäft, sondern empfing sogar noch etwas mehr; es vergrößerte sich um 11097 Quadratkilometer und 367000 Einwohner, sodaß es auf 48657 Quadratkilometer mit 1,720000 Seelen Bevölkerung anwuchs. Dennoch aber mußte Rußland auch die auf Serbien bezügliche Modification des Documents von San-Stefano mit sehr schelen Augen ansehen, denn was man dem Fürstenthume im Südwesten entriß, das kam der Türkei und eventuell Oesterreich zugute (da ja das letztere ein Besatzungsrecht in dem ganzen Sandschak Novibazar, incl. Mitrowitza, sich gesichert hat); was dagegen zur Compensation im Südosten an Serbien gegeben wurde, das wurde auf Kosten des neuen Bulgarien gegeben, um so viel wurde das letztere gegenwärtig kleiner. Im übrigen mußte auch Serbien einen Theil der türkischen Staatsschuld übernehmen und sich wie Bulgarien verpflichten, keine Transitzölle zu erheben und nicht eigenmächtig die Immunitäten und Privilegien fremder Unterthanen aufzuheben. Die Consulargerichtsbarkeit mehrerer Mächte blieb daher nach wie vor in Kraft. Mit Oesterreich hatte sich Serbien in Bezug auf die Eisenbahnanschlußfrage in einer Separatconvention abzufinden.

VII. Rumänien (Art. 43—51). Wie bei Serbien wurde auch bei Rumänien die Anerkennung der Unabhängigkeit seitens der Mächte ausdrücklich an die Bedingung geknüpft, daß dort der Unterschied der Religion gegen niemand eine ungleichmäßige Behandlung, sei es auf dem Gebiete der bürgerlichen, sei es auf jenem der politischen Rechte, begründen dürfe. Damit wurde vor allem die Emancipation der rumänischen Juden von den sie bis dahin bedrückenden Fesseln ausgesprochen. Die „Alliance israélite", mit ihrem (kürzlich verstorbenen) Präsidenten Crémieux an der Spitze, hatte den Congreß mit diesbezüglichen Petitionen bestürmt, die um so mehr einen Erfolg haben mußten, als ja schon das Zusammenleben von Mohammedanern und Christen in fast jedem der neuen Staatengebilde auf der Balkanhalbinsel zur Verhütung von Conflicten die Proclamirung der Religionsgleichheit unausweichlich nothwendig machte. In Bezug auf die Territorialveränderungen Rumäniens blieben alle Bemühungen des Fürstenthums, die es betreffenden Bestimmungen von San-Stefano aufzuheben, erfolglos. Nachdem, wie schon erwähnt, England die Rumänen gänzlich ihrem Schicksale überlassen hatte und Oesterreich, nach Erreichung seines eigenen Zweckes, in die Fußstapfen Englands getreten war, die andern Mächte aber kein Interesse hatten, an der bessarabischen Frage das ganze Werk des Congresses zum Scheitern bringen zu lassen, konnte es auch nichts nützen, daß die rumänischen Minister Bratiano und Cogalniceano persönlich in Berlin erschienen und dem Congreß ein Memorandum vorlasen. Es blieb dabei, daß Rumänien den infolge des Pariser Vertrags 1856 von Rußland abgelösten Theil wieder an Rußland zurückzugeben und dafür die wol fast doppelt so große, aber volkswirthschaftlich dennoch einen geringern Werth repräsentirende Dobrudscha in Empfang zu nehmen habe. Die Dobrudscha mißt 14860 Quadratkilometer mit 320000 Einwohnern, das dafür hingegebene Stück Bessarabiens dagegen allerdings nur 8480 Quadratkilometer mit 127000 Ein-

wohnern. Anscheinend machte also Rumänien einen Profit von 6380 Quadratkilometern und vermehrte zugleich seine Bevölkerung um 193000 Köpfe. Dessenungeachtet muß man es, wenn man sich in das Studium der Dobrudscha auch nur ein wenig vertieft, sehr begreiflich finden, daß es sich gegen diesen Tausch mit Händen und Füßen sträubte. Nachdem daran nichts mehr zu ändern war, bestand alles, was Rumänien noch erlangen konnte, darin, daß ihm noch ein kleines Gebiet im Süden der Dobrudscha zugegeben wurde „bis zu einer Linie, welche von einem Punkte im Osten von Silistria ausgeht und am Schwarzen Meere im Süden von Mangalia aufhört". Die genaue Grenzlinie sollte an Ort und Stelle durch eine hierzu eingesetzte europäische Commission gezogen werden. Mit seinem Ansuchen, wie Belgien und die Schweiz neutralisirt zu werden, ist Rumänien vollständig gescheitert; es steht Rußland nichts im Wege, auch ein zweites mal wieder durch das Fürstenthum hindurch militärisch zu operiren.

VIII. Die Freiheit der Donau (Art. 52—57). Im letzten Kriege ist bekanntlich die Donau von den Operationen der Kriegführenden nicht freigeblieben und die Schiffahrt war durch Torpedos viele Monate hindurch auf der ganzen untern Strecke von Nikopolis bis zum Meere, zuweilen auch schon von Widdin angefangen, vollständig lahm gelegt. In einem künftigen Kriege würde dies, da Rußland durch den Erwerb Rumänisch-Bessarabiens nun selbst auch ein Donauuferstaat geworden ist, nicht besser, sondern nur schlimmer werden. Darum ist, „um die Garantien der freien Donauschiffahrt zu steigern", in dem Berliner Friedensvertrage festgesetzt worden, daß alle Festungen am Laufe des Flusses, vom Eisernen Thor bis zur Einmündung des Stromes in das Meer, geschleift und keine neuen errichtet werden sollen. Kein Kriegsschiff darf unterhalb des Eisernen Thores die Donau befahren und nur die an der Mündung der Donau stationirten Kriegsschiffe der Mächte dürfen bis nach Galatz, d. h. entlang dem russischen Donauufer, hinaufgehen. Mit andern Worten: die Neutralisirung der Donau gilt nicht Rußland gegenüber. Rußland selbst war es, welches diese Neutralisirung nicht wollte. Die europäische Donaucommission, die in dem Pariser Vertrage eingesetzt wurde, besteht fort, jedoch in etwas anderer Zusammensetzung. In Zukunft wird auch Rumänien, da es ein unabhängiger Staat geworden ist, in derselben vertreten sein. Bulgarien hat als nur halbsouveräner Staat darin keine Stimme, vielmehr bleibt dieselbe im Besitze der Türkei. Oesterreich wurde die Concession gemacht, daß (Art. 57) ihm die Ausführung der Arbeiten anvertraut ist, welche bestimmt sind, die Hindernisse zu beseitigen, welche sich der Schiffahrt am Eisernen Thore und an den Katarakten entgegenstellen.

IX. Rußland (Art. 58—60). So einschneidend die Modificationen sind, die der Berliner Congreß in Bezug auf die Schützlinge Rußlands, namentlich Bulgarien und Montenegro, an dem Vertrage von San-Stefano vornahm, so wenig wurde Rußland direct durch den Berliner Frieden verkürzt. Wie schon oben erwähnt, wurde die Abtretung Rumänisch-Bessarabiens an Rußland ratificirt, und ebenso ließ man ihm auch das Gros der in Armenien gemachten Eroberungen,

nämlich die Gebiete von Kars, Ardahan und Batum nebst einem andern im Vertrage von San-Stefano bezeichneten kleinen Streifen. Nur das einzige Bajasid wurde im Widerspruche zu dem Tractat von San-Stefano bei der Türkei belassen, die dafür die Stadt Khotur mit Umgebung (900 Quadratkilometer und 8000 Einwohner) abtrat, aber nicht an Rußland, sondern an Persien, welches einen Bevollmächtigten, Malcom-Khan, zur Vertretung seiner Interessen „beim Congreß" accreditirt hatte. England war es wiederum, welches die Bajasid betreffende Stipulation durchsetzte, hauptsächlich von der Befürchtung geleitet, daß der ausgedehnte englische Handel, der jetzt von Trapezunt nach Persien geht, infolge der Abtretung Bajasids nach dem Belieben der russischen Regierung durch die Prohibitivschranken ihres Handelssystems eingeengt oder auch ganz unmöglich gemacht werden könnte. Auch mußte sich Rußland verpflichten, Batum zum Freihafen zu machen. Im ganzen gewann Rußland in Asien 25709 Quadratkilometer mit 317000 Einwohnern und mit Hinzurechnung des ihm von Rumänien ausgelieferten Bessarabiens 34189 Quadratkilometer mit 444000 Einwohnern.

Die noch übrigen Paragraphen des Berliner Friedens (Art. 61—64) betreffen nur die in jedem auf den Orient bezüglichen Vertrage enthaltenen Versprechungen der Pforte, „ohne Zeitverlust Reformen" einzuführen sowie das Princip der Religionsfreiheit „aufrecht zu erhalten und ihm eine stete Ausdehnung zu geben", endlich noch die Bestimmung, daß jene Verfügungen des Pariser Friedens von 1856 und des Londoner Vertrags vom 13. März 1871, welche durch den Berliner Congreß nicht aufgehoben oder abgeändert worden sind, auch für die Zukunft ihre Gültigkeit behalten. Es bleibt also bezüglich des Schwarzen Meeres, des Bosporus und der Dardanellen alles beim alten.

Recapituliren wir die Ergebnisse des Congresses, so finden wir auf seiten der Türkei folgende Gebietsverluste, wobei die gänzliche Losschälung der alten Territorien Serbiens und Rumäniens von der Suzeränetät der Pforte gar nicht mit eingerechnet ist:

	Quadratkilometer	Einwohner
Abtretung an Rumänien (Dobrudscha) . . .	14860	320000
„ „ Serbien	11097	367000
„ „ Montenegro	5118	116000
„ „ Oesterreich (Spizza)	35	2000
„ „ Rußland (in Asien)	25709	317000
„ „ Persien (Khotur)	900	8000
Summa der Abtretungen	57719	1,130000

Dazu die zwar nicht nominellen, aber factischen Verluste:

	Quadratkilometer	Einwohner
Bulgarien	63865	1,859000
Ostrumelien	35387	751000
Bosnien-Herzegowina	52102	1,686000
Cypern	9603	135000
Summa	160957	4,431000
Dazu obige	57719	1,130000
Gesammtsumme des türkischen Verlustes	218676	5,561000

Wir haben Ostrumelien mit hinzurechnen müssen, denn, wenn auch dort die Autorität des Sultans nicht ganz geschwächt ist, so bildet diese Provinz doch in Zukunft keine militärische Hülfsquelle der Türkei mehr, sie stellt kein Contingent zum türkischen Heere und zählt überhaupt nicht mehr zu den Factoren, von welchen die Kriegsstärke des ottomanischen Reiches abhängig ist. Alles dies wohl erwogen, muß man sagen, daß trotz der vielfachen Abschwächung des Actes von San-Stefano die Türkei durch den letzten Krieg immerhin ungefähr die Hälfte ihres europäischen Besitzstandes eingebüßt hat. Es bleiben ihr heute als „unmittelbare Besitzungen" in Europa nur noch 186814 Quadratkilometer mit 5,275000 Einwohnern, sodaß sie (in Asien noch über 1,889278 Quadratkilometer mit 17,500000 Einwohnern verfügend) in der Gegenwart mehr als je eine asiatische Macht genannt werden muß.

Durchgeführt ist der Berliner Vertrag bisher (März 1880) zwar in seinen meisten und wesentlichsten, aber eben nicht in allen Punkten. Fast jeder der Staaten oder Vasallenstaaten, welche Verpflichtungen auf sich genommen haben, ist mit irgendetwas noch im Rückstande. Bulgarien hat sich als „tributäres Fürstenthum" bereits constituirt, es hat auch schon seinen Fürsten in der Person des Prinzen Alexander von Battenberg, Neffen der russischen Kaiserin, welcher am 29. April 1879 von der Notabelnversammlung in Tirnowa gewählt und am 8. Juli 1879 als Alexander I. feierlich in seiner neuen Würde installirt wurde; es hat ferner auch schon seine Verfassung und seine Nationalversammlung, sowie auch die ersten Anfänge eines (sobald die militärische Organisation beendet sein wird) auf 46700 Mann mit 96 Kanonen berechneten Milizheeres, aber den Tribut zahlt es vorläufig noch nicht einmal auf dem Papier, und die stipulirte Schleifung der Festungen scheint noch keine großen Fortschritte gemacht zu haben. Ostrumelien hat sich ebenfalls schon constituirt und für das erste Lustrum (April 1879 bis April 1884) Aleko-Pascha, mit seinem christlichen Namen auch Fürst Alexander Vogorides genannt, zum Generalgouverneur erhalten. Die ostrumelische Miliz commandirt ebenfalls ein Christ, der vom Sultan in Gemäßheit des Art. 15 des Berliner Friedens hierzu ernannte Strecker-Pascha (ein Deutscher). Griechenland hat bisher in allen mit der Türkei gepflogenen Verhandlungen nicht das mindeste erreichen können. Die Pforte will nichts von der Abtretung des im 13. Congreßprotokoll bezeichneten Gebietes, vor allem nichts von der Abtretung Janinas hören, und beruft sich darauf, daß der Congreß ihr in dieser Richtung keine bindende Verpflichtung auferlegte, sondern höchstens nur einen Rath geben wollte. Die Conferenzen, die im Februar 1879 in Prevesa über diesen Gegenstand begonnen und später in Konstantinopel fortgesetzt wurden, haben im Februar 1880 zu ihrem vollständigen Abbruch geführt. Jetzt, nachdem Griechenland die Vermittelung der Großmächte angerufen, hat die Berliner Nachconferenz*) die Grenze endgültig und einstimmig gegen Rußlands Stimme festgestellt: doch die Türkei zeigt wenig Lust, dem Schiedsspruch Europas Folge zu leisten. Auf Kreta ist, dem kategorischen Tone des betreffenden Vertragsparagraphen ent-

*) Vgl. die „Politische Revue" dieses Heftes.

sprechend, die neue Ordnung der Dinge bereits eingeführt; Mukhtar-Pascha vermittelte dort mit den Eingeborenen eine Art „Ausgleich", wie man in dem dualistischen Oesterreich-Ungarn zu sagen pflegt; nur daß dieser Ausgleich noch viel weiter geht als der ungarische. Bosnien-Herzegowina wurde, wie man weiß, erst nach großen Opfern an Gut und Blut in die österreichische Machtsphäre einbezogen. Ungefähr 7000 Mann an Todten und Verwundeten und 150 Mill. Fl. hat die Durchführung der Occupation gekostet. Es wird von diesem Occupationsfeldzuge in einem eigenen Artikel noch eingehend von uns gesprochen werden. Vorläufig beschränken wir uns darauf, zu constatiren, daß Oesterreich zur Inscenesetzung des Einmarsches, der am 29. Juli 1878 begann, gar nicht erst die Ratificirung des Berliner Vertrages (die, wie schon erwähnt, am 3. Aug. erfolgte) abwartete, und daß diese militärische Action die Mobilisirung von allmählich 280000 Mann, das ist ungefähr des dritten Theiles der österreichischen Armee, erforderte. Im Jahre 1878 wurde die Occupation nur bis zur Grenze des Sandschaks Novibazar ausgedehnt; Oesterreich fand es nach seinen Erfahrungen in Bosnien denn doch gerathen, bevor es weiter vorrückte, die lange verpönte Convention mit der Türkei zu schließen. Nach mehrmonatlichen Verhandlungen, die mehrmals ins Stocken geriethen, anerkannte Oesterreich darin unterm 21. April 1879 die Souveränetät des Sultans über die der türkischen Verwaltung entzogenen Gebiete und gestand, um dies der bosnischen Bevölkerung plastisch zur Anschauung zu bringen, auch zu, daß die türkische Fahne von den Minarets herabwehe und der Name des Sultans in den öffentlichen Gebeten genannt werde. Wenn damit die Pforte auch nur einen leeren Schein gerettet hat, so ist doch damit immerhin staatsrechtlich bestimmt worden, daß die Occupation nicht ganz gleichbedeutend mit der Annexion ist. Die bosnische Frage ist damit nur noch mehr verwickelt worden. Bosnien steht jetzt eingestandenermaßen in einem Condominium Oesterreichs und der Türkei, sowie seinerzeit (1865—66) Schleswig-Holstein im Condominium Oesterreichs und Preußens. Das letztere Verhältniß hat zu einem Kriege geführt; das erstere kann sehr leicht ebenfalls die ernstesten Verwickelungen nach sich ziehen. Bezüglich der eventuellen Ueberschüsse des bosnischen Landeseinkommens, die sehr problematischer Natur sind (das Land deckt kaum die Kosten der primitivsten Verwaltung), hat die Pforte, was ihr kaum große Selbstüberwindung gekostet haben dürfte, in der genannten Convention darein gewilligt, daß dieselben nicht an den türkischen Staatsschatz abgeliefert, sondern ausschließlich zum Besten der Provinzen verwendet werden. Bezüglich Novibazars einigte man sich, daß Oesterreich vorläufig, und zwar mit nicht mehr als 5000 Mann, die im Westen des Limflusses gelegenen Ortschaften des Sandschaks (Priboj, Prebolje und Bjelopolje) besetze. Neben den österreichischen Truppen dürfen auch türkische in diesem Bezirk garnisoniren. Sollte Oesterreich noch weitere Punkte des Sandschaks Novibazar occupiren wollen, so ist eine neue Vereinbarung mit der Pforte nöthig. Die Agitation der „albanesischen Liga", die ähnliche Ereignisse, wie sie 1878 bei dem österreichischen Einmarsche in Bosnien sich abspielten, in dem noch viel unruhigern „Hals von Novibazar" befürchten ließ, erklärt zur Genüge diese verspätete versöhnliche Stimmung des wiener Cabinets in seinem Verkehr mit dem Divan, die,

wenn sie schon früher vorhanden gewesen wäre, höchst wahrscheinlich Oesterreich all die großen Opfer vom August und September 1878 erspart haben würde. Gegenwärtig ist in Bosnien alles ruhig und auch die im August 1879 erfolgte Besetzung der Limlinie hat sich friedlich vollzogen. Doch ist noch immer eine Garnison von 35—40000 Mann in dem euphemistisch so genannten „Neuöster-reich" unentbehrlich und wird es wahrscheinlich noch lange bleiben. Monte-negro hat jetzt, im zweiten Jahre nach Ratification des Berliner Vertrages, noch immer nicht von allen ihm abgetretenen Territorien Besitz ergreifen können. Die Uebergabe des größten Theiles davon hat sich wol, und auch nicht ganz anstandslos (Mehemed-Ali-Pascha ließ dabei sein Leben) vollziehen können; zwei Ortschaften aber, Gussinje und Plawa mit deren nächster Umgebung, von Arnauten bewohnt und von der albanesischen Liga unterstützt, setzen den neuen Landesherren so großen Widerstand entgegen, daß bisjetzt noch kein Montenegriner seinen Fuß dorthin hat setzen können.*) Serbien hat, darin glücklicher, schon das ganze ihm zugewiesene Gebiet sich einverleiben können; es hat in dem neuen Territorium (zu Nisch) sogar den Sitz der Skupschtina installirt; dagegen ist es mit seinen eigenen Verpflichtungen noch im Rückstande, besonders Oesterreich gegenüber, welches in der Eisenbahnan-schlußfrage sich noch keines Entgegenkommens seitens des Fürstenthums rühmen kann. Rumänien hat erst nach aufgeregten Debatten in seinen Kammern zur Räu-mung Bessarabiens und, was ihm noch schwerer fiel, zur Gleichstellung der Juden sich herbeigelassen. Wegen der langwierigen Verschleppung der zweitgenannten Angelegenheit verzögerte sich auch die Anerkennung der Unabhängigkeit des Fürsten-thums seitens der Mächte. Die Dobrudscha wurde erst mehrere Monate nach dem Berliner Congreß von Rumänien zum Tausche angenommen; es blieb ihm ja, auf sich allein angewiesen, doch nichts anderes übrig. Rußland rächte sich durch Aufwerfung der Arab-Tabiafrage und macht überhaupt der Bestimmung der ge-nauen Grenzlinie östlich von Silistria Schwierigkeiten. Rußland endlich hat zum festgesetzten Termin (3. Mai 1879) die Räumung Bulgariens und Ost-rumeliens begonnen und bis zu der ihm gesteckten Frist (3. Aug. 1879) dieselbe vollendet. Bis dahin hatte General Fürst Dondukow-Korsakow als General-gouverneur Bulgariens und General Stolypin als Generalgouverneur Ostrume-liens fungirt. Die asiatischen neuen Gebiete (einschließlich Batum, bei dessen Uebergabe man Conflicte befürchtete) hat es ohne Ruhestörung mit sich vereinigen können. Dieselben bilden jetzt einen Bestandtheil des kaukasischen Militärbezirkes. Am 21. Oct. 1878 nahm es auch von Rumänisch-Bessarabien Besitz. Der damit betraute General Schebeko meldete das Ereigniß dem Kaiser telegraphisch mit den bombastischen Worten: „Ew. kaiserlichen Majestät habe ich das Glück zu berichten, daß ein rumänisches Bessarabien nicht mehr existirt." Am 8. Febr. 1879 brachte es schließlich auch die nicht in die europäische Competenz fallende, daher in dem Berliner Friedensvertrage nicht geregelte Kriegskosten-Entschädigungsfrage mit der Türkei ins Reine, in dem sogenannten „definitiven" Friedenstractat mit der Pforte, oder wie man ihn in Petersburg auch nennt, dem „Frieden von Konstantinopel",

*) Ueber die neuesten Verwickelungen in Montenegro vgl. die „Politische Revue".

worin sich die Türkei zur Zahlung einer Kriegsentschädigung von 802½ Mill. Frs. und 26,750000 Frs., die zur Schadloshaltung russischer, im Kriege geschädigter Unterthanen dienen sollten, ferner zur Rückvergütung der Kosten des Unterhalts der türkischen Kriegsgefangenen in Rußland verpflichtete. Die erstgenannte Summe von 802½ Mill. Frs. wird Rußland wol kaum jemals zu Gesicht bekommen; erst müßte sie die Türkei haben, und eine Compensation durch Land oder Kriegsschiffe ist durch die Beschlüsse des Berliner Congresses unmöglich gemacht. Auch mußte sich Rußland auf Andrängen Englands herbeilassen, anzuerkennen, daß, wenn die Finanzen der Türkei sich in unverhoffter Weise bessern sollten, die Ansprüche der ältern türkischen Staatsgläubiger den jüngern Geldanforderungen Rußlands vorhergehen. Auch die 26,750000 Frs. hofft Rußland selbst nicht einzutreiben. Es hat der Pforte keinen Zahlungstermin hierfür gestellt. Nur die dritte Schuld, die Unterhaltungskosten der türkischen Kriegsgefangenen, hat die Pforte sich verpflichten müssen, in 21 gleichen Fristen binnen sieben Jahren zu bezahlen.

Fragen wir nach der Dauerhaftigkeit der neuen Ordnung der Dinge auf der Balkanhalbinsel, so kann die Antwort nicht tröstlich lauten. Zufrieden ist eigentlich niemand; auch England nicht, das doch ohne Schwertstreich nicht zu unterschätzende Vortheile errang.

Die vernichtendste Kritik des Berliner Vertrages hat wol Fürst Dondukow-Korsakow, der frühere russische Generalgouverneur von Bulgarien, gefällt, welcher sich*) zum englischen Bevollmächtigten Lord Donoughmore in Philippopel folgendermaßen äußerte: der Vertrag von Berlin, die ostrumelische Commission (deren Mitglied eben der genannte Lord war) und alles, was auf oder seit dem Congreß gethan worden, sei eine „Offenbachiade, Komödie, Bouffonnerie". Die Worte sind auch dadurch charakteristisch, daß sie den Aerger der höchsten russischen Kreise über das Werk des Congresses bloßlegen. Eine „Komödie" — das würde übrigens nichts schaden — wenn nur nicht zu befürchten stünde, daß daraus in kurzer Zeit wieder eine Tragödie wird. Solcher Besorgnisse kann man sich aber nicht entschlagen, wenn man den vielen, jetzt schon wieder aufgehäuften Zündstoff betrachtet: die ganz ungelöste griechische Frage, das unklare Verhältniß Ostrumeliens, welches trachten wird, sich mit Bulgarien zu vereinigen, wie seinerzeit die Moldau mit der Walachei, und das noch unklarere Verhältniß Bosniens, dessen Besitz nicht identisch ist mit dem Eigenthum. Gar nicht zu reden von secundären Conflicten, wie z. B. der ist, daß Montenegro nicht in den Besitz von Gussinje und Plawa gelangen kann. Die letzten Kriege im Orient haben sich alle in Intervallen von 17 bis, wenn es hoch kam, 25 Jahren abgespielt. Auf den Krieg von 1811 folgte jener von 1828—29, dann der von 1853—55, endlich der letzte von 1876—78. Man wird von Glück sagen können, wenn der Berliner Vertrag so lange vorhält.

*) Vgl. im englischen Blaubuch den Bericht des Lords Donoughmore an Sir H. Drummond Wolf.

Birma und England.

Von

Emil Schlagintweit.

Auf der hinterindischen Halbinsel liegt zu beiden Seiten des Flusses Irawadi das Königreich Birma. Im vorigen Jahrhundert hatte sich Birma zum mächtigsten Staate der Halbinsel emporgeschwungen; westlich bis nach Bengalen, südlich bis zum Golf von Siam waren ihm Fürsten tributpflichtig; aber echt asiatischer Despotismus und Bürgerkriege vernichteten alle Erfolge, die einzelne große Männer errungen hatten. Im Jahre 1826 wird Birma von Britisch-Indien zum ersten mal beschnitten und hört 1852 infolge seiner Niederlagen auf, Seestaat zu sein. Im Herbst 1878 erfolgt ein Thronwechsel. Der neue König und seine Räthe bethätigen ihre angeborene Mordlust in zahlreichen Familienmorden; die Verträge mit England finden keine Beachtung, seine diplomatischen Vertreter werden verhöhnt. Zum Zusammenstoß zwischen beiden Nachbarn kam es nicht, weil England ihn nicht wollte, nur die Grenzen bleiben bewacht; Unterhändler, die fordernd, statt demüthig auftraten, wurden zurückgeschickt, Empörer beim Ueberschreiten der Grenze festgesetzt. Diese Demüthigung wird von Birma schwer empfunden; im Interesse seiner Exportfirmen ist auch England einem befriedigenden Abkommen nicht abgeneigt, und so besteht alle Aussicht, daß binnen kurzem ein innerasiatischer Binnenstaat mehr dem Dunkel entrissen wird, dem er bisher aus Selbstüberhebung verfallen blieb.*)

Die Grenzen des Königreichs Birma**) liegen gegenwärtig zwischen $19\frac{1}{2}$ und 28^0 nördl. Br., $92\frac{1}{2}$ bis $97\frac{1}{2}{}^0$ östl. L. von Greenwich; seine Nachbarn

---

*) Die Literatur über Birma beruht hauptsächlich auf den Berichten der Gesandten am Hofe zu Mandalai; das Land frei zu bereisen, ist Europäern nicht gestattet. Hauptquellen sind: „Yule Mission to Ava" (1858); Colonel Phayre's geschichtliche Abhandlungen im „Journal of the Asiatic Society of Bengal"; E. B. Sladen, „Expedition to China via Bhamo" (Kalkutta 1870, wovon Bowers' „Bhamo Expedition" ein Auszug); Coldnel Jebbs, „Diary: Proceedings of the Madras Government" (Madras 1876); Bastian, „Die Völker des östlichen Asiens" (Bd. 2, Leipzig 1866); „The Irrawaddy River" (Rangun, Secretariat Press).

**) Der Name lautete ursprünglich „Mranma", mit der Bedeutung „sehr groß", und schließt sich nach der Bedeutung eng an „Tibet" an, „viel vermögend". Mranma wurde zu Mjanma erweicht, dieses jetzt als Bjanma gesprochen, und daraus wurde bei den Europäern Birma, nach englischer Schreibweise Burmah.

sind im Norden tibetische Völker und die chinesische Provinz Junnan mit Schan-Stämmen, weiter hinab Siam, im Süden und Westen das englische Kaiserreich Indien und die von diesem abhängigen Schutzstaaten, unter denen Manipur der größte und bestverwaltete ist. Die Arealangaben schwanken; das indische statistische Amt nimmt 492091 Quadratkilometer an (= 8936 Quadratmeilen), mit höchstens $3^1/_2$ Mill. Unterthanen, sodaß Birma an Größe die vier deutschen Königreiche noch etwas überragt, an Einwohnerzahl aber nur dem Königreich Sachsen ebenbürtig ist. Das breite Flußthal des Irawadi ausgenommen, ist das Land durchaus hügelig. In der Breite von Bhamo haben die Thäler noch Ostwestrichtung; Berggipfel von 2100 Meter Höhe und darüber sind bekannt, der Abfall des Gebirges zur Ebene ist steil und plötzlich. Tiefer hinab nehmen Flüsse und Bergzüge ausschließend Nordsüdrichtung an; die Bergspitzen erreichen im Grenzgebirge gegen das englische Arakan 1432 Meter, fallen östlicher, an der Quelle des Sitang, auf 1096 Meter zurück und steigen dann in dem vom Mekhong durchflossenen Ostwinkel des Reiches wieder höher an. Sämmtliche Gebirgszüge sind dicht bewaldet.

Das Land genießt seit alters den Ruf großer Gold- und Silberproduction; diese Metalle kommen jedoch nach Birma aus Junnan durch den Handel, dieses selbst beutet nur werthvolle Edelsteinlager, neuerdings auch Kohlenflötze und Petroleumquellen, aus. Den Reichthum des Landes bilden seine Erzeugnisse an Baumwolle, Reis und Seide; der Handel darin mit dem südöstlichen China und Tibet ist überaus lohnend. Die Waldungen sind überreich an werthvollen Schiffbau- und feinen Nutzhölzern; aber noch lohnt es mehr, diese Hölzer aus dem nähern britischen Birma oder dem besser aufgeschlossenen Siam zu beziehen. Wilde Elefantenheerden sind zahlreich; einzelne Thiere fallen von hellrother Farbe, werden davon weiß genannt und genießen abgöttische Verehrung, weil nach Ansicht der Birmanen wie Siamesen der König sich dann mit Recht auf dem Thron befindet, wenn unter ihm Fang und Aufzucht eines weißen Elefanten gelingt.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Landestheilen ist schwierig, wo nicht Wasserstraßen zur Verfügung stehen. Der größte Fluß ist der Irawadi; er ist selbst zur Zeit des niedersten Wasserstandes weit über die Hauptstadt Mandalai hinaus schiffbar und sein Thal fällt daher politisch am meisten ins Gewicht. Der Irawadi bildet sich aus zwei Quellflüssen: dem auf englischen Karten genannten Myitnge-Sginmai-kha-Nambum und dem Nam-Kyu. Früher galt letzterer als die Hauptquelle; jetzt ist der erstere, östliche Fluß als der längste und wasserreichste erwiesen; seine Quelle liegt auf der Südabdachung jenes mächtigen Gebirgsknotens, welcher den Irawadi von den Strömen Brahmaputra und Jantse-kiang trennt. Der wichtigste Nebenfluß ist der unterhalb der Hauptstadt einmündende Kyen-dwen, an Länge und Wasserfülle dem Hauptstrom nur wenig nachstehend. Der Fluß wimmelt von Booten, meist Einbäumen aus mächtigen Teakstämmen ausgehöhlt; in solchen Schiffen lieferten sich in frühern Jahrhunderten Angreifer und Vertheidiger blutige Flußschlachten; gegenwärtig halten hierzu der Fürst wie England flachgehende Kanonenboote bereit. Dampfer von 1 Meter Tiefgang gelangen bis Bhamo, fünf Tagereisen nördlich der Hauptstadt Mandalai. Sonst verkehrten die Dampfer

der Irawadi-Dampfschiffahrtsgesellschaft regelmäßig zwischen Rangun an der Seeküste, Mandalai und Bhamo; seit dem Abzug der Residentschaft im September 1879 verfrachten Dampfer des Königs die geringen Waarenmengen. Auch als Binnenländer fahren die Birmanen fort, sich als seefahrende Nation zu fühlen; ihre Matrosen sind so brauchbar wie jene aus Küstenstädten, nur unreinlicher; Kapitäne und Steuerleute sollen achtsamer sein als Indier. Im Jahre 1872 brachte eine birmanische Dampfjacht die Gesandtschaft ihres Königs nach England und warf am 23. Mai in Dover Anker.

Die Bevölkerung ist eine überaus gemischte; auf ihren Wanderungen stießen hier Völker Oceaniens auf jene des südlichen und nördlichen Asiens. Der bequeme Zugang von der See auf dem Irawadi ließ Seefahrer ins Innere gelangen; fleißige Colonisten des Nordens wurden von der Fruchtbarkeit der Flußthäler angezogen; die ausgedehnten Waldgebiete sicherten Jägervölkern das Fortkommen. Noch heute sondern sich die Bewohner in einzelne Nationalitäten, die jeden Zusammenhang unter sich zurückweisen; so weit die Geschichte zurückreicht, ist Birma ein vielumworbenes Land.

Die Karen sind als die ältesten Ansiedler angesehen; sie wohnen jetzt in der Südostecke des Reiches, theilweise auf britischem Gebiet; der Volkszählungsbericht für Britisch-Birma faßt die Nachrichten über ihre Herkunft folgendermaßen zusammen*): „Die Karen waren eine der frühesten, wenn nicht die ersten Ankömmlinge jener großen Welle von Gebirgsbewohnern, die zu beiden Seiten dieses Flusses sich ansiedelten. Sie besitzen die Ueberlieferung einer langen Wanderung ihres Volkes quer über eine traurige Wüste, eines Wanderlebens, das an den Auszug der Hebräer erinnert. Alle ihre Ueberlieferungen haben eine stark jüdische Färbung, und diese macht es sehr wahrscheinlich, daß ihre Vorväter mit den jüdischen Colonien in Berührung standen, von welchen in verschiedenen Theilen des westlichen Chinas unzweifelhafte Spuren nachgewiesen sind. Gleich ihren Verwandten, den Khyengs (in den Gebirgen, welche die Küstenprovinz Arakan vom Hinterlande scheiden), sprechen sie unter Wehklagen vom Verlust ihres Geburtsrechtes; sie wollen einst ein einheitliches Volk gewesen sein, einen Gott gehabt und Bücher besessen haben, so vorzüglich wie jene anderer Nationen; aber sie vernachlässigten ihren Gott, verloren ihn darüber und zerfielen nun in Stämme, die sich gegenseitig bekriegten. Eine Prophezeiung verspricht Wiedererlangung Gottes durch weiße Fremdlinge aus dem Westen, und es wird heute wenige Völker auf der Erde geben, unter denen die Missionare so große Erfolge aufweisen können als die amerikanischen Baptisten und die katholischen Missionen unter den Karen."

Die Mon, das andere alte Volk, leben in Birma nur noch in den alten Chroniken fort; sie selbst haben sich unter dem Ausrottungskriege, dem sie im vorigen Jahrhundert durch Alaung-Phra (Alompra), in diesem Jahrhundert nach dem ersten englischen Feldzuge gegen Birma unterworfen wurden, nach der Küste auf das jetzt britische Gebiet gezogen; noch heute nennt aber der Assamese Birma

*) Vgl. „Report on the Census of British-Burmah taken in August 1872" (Rangun 1875).

das Land der Mon, der Chinese das Land der Mien, und ihr Blut ist im Birmanen in starkem Verhältnisse vertreten.

Stammverwandt den Mon sind die Kakhyen, die heute den Oberlauf des Irawadi bevölkern und zu beiden Seiten des Thales von den Gebirgsausläufern Besitz ergriffen; nur ausnahmsweise schlägt der Kakhyen seine Hütte höher als 1000 Meter über dem Meere auf. Diese Völker sind aus Junnan hereingebrochen und sind das östliche Glied des großen Volkes, das unter wechselnden Namen als Naga, Kuki, Luschai, Khyengs u. s. w. die Waldgebirge an der Ostgrenze von Bengalen bewohnt, ja selbst mit den vorarischen Kols in Centralindien in Zusammenhang zu bringen sein wird; wenigstens findet sich dort der Name Munda und sprachliche Untersuchungen weisen auf einen Zusammenhang beider Völker hin.*)

Die Schan hatten zwischen dem 3. und 18. christlichen Jahrhundert am Oberlauf des Irawadi mit Moganng, nördlich von Bhamo, als Hauptstadt ein mächtiges Reich gebildet, das bei den Nachbarn zeitweise in großem Ansehen stand und bei den Annalisten von Manipur den Namen Pong trägt; Alaung-Phra zerschlug Mitte des vorigen Jahrhunderts ihr Reich. Die Zahl der unter dem Scepter von Birma wohnenden Schan wird auf eine Viertelmillion geschätzt. Im Aeußern und in Lebensgewohnheiten nähern sich die Schan den Chinesen; sie sind mit einer durchschnittlichen Größe von 1550 Millimeter kleiner als die Birmanen, haben aber Nase und Lippe weniger breit, das Gesicht überhaupt feiner geschnitten als der echte mongolische Stamm. Die Sprache ist nicht birmanisch, nicht chinesisch, sie ist eine Mischung von Tibetisch, Chinesisch und den Dialekten der Stämme an der Ostgrenze Bengalens; jeder Stamm und jedes Thal spricht seinen eigenen Dialekt. Allgemein verständlich ist Birmanisch.**)

Fremdlinge, gleich Mon, wurden die Talaing, Indier vom Telugustamm, die aus Telingana, vom südöstlichen Ufer Indiens, schon ein Jahrtausend vor Christi Geburt an Birmas Meeresküsten Colonien zu gründen begannen und von Tha-htun aus, dem heutigen Thatone, oberhalb Martaban, bis nach Arakan hin sich verbreiteten. Die Talaing haben auf die Geschicke Birmas großen Einfluß ausgeübt, sind aber jetzt nur noch im Delta des Irawadi, in Tenasserim und Siam, anzutreffen, wohin sie seit dem vorigen Jahrhundert vor grausamen Verfolgungen flüchteten.

Die Birmanen, das tonangebende Volk, sind nahe verwandt mit Tibetern. Die Volkszählung in Britisch-Birma stellte fest, daß Birmanen südlich nur so weit herabreichen, als die Thalbildung geht; wo oberhalb Henzada das Hügelland in eine ununterbrochene Alluvialebene übergeht, macht der Birmane den Talaingmischungen Platz. Die durchschnittliche Größe der Birmanen ist 1623 Millimeter; ihre Hautfarbe ist helle Bronze, die Backenknochen liegen hoch, das glänzende

*) Vgl. mein „Indien in Wort und Bild" (Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther, 1880), S. 47.

**) Der Karenmissionar Cushing bemerkt: „Das nördliche Schan, Laos (Nachbarsprache im Südosten) und Siamesisch sind drei Formen einer ursprünglichen Sprache, von der sie, ähnlich wie die romanischen Sprachen vom Lateinischen, sich abzweigen."

Auge ist etwas schief gestellt, das Haar schwarz und glatt, die Bartentwickelung gering. Die Sprache ist im Grundstock tibetisch, hat aber indische Wörter beigemengt; auch das Alphabet ist indisch und dem Tamil nachgebildet. Die Weiber tragen das Haar in zwei langen Flechten, Wohlhabende winden es kunstreich und flechten falsche Haare ein. Der Anzug ist bei beiden Geschlechtern prunklos; nur bei Hof wird ein seidener Ueberwurf in lebhaften Farben getragen. Die Sitten sind frei, die reichern Frauen leben im Nichtsthun dahin und sind leidenschaftliche Raucherinnen. Mit religiösen Anschauungen hängt es zusammen, daß der Birmane sich jeglichen Fleischgenusses enthält; das heimliche Schlachten eines Kalbes bedrohte die französische Gesandtschaft von 1874 mit königlicher Ungnade. Die Häuser sind durchweg aus Holz aufgeführt, selbst die Paläste; es besteht ein unüberwindlicher Widerwille gegen das Wohnen in Gebäuden aus Stein oder Ziegeln. Der Baustil ist der chinesische.

Die Religion ist der Buddhismus. An der Küste predigten indisch-buddhistische Missionare schon 241 v. Chr.; im Innern des Landes, nach aufgefundenen Inschriften, jedenfalls im 2. christlichen Jahrhundert. Die neue Lehre faßte nicht sofort feste Wurzel; die Chronik verzeichnet eine zweite Verkündigung der Lehre im 11. Jahrhundert durch Indier, die flußaufwärts kamen. Die Form des heutigen Buddhismus ist jene von Ceylon, nicht der Lamaismus in Tibet, man wendet sich nach Ceylon um Lehrer und Reliquien; 1858 ließ der Vorgänger des regierenden Königs von dort einen Abguß vom heiligen Zahn des Buddha feierlich einholen, um damit seiner neuen Hauptstadt Mandalai die Weihe zu geben. Der Birmane ist sehr fromm und abergläubisch; der König gibt sich zeitweise religiösen Uebungen hin, und während dieser Zeit ruht, wie in Siam, jede Regierungshandlung. Ueber Zahl und Einkommen der Klöster, über Vorbedingungen zum Eintritt und Annahme als Mönche — Laiengeistliche kennt auch der birmanische Buddhismus nicht — fehlen nähere Angaben; nach gelegentlichen Wahrnehmungen ist die Disciplin sehr schlaff, aber das Ansehen der Mönche als Bewahrer von Lehre und Wissenschaft wie als Besitzer übernatürlicher Kräfte sehr groß. Im Hintergrunde der Tempel sind Opferschalen, Früchte und Blumen, Statuen von Gottheiten und Heiligen über niedere Bänke vertheilt; von der Decke hängen, auf Leinwand gemalt, Gemälde solcher Gottheiten herab; an der Wand steht ein Büchergestell. Die Gläubigen werfen sich bei Verrichtung ihrer Andacht auf den Boden; die Männer dürfen ihre Opfergaben an Früchten und Blumen auf den vordersten Altarbänken niederlegen, Frauen sich aber nicht so weit nähern, sondern sie geben ihre Gaben im Wohnraum der Mönche ab. Der Gottesdienst besteht im Verkünden der Hauptlehren oder solcher Sätze und Legenden, die sich auf die Tagesfeier beziehen; Recitationen und Litaneien fehlen, jeder verrichtet stumm seine Andacht. Eine Hauptaufgabe der Klöster ist die Unterweisung der Knaben in den Elementarfächern; jedes Kloster hat eine Schule, die sich zahlreichen Besuches erfreut.

Die Regierungsform ist eine echt asiatische Despotie; ausgedehnte Spionage und grausame Unterdrückung jeder eigenen Willensmeinung der Unterthanen durch grausame Gewaltmaßregeln sind die Stützen des Thrones. Den Gang der Criminaljustiz wie den Charakter der Birmanen kennzeichnet vollständiger Mangel des

Mitgefühls für Leiden seiner Mitmenschen. Niemand wird einfallen, einem Ertrinkenden zu Hülfe zu eilen; auf eine Denunciation hin, deren Wahrheit zu untersuchen der Beamte sich nicht die Mühe gibt, kann man täglich Leute auf das unmenschlichste prügeln sehen. Kein Birmane wagt gegen den Befehl seiner Beamten zu handeln, aus Furcht, daß er selbst oder seine Familie und Verwandten dafür büßen müssen. Ebenso wenig wagt jemand, die Wahrheit zu sagen; als die Mitglieder der birmanischen Gesandtschaft von 1874 nach Europa ihrem Könige von der Größe der besuchten Staaten und ihren Machtmitteln berichteten, wurden sie ihrer Ministerposten verlustig erklärt und im nächsten Jahre waren die Excellenzen als Aufseher in öffentlichen Werkstätten zu sehen. Die Gefängnisse werden den Gefangenen durch die ausgesuchtesten Martern zur Hölle. Kein Delinquent kann mehr gehen, wenn er zum Richtplatz geführt wird, und selbst hier noch wird grausames Spiel getrieben; stundenlang liegt der Mann in der qualvollsten Lage der Sonne ausgesetzt, bis endlich das Schwert den Kopf vom Rumpfe trennt.

Die Einnahmen des königlichen Schatzes, nach Abzug aller Kosten der Landesverwaltung, sind englischerseits zu 16 Mill. Mark angenommen, reichen aber zur Deckung der Kosten eines Heeres von Hofbeamten nicht hin; aus Furcht vor Verfolgung wagt kein Gläubiger den hohen Schuldner zu mahnen. Haupteinnahmequelle des Schatzes bilden neben Zöllen Anmaßung und rücksichtslose Ausbeutung eines Monopols im Handel mit dem Auslande; die gegenwärtige Geschäftsstockung infolge der Spannung mit England verkürzt die Einnahmen des Königs und macht ihm eine Aenderung höchst wünschenswerth.

Im letzten Jahrzehnt haben sich Abenteurer aus aller Herren Länder nach Birma gezogen. Einem Deutschen, Dr. Marfels, wurde die Bewirthschaftung der Forsten übertragen; er bequemte sich der widerlichen Landessitte an, mit dem Könige nur auf dem Bauche liegend zu verkehren, und schwang sich unter dem verstorbenen Könige zum ersten Vertrauten empor. Nächst Marfels sind Italiener bevorzugt und insbesondere in Armeewerkstätten als Ingenieure thätig; als Instructeure der Leibgarden waren Franzosen angenommen und Engländer richteten eine Baumwollspinnerei ein; ein Australier schmeichelte dem Hofe, verfallene Goldminen ertragsfähig zu machen. Birmanische Briefmarken ersetzen neuestens die englisch-indischen; für Sammler sei bemerkt, daß die Marke einen Pfau und einen Drachen zeigt mit der Umschrift „Mandalai Royal Post" auf der für den externen Verkehr bestimmten Ausgabe.

Das Volksheer ist mit Luntenflinten ausgerüstet, 3 Pfd. Pulver Kriegsmunition werden auf den Mann gerechnet. Neben diesem Volksheere gibt es eine Art Garde mit Musketen aller Constructionen; die Uniform ist bald Jacke, bald Rock, mit Hose, die Farben wechseln zwischen roth, grün und gelb. Disciplin kennt diese Truppe nicht. Bei einer Königsparade im Vorjahre trug jeder das Gewehr, wie es ihm am bequemsten war; Wachen legen regelmäßig das Gewehr weg, strecken sich auf dem Boden aus und zünden sich eine Pfeife an. Die Cavalerie hängt auf elenden kleinen Pferden; die Feldartillerie hat bei kleinem Kaliber große Wischer; die schwere Artillerie verladet ihre Kanonen auf Elefanten, aber die Rohre sollen aus Holz und angestrichen sein. Das einzige Corps, das annähernd

Disciplin kennt und mit gleichen Gewehren bewaffnet einherschritt, war das Marinebataillon von 1200 Mann; komisch nahmen sich aber bei dieser Truppe berittene Offiziere aus. Der König arbeitet schon lange an einer Monturwerkstätte, aber England weigert die Durchfuhr der Maschinen hierzu. In der Befestigungskunst sind die Birmanen völlig unbewandert; aber die Sitte, in Kriegszeiten im Umkreise der Dörfer scharfgespitzte Bambussplitter einzusetzen, die beim Straucheln und Fallen bösartige Verletzungen beibringen, nöthigt den Angreifer zu Vorsicht. Am Irawadi sollen neuerdings Strandbatterien errichtet sein, auch sind einige Schiffe der Kriegsflotille mit guten Kanonen bemannt.

Der Gründer der regierenden Dynastie ist Alaung-Phra, was im Munde der Europäer, die mit ihm in Berührung kamen, zu Alompra wurde; er begann sich 1750 in rascher Siegeslaufbahn von einem Rebellen bäuerlicher Abkunft zum allmächtigen Kaiser emporzuschwingen und nöthigte die Fürsten aller Länder, die je zum Reiche gehört hatten, Ava als Hauptstadt anzuerkennen. Fast keiner seiner Nachfolger gelangte in ordnungsmäßiger Weise auf den Thron; geradezu Regel ist es, daß ein neuer König alle übrigen Glieder der königlichen Familie und die diesen zugeneigten Beamten ermordet. Solche Mordscenen bezeichnen auch die Thronbesteigung durch den gegenwärtigen König Thibau. Am 11. Sept. 1878 ward aus dem Palast der Tod vom Könige Menlung-Men verbreitet; diese Nachricht war aber falsch; erst am 1. Oct. trat der Tod ein. Der verstorbene Fürst hatte von seinen Söhnen zwei als geeignet zur Nachfolge bezeichnet: den ältesten Nyung-yan, 30 Jahre alt, einen gutmüthigen harmlosen Menschen, und Thibau, 21 Jahre alt, den jüngsten Sohn, einen geweckten, jungen Mann von entschiedenem Charakter, der im Palast einen Lehrcursus nach dem Muster der englisch-indischen Colleges durchgemacht hatte und das Zeugniß der Reife in ordnungsmäßiger Prüfung erworben haben soll. Bei den Mitgliedern der königlichen Familie und den Hofchargen war Thibau sehr beliebt; noch während der Krankheit seines Vaters suchte deswegen Nyung-yan Schutz im Hause des englischen Residenten und begab sich auf einem englischen Dampfer außer Landes nach Kalkutta. Bei der Eröffnung des königlichen Willens fiel die Wahl sodann einstimmig auf den anwesenden Thibau, und dieser hielt nichts für geeigneter, sich den Besitz der ihm zugefallenen Krone zu sichern, als den Befehl, alle noch vorhandenen Glieder der königlichen Familie sammt ihrem Hofstaate ermorden zu lassen. An 100 Personen wurden hingeschlachtet, dabei an den sonst hochgeehrten weiblichen Mitgliedern der königlichen Familie jegliches Schamgefühl auf die Seite gesetzt.

Von 1757 datirt der erste Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen England und Birma; aber kein Uebereinkommen wurde vollzogen; die birmanischen Behörden benahmen sich jederzeit herausfordernd; für Unbill mußte durch Kriege Genugthuung erhalten werden. Der Vertrag von Yandabu vom 24. Febr. 1826 kostete Birma zwei Küstenprovinzen; der zweite birmanische Krieg (1852) endete ohne Vertrag, aber am Ende des Jahres war Birma widerstandslos geworden und England erließ eine Bekanntmachung, daß die Feindseligkeiten ruhen sollten. Die Provinz Pegu war der Preis des Sieges und Birma wurde zum Binnenstaate

herabgedrückt. Jeder Krieg hatte eine Verlegung der Residenz zur Folge. Im Jahre 1827 wurde an Stelle von Ava Amarapura Hauptstadt, das an einer schwer zugänglichen Stelle des Irawadi lag; 1853 wurde die Einwohnerschaft genöthigt, von Amarapura nach Mandalai in eine baumlose Ebene überzusiedeln, 6 Kilometer vom Flusse abseits, damit die gefürchteten Kanonenboote nicht mehr unter den Mauern der Stadt anlegen können.

Drei Punkte sind es, welche England seit Jahren vergeblich zusammen durchzusetzen sucht: die Anerkennung einer Grenze, die Eröffnung des Landes für den Handel unter Beseitigung des königlichen Handelsmonopols und die Regelung des persönlichen Verkehrs zwischen diplomatischen Agenten und Monarchen. Birma hat weder die Abtretung Pegus noch jemals die Oberherrlichkeit Englands über das ganze Volk der Karen anerkannt. Am 21. Juni 1875 ließ Birma zwar England gegenüber seine Ansprüche auf die südlichen Karen fallen, hielt sich aber wieder fern, als die indischen Behörden 1876 an die Versteinung der Grenze gingen, und der britische Resident, zu Einholung ordnungsmäßiger Anerkennung der neuen Grenzlinie angewiesen, erhielt jederzeit ausweichende Antworten.

Mit derselben Meisterschaft der orientalischen Diplomaten in Vorenthaltung bindender Erklärungen wird die Handelsfrage in Schwebe gehalten. Der Vertrag vom 26. Oct. 1867 eröffnet den Irawadi britischen Dampfern und Schiffen der ganzen Länge nach; der König fürchtete aber, daß mit regelmäßigen Fahrten nach der Nordprovinz von dort gleiche Massenauswanderungen nach Britisch-Birma in Gang kommen, wie sie die Gegenden am untern Theil des Irawadi entvölkerten, und zwingt deswegen die chinesischen Händler, die sonst immer in Bhamo, nördlich von Mandalai, Markt halten, zu der beschwerlichern südlichen Linie über Theini und Thibo nach Mandalai. Damit ist den englischen Schiffen die Fracht entzogen und sie ziehen es aus eigenem Interesse vor, Mandalai zur Endstation zu machen.

Der einst lebhafte Umsatz mit Junnan kam ins Stocken; während sonst aus Britisch-Indien über Bhamo Waaren im Werthe von 10 Millionen nach Junnan gingen, hörte in den letzten Jahren directer Export dahin nahezu auf. Diese vollständige Lahmlegung des Handels mit China ward englischerseits um so schwerer empfunden, als sie auch eine politische Niederlage in sich schließt. Durch zahlreiche Expeditionen hatte sich die indische Regierung überzeugt, daß ein directer Landverkehr aus Britisch-Indien nach China nur über Birma denkbar sei; 1875 drohte ein Bruch Englands mit China, weil dessen Gouverneur in Junnan einer englischen wissenschaftlichen Expedition dahin unter Oberst Horace Browne bewaffneten Widerstand entgegensetzte, den Quartiermacher Margary ermordete und die chinesische Regierung zu Peking Genugthuung weigerte. England setzte die Eröffnung dieser Provinz zunächst für ein Mitglied ihrer Gesandtschaft in Peking durch, seither durchreisten der Engländer Hill und der ungarische Graf Széchényi die Strecken; aber der König von Birma unterdrückt hartnäckig den Handel dahin und vergeblich hatte England die innern Provinzen Chinas an den Anblick der Seinigen gewöhnt. Britisch-Indien läuft jetzt Gefahr, den Handel nach Südchina an die Franzosen zu verlieren, welche von Anam aus im weithin schiffbaren Songkafluss sich einen

leichten Zugang dahin sicherten, dessen Benutzung augenblicklich nur die in den chinesischen Grenzprovinzen noch herrschende Anarchie entgegensteht.

Unter dem verstorbenen Könige begann Birma Gesandtschaften an europäische Höfe abzuordnen, fremde Gesandtschaften ins Land zu lassen und Consuln Amtshandlungen in der Hauptstadt wie in Bhamo zu gestatten. Im Jahre 1872 machte eine birmanische Gesandtschaft eine Rundreise in Italien, Frankreich und England; 1874 traf an diesen Höfen eine zweite Gesandtschaft ein; 1877 ward auch Spaniens Hauptstadt besucht; außer mit England, dessen noch gültiger Handelsvertrag vom 10. Nov. 1862 datirt, sind solche Verträge jetzt mit Frankreich, Italien, Spanien und Persien abgeschlossen. England unterhält einen Residenten in Mandalai, einen Agenten in Bhamo; Italien einen Consul in Mandalai und der Papst dort einen apostolischen Vicar.

Beharrlich weigert Birma Zugeständnisse in der „Schuhfrage". Hiermit wird kurzweg das Verlangen des Königs bezeichnet, daß sich die Abgesandten Englands dem Könige nur barfuß nähern dürfen. Im Jahre 1875 wurde dem außerordentlichen englischen Gesandten Sir Douglas Forsyth nicht ohne Widerstreben gestattet, mit den Schuhen vor dem Könige zu erscheinen; aber damit auch jetzt noch behauptet werden könne, kein beschuhter Fuß habe den Boden im Palast betreten, waren für Forsyth besondere Teppiche gelegt, auf denen er einherzuschreiten hatte. Später trug sich der Hof mit dem Gedanken, einen Gazevorhang zwischen dem Könige und dem Gesandten zu ziehen, wenn auf Nichtablegung der Schuhe bestanden werden sollte. Vom neuen Könige war erwartet worden, er werde diese, gegen Vertreter eines bisher aus jedem Kampfe siegreich hervorgegangenen Nachbarn unpassende Hofetikette fallen lassen; gegen Erwarten wurde darauf bestanden. Britisch-Indien war nicht mehr willens, die alte Nachsicht zu üben, und untersagte seinem Vertreter das Erscheinen bei Hofe. Der König antwortete mit dem Verbote an Europäer, die Palastgebäude, die einen ganzen Stadttheil einnahmen, zu betreten, und der Pöbel wurde so herausfordernd, daß der englische Resident im Juni auf der Straße verhöhnt wurde und sich zurückziehen mußte. Im September 1879 wurde der Resident abberufen, am 6. Oct. folgten das Gesandtschaftspersonal, die englischen Post- und Telegraphenbeamten; der italienische Consul Andreino übernahm die Vertretung der englischen Staatsangehörigen, ebenso verblieb in Mandalai Bischof Bourbon. Der König wollte den übeln Eindruck, den die Berichte des Residenten machen mußten, abschwächen und ordnete noch im Juni einen Unterhändler an den Vicekönig Englands in Indien ab; im Spätherbst ließ er eine große außerordentliche Gesandtschaft dahin abgehen. Die indische Regierung ließ aber die Gesandtschaft nicht durch, sondern schickte sie mit einem Schreiben des Inhalts zurück, daß sie es ablehne, Abgesandte eines Staates zu empfangen, dessen Herrscher ihre Vertreter beharrlich mit Unhöflichkeit behandle und ihnen die diplomatischen Vorrechte verweigere, die ihnen zukommen. Diese Zurückweisung wurde von Birma sehr schwer empfunden; in seiner Ausgabe vom 13. Oct. zeigte das amtliche mandalaier Regierungsblatt den Abzug der englischen Gesandtschaft an und bedauerte die dadurch hervorgerufenen Stockungen im Handel. England dagegen verstärkt seine Garnisonen an den Grenzen und vermehrt seine Irawadiflotille durch einige Kanonenboote. Im Innern ent-

stehen der Regierung große Verlegenheiten. Ein Todesfall an Blattern in der königlichen Familie ward als Zeichen der Einflüsse böser Geister aufgefaßt und zu ihrer Besänftigung erfolgte die Opferung von 400 Menschen, Männern, Frauen und Kindern. Die Erregung stieg, und Ende Mai 1880 kam es hart an der englisch-birmanischen Grenze zum Aufstande. Nyung-yan war von Kalkutta entwichen, hatte mit 25 Anhängern die Grenze überschritten und verjagte in Verbindung mit Nyung-oke, einem andern Mitgliede des unterdrückten Zweiges der königlichen Familie, die Grenzbehörden. Mitte Juni kamen von Mandalai Schiffe mit Regierungstruppen in die bedrohten Bezirke, zersprengten die Insurgenten und trieben Ende Juni die Anführer über die Grenze. Nyung-yan wurde von den Briten in Haft genommen und ist in Kalkutta als Staatsgefangener festgehalten.

Das Ende der Krisis kann nicht zweifelhaft sein. Von innern Feinden bedrängt, kann Birma in seiner vereinsamten Lage, zwischen Britisch-Indien und dem ohnmächtigen China wie dem nach einer geordneten Verwaltung noch ringenden Siam eingezwängt, dem Drucke des mächtigen indischen Nachbarn nicht widerstehen und wird aus der Selbständigkeit, in welcher es sich bisher noch groß dünkt, ohne Blutvergießen in die bescheidene Rolle eines Vasallen des englischen Kaiserreiches in Indien zurückfallen.

Deutsche und Czechen im Verfassungs- und Culturkampf.

II.

Kaum hatte das Coalitionsministerium mit Hülfe der föderalistischen Majorität das Wehrgesetz zu Stande gebracht, so hielt der „kluge Patriotismus" der Czechen es auch schon für geboten, mit einem Memorandum hervorzutreten, in welchem, wie eine Vorbemerkung sagt, nur jene Anliegen enthalten sind, welche auf Beseitigung „der nächstliegenden und drückendsten Beeinträchtigungen des Princips der sprachlichen Gleichberechtigung gerichtet sind" und im administrativen Wege befriedigt werden können. Wir haben es also nur mit einer kleinen Vorschußforderung, mit einer Art Hand- oder Trinkgeld zu thun. Natürlich würde eine neue „Landesordnung" die Zusammensetzung des böhmischen Provinziallandtages im Sinne der Czechen ändern, die Wahlordnung zum Nachtheil der Deutschen umgestalten und alle Landesangelegenheiten zu einer Domäne des Slawenthums machen. Schon die flüchtige Durchsicht dieses czechischen Memorandums hat den deutschen Oesterreichern einen wahren Aufschrei der Entrüstung entlockt. Auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß unter dem harmlosen Titel der Gleichberechtigung und mit dem anscheinend so begründeten Hinweis auf Art. 19 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dec. 1867, welches die Gleichberechtigung der Volksstämme des Reiches verbürgt, nichts anderes verlangt wird als die totale Verdrängung und Vernichtung des Deutschthums in Böhmen, Mähren und Schlesien. Sofort entgegneten die deutsch-liberalen Organe, daß es sich hier nicht um ein gleiches Recht, sondern um ein Vorrecht handle, daß es den Czechen darum zu thun sei, nicht blos ihre Berechtigung auf Unterricht in der Muttersprache, auf den nationalen Verkehr mit den autonomen und staatlichen niedern Organen in Amt und Gericht geltend zu machen, was überflüssig ist, weil ja dies ohnehin geschieht, sondern daß die Czechisirung der ganzen Staatsverwaltung in Böhmen, Mähren und Schlesien und somit die Etablirung eines slawischen Gemeinwesens ihr Ziel sei.

In dem ersten Theile des czechischen Memorandums wird ganz offen verlangt, daß auch der ganze innere Geschäftsgang der Verwaltungsbehörden czechisch eingerichtet werde. Es genügt den czechischen Bürgern nicht, daß auf ihre czechische Eingabe ihnen ein czechischer Bescheid ertheilt wird; sie verlangen, daß die österreichischen Beamten unter sich, die Richtercollegien unter sich auch in czechischer

Sprache verkehren. Jedes Ministerium, jede Centralstelle, der oberste Gerichtshof u. s. w. sollen durchweg czechische Senate besitzen; weiter verlangen die Czechen, daß in Böhmen, Mähren und Schlesien niemand als öffentlicher Beamter angestellt werden solle und dürfe, der nicht sämmtlicher Landessprachen dieser Länder mächtig sei. Da nun wol jeder czechische Beamte deutsche Bildung genossen, auf dieselbe angewiesen, sich auch ganz deutsch gebildet hat, so ist es klar, daß sämmtliche Verwaltungs- und Richterstellen im Lande, sowol die deutschen als auch die czechischen und auch die in gemischten Bezirken, ganz allein den Czechen zufallen und somit die Deutschen geradezu proscribirt werden sollen. Weiter geht daraus hervor, daß diese Einrichtung bei den 26 Nationalitäten in Oesterreich mit Strenge und Consequenz durchgeführt, ein wahres Chaos von Staatsverwaltung schaffen, dem Staate alle Attribute der Einheit, alle Mittel der innern Consistenz entreißen und das Verkehrsleben innerhalb Oesterreichs selbst sowie Oesterreichs mit dem Auslande in die Zustände des Mittelalters zurückwerfen würde.

Weiter verlangt das czechische Memorandum eine ungeheuere Vermehrung der czechischen Schulen, namentlich der Mittelschulen, d. i. Gymnasien und Realschulen, die Uebernahme der ganz leichtsinnig und ohne alle Berechtigung gegründeten czechischen Communalschulen auf Staatskosten, und endlich die Czechisirung der prager Universität. Alles dies aus dem Grunde und Titel von Art. 19 des Staatsgrundgesetzes, dem so lange von den Czechen verleugneten und nun plötzlich so hoch gehaltenen Verfassungsartikel. Die Verfassungspolitiker haben es nicht schwer, dagegen einzuwenden, daß die Czechen hier absichtlich und in bewußter Weise Volksstamm und Land miteinander verwechseln. Nur von ersterm, vom Volksstamme handelt der angezogene Artikel; dabei ist aber nicht zu übersehen, daß in zweisprachigen Ländern *kein* Volksstamm das *ganze* Territorium bewohnt, daß also beispielsweise in den rein deutschen Gegenden an der sächsischen, bairischen und preußischen Grenze die Kenntniß der czechischen Sprache überflüssig. Die gänzliche Ausschließung der Sprache eines Theils der Bevölkerung wäre die principielle Verleugnung der Gleichberechtigung, indem man die Deutschen Böhmens wider das Bedürfniß zwingen will, das slawische Idiom zu erlernen. Daher die gewaltige Aufregung gegen die Sprachenzwangsverordnung in den deutschen Gerichtsbezirken Böhmens. Während die Czechen die Verfassung anrufen, plaidiren sie für den Bruch der Verfassung. Während sie das gleiche Recht verlangen, wollen sie nur das Recht der Mehrheit, sie wollen an der Stelle der deutschen Staatssprache eine böhmische Staatssprache einführen, sie wollen das, was sie auf dem Wege der Verfassungskämpfe nicht erlangt haben, nun auf dem Boden der Verfassung in der Verwaltung erlangen. Nicht von Deutschen und Czechen handelt der Art. 19 der Verfassung, sondern von *allen* Volksstämmen des Staates und ihrer Gleichberechtigung. Derselbe Artikel verbürgt jedem Volke eines mehrsprachigen Landes die erforderlichen Mittel zur Ausbildung seiner Sprache; die erforderlichen Mittel richten sich aber nach seinen thatsächlichen Bedürfnissen. Wonach werden nun diese bemessen? Bekanntlich leben in den sogenannten czechischen Bezirken auch Tausende und aber Tausende von Deutschen, die czechische Bevölkerung läßt häufig ihren Kindern deutschen Unterricht ertheilen zum künftigen bessern Fortkommen

derselben; die Volkszahl ist also nicht entscheidend in diesem Falle, und die Bedürfnisse des Staates galten wenigstens bisher als mit deutscher Sprache und Bildung identisch.

Von den Czechen ist es vollkommen begreiflich, daß sie solche Forderungen stellen, denn bei ihnen handelt es sich um die Herstellung eines slawischen Staatswesens. Sie, welche keinen Einheitsstaat wollen, welche nur unter Rechtsverwahrung und mit Hintergedanken den Boden des Reichsrathes betraten, haben nur die Form gewechselt für ihre Bestrebungen, nur den Ausgangspunkt verlegt, den Hebel an einem andern Punkte angesetzt, um die Last zu bewältigen, welche sie seit 30 Jahren vergeblich von der Stelle zu rücken bemüht sind. Auch das gegenwärtige Memorandum ist nichts anderes als eine Illustration des Satzes aus der böhmischen Declaration: „Es ist unumstößlich, daß die Verbindung der Länder der böhmischen Krone mit den übrigen Ländern eine blos dynastische war und ist." In dem Wirrsal aller einander widersprechenden czechischen Kundgebungen ist doch immer ein Gedanke als leitender zu erkennen, das Bestreben, eine selbständige, nur dynastisch mit Oesterreich verbundene Staatsgruppe zu bilden, einen slawischen Staat wieder aufleben zu lassen auf demselben Boden, der 1000 Jahre lang ein deutsches Reichs-, Lehns-, Kur- und Bundesland gewesen. Es ist ein Rückbildungsproceß, den wir vor Augen haben, eine Art staatlicher Atavismus, ein Zurückgehen vom Einheitsstaat zum Particularismus, der Kampf des „glorreichen Königreichs Böhmen" gegen das Kaiserthum Oesterreich. Was die Habsburger und Lothringer durch drei Jahrhunderte mühsam aus dem Conglomerat von Königreichen und Ländern gebildet, was als Oesterreich seinen lebendigen Ausdruck gefunden in der Gegenwart, das soll beseitigt werden. Zunächst durch die Aufopferung des Deutschthums in Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Deutschen dieser Länder sind also direct zur Abwehr herausgefordert und sie haben nicht verfehlt, bevor noch die Centralgewalt das Memorandum der Czechen mit der Sprachenzwangsverordnung, mit dem Beamtenwechsel und andern Zugeständnissen beantwortet hat, ihrerseits eine deutsche, nationale und zugleich österreichische Antwort in einem „Gegenmemorandum" zu geben. In demselben erschien das Deutschthum und die Reichseinheit wie unlösliche stets miteinander verbundene unzertrennliche Bollwerke aufgerichtet und ihre Vertheidiger schützen beide gleich mannhaft.

In den ersten Februartagen des Jahres 1880 überreichten die deutschen Reichsraths- und Landtagsabgeordneten Böhmens das deutsch-böhmische Gegenmemorandum dem Kaiser Franz Joseph, an welchen sich auch die Denkschrift der Czechen vom December 1879 gewendet hatte. Die Wortführer des deutschen Volkes in Böhmen bekämpfen darin in maßvollster Weise die Folgerungen, welche die Czechen aus dem Art. 19 des Staatsgrundgesetzes gezogen hatten, und bestreben sich, den Nachweis zu liefern, daß jene Folgerungen den wahren Sinn des Art. 19 weit überschreiten, einer einseitigen Richtung folgen und den untrennbaren Zusammenhang von Institutionen beseitigen, welche, in jahrhundertelanger Arbeit geschaffen, nicht blos einen historischen Werth haben, sondern die Grundlage des heutigen staatlichen Lebens bilden.

Mit vollem Rechte wird der Satz aufgestellt, daß der bezogene Verfassungsartikel 19 einzig und allein für den Sprachverkehr der einzelnen Bürger, für die Sprache des Verkehrs der Bürger mit den Aemtern Fürsorge schaffe, hingegen aber die Sprachenfrage für den innern Verkehr der Aemter und für die Befähigung zum öffentlichen Dienste unberührt lasse. Behörden und Gerichte sind Aemter und Organe des Staates, berufen zum Dienste jener Gewalt, in welcher die staatsgrundgesetzliche Einheit und Gesammtheit zur sichtlichen Gestaltung und lebendigen Wirksamkeit gelangt. Es ist als eine nothwendige und natürliche Bedingung ihres Zusammenwirkens geboten, daß der interne Verkehr derselben in einer und derselben Sprache sich vollziehe, wenn nicht die Einheit der richterlichen und vollziehenden Gewalt und damit die Lebens- und Leistungsfähigkeit des staatlichen Organismus in dem vielsprachigen Oesterreich geradezu unmöglich werden soll.

Zur gemeinsamen Amtssprache, zur unerläßlichen Staatssprache scheint nun einmal die deutsche berufen, weil sie von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung des Staates gesprochen, geschrieben und verstanden wird. Daß dem so ist, darin liegt weder eine Ueberhebung der deutschen Nationalität noch ein Bruch des Grundsatzes der Gleichberechtigung, sondern das ist nun einmal ein nicht zu leugnendes und nicht zu veränderndes factisches Verhältniß. Weiter wird hervorgehoben, daß der Geschäftsverkehr der Staatsämter keine Frage sei, welche in die Sphäre der allgemeinen Staatsbürgerrechte falle, daß sie vielmehr eine hervorragende politische und in ihren weitern Consequenzen eine vollwichtige finanzielle Frage sei, welche nur von dem Standpunkte des Gesammtstaates und der Staatsnothwendigkeit aufgefaßt und gelöst zu werden vermöge. Die Sprache der obern Gerichte und der Behörden ist auch die Sprache der Armee und ihrer Verwaltung, und so wäre denn eine weitere Consequenz der Erfüllung der czechischen Forderungen, daß auch die Armee ihren einheitlichen Charakter verlöre.

Die deutsch-böhmische Denkschrift beweist, daß die angebliche Gleichberechtigung zu einer empfindlichen Verletzung des Grundsatzes der Gleichberechtigung gegenüber den Deutschen führe, die selbst in czechischen Bezirken in ansehnlicher Zahl leben. Sie eröffnet eine Perspective auf die Erschwerung und Schädigung der Interessen der Verwaltung, auf die Zerfahrenheit und Zersetzung aller staatlichen Verhältnisse; sie zeigt, daß die Postulate der Czechen sich nicht ausführen lassen, ohne die Bewerber deutscher Nationalität von den staatlichen Aemtern selbst im rein deutschen Sprachgebiete und von den Oberbehörden des Landes auszuschließen, wenn das eiserne Gesetz vom Utraquismus oder Dualismus der Fachbildung durchgeführt würde. In solcher maßvollen Weise bekämpft die deutsche Gegendenkschrift eine auf Ausrottung des Deutschthums berechnete Forderung der Czechen.

Die Deutschen Böhmens wollen nicht germanisiren und können es auch nicht mehr, nachdem die Selbstverwaltung und die den Czechen zustehenden verfassungsmäßigen Rechte es ihnen auch unmöglich machen; sie wollen nur in ihren Wohnsitzen verbleiben, ihre Nationalität wahren. Dem Deutschen kann es auch ganz gleichgültig sein, ob die Czechen deutsch lernen oder nicht; auch wird es von seiten der Deutschen keineswegs als eine Verletzung der Gleichberechtigung angesehen, wenn czechische Beamte und Richter in czechischen Bezirken in slawischer Sprache ihre Amtshandlungen

ausführen, ja sie könnten es auch gelten lassen, wenn diese Beamte und Richter der deutschen Sprache gar nicht mächtig wären. Aber die Voraussetzung der Kenntniß der deutschen Sprache ist begründet in der Nothwendigkeit einer gemeinsamen Amtssprache für das Reich, wie ja gegenwärtig durch zwingende Nothwendigkeit die deutsche Sprache auch die Sprache der Verhandlung des Parlaments, das Verkehrsmittel der Verständigung der Czechen mit ihren klerikalen und feudalen Freunden aus den deutschen Alpenländern ist, ja keine größere slawische Vereinigung und Verhandlung von Polen, Czechen und Slowenen, Kroaten, Serben und Ruthenen denkbar ist ohne die deutsche Sprache. Nicht anders war es vor 30 Jahren, als zu Prag der Slavencongreß, diese Travestie des deutschen Parlaments, zusammentrat, um die Nothwendigkeit eines panslawischen Reiches in deutscher Sprache zu begründen! Und würde denn auch die Kenntniß der czechischen Sprache eines geborenen Deutschen in diesem slawisirten Zukunftsböhmen als ausreichend angesehen werden, wenn heute schon die Denkschrift der deutschen Abgeordneten aus Böhmen es beklagt, daß die Czechen deutschen Beamten die Kenntniß des andern Idioms „aller Notorietät zuwider" rundweg absprechen, daß sie die Nichtanstellung deutscher Richter, welche ihnen misliebig sind, trotz nachgewiesener Kenntniß beider Landessprachen geradezu fordern? Wann würde ein solcher Beamter oder Richter als geeignet erscheinen? Gewiß nur in dem Falle, wenn er seine deutsche und slawische Bildung an slawischen Mittelschulen, an einer slawischen Universität erworben hätte! Und so kommt denn das czechische Memorandum nothwendig zu der Forderung der Slawisirung der mittlern Schulen und der Universität. Die Czechisirung der Verwaltung Böhmens hat ja eben einen durchaus czechischen Beamtenstand, also auch czechische Mittel- und Hochschulen zur Voraussetzung.

Behauptet das czechische Memorandum, daß die czechische Nationalität und Sprache in Mittelschulen zurückgesetzt werde, daß der aus Staatsmitteln für Gymnasien und Realschulen zu gewährende Aufwand in Böhmen nach der Bevölkerungsziffer und Steuerleistung zu bemessen sei: so entgegnet das deutsch-böhmische Memorandum mit Recht mit dem stricten Hinweis auf den Zweck der Staatsmittelschulen. Es gibt Staatsschulen für den Staat und nicht für ein „Land". Die deutschen Schulen werden allezeit Staatsschulen sein, dagegen selbst die czechischen Staatsmittelschulen, wenn auch die deutsche Sprache als Fachgegenstand gelehrt wird, immer nur als für einen Kreis eines Landes berechnete Schulen gelten können. Am Schlusse des Schuljahres 1879 gab es in Böhmen 66 Mittelschulen, von denen 35 der Staat erhielt. Die czechischen Communen fügten nun 31 Mittelschulen aus eigenen Mitteln hinzu, brachten ungeheuere Opfer, ohne irgendwelche Aussicht, solche czechische Communalmittelschulen auf die Dauer erhalten zu können. Sie rechneten offenbar darauf, daß, wenn ihre Schulen in Nothstand gerathen, der Staat sich nachher werde gezwungen sehen, solche slawische Communalschulen zu übernehmen. Man gründete lustig in Landstädten solche Mittelschulen, eröffnete zunächst eine und die andere Klasse mit geringen Kosten und wartete inzwischen ruhig das weitere Schicksal ab. An einzelnen Orten übernahm auch das Unterrichtsministerium solche Communalmittelschulen in die Staatsverwaltung, und so gelangte man auf einem Umwege in den Besitz czechischer Staatsmittelschulen. Das

deutsche Gegenmemorandum führt nun ziffermäßig den Nachweis, daß die Czechen sich gegenwärtig in den vollständigen humanistischen Staatsmittelschulen (Gymnasien) mit elf gegenüber den deutschen neun Lehranstalten im Vorsprunge befinden, und daß 1880 das Verhältniß der vollständigen deutschen Staatsmittelschulen zu den czechischen wie 14 : 14 erscheint. Der Gesammtaufwand des Staates für das Mittelschulwesen Böhmens ist für 1880 mit 920887 Fl. präliminirt. Bei der Vertheilung erschiene das deutsche Schulwesen mit etwas über 6000 Fl. im Vortheil. Aber das czechische Memorandum verschweigt, daß die deutschen Schulen bei 20000 Fl. mehr an Schulgeld einbringen als die czechischen, sodaß der Mehraufwand von 13000 Fl. ganz den Czechen zugute kommt.

Die deutsche Gegendenkschrift verfehlt nicht, auf den Widerspruch aufmerksam zu machen, der darin liegt, daß die Czechen stets die Opferwilligkeit ihrer Communen, den Reichthum an Seelenzahl und Steuerkraft auf ihrer Seite hervorheben und gleichwol doch ihre Mittelschulen liquidiren, dem Staate aufhalsen wollen und die Lasten für „unerschwinglich" erklären. Wenn die Czechen betonen, daß ihre Stammesgenossen ihre Knaben an deutsche Schulen schicken müssen, in Ermangelung czechischer, so haben wir nur die deutsche Gegendenkschrift aufzuschlagen, um die Beweise dafür zu finden, daß nicht der Zwang, sondern die praktische Erwägung und die freiwillige Entschließung der Aeltern es ist, welche einen Theil der czechischen Jugend veranlaßt, deutsche Schulen zu besuchen. Die statistischen Angaben lehren, daß nicht weniger als 1775 czechische Schüler an deutschen Mittelschulen studirten, während in demselben Jahre genau 100 deutsche Knaben an czechischen Mittelschulen ihre Ausbildung suchten. Es ist höchst lehrreich, zu sehen, daß gerade dort, wo czechische Schulen errichtet worden sind, czechische Knaben die deutschen Schulen mit Vorliebe aufsuchen. An den deutschen Mittelschulen Prags befanden sich im Jahre 1879 570 Schüler czechischer Nationalität, während die Summe aller deutschen Schüler an den czechischen Anstalten kaum 10 erreichte! In dem Vororte Prags, Karolinenthal, hatte beispielsweise die czechische siebenklassige Oberrealschule 296, die deutsche dreiklassige Unterrealschule 249 Schüler, und unter diesen 101 Czechen, die ganz gewiß in der erstern Anstalt überflüssig bequemen Raum gefunden hätten. So ist denn, trotz alles nationalen Terrorismus, trotz aller Wühlereien der czechischen Wortführer, die aus der Agitation einen Lebensberuf und Geschäft machen, trotz der selbst die Familie nicht verschonenden Denunciation der czechischen Presse, trotz aller nationalen Disciplin und alles Eifers, das natürliche Streben der Aeltern in Böhmen unausrottbar, ihre Kinder an deutscher Bildung Antheil nehmen zu lassen, ihnen mit der letztern die Wege des Lebens zu ebnen. Und ohne jeglichen Zwang macht sich das von selbst gegebene Bedürfniß geltend, mit einer großen Culturnation durch deren Medium in Verbindung zu treten und zu bleiben.

Kann da von Unbilligkeit gegen das czechische Volk die Rede sein? Im Jahre 1847 gab es in ganz Böhmen kein czechisches Gymnasium, hingegen 21 deutsche Gymnasien; 1865 gab es im ganzen Königreiche Böhmen noch kein vollständiges czechisches Gymnasium. Gegenwärtig sind 10 vollständige czechische Gymnasien und 2 Untergymnasien mit czechischer Unterrichtssprache vorhanden. Nimmt man

noch hinzu, daß im Schuljahre 1870/71 2147 czechische Volksschulen mit 3556 Schulklassen, im Schuljahre 1877/78 2350 czechische Volksschulen mit 5151 Klassen bestanden, so läßt sich daraus ein Schluß ziehen auf die angebliche Tyrannei der deutschen Regierung, auf die Berechtigung der Klagen über Germanisation im neuen Oesterreich! Und dabei darf die Thatsache gar nicht übersehen werden, daß, während die deutsche Bevölkerung Böhmens die von dem wiener Reichsrathe berathenen und beschlossenen Volksschulgesetze mit Jubel aufnahm und die ihr gebotenen Handhaben mit dem regsten Eifer für die Errichtung und Erweiterung der Schulen ergriffen hat, die czechischen Volksvertreter, an der Schaffung der modernen Volksschule unbetheiligt, sich von Reichsrath, Landtag und Schulverwaltung in gleicher Weise fern hielten, der Durchführung der neuen Volksschulgesetze überall Hindernisse im Volke bereiteten, während auch dieses letztere selbst, gewohnt seinen Führern blindlings zu gehorchen, der neuen Ordnung der Dinge passiven Widerstand entgegenbrachte. Erst im Jahre 1874, vier Jahre nach dem Erscheinen der neuen Schulgesetze, begannen die Czechen von den Früchten zu genießen, welche die deutsch-liberale Partei auch für sie miterkämpft hatte. Danach möge man erwägen, inwieweit die Forderungen der Czechen berechtigt sind.

Nicht zufrieden mit allen diesen Errungenschaften, verlangen die czechischen Wortführer auch noch die Czechisirung der prager Universität. Amt, Gericht, Schule, Verkehr, jede Aeußerung des öffentlichen Lebens soll slawischen Charakter zeigen; ein slawisches Gemeinwesen soll erstehen. Wird die österreichische Regierung diesen Plan verwirklichen? Das Coalitionscabinet Taaffe hat den Czechen einzelne Zugeständnisse gemacht. Kann sie aber die Forderungen des czechischen Memorandums erfüllen? Wir sollten glauben: Nein! Antworten wir auf die Frage wieder mit Fragen. Welche Gründe sprächen dafür, daß Oesterreich seine innere Politik auf ganz neue Grundlagen stellte? Stimmt ein slawisches Böhmen zu der Tradition Oesterreichs? Haben nicht durch mehr als drei Jahrhunderte alle Habsburger an der Assimilirung Böhmens mit den alten deutschen österreichischen Erblanden gearbeitet? Wie stimmt dieser Rückbildungsproceß zu dem Einheitsproceß, den unter tausendfach größern Schwierigkeiten Deutschland und Italien, Oesterreichs Nachbarn, vollendet? Wird Oesterreich, an sich eine Vielheit, im Zeitalter des herrschenden Nationalprincips, durch Lösung der Bande, welche seine deutsch-slawischen Stämme verbinden, an Einheit und Kraft gewinnen? Tauscht der Staat mit der czechischen embryonischen Cultur eine bessere ein als die herrschende deutsche? Wird es den Staatsmännern in Oesterreich gar so leicht, auch das geistige Zusammenleben Oesterreichs mit Deutschland zu lösen? Ist die Anlehnung an die Cultur von fast 50 Millionen so leicht aufzugeben? Wird Böhmen selbst nicht geistig und materiell leiden, wenn es ein isolirtes Dasein führt? Wie stimmte ein Ueberwiegen des Slawischen in Oesterreich zu dem innigen Bunde mit Deutschland, den die auswärtige Politik geschlossen? In der Zeit internationaler Verbände und Congresse sollte ein kleines Völkchen von 4 Mill. mit abgestorbenem politischem und geistigem Leben, mitten in der deutschen Welt, ein slawisches Gemeinwesen durch Zerreißen hundertjähriger Verbindungen bilden? Ohne zwingende Noth sollte der Staat vor dem Lande sich beugen? Wäre das nicht die merk-

würdigste Erscheinung des Jahrhunderts, daß die föderalistische Republik von Nordamerika für Einheit und Centralisation einen vierjährigen, blutigen Kampf mit ungeheuern Opfern an Gut und Blut nicht scheute, um die Südstaaten mit sich vereinigt zu erhalten, während Oesterreich seine Staats- und Cultureinheit preisgeben würde?

Den Seherblick in die Zukunft richtend, warnt Washington vor den Gefahren, welche der Union bevorstehen, wenn die Rechte der Einzelstaaten denen der Centralgewalt entgegengestellt würden; er warnt vor Parteibildungen im Staate, die sich auf geographische Unterschiede basiren, und begründet in unvergänglicher Weise die Nothwendigkeit der Einheit der Regierung. Kaum 70 Jahre später stand Lincoln vor dem Risse. Dem Staatsban Washington's drohte der Einsturz. Hat Oesterreich etwa „Staaten" wie Amerika vereint? Königreiche, Großherzogthümer, Herzogthümer mit Souveränen, Fürstenhäusern, Kammern, Ministerien u. s. w. wie Deutschland? Vereinigt es Königreiche, deren Geschichte bis gestern reicht, wie Italien? Oder nicht vielmehr Länder, die seit mehr als drei Jahrhunderten nunmehr seine Provinzen sind? Und seine Einheit sollte sich trotzdem abschwächen, während in zwei Welten mit Blut und Eisen die Einheit erkämpft werden mußte?

Den eigentlichen Höhepunkt der czechischen Forderungen und Bestrebungen bildet die in dem Memorandum der czechischen Abgeordneten ausgesprochene Forderung der Czechisirung der prager Universität. Diese liegt in dem Verlangen, im administrativen Wege der czechischen Sprache eine bis ins kleinste gehende Gleichberechtigung an der Universität zu gewähren. Demnach soll die Habilitirung der Privatdocenten auf Grundlage von wissenschaftlichen Schriften, die in czechischer Sprache verfaßt sind, fortan gestattet sein. Weiter soll an allen Facultäten den czechischen Studenten die Möglichkeit gegeben sein, sowol die Staats- als die strengen Doctorprüfungen in czechischer Sprache abzulegen.

Die Wortführer der slawischen Böhmen haben also lediglich das nationale sprachliche Interesse in den Vordergrund gestellt; so verlangen sie beispielsweise auch noch die Bildung zweier nationaler Curien, einer czechischen und deutschen im akademischen Senat, die Theilung der Facultäten nach Nationalitäten. Von einer Rücksicht auf Wissenschaft und Unterricht ist, wie man sieht, nicht die Rede und kann auch nicht die Rede sein. Das czechische Memorandum muß ja selbst eingestehen, daß seit dem 18. Jahrhundert, wo das Latein durch die lebende Volkssprache im Unterricht ersetzt wurde, wol die deutsche, keineswegs aber die czechische Sprache Idiom der Wissenschaft gewesen sei und ist. Daraus kann jedoch sofort gefolgert werden, daß man von einer czechischen wissenschaftlichen Literatur nicht reden könne. Ebenso kann man auch nicht von wissenschaftlichen czechischen Lehrern und Gelehrten sprechen, und nicht einmal die prager Universität besitzt Lehrkräfte genug, um über czechische Habilitationsschriften ein Urtheil zu geben. Das czechische Memorandum gibt alles dies zu, weiß aber sofort Abhülfe, indem es vorschlägt, die Habilitationsschriften der etwaigen Candidaten des Lehramtes an bestimmte auswärts lebende, der slawischen Sprache mächtige Professoren zu senden! So stellt sich die Creirung einer czechischen Universität als ein gar leichtes Ding dar, das

nach dem Recept des Memorandums folgendermaßen zu schaffen wäre: zunächst ernenne man alle czechischen Docenten in Prag zu Professoren; diese und einige andere in Wien, Innsbruck und an andern Orten lebende, des Slawischen kundige Lehrer werden dafür sorgen, daß die unzweifelhaft bei solchen günstigen Aussichten zuströmenden Lehramtscandidaten ihre Habilitation glücklich durchsetzen. Eine derartige Vorstellung haben die czechischen Agitatoren und Politikaster von der Herstellung einer Universität! Der Zweck einer solchen Universität ist, Beamte, Lehrer, Priester slawischer Zunge heranzubilden. Die ganze Beweisführung ist ein ὕστερον πρωτερον. Das czechische Memorandum muß zugestehen, daß eine wissenschaftliche Literatur nicht vorhanden ist, die Voraussetzung der wissenschaftlichen Lehre fehlt. Da verlangt es nun in diesem vollen Bewußtsein zuerst eine slawische Universität, um sich eine Literatur zu schaffen, und wagt sogar die Parallele, „daß auch die deutsche wissenschaftliche Literatur ihre großartige Literatur eben erst der Einbürgerung der deutschen Vortragssprachen an den Universitäten zu verdanken hat". Ganz mit Unrecht! Die deutsche Sprache hat den Universitäten gar nichts zu danken. Lessing, Goethe, Wieland, Schiller, Jacobi, Forster, Winckelmann, Wilhelm von Humboldt haben für Ausbildung der Sprache als nationales Bildungsmittel viel mehr gethan als die Universitäten, und der Aufschwung unserer Literatur hat sich nicht durch, sondern neben und trotz Universitäten vollzogen.

Die Czechen verlangen die Slawisirung der prager Universität aus dem Rechtstitel der Gleichberechtigung. Es ist aber undenkbar, Ungleichartiges mit Gleichberechtigung auszustatten, und daß die czechische Sprache eine der deutschen gleiche Brauchbarkeit zu wissenschaftlichen Zwecken hätte, das fällt selbst den Heißspornen der Czechen nicht ein zu behaupten. Was anderes aber ist denn von Wichtigkeit an der höchsten Stätte wissenschaftlicher Ausbildung als die Wissenschaft selbst? Und welche Universität ist gesucht als diejenige, welche die Wissenschaft am glänzendsten und vielseitigsten vertritt? Welch anderer Wettstreit ist da erlaubt als der wissenschaftliche, und ladet der Staat nicht die höchste Verantwortung auf sich, wenn er andere Rücksichten als die der Pflege der Wissenschaft in Rechnung zieht? Kann, soll und darf man mit Lehrkanzeln Geschenke machen an Nationalitäten, Parteien, Wortführer, Agitatoren? Ist es nicht vielmehr angezeigt, aus der Universität die Leidenschaften fern zu halten, und ist nicht die Staatsverwaltung vor allem dazu berufen, darüber zu wachen, daß die Pflege der Wissenschaft ungestört bleibe? Es ist ja zunächst eine Sache der geistigen und materiellen Potenz des Staates, eine Bedingung seiner Wohlfahrt, daß er die Wissenschaft zur Blüte bringe, dem Staate die besten Triebkräfte erhalte, das Volksvermögen bereichere, daß er mit den Nachbarstaaten auch wissenschaftlich concurriren könne, deren beste Kräfte heranziehe, seinen Ueberschuß an sie abgebe, mit Einem Worte, eine ehrenvolle Stellung in der Republik der Geister bewahre? Für eine ihrer Ziele bewußte Culturpolitik in Oesterreich, welche ihre Richtung definitiv gewählt, ihre Traditionen ängstlich bewahrt, nicht blos den politischen Umständen des Augenblicks Rechnung trägt, sondern die Zukunft im Auge hat, wäre selbstverständlich die Frage über die Czechisirung der prager Universität ganz undiscutirbar.

Der Gleichberechtigung ist genug und übergenug Rechnung getragen. Der

Czeche pflegt sein Idiom im Hause, in seiner Familie; er ist davon umgeben im öffentlichen Leben, er pflegt es in der Volks- und in der Mittelschule, aber es ist gerade darum nicht nöthig, daß, wenn eingestandenermaßen die czechische Sprache in ihrer formalen Ausbildung nicht auf der Höhe des wissenschaftlichen Denkens steht, wenn die czechische Wissenschaft sich in primitivem Zustande befindet, jene geringe Zahl von Strebenden, welche die höchste wissenschaftliche Ausbildung suchen, dazu verurtheilt sein soll, unter dem Drucke des nationalen Terrorismus ihr Ziel nicht zu erreichen. Die Volksschule berührt die große Volksmasse; ihr Gegenstand ist die primäre Bildung, die Kenntniß von Lesen, Schreiben, Rechnen, jene Bildung, die für den täglichen Verkehr ausreicht. Auch die Mittelschule hat allgemeine Bildung im Auge. Es mag hingehen, daß in den untern Klassen der Realschulen und Gymnasien die meisten Gegenstände in czechischer Sprache gelehrt werden; die gelehrte Bildung aber muß sich entschieden auch eines gelehrten Mediums, einer Cultursprache bedienen. Die Sprache darf vor allem nicht als Hauptzweck gesetzt, ihre formale Bedeutung nicht überschätzt werden; in Sachen des Denkens und Wissens ist ja nicht die Sprache, sondern das Gesprochene die Hauptsache, es darf nicht die Sprache über die Wissenschaft, das Mittel über den Zweck, die Form über den Inhalt gesetzt werden. Ist denn dem czechischen Volke damit gedient, wenn die Pflege der Wissenschaft eine nur nominelle und die Universität lediglich eine Abrichtungsanstalt für Beamte, Aerzte und Lehrer würde? Freilich wäre den czechischen Agitatoren damit Genüge geschehen. Bei ihnen handelt es sich darum, die Gliederung der slawischen Schule zu vervollständigen, den Bau der nationalen Schule durch eine Universität zu krönen, in historischen und politischen Wissenschaften vom Katheder herab zu agitiren, Geistliche, Beamte, Lehrer, Richter als ebenso viel Apostel, erfüllt von nationalem Eifer in das Land zu senden, die Verwaltung zu nationalisiren, die Schulgenerationen zu slawisiren. Die Universität ist für sie, was die Universität im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation war, ein Instrumentum dominationis, um das Land ganz und gar zu beherrschen, hier den deutschen Volksstamm auszurotten. Es wird auch dann noch Czechen genug geben, die, wie alle gebildeten Czechen, der deutschen Sprache vollkommen mächtig, die rein deutschen Gegenden besetzen werden. Auch hier wartet der Deutschen nur Sprachenzwang, Entnationalisirung. Wie die Gleichberechtigung von Czechen aufgefaßt wird, dafür liefert der prager Stadtrath, in welchem die Deutschen gar nicht vertreten sind, das Verhalten der Stadtbehörde, die den Deutschen alle Volksschulen verschloß und nur zwangsweise dazu bestimmt werden konnte, 2 von 22 Schulen in Prag den Deutschen offen zu halten, die brutale Vernichtung des deutschen Elements in der Königlich Böhmischen gelehrten Gesellschaft und im Böhmischen Museum (Schöpfungen deutscher Adeliger und Gelehrter) vollgültige Beweise.

Es ist auch gar nicht im Geiste des Stifters, daß aus der prager Universität eine Landesuniversität gemacht werde. Eine solche war die von Kaiser Karl IV. 1348 gegründete Universität keineswegs. Als sie als eine solche für die Böhmen ausschließlich bestimmt wurde, ging sie auch zu Grunde. Die Universität war eines Deutschen Kaisers Stiftung, und als deutsche Reichsanstalt war sie gegründet; Reichsverordnungen

regelten ihre Verhältnisse. Lange vorher war schon Böhmen in innigen geistigen Beziehungen zu dem Deutschen Reiche. Der Czeche Tomek, der Geschichtschreiber der prager Universität, eröffnet seine historische Darstellung mit der Bemerkung: „Seit Einführung des Christenthums, insbesondere nachdem der slawische Ritus dem lateinischen hatte weichen müssen, war Böhmen in seinem Bildungsbedürfniß an das romanische Abendland und die Vermittelung mit demselben durch das näher gelegene Deutschland angewiesen.“ Schon im 10. Jahrhundert wird des heiligen Adalbert als des ersten Sterns seiner Zeit gedacht und bemerkt, daß er seine Bildung in Magdeburg empfing. Umgekehrt studirten unter Ottokar II. Oesterreicher und Baiern in Prag. Nachdem ein Jahrhundert später Kaiser Karl IV. die erste und älteste deutsche Universität in Prag gestiftet hatte, fanden sich vier Nationen: neben der böhmischen die bairische, sächsische und polnische Nation. Zu der letztern gehörten allerdings Preußen, Thüringer, Lausitzer und alle Norddeutschen. Da studirten denn in Prag Baiern, Franken, Schwaben, Oesterreicher, Kärntner, Tiroler, Süddeutsche, Norddeutsche, Hessen, Rheinländer, Westfalen u. s. w. Fragen wir also nach der Stiftung und den Absichten des Stifters, so ist die Czechisirung der prager Universität gewiß nicht im Geiste derselben. In der Juristenfacultät betrug die sächsische Nation zwischen 1372—89 mehr als ein Drittel, die böhmische nur ein Sechstel aller Mitglieder der Universität. Nach der Gründung der Universitäten von Köln und Heidelberg war die Mitgliederzahl erheblich gesunken. Die böhmische Nation bildete trotzdem nur ein Fünftel. Die drei fremden Nationen gehörten eigentlich nur einer einzigen, der deutschen, an (die polnische war ja nur dem Namen nach slawisch). Als unter Johann Huß 1409 die Vertreibung der deutschen Lehrer und Studenten aus Prag erfolgte, war es sofort mit der Blüte dieser Universität zu Ende. Vierundvierzig der vorzüglichsten aus Prag ausgewanderten Magister werden als Begründer der leipziger Universität genannt, deren erster Rector Johann von Münsterberg prager Professor der Theologie gewesen ist. Am meisten gewann Erfurt, das während des 15. Jahrhunderts alle Universitäten übertraf. Die czechische Unduldsamkeit und Großmannssucht bewirkte, daß die prager Universität jählings herabsank, die Religionsstreitigkeiten erstickten alles wissenschaftliche Leben. Die katholischen Gelehrten slawischer Abkunft flüchteten bald auch, viele Magister und Doctoren verloren unter den Streichen der Taboriten das Leben. Das Studium hörte ganz auf, die Hörsäle verödeten; 14 Jahre lang gab es kein einziges Examen; die communistische Bewegung der Hussiten confiscirte auch die Güter der Universität. „Handwerker“ nennt selbst der czechische Geschichtschreiber die Universitätslehrer jener Zeit. „Ein verrostetes Kleinod“ nennt der slawische Pfarrer an der prager Teynkirche die prager Universität. In diesem Todesschlafe blieb sie noch ein zweites Jahrhundert. Den schauerlichen Bürgerkriegen folgten die Streitigkeiten der Anhänger Sub una, Sub utraque, der Reformirten. Die Jesuitenakademie hatte neben sich die Karolinische, die Schule der Böhmischen Brüder die Schule des adeligen Rosenberg. Vor lauter Schulen keine Hohe Schule, Unterricht über Unterricht, und doch nichts mehr als die Rudera einer einstigen Universität. So weit hatte es die Czechisirung der prager Universität gebracht!

Es genügt vollkommen, an diese traurigen Momente der Geschichte der prager Universität zu erinnern, um einerseits zu zeigen, daß die Slawisirung derselben durchaus nicht in der Absicht des Stifters lag, andererseits den Beweis zu führen, daß die nationale Exclusivität dem wissenschaftlichen Leben in Böhmen nur zum Schaden gereichte. Es ist ein Märchen, daß das letztere erst im 17. Jahrhundert mit der Gegenreformation aufhörte; die Zustände, welche mit Auftreten des Huß in Böhmen einrissen, haben dieses Land und seine Hohe Schule herabsinken lassen. Als nach der Schlacht am Weißen Berge Ferdinand II. die Lehranstalten zur Karl-Ferdinand'schen Universität vereinigt hatte, war allerdings der Anfang zu einer, freilich durch und durch jesuitischen, Wissenschaftspflege gemacht, und die prager Universität trat wenigstens mit den übrigen österreichischen und den katholischen deutschen Schulen in Verkehr. Wenn aber auch das wissenschaftliche Leben in Prag völlig unfruchtbar gewesen ist, aus der politischen Auffassung der Kaisergewalt ging wenigstens das eine mit Consequenz hervor, daß die Kaiser, von Ferdinand I. an, das slawische Element an der Universität nicht wieder aufleben ließen. Als römisch-deutsche Kaiser, als Kurfürsten des Deutschen Reiches von Böhmen, als Herren der österreichischen Lande suchten sie die Sprache des Deutschen Reiches in Prag und in Böhmen überhaupt einzuführen, zumal in Amt und Gericht, im Verkehr mit den Ständeversammlungen und in der Heeresverwaltung. An der prager Universität lehrten, wie auch anderwärts an den österreichischen Hohen Schulen, die Jesuiten. Die Sprache der Wissenschaft war lateinisch und die Vortragssprache in den Collegien gleichfalls; aber die Jesuiten haben andererseits nie und nirgends eine Hinneigung zum Slawenthum bekundet. Die Universitätslehrer wurden im Collegium Germanicum zu Rom gebildet; das Jesuitencollegium in Prag gehörte zur deutschen Ordensprovinz, und als eine österreichische Provinz gebildet wurde, standen die Jesuiten Prags und Böhmens unter dem Provinzial in Wien. Das prager Colleg war ferner Pflanzschule für die benachbarten deutschen Provinzen, vornehmlich für die preußischen Länder, und fortwährend wurden Versetzungen von Jesuitenpriestern von und nach Böhmen vorgenommen. Häufig wurden auch Lehrkräfte aus dem Deutschen Reiche, wie z. B. der berühmte Lehrer der Theologie Dr. Heinrich Blissemius aus Bonn, nach Prag berufen.

Deutsch war die Sprache des Hofes, die der Reichsbehörden, des Appellgerichts in Böhmen, des Lehngerichts; deutsch war die Sprache des Reiches, zu welchem Böhmen gehörte; deutsch war allgemach die Sprache des Adels und der höhern Stände geworden. Slawisch war mit ketzerisch gleichbedeutend. Kein Wunder, daß die Jesuiten, die sowol den höhern als den niedern Unterricht leiteten, die slawische Sprache nicht aus ihrem Todesschlafe erweckten.

Die erste Reform der Universität im Sinne der neuern Zeit geschah in der Theresianisch-Josephinischen Zeit, im Zeitalter des Wiederauflebens der Wissenschaften und der deutschen Sprache. Einige Zeit nach Thomasius in Halle und Buddeus in Jena, welche zuerst deutsche Vorträge gehalten und Nachahmer an verschiedenen deutschen Hohen Schulen gefunden hatten, begann man auch in Oesterreich mit der Reform der wissenschaftlichen Disciplinen auf den Universitäten.

Eine ganze Reihe von Fächern wurde dem Studium neu eingefügt. Naturwissenschaft, Chemie, Physik, Anatomie, Botanik, dann Staatsrecht, Völker-, Criminal-, Wechselrecht, deutsche Rechtsgeschichte, politische Wissenschaften, Geschichte Oesterreichs, Weltgeschichte mit ihren Hülfswissenschaften, Civilproceßordnung, Lehnrecht wurden als neue Lehrfächer vorgetragen. An die Stelle der Dictate von Jesuiten mußten deutsche approbirte Lehrbücher treten, und seit 1752 wurden die für die wiener Universität geltenden Vorschriften auch auf die prager übertragen. Diese letztere Hohe Schule stand unter der Oberleitung der wiener Studienhofcommission. So kann also erst in der Theresianisch-Josephinischen Zeit von einer wirklichen Universität in Prag die Rede sein. Die philosophische Facultät hatte zehn ordentliche Professoren, die theologische neun. Nach Aufhebung des Jesuitenordens gestalteten sich diese beiden Facultäten im Sinne moderner Wissenschaft. Die juridische Facultät nahm einen großen Aufschwung durch die Reform und Codification des bürgerlichen und des Criminalrechtes, durch die sorgsame Pflege der politischen Wissenschaften, die in Butschek, einem der besten Schüler Sonnenfels', einen tüchtigen Vertreter in Prag gefunden hatten. Karl Seybt, in Leipzig gebildet, der Vertreter der schönen Wissenschaften, war der ständige Vorstand (Director) des philosophischen Studiums. Seine ästhetischen und literarischen Vorlesungen waren von großem Einfluß, und Tomek datirt von ihnen „eine neue Epoche der Culturgeschichte". August Meißner aus Dresden war ebenso einflußreich an der prager Universität, und bei ihm kehrten so manche aus dem Kreise der deutschen Dichter und Denker ein, die Prag berührten. Mit dem Decret vom 29. Juli 1784 wurde eine neue Studienordnung eingeführt, und diese setzte durchweg an die Stelle der lateinischen die deutsche Sprache. Die czechische Sprache, längst außer aller Anwendung, als wissenschaftliches Idiom nicht zu gebrauchen, im Verkehr der höhern Stände selten geworden, ohne Literatur, ohne Buchhandel, als wissenschaftliches Medium seit Jahrhunderten nicht verwendet, war nun auch gesetzlich von der Universität ausgeschlossen und damit auch von allen niedern und mittlern Schulen!

Die Studienpläne (von 1804, 1814 und 1824), die Decrete der Kaiser Leopold, Franz und Ferdinand ließen im allgemeinen die Josephinische Einrichtung unberührt. Als im Jahre 1809 in Prag die erste technische Lehranstalt (Ständisches Polytechnikum) auf deutschem Boden gegründet wurde, ist selbstverständlich damit eine deutsche Lehranstalt geschaffen worden. Als 1848 Prag das halbe Jahrtausend des Bestandes seiner Universität vollendet hatte, fand trotz der stürmischen Zeiten diese Jubelfeier den lebhaftesten Widerhall in Deutschland. Man betrachtete immerhin die prager Universität als ein Denkmal Deutschlands und des deutschen Geisteslebens.*)

Gedachten die eigentlichen Gründer der Universität, Maria Theresia und Joseph, in Prag eine deutsche Hochschule zu gründen, und ihre Nachfolger, sie als solche zu erhalten, so ist die Neugründung der Universität, hervorgerufen durch das Jahr

*) Vgl. Guhrauer, „Die Anfänge der deutschen Universität", in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" (1878).

1848, ein Werk des Kaisers Franz Joseph und des Grafen Leo Thun, vollends eine solche Schöpfung, daß eine Slawisirung der prager Universität den Absichten ebendieser Neugründung total widersprechen muß. Jetzt erst wurde das Princip der Lehr- und Lernfreiheit auf die österreichischen Universitäten angewendet, das Institut der Privatdocenten und der Collegiengelder eingeführt, die Universitätsverfassung vollkommen derjenigen der deutschen Universitäten gleichgemacht, und die österreichischen Universitäten fügten sich auf diese Weise vollständig in den Rahmen der deutschen Universitäten als Glieder ein. Nun begann ein lebhafter Austausch von Lehrkräften; zahlreiche hervorragende Lehrkräfte wurden aus Deutschland, zumeist aus dem katholischen, doch auch Protestanten, berufen. Die prager Universität, selbstverständlich deutsch, hatte vorzügliche Lehrer und große Anziehung; die Studien blühten unter Curtius und Schleicher, Schulte, Brinz, Herbst, Esmarch, Geyer, Mischler, Höfler, dem Zoologen Friedrich Stein u. a. Zahlreiche Studirende und Aerzte besuchten, wie die wiener, so die prager Universität (Gräfe u. a.), die anderthalb Jahrzehnte lang, von 1850—65, eine segensreiche Thätigkeit entfalten konnte, unbeirrt von nationalen Streitigkeiten. Man ging öfters zu Gunsten czechischer Docenten von den Habilitationsnormen ab, wie z. B. zu Gunsten des Historikers Tomek und des Archäologen Vocel; man sah dem und jenem den Doctortitel nach, wie den slawischen Philologen Hattala und Kvicala; der czechische Historiker Gindely erhielt von der Regierung ein Stipendium und die Gelegenheit, mehrere Jahre im Auslande in Archiven zuzubringen, um bei seiner Heimkehr von der Realschule an die Universität zu gelangen. Schon am 24. Oct. 1864 wurde von ministerieller Seite der Grundsatz ausgesprochen, daß die Fähigkeit zum Vortrage in czechischer Sprache bei gleicher wissenschaftlicher Befähigung einen Vorzug für das Lehramt begründe. In dieser Weise kamen die Deutschen den Czechen entgegen, allerdings konnten sie nicht auch eine czechische Wissenschaft produciren.

Mußte man aber und muß man nicht noch heute, trotzdem die Regierungen Belcredi und Hohenwart der Welt einige czechische Universitätsprofessoren schenkten, später gegen das Eindringen der Czechen in die Hallen der Wissenschaft gerechtes Mistrauen hegen, wenn man sah und sieht, wie ein Volksstamm, welcher keiner großen Culturnation angehört, keine Literatur besitzt, nicht eine einzige nennenswerthe Leistung auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie oder Medicin aufzuweisen hat, sich von seinen politischen Wortführern und Agitatoren aufschwatzen läßt, daß er durchaus eine Universität besitzen müsse? Muß es nicht in hohem Grade bedenklich erscheinen, daß eine gelehrte Gesellschaft, zumeist aus Nichtlehrern, wie die Königlich Böhmische gelehrte Gesellschaft, den Anspruch erhebt, Vormund der Universität zu sein, und der Facultät das Recht jeder wissenschaftlichen Corporation rauben will, über die Fähigkeit von Docenten zu entscheiden? Welche Achtung vor fremdem Rechte, vor der Autonomie der Universität! Als diese Usurpation nicht gelang, entfesselte man einen Adressensturm unter den Doctoren, praktischen Aerzten und Advocaten gegen das deutsche Professorencollegium und wollte diesem die Verwaltung der Universität entreißen. Wenn man sieht, wie Dinge, die aus sich selbst und durch sich selbst entstehen sollen, durch Terrorismus, durch Pöbelscenen, durch Geschichtsfälschungen mit Hülfe der nationalen Presse künstlich

erzeugt werden, wenn man ewig das Verlangen hört, daß von Regierungs wegen eine Cultur geschaffen werden solle, da kann man wol über die Berechtigung aller dieser Bestrebungen nicht im Zweifel sein. Man hat Studirende in der Tschamara und mit dem Ziskastock drohend den deutschen Professoren begegnen sehen. Man hat vor Jahren nach dem Erscheinen der Höfler'schen Schrift über Johannes Huß den Verfasser derselben, als er das Katheder betrat, insultirt; schwere Holzstücke flogen im Hörsaale umher, Tagelöhner wurden gedungen, um den Höllenlärm von außen zu unterstützen. In die Säle des deutschen Casinos wurden während der Festreden der deutschen Professoren Pflastersteine geschleudert; dem Professor Linker bereitete man aus Anlaß einer die deutschen Siege feiernden lateinischen Gelegenheitsdichtung Demonstrationen schlimmster Art, und als der Kunsthistoriker Woltmann in seinen Abhandlungen über die Kunst in Prag mit dem Ernste kritischer Forschung die czechische Mythologie in der Kunstgeschichte zerstörte, da machte sich sofort gegen ihn ein Sturm der Agitation geltend. Czechische Zeitungen denuncirten den Gelehrten als einen Verräther an Böhmen, als einen Fremdling, der den „sauer erworbenen Steuergulden des böhmischen Volkes verzehre". So spricht immer und immer wieder die Leidenschaft über wissenschaftliche Dinge. Welchen Ernst soll man aber czechischen Gelehrten zumuthen, wenn die czechische Archäologie beweist, daß, was die classischen Historiker Roms und Griechenlands von deutschen Stämmen sagen, sich alles, alles auf die Slawen beziehe? Wenn ein anderer czechischer Gelehrter die Slawen von den Hellenen abstammen läßt, wenn man sich gelegentlich erinnert, daß der Nachweis geliefert ist, daß das großczechische Nationalepos, die „Königinhofer Handschrift", eine bewußte Fälschung ist? Was läßt sich von einer solchen Wissenschaft und Lehre erwarten, von einer Lehre, die sich erst ihre Terminologie schaffen muß und eigentlich nur eine Sprachübung genannt zu werden verdient?

Wenn Haß und Leidenschaft die Geister einmal so weit verwirrt, daß diese der Wissenschaft nicht mehr die Ehre anthun und das Recht werden lassen, das ihr gebührt, dann ist es Zeit, in Dingen, die keine Versöhnung gestatten, ernst und entschieden sich ablehnend zu verhalten. Am 2. März 1880 erklärten die czechischen Alumnen des erzbischöflichen Seminars, daß sie nun und nimmer die Legenden beim Mittagstische deutsch verlesen würden; diese Erklärung gaben sie ihrem Vorstande, dem Professor der Theologie Dr. Bauer, einem Czechen und Wortführer der czechischen Partei, gegenüber ab. Nicht der priesterliche Gehorsam, nicht die strenge Kirchenzucht, nicht einmal die Achtung vor dem Cardinal-Fürsterzbischof hielt die jungen Priester von einem Exceß ab. Wie einstmals die Rebellen zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, zogen 61 czechische Theologen auf den Hradschin vor den erzbischöflichen Palast, und „der Freund der czechischen Nation", der „Primas von Böhmen", sah sich genöthigt, insoweit zu capituliren, daß er gestattete, czechisch, lateinisch und auch deutsch zu lesen. In czechischen Journalen, die von den jungen rebellischen Priestern bedient wurden, waren geharnischte Artikel erschienen. Auch hier hatte die Agitation von außen ihre Nahrung erhalten.

Angesichts solcher Erscheinungen weiß man wol, was von der „Gleichberechtigung" zu halten ist. Die prager Universität würde, wenn die Forderungen des

czechischen Memorandums bewilligt würden, nur zu bald aus dem Zusammenhange der geistigen Bildung von ganz Mitteleuropa treten; sie würde selbstverständlich, losgelöst von allen übrigen deutschen Universitäten, ein vereinsamtes geistiges Leben führen, sie würde die Freizügigkeit der Studirenden aufheben, die Verbindung selbst mit den österreichischen Hohen Schulen verlieren; endlich wäre auch den Söhnen der Beamten, Militärs, Richter die Möglichkeit genommen, die Universität mit dem Aufenthalte ihrer Familie zu wechseln. Der Centralverwaltung wäre es unmöglich gemacht, Lehrkräfte ihre Plätze vertauschen zu lassen oder ausgezeichnete Lehrkräfte kleinerer Provinzen an die größte Provinziallehranstalt zu befördern.

Den czechischen Agitatoren wäre dann wol ein Genüge geschehen, ihnen, welche gesättigt von deutscher Bildung den Kampf für ihre Nationalität leicht führen können. Aber die Inferiorität der czechischen Bildung würde den Beamten, Richtern, Lehrern, Aerzten und Geistlichen bald zum Bewußtsein kommen, ihnen materiell das Feld ihrer Erwerbsthätigkeit sehr verengern, und das Land würde dann, nur zu bald auf einen niedern Culturrang herabsinkend, die Folgen solcher nationalen Excesse bitter empfinden. Die Czechen sind ein slawischer Völkersplitter, zwischen Preußen, Sachsen, Baiern, Ober- und Niederösterreich eingekeilt, durch ihre deutschen Landsleute in Böhmen mit dem Deutschen Reiche und mit dem Herzen der Monarchie verbunden. Das moderne Verkehrsleben bringt sie unvermeidlich in innigen, stets wachsenden Verkehr mit dem Deutschen Reiche. Wollten sie sich diesem Culturzwange entziehen, sie würden über Böhmen die Barbarei herbeiführen.

Wer Wissenschaft treibt und lehrt, muß einen großen Sprachschatz vorfinden, eine Literatur seines Faches, und das Gefühl haben, einer großen Culturnation anzugehören, unter der Controle einer großen, weitausgebreiteten, strengen Kritik zu stehen, nicht der erste oder einzige seines Faches zu sein. Die empfehlende Anzeige politischer Zeitungen oder eines einzigen Fachjournals ersetzt nicht das richtende Forum einer großen Nation. Welcher ernste Mann der Wissenschaft wird sich auf seine Landsmannschaft, auf die Kameradschaft, auf die Parteidisciplin verlassen und unter deren Schutz sich stellen wollen? Einem strebsamen, berufstreuen Gelehrten wird stets der Drang innewohnen, sich vor einem großen Publikum vernehmen zu lassen, sein Licht nicht unter den nationalen Scheffel zu stellen, ebenso wie es ernsten Studirenden darum zu thun sein müßte, nicht irgendeinem schülerhaften Lehrer, der von seiner nationalen Gesinnung, von seiner Fertigkeit in der czechischen Sprache seinen Rechtstitel auf die Lehrkanzel herleitet, folgen zu müssen. Die Czechen selbst verlangen keine selbständige czechische Universität, in dem Bewußtsein, daß sie eine solche nicht besetzen könnten. Was sie wollen, ist in ihrem Memorandum ausgesprochen: sie wollen die Czechisirung der jetzigen prager Universität, zunächst daß eine Reihe ihrer politischen Anhänger und nationalen Apostel die Lehrkanzeln besteigen. Sie wollen czechische Lehrer für die mittlern Schulen in großen Massen zum Czechisiren der Schulen aussenden, Geistliche und namentlich Beamte für den czechischen Zukunftsstaat ausbilden. Die jetzigen deutschen Professoren wären auf den Aussterbeetat gesetzt und den täglich

in den czechischen Zeitungen proscribirten „Preußen-Deutschen" das Dasein so unerträglich gemacht, daß sie die Flucht ergreifen müßten.

Schon 1866 hatte Rieger mit 72 Genossen auf dem prager Landtage den Antrag auf Durchführung der Gleichberechtigung an der prager Universität gestellt, und 1871 wiederholte sich dasselbe Verlangen. Immer fand, trotz einzelner Zugeständnisse, die Forderung ihre Grenze an der Staatsnothwendigkeit, an dem höhern Culturzwecke, an den Bedürfnissen des Staates. Die Staatsverwaltung unter Stremayr hatte die wissenschaftlichen Interessen im Auge, deshalb ließ sie es sich besonders angelegen sein, vorzügliche Lehrkräfte aus Deutschland nach Prag zu berufen, und so erlebte Prag noch eine Nachblüte. Bedeutende Institute wurden geschaffen, um nach jeder Richtung hin die Wissenschaft zu Ehren zu bringen und durch sie versöhnend zu wirken. Sollten denn diese Bestrebungen alle verloren sein? Welche Perspective für die Zukunft: czechische Studenten als Hörer der czechischen Professoren, deutsche als Hörer der deutschen Professoren! Zwei nationale Curien, zwei nationale Heerlager, einander fortgesetzt gegenüber! Welche Objectivität bei Prüfung der Leistungen der Studirenden ist da zu erwarten, welche Strenge bei Habilitationen, bei Berufungen, wo es gelten wird, eine Stimme, einen Streiter mehr für das nationale Lager zu gewinnen!

Die Deutschen stehen nunmehr in der Gefechtslinie, sie protestiren gegen die czechischen Vorschläge; sie heben mit Nachdruck hervor, daß die verlangten rigorosen und Habilitationsacte in czechischer Sprache dem Organismus sämmtlicher österreichischer Universitäten entgegen seien, welcher, um Einseitigkeit, Ungerechtigkeit u. dgl. zu verhüten, das Ergebniß der Prüfungen und Acte von dem Gesammturtheil der Facultät oder Commission abhängig macht, daß durch eine derartige Neuerung eine neue Generation auf die Universität käme, die von deutscher Wissenschaft nichts wüßte und sich somit auch in einen kläglichen Gegensatz zu den jetzt an der Universität befindlichen czechischen Professoren stellte, die es für keinen Eintrag an ihrer Nationalität ansahen, sich mit deutscher Wissenschaft zu befreunden, vor deutschen Professoren ihre Examina abzulegen. Die Tendenz der Czechen ist aber sehr klar darauf gerichtet, eine neue czechische Generation von Docenten zu gewinnen, dann diese durch einfache Creditforderungen im Budget und mittels der Staatsgewalt zu Professoren zu machen, die deutschen Privatdocenten dadurch von der Universität, wo ihre Stellung aussichtslos und unhaltbar würde, zu entfernen, den deutschen Nachwuchs abzuschneiden, durch die neuen Professoren Debatten in czechischer Sprache in die Professorensitzungen einzuführen, sodaß die Universität binnen wenigen Jahren den Czechen als reife Frucht zufiele. Vor allem aber wollen sie den Zuzug von deutschen Professoren aus dem Reiche unmöglich machen. Um der Eventualität vorzubeugen, daß die Lebensader der deutschen Bildung den fast dritthalb Millionen zählenden Deutschen Böhmens unterbunden würde, um die Czechisirung der Universität zu verhindern, um dem ewigen Kriege im Lehrkörper und in den Hörsälen, um dem moralischen und wissenschaftlichen Ruin des Deutschthums vorzubeugen, erklären sich sowol die deutschen Facultätsdenkschriften wie auch das Gegenmemorandum der deutsch-böhmischen Abgeordneten für die

Trennung der Universität, beziehungsweise für die Errichtung einer neuen czechischen Universität.

Wie sich die Staatsverwaltung dazu stellen wird, ist leicht abzusehen. Sie wird erschrecken vor den ungeheuern Kosten; denn es handelt sich nicht blos um die Errichtung einiger Lehrkanzeln und um die Besoldung einiger Lehrkräfte, sondern um den ganzen ungeheuern Apparat, der mit den Laboratorien, Kliniken, Instituten u. s. w. verbunden ist. Der Streit wird übrigens auch dann noch fortdauern und sich erneuern bei jeder Dotation, bei jedem Neubau, bei jedem Institut. Man wird schließlich um die Kranken und um das klinische Material kämpfen. Zwei Universitäten in einer Stadt sind ein Unding! Eine utraquistische Universität ist nichts anderes! Bis 1863 war der Zustand an dem prager Polytechnikum ähnlich dem jetzigen an der prager Universität. Man hat damals den Utraquismus eingeführt, für jeden Gegenstand Lehrkanzeln in beiden Sprachen errichtet und diesen Vorgang als im Geiste der Versöhnung bezeichnet. Die Technik verfiel, das Maß der Ansprüche wurde geringer gestellt, die Anstalt sank unter das wissenschaftliche Niveau herab. Fünf Jahre später gelangte man zur Trennung der Lehranstalten, und Prag erfreut (?) sich jetzt zweier technischer Hochschulen.

Ob zunächst die czechische Forderung des Utraquismus erfüllt wird, oder gleich der zweite Schritt, die von den Deutschen beantragte Trennung, geschieht, es ist dasselbe. Der Utraquismus muß unfehlbar die Trennung nach sich ziehen. Aber weder der eine noch der andere Schritt ist nöthig, wenn die Staatsverwaltung sich ihrer Tradition, der Zwecke und Ziele des Staates bewußt bleibt und alle jene Forderungen niederhält, die darauf ausgehen, die Leidenschaft in Dingen der Wissenschaft und des Unterrichts zu Worte kommen zu lassen, eine geistige Verarmung über das Land zu bringen und im Zeitalter großer internationaler Vereinigungen, erhöhten Verkehrslebens ein exclusives nationales geistiges Leben zu etabliren. Das berechtigte Streben der Czechen, soweit es ein solches genannt werden kann, ist vielfach berücksichtigt worden. Im Sommer 1879 wurden 6 theologische, 15 juristische, 8 medicinische und 30 philosophische, im ganzen 59 Collegien in mehrern hundert Stunden die Woche in czechischer Sprache vorgetragen. Eine wahre Invasion czechischer Mittelschullehrer wirft sich auf die Lehranstalten auch deutscher Zunge; die Prüfungscommissionen für das Gymnasial- und Realschulamt stehen unter dem Präsidium zweier Czechen, des Professors Tomek und des Geologen Koristka, der die czechische Declaration seinerzeit unterschrieben hat! Mit Ausnahme des Bibliothekars hat die Universitätsbibliothek nur czechische Beamte. Nicht mit Unrecht hat man den Czechen zugerufen, sich zu bescheiden, man hat ihnen das Beispiel vorgeführt, wie die Deutschen in der Blütezeit der Kaisermacht und der deutschen Dichtkunst keine selbständige Universität besaßen, wie sie willig 200 Jahre nach Bologna und Paris zogen, weil sie die höhere wissenschaftliche Cultur der Romanen anerkannten, wie sie bis in das 18. Jahrhundert hinein die lateinische Sprache als Unterrichtssprache gelten ließen. So wird es denn auch nicht zu viel verlangt sein, daß die Czechen der prager Universität den vorwiegend deutschen Charakter belassen. Die Sprache der prager Universität ist die Staatssprache von Oester-

reich, die Sprache der Dynastie, die Sprache der Armee, die Sprache einer großen Culturnation von mehr als 40 Millionen Köpfen, deren Geistesschätze dem czechischen Volke doch nicht überflüssig sind. Sowenig die lateinische Sprache als Unterrichtssprache in ganz Deutschland das Volk entnationalisirt hat, sowenig Engländer, Italiener, Russen, Türken, Spanier und Deutsche Anstand nehmen, sich der französischen Sprache als der Sprache des diplomatischen Verkehrs zu bedienen, sowenig sollte das Häuflein von Czechen es als eine Bevorzugung der deutschen Nationalität ansehen, wenn 1000 czechische Studirende für ihre höchste wissenschaftliche Ausbildung sich der deutschen Sprache bedienen. Die Gleichberechtigung in diesen Dingen ist, wie die égalité des Socialismus, ein Unding; sie findet glücklicherweise ihre Grenze an der natürlichen Ungleichheit.

Cyprische Reisestudien.

Von

Max Ohnefalsch-Richter.

II.

Ueber Dali und Tremithoussa nach Aschia.

An einem der ersten Septembertage des Jahres 1878 war es, als ich meine erste Reise nach dem Landesinnern antrat. Nach dem idalischen Bergwalde zog es mich, von dem die Alten mit solcher Begeisterung schreiben, nach dem heiligen Hain, in dem Adonis mit seiner Geliebten so gern ruhte, nach dem alten Idalion, wo die Adonien mit großem Glanz und Pomp gefeiert wurden.

Da die Hitze noch groß, brach ich zur Nachtzeit auf und ritt in nordwestlicher Richtung auf das heutige Dali zu. Mich begleitete ein Dragoman, den mir der liebenswürdige italienische Consul Magni, zugleich unser damaliger deutscher Vertreter, mitgab. Wenn doch nur alle Reiseschriftsteller sich poetische Uebertreibungen abgewöhnen wollten! Wie ganz anders hatte ich mir Cypern auch nach den neuesten Schilderungen, wie z. B. nach denen Franz von Löher's, vorgestellt!

So weit das Auge reichte, sah ich nichts als ödes Land, kahle Berge, Distelfelder nah und fern. Kaum unterbrachen hier und dort malerische Schluchten und Felshänge die wüste Monotonie der Landschaft. Nur dann und wann ließ sich ein Ziegen- oder Schafhirt mit seiner Heerde sehen, der auf seinem πιδιαύλι (Abkürzung für πιδιαύλιον), der Flöte, blies; nur einige Rothjacken, eine englische Militärstafette zu Pferde, einige Proviantkarren bewegten sich von Dali her, wo damals der Commandant der englischen Truppen, General Payn, sein Hauptquartier hatte. Das einzige recht Erfreuliche war mir der große Reichthum an Vögeln. Rebhühner lockten in großer Zahl, als der Morgen anbrach, und Tausende und aber Tausende von Lerchen schwangen sich in den lichten Aether empor.

Während mich mein Maulthier in schnellem Paßgang weiter trug, fand ich Muße, über die topographisch-geognostischen Verhältnisse, die Entstehungsgeschichte der Insel nachzudenken. Unter den Mittelmeerinseln weisen nur Sardinien, Sicilien und Kreta größere Dimensionen als Cypern auf. Nach Thomas Graves beträgt des Eilandes Umfang 83,5 geographische Meilen mit 172,97 geographische Meilen Flächenraum. Die Alten verglichen die Gestalt der Insel mit einem ausgebreiteten Schafvlies oder Rindsfell. Franz von Löher, der immer sehr poetisch ist, sah

in der Inſelform ganz deutlich einen Schinken; ſein Schinkenbein iſt die nach dem Hafen von Alexandretta ſich vorſchiebende Karpaſiſche Landzunge. Wenn ich die neueſten, beſten Karten (die, nebenbei bemerkt, immer noch unvollkommen ſind, ſelbſt die neueſte von Kiepert*]) zur Hand nehme, da muß ich geſtehen, daß der Vergleich der Alten, wie ihn uns Agathemeros in ſeiner „Geographie" (I, 5) überliefert hat, der bezeichnendſte iſt. Einem ausgebreiteten Fell gleicht die Inſel am meiſten. Strabo gibt ihre Länge auf 1400 Stadien, die Breite auf 608 Stadien, den Umfang auf 3420 Stadien an. Das ſtimmt ganz auffallend mit Thomas Graves' Zahlen, nach welchem die größte Inſellänge 30,27 geographiſche Meilen, die größte Breite 12,8 ausmacht.

Wie Strabo bereits ziemlich richtige Werthe für die Inſelgröße aufſtellte, ſo hat auch Plinius („Historia naturalis", II, 204) eine ſpäter oft angezweifelte richtige Anſicht ausgeſprochen, wenn er meint, daß Cypern einſt mit Syrien in Verbindung ſtand. Bekanntlich hemmen auch die ſchmalſten Meerengen die Verbreitung gewiſſer Thier- und Pflanzenſpecies. Die Conchylien, Algen und andere niedere Organismen geben da nicht zu unterſchätzende Fingerzeige. Da nun viele andere Repräſentanten der Fauna und Flora (zumal Land- und Süßwaſſerconchylien) neben Syrien und deſſen Anlande nur Cypern zur Heimat haben, iſt jene Plinius'ſche Angabe, wenn nicht wiſſenſchaftlich erwieſen, ſo doch ſehr wahrſcheinlich gemacht. Vorher hatten ſchon große Umwälzungen und Stürme ſtattgefunden. Hornblende und Dioritgeſteine, alſo pyrogene Bildungen, ſetzen der Inſel inneres Gerippe und Knochengerüſt zuſammen. Erſt mochten getrennt voneinander, als zwei Inſeln gleichſam, die Nordkette im Norden und das Troodosmaſſengebirge im Südweſten aus dem Meere aufgeſtiegen ſein. Die Erdmaſſe thürmte ſich durch vulkaniſche Kräfte immer höher auf, bis zu 6000 Fuß vielleicht und mehr, und die Nordkette wird ſich dann weit über das Sanct-Andreascap hinaus bis nach Syrien fortgeſetzt haben. Dann fanden maritime Ablagerungen und Abſätze ſtatt, das Meer ging zurück; die zwei Gebirgsſyſteme traten durch zwiſchengelagerte Ebenen in Communication. Später erfolgte wiederum eine Senkung; die Nordkette riß am Cap Sanct-Andrea ab, trennte ſich von Syrien, und Cypern wurde zur Inſel.

Zwiſchen beiden Gebirgsgruppen dehnt ſich nun die große Ebene Meſaurea, Meſaria (ἡ Μεσαρέα, Μασαριά), d. h. das Land zwiſchen den Bergen (Μέσα Γοριά), aus. Das Troodosgebirge, mehr rein plutoniſcher Natur, weiſt Hornblende, Diorite, Aphanite auf, iſt jedoch an verſchiedenen Stellen, zumal auf Wurzeln und Ausläufern, mit neptuniſchen Bildungen bedeckt. Im Gegenſatz dazu wird die Nordkette von einem breccienartigen Kalkſtein, dem Jurakalk ähnlich, gebildet.

Wie begreiflich, gruppiren ſich um die Gebirgsſyſteme Flüſſe und Quellen. Beſtändig waſſergefüllte Flußbetten exiſtiren auf Cypern nicht. Ueberhaupt charakteriſiren heute Waſſerarmuth und ein heißes, leicht Fieber erregendes Klima ohne reguläre feuchte Niederſchläge das Land.

---

*) Kiepert war nie auf Cypern. Er verlegte die Karte, welche von Dr. Schröder ſtammt.

Kurz vor Dali, das wir nach mehr als dreistündigem Ritt vor uns liegen sahen, steckten englische Ingenieure gerade die Straße nach Mathiati ab (dem spätern englischen Lagerplatze, der aber auch wieder im Frühjahre 1879 mit Platres, nördlich von Limassol, vertauscht wurde). Nur an einer Stelle stießen wir auf eine kleine dürftige Quelle. Da blühten oder grünten auch gleich Oleander, Lorber und Myrten. Ein einsamer Balsambaum (Balsamodendron Myrrha Ehrenb.) erhob seine Krone. Da gedachte ich der alten Mythenwelt; hier sproßte nicht nur zum ersten mal die Myrte unter dem Tritte Aphroditens, hier wuchs zum ersten mal der Balsambaum.*) Nach einem altcyprischen Mythus hat Kinyras auf Cypern mit seiner Gemahlin Keuchreïs die Myrrha (äolisch Smyrna) gezeugt. Weil Myrrha sich schöner als die goldlockige Liebesgöttin dünkt, rächt sich die letztere, indem sie ihr eine unselige Liebe zu ihrem Vater einflößt. Sie gibt sich dem Vater hin, der bei einer Fremden zu schlafen glaubt. Aphrodite hat nun ihre Rachlust gestillt, empfindet Mitleid und verwandelt die Myrrha in einen Balsambaum, aus dem von da an das köstliche Myrrhenharz quillt. Aus dem Baume wurde Adonis geboren, der, wie Kinyras, Liebling und Geliebter der Aphrodite wurde. Mit Myrrhenharz beschenkten auch die Weisen aus dem Morgenlande nach der Bibel das Christuskind. Eine andere gleichfalls in Arabien einheimische Myrrhenart, Balsamodendron Gileadense Kth., liefert den Mekkabalsam.

In dem Thalkessel von Dali angelangt, ritten wir durch einen Weingarten. Das war der erste Baumwuchs, den wir antrafen. Sanfte Kalkhöhen stiegen links und rechts auf. Wie in Palästina, Syrien, Griechenland, ist die edel geborene Rebe dem Unkraut gleich hier dazu verurtheilt, auf der Erde ohne jede Stütze herumzukriechen ihr Leben lang. Die Bauern waren mit der Weinlese beschäftigt. Sie traten hier den Wein mit den Füßen aus. Pressen kennt man nicht. Aus den Rückständen wird ein mit Anis und Mastix versetzter Branntwein [Raki auf Türkisch, oder Mastica auf Italienisch von den Eingeborenen genannt**)] gebrannt. Der Schwarzwein unterscheidet sich von dem Commanderiawein, dem eigentlichen Cyperwein, lediglich durch die Behandlung. Meist werden beide aus derselben Traube gemacht. Die Insulaner wissen die Rebensorten nicht zu unterscheiden. Ich zählte in einem Weingarten gegen zwanzig verschiedene Sorten. Jedoch kommt in größerer Ausdehnung eine besondere Traubenart vor, eine rothe Traube mit kleinen länglichen Beeren. Die Güte des Commanderiaweines beruht aber fast allein und ausschließlich einerseits auf der Lage und dem Klima, andererseits auf der Behandlung. Cyprische Reben wurden nach Frankreich, Oesterreich, Italien, auch an unsern Vater Rhein versetzt; nirgends bewährte sich der cyprische Weinstock, nirgends konnte man Commanderiawein, Cyperwein, herstellen. Als ich ins Dorf einritt, sah ich Einwohner auf den platten Dächern ihrer erdgebauten Häuser

*) Ich folge der griechischen Anschauung, obwol des Balsambaumes eigentliches Heimatland Aegypten ist.

**) Ich kann nur wiederholen, daß die moderne cyprische Mundart, obwol ein neugriechischer Dialekt, von Fremdwörtern wimmelt, die aus andern Sprachen entnommen sind.

an der Arbeit; sie breiteten das für die Commanderiaweinfabrikation bestimmte Traubenmaterial aus. Wie die Alten, bewahren sie auf dem Lande den Wein in irdenen Krügen von 2—300 Liter Gehalt auf. Nur in einzelnen Städten, in Larnaka und Limassol, bei einzelnen Weingroßhändlern und Großgrundbesitzern findet man Fässer. Eigentliche Straßen existiren auf Cypern nicht, die zwischen Larnaka und Levkosia ausgenommen. Die Saumpfade, die einzigen Verbindungen zwischen den Ortschaften, werden von des Menschen Fuß, von der Thiere Huf getreten. Deshalb kann der Wein nur vermittels Lastthieren und Weinschläuchen durch die Insel transportirt werden. Die Weinschläuche, Askos oder Mudur genannt, sind aus Ziegenfellen zusammengenäht und mit Pech ausgegossen, sodaß der Wein darin einen Zwitterbeigeschmack nach Pech und Ziegen annimmt. Doch verliert sich nach 6—9 Monaten in irdenen Krügen oder hölzernen Fässern der uns Europäern so unangenehme Beigeschmack. Den besten Wein macht man in der Gegend nördlich von Limassol, in dem Gebirgsdistrict des Troodos. Dort wächst noch der bouquet- und aromareichste Wein der Insel. Jeder Weinfabrikant und Weinbauer weiß, daß sich Bouquet auf Kosten des Zuckers bildet, und umgekehrt daß des Südens heißere Sonne einen süßern, aber bouquetärmern Rebensaft auskocht. Cyperwein wird nie Rhein- und Bordeauxweine ersetzen können; er wird in Europa unvermischt, nicht mit andern leichten Weinen verschnitten, stets nur als Dessertwein und als Curiosum in kleinen Quantitäten genossen werden.

Die Ebene von Dali zählt heute noch zu den fruchtbarern der Insel. Hier gedeihen Baumwolle und Mais; in den Gärten reifen Granaten, Feigen und Gemüse. Aber doch wie erbärmlich, wie staubbedeckt, wie wenig beschattet stellt sich heute Dali dar! Um wie viel reicher ist heute Süditalien, die Terra di Lavoro, Neapels Umgebungen, die Paludi auf Torre del Greco, und nun gar die sorrentiner Hochebene! Auf Cypern lernt man bescheiden sein und sich mit wenigem begnügen. Dahin ist bis auf den letzten Baum Idalions heiliger Wald, der sich einst bis nach Salamis hin erstreckte; dahin ist der Myrtenhain, der das Heiligthum der Göttin umschloß, dahin ist der Tempel selbst. Schutt und Staub heute, wo einst pulsirendes Leben und Reichthum war! Nicht einmal Ruinen von Belang mahnen an einstige Pracht und Herrlichkeit.

Es würde mich zu weit von meinem Thema eines knappen Culturgemäldes abführen, wollte ich alle die Statuen und Statuetten, Vasen und Gläser, Münzen, Geräthe und Inschriften erwähnen, die als in Dali gefunden in den Museumskatalogen und archäologischen Abhandlungen figuriren. Auch gestattet mir der Raum nicht, bei der cyprischen Ausgrabungsgeschichte länger zu verweilen. Ab und zu werde ich ein Wort darüber bringen. Wer sich eingehender orientiren will, lese in der französischen „Revue des deux Mondes“ (1878 und 1879) die vortrefflichen Aufsätze von M. George Perrot nach.

Wissenschaft, Sprache und Geschichtsforschung verdanken dem Platze Dali gar viel. Ich begnüge mich, zwei Hauptfunde ausführlicher zu erwähnen, die beide von dem damaligen englischen Viceconsul und Director der Banque Ottomane, Hamilton Lang, gemacht wurden. Im Jahre 1869 fand er in Dali einen Tempel,

versäumte aber leider, den Plan des Bauwerkes aufzuzeichnen. Ihm war es mehr um die zahlreichen Statuetten und die originellen Münzen zu thun. Die Statuen gehörten meist der ägyptisch-griechischen Uebergangsperiode an; besonders wichtig wurden für die Numismatik seine Funde silberner Münzen unter dem Fußboden des Tempels. Es sind altcyprische Münzen mit den phantastischsten Darstellungen noch nicht gekannter Inselgegenden, versehen mit altcyprischen Buchstaben.

Der wichtigste Fund, der je auf Cypern gemacht wurde, ist der des zweisprachigen Inschriftsteines. Lang war so glücklich, ihn in Dali zu finden; dieselbe Inschrift war mit phönizischen und altcyprischen Schriftzeichen, in beiden Sprachen, abgefaßt. Bis dahin waren altcyprische Schrift und Sprache den Forschern ein ungelöstes Räthsel gewesen. Lang („Transactions of the Society of Biblical Archaeology", 1872, I, 124 fg.), und dann G. Smith und S. Birch („Transactions", I, 129 fg. und 153 fg.) fanden zuerst heraus, daß die cyprische Schrift eine syllabare und die cyprische Sprache ein griechischer Dialekt sei. Seitdem wurde ein Silbenzeichen nach dem andern gelesen, eine Dialekt- und Spracheigenthümlichkeit nach der andern entdeckt. Besonders und fast allein gebührt deutschen Männern die Ehre, das Gebäude weiter ausgebaut zu haben. J. Brandis, Moritz Schmidt, Deeke und Siegismund, L. Ahrens haben sich große Verdienste erworben. Neuerdings hat ein Leipziger, Johannes Voigt, eine sehr werthvolle Abhandlung geschrieben: „Quaestionum de Titulis Cypriis Particula" (Leipzig, 1878), und die Sache weiter gefördert. Heute sind die 54 verschiedenen Schriftzeichen alle, vielleicht das eine xe ausgenommen, richtig bestimmt.*) Es gibt Schriftzeichen wol für die Vocale allein, aber nie für die Consonanten als solche. Wir haben also ein a-e-i-o-u, ein pa-pe-pi-po-pu, aber kein p. Ebenso existirt wol das griechische πα, aber weder das φα noch das βα; Lippen-, Gaumen- und Zungenlaute gibt es nur je einen, d. h. stets verbunden mit den Vocalen (pa-pe-pi-po-pu; ka-ke-ki-ko-ku; ta-te-ti-to-tu. Die Verbindung des γ und χ mit den Vocalen existirt ebenso wenig wie die des δ und ϑ). Sehr interessant sind die Regeln, nach welchen ein Schriftzeichen stumm wird, der Vocal nicht gesprochen wird u. dgl. m. Mögen diese meine Andeutungen über altcyprische Schrift genügen.

Ich huldige mit A. H. Sayce („Transactions of the Society of Biblical Archaeology", V, 22—32) der Ansicht, daß die altcyprische Schrift und die Hieroglyphen von Hamath (heute Hamah) Schwestern von derselben Mutter sind. In der vorphönizischen Zeit hat es neben der semitischen inflexibeln Sprache eine andere flexible gegeben; vielleicht waren die Besitzer derselben die Hittiten, welche in der Hauptsache zwischen dem Euphrat und Libanon, aber auch bis zum Orontes wohnten.**) Vorher mag man sich dieser Sprache und Schrift, d. h. der Hieroglyphen, zu Hamath gefunden, allgemein in Syrien und Kleinasien bedient haben und sie auch nach Cypern gekommen sein; später nahm man dann drüben in Syrien das bequemere phönizische Alphabet und seine Schrift an, während sich auf Cypern die

*) Wer sich näher für die interessante Schrift und Sprache interessirt, den verweise ich namentlich auf die soeben citirte Abhandlung.

**) Vgl. 1 Kön., 10, 29, und 2 Kön., 7, 6.

Schrift noch bis ins Griechenthum, bis in die Zeit Alexander's des Großen hinein erhielt, obgleich die Sprache längst sich geändert, die griechische hier allgemein adoptirt war. Smith entdeckte auch Terracotten im Palast von Assurbanipal altcyprische Inschriften, Dr. Schliemann ähnliche Charaktere in den Ruinen von Hissarlik. Man vergleiche die der Sayce'schen Abhandlung beigegebene Tafel und man wird sich der Beobachtung nicht entziehen können, daß eine Reihe der altcyprischen Schriftzüge und Hieroglyphen von Hamath (die außerdem auch syllabare Zeichen waren) identisch sind, eine andere Zahl mehr oder wenig ähnlich.

Die von Lang entdeckte zweisprachige Inschrift zog aber noch durch ihren Text für die Mythologie und deren Umwandlung bei den verschiedenen Völkerschaften die lehrreichsten Consequenzen nach sich. Die phönizische Inschrift erzählt uns von einem Herrn Baalram, welcher unter der Herrschaft des Melekhaton, Königs von Kition und Idalion, dem Gott Reshep Mikal eine Statue errichtete; im altcyprischen Text nun ist aus dem phönizischen Gott Reshep Mikal ein griechisch-cyprischer amyklеischer Apollon gemacht worden. Der von Lang ausgegrabene Tempel wird, so nimmt man an, auch diesem Apollo geweiht gewesen sein. Es werden eben in Idalion die verschiedensten Tempel gestanden haben.

Nach Bochard ist auch die Abstammung des Wortes Idalion eine phönizische. Wie aus dem Reshep Mikal ein Apollo wurde, so aus der Astarte die Aphrodite. Das Wort Idalion entstand aus יד, Iad, und אלה, ela, d. h. locus Deae s. locus Veneri sacer.

Noch will ich hier der altcyprischen Glasindustrie gedenken, die auf einer selten hohen Stufe angelangt war. Die schönsten Glaswaaren wurden wieder in Dali gefunden, sodaß wir hier das Centrum der Glasfabrikation, oder wenigstens die beste Fabrik annehmen dürfen. Ich selbst sah einen hier im Jahre 1879 gefundenen Glaskopf; er ist inwendig hohl und diente als Gefäß. Dieser herrliche, schön geformte weibliche Idealkopf, aus der besten griechischen Zeit stammend, zeichnet sich außerdem durch die prachtvoll opalisirende Färbung aus. Am Halse befindet sich die Inschrift.

Dieses seltene Stück ist im Besitze eines Dr. Tschepi zu Larnaka. Dergleichen Glasköpfe sind auch auf Cypern sehr selten. Und noch ein ähnlicher männlicher Glaskopf wurde auch zu Dali gefunden und zwar von Louis Palma di Cesnola. (Jetzt im British Museum. Cesnola, „Cyprus", S. 424, Nr. 27.)

Das heutige Dorf Dali bietet sonst außer seinen fruchtbaren Gärten nicht das Geringste. In einem Bauerhause hatte sich General Payn einquartiert. Nicht eine einzige Wache war ausgestellt, Beweis genug, wie sicher sich die Engländer schon damals fühlten. Der alte stramme Militär empfing mich aufs liebenswürdigste. „Denken Sie sich, das Thermometer zeigt in meinem Zimmer noch 92° F.", sagte der General, während er mir selbst ein Glas mit Sodawasser und Bordeaux füllte. Excellenz war sehr erfreut, mich zu sehen, um so mehr, als ich ihm Grüße vom Admiral Lord John Hay überbringen konnte. Des Generals hochgewachsener Adjutant nahm mich dann beiseite, führte mich in einen verhältnißmäßig kühl und dunkel gehaltenen Raum, und da lagen verschiedene Fäßchen liesinger Bier. Da haben wir weidlich gezecht und Wien hoch leben lassen.

Auf der nördlich von Dali liegenden Höhe, einst gewiß einem Theil des idalischen Bergwaldes, besuchte ich das Zeltlager des 71. Regiments. Seltsam! Wo einst Priesterinnen und Hierodulen sich dem Dienste der Liebesgöttin weihten und Opferdüfte zum Himmel stiegen, brieten englische Rothjacken ihre unvermeidlichen Beefsteaks und tranken abwechselnd Whisky, Brandy und Cognac. Mit großer Selbstbefriedigung zeigte mir der Oberst sein indisches Zelt. Es war mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet. Da fehlte es nicht an Kommoden, an einem Divan und Toilettentisch, an eingerahmten Photographien und Bildern, an Albums, Stickereien, Andenken von zarter Hand. Wie ganz anders müssen sich da unsere deutschen Offiziere im Felde behelfen.

Ich besuchte auch die Ausgrabestellen südlich und südwestlich von Dali. Die Steine, welche die Rudimente der alten Stadtmauer ausgemacht haben sollen, die uns L. Roß beschreibt, sind längst weggeschleppt; sucht man ja vergebens heute nach den Tempelmauern und Fußböden, welche Lang erst vor zehn Jahren ausgrub!

Nachdem wir in einem Bauerhause gerastet, Brot und Eier und Wein genossen, ritten wir in scharf östlicher Richtung auf Athienu zu. Dieser Ort liegt etwa auf halbem Wege von Larnaka nach Levkosia. Unser Pfad führte uns eine Strecke an dem Dalifluß entlang, im Alterthum Satrachos genannt. Er entspringt im Troodosgebirge auf dem Berge Machera und mündet später in den größten Fluß Cyperns, den Pidias, den Pedaias der Alten. Nicht weit und nördlich von Athienu wurde im Frühjahr 1870 durch einen glücklichen Zufall Golgos oder Golgoi entdeckt. Ein Bauer fand zuerst einen Kolossalkopf von 0,84 Meter Höhe. Andrea Vondiziano, der damalige russische Consul, erhielt zuerst Kunde davon und begann mit Louis Palma di Cesnola die Ausgrabungen. Bis dahin wußte man nicht, wo Golgoi gelegen. Die einen meinten bei Dali (die kamen der Wahrheit am nächsten), andere gar bei Kuklia, Golgoi sei nur ein anderer Name für Paphos gewesen; wieder andere verlegten den Ort in den Nordosten nach dem Karpaso. Golgoi, so berichten uns die Schriftsteller des Alterthums, sei eine der ältesten (wenn nicht gar die älteste) griechischen Colonien und von den Sikyoniern gegründet. Ihr Anführer Golgos habe der Stadt seinen Namen gegeben. Ein cyprischer Mythos macht ihn zum Sohne der Aphrodite und des Adonis. Der griechische Aphroditecultus existirte nach Pausanias schon zu Golgoi, als Agapenos, von Troja kommend, in Cypern landete und Neapaphos gründete. Da aber die in Golgoi bei Athienu gefundenen Statuen der verschiedensten Kunstepochen, zumal auch der ägyptischen, assyrischen, phönizischen Zeit angehören, wird die Aussage der Alten hinfällig, als sei Golgoi erst von den Griechen gegründet worden. Wie in Dali und der Stätte des alten Idalions mahnten nichts als einige halb zugeschüttete Löcher, einige halb offene Höhlen und unscheinbare terracottene Scherben an die von Glück begünstigten Ausgraber.

Nach meinem Reiseplane wollte ich zuerst, ehe ich die heutige Inselhauptstadt, ehe ich die alten und neuen Städte an der Küste ringsum aufsuchte, mich an die Plätze der antiken Städte im Landesinnern begeben. Diesem Plane gemäß ritt ich denn noch weiter westlich nach dem Orte Tremithoussa, dem ehemaligen alten

Trimethus oder Tremithus. Ich fand ein kleines, ärmliches Dörfchen, kleiner, ärmer, baumloser als Athienu. Der Ort, so klein und arm, ist doch vielfach merkwürdig. Die alten Ortsbewohner gaben ihren Wohnsitz nach der Terebinthen-Pistacie (Pistacia Terebinthus L.) den Namen, war doch der Treminthos (τρέμινθος) einer der Lieblingsbäume der Insulaner im Alterthume, der Alten überhaupt. In dem Schatten der schön gekrönten Bäume bauten sie gern ihre Hütten, und ihrer mochten hier einst viele gestanden haben. Heute suchst du hier, gewissenhafter Tourist, die malerischen Terebinthen vergeblich! Tremithus hat im Alterthum nur eine untergeordnete Rolle gespielt, wie uns die Schriftsteller berichten; mit dem weit mächtigern Idalion stand es unter der Botmäßigkeit des kitischen Königs.

Historisch merkwürdig wurde das Oertchen im Jahre 1190, als Richard Löwenherz den wortbrüchigen Alexander Komnenos hier aufs Haupt schlug, gefangen nahm und in silbernen Fesseln (so berichten die Chronisten und Zeitgenossen) von dannen führte.

Auch in der Heiligengeschichte ist der Ort Tremithoussa berühmt. Hier soll Sanct-Spirideon, Kretas Schutzpatron, geboren und gestorben sein. Noch zeigt man in dem kleinen griechischen Kirchlein als sein Grab einen römischen Sarkophag aus der Kaiserzeit.

Neben Idalion, Trimethus, Golgoi wird von den Alten oft Tamasos genannt, das auf dem Wege von Idalion nach Soloi, westlich von Dali, so recht im Herzen der Insel lag. Ausgrabungen haben den Ort beim heutigen Dorfe Hagios Heraklidos ergeben. In seiner Nähe befanden sich reiche Kupferminen und noch heute stößt man zwischen Hagios Heraklidos und Lithrodonta auf die verlassenen Bergwerke.

Vom Dörflein Tremithoussa ging es nördlich nach dem nahen Vatili, wo wir nach einer sehr angestrengten Tagesreise zur Nachtzeit eintrafen. Wir waren an die 15 Stunden unterwegs gewesen, die Rastzeit mit eingerechnet.

Vatili ist Bezirksstadt und hat einen Mudir, d. h. einen Bezirkshauptmann. Ich besuchte den Türken tags darauf. Dabei will ich einer türkischen Sitte gedenken. Ein gern gesehener Gast erhält den Kaffee erst vorgesetzt, wenn er sich zum Weggehen anschickt, und immer zögert der Wirth, den Kaffee serviren zu lassen, um den Besuch hinzuhalten. Einem nicht gern gesehenen Gaste wird dagegen sofort der Kaffee vorgesetzt, d. h. soviel als: „Trink' deinen Kaffee und geh'!" Will der Gast die originelle Kaffeeblumensprache nicht verstehen, wird ihm ein zweiter, dritter, vierter Kaffee gebracht und so fort in infinitum, bis er sich zum Gehen bequemt. Umgekehrt verhält es sich in den griechischen Häusern Cyperns. Beim Eintreffen wird einem zuerst das Glyky, die obligate Süßigkeit, geboten und alsbald der Kaffee, ohne jene türkische Nebenbedeutung. Außerdem wird man von den Griechen, und zwar von der Frau oder Tochter vom Hause, beim Kommen und Gehen mit Weihrauch und Olivenzweigen angeräuchert aus einem kleinen Kapnistiron (καπνιστήριον), d. h. Räucherpfännchen. Oft ist es versilbert und aufs zierlichste gearbeitet.

Diese Sitte ist gegen den bösen Blick (βάσκανος ὀφθαλμός), gegen das Bösblicken (βασκανία) gerichtet. Aus demselben Grunde werden über den Hausthüren, auf Portalen und Mauern Agaven gepflanzt oder Thierschädel aufgestellt. Auch

bindet man den Kindern Münzen auf die Stirn und flicht ihnen ein kleines Zöpfchen am Vorderkopfe: alles abergläubische Bräuche gegen den bösen Blick, welche die Insulaner, seien es Griechen, Türken, Maroniten, miteinander theilen.

Wir waren in einem griechischen Hause abgestiegen, und beim Abendbrot erzählte mir denn der brave Lovisi Glykerio, mein Dragoman, noch manches lustige Stücklein von dem Aberglauben seiner Landsleute. Ich beschränke mich hier darauf, eins mitzutheilen. Viele glauben, wenn sie des Morgens einem Priester begegnen, an dem Tage Unglück zu haben: ein für die Inselgeistlichkeit nicht sehr schmeichelhafter Aberglaube. In Larnaka wohnte nun neben einem Viehhändler, der häufig über Land mußte, ein Pope. Letzterer war dem Viehhändler gram und wollte ihn foppen; deshalb zeigte er sich stets bei dessen Abreise in der Hausthür und wünschte dem Nachbar eine glückliche Reise. Darauf pflegte der Viehhändler stets schimpfend und fluchend umzukehren und seine Reise zu verschieben. So trieben es die beiden lange Zeit, bis endlich der Viehhändler mit dem Popen ein Abkommen in klingender Münze und einem Versöhnungsschmause traf. Von da an konnte der Viehhändler stets abreisen, wenn er wollte: der Popas erschien nicht mehr als unheilkündendes Zeichen im Hausthor, sondern wünschte glückliche Reise am Abend zuvor.

Die cyprischen Bauerhäuser werden wol vor 2000 und 3000 Jahren genau so wie heute gebaut worden sein. Dieselbe Moschee, welche einst das Bild des Haus- und Schutzgottes aufnahm, bewahrt heute hinter einem buntseidenen, zuweilen gestickten Vorhange das Bild der Panagia Phaneromene oder des Hagios Giorgios Mikros. Daneben stehen wol auch ein Leuchter, oder zwei, oder eine ewig brennende Lampe. Es kommt vor, daß Reichere ihre eigene Hauskapelle haben. Gewiß beruht die Hausbauart von heute auf altcyprischem Herkommen. Das Haus communicirt mit der Außenwelt oft nur durch eine Thür; innen zieht sich eine Säulenhalle um die im Viereck zur ebenen Erde gebauten Zimmer. Die Dächer neigen sich nach innen zu. Unter den Hauptwasserspeiern stehen mächtige irdene Krüge, das Regenwasser zu sammeln. Mitten im Hofe befindet sich häufig der Brunnen, umgeben zuweilen von Blumen und Ziersträuchern oder einem Nebendach. Meist versehen die geöffneten Thüren den Dienst der Fenster, und wo es Fenster gibt, fehlen doch die Glasscheiben; man öffnet und schließt die Fensterlöcher vermittels hölzerner Läden. Den Luxus einzelner Glasscheiben gestatten sich nur ausnahmsweise die Reichsten und Vornehmsten. Auch ein Obergeschoß, ein oberes Stockwerk kommt vor, ist aber dann regelmäßig nur über einige Zimmer hinweggebaut und heißt denn auch im Gegensatz zu den untern Räumen (κατώγιον) das Anagion (ἀνώγιον). Mahnen uns nicht alle diese Details an die Bauweise der Alten?

Wie die Hausmauern aus ungebrannten Erdziegeln aufgebaut sind, so bestehen die glatten Dächer zum Theil aus gleichem Material. Auf eine Reihe Latten bringt man eine Lage Schilf oder ein Palmstrohgeflecht und darauf eine mit Häckfel untermengte Lehmschicht. Wenig widerstandsfähig ist ein solches Dach, das bedarf weiter keiner Versicherung. Später sollte ich übrigens mich selbst genau davon überzeugen. Tritt der erste Winterregen ein, so wandern emsig die Hausfrauen von Haus zu Haus und sehen, wo es einregnet. Hier gilt es, ein Möbelstück zu ver-

setzen, dort die aufgehangenen Kleider. Ich lag in solch einer Regennacht im Bett und hörte mit wonnigem Gefühl es draußen regnen und stürmen. Ich war geborgen. Doch es tropft auf mein Gesicht. — Keine Täuschung! — Es tropft wieder! — Es regnet ein! — Ich wecke die Wirthsleute; wir tragen das Bett in eine andere Ecke, und bald umfängt mich erquickender Schlummer! — Da nach einer Viertelstunde wache ich wieder auf und zwar sehr plötzlich. Wie aus einer Douche der renommirtesten Schwimm- und Badeanstalt strömt das Regennaß auf mich hernieder. Wir setzten das Bett an die dritte Stelle! — Dasselbe Schicksal! — Da spanne ich resignirt meinen großen Regenschirm auf und schlafe unter ihm endlich den Schlaf des Gerechten.

Im Frühjahr, wenn alles sproßt und keimt, grünen auch die Dächer. In dem Strohhäckfel, welcher dem Lehm beigemischt ist, befinden sich viele keimfähige Körner, und diese wachsen nun alle auf, sodaß die beabsichtigte Weizensaat auf des Bauers Hause besser stehen kann als das gesäete Feld vor dem Hause. Auch Blumen siedeln sich zahlreich an. Auf meinem Hause zu Larnaka wuchsen im Frühjahr 1879 üppig nebeneinander eine reizende zartviolette Irisart und die bereits im vorigen Aufsatze erwähnte Composite Chrysantemum coronarium. Dann dringen wol auch ab und zu Pflanzen mit ihren Wurzeln und Zweigen durch die Decke ins Zimmer: so sah ich statt künstlich gemalter Blumen bei meinem Freunde, dem italienischen Consul Magni, lebendes Blumengeranke die Decke durchdringen und schmücken.

Als wir von Vatili wegritten, überreichte mir die jüngste zwölfjährige Tochter vom Hause eine aus natürlichen Blütchen gemachte künstliche Blume. Das schwarzäugige Kind hieß Andromaki (Andromache). Die Insulanerinnen wissen gar reizend Jasminblättchen auf ein zerschlitztes Dattelblatt zu reihen und wie zu einer Blumenähre zu gruppiren. Diese Sitte wanderte wie manche andere von Aegyptenland zur Insel übers Meer. Von Vatili ritten wir erst nordwestlich über den Ort Aschia. Die Cyprioten sagen: „Aschia ist ebenso berühmt durch seine Pilger (Chadschihs) wie durch seine Esel.“ Von Aschia wandern nämlich alljährlich die meisten Griechen zum Osterfest nach Jerusalem, kehren dann als Pilger (Chadschihs) heim und führen den Namen Chadschih von da an bis zu ihrem Lebensende. Wie die Türken, die einmal nach Mekka pilgerten, von der Zeit an einen grünen Turban tragen, so setzten sich die christlichen Jerusalempilger von der Zeit eine hohe schwarzblaue runde Mütze auf und nennen sie Kuruki (κουρουκί).

Aschia ist jedoch nicht minder berühmt durch seine Esel und Maulthiere. Vor dem Dorfe trieb sich eine ganze Heerde Langohren herum; es waren starkknochige, große Thiere, leider alle entsetzlich mager, beinahe so mager wie die aus Haut und Knochen bestehenden Hunde, welche wieder mit dem Cadaver eines crepirten Esels nicht zu leugnende Aehnlichkeit hatten. Es machte einen widerlichen Eindruck, die skeletähnlichen Hunde sich um ein blutiges Skelet balgen sehen. In der Dorfstraße des Orts, der wie ausgestorben schien, waren in der Höhe der Eselleiber eingemauerte, einen halben Fuß vorstehende Steine angebracht, damit sich die Thiere nicht an den Erdwänden reiben und etwa ein Haus einreißen oder schädigen. Nächst den spanischen Eseln und Maulthieren sind die cyprischen im ganzen Orient die berühmtesten.

Von Aschia ging es in westlicher Richtung der Landeshauptstadt zu. Wir befinden uns im Herzen der Mesoria, beinahe gleichweit entfernt von Levkosia und Famagusta. Aschia hat denn auch wegen seiner Lage seine geschichtliche Bedeutung. Hier fand 1570 der letzte Kriegsrath zwischen den venetianischen Commandanten der damaligen beiden Hauptplätze Nikosia und Famagusta statt, ehe Mustapha, Selim's II. Feldherr, mit seinen Türkenscharen bei Limassol landete.

Hier bei Aschia und weiter nördlich nach Levkoniko und östlich nach Trastio zu liegt die kostbarste Humuserde, oft 10 Meter und mehr hoch aufgeschichtet.

Wir befinden uns im Ueberschwemmungsgebiete des Pedias oder Pidias, des Πεδαίος des Alterthums. Seiner fruchtbaren Schlammfluten wegen, die zeitweise nach Winterregen weithin die Ebene tränken, nannten ihn die Alten auch den cyprischen Nil. Auch dieser größte Fluß der Insel entspringt in den Bergen des Machera, im Troodosgebirgstock; er nimmt von der Quelle aus zuerst eine nordöstliche Richtung bis über Levkosia, etwa eine Stunde hinaus, macht dann ein Knie und durchläuft in annähernd östlicher Richtung die weite Ebene der Mesaurea*) und mündet oberhalb Famagustas am alten Salamis und Kostantia ins Meer. Wie der Nil streut der Pidias Glück und Unglück aus, Leben und Wachsthum, Verderben und Tod. Es gibt keine Ueberschwemmung dieses Flusses, die nicht ihre Opfer an Menschen- und Thierleben gefordert hätte. Die Türken der Insel nennen den Fluß daher auch Blutfluß (Kanly Deié).

Im Jahre 1330 wurde unter Hugo III. (demselben, dem der heilige Thomas von Aquin das Buch „De Regimine Principum" widmete und der die Prämonstratenserabtei de la Paix, Bellapais erbaute), durch eine Ueberschwemmung des Pidias ein Theil der Hauptstadt Nikosia zerstört. Aber auch noch vor wenigen Jahren (zehn oder elf) stattete der Pidias der Stadt einen unwillkommenen Besuch ab. Grollend wälzte sich der Strom zum westlichen Baphothore hinein, und ich vermochte selbst noch an der Decke des Thoreingangs die Schlammspuren und Eindrücke zu erkennen, welche das Element an den weichen Kalksteinquadern zurückließ. Damals kamen in Levkosia mehrere Menschen ums Leben.

Auch die Alten wußten, wie gefährlich die Flüsse des Eilands wurden. Die Sibyllischen Orakel (IV, 140; VII, 4) weissagen für Kypros Verderben durch Fluten und Ueberschwemmungen. Doch der Segen überwiegt den Unsegen, und wenn die Fruchtbarkeit verkündenden Fluten zum ersten mal schäumend von den Bergen stürzen, da freut sich alt und jung, arm und reich, tanzt und springt und wirft sich wol auch hinein in das schmuziggelbe Naß; alles jubelt und ruft: „Katewâni o potamos"**) („Der Fluß kommt herab").

Wir ritten den Weg verlassend auf mein Verlangen bis zum Flußbett, das natürlich damals, im September, längst versiegt war, doch sollte auch im Winter

---

*) Der Cypriot sagt Mesaurea oder Messaurea.

**) Cypriotisch katewâni o potamós, neugriechisch καταβαίνει ὁ ποταμός (sprich katawâni o potamós; der Spiritus asper wird bekanntlich von Neugriechen beinahe wie der Spiritus lenis gesprochen; den h-Laut kennt der Neugrieche nicht).

darauf keine Ueberschwemmung stattfinden. Jahrelange abwechselnde Dürre und mächtige Ueberschwemmungen sind das Los der Insel. So ist 1879 ein hunger- und nothbringendes Jahr geworden.

Wie leicht wäre eine Flußregulirung in der Messaurea durchzuführen, da sich das Terrain sanft nach Famagusta hinsenkt! Wie leicht und mit wie verhältnißmäßig geringen Kosten wären Senkbecken anzulegen!*) Jetzt kommt die größte Ueberschwemmung doch nur einem Theile der Ebene zugute; dabei ergießt sich unbenutzt das Hauptwasser ins Meer. Trotzdem aber verschlämmen und versumpfen wieder ganze Flächen, weil das Wasser stagnirt. An andern Stellen wieder ist die Erde tief aufgerissen und der kostbare Humus davongeführt oder über denselben eine Kies- und Kieseldecke geworfen.

Schon als ich weiter oben vom Weinbau sprach, rügte ich die sehr primitive Bewirthschaftungsweise. Dasselbe gilt, wie man kaum zu versichern braucht, von der gesammten Landwirthschaft. Die Nationalökonomen werden schwer das cyprische Volk rubriciren können; es steht zwischen einem Nomaden- und Hirtenvolke und einem solchen, welches extensivsten Ackerbau treibt, mitteninne. Zumal in trockenen Jahren führen die Hirten mit ihren Heerden ein reines Nomadenleben; sie durchziehen die ganze Insel, sorgfältig nach den wenigen grünen Gräsern und Kräutern suchend.

Zu einer Dreifelderwirthschaft hat man es noch nicht gebracht. Das Düngen ist unbekannt (einige wenige Ausnahmen von intelligentern Wirthen und in der Nähe der größern Städte abgerechnet). Man huldigt der primitivsten Zweifelderwirthschaft, läßt das Land ein Jahr ruhen und bebaut es ein Jahr. Oft aber geschieht auch das nicht einmal. Aus Faulheit wie aus Mangel an Arbeitskräften beschränkt man sich auf die Bestellung der in der Nähe der Ortschaften gelegenen Grundstücke, sodaß dann im Frühjahr die Dörfer kreisartig von grauen Sternen und Ringen umgeben sind, wie der Mond von seinem Hofe am dunstigen Himmel. Das übrige Land aber ist und bleibt eine Wüste und sei der Boden noch so gut.

Welche klägliche Handwerkszeuge und Ackergeräthe, welche traurige Feldbestellung, welch unpraktisches Ernteverfahren und endlich welche dürftige Ausnutzung aller Früchte und landwirthschaftlichen Producte!

Sie haben zwar ein Geräth, das sie Pflug (ἄλετρον) nennen, welches aber weit besser auf cypriotisch σπλίγκα**), Nadel, hieße. Der Pflug besteht aus zwei im spitzen Winkel zueinander stehenden Balkenstücken; das längere ist direct (ohne Wage oder Stränge) an dem beiden Zugthieren gemeinschaftlich aufliegendem Joche (ζυγός) befestigt; das kürzere geht in die Erde hinein und trägt an seinem Ende eine eiserne Spitze. Eine einzige auf dieser komischen Pflugsohle in stumpfem

*) Bei der Pidiasmündung, unweit Famagustas, sieht man noch die Trümmer eines solchen, von den Venetianern angelegten Riesenbeckens. Ich sage nur die Trümmer; denn wenn des Pidias Wogen hoch gehen, so tritt auch dieser See über und sein Wasser strömt dem Meere zu.

**) Das cypriotische, sonst im Neugriechischen nicht vorkommende Dialektwort stammt aus der genuesischen und venetianischen Zeit. Dem Worte „splingka" liegt das italienische „spila" zu Grunde.

Winkel befestigte Handhabe dient zur Führung. Pflugmesser, Streichbret existiren ebenso wenig als eine Vorrichtung zum Tief- oder Seichtstellen. Dieser nadelartige Pflug wühlt den Boden nur wenige Zoll tief auf. Sind Dämmchen zur Baumwollcultur aufzufahren, so befestigt man hinter der Pflugspitze an zwei kleinen schrägen Hölzern Reisig. Das ist der ganze Apparat.

Den mit Getreide zu besäenden Ackerstücken gibt man im Frühjahr zwei Vorfurchen und säet dann auf die rauhe Furche im Herbst. Die Saatzeit beginnt mit dem September, d. h. vor dem Regen, und dauert bis in den Januar hinein während und nach dem Regen in Normaljahren. Vor der Regenzeit besäete Aecker heißen ξυρόβολα (sprich xyrovola, von βόλος, Klumpen), weil der trockene Boden große Klumpen gibt. In viele Aecker aber dringt der Pflug vor der Regenzeit gar nicht ein, so hart sind sie. Hat der Säemann, der auch zugleich Ackersmann ist, einen Streifen besäet, so ackert er ihn dann unter und befährt ihn, das Erdreich einzugleichen, mit einem dicken Bret (σάραχλον), auf das er sich selbst zur größern Beschwerung stellt. Aus letzterm Geräth hat sich offenbar die Walze entwickelt. Zu Hesiod's Zeiten können die Ackergeräthe nicht primitiver gewesen sein.

Auch von ordentlichem Ausgäten des Unkrautes ist keine Rede. Nur wenn das Unkraut gar zu sehr überhandnehmen will, gehen Weiber mit kleinen Sicheln über das Feld und hauen das ärgste ab; da pflegen sie zu sagen: „βοτανίζωμεν" („wir wollen botanisiren"). Häufig kommt es aber auch vor, und ich sollte es oft genug zu beobachten Gelegenheit haben, daß das Unkraut das Getreide ganz erstickt.

Kommt die Zeit der Ernte im April oder Mai, so schneiden die Männer das Getreide mit größern Sicheln (δρεπάνι), die Frauen mit kleinern (φασούλες). Sie binden das Getreide mit Getreideseilen zu kleinen Garben (δεμάτι); zwei bis drei Tage läßt man es trocknen, dann wird es auf Esel und Maulthiere geladen, welche, gleich wandernden Getreideschobern, die Ernte nach dem Dorfe oder vor das Dorf zu dem Dreschplatze (ἀλώνι) tragen. So ein Dreschplatz ist nicht aufgemauert oder cementirt, wie in Italien; er ist nichts als ein ebener Platz; von Tenne ist keine Rede.

Ein würdiges Seitenstück zum Pfluge ist die Dreschmaschine (δουκάνη); sie sollte Dreschschlitten heißen. Man denke sich einen Stuhlschlitten, wie man sie zu Eisfahrten im Winter benutzt; man denke sich den Fuhrmann, auf dem Stuhle sitzend, und vor den Stuhl zwei magere Ochsen oder Kühe gespannt; so hat man ein ungefähres Bild der Dreschmaschine.

Aber auf welche Weise wird das Korn aus der Aehre entfernt? Die untere Seite des Schlittens besteht aus einem Bret nach vorn kufenartig ansteigend. In ihm sind reihenweise Löcher angebracht und dieselben mit vorstehenden scharfen Meerkieseln und Quarzen ausgefüllt. Diese spitzen Steine nun zerreiben allmählich die Aehren und zerschlitzen auch zugleich das Stroh nach allen Richtungen hin. Diese urwüchsige Dreschmaschine ist also zugleich Häckselschneidemaschine. Auf Cypern hängen nicht nur die Menschen, sondern auch Ochsen, Pferde, Esel, Maulthiere am Althergebrachten mit echt orientalischem Starrsinn. Alle Versuche, bessere Dreschmaschinen und Häckselschneidemaschinen einzuführen, scheiterten bisher an dem

Eigensinn der Thiere; sie wollen nur den auf cyprische Weise beim Dreschen gewonnenen Häcksel fressen, wenn der Strohhalm nicht nur quer, sondern auch der Länge nach zerschnitten ist. Senkrecht zur Strohhalmachse nach europäischer Art hergestellten Häcksel wollten die Thiere nun und nimmer fressen. Ist das nicht curios? Doch meine ich, eine Hungercur dürfte das Vieh schon curiren!

Auch originell ist das Reinigen und Wurfen. Sie schieben das ausgedroschene, kleingedroschene Getreide sammt Stroh und Spreu zu langen, schmalen, spitzen Haufen (σωρος) zusammen und werfen die Masse vor sich her in die Höhe. Die Hauptsache dabei muß der Wind thun, welcher die leichtern Spreu- und Strohbestandtheile weiter wegweht. Die Natur kommt dem Drescher und Reiniger vortrefflich zu Hülfe. Einmal regnet es nicht und dann weht in der betreffenden Dreschzeit, Ende Mai bis in den August hinein, immer von 10 Uhr morgens an ein geeigneter Wind. Zu diesem primitiven Wurfen des Getreides bedienen sie sich wieder eines curiosen Instruments, einer Combination von Schaufel und Gabel, eine Schaufel mit Zähnen, selbstverständlich ganz von Holz, φερνόκι genannt.

Dann wird das Getreide geschüttelt und gesiebt, geschüttelt, damit die noch vorhandenen Aehrenstücke nach oben und der Mitte kommen. Dazu bedient man sich auf runde Holzrahmen gespannter Felle (κόσκινι); dasselbe Geräth benutzen sie auch wie Italiener und Spanier das Tamburin zum Aufspielen beim Tanz; nur fehlen hier die Klingbleche; sie nennen es aber, wenn sie sich seiner als Instrument bedienen, Tambutschi. Die Siebe sind entweder von Rohseide oder von Thierhäuten mit hineingebohrten Löchern verschiedener Dimension und heißen ἀρκόν (von ἄραιος, dünn).*)

Wie man sich leicht denken kann, ist das auf solche Weise gewonnene Getreide sehr unrein, zumal weil viel Unkraut mit aufläuft, mitreift. Sonst ist die Qualität des cyprischen Getreides eine vorzügliche.

Das wußten auch schon die Alten. Im Alterthum war der Reichthum Cyperns an Getreide, zumal an Weizen, gar wohl bekannt; die Stätten des Aphroditecultus waren zugleich Stätten der Getreidecultur; am gesuchtesten war der Weizen von Amathus. Meursius sagt in seinem zweiten Buche: „Excellebat vero triticum Amathusium." Nach Josephus („Jüdische Geschichte", XX, 2) hat Helena, die Königin der Adiabener, bei einer Hungersnoth in Jerusalem Getreide aus Alexandria und Kypros herbeischaffen lassen. Das Mehl war jedoch sehr dunkel (was, wie angedeutet, noch heute der Fall ist, des schlechten Reinigens wegen), und mußte mit dem weißen alexandrinischen vermischt werden; sonst aber wurde es auch damals geschätzt und gelobt, weil es sehr schmackhaft war. Auch Plinius („Historia naturalis", XVIII) beklagt sich über den schwarzen Weizen, das schwarze Brot Cyperns und sagt: „Cyprium (frumentum) fuscum est, panemque nigrum facit."

Man baut verschiedene Weizensorten an und hat auch zeitweise neue ausläu-

---

*) Eins jener vielen Beispiele für eine cyprische Dialekteigenthümlichkeit. Das ι oder αι nach einem ρ verschwindet und dafür tritt ein κ ein; auch der Accent wechselt zuweilen, und geht zuweilen auf die folgende, meist Schlußsilbe, z. B. für χωριον — χωρκόν; für πηπεριᾳ — πηπίρκα, für πομεδόρια — πομεδόρκα u. s. w.

dische Sorten mit und ohne Erfolg eingeführt. Einen häutigen, harten Weizen, der den höchsten Ertrag gibt (in guten Jahren auf gutem Boden das 20. bis 40. Korn und darüber) nennen sie μαλλουρέτι; eine im Werthe diesem nahe stehende andere vorzügliche Sorte mit langen schwarzen Spelzen heißt μαυροθέρι (von μαύρος, schwarz, und θέρος, Schnitt). Von dieser Sorte soll das beste Brot stammen. Das schlechteste Getreide wächst auf dem eisenschüssigen rothen Boden, der auf Cypern, zumal an den Küsten, große Strecken bildet; denn nicht alles ist Humus. Der Weizen nimmt auf diesem Boden einen bestimmten Charakter an; das Korn ist kleiner, runder, röther gefärbt, härter. Die Landbauern nennen ihn σιτάρι τῆς κόκκινης, wie die mit solchem Boden bedachten Dörfer κοκκινοχόργια (z. B. die Ortschaften Pimbu, Achna, Argoun, Liopetri, Xylophagu, Ormidia, Varoschia, Agianapa u. s. w.). Bei glühendrothem Sonnenuntergang kann so ein rothes Dorf, das dann buchstäblich ganz aus rother Erde aufgebaut ist, einen feenhaften Anblick gewähren.

Ich schalte hier gleich, ehe ich von den weitern Feldfrüchten rede, die vier verschiedenen, hauptsächlich von dem cyprischen Landwirth unterschiedenen Bodenarten ein. Diese Klassificirung ist eine rein praktische, und gründet sich nicht einmal auf das Verhältniß der abschlemmbaren zu den nicht abschlemmbaren Theilen.

1) Den besten Boden bezeichnet man als κάμπος, d. h. ebenes Feld. Hierher gehören der Humusboden*) der Messaurea, gewisse Kalkmergelboden, mehr oder minder fruchtbar. Zugleich ist mit dem Wort κάμπος gemeint, daß der Boden im Ueberschwemmungsgebiet des Pidias oder anderer Flüsse liege. Hier gedeihen Cerealien, Hülsenfrüchte und Baumwolle.

2) Λειβάδια (sprich Livadia, Sandboden). Ist er mit Humus an den Küsten vermischt und ist er tief gelegen, wird er zum allerfruchtbarsten Boden des Eilandes. Er eignet sich dann besonders, obwol alles auf ihm gedeiht, zum Anbau von Küchengewächsen. Der Boden bildet dann die sogenannten Meerwissem; ein recht eclatantes Beispiel fand ich am Meere bei Varoschia, heute dem Hauptort in der Provinz Famagusta. Wir werden den Ort später besuchen.

3) Τράγωνας (von τράγων, ονος, Hartland, Felsland). Weißer, kalkiger Boden, Hügelland, Höhenboden, außerhalb des Inundationsgebietes gelegen. Nur zuweilen geeignet für Cerealien; oft nur als Waldboden benutzbar, zuweilen steril.

4) Κόκκινη, die an Eisenoxydul reiche rothe Erde, die ich soeben nannte. Zuweilen, wenn der Eisengehalt nicht zu groß ist, gedeihen Cerealien; auf diesem Boden liefert zuweilen eine Ervenart (Veschia) ganz gewaltige Erträge, ein auf Cypern beliebtes Ochsenfutter. Es ist Ervum Ervilia L.

---

*) J. Ferstner machte im chemischen Laboratorium des Professors Dr. S. Redtenbacher in Wien eine genaue Analyse des cyprischen Humusbodens (beim Dorfe Peristerona entnommen), und er fand eine merkwürdige Uebereinstimmung dieser Erde mit dem Nilschlamm; nur enthält der Nilschlamm mehr Alkalien, der Humusboden von Peristerona mehr Kalk.

Von Cerealien wird in erſter Linie nicht Weizen, ſondern Gerſte gebaut, Hafer nur in ſehr geringer Quantität, und nur in der baphiſchen *) Gegend; Roggen dagegen gar nicht.

Für gewöhnlich baut man die vierzeilige Gerſte (κριθάρι), doch in manchen Gegenden noch viel ſechszeilige ('Εξάκηδον, ſprich Exakidon).

Hülſenfrüchte werden in geringer Ausdehnung gebaut, am meiſten noch die Erve (Ervum Ervilia L.) und die Linſe (Ervum Lens L.). Die Erve erwähnte ich ſoeben bei der Beſprechung des Ackerbodens.

Von größerer Wichtigkeit iſt der Anbau des Seſam (Sesamum orientale L.). Er iſt dem cypriſchen Bauer deshalb unentbehrlich, weil er die Faſten ſehr ſtreng innehält und ihm bei den magern Faſten ſelbſt der Genuß des Olivenöls verboten iſt. Da muß dann das Seſamöl herhalten, um ſeinen Salat oder ſein Gemüſe zu fetten. Das iſt geſtattet. Auch ſtellt man aus gedörrtem Seſam und Zucker eine in lange bänderartige Stangen gezogene Näſcherei dar (παξιμάδια). Auch auf verſchiedenen andern Gebäcken ſpielt der Seſam ſeine große Rolle. Ich nenne da nur das Κουλλούρι, ein brezelartig geformtes Gebäck, mit Seſam beſtreut, und dann das Γλυσταργιαῖς, ein ſcharf gebackenes Gebäck; Teigſtreifen werden gitterartig wie zu einem weiten Siebe zuſammengelegt und von andern Teigſtreifen rund abgeſchloſſen. Auch darauf ſind im Uebermaß Seſamkörner geſtreut. Aber auch in der Kirche iſt das Seſam beinahe nicht zu miſſen. Das κόλλυβα (Kollyva), welches die Griechen die Todten zu ehren bereiten, am Ikonoſtus der Altarthür nahe mit Lichtern beſteckt aufſtellen und von den Prieſtern ſegnen laſſen, enthält Seſam; in der Hauptſache beſteht es aus gequollenem Getreide, untermiſcht mit Seſam, Roſinen, Granatkörnern und Mandeln. Dieſe Kollyvaſchüſſeln ſind oft mit Roſinen, Cibeben und Granaten zu phantaſtiſchen Figuren und Bildern gruppirt.

Ich hole hier noch einiges über die Brotſorten nach. Das beſte und weißeſte Brot ſah ich ſpäter im Karpaſo, in jener, von Reiſenden ſo verſchrienen Gegend. Man leſe nur in Franz von Löher's Buche „Cypern" nach, was er dem Karpaſo alles andichtet; er war eben nie dort. Das allerweißeſte Brot wird als Geſchenk für die Kirche gebacken und iſt geſchmückt mit dem Kreuz; ſie nennen dieſe Brote ὀφράνταις, welchem Worte wol das franzöſiſche „offraude" zu Grunde liegt.

Als ich ſpäter nach Omodos und Kilani in der Provinz Limaſſol kam, lernte ich ein ſehr kräftiges Brot kennen, das gar nicht ſo übel ſchmeckt. Das Volk gab ihm den Namen καξιμάδια τοῦ ἐργάτη, Zwieback des Arbeiters. Es wird aus Mehl, Bohnen und Erbſen und nur in erwähnter Gegend bereitet.

Flache Kuchen ohne Hefen gebacken heißen πίτταις; man taucht ſie warm in duftenden Honig, und ſo wurden ſie mir in Rhizokarpaſo, hoch oben im Karpaſo, von einem freundlichen Landpopen vorgeſetzt.

In entlegenen Gegenden mahlen ſich die Bauerfrauen auch ihren Bedarf an Mehl ſelbſt. Homer wurde in mir lebendig, als ich einſt in einem Oertchen bei Levkoſia die Hausfrau erſt das Getreide auf ihrem kleinen χειρόμυλος mahlen ſah,

---

*) Der Neugrieche ſpricht bekanntlich das π wie ein b, daß β dagegen wie ein v; nicht beta, ſondern veta, und nicht Paphos, ſondern Baphos.

ehe sie sich an das Backen der πίτταις λιθρακόπιττα begab (von λίθος, Stein, und κόπτω, ich schneide). Aber so einfach wie die Handmühlen, nur größer, sind die übrigen Mühlen, mögen sie nun mit Maulthieren (βροτόμυλος), mit Wind (ἀνεμόμυλος), Wasser (νερόμυλος), oder in einzelnen Ausnahmefällen mit Dampf (Fabrica) betrieben werden. Obwol die Dampfmühle auf Neugriechisch ἀτμόμυλος heißt, so hat der Cypriot doch vor allem, wobei heute der Dampf eine Rolle spielt, einen solchen Respect, daß er alle mit Dampf betriebene Maschinen, Mühlen u. dgl. (man trifft deren in Larnaka, Limassol und Levkosia, und auch eine im Karpaso) mit dem italienischen Worte „Fabrica" benennt.

Wie einfach sind die aus Erde aufgemauerten Backöfen. Man denke sich auf einer Untermauerung aus Erde das Viertheil einer Kugel, davor eine Nische mit dem Rauchfang nach oben, und der Backofen ist beschrieben.*)

Von Wurzelfrüchten, die zur Speise dienen, sind die Kartoffel und die Colocasia zu nennen. Die meisten der auf Cypern consumirten Kartoffeln werden von Marseille importirt, obwol sie auf Cypern in geeigneter Lage sehr gut gedeihen und auch schmackhaft sind. Die Bauern Cyperns genießen und kennen oft gar nicht die Kartoffel, dagegen die Colocasiknolle (Arum Colocasia L.). Diese Pflanze gehört mit ihrer ganzen Familie zu den herrlichsten Erscheinungen im Reiche der Blattpflanzen. Die saftgrünen, mehrere Fuß langen, zwei Fuß breiten, schön geformten, langgestielten Blätter erfreuen des Wanderers Auge. Diese Erdfrucht (wie bei der Kartoffel, ist der genießbare Theil der verbreitete Wurzelstock) soll, wie so vieles, von den Aegyptern nach der Insel gebracht sein; die Knolle hat ein ähnliches stärkemehlreiches Nährstoffverhältniß wie die Kartoffel; doch hat sie für Europäer etwas unangenehm Seifenartiges im Geschmack, was sich jedoch bei richtiger Zubereitung, dem Rösten, mildert. Wild wächst die Knolle beinahe an jeder Quelle, gleichsam als wolle sie dem durstigen Wanderer auch gleich den Trinkbecher reichen; in der That lehrten mich Eingeborene, aus einem dieser Blätter einen recht vollkommenen Trinkbecher zu formen. Die Pflanze verlangt sehr viel Wasser, und gedeiht nur, wo eine Bewässerung möglich ist. Man baut sie viel um Karpaso, aber auch an der Nordküste, beim Kloster Vasilia, nicht weit vom Cap Komakiti, und dann wieder im Süden, und auch sonst hier und da an.

Kaum kann man es glauben, wenn man, wie ich im September 1878, in der wasserleeren Ebene weiter reist und einen wahren Wüstenritt, wenn auch im kleinen, macht, daß die Insel einst das große Versuchsfeld war, auf dem die Culturpflanzen dreier Welttheile probeweise angebaut wurden und auch beinahe alle gediehen; ebenso wenig glaublich schien es, wenn man durch diese menschenleere Wüste reitet, daß auf der Insel in der Blütezeit des Alterthums 2 Mill. Menschen, in der Lusignan'schen Zeit wieder über 1 Mill. lebten. Jetzt scheint mir die Einwohnerzahl von 200000, welche man meist anzugeben pflegt, viel zu hoch gegriffen. Man hält es nicht für möglich, wenn man vergeblich einen endlich aufgefundenen Hirten nach einem Trunk Wasser fragt, daß zeitweise noch heute Cypern ein großer Frucht- und Blumengarten sein kann. Ja Cypern war von jeher aller

*) Er heißt auf cypriotisch φοῦρνος, vom italienischen forno, auf neugriechisch κλίβανος.

erdenklichen Culturgewächse Versuchsstation, und periodenweise verdrängte als Hauptbodenfrucht die eine die andere. So gab es für Cypern eine Zeit des Zuckerrohrs, dann eine der Weinrebe, dann die des Krapps, und jetzt, da dessen Anbau daniederliegt, scheint die Rebe wieder zu Ehren kommen zu wollen.

L. Roß sah noch bei Kolossi, im Süden der Insel, Zuckerrohr angebaut, als er das Land 1845 durchreiste. In der Nähe, nicht weit vom heutigen Kuklia, sieht man noch die Ruinen eines Aquäducts, der eine Zuckerfabrik speiste. Unter den Lusignans gehörte der Zucker zu den wichtigsten Ausfuhr- und Handelsartikeln Cypern. Das Raffiniren des Γλυκοκάλαμος fand auf sehr primitive Weise vermittels des Zuckerpulvers, einer schmuzig-pulverigen Masse, statt: eine Reinigungsweise, die noch heute in Aegypten üblich.

Nach dem Zuckerrohr florirte der Weinbau, dessen ich weiter oben gedacht; aber dann kam plötzlich das „Goldkraut", wie man sich auszudrücken pflegte, die Baumwollstaude. Auch deren Anbau datirt viele Jahrhunderte zurück. Wir besitzen Documente aus dem 14. Jahrhundert, welche Verordnungen, die Baumwollernte betreffend, enthalten. Im 16. Jahrhundert, ehe Sultan Selim's Scharen den Halbmond auf der Insel aufpflanzten, hatte die um sich greifende Baumwollcultur die Cerealiencultur bedeutend verdrängt. Unter den Venetianern führte man 30000 Ballen aus, jetzt kaum 3000. Doch gibt es heute noch einzelne Orte, welche, wasserreich, den Baumwollanbau mit Vortheil pflegen: so der quellenreichste Inselort Kythrea, von dem wir noch weiter unten reden werden.

Man cultivirt zwei Baumwollsorten: cypriotische und amerikanische; letztere Sorte verdrängt immer mehr die erstere, weil sie einen qualitativ wie quantitativ höhern Ertrag liefert, und sich die Samenkerne leichter von der Baumwolle lösen, eine Reinigung also ungleich leichter vorzunehmen ist. Die cyprische Art hat dagegen für sich, daß sich die Samenkapseln gleichzeitiger öffnen, die Blütezeit eine weit kürzere ist; auch hält die Baumwolle fester an der Kapsel und wird vom Winde weniger leicht entführt; Momente, die für die Praxis nicht zu unterschätzen sind, wenn man die durch die amerikanische Sorte erschwerte Arbeit und das wiederholte Rufen der Zehntpächter, deren nicht pünktliches Erscheinen und den eventuellen Verlust durch Winde in Rechnung zieht. Eine andere Besteuerungsweise könnte da großen Nutzen schaffen.

Der Krappanbau (Rubia tinctorum L.), welcher noch im Jahre 1856 so florirte, als Unger und Kotschy die Insel bereisten, liegt heute ganz danieder. Ihn traf das gleiche Schicksal mit dem noch berühmtern smyrnaer Krapp (Bakiri). Man fand nämlich plötzlich in Frankreich ein Surrogat für die färbende Krappwurzel, welche die vielen Fes der Muselmanen ebenso schön roth färbt.

Taback (Nicotiana Tabacum L.) gedeiht vortrefflich auf der Insel; Klima und Boden sind ganz dazu angethan, und doch wird er in einer kaum in Betracht zu ziehenden Menge angebaut. Nur verstohlen wagt man dort, wo keine Spürangen hindringen, in versteckten Winkeln eines mauerumgebenen Gartens eine Kleinigkeit für den eigenen Bedarf anzubauen. Herrlichen Taback sollte ich in Rhizokarpaso wachsen sehen und das vorjährige getrocknete Blatt in meiner Pfeife schmecken. Die Qualität läßt nichts zu wünschen übrig und muß einen Tabackgourmand befriedigen.

Dem Tabackanbau hat eine hirnlose Gesetzgebung, in der Absicht, ihn heben zu wollen, total ruinirt. Wer Taback anbaut, und nicht in gewissem Umfange, und nicht gewisse Erträge erzielt, hat nach türkischem Recht eine hohe Strafe zu zahlen. Dies nur die eine der vielen unsinnigen Verordnungen den Taback betreffend. Möge auch darin bald die englische Regierung zum Wohle des Landes aufräumen.

Eines größern, bei der heutigen Production landwirthschaftlicher Producte wohl in Betracht zu ziehenden Anbaues erfreut sich der Hanf. Als wir durch Aschia ritten, hatte ich die Hanfbündel auf den platten Dächern zu spitzen Dächelchen aufgestellt gesehen. In wenigen Wochen oder Tagen ist der Hanf hinreichend dürr und sein Samen herabgefallen, der dann in den primitiven Oelpressen gepreßt wird. Ich vermeide, bestimmte Zahlen über die jährliche Production irgendwelcher Feld- oder Baumfrüchte oder sonstigen landwirthschaftlichen Erzeugnisse zu geben, da sie doch falsch sein würden in einem Lande, wo jede Statistik fehlt, und selbst die Zahlen über Export und Import der zahlreichen Fälschungen und Unterschleife wegen höchst irrelevante Werthe darstellen. Nur ein Mann wie Victor Graf Folliot de Crenneville mag es als politischer Agent wagen, genaue statistische Zahlen zu erfinden und in die Welt zu schicken. Es nimmt mich wunder, daß die österreichische Regierung auf ihre Kosten eine so ungenaue Schrift wie die Broschüre des Herrn Grafen publiciren konnte. Der Herr Graf, welcher nur einen Monat auf der Insel war, gibt ganz genaue statistische Zahlen, als blühe die Statistik hier seit Jahrzehnten und Jahrhunderten. Ich führe nur Ein recht eclatantes Beispiel aus der von Fehlern und Unrichtigkeiten wimmelnden Schrift an. So werden bei der Bevölkerungsstatistik 11000 unirte Griechen angeführt, während auf der ganzen Insel kein einziger unirter Grieche lebt. Er hat diese falsche Angabe mit vielen andern aus der auch sehr unzuverlässigen, aber doch noch etwas bessern Schrift des Belgiers Paridant van der Cammen*) abgeschrieben. So gibt der Herr Graf ferner eine genaue Statistik über bebautes und unbebautes Land, über Wege, Sümpfe, Seen, Flüsse u. dgl. Ich verweise alle diese Zahlen, wohin sie gehören: ins Reich der Fabeln und des Humbugs. Auch in Italien erschien von einem andern politischen Agenten, dem heute noch auf Cypern weilenden Regenten des italienischen Consulats, Viceconsul Magni**), eine Arbeit über Cypern; diese Broschüre, welche die italienische Presse durchlief und in der „Gazzetta ufficiale" auch ganz abgedruckt wurde, ist auch ein leichtes, ungenaues, und zum Theil mit falschen Angaben versehenes Schriftchen. Darin wird die ganze Insel geschildert, obwol der Autor nie die Insel bereiste, nur die nächste Umgebung von Larnaka kennt, nicht einmal in Levkosia war; doch ziehe ich die italienische Arbeit der österreichischen bei weitem vor. Manche richtige Notizen habe ich dem Italiener zur Verfügung gestellt.

Ich glaube, daß von dem ganzen Inselareal kaum der fünfte Theil unter dem Pfluge ist, und von diesem alljährlich nur wieder die Hälfte und weniger bebaut wird.

---

*) Brüssel 1874.

**) Zuerst abgedruckt in der „Revista maritima".

Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung.*)

Von

Friedrich von Baerenbach.

Die sociale Bedeutung des Eigenthums, die Wichtigkeit der jeweiligen Eigenthumsverhältnisse für die Entwickelung der Gesellschaftsordnung ist wol niemals völlig verkannt worden. Von alters her haben diejenigen, welche auch in Fragen der Politik, der Rechts- und Gesellschaftsordnung die Bedeutung des bessern Wissens und den Werth des gefestigten, sittlichen Wollens erkannten, die Einwirkung der Formen der wirthschaftlichen Thätigkeit auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse, den Zusammenhang der Entwickelung in socialer und politischer Hinsicht mit der ökonomischen Entwickelung nachzuweisen gesucht. In Anlehnung an die Erlebnisse der geschichtlichen Entwickelung, auf dem Boden ihrer Civilisation und Weltanschauung haben die Denker früherer Zeitalter diesen Zusammenhang festzustellen unternommen. Ihr Nachdenken war selbstredend auf jene Probleme gerichtet, welche in dem Gesichtskreis ihrer Cultur und ihrer Auffassung des Princips der Humanität lagen. Kein Wunder, daß mit der ungemein bedeutsamen Erweiterung jenes Gesichtskreises auch die Ziele gewachsen und die Fragestellungen andere geworden sind. Mit der großartigen Umgestaltung der Weltanschauungen sowie der von neuen Principien gesprengten Formen der Cultur und der Humanität vollzog sich, wenn auch auf jahrhundertelangen Umwegen und im Kampf gegen schwer zu überwindende Hindernisse, die Umgestaltung der Eigenthumsordnungen, um in weiterer Entwickelung die Umgestaltung der Eigenthumsarten und des Eigenthumsbegriffs hervorzurufen.

Konnte der vielseitigste Denker, der für die Geschichte bedeutungsvollste Philosoph des Alterthums die Vertretung der Lehre übernehmen, daß der Mensch vermöge seines Wesens nicht sowol Eigenthum haben müsse, als vielmehr unter gegebenen Umständen selbst Eigenthum sein könne, daß also neben andern Eigenthumskategorien auch Menschen mit Nothwendigkeit als Eigenthumsgegenstände zugelassen werden müssen, so haben zwei Jahrtausende auf dem Wege großer Kämpfe gegen die ethische Zulässigkeit und menschenrechtliche Gültigkeit jener Auffassung ein gewaltiges Zeugniß abgelegt, das erst in unsern Tagen die gemeinsame Ueberzeu-

---

*) Mit Beziehung auf das Werk von Adolf Samter: „Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung“ (Jena, Fischer, 1879).

gung der civilisirten Menschheit geworden ist. Dies ist ein Beispiel unter vielen, wol das hervorstechendste Beispiel einer fundamentalen Umgestaltung der Eigenthumsordnung wie des Eigenthumsbegriffs, welche sich im langsamen Fortschritt der Civilisation und Humanität vollzogen hat.

Mit fast noch größerer Hartnäckigkeit und Zähigkeit als die Ueberzeugung von der Opportunität wie von der Nothwendigkeit und ethischen Zulässigkeit der Sklaverei, des Menscheneigenthums, hat der von den römischen Juristen aufgestellte und bis zur Höhe einseitiger Vollkommenheit entwickelte Begriff des absoluten Privateigenthums in die Rechtsordnungen wie in das Rechtsbewußtsein der civilisirten Völker einzudringen und sich in denselben, trotz aller Concessionen an die Forderungen des individuell verschiedenen Lebens der Nationen, trotz mannichfacher Verschmelzung mit den heterogenen, ja theils diametral entgegengesetzten Elementen der ursprünglichen Volksrechte, in seiner Reinheit, Starrheit und Abgeschlossenheit zu erhalten vermocht. So ist die Geschichte der neuern Zeit, vom socialökonomischen Gesichtspunkte betrachtet, im großen und ganzen die Geschichte der Fortschritte und Siege des Eigenthumsbegriffes, den das Römische Recht entwickelt und auf die Rechtsordnung und das Rechtsbewußtsein der modernen Culturvölker übertragen hat, sowie einer diesem Begriffe correspondirenden modernen Eigenthumsordnung.

Das Leben ist zwar bei den einzelnen Culturvölkern vielfach den Definitionen und der subtilen Casuistik der Vertreter des reinen Römischen Rechtes vorangeeilt und hat sowol den specifischen Bedingungen und Forderungen nationaler Entwicklung als auch allgemeinen Culturansprüchen in mancher Hinsicht Rechnung getragen. Aber der nachhaltige und entscheidende Einfluß der römischen Rechtsbegriffe und Institutionen konnte durch Abweichungen und Ausnahmen, welche nur die Regel bestätigten, nicht paralysirt werden. Unter dem Banne einer zugleich mit ausgebildeten Institutionen überkommenen juristischen Denkweise hat man sich gewöhnt, selbst diejenigen Gestaltungen, welche in dem bewunderungswürdigen Bau des Römischen Rechtes gar nicht oder nur in beiläufiger Weise bedacht sind, unter dem Gesichtspunkte des römischen Rechtsbegriffes zu betrachten, auch auf diejenigen Eigenthumsformen, welche im Römischen Recht fehlen oder eine rudimentäre Existenz fristen, die Theorie des reinen und absoluten römischen Privateigenthums anzuwenden.

Die Macht der mit dem Anspruch auf bedingungslose Richtigkeit bekleideten Ideenassociationen hat sich nicht verleugnet. Es war für die Dialektik der Juristen und Gesetzgeber ein Leichtes, gestützt auf die gemeinhin verbreiteten Ansichten, alles Eigenthum unter den Gesichtspunkt des römischen Privateigenthums zu bringen. Vielleicht mehr als jede andere erklärt diese Erwägung, in welcher Richtung der Einfluß der in der Schule des Römischen Rechtes disciplinirten Rechtsauffassungen die Gestaltung der modernen Gesellschafts- und Rechtsordnung in ihren allgemeinen Grundzügen bestimmen konnte.

Die juristischen Denkgewohnheiten der vorangegangenen Zeitalter haben sich auch durch die Stürme und Nachwehen der Französischen Revolution hinübergerettet. Der Kern des römischen Rechtssystems ist trotz der Veränderung der politischen

Physiognomie der europäischen Gesellschaft unversehrt geblieben. Ja diese politischen Umgestaltungen haben das ökonomische Princip der römischen Juristen nur befestigt, den völligen Sieg desselben entschieden.

Es blieb einer spätern Zeit vorbehalten, den Skepticismus zu Worte kommen zu lassen, die Berechtigung des römischen Princips des absoluten und unbeschränkten Privateigenthums zum Gegenstande der Kritik zu machen. Die Pionniere des französischen Socialismus begannen diese Arbeit. Doctrinäre Uebertreibungen, aufreizende, den Boden der Wirklichkeit verlassende Theorien, phantastische Experimente schlossen sich an. Die humanitären Postulate und Weltverbesserungsgedanken eines Saint-Simon, eines Comte, die Paradoxa und theoretischen Querköpfigkeiten eines Proudhon wurden die Signale einer größern Bewegung, deren normalere Symptome in den Kämpfen der englischen Arbeiterklasse um Verbesserung ihrer Lebensbedingungen zu Tage traten. In Theorie und Praxis hat diese Bewegung seither immer weitere Kreise gezogen. Einige deutsche Schüler der Hegel'schen Philosophie haben das zweischneidige Schwert der Hegel'schen Methode ergriffen, um mittels einer ebenso scharfen als falschen Dialektik Feld um Feld für die revolutionäre Forderung einer Umwälzung des Culturbodens der modernen Gesellschaftsverbände zu erobern, um die Leidenschaften für das Mittel zur Erreichung eines Zweckes zu gewinnen, dessen Wesenheit näher darzustellen und zu erklären diese Theoretiker wohlweislich unterlassen haben.

Weitblickende Staatsmänner haben die Nothwendigkeit eingesehen, sich über die Wurzeln und Ziele dieser Entwickelung zu unterrichten. Die Wissenschaft hat die große und schwere Aufgabe übernommen, den Zusammenhang der verschiedenen Fäden aufzudecken. In mancher Beziehung sind auf diesem Gebiete die sogenannten deutschen Kathedersocialisten andern Forschern vorangegangen und haben, wenn sie auch zuweilen Mittel und Zwecke verkannten, dem Wachsen der Einsicht in die Thatsachen manchen Dienst geleistet. Nicht nur für die theoretische, auch für die praktische Entwickelung sind die statistischen und socialgeschichtlichen Arbeiten deutscher Schriftsteller bedeutungsvoll geworden.

Wir müssen darauf verzichten, ihre Namen und Werke hier zu nennen. Eine Berücksichtigung derselben gehört in den Rahmen einer größern kritischen Betrachtung der Socialwissenschaften in der Gegenwart. Eine solche hätte die Anfänge einer großen Culturarbeit, welche von der Wissenschaft ausgeht, darzustellen.

Unsere Aufmerksamkeit ist hier nur auf die eine Aufgabe gerichtet, welche in ihrer Ganzheit bisher kaum gestellt, geschweige denn in umfassender Weise ausgeführt worden ist, eine Aufgabe, deren richtige Ausführung die Ueberwindung der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der römischen Rechtsauffassung involvirt. Es handelte sich angesichts der bedeutsamen und werthvollen Einzelforschungen, angesichts der historischen und methodologischen Arbeiten, angesichts der schlechthin destructiven und im argen Sinne tendenziösen Kritik der agitatorischen Socialisten um die Anfänge einer positiven Leistung, kurz darum, an die Stelle der Formen, in welche sich das moderne Rechtsbewußtsein nicht wohl zwängen läßt, neue zu setzen, welche sich diesem Rechtsbewußtsein anschmiegen und wenigstens

als eine brauchbare Uebergangshypothese bis zur Entdeckung eines vollkommener entsprechenden Princips dienen könnten. Eine bisher vernachlässigte und unausführbar scheinende Aufgabe von fundamentaler Bedeutung mußte in Angriff genommen werden, und zwar indem das Ganze derselben ins Auge gefaßt, nicht blos ein specieller Theil von einem wahrheitswidrigen Parteistandpunkt behandelt wurde. Die Entwickelung des modernen Rechtsbewußtseins hat die socialwissenschaftliche Arbeit vor die Aufgabe gestellt, einen „neuen klaren Eigenthumsbegriff aufzustellen, der weder antik-römisch noch mittelalterlich ist, die thatsächlichen Entwickelungsstufen des Eigenthums in Betracht zu ziehen und nachzuweisen, wohin das moderne Productionssystem drängt, damit ein fester Standpunkt für die Beurtheilung der modernen Gesellschaft und der sich daraus ergebenden Forderungen gewonnen werde, sodaß sich nur noch über äußere Details, nicht über den Standpunkt in den Einzelgebieten streiten läßt".

An diese Aufgabe, welche ein auf dem Gebiet der Socialwissenschaft hervorragender Gelehrter Adolf Wagner, angeregt, ist Adolf Samter in seinem neuesten Werke: „Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung", herangetreten, nachdem er schon in frühern Werken einzelne Theile der zu leistenden Arbeit ausgeführt hat.

Es will in der That jede Arbeit auf diesem ebenso heikeln als schwierigen Gebiete als Glied einer nach einem innern Gesetze fortschreitenden Reihe, als Stufe einer Entwickelung betrachtet werden, welche tiefe Furchen in dem Bewußtsein der denkenden Zeitgenossen hinterlassen muß, welche von Schritt zu Schritt Wegzeiger aufstellt, die auf die Ziele der modernen Rechtsentwickelung hinweisen. Allerdings sind hier auch verfehlte Versuche, ja selbst verwerfliche Lösungsversuche oft von ernstlicher Bedeutung, sofern sie einen „unabweisbaren Zwang" auf das Denken der Zeitgenossen ausüben, der Sorglosigkeit und dem naiven laisser-faire zu entsagen, die Fragen, welche die Entwickelung stellt, mit allem Ernst ins Auge zu fassen, die Kräfte des Gedankens und das beste Wollen zur gründlichen Untersuchung und Lösung der Probleme aufzubieten, deren Lösung für die Lebensordnung civilisirter Gemeinschaften bedeutungsvoll sein muß. Das ist der große Gesichtspunkt, unter welchem die socialgeschichtlichen und statistischen Forschungen des Jahrhunderts, die Arbeiten nüchterner und objectiver Forscher wie die systematisirten Postulate und Utopien der idealistischen Heißsporne und der hochstrebenden Dialektiker der Leidenschaften auf das Ziel hinweisen, die richtige Formel und die realisirbaren Formen für die Principien zu finden, welche im modernen Rechtsbewußtsein als klare und dunkle Postulate enthalten sind, welche in größerm oder geringerm Maße die allgemeine Richtung der lebendigen Rechtsbildung bestimmen, wie sehr diese auch sonst unter dem Bann und Einfluß der römischen Rechtsauffassung stehen mag.

Dieses Ziel hat Emile de Laveleye mit seinem Werke: „De la propriété et ses formes primitives"*), zum Bewußtsein gebracht. Denselben allgemeinen Reformgedanken haben Adolf Wagner und A. E. F. Schäffle nach wissenschaftlichen Methoden

*) „Das Ureigenthum", von Emile de Laveleye. Autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben und vervollständigt von K. Bücher (Leipzig, Brockhaus, 1879).

entwickelt. Wenn diese und andere Schriftsteller von speciellen Gesichtspunkten auf einzelnen für den theoretischen Zweck abgegrenzten Sondergebieten der ökonomischen Lebensordnung in den allgemeinsten Umrissen eine tiefer gehende Lösung des Problems versuchten, versucht es Adolf Samter, die einzelnen Beziehungen des Eigenthums in ihrer Gesammtheit darzustellen und die theoretische Entwickelung einer dem modernen Rechtsbewußtsein entsprechenden Eigenthumsordnung auf einen zugleich umfassenden und präcisen, die immanenten Postulate des Rechtsbewußtseins in sich begreifenden Eigenthumsbegriff zu gründen.

Der Verfasser hat bereits in seinen frühern Arbeiten die allgemeinen und einige specielle Fragen der Eigenthumsordnung behandelt, jene in seiner „Social-Lehre" (1875), diese in seiner Schrift „Gesellschaftliches und Privat-Eigenthum als Grundlage der Socialpolitik" (1877). Dort stellte sich die Befriedigung der Bedürfnisse in der menschlichen Gesellschaft, und zwar der primären ökonomischen wie auch der geistigen und ethischen Bedürfnisse, als das fundamentale Problem der Sociallehre dar. Hier galt es, das Postulat und die socialpolitische Consequenz der „Social-Lehre", daß in der Gesellschaft Privateigenthum und gesellschaftliches Eigenthum gleichberechtigt existiren müssen, daß jedem sein Bereich, jenem vorwiegend das bewegliche, diesem in der Hauptsache und Masse das unbewegliche Eigenthum, speciell das Grundeigenthum, zugewiesen werde, theoretisch zu begründen. Die „Social-Lehre" that einen entschlossenen Schritt über die Grenzlinie der Lehre von der Production der Werthe, der Lehre vom Nationalreichthum hinaus, indem sie die Bedürfnisse der Individuen wie die Gesammtbedürfnisse der Gesellschaft in den Brennpunkt der Untersuchung rückte und auf Grund dieses anthropologischen Moments die Ableitung und Feststellung eines „Gesellschaftswerthes" der Güter versuchte. Diese anthropologische Auffassung der socialen Grundprobleme hat den auch von andern überschrittenen engen Gesichtskreis der Nationalökonomie vollends zu dem universellen der Socialwissenschaft erweitert und unzweideutig die menschlichen und gesellschaftlichen Bedürfnisse, als letzten Zweck, aller ökonomischen Thätigkeit übergeordnet.

In der That stellt sich das vorliegende Werk in seinem Kern nur als eine breitere und umfassendere Ausführung desselben Gedankengangs dar, welcher ein bedeutsames, wo nicht das bedeutsamste Endergebniß der principiellen Erörterungen in der „Social-Lehre" und zugleich der Ausgangs- und Zielpunkt der Schrift über „Gesellschaftliches und Privat-Eigenthum als Grundlage der Socialpolitik" war. Auch die rechtsgeschichtlichen und rechtsphilosophischen Ausführungen in der einleitenden Abhandlung über den Eigenthumsbegriff sind im wesentlichen in einer frühern Abhandlung des Verfassers: „Der Eigenthumsbegriff" (1878), enthalten und erscheinen nur hier noch etwas weiter ausgeführt und mit der Geschichtsdarstellung der Eigenthumsbildungen unter einem obersten Gesichtspunkte in Zusammenhang gebracht. Die frühern Arbeiten des Verfassers bezeichnen so die wesentlichsten Stadien organischen Wachsthums, welche den oben ausgesprochenen theoretischen Zweck und Grundgedanken einer neuen Eigenthumstheorie gezeitigt haben. Diesen hat Samter nun in seinem neuesten Werke als die Frucht längern

Nachdenkens und umfassender Studien über den Gegenstand in Form einer gefestigten Ueberzeugung dargestellt.

Die „Social-Lehre" war fast gleichzeitig mit dem Werke von Emile de Laveleye erschienen. Anläßlich derselben wurde mehrfach auf die Verwandtschaft der beiden selbständig entwickelten Eigenthumstheorien hingewiesen und der Punkt berührt, in welchem sich dieselben dem Gedankengange des früher erschienenen Karl Marx'schen Werkes: „Das Kapital", entgegenstellen. Später erschien Adolf Wagner's „Grundlegung", sowie der dritte Band von Schäffle's „Bau und Leben des socialen Körpers" (1878). Auch in den letztern Werken ist die Eigenthumsordnung nicht ohne innere Berührungspunkte und doch in vielfach verschiedener Weise, jedenfalls aber tiefer, umfassender und klarer, als sonst in der staatswissenschaftlichen Literatur üblich ist, behandelt worden. Ja gerade von juristischer Seite ist letzthin der Bann der Ueberlieferung gebrochen und eine tiefere Erfassung des fundamentalen Problems angestrebt worden, und zwar von einem bedeutenden Lehrer des Römischen Rechtes, von dem berühmten Verfasser des Werkes „Geist des Römischen Rechts", Rudolf von Ihering, in dessen neuerm Werke, „Der Zweck im Rechte" (Bd. 1, 1877).

Samter weist ausdrücklich auf die Werke von Schäffle, Wagner und Ihering hin und gibt damit der Erkenntlichkeit für die werthvollen Anregungen und Förderungen Ausdruck, welche er zweifelsohne aus den Arbeiten dieser ausgezeichneten Männer geschöpft hat, mag ihm auch in mancher Beziehung die volle Selbständigkeit des Gedankenganges gebühren. Jedenfalls mußten die auf die Eigenthumstheorie bezüglichen Theile der genannten Werke dazu beitragen, die im Selbstdenken gereiften Ueberzeugungen des Autors wesentlich zu bestärken und auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu drängen. Weitere Prioritätsstreitigkeiten hielt der Autor für verlorene Liebesmühe. Er sagt treffend: „Solche weltbewegende, tief in die Geschichte der Menschheit einschneidende Fragen können niemals von einzelnen, sondern nur durch gemeinsame Geistesarbeit erledigt werden."

Es handelte sich dem Verfasser zunächst darum, den Eigenthumsbegriff festzustellen und dann die verschiedenen Eigenthumsarten zweckentsprechend zu unterscheiden, „um die Materie, um welche es sich beim Eigenthum handelt, genau kennen zu lernen". Ferner muß ein historischer Rückblick auf die Eigenthumsgestaltungen der Vergangenheit das Verständniß der modernen Eigenthumsordnung vermitteln, wobei hervortreten mußte, wie die Eigenthumsgestaltung sich in fortwährendem Flusse befunden hat, und wie verkehrt die Annahme ist, daß es sich bei Eigenthumsverhältnissen um „unerschütterliche Rechtsgrundlagen" handle. Durch eine geschichtliche Skizze („denn mehr konnte füglicherweise nicht geliefert werden"!) sucht der Verfasser die Ueberzeugung zu befestigen, daß „jede Zeit ihre eigenthümliche Eigenthumsgestaltung gehabt hat, daß die Gegenwart sie auch hat, und nicht minder die Zukunft sie haben wird". Nach dieser Vorbereitung werden die Inhaber des Eigenthums betrachtet. An diese Betrachtung schließt sich die Untersuchung der Function des Eigenthums, „unterschieden nach den verschiedenen Eigenthumsarten und nach den verschiedenen Kategorien der Inhaber".

In der skizzenhaften Geschichtsdarstellung, welche nur die entwickelungsgeschichtlich

bedeutsamsten Momente hervorheben sollte, schließt sich der Autor an Autoritäten wie Mommsen, Maurer, Arnold an, bei den rechtswissenschaftlichen Auseinandersetzungen vorwiegend an Förster und Gierke, aber auch an andere Juristen und Rechtsphilosophen, welche für die Eigenthumstheorie von Belang sind. Er wollte nur „für die richtige Auffassung der Eigenthumsgestaltungen die erforderliche historische und rechtliche Grundlage" finden, um die Eigenthumsfrage einer „zweckentsprechenden Lösung" näher zu bringen. Das Gesammtresultat seiner Untersuchungen gipfelt in der Einsicht, „daß weder das Privateigenthum noch das Collectiveigenthum, und dem entsprechend weder die privatrechtliche noch die gemeinwirthschaftliche Productionsweise, Anspruch auf ausschließliche Geltung hat, daß sowol Privateigenthum, wie genossenschaftliches, wie Staats- und Gemeindeeigenthum und demgemäß sowol die privatwirthschaftliche wie die gemeinwirthschaftliche Productionsweise Existenzberechtigung haben". Bei Wagner tritt dies Resultat „mit noch weitreichender Aufrechterhaltung des Privateigenthums", bei Schäffle „mit starker Betonung der gemeinwirthschaftlichen Productionsweise" auf. Der Verfasser erstrebt im theilweisen Gegensatze zu jenen „das möglichste Gleichgewicht des Privat- und gesellschaftlichen Eigenthums". Er tritt damit einerseits in einen schroffen Gegensatz zu den Doctrinären des radicalen und revolutionären Socialismus, ganz besonders zu Karl Marx, indem er diesem auf seiner Domäne, dem Gebiete des Productiveigenthums, des Kapitals entgegentritt, nämlich in der Hauptsache privates Productiveigenthum, Kapital zuläßt und dringend fordert, wo Marx das collective Productiveigenthum urgirt, und auch in der Wahl der Mittel und Wege merklich von dem doctrinären Agitator abweicht. Andererseits constatirt der Autor mit Befriedigung die Uebereinstimmung, die zwischen seinen Resultaten und den neuern Lehrmeinungen eines Ihering besteht.

Wie der doctrinäre Socialismus mit Rücksicht auf seine Beziehungen zur Menge der Lohn-, besonders der Industriearbeiter das Productiveigenthum, so reclamirt Samter in erster Linie und in der Hauptmasse das Grundeigenthum für die Gesellschaft, wie er bereits in seiner mehrfach erwähnten Abhandlung dem Privat- und dem gesellschaftlichen Eigenthum unter diesem Gesichtspunkte je ein besonderes Hauptgebiet angewiesen hat. Immer aber tritt bei ihm die Forderung in den Vordergrund, keine der beiden Eigenthumsarten völlig verdrängen und durch die andere ersetzen zu wollen, die Unerläßlichkeit des Privateigenthums und die Nothwendigkeit eines bedeutenden Gemeineigenthums anzuerkennen, schließlich ihre thatsächlich bereits in einem gewissen Umfange vorhandene Coexistenz auch wissenschaftlich zu begründen und für die Fortbildung des genossenschaftlichen wie des Staats- und Gemeindeeigenthums einzutreten.

Es ist nicht unsere Absicht, an dieser Stelle auf die interessanten und in mancher Beziehung bedeutsamen Einzelheiten des groß angelegten Werkes einzugehen. Es sollte vielmehr nur auf den Zusammenhang desselben mit dem großen Ganzen der socialwissenschaftlichen Arbeit hingewiesen, der Zweck und der Grundgedanke des Werkes und das Verhältniß desselben zu den bedeutenden Erscheinungen desselben Gebietes, zu den bemerkenswerthesten Versuchen einer neuen Eigenthumstheorie dargestellt und auf die Ausgangs- und Zielpunkte der geleisteten Arbeit hingeleitet

werden. Die nähere Angabe des Inhalts, Zustimmung und Einwendungen in einzelnen Punkten müssen einer ausführlichern Behandlung und der Kritik in Fachzeitschriften überlassen bleiben. Es handelt sich zunächst nicht darum, eine vorbereitende Einführung in die Details zu bieten oder gar durch Resumirung der Resultate die Lektüre des Werkes zu ersparen, sondern nur darum, dasselbe mittels einer kurzen Angabe und Erläuterung des Grundgedankens dem Nachdenken, dem Studium und der Kritik der Zeitgenossen, welchen die großen Probleme des gesellschaftlichen Lebens am Herzen liegen, zu empfehlen.

Es wäre ein Leichtes, die ausgezeichneten Ausführungen des Autors über die ökonomische Organisation der modernen Gesellschaft, über die Rolle des Leih- und des Productiveigenthums, über das genossenschaftliche Eigenthum auf seinen Abstufungen von der stillen Gesellschaft und der Commanditgesellschaft bis zum Staats- und Gemeindeeigenthum, über die Wege einer gedeihlichen Entwickelung des letztern im einzelnen zu würdigen oder einzelne stilistische Mängel und Flüchtigkeiten, die breite und wiederholungsreiche Schreibweise des Autors anzufechten. Es scheint uns aber eine wichtigere literarische und sociale Pflicht zu sein, Lob und Tadel im einzelnen zu verschieben oder andern zu überlassen, um den bedeutsamen Versuchen des Autors durch nachdrücklichen Hinweis die Theilnahme der Zeitgenossen zu sichern.

Gedichte

von

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Beatrice.

Oft frag' ich mich: wenn wiederum im Leben
Mit mir vereint, du wandeltest hienieden,
Wärst du alsdann noch mit dem Freund zufrieden,
Mit seinem Thun und Lassen, seinem Streben?

Dürft' ich wie sonst dir weihen ohne Beben,
Was mir seitdem geschenkt die Piëriden,
Und frei, durch keinen Bann von dir geschieden,
Den Blick empor zu deiner Reinheit heben?

Wie Engeldienst auf meinem Pilgergange
Erschien, Geliebte, mir dein stilles Walten;
Nun wandl' ich unstet, thatlos oft und bange.

O hätt' ich Dante's heil'ge Kraft erhalten,
Sein „neues Leben", um im Meistersange
Wie er dein Bild unsterblich zu gestalten!

Ottave rime.

Was jagst du friedelos von Ort zu Ort
Dem Glück entgegen mit verhängtem Zügel?
O hüte dich, es gähnt ein Abgrund dort,
Den schauernd meidet selbst der Schwalbe Flügel.
Was suchst du Liebe draußen fort und fort,
Hinschweifend unstet über Thal und Hügel?
O Thor, du willst das All, das grenzenlose,
Und siehst am Wege nicht die Heimatrose!

Kreislauf des Lebens.

In raschem Kreislauf wechselt Glück und Leid,
Und nirgends siehst du dauerndes Bestehen:
Beängstigend ist dieses Kommen, Gehen,
Der Pendelschlag der ruhelosen Zeit.

Mir graut vor dieses Wechsels Stetigkeit:
Des Sommers Fußspur muß im Schnee verwehen,
Und die du heut im Brautgewand gesehen,
Die Flur trägt morgen schon ihr Sterbekleid.

Wann endlich tagt das Licht, das wandellose,
Dem nicht verräth'risch sich die Nacht verbündet,
Die jedes Tages dunkler Abschluß ist!

Wann naht der Lenz, wo Nachtigall und Rose
Im Kommen nicht das Scheiden schon verkündet —
Wo du, wie Gott, o Schönheit, ewig bist!

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

20. Juli 1880.

Wir leben in der Zeit der politischen Halbheit, in einer Zeit, welcher der große Zug fehlt. Daher das Zersprengen, das Zerbröckeln der mittlern politischen Parteien, daher die Unklarheit der allgemeinen europäischen Situation. Halbe Maßregeln in der innern und äußern Politik: das ist das Kennzeichen der jüngsten Epoche.

Wenn die kirchenpolitische Vorlage den Stempel dieser Halbheit schon von Haus aus trug, so gilt dies natürlich noch viel mehr von der Vorlage, wie sie aus der parlamentarischen Maschinerie bearbeitet, gestutzt und appretirt wieder zu Tage kam. Diese Vorlage ist im Grunde als eine diplomatische Maßregel zu bezeichnen; sie ist eine dem Klerus entgegengestreckte Hand, die aber gelegentlich wieder als Faust geballt werden kann. Diese „Maßregel" mußte in der Form eines Gesetzes erscheinen: Fürst Bismarck brauchte dazu die Mitwirkung der beiden Häuser des Landtages. Der ruhigen Erwägung scheint der große Apparat, welchen der Reichskanzler bei diesem Anlaß spielen ließ, kaum im Verhältniß zu stehen zu dem, was er mit diesem ganzen Aufgebot der gesetzgebenden Gewalten zu erreichen vermochte: ein schon an und für sich nach allen Seiten verclausulirter Gesetzentwurf, dessen Gültigkeit von Haus aus an eine conditio suspensiva, die Anerkennung der Anzeigepflicht seitens der Kirche, gebunden ist, wird noch dazu im Landtage so verstümmelt, daß seine Lebensfähigkeit im Grunde nur noch auf zwei wenig bedeutenden Paragraphen ruht! Und welches Aufgebot der Beredsamkeit zu diesem Zweck, welche langathmigen, schwunghaften orationes pro domo vom Ministertisch, welche Herzensergüsse der verschiedenen Parteien, welche heftigen Kriegserklärungen, welche geheimen Friedensschlüsse, welche Zugeständnisse und Compromisse, welche Spaltungen innerhalb der Parteien ... und am Schluß der Verhandlungen des Abgeordnetenhauses das Resultat, daß das Gesetz mit der melancholischen Mehrheit von vier Stimmen angenommen wird, in welcher doch nur eine sehr sanguinische Auffassung ein dem Cultusminister ertheiltes Vertrauensvotum erblicken kann.

Die dritte Berathung des kirchenpolitischen Gesetzes fand am 26. und 28. Juni statt. Noch einmal sprachen die Vertreter der Parteien, von denen die nationalliberale indeß dem Gesetzentwurfe gegenüber gänzlich gespalten war: der linke Flügel der Partei, vertreten durch den Abgeordneten Rickert, erklärte sich entschieden gegen das Gesetz und stellte sogar dem Herrn von Puttkamer ein Mistrauensvotum in optima forma aus. Schorlemer-Alst und Windthorst sprachen sich in einer Weise aus, daß die Ablehnung des Gesetzes seitens des Centrums außer Frage stand. Der erstere hob besonders hervor, daß das Centrum eine politische Partei sei, daß die politische Freiheit bei dieser Vorlage auf dem Spiele stehe, indem dieselbe weit über den monarchischen Absolutismus hinausgehe und alles

in die Hände rasch wechselnder Minister lege. Windthorst erklärte, daß die jetzt gebotene Grundlage für den Frieden nicht geeignet sei, ihn zu ermöglichen: schon der Entwurf in der von der Regierung vorgeschlagenen Fassung hätte das nicht gekonnt, da die Ausführung in die Hand eines einzigen Mannes gelegt sei. Die Vorlage fordere die Anerkennung der Anzeigepflicht: diese aber werde niemals erfolgen. Wenn die Stimmung der Regierung gegenüber der hartnäckigen Ablehnung der Vorlage seitens derjenigen Partei, zu deren Gunsten sie gemacht worden, bereits dem Centrum gegenüber eine erregte war, so fand der Cultusminister den willkommenen Anlaß, dieser Erregung freien Lauf zu lassen, als Abgeordneter Lieber aus einem italienischen Pamphlet die heftigsten Angriffe auf die Protestanten überhaupt vorlas. Herr von Putkamer sprach davon, daß diese Verlesung aus dem schamlosesten aller Pamphlete bei den Hörern Gefühle hervorrufen müßten, „die es fast bereuen lassen könnten, diese Vorlage überhaupt gemacht zu haben". Im übrigen erklärte er, daß auch die Regierung den Art. 4 nicht aufgibt; es stimmten schließlich indeß für denselben außer dem Centrum blos die Minister.

Zwischen der zweiten und dritten Lesung hatte das Compromiß zwischen den Conservativen und einem Theil der Nationalliberalen, welcher im Fache der Compromisse bereits eine große Virtuosität erlangt hat, stattgefunden. Infolge dieses Compromisses marschirten die Conservativen mit gebundener Marschroute: sie mußten den Art. 4 opfern, für den sie sich früher erklärt hatten. Dieses Compromiß warf schon in die Rede des Abgeordneten Miquel seine Schatten, die aus zwei sehr disparaten Theilen bestand: der erstere war eine ziemlich scharfe Verurtheilung des Gesetzes und der Motive, aus denen es hervorgegangen; der zweite eine warme Anerkennung einzelner Bestimmungen desselben. Der Redner der Conservativen, Abgeordneter von Rauchhaupt, gestand ein, daß sie aus dem Princip, das Möglichste zu retten, zu dem schweren Entschluß gelangt seien, ihn fallen zu lassen. Dies Princip charakterisirte Abgeordneter Virchow in scharfer Weise: „Es ist das Princip der Flüchtigen, wenn man sich in aller Eile an einen sichern Ort zu begeben sucht: das thut man nicht, wenn man den starken Staat hinter sich hat; dann begibt man sich nicht auf die Flucht und sagt: kommt her, ihr Getreuen, und schleppe jeder noch einen Artikel mit sich und wir werden sehen, was schließlich herauskommt. Wer flüchtet, läßt seine Principien weit hinter sich, und das ist die factische Situation." Im übrigen vertrat Virchow den staatsmännischen Standpunkt, der noch ein wesentlich anderer ist als der diplomatische, indem er erklärte, in einer organischen Gesetzgebung seien die Grundlagen des Friedens zu finden. „Nicht darum handelt es sich, durch diesen oder jenen einzelnen Act, durch bloße Begnadigung dieses oder jenes Mannes, durch Verkleisterung dieser oder jener Schädlichkeit Friedensverhältnisse zu gestalten, sondern durch eine organische Revision der ganzen Kirchengesetzgebung in einem für alle gleichen Recht, welchem sich die Katholiken wie die Protestanten, die Juden wie die Atheisten beugen müssen, den Frieden zu finden." In ähnlichem Sinne sagte schon Miquel: „Wir müssen organische Artikel haben zwischen Staat und Kirche, am besten für das Deutsche Reich, jedenfalls für den preußischen Staat. Und diese dürfen nicht als Kampfgesetze erscheinen, sondern als organische Gesetze, die das Verhältniß zwischen Staat und Kirche regeln. Wodurch ist der jetzige Widerstand gegen die Maigesetze theilweise entstanden? Dadurch, daß ihre Entstehungsform und Art, der Natur des Staatsmannes, von dem sie ausgingen, entsprechend, vielfach den Charakter der Kampfgesetze hatte. Wenn es gelingt, sie so zu gestalten, daß sie eine solche dauernde organische Regelung enthalten, dann wird auch das Gefühl entstehen: nun ist Friede, nun haben wir einen dauernden Zustand, der nicht von den schwankenden Verhältnissen der Politik abhängig ist."

Die entscheidende Abstimmung über das „Rückzugsgesetz" fand am 28. Juni statt; 408 Mitglieder waren anwesend. Gegen den Art. 1 stimmte das Centrum

wegen der darin enthaltenen Anzeigepflicht; er fiel durch die Mehrheit einer einzigen Stimme (198 gegen 197). Die Art. 2, 4, 7 und 11, deren Opferung diejenigen Nationalliberalen, die sich mit den Conservativen vereinigt hatten, verlangten, wurden mit großer Mehrheit abgelehnt; der ganze Entwurf in der Gestalt, welche die Abstimmung über die einzelnen Paragraphen ihm gegeben hatte, mit 206 gegen 202 Stimmen angenommen. Das war das Resultat der Compromißpolitik innerhalb des Parlaments!

Die praktischen Folgen der Annahme des Torsos mit der sehr eingeschränkten Zeitgrenze, die ihn zu einem Provisorium stempelt, bestehen nur in einer Milderung der Lage der verwaisten Diöcesen, in denen den Geistlichen eine stellvertretende Ausübung der sacramentalischen Handlungen verstattet ist, und die Aufhebung von Beschränkungen, welche den krankenpflegenden geistlichen Corporationen und ihrer verdienstlichen Wirksamkeit im Wege standen.

Am 3. Juli fand die Berathung des Gesetzentwurfes im Herrenhause statt. Im Namen der Commission erstattete Herr Adams Bericht, welcher der gesetzlichen Vorlage eine sehr sanguinische Empfehlung mit auf den Weg gab. Der Cultusminister erklärte zwar sein tiefes Bedauern, daß die Vorlage in ihrer ursprünglichen Gestalt von dem Abgeordnetenhause nicht gebilligt worden sei, aber daß die Regierung doch die werthvollen Rudera annehme, die das Abgeordnetenhaus noch übriggelassen. Offenbar erschien es dem Minister nicht opportun, wenn die Vorlage an das Abgeordnetenhaus zurückging, wo sie bei den Zufälligkeiten der Abstimmung möglicherweise noch gänzlich hätte scheitern können. Der Rest sei nur noch, meinte der Minister, ein nützliches Verwaltungsgesetz; kirchenpolitische Schritte auf dieser Basis zu thun, werde schwierig sein. Nach einer entschiedenen antirömischen Rede des Professors Dove und einigen Versuchen des frühern Justizministers Grafen Lippe, die Vorlage zurückzurevidiren in eine der ursprünglichen Fassung sich annähernde Gestalt, wurde dieselbe mit allen Verstümmelungen, wie sie aus dem Abgeordnetenhause hervorgegangen, von dem Herrenhause mit großer Mehrheit angenommen.

Auch das Verwaltungsgesetz ist nun endgültig von beiden Häusern angenommen worden: in Kraft soll es mit dem 1. April 1881 treten, aber für diejenigen Provinzen, welche noch nicht sich der neuen Kreisordnung erfreuen, erst nach der Einführung derselben.

Das Resultat der letzten Berathungen des Landtages, besonders über das Kirchengesetz, muß als eine allgemeine Verstimmung bezeichnet werden; am heftigsten spricht sich diejenige der Regierung über die ablehnende Haltung des Centrums in den officiellen Blättern aus; denn nachdem der §. 1 mit der Anzeigepflicht, die nachher nicht wieder in dem Gesetz in Frage kommt, beseitigt war, hätte das Centrum bei gutem Willen und einigem Entgegenkommen noch für den Torso des ganzen Gesetzes stimmen können. Doch dasselbe zog es vor, die ohne seine Mitwirkung errungenen Früchte nicht ohne stilles Wohlgefallen einzuheimsen, sich dabei aber die Kampfesstellung zu wahren, welche allein für die Zukunft eine neue Ernte verspricht. Eine nicht minder große Misstimmung herrscht in der nationalliberalen Partei des Landes: ein sehr einflußreicher Theil der Presse derselben erklärt, daß nach den letzten Abstimmungen jede Hoffnung auf einen Zusammenhalt der Partei geschwunden ist. Die kirchenpolitische Vorlage hat sie in zwei fast gleiche Hälften halbirt, die für und wider stimmten. Nimmt man dazu die Abstimmungen in den wirthschaftlichen Fragen, die von so großem Gewicht sind und bei dem Reichstage so bedeutsame Entscheidungen zur Folge hatten, sieht man, daß auch da jeder Zusammenhalt der Partei fehlte und auf diesem Gebiete auch für die Zukunft jede Concurrenz der scharf sich gegenüberstehenden Meinungen ausgeschlossen bleibt, so kommt man allerdings zu der Ueberzeugung, daß die Partei in ihrer jetzigen Gestalt sich überlebt hat und daß Neubildungen in unserm politischen Parteileben von

Tag zu Tag sich dringlicher nöthig machen. Wir müssen in den Acten des Reichstages und der Landtage sehr lange nachblättern, um die Seiten aufzufinden, auf denen sie von einer Vertretung des liberalen Princips seitens der nationalliberalen Partei berichten. Sie hat, auch wo sie zusammenhielt, für Ausnahmegesetze gestimmt, wenn nicht das erste mal, so doch das zweite mal, wo sie vorher scharfbetonte principielle Ueberzeugungen Opportunitätsrücksichten opferte; sie ist überhaupt einer Opportunitäts- und Compromißpolitik verfallen, welche ihren Führern den Ruf feiner Diplomatie, der Partei selbst aber bisher nicht den geringsten Vortheil gebracht und nur dazu gedient hat, ihre innere Zersetzung zu beschleunigen. Wenn man die jetzigen Parteien nicht für willkürlich zusammengebrachte, sondern für historisch gewordene erklärt und in diesem Existenzgrunde die Berechtigung ihres dauernden Bestehens sucht, so ist doch umgekehrt gerade damit auch ihre Auflösung gerechtfertigt, wenn sie ihre Mission erfüllt haben, wenn die geschichtlichen Bedingungen, die sie ins Leben riefen, aufgehört haben zu bestehen. Niemand wird der nationalliberalen Partei die großen Verdienste absprechen wollen, die sie sich um die Neuorganisation des Deutschen Reiches erworben, Verdienste, die sie vor der Fortschrittspartei voraus hat, welche ihre starr festgehaltenen Principien für das Werk der nationalen Wiedergeburt nicht in Fluß zu bringen wußte. Dafür hat diese Partei, aus der die Nationalliberalen hervorgegangen waren infolge einer Secession, die gerade durch die nationale Frage veranlaßt war, das Programm der liberalen Principien, von denen eins nach dem andern in den Händen der Nationalliberalen abbröckelte, je mehr sie sich als Realpolitiker fühlten, ohne Schwanken festgehalten. Wenn die Partei jetzt mehrere nationalliberale Sitze erobert hat, so ist dies nicht blos die Folge der Misstimmung in den Hansestädten oder einer besonders rührigen Agitation, sondern die geistigen Chancen einer Wahlcampagne für diese Partei liegen in dem Auseinanderfallen der nationalliberalen und darin, daß die öffentliche Meinung, des ewigen Pactirens müde, sich wieder nach politischen Vertretern sehnt, die eine volle und ganze Ueberzeugung in die Wagschale zu werfen haben.

Solche Wandlungen vollziehen sich allerdings nicht nach den Dictaten der Parteiblätter, in denen die verschiedenartigsten Vorschläge zur Reorganisation der liberalen Parteien, resp. der liberalen Partei als einer großen und ganzen aufgetaucht sind. Am wenigsten wohlmeinend und auch mehr von den Gegnern ausgehend sind die Anschauungen einer Neugestaltung der Partei, die auf dem Programm einer vermehrten Zersplitterung derselben beruhen. Da soll sich eine liberale Freihandelspartei zwischen die eigentlichen Nationalliberalen und den Fortschritt einschieben. Die Linke der Partei soll sich unter einem wirthschaftlichen Banner sammeln. Darin würde nur eine Schwächung des Gros der Partei liegen und eine neue Handhabe für allerlei diplomatische Experimente, Gruppirungen und Verschiebungen, an denen die jüngste parlamentarische Epoche zu ihren Ungunsten allzu reich war,

Von andern wird wieder, im schärfsten Gegensatz hierzu, die Losung des berliner Städtetages, die Bildung einer einzigen großen liberalen Partei, proclamirt, und zwar soll diese Partei alle Nuancen von der äußersten Rechten der Nationalliberalen bis zur äußersten Linken der Fortschrittspartei umfassen. Dem Einwande, daß ja dann die innern Spaltungen zu einer erweiterten Zerklüftung führen müßten, glaubt man zu begegnen mit dem Hinweis auf die erleichterte Herstellung des innern Gleichgewichts bei einer so großen Partei. Wir können uns nicht denken, daß die Treitschke, Gneist und Bennigsen unter Einer Fahne kämpfen möchten mit den Richter und Virchow. Sollte aber eine solche Partei gebildet werden, so wäre es unerläßlich, daß eine neue Wahlperiode vorausginge und in derselben es zur Losung der Parteien gemacht würde: neue Parlamentarier, neue Kräfte, neues Blut in Reichstag und Landtag. Solange diejenigen den Ton angeben, denen durch ein langes Wirken in den Parlamenten, durch allerlei Antecedentien die

Hände gebunden, die gewöhnt sind, die Parteien in Fractionen und die Fractionen in Fractiönchen zu zerlegen, solange nicht neue Kräfte mit dem Glauben an eine große einheitliche liberale Partei in die Arena treten, halten wir eine solche allumfassende Reorganisation für ein Product der mythenbildenden Phantasie.

Eher wäre eine Annäherung an dies Ideal denkbar, welche daraus hervorginge, daß die Rechte der Nationalliberalen mit Sang und Klang in das Lager der Freiconservativen überträte, von denen sie ja nur eine fließende und kaum merkliche Grenze trennt, während der übrige Theil der Partei sich dem Fortschritt anschlösse, aus dessen Schos ja die ganze Partei hervorgegangen ist und dessen Fahne mit den liberalen Principien auch ja von Haus aus über ihren Häuptern schwebt. Ohne Verlockung durch eine diplomatische Leitung wird die Selbstbesinnung auf die Grundsätze des Liberalismus leicht die Kluft überspringen, die sie von der linken Gruppe trennt, und diese selbst mit einem Element größerer Mäßigung erfüllen. So wird noch mehr, als durch Virchow's energischen und berechtigten Protest, die Anklage der diplomatischen Actenstücke und der officiellen Presse, welche von fortschrittlichen Republikanern zu sprechen lieben, entkräftet werden.

Eine halbe Maßregel wie das kirchenpolitische Gesetz ist auf dem Gebiete der äußern Politik die Entscheidung der Berliner Nachconferenz, welche auf Grundlage der Urtheile der technischen Sachverständigencommission in dem griechisch-türkischen Grenzstreite auf dem Papier und auf der Karte die endgültige Grenze zog. Europa locuta est. Doch wenn Europa, das in dieser Frage, nachdem es sich lange genug geräuspert hat, endlich das Wort ergriff, diesem Wort nicht die entscheidende That zur Seite stellt, so befinden wir uns auch hier auf dem Gebiete der halben Maßregeln. Wenn Griechenland allein im Stande wäre, sich jene Grenze zu erobern, so hätte es die genaue Grenzregulirung in Berlin nicht erst abgewartet, sondern längst das Schwert ergriffen. Auch nützt ihm die moralische Unterstützung Europas nicht, wenn es sich mit den Albanesen und Türken auf offenem Schlachtfelde oder in den Gebirgspässen herumschlagen muß. Noch ist hierin zwar nicht das letzte Wort gesprochen; die europäische Diplomatie fühlt die Nothwendigkeit, dem fait accompli am Grünen Tisch irgendeine That folgen zu lassen, die ihr moralisches Ansehen aufrecht erhält. Doch wie solle ein auf die Pforte ausgeübter Druck, eine Unterstützung Griechenlands mit Waffen und Geld zu der Bedeutung passen, welche das Ergebniß der Conferenz als ein Schiedsrichterspruch für sich in Anspruch nehmen darf, mag es immerhin als eine „Decision" bezeichnet werden, der sich zu unterwerfen Griechenland und die Pforte „eingeladen" werden. Und würden sich nicht bei thatkräftigem Eingreifen, wie England verlangte, wieder alle die Rivalitäten regen, welche erst durch den Gesammtbeschluß beseitigt zu sein schienen?

Wie man jetzt erfährt, ist dieser Beschluß gefaßt worden mit allen Stimmen gegen die Stimme Rußlands, welche den Hellenen sogar eine noch größere Gebietserweiterung zudachte, als diese selbst verlangten. Wie kommt der Staat, der neuerdings als Vorkämpfer des Panslawismus auftrat und dessen frühere Sympathien für Griechenland längst erloschen sind, auf einmal zu einer so überaus liberalen Gesinnung gegenüber den Nachkommen des Miltiades und Themistokles? Man geht wol nicht irre, wenn man in dieser russischen Freigebigkeit mit Land und Leuten, die Rußland gar nicht gehören, einen politischen Schachzug gegen Oesterreich erblickt, dessen Expansionsgelüste auf der Balkanhalbinsel Rußland ein Dorn im Auge sind. Ein mächtiges Griechenland, das gelegentlich auch nach Macedonien übergreifen werde, könnte die nach Salonichi führende gerade Linie der österreichischen Strategie und Handelspolitik am besten durchkreuzen.

Trotz dieser russischen Wohlgesinntheit verlautet am wenigsten davon, daß Rußland selbst für seinen Schützling zu den Waffen greifen oder sich in die Unkosten stürzen werde, sondern man spricht von einer maritimen Demonstration der englisch-französi-

schen Flotte, die eine Pression auf die Pforte ausüben solle. Wenig glaublich ist das Gerücht, Rußland habe Epirus und Thessalien besetzen wollen, doch sei dies an dem Widerspruch Oesterreichs gescheitert, welches auch gegen eine Intervention Italiens mit bewaffneter Truppenmacht in diesen Landtheilen protestirt habe. Daß die Pforte selbst sich den Beschlüssen der Conferenz nicht fügen wird, ist zweifellos: sie würde ja damit eingestehen, daß sie schon vor dem Erbtheilungsproceß das Vormundschaftsrecht Europas anerkennt und daß ihre Souveränetät nur eine Souveränetät von Europas Gnaden ist. Den Verzicht auf Janina wird die Pforte aus freien Stücken nie unterschreiben. Die Presse von Konstantinopel ist hierin einstimmig; wie es scheint wird der muselmanische Fanatismus bald wieder in lichten Flammen stehen und der Berliner Nachconferenz das Verdienst bleiben, den Bodensatz der orientalischen Frage von neuem aufgerührt zu haben. Die antitürkische Politik Gladstone's wird das Friedenswerk Beaconsfield's gefährden; denn die Engländer erscheinen als die eifrigsten, wo es gilt, der Türkei den Daumen aufs Auge zu setzen, während Athen seit Waddington's Amtsführung vom pariser Elysée protegirt wird. Oesterreich und Deutschland sind die Mächte, in deren Interesse es liegt, den vorgreifenden Ungestüm zu mäßigen. In der Entlassung Osman-Pascha's, des Siegers von Plewna, der einer der eifrigsten Gegner der europäischen Vormundschaft, ein fanatischer Vorkämpfer des Türkenthums ist, aus seinem hohen Staatsamte sieht man von vielen Seiten ein Zeichen, daß die Pforte in die Bahnen größerer Nachgiebigkeit einlenken werde. Doch ist an seiner Stelle ein Albanesenfreund de pur sang, Hussein-Husni, Kriegsminister geworden, und bleibt die Aussicht auf eine entgegenkommende Beantwortung der identischen Collectivnote, mit welcher Europa sie überraschen wird, eine sehr geringe, besonders wenn man die Antwort auf die letzten beiden Collectivnoten ins Auge faßt. Auf diejenige, welche Armenien betraf, antwortete die Pforte ausweichend und ungenügend; noch mehr gilt das von dem Bescheid, den sie auf die zweite betreffs der montenegrinischen Grenzfrage ertheilte. Die Pforte treffe keine Schuld, wenn Montenegro noch nicht im Besitze des ihm zugedachten Gebietes sei; sie erkläre sich für unfähig, den Gehorsam der Albanesen zu erzwingen, auch hätten sich die Montenegriner sehr ungeschickt benommen. Nun machten die Botschafter in Konstantinopel den Vorschlag, statt der von den Albanesen besetzten Gebiete von Plawa und Gusigne den Montenegrinern als Entschädigung das Küstengebiet am Dulcigno anzubieten, welches keine albanesische Bevölkerung habe. Dem Vernehmen nach soll nun aber die albanesische Liga Dulcigno besetzt haben, nachdem die türkische Garnison ausgewandert ist.

Thatsache ist, daß die Albanesen unter Waffen stehen, bereit die Weisheit des Grünen Tisches zu Schanden zu machen. Man spricht von 100000 Mann kampfgerüsteter Truppen, und zwar nicht blos der islamitischen, sondern auch der katholischen Albanesen. Sie werden gegen die Griechen und Montenegriner kämpfen. Das allein steht fest. Alle andern Gerüchte, ihre Auflehnung gegen die Herrschaft der Pforte, ihre Bereitschaft zu einem Unabhängigkeitskampfe, ihre diplomatischen Beziehungen zu Italien bedürfen der Bestätigung. Die Ermordung des Gouverneurs von Novibazar, Hassan-Pascha, durch Ejub-Bei ist von der Liga gebilligt worden: Hassan ist an seinen Wunden in Belgrad gestorben.

In Oesterreich ist das cisleithanische Cabinet neugestaltet worden und zwar zu Ungunsten der deutschen Verfassungspartei; denn diejenigen, die ihr in diesem Coalitionsministerium am nächsten standen, Stremayr, Horst und Korb, außerdem Kriegsan, sind ausgeschieden, und an ihre Stelle Dr. Dunajewski ins Finanzministerium, General Graf Wolfersheimb als Landesvertheidigungs-, Ritter von Kremer als Handels- und Baron Streit als Justizminister getreten. Der letztere gilt für einen tüchtigen Juristen, Kremer für einen gründlichen Kenner orientalischer Verhältnisse und Gegner des Föderalismus, Wolfersheimb für einen

gelehrten Militär. Es sind dies drei deutsche Fachminister, denen jeder Zusammenhang mit der Deutschen Verfassungspartei, aber auch jede schärfere prononcirte politische Farbe fehlt. Nur Dunajewski ist ein Pole von Abstammung und Gesinnung und als Finanzmann ein heftiger Gegner der Grundsteuerregulirung und Personaleinkommensteuer, welche das Ministerium des Grafen Taaffe anfangs auf sein Programm gesetzt hatte. Durch diesen Minister gewinnt das Taaffe'sche Ministerium eine der Deutschen Verfassungspartei besonders unwillkommene Färbung; doch sie selbst hat ja das Tischtuch zwischen sich und der Regierung entzweigeschnitten. Die Zersetzung der politischen Parteiverhältnisse durch die nationalen, die charakteristische Eigenthümlichkeit der innern österreichischen Politik macht inzwischen im Kaiserstaat bedenkliche Fortschritte. Am heftigsten sind auf dem prager Landtage die Parteien aufeinandergeplatzt; der deutsche Grundadel nahm eine der Regierung feindliche Stellung ein, indem er behauptete, sie habe die bei dem Compromiß gegebenen Versprechungen nicht erfüllt. Die Wahlreformvorlage der Regierung wurde mit 135 gegen 79 Stimmen abgelehnt.

In Frankreich ist noch kurz vor dem großen Nationalfeste die Amnestiefrage im Sinne der Linken erledigt, nach mancherlei Schwankungen im Verlaufe ihrer parlamentarischen Geschicke. Der ursprüngliche Entwurf der Regierung, welchen der Justizminister Cazot eingebracht hatte, fand infolge einer glänzenden Rede Gambetta's am 21. Juni Annahme in der Deputirtenkammer mit 330 gegen 140 Stimmen. Unsicher schien das Schicksal der Vorlage im Senat. In der Commission waren die Gegner der amnestie pleinière durch sechs, die Freunde derselben nur durch drei Stimmen vertreten. In der Sitzung vom 3. Juli nahm der Senat das Amendement Rozévien's an, welches der Conseilpräsident Freycinet in der Deputirtenkammer darauf für unannehmbar erklärte, weil die Ausführung seiner Bestimmungen Schwierigkeiten darbiete. In der That triumphirten die Bonapartisten schon von der Niederlage der Regierung und verlangten den Rücktritt des Cabinets. Der Commissionsantrag ließ indeß den Weg des Ausgleichs übrig. Der Beschluß der Deputirtenkammer am 7. Juli zeigte eine versöhnliche Gesinnung; die Kammer sprach die einfache volle Amnestie nicht aus; der Antrag des Senators Labielie, der auch im Commissionsbeschluß seine Stelle gefunden, verlangte, daß die von der Regierung vorgeschlagene bedingungslose Amnestie auf alle diejenigen am Communeaufstand Betheiligten Anwendung finde, welche entweder schon bisher vom Präsidenten der Republik begnadigt worden sind oder binnen drei Monaten noch begnadigt werden würden. Auf diese für den Rückzug gebaute Brücke trat der Senat . . . und das Resultat des Hinundher der parlamentarischen Verhandlungen ist das am 10. Juli veröffentlichte Amnestiedecret, nach welchem allen Personen, die wegen Theilnahme an dem Aufstande von 1870/71 und an spätern aufständischen Bewegungen verurtheilt worden sind, ihre Strafen vollständig erlassen werde. Von den ausgeschlossenen, zu Zuchthaus verurtheilten Mördern und Brandstiftern sind durch das Amendement Monnard diejenigen amnestiefähig gemacht, deren Strafe bis zum 14. Juli im Gnadenwege umgewandelt ist. Gambetta hat auf der ganzen Linie triumphirt; die Radicalen indessen schreiben den Sieg sich selbst und ihrer eigenen Agitation zu, welcher Gambetta und die Regierung nachgeben mußte. Am 14. Juli fand das große Verfassungsfest, die Einweihung der „republikanischen Republik", auf dem Platze von Longchamps statt. Deputationen aller Heeresabtheilungen waren mit ihren Fahnen vertreten. Präsident Grévy hielt die Weiherede in durchaus friedlichem Sinn, indem er in der Armee die Schule für das wahre Bürgerthum begrüßte. Ganz Paris hatte illuminirt; das Fest verlief ohne jede Störung; seine Bedeutung ist eine große: es ist die Republik, der das Heer Treue geschworen hat.

Die Austreibung der Jesuiten am 30. Juni gab in Paris und den Provinzen zu allerlei Demonstrationen Anlaß, von denen indeß keine einen ernstlichern Charakter hatte. Einige rührende Anhänglichkeitsbeweise legitimistischer Damen, energische Proteste der Ordensglieder, die nur der Gewalt weichen zu wollen erklärten, hier und dort eine angesammelte Volksmenge: das waren an jenem Tage selbst die einzigen Lebensäußerungen der auswandernden Ordensgeistlichen. Jetzt haben die Tribunale in dieser Angelegenheit Recht zu sprechen, indem viele Klagen der Jesuiten an sie gelangt sind.

In England erregt der Fall Bradlaugh einiges Interesse und hat einen gewissen lebhaften Wogenschlag der öffentlichen Meinung hervorgerufen. Dieser vorgeschrittene Liberale, der sich offen als Atheist bekennt, ersuchte, an Eidesstatt eine Loyalitätserklärung abgeben zu dürfen. Das ist bisher den Quäkern gestattet: Bradlaugh ist aber ein Angehöriger der englischen Hochkirche. Infolge seiner Eidesverweigerung schloß ihn das Unterhaus am 21. Juni aus und übergab ihn dem Gewahrsam des Sprechers. Gladstone, obgleich ein frommer Herr und Gegner von Bradlaugh's irreligiösen Anschauungen, nahm auf das entschiedenste die Partei desselben, beantragte eine in einer erregten Sitzung des Cabinets durchberathene Resolution im Unterhause, der zufolge es jedermann wie den Quäkern freistehen solle, an Stelle des Eides eine Loyalitätserklärung abzugeben. Und diese Resolution wurde im Unterhause am 1. Juli, nach Ablehnung mehrerer abschwächenden Amendements, angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ilios.

Vortrag, gehalten zur Eröffnung des Anthropologischen Congresses zu Berlin am 5. August 1880

von

Dr. Heinrich Schliemann.

Der Reisende, der mit dem Dampfboot von Konstantinopel nach Triest fährt, sieht unmittelbar vor der Mündung des Hellesponts ins Aegäische Meer zur Linken eine 4 Kilometer breite und 14 Kilometer lange flache Ebene, die auf der Westseite durch die Höhenkette des Sigeion vom Aegäischen Meere getrennt und auf der Ostseite anfänglich von den Höhen des Rhoiteion und später von einem andern tertiären Bergrücken begrenzt wird, der, von Osten kommend, sich weit in die Ebene hineinerstreckt. Der letzte Ausläufer dieses Bergrückens ist ein 50 Meter hoher, etwas über $4^1/_2$ Kilometer vom Ufer des Hellesponts entfernter Hügel, der jetzt den türkischen Namen Hissarlik, d. h. Festung, trägt, während des ganzen classischen Alterthums bis 400 Jahre n. Chr., vielleicht noch später, dem unmittelbar südlich, südöstlich und östlich davon gelegenen Ilion der aiolischen Colonie als Akropolis diente und, gleich der Homerischen Citadelle des Priamos, den geheiligten Namen Pergamos trug.

Heilige, erhabene Erinnerungen knüpfen sich an diesen Hügel, der infolge dessen fast ganz vom profanen Gebrauch ausgeschlossen wurde. Hier waren alle Tempel und Altäre der Götter, das Bouleuterion und vielleicht die Wohnungen der obern Priester. Schon in dem Homerischen Troja war die ilieische Pallas Athene die Schutzgöttin von Ilion, und hatte einen berühmten Cultus hier, und da sie, wie die Inschriften beweisen, im Rufe stand, viele Wunder zu verrichten, so bildete ihr Tempel das Ziel zahlreicher Wallfahrten aus weitester Ferne. Herodot erzählt uns, daß Xerxes auf seinem Zuge nach Griechenland (480 v. Chr.) zur Pergamos des Priamos hinaufstieg, sich hier die Ueberbleibsel vom alten Troja zeigen ließ und der ilieischen Pallas Athene 1000 Ochsen opferte. Ebenso opferte dieser Göttin hier Alexander der Große, und 550 Jahre später der Kaiser Caracalla. Auch wissen wir aus einem Briefe des Kaisers Julian, daß dieser als Prinz, im Jahre 354 oder 355 n. Chr., Ilion besuchte und sowol im Tempel der Pallas Athene als in dem Heroum des Hektor noch Opferfeuer auf den Altären sah. Auch spricht

er von den Periegeten als von professionellen Fremdenführern, sodaß kein Zweifel darüber möglich ist, daß die Wallfahrten damals noch fortdauerten. Ich glaube, nichts könnte uns einen bessern Beweis für die Berühmtheit des Cultus der ilieischen Athene geben als dieser Brief des Kaisers Julian; denn nach einem Edict vom Jahre 324, welches im Jahre 341 wiederholt wurde, war der Cultus der griechischen Götter im ganzen Orient verboten und ein Edict vom Jahre 326 hatte sogar decretirt, alle Tempel niederzubrechen.

In der That wies die Tradition des ganzen Alterthums auf das äolische Ilion als auf die Baustelle des Homerischen Troja hin. Nur zwei Stimmen erhoben sich dagegen, nämlich die der Hestiäa von Alexandria Troas und des Demetrios von Skepsis, welche behaupteten, die untere Ebene sei erst nach dem Trojanischen Kriege gebildeter Alluvialboden der Flüsse und es bliebe folglich kein Raum für die großen Thaten der Ilias. Dieser Meinung schloß sich auch Strabo an, der die Troas nie besuchte. Jedoch haben die Forschungen meines verehrten Mitarbeiters, Geheimraths Virchow, sowie die von Burnouf und Forchhammer über jeden Zweifel bewiesen, daß sich die Bodenverhältnisse der Ebene seit dem Trojanischen Kriege nicht wesentlich verändert haben können und daß eher eine Abnahme als eine Zunahme der Ufer bemerkbar ist.

Das Problem der Baustelle, ubi Troja fuit, schlief während des ganzen Mittelalters und blieb auch während der Renaissance unbeachtet. Die seltenen Reisenden, die im 16. und 17. Jahrhundert zu Schiffe die Küste der Troas entlang fuhren, sahen die riesigen Ruinen von Alexandria Troas für die Trümmer des Homerischen Troja an oder beschränkten ihre Forschungen auf eine oberflächliche Beschauung der Ebene von Troja oder gar nur ihres Ufers.

In den Jahren 1785 und 1786 wurde die Troas von Lechevalier besucht, der vom damaligen französischen Gesandten in Konstantinopel, dem Grafen Choiseul-Gouffier, patronisirt und vom Architekten Cazas begleitet wurde. Zu jener Zeit war die Wissenschaft der Archäologie noch in ihrer ersten Dämmerung. Aegypten war noch ein verschlossenes Land und Aegyptologie existirte noch nicht dem Namen nach; Ninive und Babylon waren noch nicht entdeckt und es gab noch keine Assyriologie; prähistorische Alterthümer waren noch völlig unbekannt; Ausgrabungen zu wissenschaftlichen Zwecken waren ein Unding; das Studium des Sanskrit hatte noch nicht begonnen; die Wissenschaft der comparativen Philologie war noch nicht erschaffen; ja, die Philologie war damals noch auf ein stammelndes Spielen mit lateinischen Worten beschränkt, aus denen man alle Sprachen ableitete, mit Ausnahme derjenigen Gelehrten, die an dem theuern Glauben festhielten, daß Hebräisch die Ursprache des ganzen Menschengeschlechts war; niemand hatte eine Ahnung davon, daß unsere Rasse vom Hochlande oberhalb Indiens stammen könnte, welches noch fast eine Terra incognita war. Da es keine Archäologen gab, so gab es auch keine archäologische Kritik. Als daher Lechevalier seine romantische Wallfahrt nach der Ebene von Troja unternahm, und dort gleichwie durch göttliche Inspiration, — gerade wie Virgil sagt:

Hic Dolopum manus, hic saevus tendebat Achilles;
Classibus hic locus, hic acie certare solebant —

sogleich am Tage seiner Ankunft fand, daß sich das ganze Alterthum geirrt habe, und daß das Homerische Troja nicht auf dem Felsen Hissarlik, sondern auf den Höhen hinter Bunarbaschi und die Pergamos des Priamos auf dem Hügel am äußersten Ende jener Höhen gelegen habe; daß sich die Stadt Troja über jene Höhen bis zum Dorfe Bunarbaschi erstreckt und auf dem Platze dieses Dorfes das Skaiische Thor gestanden habe, und daß, anstatt der in Wirklichkeit vorhandenen 40 kalten Quellen am Fuße jenes Dorfes, nur 2 Quellen da wären, wovon er die eine als eiskalt, die andere als warm und dampfend beschrieb, um sie mit den beiden in der Ilias beschriebenen Quellen in Einklang zu bringen; als er in dem kleinen von jenen 40 Quellen gebildeten, Bunarbaschi Su genannten Bach den großen Skamander, den arentem Xanthi cognomine rivum erkannte und denselben auf seiner Karte als einen gewaltigen Strom darstellte: da wurden seine Theorien fast allgemein angenommen und seine imaginären Identificationen brachten in der ganzen civilisirten Welt eine viel gewaltigere Sensation hervor als irgendeine wirkliche Entdeckung späterer Zeiten. Aber das Merkwürdigste ist, daß sich diese irrigen Theorien 90 Jahre lang erhalten haben und von den Hunderten von großen archäologischen Leuchten, die im Verlauf dieses langen Zeitraums die Ebene von Troja und die Höhen von Bunarbaschi besuchten, fast einstimmig als richtig anerkannt wurden; ja, noch 1871 wurden von großen Autoritäten in der Archäologie die Mauern der kleinen Festung am Ende der Höhen von Bunarbaschi für uralte Cyklopische Mauern erklärt, und wurde ihnen ein gleiches Alter zugeschrieben wie den Mauern von Tiryns und Mykenae, welche die ältesten Mauern Griechenlands sind. Wie aber mein verehrter Mitarbeiter, Herr Geheimrath Virchow, auf den ersten Blick erkannte, sind alle Steine jener Mauern langsam mit eisernen Spitzhämmern abgesplittert, und können daher unmöglich auf ein höheres Alter Anspruch machen als auf die macedonische Zeit, oder allerfrühestens auf das 5. Jahrhundert v. Chr. Diese Chronologie ist auch vollkommen bestätigt durch die Topfwaaren, welche bei den dort vom österreichischen Consul G. von Hahn und von mir gemachten Ausgrabungen gefunden worden sind, und durch die Abwesenheit jeglicher Spur von prähistorischen Terracotten. Auch beträgt die Schuttaufhäufung dort nur durchschnittlich 45 Centimeter oder $1^1/_2$ Fuß.

Nachdem ich schon 1868 die Richtigkeit der Troja-Bunarbaschi-Theorie erkannt und durch Nachgrabungen erwiesen hatte, wandte ich mich der Baustelle des Ilion der äolischen Colonie zu, auf welche auch schon damals einige Gelehrte der Neuzeit, nämlich Maclaren, G. von Eckenbrecher, George Grote, Julius Braun und Frank Calvert, als auf die Stätte des alten Troja hingewiesen hatten. Hier erkannte ich sogleich, daß der Hügel Hissarlik zum großen Theil aus künstlichem Schutt bestände, und fand diese Vermuthung durch Probeschachte, die ich dort im April 1870 grub, nur zu sehr bestätigt. Ich beschloß daher, ihn zum Gegenstande meiner Forschungen zu machen, konnte aber, da ich dazu einen Ferman bedurfte, erst 1871, in Gesellschaft meiner für Homer enthusiasmirten Frau, meine systematischen Ausgrabungen anfangen, die ich mit Unterbrechungen bis zum Juni 1879 fortsetzte. Das Resultat übertraf bei weitem meine kühnsten Erwartungen; denn

ich mußte die Trümmer, und oft riesige Trümmer, von sieben Städten durchstechen, ehe ich den Urboden erreichte, den ich erst in einer Tiefe von 16 Meter oder 53 Fuß unter der Oberfläche fand. Noch nie und auf keiner Stelle hat man eine so riesige Schuttaufhäufung constatirt, und doch sollte dieselbe gerade hier in Hissarlik nicht befremden; denn, selbst abgesehen von dem traditionellen Anspruch, den es darauf erhebt, das Ilion Homer's zu sein, liegt Hissarlik auf der Bahn der uralten Wanderungen des indoeuropäischen Stammes von seiner Wiege im Osten zu seinen Niederlassungen im Westen; und auf der Bahn nicht blos einer einzigen Wanderung, sondern seines Kommens und Gehens zwischen den Küsten Asiens und Europas, und ebenso auf dem Pfade seiner Handels- und Kriegszüge, die er unternahm, nachdem er sich in seinen Wohnsitzen niedergelassen. Denn damit wir nicht durch die willkürliche Unterscheidung zwischen den Continenten, welche in den Namen Asien und Europa, d. h. Ost und West, stereotyp geworden ist, irregeführt werden, müssen wir uns gegenwärtig halten, daß Hellespont und Bosporus (wie dies auch der letztere Name besagt) eher Fähren als trennende Meere, und die Inseln des Aegäischen Meeres Schrittsteine waren. Die engen verwandtschaftlichen Beziehungen der alten Ansiedler an beiden Küsten sind schon längst nachgewiesen worden, und besonders ist man den Spuren der Anwesenheit der großen pelasgo-hellenischen oder græco-italischen Familie an beiden Gestaden nachgegangen. Die uralte Besiedelung der nordwestlichen Theile Kleinasiens durch die Jonier — dies ist der orientalische Name des ganzen hellenischen Stammes, lange vor ihrer traditionellen Colonisation von der Halbinsel Hellas her — ist von Ernst Curtius vor 20 Jahren verfochten und von neuern Aegyptologen eingehender begründet worden. Sie bestätigt so die uralte Stammtafel, nach welcher die Inseln der nicht-jüdischen Nationen unter die Familien der Söhne Javan's vertheilt wurden. (Vgl. Genesis, Kap. 10, V. 4, 5.)

Die archäologische Wissenschaft war im Alterthum so gänzlich unbekannt, daß man die Städte, deren Trümmer nicht an der Oberfläche sichtbar waren, für gänzlich verschwunden ansah. Die Bewohner Ilions glaubten somit, Troja habe auf derselben Fläche wie ihre Stadt gelegen, und zeigten, an der Oberfläche liegend, einen Altar, den sie für den Altar des Zeus Herkeios ausgaben, an welchem, wie Homer erzählt, Priamos getödtet wurde. Sie erklärten das Verschwinden der riesigen, von Poseidon und Apollo erbauten Stadtmauer dadurch, daß sie vorgaben, die Steine derselben seien zum Bau der Mauern von Sigeion benutzt worden. Hätten sie nur 27 oder 30 Fuß tief gegraben, so würden sie die große Stadtmauer ganz unversehrt gefunden haben. In der That machten sie einmal eine Ausgrabung, denn sie gruben einen großen Brunnen durch die Ruinen der sieben Städte, und durchstießen dabei manche große Gebäude; dennoch erweckte diese Grabung keinen Sinn für Alterthumskunde bei ihnen. Da es mir nur darum zu thun war, Troja aufzudecken, so mußte ich leider die Ruinen des äolischen Ilion auf Hissarlik opfern; ich fand unterhalb derselben die Ueberbleibsel einer Stadt, die ich durchaus für eine lydische Niederlassung halte; denn die Topfwaare hat die allergrößte Aehnlichkeit mit den Terracotten, die man in dem italienischen Terramare zwischen dem Transpadovano und den Abruzzen findet, und scheint dies eine von Herodot

erzählte Tradition zu bestätigen, wonach unter dem mythischen König Atys die Hälfte der Bevölkerung Lydiens nach Umbrien auswanderte. Unmittelbar auf die Ueberbleibsel dieser lydischen Niederlassung folgen die durchschnittlich 2 Meter dicken Trümmer einer vorhistorischen Stadt, welche von Holz gewesen sein muß, denn Hausmauern aus Steinen finden sich hier wenig oder gar nicht. Ebenso fehlen hier die steinernen Werkzeuge und besonders die steinernen Streitäxte, mit Ausnahme einer Axt aus weißem Nephrit. Diese ist höchst merkwürdig, denn verarbeiteter Nephrit war bis dahin noch niemals vorgekommen. Auffallend ist ferner in den Trümmern dieser Stadt die große Masse von kleinen Idolen aus weißem Marmor, die eine weibliche Göttin mit Eulenkopf darstellen und getreue Copien des uralten Palladions zu sein scheinen, das nach der Sage vor dem Zelt des Ilos, des Erbauers von Troja, mit enggeschlossenen Füßen und in der einen Hand eine Spindel, in der andern eine Lanze haltend, vom Himmel fiel. Auch fand ich dort eine Menge nach dem Vorbilde jener Idole modellirter Vasen mit Eulenköpfen. Unterhalb dieser Stadt kam ich auf die 3 Meter dicke Trümmerschicht einer ältern prähistorischen Stadt, deren Hausmauern aus kleinen mit Erde verbundenen Steinen bestehen. Hier fand ich ungeheuere Massen von sehr rohen steinernen Werkzeugen und steinernen Streitäxten, worunter wiederum zwei schöne Exemplare von transparentem grünem Nephrit waren. Von Metallen fand ich in dieser sowie in der vorhergehenden Stadt nur Bronze und Blei. Die Topfwaare ist in dieser ältern Stadt entschieden besser als in der vorhergehenden, und die Eulenvasen sowie die marmornen Idole sind auch hier sehr häufig.

Unterhalb dieser Stadt kam ich auf die durchschnittlich ungefähr 3 Meter dicken Ruinen einer meistentheils aus Ziegeln erbauten Stadt, die in einer furchtbaren Katastrophe durch Feindeshand vernichtet ist. Wie sich mein verehrter Mitarbeiter Herr Geheimrath Virchow überzeugt hat, ist außer der vom Feuer verschont gebliebenen Südostecke der Stadt fast kein Stein in der ganzen Stadt, dessen calcinirtes Aussehen nicht von der schrecklichen Glut, welcher er ausgesetzt gewesen ist, Zeugniß ablegte. Hierfür sprechen auch die riesigen Haufen calcinirter und mehr oder weniger verglaster Ziegel sowie die kolossalen Massen von Holzasche. Dafür, daß diese Stadt plötzlich von Feindeshand zerstört ist, sprechen auch die Gerippe behelmter Männer, bei deren einem ich eine Lanze fand, sowie zehn Schätze von goldenen Schmucksachen, die ich an verschiedenen Stellen entdeckte, und zwar zwei derselben, nämlich die beiden letzten, in Gegenwart von Herrn Virchow, der einen großen Theil davon vor gewissem Untergang rettete. Neun dieser Schätze fand ich in oder unmittelbar neben einem aus Steinen errichteten Hause, das ich unter Bergen von calcinirten oder verglasten Ziegeln herausgrub. Dies ist das größte Haus der ganzen Stadt, und da die neun Schätze jedenfalls aus den aus Ziegeln errichtet gewesenen obern Etagen heruntergefallen sein müssen, so halte ich es mit höchster Wahrscheinlichkeit für das Haus des Stadthauptes oder Königs, zumal da es auf der imposantesten Stelle der Stadt und unmittelbar neben einem dreifachen Thore liegt, von welchem die mit großen Steinplatten gepflasterte Straße zur Ebene hinabführt. In meinem noch im Laufe dieses Jahres erscheinenden Werke „Ilios“ gebe ich eine Zeichnung dieses königlichen Palastes, wovon das

Original von meinem Freunde, dem mit der Atalanta verunglückten Stabsarzt Moß, im November 1878 gemacht ist. Uebrigens ist dies nur der vordere Theil, denn die hintern Dependenzen waren damals noch nicht ausgegraben. In den hintern Zimmer sieht man drei jener kolossalen Kruken von 6 Fuß Höhe und $4^1/_2$ Fuß Dicke, die in Ermangelung von Kellern zur Aufbewahrung von Nahrungsstoffen dienten. Wenn man mich nun fragt: ist dies der Palast des Priamos, der, nach Homer's Beschreibung, Corridore sowie 50 Zimmer für die 50 Söhne des Königs aus polirtem Stein, auch im Hintergebäude 12 solche Zimmer für seine 12 Töchter hatte, so muß ich mit dem Verse Virgil's antworten: „Si parva licet componere magnis." Homer erzählt uns die alte Sage von Troja im Gewande seiner Zeit, in welcher die Paläste der Könige von polirtem Stein gebaut wurden, und stellt uns daher auch so das Königshaus von Troja dar. Auf diesem Bilde aber sehen wir es in seiner nackten Wirklichkeit. Wie die ungeheuern Massen von Ziegeln, die darauf lagen, bekunden, muß es jedoch viele Stock hoch gewesen sein und mag, zusammen mit den Dependenzen, immerhin 100 Gemächer gehabt haben. Unter den vielen in diesem königlichen Hause gefundenen höchst merkwürdigen Gegenständen erwähne ich auch zwei Dolche, von denen der eine von Bronze am Griff mit einer Kuh mit langen Hörnern geschmückt ist. Den andern Dolch, der vollkommen schwarz aussah, hielt ich anfänglich für Meteoreisen; die in London gemachte Analyse hat aber erwiesen, daß er aus reinem Silber besteht, und fand ich von Eisen keine Spur in irgendeiner der fünf prähistorischen Städte von Hissarlik. Auch in der verbrannten Stadt kam Blei und außerdem Elektron vor; von steinernen Werkzeugen aller Art viele Hunderte, auch sehr viele schöne steinerne Streitäxte, und unter diesen fünf prachtvolle Exemplare von grünem Nephrit. Auch in dieser verbrannten Stadt fand ich eine sehr große Masse von den bereits beschriebenen Idolen der Schutzgöttin Athene mit einem Eulenkopf, der vollkommen das dieser Göttin in den Homerischen Gedichten beigelegte Epitheton γλαυκῶπις erklärt, welches, durch den Gebrauch der Jahrhunderte geheiligt, ihr noch sehr lange Zeit, nachdem sie schon ein Frauengesicht bekommen und aus ihrem frühern Eulenkopf sich die Eule als ihr Attribut gebildet hatte, erhalten geblieben sein muß. Merkwürdig ist in dieser verbrannten Stadt, sowie in den beiden vorhergehenden prähistorischen Städten, die ungeheuere Masse von Spinnwirteln aus Terracotta mit eingeschnittenen Zeichen, wovon viele eine symbolische Bedeutung haben mögen. Diese sonderbaren Wirtel, wovon ich viele Tausende sammeln konnte, müssen nach meiner Meinung Weihgeschenke sein und finden wahrscheinlich ihre Erklärung in dem Charakter der ilieischen Athene, die, da sie nach der Fabel mit einem Spinnrocken vom Himmel fiel, als Athene Ergane, oder Beschützerin der arbeitenden Frauen, und besonders der Weberinnen verehrt worden sein muß. Diese verbrannte Stadt habe ich mit allen ihren Häusern und mit ihren Mauern und dreifachem Thore, in einer Tiefe von 26—33 Fuß unterhalb der Oberfläche von Hissarlik, ganz ausgegraben. Ich habe indeß die außerhalb der Mauern befindlichen Schuttmassen stehen lassen, und von diesen aus sieht man die alte Stadt wie in einem Kessel vor sich liegen.

Aber unterhalb der Ruinen dieser verbrannten Stadt ist die künstliche Schutt-

aufhäufung noch 7 Meter oder 23 Fuß tief und birgt die Trümmer zweier noch viel älterer Städte, die im Laufe der Zeit auf dieser geheiligten Stätte aufeinander gefolgt sind. Von diesen urältesten Städten habe ich im Verhältniß nur wenig ausgraben können, da dies unmöglich war, ohne die verbrannte Stadt zu zerstören, die für die Wissenschaft ein so gewaltiges Interesse hat und an deren Erhaltung mir daher vor allen Dingen gelegen war. Dennoch habe ich in diesen beiden untersten Städten gar viel interessante Gegenstände, aber nur reines Kupfer und keine Spur von Bronze gefunden. Von Metallen kamen außerdem Gold, Silber und Blei sowie Elektron vor. Die merkwürdigsten Gegenstände in diesen untersten Städten waren aber fünf sehr hübsche, durchsichtige, grüne Aexte aus Nephrit. Alle englischen Mineralogen, die meine 13 Nephritäxte gesehen und untersucht haben, kommen dahin überein, daß dieselben, da es in Europa sowie in Vorderasien gar keinen Nephrit in natürlichem Zustande gibt, nothwendigerweise aus dem Kuen-luen-Gebirge stammen und durch primitiven Tauschhandel von Khotan wahrscheinlich über Pamir, auf dem Wege nördlich vom Hindukusch, und später auf dem Oxus, als dieser noch ins Kaspische Meer floß, und dann über letzteres nach Vorder- und Kleinasien gebracht worden sein müssen.

Zwanzig Schachte, die ich auf allen Seiten um den Hügel von Hissarlik herum bis zum Urboden grub und in denen ich nur hellenische Topfscherben und hellenische Hausmauern fand, haben über jeden Zweifel erwiesen, daß sich keine der fünf prähistorischen Städte von Hissarlik über diesen Hügel hinaus ausgedehnt und somit auch keine derselben eine Akropolis gehabt haben kann.

Die verbrannte Stadt, die ich im Verein mit Virchow, Burnouf, Calvert, und ich glaube mit allen Gelehrten, die sie bisjetzt gesehen haben und noch sehen werden, für das Homerische Troja halte, ist die dritte Stadt in der Reihenfolge von unten. Selbst diejenigen, welche dem Homerischen Troja blos eine mythische Existenz zuschreiben, werden jetzt ihren Glauben ändern, denn unmöglich scheint es mir, anzunehmen, daß die mythische Theorie, die all und jeder greifbaren Unterlage stets traurig bar gewesen ist, die erzielten Resultate überleben kann. In der Ebene, in welche der Schauplatz der Ilias verlegt wird, auf der durch die ältesten Ueberlieferungen bezeichneten Stätte, die mehr als ein Jahrtausend hindurch niemals in Frage gestellt wurden und die als Beweis für eine Thatsache der einfachsten und greifbarsten Art von großer präsumtiver Autorität waren, in einer Tiefe von 23—33 Fuß, mit den großen Ruinen zweier älterer Städte darunter und von vier neuern aufeinanderfolgenden Städten darüber, ist eine 10 Fuß dicke Schicht von Ueberresten einer bewohnten, augenscheinlich durch eine furchtbare Feuersbrunst zerstörten Stadt aufgedeckt. Und diese Katastrophe kam so plötzlich über die Stadt, daß die Einwohner sogar einen großen Theil ihrer Schätze zurücklassen mußten. Auch in dieser Beziehung stimmt die dritte Stadt zu Homer's Beschreibung, denn der Dichter sagt: „Zuvor nämlich pflegten die redenden Menschen alle von des Priamos Stadt als von der gold- und bronzereichen zu sprechen, jetzt aber sind die schönen Kleinodien aus ihren Häusern zu Grunde gegangen.“ Wenn daher die dritte Stadt von Hissarlik, ihrer Erschöpfung durch eine langwierige Belagerung zum Trotz, noch immer so reich war, daß ich dort zehn Schätze

finden konnte, so ist dies noch ein Beweis mehr für ihre Identität mit der Ilios Homer's.

Bei Ilions Reichthum und Macht war es nur natürlich, daß die plötzliche Katastrophe, durch welche diese reiche und berühmte Hauptstadt des trojanischen Königreiches zu Grunde ging, auf die Gemüther der Menschen, sowol in Kleinasien als in Griechenland, einen sehr tiefen Eindruck machte und daß die Barden sich sofort des Gegenstandes bemächtigten. Während aber der locale Charakter der Baustelle und Ebene von Troja für eine Identificirung im großen und ganzen mit genügender Deutlichkeit wiedergegeben wurde, verfuhren die Barden mit ihm frei und willkürlich im einzelnen. Sie behandelten die Ebene, ohne irgendwie darauf Anspruch zu machen, genau mit ihr bekannt zu sein, wie jemand, der mit kühnen, aber leichten Strichen ein Gemälde für seine Zuhörer skizzirte, nicht wie jemand, der seinen Schauplatz auf eine Stätte verlegte, mit der er bereits persönlich bekannt war und die bei weitem den berühmtesten Theil des von ihm bewohnten Landes ausmachte.

Die Ruinen des verbrannten Ilion lagen unter Asche und Schutt gänzlich begraben; niemand hegte archäologische Wünsche nach Erforschung des Gegenstandes, und so kam es, daß man sich die zerstörte Stadt als völlig verschwunden vorstellte. Die Phantasie der Sänger hatte deshalb freies Spiel; das kleine Ilion wuchs in ihren Gesängen in demselben Verhältniß wie die griechische Flotte, die Macht des Belagerungsheeres, die großen Thaten der Helden; die Götter mußten an dem Kriege theilnehmen und unzählige Sagen gruppirten sich um die verherrlichten Ereignisse.

Ich wünschte, ich hätte beweisen können, daß Homer ein Augenzeuge des Trojanischen Krieges gewesen. Leider kann ich das nicht. Zu seiner Zeit waren Schwerter allgemein gebräuchlich und das Eisen war bekannt; in Troja waren Schwerter noch völlig unbekannt und man wußte noch nichts von Eisen. Auch ist die Civilisation, die er beschreibt, um Jahrhunderte später als diejenige, die ich in den Ausgrabungen ans Licht gebracht habe. Homer gibt uns die Legende von Ilions tragischem Geschick, wie sie durch frühere Sänger bis auf ihn gekommen war, und dabei kleidet er, wie bereits bemerkt, die überlieferten Thatsachen des Krieges und der Vernichtung Trojas in das Gewand seiner eigenen Zeit. Ich will jedoch nicht behaupten, daß sein Wissen von der Troas und von Troja ein solches war, wie es ein Bewohner des Landes besitzen konnte; aber er war auch nicht ohne persönliche Kenntniß der Oertlichkeiten; denn seine Beschreibungen sowol von der Troas im allgemeinen als von der Ebene von Troja im besondern sind zu wahrheitsgetreu, als daß wir glauben könnten, er habe alle Details nach der alten Legende gezeichnet. Wenn er, wie es glaublich ist, die Ebene im 9. Jahrhundert v. Chr. besuchte, so hat er dort wahrscheinlich das schon seit langer Zeit erbaute äolische Ilion vorgefunden, mit seiner Akropolis auf Hissarlik und seiner Unterstadt auf der Baustelle von Novum Ilium. Es wäre dann also natürlich, daß er des Priamos Troja als eine große Stadt mit einer Akropolis Namens Pergamos schilderte, um so mehr, da zu seiner Zeit jede größere Stadt ihre Akropolis hatte. Meine Ausgrabungen haben dem Homerischen Ilion seine wirklichen Maße angewiesen.

Ich komme jetzt zu den kegelförmigen Tumuli, den sogenannten Heroengräbern der Troas, die meistentheils auf dem hohen und steilen Meeresufer errichtet sind und auf den Vorbeifahrenden einen höchst feierlichen, weihevollen Eindruck machen. Ja, wol kein Bewunderer Homer's fährt durch die Dardanellen ins Aegäische Meer, der nicht mit erhabenem Interesse die beiden auf den Höhen von Rhoiteion und Sigeion gelegenen Tumuli erspäht, von denen die Tradition den erstern dem Aias, den andern dem Achilleus zuschreibt, und der nicht wehmuthsvoll — still vor sich hin — die göttlichen Verse recapitulirt:

ἀμφ' αὐτοῖσι δ' ἔπειτα μέγαν καὶ ἀμύμονα τύμβον
χεύαμεν Ἀργείων ἱερὸς στρατὸς αἰχμητάων,
ἀκτῇ ἔπι προχοάῃ, ἐπὶ πλατεῖ Ἑλλησπόντῳ,
ὥς κεν τηλεφανὴς ἐκ ποντόφιν ἀνδράσιν εἴη
τοῖς οἳ νῦν γεγάασι καὶ οἳ μετόπισθεν ἔσονται.*)

Außer diesen beiden Tumuli sind es besonders der am Fuße des Vorgebirges von Sigeion gelegene, kegelförmige Hügel, der dem Patroklos zugeschrieben wird, ein weiter südlich auf den Höhen des Sigeion gelegener Tumulus, der Hagios Demetrios Tepeh genannt wird und worin der heilige Demetrios begraben liegen soll, ferner der auf der Höhe an der Besikabai gelegene, dem Peneleos zugeschriebene, und endlich der auf der Höhe, 7 Kilometer östlich von der Besikabai, gelegene Tumulus, welcher Ujek Tepeh genannt und von den Anhängern der Troja-Bunarbaschi-Theorie mit dem Grabe des Aesyetes identificirt wird, die besonders die Aufmerksamkeit des Vorbeifahrenden auf sich ziehen. Die beiden letztgenannten, welche die größten von allen sind, habe ich gründlich erforscht. Der Ujek Tepeh, das vermeintliche Grab des Aesyetes, hat 433 Fuß im Durchmesser und ist 83 Fuß hoch, somit höher als die höchsten Häuser Unter den Linden in Berlin. Ich fing meine Untersuchung damit an, daß ich vom Gipfel einen 10 Fuß breiten und langen Schacht und an der untern Seite einen Tunnel auf den vermeintlichen Mittelpunkt zu grub. Das Erdreich des Tumulus war hart wie Stein und daher diese Arbeit eine der schwierigsten, die ich je vollführt habe. Die gewöhnlichen Spitzhauen waren wegen der Härte des Bodens im Tunnel gar nicht anwendbar und mußten ganz kleine Spitzhauen von Stahl besonders dafür gefertigt werden. Dabei war die Hitze im Tunnel unerträglich und konnte ich nur zu ungeheuerm Tagelohn Arbeiter dafür finden. In dem Schacht von oben stieß ich schon in einer Tiefe von 2 Fuß 8 Zoll auf einen 15 Fuß langen und breiten Thurm und teufte daher diesen Schacht an dessen Ostseite ab. Der Thurm bestand aus einem schlechten Mauerwerk aus großen und kleinen mit Lehm verbundenen Steinen, infolge dessen ich keinen Fuß tief graben konnte, ohne die Steinwand mit Balken und Bretern zu stützen. Die Fortschaffung des Schuttes geschah aus dem Schacht mit Winden in großen Körben, aus dem Tunnel mit Schiebkarren. Endlich nach

*) Drüber sodann ein großes bewundrungswürdiges Grabmal
Häuften wir heiliges Heer der Danaer, fertig im Speerwurf,
Am vorlaufenden Strande des breiten Hellespontos:
Daß es fernsichtbar aus der Meerflut wäre den Männern,
Allen, die jetzt mitleben, und die sein werden in Zukunft.

einmonatlicher, mühevollster Arbeit stieß ich gerade in der Mitte des Tumulus, sowol mit dem Schacht von oben als mit dem Tunnel von der Seite, in einer Tiefe von 46 Fuß 4 Zoll unter dem Gipfel, auf den Urboden, und erwies somit, daß der Tumulus auf einem 37 Fuß hohen natürlichen Hügel angelegt war. Der große viereckige Thurm reichte nur bis zu einer Tiefe von 42 Fuß und war somit nicht auf dem Urboden, sondern 4 Fuß 4 Zoll darüberhin errichtet. Durch eine Galerie, die ich unten in den Thurm hineingrub, fand ich in der Mitte desselben eine 5 Fuß hohe, 3 Fuß lange und breite Höhlung, von welcher aus ich wiederum einen verticalen Schacht durch das Mauerwerk des Thurmes bis auf den Urboden grub; auch grub ich vom Grunde meines großen Schachtes aus eine Galerie unterhalb des Thurmes, sowie Galerien nach rechts und links und von diesen aus wieder andere Galerien, die sich mit dem durch den Thurm getriebenen verticalen Schacht vereinigten. Die Grabung aller dieser Kreuz- und Quertunnel, Galerien und Schachte in dem steinharten Schutt in der Tiefe des Hügels und die Fortschaffung des Schuttes war äußerst schwierig.

Das Resultat war die Entdeckung, daß der große viereckige Thurm unmittelbar oberhalb eines 34 Fuß im Durchmesser habenden Mauerkreises aus Polygonalblöcken gebaut war, welche letztere so ausgezeichnet zusammengefügt sind, daß der ganze Mauerkreis wie aus einem einzigen Stein bestehend aussieht. An die Nordwestseite dieses Mauerkreises lehnt sich ein anderer Mauerkreis mit größerm Radius aus wohlbehauenen viereckigen Blöcken. Da die Blöcke beider Mauerkreise augenscheinlich mit eisernen Spitzhämmern abgesplittert sind, so kann ich ihnen keinenfalls ein höheres Alter als die macedonische Zeit oder, alleräußerst, das 5. Jahrhundert v. Chr. zugestehen; dagegen muß der Thurm, nach seinem schlechten Mauerwerk zu urtheilen, aus römischer Zeit stammen, und wird uns dies durch die unterhalb desselben von mir gefundenen eisernen Messer und die vielen spätrömischen Topfscherben bestätigt. Wenn wir dies alles in Erwägung ziehen und bedenken, daß die Geschichte nur Einen hier errichteten Tumulus kennt, so zögere ich nicht zu behaupten, daß wir hier dieses geschichtliche Monument haben. Als nämlich, im Jahre 214 n. Chr., der Kaiser Caracalla die Ebene von Troja besuchte und sowol in Ilion der Athene, als am Grabe des Achilleus diesem Helden opferte, da wollte er, wie uns Herodianos erzählt, seine Bewunderung für Homer und seine Helden auf eigenthümliche Weise bethätigen. Er vergiftete nämlich seinen allertheuersten und treuesten Freund Festus, den Vorsteher der kaiserlichen Archive, um einen Patroklos zu haben und das Leichenbegängniß nachahmen zu können, welches Achilleus seinem Freunde veranstaltete, und welches Homer im 23. Gesange der Ilias so herrlich und so genau beschreibt. Obwol aber die Gebeine des Patroklos in eine goldene Urne gelegt wurden, so sagt uns doch Homer ausdrücklich, daß diese in des Achilleus Zelt gebracht und daß der Tumulus ohne sie aufgehäuft wurde. Des Patroklos Tumulus war somit ein bloßer Kenotaph, und konnte daher auch der Tumulus des Festus nur ein Kenotaph sein, weil ja Caracalla das Leichenbegängniß des Patroklos genau nachahmte. Die Identität dieses Tumulus mit dem Tumulus des Festus wird auch durch seine riesige Größe bestätigt; denn ein wüthender Narr wie Caracalla, der Alexander den Großen nachäffte,

und der kaltblütig seinen vertrautesten Freund ermordete, um Achilleus nachahmen zu können: ein solcher wüthender Narr konnte nur einen Tumulus errichten, der alle andern an Größe überragte. Ich habe alle meine Tunnel, Galerien und Schächte offen stehen lassen, damit sich die Besucher der gegenwärtigen und aller künftigen Generationen daran ergötzen mögen.

In den Besika Tepeh genannten und dem Peneleos zugeschriebenen Tumulus, der 48 Fuß hoch ist, grub ich nur einen $6\frac{1}{2}$ Fuß langen und breiten Schacht von oben. Hier war das Erdreich lose wie Asche und mit sehr großen Steinblöcken untermischt, infolge dessen ich auch hier keinen Fuß breit fortschreiten konnte, ohne die Wände des Schachtes mit Balken und Bretern zu befestigen. Ich erreichte hier den Fels in einer Tiefe von 44 Fuß und grub von dort aus, den Fels entlang, vier Galerien, jede 18 Fuß 4 Zoll lang, fand auch hier keine Spur von Knochen oder Verbrennung, dagegen eine sehr große Masse von höchst interessanten, mit der Hand gemachten uralten Topfscherben, die durchaus keine Aehnlichkeit haben mit den in Hissarlik gefundenen, wohl aber mit den auf der Insel Malta entdeckten. Ein noch weniger günstiges Resultat ergab meine Erforschung eines kleinen Tumulus neben Ilion, sowie zweier anderer, wovon der eine bei Kum Kioi gelegene, das von Homer dem Ilos zugeschriebene, ein anderer, unterhalb Rhoiteion am Ufer des Hellesponts gelegener, das nach Pausanias vom Meere zerstörte Grab des Aias sein muß, über dessen Gebeinen Hadrian, auf einem Ausläufer der Höhen von Rhoiteion, einen Tumulus mit einem kleinen Tempel errichtete. Meine Frau grub 1873 den Pascha Tepeh genannten großen Tumulus aus, der vollkommen mit den Homerischen Angaben über die Lage des Grabhügels stimmt, welcher von den Göttern der Amazone Myrine, von den Menschen der Königin Batieia zugeschrieben wurde und mit diesem identisch sein muß:

Ἔστι δέ τις προπάροιθε πόλεος αἰπεῖα κολώνη,
ἐν πεδίῳ ἀπάνευθε, περίδρομος ἔνθα καὶ ἔνθα,
τὴν ἦ τοι ἄνδρες Βατίειαν κικλήσκουσιν,
ἀθάνατοι δέ τε σῆμα πολυσκάρθμοιο Μυρίνης.*)

Aber auch hier wurde keine Spur weder von Knochen noch von Verbrennung gefunden.

Auch in zwei von den Herren Calvert erforschten Tumuli wurde nichts gefunden. Da sich somit acht der kegelförmigen Tumuli als Kenotaphien erwiesen haben, so glaube ich bestimmt dasselbe auch für alle übrigen noch nicht untersuchten Tumuli der Ebene von Troja annehmen zu können. Mit Ausnahme des von Hadrian erbauten zweiten Tumulus des Aias, und des vorhin beschriebenen von Caracalla erbauten Tumulus des Festus, müssen alle Tumuli zur Zeit des Homer schon vorhanden gewesen sein und benutzt er sie theilweise zu seinen Zwecken.

Im 24. Gesange der Odyssee wird zwar der Tumulus des Achilleus als ein wirkliches Grab beschrieben, allein nach den vielen darin sowie in dem 23. Gesange

*) Draußen liegt vor den Thoren der Stadt ein erhabener Hügel,
In dem Gefild' abwärts, und umgehbar hierin und dorthin,
Dieser wird Batieia genannt von sterblichen Männern,
Ewigen heißt er das Mal der sprunggeübten Myrine.

der Ilias enthaltenen Widersprüchen wurden diese beiden Gesänge schon im Alterthum als spätere Zusätze angesehen.

Den vorhin erwähnten, Hagios Demetrios Tepeh genannten, kegelförmigen Hügel habe ich mit meinem verehrten Mitarbeiter, Geheimrath Virchow, untersucht und als reinen Kalkfels erkannt. Am Fuße dieses Hügels sieht man die Ruinen eines Tempels aus weißem Marmor, welcher der Demeter geheiligt gewesen sein muß. Diese hat ihren Platz dem mythischen heiligen Demetrios überlassen, dem man aus den Bruchstücken des alten Sanctuariums eine kleine offene Kapelle errichtet hat.

Ich knüpfe hieran die Nachricht, daß ich von der griechischen Regierung die Erlaubniß erhalten habe, Ausgrabungen in Orchomenos zu machen, und daß ich dieselben bei meiner Rückkehr nach Athen sofort anfangen werde.

Ich spreche schließlich die Hoffnung aus, daß „die Kritik der Spitzhaue und des Spatens" mehr und mehr entwickelt werden und mit der Zeit das dunkle prähistorische Zeitalter der großen hellenischen Rasse ans helle Tageslicht bringen möge. Ja, möge sie immer mehr und mehr beweisen, daß die in den göttlichen Homerischen Gesängen beschriebenen Begebenheiten nicht mythische Sagen sind, sondern auf wirklichen Thatsachen beruhen; möge sie, indem sie dies beweist, die allgemeine Liebe für das Studium der herrlichen griechischen Classiker immer mehr und mehr vermehren und besonders die Liebe für Homer, diese Sonne aller Literatur!

Indem ich diese kurze Uebersicht meiner uneigennützigen Arbeiten in Troas vor den Richterstuhl dieser gelehrten Versammlung lege, würde ich es als die höchste Belohnung, nach welcher mein Ehrgeiz streben könnte, ansehen, wenn es allgemein anerkannt würde, daß ich zur Erreichung dieses erhabenen Zieles meines Lebens wesentlich beigetragen habe.

Die beiden Scheikhs.

Novelle

von

O. Ernst.

(Schluß.)

VII.

An einem Sonntag war es, dem 5. Zilkadé 1241 (11. Juni 1826), als Abd-ul-Selam früher als gewöhnlich nach dem Yali zurückkehrte und dem Griechen einen Wink gab, ihm in den Garten zu folgen. Ohne Umschweife sagte er hier zu ihm:

„Ich weiß, daß sich eine Bewegung unter den Janitscharen vorbereitet. Heute Abend wollen viele einflußreiche Sakkabaschis (Wasserträger), Odabaschis (Hauptleute) und Bairaktare (Fähnriche) sich zum Tekkeh der Begtaschis begeben, um dort Beschlüsse zu fassen. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß der Hunkiar von dem benachrichtigt werde, was in dieser Zusammenkunft ausgemacht wird. Ich muß hin und etwas zu erhorchen suchen. Willst du mich begleiten? Du kennst alle Winkel des Tekkeh; weißt du keinen Platz, von wo wir ungesehen die Reden beim Mahl belauschen könnten, denn um diese ist es mir zu thun?“

So tollkühn der Vorschlag war, zögerte Costi doch keinen Augenblick, ihn anzunehmen. Ein abenteuerlicher Ausflug kam ihm eben recht, den Durst nach aufregender Thätigkeit zu stillen, der ihn verzehrte. Er hatte keinen Grund, die Begtaschis zu schonen, die ihm nach dem Leben standen, und wünschte zudem, über Mirmah's Lage besser unterrichtet zu sein, als er es durch die spärlichen Nachrichten war, die Ueltschüß brachte. Schnell war daher der Plan der beiden Freunde entworfen. Als Kaikdjis verkleidet, wozu sie die Gewänder der Ruderleute des Scheikhs entlehnten, lenkten sie bald nachher das schlanke Fahrzeug durch die schmale Meeresstraße und landeten, als die Sonne eben untergegangen war, an den Mauern von Rumili-Hissar, wo sie den Kaik einem alten Jamak zur Obhut übergaben, dem die Aussicht auf ein Bagtschisch den Vorschlag annehmbar machte.

Links von der Festung steigt ein Friedhof mit altersgrauen Cypressen und zahllosen Turbansteinen am Hügel empor. Ihn durchschritten die beiden langsam; denn sie wollten vor sinkender Nacht nicht am Tekkeh anlangen. Costi zeigte dem jungen Türken eine Stelle in der Gartenmauer, die leicht zu erklimmen war, und führte ihn dann mit klopfendem Herzen zwischen den wohlbekannten Sträuchern und Baumstämmen unter dem Mittelbau vorüber, aus dem leise Stimmen

ertönten, dem Gatter am Holzgelaß zu, durch das er täglich zum Garten hinabgestiegen. Sie brauchten Khyzir nicht mehr zu fürchten; denn Ueltschüß hatte neulich seinen Tod berichtet, der infolge des Genusses von Haschisch, das ihm der verrückte Theriaki zu kosten gegeben, erfolgt war.

Die beiden Freunde schlichen leise in den hölzernen Schuppen, in welchem das Brennmaterial aufgehäuft war, und klommen durch eine gähnende Lücke in dessen Bedachung auf diese selbst, die mit der des Büffelstalls und mit dem höher liegenden Dache des Hauses in Verbindung stand. Auf den schrägen Bretern, welche das Hauptgebäude deckten, schoben und zogen sie sich dann leise vorwärts, bis sie die Aeste der dichtbelaubten Platanen erreichten, die sich bis an das Haus erstreckten, und auf denen entlang erst Costi, der die luftige Brücke kannte, dann Abd-ul-Selam bis an den Stamm eines der großen Bäume hinrutschten, unter deren Zweigdach bereits, wie gewöhnlich an Sonntagen, die Kessel aufgestellt waren, deren lodernde Feuer zitternde rothe Lichter bis hinauf in das Dunkel der Aeste warfen, auf denen die beiden Abenteurer jetzt, eng an den halb ausgehöhlten Stamm geschmiegt, mit klopfendem Herzen kauerten.

Unter ihnen war Ueltschüß eifrig mit der Zubereitung der nächtlichen Mahlzeit beschäftigt und achtete nicht auf das, was in luftigen Regionen vorging. Sie seufzte und stöhnte unter der heute besonders anstrengenden Arbeit; die Anzahl der Feuer deutete auf eine zahlreiche Versammlung im Tekkeh.

Jetzt hörte man das laute Schlußgebet der Derwische im Tevhid-Khane, und die Negerin verschwand eilig im Holzgelaß, aus dem sie ungesehen den Harem erreichen konnte. Aus dem erleuchteten Hause strömten die Begtaschis in die Nacht hinaus, eifriger redend und gesticulirend, als es sonst ihre Gewohnheit war.

Unter manchem weißem Mantel sah man die rothen Unterkleider der Janitscharen leuchten und neben den Holzlöffeln blitzten in den Gürteln die Handjare. Der Theriaki, der noch nüchtern war, schwankte halb gebrochen von einem Feuer zum andern, und während der Scheikh das Luffer ertönen ließ, eilten dienende Brüder von Gruppe zu Gruppe, die erwünschten Handreichungen zu thun. Endlich, nach verrichteter Abwaschung und Gebet, hatten sich die Speisenden gelagert. Der Scheikh mit seinen auserwählten Gefährten nahm den Platz unter der großen Platane ein, auf welcher Costi und sein Freund lauschend hingen. Sie konnten jedes Wort hören, das in dem Kreise gesprochen wurde. Die Reden waren stürmisch genug; jeder hatte von schreckbaren Zeichen, unheilverkündenden Ereignissen zu berichten. Der Scheikh war in besonderer Erregung, da sein Bruder nicht in der Versammlung erschienen war.

„Said hat sich auf meinen Rath", sagte er zu einem ernsthaften Jamak, der neben ihm auf den Fersen kauerte, „mit andern Brüdern von der 75. Orta dazu hergegeben, die neuen ägyptischen Lehrmeister anzunehmen."

„Vom Araber will ich weder Zucker noch Ohrfeigen, und der Verstand von ihrer Vierzig füllt kein Feigenkörnchen", sagte misbilligend der hochmüthige Türke.

„Szopa-Szalan denkt wie du", entgegnete der Scheikh, „seine Absicht ist nicht, sich den ägyptischen Hunden unterzuordnen; er will nur wissen, wo sie hinaus wollen, um zu rechter Zeit den Ortas das Zeichen geben zu können, ein Ende zu

machen mit den Klephten (Dieben), die im Divan sitzen. Die hohen Herren des Odjaks (Janitscharentruppe), der Agha, der Koul-Kehaja sind im Herzen keine echten Kinder Hadji-Begtasch's; sie wachen nicht für die Ehre der Yenitscheri. Wo sind die Zeiten hin, da ihr, meine Brüder, die Glaubenskämpen hießet, auf denen der Segen des Schattens Gottes ruht, da Tausende der Euern dem Hunkiar zuschrien: «Den Brand, den Brand; nur nicht die Schand'! Das Schwert, das Schwert; nur nicht entehrt! Den Tod, den Tod; nicht Hohn und Spott!» Damals rollten die Köpfe, welche die Yenitscheri verlangten, und die Platane am Atmeïdan (Hippodrom) trug an ihren Zweigen die Verräther, die sich dem Willen der Mächtigen widersetzten. Heute tritt man euch mit Füßen, meine Brüder!"

Dumpfes Murren erhob sich von den nahen Gruppen und die anwesenden Janitscharen drängten sich näher zu dem Scheikh, dessen Rede sich heftiger vernehmen ließ.

„Wollt ihr warten", rief er, „bis der Hunkiar euch mit seinem bösen Blick versteinert hat, bis seine Astrologen und Zauberer ihm den rechten Augenblick verkündet, wenn er euch vernichten soll?! Täglich wächst die Zahl der neuen Truppen; bald wird sie euere übersteigen und ein Löwe wird sich gegen zehn Schakale zu wehren haben. Allah-il-Allah! Wo sind euere Djerids, euere Scimitare!? Wo sind die Stricke zum Würgen, die Pfähle zum Aufstecken der Köpfe der Verräther!? —"

Von den äußersten Reihen der Versammlung schallten Bewillkommnungsrufe. Es brach sich jemand ungestüm Bahn bis zum Sitze des Scheikhs. Ein staubbedeckter, blutender, in Fetzen gehüllter Mann taumelte an das Feuer und streckte die Hand nach einem stärkenden Trunk aus. Die dargereichte Rakiflasche setzte er an und sog daran mit wüthender Gier. Dann warf er das kleberige Haar aus dem Gesicht und wandte der Flamme seine wilden abschreckenden Züge zu. Es war der Usta.

„Was bringst du für Nachrichten?" schrie der entsetzte Scheikh.

Ein dumpfes Gurgeln entrang sich der Kehle seines Bruders. Er ballte die Fäuste und stampfte mit den Füßen. Seine Augen waren mit Blut unterlaufen und weißer Schaum feuchtete seine wulstigen Lippen, unter denen die Zähne wie Hauer blitzten.

„Der Giaur —", keuchte er endlich, „hob die Hand gegen mich, als ich seine Griffe am Gewehr nicht nachmachen wollte."

Ein Wuthschrei ertönte im Umkreise, Dolche blitzten im Flammenschein.

Szopa-Szalan warf sich zu Boden und lag lange regungslos. Ueber ihn beugten sich der Scheikh und seine Freunde. Die Verwirrung war unsagbar. Es wogte und tobte unter den Bäumen wie ein stürmisches Meer, und die beiden Horcher auf den Zweigen fühlten, daß ihre Glieder zitterten unter dem Wehen dieses Orkans.

Der Usta stand endlich auf.

„Ich konnte den ägyptischen Hund nicht erschlagen", schrie er, „und der mir die Hände fesselte, war wieder Kara-Ibrahim, der Topdschibaschi, der schon einmal mir in den Weg getreten. Er fiel mit den Seinen über mich her und nur mit Mühe entkam ich seiner Meute, die mich nach Tophaneh schleppen wollte.

Seht, Brüder, wie ich blute, wie ich ächze, wie ich schnaufe! Helft mir zur Rache! Laßt ein Feuer durch alle Ortas brennen! Kehrt euere Kessel um und verweigert Nahrung zu nehmen von dem Giaur-Sultan, den wir in den Schlund der Hölle stoßen wollen! Mag sein Sohn, der Knabe Abd-ul-Medjid, Eyub's Schwert umgürten und unter unserm Schutze Padischah sein! Er ist ja von Osman's Stamm, und ein unmündiger Sultan ist besser als ein ungläubiger. Redet, wollt ihr mich in der Schmach verlassen, wollt ihr? — So mögen euere Mütter verflucht und entehrt sein für alle Zeit!"

„Halt ein!" schrien wüste Stimmen. „Wir sind mit dir. Laßt uns das Serail in Flammen setzen und die Vezire in Stücke reißen!"

Der Scheikh gebot Ruhe.

„Ihr seid wenige, was könnt ihr thun?! So große Dinge bedürfen der Vorbereitung. Schickt Boten an die Ortas und Rotten und fordert sie auf, eine Berathung zu beschicken. Dann werdet einig über Zeit und Stunde."

„Brecht auf nach Kiat-Hané (Süße Wasser)!" rief der Jamak. „Dort grasen jetzt des Hunkiars Rosse, von bulgarischen Hirten gehütet. Bemächtigt euch ihrer für euere Boten. Dort im Thal haltet Rath, bevor ihr euch auf dem Etmeïdan versammelt."

Die Janitscharen stimmten bei, und allgemeiner Aufbruch erfolgte. Nur wenige Derwische blieben im Tekkeh, darunter der Usta, der zum Tode erschöpft war durch seine Flucht; die andern schlugen den Weg über die Hügel zum fernen Thale der Süßen Wasser ein, wohin sie noch vor Morgengrauen gelangen wollten.

Allmählich wurde es leer unter den Platanen, und die letzten Feuer erloschen. Unbeobachtet, wie sie gekommen, schlüpften Costi und sein Freund zurück über die Aeste und das Dach. Als sie im Holzschuppen angelangt waren, legte Abd-ul-Selam seine Hand auf Costi's Schulter und flüsterte ihm leise zu: „Ich kann nicht fort, ohne Mirmah gewarnt zu haben."

„Gewarnt?"

„Begreifst du denn nicht, daß die Aufrührer ihr Verderben heraufbeschwören? Diese Brutstätte der Empörung wird vom Erdboden vertilgt werden. Ich will nicht, daß Mirmah mit in die Fluten gerissen werde."

„Du kannst jetzt nicht in den Harem dringen, mein Freund."

„Führt nicht diese Thür zu Mirmah's Zimmer? Erwarte mich einen Augenblick; ich will die Schlafende nicht erwecken, nur auf ihr Lager den Warnungsselam legen. Das Platanenblatt, das ich vom Baume gerissen, die schwarze Kohle, den Strohhalm, eins meiner langen Scheitelhaare, diesen kleinen Dolch."

Ehe Costi eine erstaunte Frage thun konnte, war Abd-ul-Selam durch den auch ihm bekannten Eingang leise in das Haus getreten. Der Grieche brauchte nicht lange auf ihn zu warten; nach wenigen Minuten war er wieder an seiner Seite, und beide hasteten durch den Garten; denn schon hoben sich die schwarzen Schleier der Nacht, und durchsichtiges Grau begann sich über die Hügel zu breiten. Sie hielten im flüchtigen Laufen und Springen erst inne, als die Außenmauer von Rumili-Hissar dicht vor ihnen auftauchte, und während sie langsam neben ihr zum Meeresufer hinabstiegen, fragte Costi nach Mirmah.

„Sie weiß genug", entgegnete Abd-ul-Selam. „Ich legte die Theile des Selams zu Füßen ihres Lagers, über das ich mich einen Augenblick gebeugt."

„Und sie wird deinen Gruß verstehen?"

„Sie wird ihn so leicht lesen, wie die Kinder die Sure El-Fatiha: Ich verbarg mich diese Nacht auf der Platane. Das Feuer wird dein Haus verzehren, wie die glimmende Kohle das Stroh. Du bist mir theuer wie das Haar meines Hauptes. Mein Dolch soll dich beschützen. So lautet mein Gruß."

Sie waren am schmalen Kai angelangt, der sich unter der Festung am Ufer entlang zog, und fanden ihren Kaik mit Stricken an die Steine befestigt und den alten Wächter darin schlafend. Als sie ihn erweckt und abgelohnt, nahmen sie die Plätze in dem spitzen Fahrzeuge ein und legten die Ruder in die Riemen.

„Nach Tophaneh!" rief laut Abd-ul-Selam, den es drängte, dem Topdschibaschi Bericht von seinen nächtlichen Beobachtungen zu erstatten.

„Bana bak! (Schau auf mich!)", rief eine Stimme hinter den beiden jungen Leuten. „Nehmt mich mit, ihr Kaikdjis! Ich habe in Tophaneh zu thun."

Mit Staunen erkannten sie den Jamak, welcher beim Mahl der Begtaschis zur Seite des Scheikhs gesessen. Es wäre unklug gewesen, den Fahrgast zurückzuweisen; so handelte denn Abd-ul-Selam im gröbsten Volksidiom, das zu seiner Verfügung stand, mit ihm um den Preis und ließ ihn einsteigen.

Der Jamak legte sich behaglich auf die Kissen am Boden des Bootes, begann seinen Rosenkranz zu drehen und sah die beiden Schiffer nachdenklich und argwöhnisch an. Sie machten ihre Sache so gut sie konnten, doch manche ihrer Bewegungen mochte wol einen gewissen Dilettantismus zeigen. Der Beobachter schwieg indessen und bezahlte, an der Scala von Tophaneh angekommen, bereitwillig 30 Para für die Fahrt. Kaum war er aber auf festem Lande, wo bereits morgendliche Geschäftigkeit herrschte, als er Costi höhnisch zurief: „So bist du, o Abbas, statt eines Derwisches ein Kaikdji geworden. Wenn das der Scheikh wüßte, dürfte er wol Mittel finden, dich in die Tiefe des Schlundes zu senden. Nun, Allah sei mit dir! Du bist in guter Gesellschaft. Es ist besser, auf einem hohen Platze geschlagen zu werden, als auf einem niedrigen zu essen."

Abd-ul-Selam schrie den Jamak grob an: „Was redest du, Sohn einer Hündin? Mein Yoldasch (Kamerad) hat nichts mit Derwischen zu thun."

„Desto mehr du, Sohn eines Tänzers", gab der Zornige zur Antwort. „Ich kenne dich wohl. Hast du doch einst eine Nacht bei Kara-Ibrahim in unserm Wachthause zugebracht. Wer weiß, wo ihr euch in der Verkleidung eingeschlichen und welche Unthat ihr verübt!"

Eilig lenkten die Erkannten vom Ufer ab, wo sich schon Leute ansammelten, doch nur um dasselbe, als sie sich vor der ungeheuern Artilleriekaserne mit ihren festen Thürmen und dem gewölbten Gange über dem Meere befanden, wieder zu erreichen.

An die Wasserpforte pochten sie mit lauten Schlägen, und als von innen geöffnet wurde und Abd-ul-Selam vernommen, daß Kara-Ibrahim noch nicht seine Gemächer im Eckthurm verlassen, sprang er auf die Stufen zur Thür und bedeutete Costi, den Kaik langsam nach dem Yali des Mevlevis zurückzuführen und diesem in aller Heimlichkeit ihre Entdeckungen mitzutheilen.

Er selbst kehrte erst am späten Abend nach Anatoli-Hissar zurück.

„Wen denkst du, daß ich bei Kara-Ibrahim fand?“ fragte er Costi, als sie auf ihren Lagern in nächtlicher Stille Zwiesprache hielten. „Unsern Jamak, Djemal-Yussuf. Was ihn zum Topdschibaschi geführt, ist nicht schwer zu ersehen. Des Sultans Spione sind ja überall. Allah gebe nur, daß er kein doppelter Verräther sei! Du solltest, mein Freund und Bruder, das Haus jetzt nicht verlassen, denn leicht könnte man deine Spur verfolgen. Es handelt sich nur um wenige Tage. Nach allen Anzeichen wird der Aufstand der Yenitscheri bald ausbrechen. Die Maßregeln zu seiner Unterdrückung sind getroffen; der Padischah und seine Getreuen arbeiten Tag und Nacht; jede Bewegung der Aufrührer ist bekannt; ihre eigenen Offiziere sind die Verräther. Ist die Macht dieses Drachen einmal vernichtet, so kann auch sein Schweif, der Begtaschi-Orden, nicht mehr zu fürchten sein, und du wirst dann in Sicherheit leben. Gedulde dich daher kurze Zeit.“

Die nächsten Tage vergingen in Bangigkeit und Erregung. Abd-ul-Selam kam selbst des Nachts nicht mehr nach Hause, und der Scheikh, der fortwährend mit den Großwürdenträgern des Divans conferirte, zeigte, trotz aller Selbstbeherrschung, eine ernste und besorgte Miene. Mit Costi besprach er zuweilen in kurzen Andeutungen, die weniger siegesgewiß klangen als die Worte Abd-ul-Selam's, die politische Sachlage; den Frauen gegenüber aber zeigte er sich schweigsam und beachtete Aphroditi's Empfindlichkeit über seines Sohnes unhöfliches Ausbleiben nicht einmal, so gern er sonst immer bereit war, auf ihre kindlichen Gedanken einzugehen.

Am 8. Zilkadé (14. Juni) hatte sich Abu-Yazid bereits am Morgen nach Stambul begeben, um am Nachmittag einen Gottesdienst im Mevlevi-Tekkeh vor dem Kanonenthor zu leiten, dem viele Staatsbeamte, welche, wie der Sultan, dem vornehmen Orden angehörten, beizuwohnen versprochen.

Zur frühen Nachmittagszeit langte Ueltschüß im Yali an, als Ueberbringerin einer Botschaft von Mirmah an Güliter: „Verlebt den morgenden Tag alle beisammen in enerm Hause“, so lautete der Selam der Tochter des Begtaschis.

Güliter, die schon lange unheildrohende Ahnungen bekämpfte, verkannte keinen Augenblick die Dringlichkeit der Aufforderung. In Sorge und Unruhe befangen, sandte sie nach dem Bruder Aphroditi's, ihn um Rath zu fragen, wie dem Scheikh und vielleicht auch Abd-ul-Selam Nachricht gesendet werden könne.

Ueltschüß verzerrte ihre Fratze bis zur Unkenntlichkeit, als sie den Sklaven Abbas, den sie längst für verschollen gehalten, den Harem Güliter's ohne Umstände betreten sah.

Costi, der nur Auge und Ohr für Güliter's Angst und Besorgniß hatte, erbot sich ohne Zögern, dem Scheikh nachzueilen. Er dachte nicht an die Gefahr, der er sich selbst aussetzte, indem er Stambul betrat; er ließ Güliter nicht daran denken. Es könne ihm nicht schwer fallen, sagte er rasch, in der Stadt ein Pferd aufzutreiben, dessen Führer ihn nach dem Tekkeh begleitete; einmal dort, veranlaßte er den Scheikh, noch am selben Abend oder in der Nacht auf Umwegen nach Anatoli-Hissar zurückzukehren, und der morgende Tag sah den Herrn des Hauses im Yali in Sicherheit.

An Abd-ul-Selam's Willfährigkeit, sich vor der Gefahr zu bergen, zweifelte Costi

mit Recht; doch sprach er sich zu Güliter darüber nicht aus, sondern ging auf ihren Wunsch, vom Tekkeh einen Boten nach der nahen Kaserne von Dant-Pascha zu senden, um ihren Sohn zu benachrichtigen, scheinbar willfährig ein.

Zum Besinnen war nicht lange Zeit. Costi stieg in den Kaik, der Ueltschüß herübergebracht, und ließ sich nach Stambul führen. Nach stundenlanger Fahrt stieg er am Bagtschè-Kapou (Gartenthor) aus und fand bald einen Pferdevermiether, der ihn durch die Stadt zu geleiten versprach. Schon waren sie bis an die Bajazid-Moschee beim Eski-Serail gekommen und wollten, das Janitscharenviertel soviel als möglich vermeidend, an Laleli-Djamissi (Tulpenmoschee) und an Aghatsch-Serail vorüber nach dem Kanonenthor weiter ziehen, wobei der Sürüdji den Gaul am Halfter führte, als plötzlich aus dem Hofe der Bajazid-Moschee, unter den auf-flatternden Taubenschwärmen hervor, die dort Baumkronen und Säulenhallen füllen und die frommen Beter an das Taubenpaar erinnern, mit dem eine arme Witwe den großen Sultan Bajazid beschenkte und dem sie alle entstammen, mehrere Janitscharen traten, unter denen Costi mit Entsetzen den Usta erkannte.

Es war nicht mehr ganz hell auf dem Platze, und der Grieche konnte hoffen, daß sein Feind ihn in dem schwarzen Turban und den langen, dunkeln Rajah-gewändern nicht erkennen würde; doch ein Zufall wollte, daß Szopa-Szalan gerade darauf ausging, ein Pferd zu finden, und dasjenige Costi's scharf in die Augen faßte. Indem er mit groben Worten den Sürüdji anrief, glitt Costi schnell aus dem Sattel und wäre vielleicht ungesehen entkommen, wenn nicht der Jamak Djemal-Yussuf, der ihm näher stand als der Usta, plötzlich einen Ruf der Ueberraschung ausgestoßen und jenen mit raschem Wort auf den entlaufenen Skla-ven gehetzt hätte. War es des Verräthers Absicht, einen Auflauf zu erregen, so erreichte er sie theilweise; denn Szopa-Szalan, mit dem Ya hu!-Schrei die Gefährten zusammenrufend, sprang hinter Costi her, der, seine langen Gewänder aufraffend, einer engen Straße zueilte, in der er seinen Verfolgern leichter zu entkommen hoffen durfte.

Er sah sich plötzlich zwischen einer Doppelreihe von Buden mit rothen Pfeifen-köpfen, dann, um eine Ecke biegend, rechts und links von Löffeln verschiedenster Form und Substanz umgeben, endlich zwischen bunten Pantoffeln und Schuhen in ein Labyrinth kleiner Durchgänge gerathen. Und immer noch tönte der gräßliche Schrei hinter ihm in den Irrgängen des Außenbazars, wo die Händler ihre Waaren schon langsam beiseitezulegen begannen, denn der Abend war nahe. Jetzt erreichte er keuchend vom raschen Lauf den großen Eingang des Innenbazars mit seinen gewölbten Hallen; eben rasselte vor ihm das Gitterthor, das sich bald nach Sonnenuntergang schließt. Er schlüpfte noch rasch hinein, indem er beinahe einen der Begdjis (Nachtwächter) umrannte, der mit rostigem Schlüssel bereit stand, die Kaufhalle abzuschließen. Drinnen war es schon dunkel, und alle Läden zeigten sich geschlossen und mit schweren Barren und Ketten verwahrt. Der ermüdete Flüchtling sank stöhnend hinter einem Säulenvorsprung nieder. Hinter sich am Thor hörte er das Klirren des zusammenschlagenden Gitters, dann die Stimmen der Verfolger, die den Begdji anschrien, das Thor wieder zu öffnen. Der ließ sie rütteln und brüllen, lachte sich in den grauen, schmuzigen Bart und trat langsam

seinen Rückzug an, den schweren, eisenbeschlagenen Stock hin und wieder auf den Boden stoßend, um seine Wachsamkeit zu beweisen.

Als er vor Costi stand, beugte er sich zu ihm nieder, steckte seine gewaltige Faust in den Gürtel des Griechen und riß ihn in die Höhe.

„Wohin willst du mich schleppen?" rief dieser, sich an die Säule klammernd.

„Wohin die Bazardiebe gehören, Maschallah! Auf die Feuerwache zu den Tulumbadjis (Feuerwehrmännern)."

„Ich bin kein Dieb", keuchte Costi. „Untersuche meine Taschen, Begdji, du wirst keine Beute darin finden."

„Folge mir nur zur Wache", höhnte der andere.

„Ueberliefere mich nicht den Tulumbadjis, den Brüdern der Yenitscheri! Erbarme dich, um Allah's willen!"

„Du scheinst, Giaur, die Yenitscheri besonders zu fürchten. Hast du Händel mit ihnen? Ihrer war ja ein Dutzend hinter dir."

„Sie verfolgen mich, Wächter, ohne meine Schuld. Die Begtaschis . . ."

„Was sagst du", schrie der Mann, den Griechen loslassend, an dessen Gürtel er bisher gezerrt.

„Ich sage", rief Costi, „ich sage, daß die Begtaschis meine Feinde sind."

„So bin ich dein Freund", sprach der Begdji mit festem, tiefem Stimmklang. „Steh auf und folge mir! Wir gehen nicht zur Wache. Während ich die Hallen durchschreite, magst du mir erzählen, was dich hierher getrieben. Später kriechst du mit mir in meine Hütte am Beziſtan und bist mein Gast."

Staunend bemerkte der Grieche die Wandlung, die in den Absichten und dem Wesen des Alten vorgegangen war; doch um ganz sicher zu sein, daß wirklich die Verfolgung der Begtaschis ihm den in diesem Augenblick so kostbaren Schutz des Bazarwächters eingetragen, richtete er noch eine Frage an ihn.

„Genügt es, von den Begtaschis gehaßt zu sein, Tschelebi (Herr), um von dir als Gastfreund angesehen zu werden?"

„Ich bin ein Kalender", entgegnete der Alte, in diese wenigen Worte die Erklärung zusammenpressend.

Ein Kalender! — Der Grieche erinnerte sich dunkel, irgendwo und irgendwann gehört zu haben, daß diese Bettelmönche grundsätzlich die bittersten Feinde der Begtaschis seien. Ja, irrte er nicht, so grollten sie auch den Mevlevis. In rascher Folge zeichnete sich sofort in seinem Gedankengange der vorsichtige Plan seines Verhaltens zu dem Begleiter. Er durfte ihm seine Beziehungen zu den Begtaschis so weit offenbaren, wie er es für nöthig fand, ohne des Kalenders Gunst aufs Spiel zu setzen; er mußte über die freundschaftlichen Bande, welche ihn mit dem Scheikh der Mevlevis und seiner Familie verknüpften, hinweggleiten.

Wie der erfindungsreiche Odysseus, dies Prototyp des griechischen Charakters, mischte er nun in lebhafter Erzählung Wahres mit Erdichtetem und entriß seinem Zuhörer mehr als einen Ausruf der Theilnahme. So begierig war der Kalender, vom Tekkeh und Tahir-Baba's Familie zu hören, daß er für Costi's Abenteuer nach seiner Flucht nur noch geringes Interesse zeigte und nicht einmal nach dem Namen seines neuen Herrn fragte.

„Allah hat dich beschützt, junger Freund", sagte der Begdji, als Costi zu sprechen aufgehört. „Hättest du dich von jenen Teufeln verführen lassen, als Mured (Novize) in ihren Tarek (Ordenspfad) zu treten, weißt du, welch greuliche Dinge dir offenbart worden wären?! Durch Gefahren aller Art hättest du deinen Weg suchen müssen während der 1001 Tage der Probe; Entbehrungen und Mishandlungen würdest du haben ertragen müssen; falsche Geheimnisse hätten sie dir zu bewahren gegeben und dich belauert, ob du sie verrietheſt und dein Leben verwirktest. Wenn dann endlich die Stunde des Ikrarnameh (Gelübdes) gekommen wäre und du mit entblößtem Rücken, den Strick um den Hals, auf dem zwölfeckigen Steine, dem Maidan Tasch, in der großen Halle gekniet hättest, um dich der Scheikh und elf Aelteste auf Tigerfellen kauernd, in Vertretung der zwölf Imame, wenn du Leib und Seele in die Hände des Scheikhs geschworen hättest zu blinder Vollstreckung seiner Befehle, welche Losungen hätte er dir gegeben? — Mohammed ist mein Führer, Ali mein Meister — so würde er gesprochen haben, dadurch den heiligen Propheten erniedrigend unter seinen Tochtermann. Und die Blasphemie zu vollenden, hätte er dir ins Ohr geflüstert das große Geheimniß der Begtaschis, ihr letztes, grauenvolles Grundprincip: Es ist kein Gott! —"

Costi schauderte. War das der Kern aller jener abergläubischen, kabbalistischen Formen, in denen sich der Scheikh und seine Derwische bewegten, — oder sprach nur der Haß, die Verleumdung aus dem Kalender?

Sie hatten inzwischen viele dunkle Hallen durchschritten und gelangten im ungewissen Schimmer, welcher durch die Fensteröffnungen in den Dachwölbungen dämmerte, an den großen Mittelpunkt des Kaufhauses, den Bezistan oder Waffen- und Juwelenbazar, wo die wichtigsten Handelsgeschäfte abgeschlossen werden und ungeheuere Werthe lagern.

Allnächtlich werden die labyrinthischen Gänge von wenigen Begdjis bewacht, von einer kleinen Truppe Tulumbadjis vor Feuersgefahr geschützt, welche dadurch auf das geringste Maß herabgesetzt wird, daß bei Todesstrafe kein Licht, keine Lampe im Bazar entzündet werden darf. Die Wächter, meist Derwische, denen die Güter des Lebens verächtlich sind, vollziehen ihren Dienst tadellos; zwischen den Umgängen in ihren Revieren ruhen sie höchstens eine Stunde in ihren elenden Holzbaracken auf hartem Boden. Nach einer solchen Hütte tastete sich jetzt Costi, dem Derwisch folgend, der ihre niedrige Thür aufstieß und hineinkroch. Aus einer Ecke langte er für den Griechen, der sich ihm nachzwängte, eine Brotrinde und ein paar Zwiebeln sowie einen Krug Wasser.

„Schlafe hier ruhig", sagte er zu dem Speisenden. „Selbst die Yenitscheri wagen nicht, den Bazar zu stürmen. Ich will dich morgen in Sicherheit bringen. Es mag sein, daß deine Feinde dich an den Ausgängen der Hallen erwarten. Du kannst daher nicht in den Kleidern, welche du trägst, fortgehen. Sobald das Gitterthor geöffnet, will ich für dich von einem mir bekannten Yahoudi (Juden) einen Anzug entleihen, den du anlegen magst. Gefällt es dir dann, mich nach Kalender-Khane zu begleiten, unserm Ordenshause, so magst du dich dort verbergen, solange es dir gut dünkt. Wol ist unser Khan und das Hindeler-Tekkeh, wo

unsere indischen Brüder einkehren, nahe dem Viertel der Yenitscheri; doch gerade dort, im Bereiche deiner Feinde, sucht dich wol niemand."

„Wie soll ich dir danken, Baba!" rief Costi.

„Was ich thue, ist nicht für dich gethan, Giaur, sondern gegen die Begtaschis."

Der Derwisch verließ bald darauf die Ruhestätte, auf welcher der junge Mann ins Reich der Träume hinübergeschlummert war, um seinen Rundgang wieder anzutreten. Noch hatte das Tageslicht die Schatten aus den engen und hohen Gewölben nicht ganz verscheucht, als sich schon das tägliche, geschäftige Treiben darin zu regen begann. Bald brachte der Alte seinem Schützling ein Bündel Kleider, und Costi hüllte sich in die jüdische himmelblaue Tracht und setzte die gelbe Kopfbedeckung auf, um die er einen dünnen, baumwollenen Turbanstreifen tief in die Stirn hinab wand. Blaue Pantoffeln und ein Bündel auf dem Rücken vervollständigten seinen Anzug, und so verkleidet begab er sich, dem Kalender in einiger Entfernung folgend, durch die Hallen zu einem Ausgange nahe dem von Persern eingenommenen Valide-Khan.

Die Physiognomie der Stadt zeigte an diesem Tage, dem 9. Zilkadé 1241 (15. Juni 1826) manches Ungewöhnliche. Schon seit der grauenden Dämmerung durchzogen Haufen von Janitscharen die Viertel von Stambul, in welchen die meisten der Truppe Affiliirten wohnten, und riefen sie zur Mitwirkung bei dem großen Werke des Tages auf. Bis in die Vorstädte von Galata und Pera wanderten die Sendboten, mit lauter Stimme schreiend nach ihren Brüdern, aber sonst am jenseitigen Ufer des Goldenen Horns keinen Unfug verübend. Die Europäer, welche ihre geschäftlichen Angelegenheiten zur Türkenstadt herüberführten, sahen sich bei der Landung am Ufer von Tschauschen (Polizisten) und Bostandjis (Hausgarden) höflich zurückgewiesen mit dem Bemerken, daß an diesem Tage keine Geschäfte gemacht würden; viele Boote mit Marinesoldaten kreuzten im Goldenen Horn, und in Tophaneh, im großen Kasernenhofe, sammelten sich Kara-Ibrahim's blauröckige Topdschis. Dem Griechen und seinem Begleiter schlug Feuergeruch und Qualm entgegen, als sie die enge, steile Straße des Valide-Khans betraten. Der Alte schrie einen vorübereilenden Tulumbadschi an:

„In welchem Viertel brennt es? Gehst du löschen, Achmet-Ferik?"

„Ya hu!" rief mit wildem Jauchzen der halbnackte Feuermann. „Bei unserm Agha-Djelalledin im Odan-Kapouci-Serail brennt es, bei dem Verräther; im Vezir-Serail auf der Pforte brennt es auch; da geben die Ortas alle Stammlisten den Flammen zu fressen, die ihre Namen schnell vertilgen und allen Rang dazu; bald wird auch das Serail des Hunkiars aufleuchten, Inschallah! Ha! die Beute, die uns lacht! Ha! Die Köpfe auf den Pfählen! Ya hu! Ya hu!"

Und er rannte mit den eigenthümlichen Hüftenwendungen der Tulumbadjis, welche den Körper im Laufen bald nach rechts, bald nach links werfen, die Straße hinab.

Der Alte und Costi konnten nicht an der Suleimanieh-Moschee vorüber, wo schon der Aufstand um des Aghas Serail tobte, und eilten am Eski-Serail vorbei nach der Moschee Chalisadeh, in deren Nähe der Etmeïdan (Fleischplatz) mit der

großen Janitscharenkaserne und das Kalender-Khane lagen. Dort war es schon schwer, sich Bahn zu brechen; denn in hellen Haufen zogen von den Kaffeehäusern und den Weinschenken Massen wilder Söldner dem Sammelplatze zu. Hier und da sah man Soldaten der neuen, disciplinirten Truppe, welche die Griechen „Tacticos" nannten, ihre Uniformen herabreißen, darauf speien, sie mit Füßen treten und dann gemeinsame Sache mit den alten Kameraden machen, aus deren Reihen man sie vor wenig Tagen gerissen.

Endlich gelangten der durch seine Tracht Ehrfurcht gebietende Derwisch und sein Schützling, auf dessen gelbe Kopfbedeckung es manche Püffe und Stöße gehagelt, an eine dicke, hohe Mauer, die von einer in verrosteten Angeln hängenden eisernen Thür unterbrochen wurde. Laut schallte das Klopfen des Wächterstabes, und in wenig Augenblicken öffnete sich vorsichtig die Pforte.

Der sie ihnen aufthat, war ein junger Derwisch in der Kleidung des Kalenderi-Ordens, barfüßig, mit langwogendem Haar unter der grauen niedrigen Mütze, den abgerissenen Pelz um die starken Schultern hängend, die Axt in der Hand und die Bettelschale aus Cocosnuß vom Gelenk herunterbaumelnd.

Sein schmuziges, gebräuntes Gesicht zeigte regelmäßige Züge und war von einem Paar tiefschwarzer Augen durchgeistigt. Der braune, lange, ungekämmte Bart floß am Kinn tief herab und seine Spitzen mischten sich mit den verwilderten Haarsträhnen.

Er sah den Begdji, der den jüdischen Fremden in den Hof des Khans nöthigte, erstaunt an, sagte aber kein Wort.

„Hadji-Hussein" sprach ihn der Alte an, „du wirst diesen jungen Mann gastfreundlich beherbergen. Sollten die andern Brüder fragen —"

„Ich bin allein im Khane, Hadji-Abdallah", entgegnete der junge Kalender. „Hadji-Jebbad und Hadji-Ali durchbetteln heute Eyoub und Jedi-Koulé."

„Halte das Khane und die Djami (kleine Moschee) wohl verwahrt. Die Hunde von Yenitscheri sind wieder einmal toll geworden und heulen im Stadtviertel. Ich muß hinaus und sehen, was geschieht."

„Laß mich mit dir gehen!" rief Costi erregt. „Ich will wissen, wie sich das Schreckliche entscheidet."

„Du bleibst!" entgegnete der Alte scharf. „Ich darf meinen Gastfreund keiner Gefahr aussetzen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten verließ er den Hof.

Costi stand weltverloren in dem baufälligen Viereck, dessen Hinterseite eine niedrige, unschöne kleine Moschee mit wackeligem Minaret einnahm, während an einer Ecke sich ein zerfallenes Gebäude erhob, welches den durchziehenden Bettelmönchen zur Herberge diente.

Der junge Kalender, den der Bazarwächter mit dem Namen Hadji-Hussein angeredet hatte, näherte sich seinem Gaste.

„Wenn dir daran liegt, Muschafir (Fremder), zu sehen, was im Yenitscheriviertel heute vorgeht, so besteige das Minaret unserer Djami und richte deine Augen nach unten!"

VIII.

Costi war der Aufforderung des Derwisches bereitwillig nachgekommen und kroch auf allen Vieren die dunkle Treppe hinan, die im Minaret zu der baufälligen Galerie führte, von welcher fünfmal täglich der Gebetsruf des Imam erschallen soll. So wenig ansehnlich das Aeußere des Monuments war, so zweckentsprechend zeigte dieses sich doch für den auf der Höhe Angelangten; denn sein Auge umfaßte einen weiten Horizont und tauchte ebenfalls in die in nächster Nähe die Moschee umgebenden Straßen und Plätze des Janitscharenviertels.

An mehrern Stellen in der Entfernung hoben sich Flammenbüschel und Rauchsäulen; Stimmenschall drang orkanartig durch die Luft, und der schlanke Thurm bebte von einem weitentlegenen Rollen und Rasseln.

In den Straßen wogten zwei entgegengesetzte Strömungen; die eine nach der Moschee Sultan Achmet's auf dem Atmeïdan oder Hippodrom, wo Mahmud und der Scheikh-ul-Islam die Fahne des Propheten entfalteten und das grausige Anathema gegen die Söhne Hadji-Begtasch's in die Lüfte schleuderten — zu ihr gehörten die Bürger, die Softas, Ulemas, Beamten und Reformfreunde — die andere, aus Janitscharen und Gesindel bestehend, nach dem Etmeïdan (Fleischplatz), wo unter gewaltigen Bäumen die umgekehrten Pilafkessel der Prätorianer von Schwertschlägen widerklangen, wo die blutigen, zerfleischten Körper der Sendboten des Sultans, die den Aufrührern Vergebung anzubieten gekommen, im Staube lagen, wo die spitzen Pfähle mit den Namen der zu Opfern erwählten Feinde der Truppe ihrer barbarischen Bestimmung harrten.

Das vielköpfige Ungeheuer war führerlos; denn die höhern Offiziere umstanden als ergebene Sklaven des Sultans demüthig die heilige Fahne in der Achmet-Moschee, und die niedern vermochten keinen Plan durchzuführen. Die anfängliche Absicht, das Serail des Sultans anzugreifen, ward aufgegeben, als die Nachricht kam, der Topdschibaschi sei mit 14000 Kanonieren und vielen Kanonen von Tophaneh dort angelangt und habe nach dem Marmarameer und dem Goldenen Horn seine Truppenflügel ausgespannt, als man ferner erfuhr, daß des Agha-Pascha-Hussein Albanesen das Hippodrom füllten, und daß alle Mauern und Thore des Serails mit Bostandjis und Marinesoldaten besetzt seien.

Da zogen die Janitscharen ihre vorgeschobenen Posten von der Bajazid-Moschee und Laleli-Djamissi zurück und dachten nur noch an Vertheidigung in ihrem Stadttheil.

Auf dem Etmeïdan wogten jetzt dichter und dichter ihre Massen, Flüche und Drohungen ertönten; aber nirgends zeigte sich einheitliches Streben. Nur hier und da rissen ein paar Kerle von den Fleischbänken am Platze die Breter und Planken und verbarrikadirten die Eingänge der darauf auslaufenden Straßen. Und es war an der Zeit, denn schon sah der Grieche von drei Seiten disciplinirte Truppen heranrücken, die Gassen und Durchgänge verstopfend mit dichten Massen; schon klang das ferne Rollen näher und näher, und die Topdschis debouchirten mit ihren Kanonen rechts und links an den Straßenmündungen.

Die Tausende auf dem Etmeïdan schienen sich nicht darum zu bekümmern, daß

sich die Falle um sie schloß. Einem Meere gleich brandeten sie hier und dorthin in stolzer Siegesgewißheit, im Bewußtsein ihrer nie gebrochenen Macht. Costi konnte einzelne unterscheiden; da war der Usta, der brüllend von Orta zu Orta sprang, mit heißen, haßerfüllten Worten und wilder Pantomime aller Herzen spornend; da war der Scheikh Tahir-Baba mit einer Schar Derwische, welche die Sure des Sieges und der Eroberung anstimmten und Ya hu! schrien in glühender Verzückung; da priesen die Bänkelsänger der Truppe in regellosen Liedern die Großthaten der kriegerischen Ahnen.

Noch war die Verbindung zwischen dem Platz und seiner Kaserne mit dem rückwärts gelegenen großen Janitscharenviertel, das sich bis hinter die Mohammed-Moschee zog, frei; von dorther strömten immer neue Söldner und Affiliirte dem Versammlungsort zu; die Straße dorthin war die letzte gewaltige Ader, durch welche das Lebensblut des Corps circulirte.

Da plötzlich — Costi rieb sich die Augen, die er geblendet glaubte — von dort, von rückwärts hob sich ja auch eine schwere Staubwolke, tönte ja ebenfalls das schaurige Rasseln! — Jetzt merkten es auch die Unseligen auf dem Platze, daß ihre Stellung umgangen, daß sie von allen Seiten umstellt waren, daß es für sie keinen Rückweg mehr gab!

Aus ihrem eigenen Viertel, das leer und offen lag, marschirten die Topdschis ihnen entgegen, protzten die Kanonen gegen sie auf. Da sprengte er heran, der schwarze Ibrahim, das dunkle Antlitz von Kampflust durchflammt, die Augen Basiliskenblicke schleudernd! Und wie seine Truppen mit ihren zwei mächtigen Bronzeschlünden die letzte Straße sperrten, da erhob sich aus dem Janitscharenmeer die dröhnende Stimme der Verzweiflung, des wildesten Jammers:

„Brüder, wollt ihr uns vernichten?!“

„Euer Prophet ist der unsere!“

„Schlachtet nicht enere Kameraden! Um Allah's willen Barmherzigkeit!“

„Ya hu!“ heulten die Derwische — „Erbarmen!“ schrien die leichenblassen, zitternden nächsten Reihen der Empörer, die vor den drohenden Schlünden in Todesangst zusammenbrachen.

Aber aus der Mitte des Platzes, den Kanonen entgegen, rollte eine wilde Menschenwoge; der Usta, in wahnsinniger Erregung, an ihrer Spitze. Mit der Gewalt eines rasenden Anpralls wollte sie hinwegfluten über die Geschütze, sich einen Weg bahnen über deren niedergetretene Mannschaften ins Freie, fort aus der schmachvollen Falle auf ein Schlachtfeld, wo man mit Ehren sterben konnte, den Feind zerfleischend mit Klauen und Zähnen!

Die Topdschis, mit brennenden Lunten in den Händen, ergriffen von der schaurigen Macht des Augenblicks, erschreckend vor dem Todesgeheul ihrer Waffengefährten, wichen zurück von den Geschützen in ohnmächtigem Entsetzen.

Hellauf tönte der Jubelruf des Usta, der, zur Seite springend, seinen Djerid schwang und auf Kara-Ibrahim zielte, welcher allein noch bewegungslos und ungerührt dicht hinter den beiden Kanonen hielt.

Da sauste der Wurfspieß ihm am Knie vorüber, und ein Zucken in den dunkeln Zügen zeigte, daß er getroffen. Jetzt brauste die Janitscharenwoge näher

und näher heran — nur wenige Schritte noch war sie entfernt von den Mündungen der Geschütze — da riß der Topdschibaschi plötzlich sein Pistol aus dem Gürtel und feuerte es in blitzartiger Schnelle in das Zündloch der einen Kanone.

Versengend sprühte der Strahl den Stürmenden entgegen, mörderisch brach das gehackte Eisen in ihre Reihen; mit dem Donner des Schusses erklangen zugleich tausend Weheschreie, und eine furchtbar blutige Gasse öffnete sich von dem Rohr bis tief hinein auf den gedrängt vollen Platz.

Costi, von der Erschütterung fast betäubt, sah dunkel, wie der Usta wüthend am Pferde des Topdschibaschi aufsprang, und hörte ihn schreien: „Kara-Djehennem! Kara-Djehennem! (Schwarzer Höllenbrand)." Gleichzeitig krachte donnernd das zweite Geschütz, unsagbare Verwüstung anrichtend in dem wirbelnden Menschenknäuel, das sich jetzt nach den Thoren der Kaserne wälzte.

Ihm nach stürzten Ibrahim's neubelebte Kanoniere auf den Platz, die Lunten schwingend; einer warf die seine in die Breterbuden und Fleischschragen, und hochauf flammte im Nu das von der Sonnenhitze ausgedörrte Holz.

Eiliger wurde der Rückzug in die Kaserne; Haufen auf Haufen drängte sich hinein; die Nachzügler erschlug die Schar der Tacticos und Bombardiere, die jetzt von allen Seiten über niedergerissene Barrikaden auf den Etmeïdan drangen.

Die Derwische mit ihrem Scheikh, die Waffenlosen, flüchteten in einen Winkel des Raumes, der in diesem Augenblick einem weiten Schlachthofe glich, wo Ströme von Blut flossen. Gieriger leckten die Flammen im Kreise herum; schon waren die Regulären gezwungen, sich aus ihrem Bereiche fortzuziehen; dagegen fuhren von allen Seiten die Geschütze gegen die verrammelte Kaserne auf, aus deren Fenstern und Luken die eingezwängten Janitscharen ohne Aufhören feuerten.

In diesem Augenblick unbeschreiblicher Verwirrung, als gerade Kara-Ibrahim, nachdem er den Usta von sich geschleudert, mit Blut und Pulverrauch beschmuzt, durch Rauch und Flammen über den Etmeïdan sprengte, um den ganzen Geschützkreis entlang durch seine Gegenwart das Zeichen zum Abfeuern der Kanonen zu geben, sah Costi den Begtaschi-Scheikh, den eine Schar wildblickender Albanesen von seinen Derwischen getrennt, durch einen unbewachten, engen Seitengang unter flammenden Trümmern weg zu der Straße eilen, an welche das Kalender-Khane grenzte. Von der andern Seite derselben kamen in einiger Entfernung Haufen von Softas und Bürgern, die im Rausche des fanatischen Jubels über den Anblick der Prophetenfahne sich mit blitzenden Waffen und brüllendem Allahruf auf die Flüchtlinge stürzten, die hier und dort über ihren Weg huschten und rannten. Der Scheikh sah die Feinde noch nicht nahen, die ihm bald den Rettungspfad abschneiden mußten; beflügelten Schrittes lenkte er in die Straße am Khane ein.

Nicht minder beschwingt flog Costi die Treppe das Minarets hinab, und den ruhig und theilnahmlos an der Hofthür lehnenden Hadji-Hussein bei der Hand ergreifend, rief er ihn an:

„Oeffne und hilf mir ein Leben retten!"

Der Kalender sah ihn erstaunt an.

„Hörst du nicht das Dröhnen der Mörser? Tausende werden geschlachtet. Was gilt da einer!?"

„Erbarme dich!“ rief Costi. „Es gilt, einer Tochter den Vater zu erhalten! Bei der Liebe zu deinen Aeltern, öffne, öffne!“

Hadji-Hussein zuckte zusammen und sein Auge umflorte sich. Wortlos schob er den Riegel zurück, und die eiserne Pforte sprang auf. Vor ihr hatte der Scheikh eben unschlüssig halt gemacht; denn er sah jetzt in der Ferne die blutgierige Schar auftauchen und zögerte, wohin er den Fuß wenden solle.

Costi sprang auf ihn zu.

„Tritt ein, du bist hier sicher!“

Er ergriff ihn beim Mantel und richtete sein besudeltes, von wildem Haar umstarrtes Gesicht nach dem Hofe des Khane. Doch da stand der Kalender hochaufgerichtet, die Axt in der Rechten schwingend, den Eintritt wehrend.

„Ein Begtaschi betritt unser Heiligthum nicht!“

Flehend, beschwörend warf sich Costi auf seinen erhobenen Arm.

„Ich bin dein Gastfreund. Er ist der meine. Laß ihn ein! Hörst du nicht das Brüllen der nahenden Mörder!?“

Der Scheikh beugte die Knie. Die Todesangst machte ihn zittern.

„Laß mich ein! Allah wird dir's an deinem Vater vergelten!“

Wieder zuckte es in den Zügen des Kalenders, und er trat zurück, dem Scheikh den Eintritt in das Asyl gewährend.

Doch als dieser eben den Fuß über die Schwelle setzen wollte, drang das Toben der heraneilenden Verfolger schon an die Mauer, und jetzt legte sich eine schwere Hand auf die Schulter des Flüchtlings, eine Axt blitzte vor seinen Augen, und Hadji-Abdallah stand hinter ihm, mit lautem Maschallah-Ruf seinen Fang feiernd. Hinter ihm drängten sich die Volontäre heran, mit glühenden Augen, mit gezückten Waffen.

„Zurück!“ schrie der alte Bazarwächter. „Dieser Mann ist einer der Rädelsführer, ein Mächtiger unter den Verfluchten. Seht ihr nicht seine Tracht? Lebendig bringt ihn vor Hussein, den Agha-Pascha, daß er über sein Geschick entscheide.“

Die Waffen senkten sich, und einige Softas traten zu dem alten Derwisch. In einem Augenblick war dem Scheikh der Mantel abgerissen, und die Fäuste fuhren in seinen Gürtelbund und zogen und schleiften den Gefangenen die Straßen entlang zum Hippodrom, gefolgt von Abdallah, der noch schnell Costi und seinem jungen Ordensbruder mit zornigen Blicken und geballter Faust gedroht.

Die beiden warfen die Thür von innen wieder ins Schloß und sahen einander dann verstört an.

„Zu spät!“ rief Costi mit bitterm Schmerz. „Hättest du eher Erbarmen gehabt!“

„Kismet“, entgegnete der andere lakonisch. „Die Tochter beklage ich, denn es ist hart, älternlos zu sein.“

„So bist du, Hadji-Hussein, eine Waise wie ich?“ rief der junge Grieche.

„Laß das! — Hörst du nicht neuen Kanonendonner? Siehst du nicht die Flammen durch die Luft fliegen? Ha! Die Spitze unsers Minarets loht auf! — Wir müssen fort, ehe der Qualm uns erstickt, nach Hindeler-Djamissi. Folge mir!“

Und er riß die Thür zur Straße auf und zog Costi hinaus, der noch unschlüssig in die Glut hinter ihnen starrte.

Während die Mauern der Janitscharenkaserne, von zahllosen Kugeln durchlöchert, berstend zusammenbrachen und das Dach prasselnd und knisternd auf die in Todesqual heulenden, zerschmetterten und gerösteten Janitscharen niederstürzte, während die Truppen mit rasendem Siegesgeschrei und fesselosem Würgen und Morden durch alle Straßen des der Vernichtung preisgegebenen Quartiers zogen, bahnte der Kalender mit seiner Axt und seinem Allahruf für sich und seinen Gastfreund den Weg nach der kleinen Moschee der indischen Bettelmönche.

Die Nacht hatte die letzten Phasen des Gemetzels in Finsterniß getaucht; der Morgen fand auf dem Etmeïdan nichts als eine dicke Schicht von Asche, Blut und verkohltem Menschenfleisch. Tausende der Aufrührer waren in der Kaserne verstümmelt und dann von Flammen verzehrt worden; Tausende hatten, herausgezerrt aus ihren Schlupfwinkeln, gehetzt auf ihrer Flucht, die Straßen Stambuls mit ihrem Blut getränkt. An Entkommen war nicht zu denken; denn alle Thore der Stadt waren geschlossen und bewacht, mit Ausnahme eines, das fromme Moslem, welche kamen, sich um die Prophetenfahne zu scharen, einließ.

An den Ruinen der Pforte hatte man das Zeltlager des Großvezirs Mahomet-Selim-Pascha aufgeschlagen; ihm schleppte man die aufgegriffenen Verdächtigen zu, und nach secundenlangem Scheinverhör und kurzem Todesspruch köpften die Henker sie gleich daneben im Hofe des niedergebrannten Gebäudes, und ihre Körper wurden, auf Karren und Laffeten gehäuft, hinab ans Seeufer gerollt, von wo die reißende Strömung in röthlichen Streifen sie ins blaue Marmarameer hinausschwemmte.

Beim Eski-Serail, nahe der Bajazid-Moschee, war das Tribunal des Agha-Pascha-Hussein, des Würgers der Janitscharen, wo die Todesprocedur nicht länger dauerte und den Verurtheilten noch verbittert wurde dadurch, daß der Blutrichter einst ihr Haupt gewesen und sie dem Hunkiar verrathen.

Hussein-Pascha, der sich vom Lastträger zu seiner hohen Würde emporgeschwungen, umgab sich, der eigenen Unwissenheit ein Gegengewicht zu geben, im Zelt mit weisen Ulemas, welche durch ihre Gesetzeskenntniß seine Urtheile zu sanctioniren hatten. Er ließ sich auch zuweilen vertreten. So am Freitag Nachmittag, als Hussein sich zum triumphirenden Selamlik des Padischahs nach der Achmet-Moschee begeben, vor welcher die Fahne der Janitscharen zerrissen, ihre Kessel besudelt, ihre Nischans und Filzmützen mit Füßen getreten wurden, und wo das jubelnde Volk, von dem jahrhundertelangen Druck des furchtbaren Alps befreit, seinen Kaiser wie einen Weltheiland begrüßte und den Ferman der Zerstörung wie eine himmlische Offenbarung empfing. Da saß Chosref-Pascha an Hussein's Stelle auf dem Divan im prachtvollen, gelben Gerichtszelt.

Der schlaue Georgier drängte sich, nachdem der Erfolg seine Wünsche gekrönt und seinen weisen Rath verherrlicht, durchaus nicht in den Vordergrund, sondern überließ den Ruhm des gestrigen Tages den Kämpfern, zufrieden damit, daß der Sultan die Maulwurfsarbeit seines listigen Kopfes zu schätzen verstand, und auf spätere Verwerthung des stillen Einflusses hoffend, den er von Tag zu Tag mehr zu befestigen wußte.

In seiner Vertretung Hussein's zeigte er eine Milde, welche von der schonungslosen Härte des Seraskiers scheinbar vortheilhaft abstach. Nur selten und nach

reiflicher Ueberlegung verhängte er die Todesstrafe über die ihm Vorgeführten; meist begnadigte er sie zum Bagno oder zur Deportation nach Asien. Das klang erbarmungsvoll in die Ohren der Angeklagten, die noch nicht wußten, daß die Begnadigten im Gefängniß am Arsenal langsam in Ketten zu verfaulen, und bei der Ueberführung nach Asien hülflos zu verschmachten bestimmt waren.

Eben war der Topdschibaschi Kara-Ibrahim, Kara-Djehennem, wie er mit Stolz sich jetzt nannte — hinkend ins Zelt getreten; er kehrte, strahlend vor Freude, vom Selamlik zurück, wo er dem Sultan die Ueberschuhe hatte ausziehen dürfen, welche Ehre bisher nur dem Janitscharen-Agha zugestanden; in seiner Begleitung folgte Abd-ul-Selam, der sich im gestrigen Kampfe als Held bewährt.

Sie fanden unter den Rechtskundigen den Mevlevi-Scheikh, der in aller Sicherheit die Zeit des Kampfes in seinem Tekkeh außerhalb der Stadtmauer verlebt hatte und durch einen Boten des Scheikh-ul-Islam in den Rath berufen worden war. Vater und Sohn begrüßten sich mit freudigen Blicken; zu Worten war keine Zeit.

Jetzt schleppten fanatische Softas einen kräftigen Mann ins Zelt, dem die Hände auf den Rücken gebunden, die Beine gefesselt waren. Es war Tahir-Baba, der Scheikh der Begtaschis. Dicht hinter ihm zeigte sich die lange hagere Gestalt des alten Bettelmönches, der, die Axt in der Faust, jede Bewegung seines Gefangenen belauerte, stets bereit, einen Fluchtversuch mit der Schärfe des Eisens zu vereiteln.

Ein Ruf des Schreckens entfuhr Abd-ul-Selam, als er Mirmah's Vater unter den Verbrechern sah, die hier ihres Urtheils harrten. Der Mevlevi, mit größerer Selbstbeherrschung, zuckte doch zusammen und neigte sich flüsternd zu Chosref-Pascha.

„Maschallah", sagte darauf der Minister. „Dieser Mann in Derwischtracht ist ja wol ein Heiliger. Wie käme es mir zu, ihn zu richten! So vornehme Efendis darf nur der Padischah verdammen oder freisprechen. Weißt du, Cusum (mein Lamm) Kara-Djehennem, keinen Ort, wo man ihn gastfreundlich aufnehmen dürfte, bis unser Herr, dem Allah noch tausend Jahre Leben schenke, Zeit gefunden, seine Sache mit untrüglichem Scharfsinn selbst zu ergründen?"

„Benim-Pascha!" sagte der Topdschibaschi, sich vergnügt den Bart streichend, „ein heiterer Kiosk steht zu seiner Verfügung, wo nichts ihn abziehen wird von erbaulichen Betrachtungen der Majestät Ali's, und wo er seine Zauberkünste im Dunkeln treiben kann. Er kennt den Ort bereits und gedenkt wol noch der Worte, die ich ihm einst am Thurme der Vergessenheit in Rumili-Hissar sagte."

Chosref schmunzelte Beifall und übergab den Scheikh, der tief aufstöhnte, dem Topdschibaschi.

Doch jetzt sprang der Kalender vor und rief mit wildem Ton: „Er gehört mir! Er soll nicht leben." Und er schwang die Axt.

Herzlich lachte der Georgier, während Kara-Djehennem seinen Gefangenen schnell der augenblicklichen Gefahr entriß.

„Wer bist du, Alter, der raschen Tod des Feindes dem langsamen vorzieht? Kennst du die Rache so schlecht. Je länger man sie aufspart, desto lieblicher wird ihr Geschmack." So sprach bedächtig Chosref-Pascha.

„Mein Name ist Abdallah-Omari, und wie du siehst, bin ich ein Kalender. Was aber die Rache betrifft —"

Er konnte nicht vollenden. Der Scheikh, mit rasender Bewegung, fiel auf ihn wie eine gelenklose Masse.

„Du bist der Räuber Djelalledin's! — Was ist aus meinem Sohn geworden?"

Seine Augen glühten, Schaum stand vor seinen weißen Lippen, Arm und Beine zuckten in wüthender Anstrengung, sich zu befreien.

Lachend schob ihn der Kalender zurück, daß er taumelte.

„Weißt du so viel, Begtaschi? Bist du der Wahrheit so nahe? O so lebe, lebe, und verzehre im Kerker dein Hirn mit Wähnen und Errathen! — Vielleicht ist Djelalledin todt, ermordet, von Hunden gefressen; vielleicht erhielt Allah ihm das Leben, und er weiß nichts von dir, haßt dich, verwünscht und verflucht deinen teuflischen Orden! Sinne, sinne, Begtaschi, ich mag dir nicht helfen."

Er schüttelte den Gebundenen, der sich jetzt mit den Zähnen an des Kalenders Pelz klammerte, mit voller Kraft von sich und schritt dem Eingange des Zeltes zu. Ein gräßliches Geheul des Scheikhs folgte ihm.

Der Topdschibaschi hatte Abd-ul-Selam dazu ausersehen, den wie ein gefesselter Tiger sich Windenden nach Rumili-Hissar zu escortiren. Da galt kein Weigern, und so schrecklich der Auftrag dem jungen Türken war, er mußte ihn annehmen und sorgte nur, sich seiner schonungsvoll zu entledigen.

Die Softas erboten sich, den Begtaschi-Scheikh bis an den Hafen zu bringen, von wo eine der Barken des Arsenals ihn leicht an seinen Bestimmungsort führen konnte. Abd-ul-Selam an ihrer Spitze verließ das Zelt, aus welchem sie den jetzt wie vom Starrkrampf Ergriffenen schleppten.

Sie mußten am Vorhofe der Bajazid-Moschee vorüber, in dem die Tauben so lebhaft schwärmten, als sollte ihr Girren die Todesseufzer der in nächster Nähe des Asyls geopferten Menschen übertönen. Unter den Säulengängen, in den finstern Ecken des großen Tempels bargen sich einzelne dem Gemetzel Entkommene; hierher hatte man sie noch nicht zu verfolgen gewagt. Hinter den Pforten hervor schielten sie zuweilen nach der Gerichtsstätte.

Als der Scheikh vorübergeführt wurde, sprang unvermuthet unter den erschrocken aufflatternden Taubenschwärmen eine riesenstarke Gestalt nach dem Thor und warf sich der Bedeckung Tahir-Baba's drohend in den Weg.

Der Usta war's, der verwundet und mit versengten Gewändern aus dem Kampfe um die Kanonen entkommen und auf Schlupfwegen zur Bajazid-Moschee gelangt war. Sein wölfisches Herz war doch der Brudertreue nicht bar, und als er Tahir-Baba, einer Leiche ähnlich, in den Händen der Verfolger sah, schlug er sein Leben in die Schanze, den Scheikh zu retten oder zu rächen. Sein flammendes Auge traf Abd-ul-Selam, der unter den Wachen hervorragte, und ihn fiel er mit dem gezückten Handjar an. Ein Stoß in die Brust, und der Ueberraschte, keines Angriffs Gewärtige, sank stöhnend zu Boden. Hochauf jauchzte der wilde Gesell und schwang die geröthete Waffe gegen die Softas, die sich um den Gefallenen drängten; da stürzte er plötzlich lautlos nieder; eine Kugel aus Kara-Djehennem's Pistole war ihm durch den Kopf gegangen. Der Topdschibaschi, der, vor dem Zelt stehend, den alten Feind erkannt, hatte die lange Rechnung endlich ausgeglichen.

Mit ihm eilte der erbleichende Mevlevi auf die Gruppe der drei Männer zu,

die regungslos auf dem Pflaster hingestreckt lagen: der Begtaschi-Scheikh in starrer Besinnungslosigkeit, der Usta als Leiche, Abd-ul-Selam als Schwerverwundeter.

IX.

Wie still ging es im Yali in Anatoli-Hissar seit einigen Tagen zu. Da lag der Sohn des Hauses in einem Haremzimmer, und bei ihm wachten und sorgten seine weinende Mutter und die still gewordene Aphroditi, zu Mohammed und der Jungfrau flehend für das geliebte Leben.

Der Scheikh saß im blauen Kiosk, in trübe Gedanken verloren. All seine Philosophie vermochte nicht, ihn mit dem herben Schicksal, das ihn betraf, auszusöhnen; sie half ihm nur, es äußerlich würdevoll zu tragen. Sein Sohn rang mit dem Tode, und Costi, den er fast wie einen Sohn zu lieben gelernt, war spurlos verschwunden, seit er am Vorabend des Gemetzels Stambul betreten. Sein Weib verzweifelte, und die junge Griechin grämte sich, ach vielleicht mehr noch um den verschollenen Bruder, dessen Los sie nur ahnen konnte, als um den Verlobten, der vor ihren Augen dem gewissen Tode verfallen schien.

Dem so hart Geprüften war es fast ein Trost zu denken, daß der Feind seines Glückes, der Bruder des Mörders seines Sohnes, drüben in der Bosporusfestung im finstern Thurme des Henkertodes harrte. Der Mevlevi hatte eine Richterstelle in dem peinlichen Hochverrathsproceß gegen Tahir-Baba zurückgewiesen, weil er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, parteiisch zu sein oder zu scheinen; aber er wußte durch seine Verbindungen, daß die Sache des Begtaschi-Scheikhs schlecht stand. Mahmud begnügte sich nicht damit, die Janitscharen auszurotten; er wollte vernichten, was nur je zu ihnen gehört: die Tulumbadjis, die Lastträger, vor allen die kriegerischen Derwische, deren Fanatismus die Kinder Hadji-Begtasch's unterstützt und ihre Frevel sanctionirt hatte. Schon war das Verbannungsdecret der Ordensbrüder, die Zerstörung ihrer Tekkehs, die Hinrichtung ihrer hervorragendsten Obern beschlossene Thatsache; nur der Zeitpunkt der Ausführung war im Drange unzähliger staatlicher Neugestaltungen noch nicht festgesetzt worden.

Das Morden hatte noch nicht sein Ende erreicht; denn allnächtlich verschlangen die Wogen des Bosporns Hunderte heimlich Gerichteter, und schon war die Armeereform in voller Ausführung begriffen. Der Sultan zeigte sich in europäischer Tracht, mit den europäisch gekleideten und berittenen Schwadronen Calosso's; der Großvezir, die Paschas wetteiferten, seinem Beispiel zu folgen. Begeisterung erfüllte die Jugend des Reiches für den Herrscher, der mit List und Gewalt das furchtbarste Uebel des Staates ausgetilgt, und der jetzt in gnädigen Fermanen seinem Volke Glück und Heil verkündete.

Abu-Yazid zwang sich, die Gedanken in hoffnungsreiche Bahnen zu lenken; doch immer wieder zogen seine Gefühle ihn in das Sinnen über seine nächste, trübe Umgebung zurück. Jetzt sah er aus der Thür seines Arbeitszimmers Aphroditi treten, die zögernd auf ihn zuschritt.

„Wie steht es um Abd-ul-Selam, Peridschan?" fragte der Scheikh, ihr die Hand entgegenstreckend.

„Mein Vater", sagte das schöne Mädchen wehmüthig, „sein Zustand bessert sich nicht. Ich fürchte, euere Hakims (Aerzte), die mit gewaltigen Phiolen und scharfen Salben sich um ihn bemühen, werden seine Wunde nicht heilen."

„Gott ist groß", entgegnete der Scheikh. „Vielleicht soll seine Seele sich befreien aus ihrem Gefängniß."

„Höre mich!" rief Aphroditi eindringlich. „Auf unserer Insel gab es manche Weiber, die aus Kräutern Heiltränke bereiten, welche mit Hülfe der Panagia Wunder thun. Zu solchen gehörte einst meine Amme, die treue Loxandra. Sende, ich bitte dich, nach dem Sklavenbazar und laß Nachfrage halten, ob keine weise Frau aus Chios sich dort befindet unter den vielen Weibern von unserer Insel, und wenn es so ist, kaufe sie. Ich zweifle nicht daran, daß sie deinen Sohn besser herstellen würde mit ihrer Kunst als seine jetzigen Hakims."

Der Scheikh erhob sich: „Ich thue, was du willst, Peridschan; keine Summe soll mir zu hoch sein, eine solche Sklavin zu kaufen."

Aphroditi zögerte noch zu gehen.

„Und laß den Boten", sagte sie endlich mit brechender Stimme, „o mein Vater, Nachfrage thun nach Costi, ob er sich unter den Sklaven befindet. O ihr Heiligen von Tinos! Wie gern wollte ich zu euch wallfahrten, könntet ihr ihn retten!"

Sie war im Begriff, den Kiosk zu verlassen, nachdem Abu-Yazid sie seiner Bereitwilligkeit, den Bruder suchen zu lassen, versichert, als sich die Mittelthür desselben öffnete und Ueltschüß eintrat. Der Scheikh sah sie erstaunt an; sie aber sagte laut und dringlich:

„Mirmah ist im Garten und will Euch sprechen, weiser Efendi."

Abu-Yazid zuckte zusammen und streckte abwehrend die Hand aus. Doch schon stand die junge Türkin, tief verschleiert und verhüllt in Jaschmack und Feridjeh, vor ihm. Sie wollte reden; aber ihr Auge fiel auf Aphroditi, und sie sank wortlos vor dem Scheikh in die Knie, den Saum seines Gewandes mit der Stirn berührend. Als sie wieder aufblickte, war Aphroditi im Nebengemach verschwunden.

„Steh auf", sagte der Scheikh, „und sage mir, was du von mir willst."

„Abu-Yazid!" sprach Mirmah schluchzend, ohne sich zu erheben, „rette meinen Vater! Du kannst es, wenn du willst. Ich weiß, du liebst die Meinen nicht; sie haben dir Bitteres angethan; ich selbst, die ich vor dir knie, habe deines Sohnes Liebe festgehalten wider deinen Willen. Ach, Abu-Yazid, die Liebesgeister schlugen unsere Herzen in Zauberbande, ohne daß wir es gewollt. Wie Güliter dir einst sich schenkte in voller Hingebung der Sinne und des Herzens, als wärest du Jebraïl, der Engel des Paradieses, so flog meine Seele deinem Sohne zu. Doch sieh! Die Geisterfesseln sind von mir abgefallen in der Todesangst um Tahir-Baba. Ich will auf Abd-ul-Selam verzichten, will ihm nie wieder begegnen, will in dein glänzendes Haus nicht unsere dunkle Schmach tragen. Vermähle ihn der Griechin! Lehre ihn, mich zu vergessen! Nur gib mir den Vater wieder! Mit ihm und Dschanfeda, der Treuen, die mit gerungenen Händen und erblindenden Augen um Tahir-Baba jammert, will ich in die Ferne ziehen, wohin der Hunkiar unsere Brüder verbannt, und mich dort in dem Harem des Gatten verbergen, den der Vater mir erwählt."

Der Scheikh stand sprachlos.

„Mädchen, wie viel oder wie wenig kennst du von unser aller Geschick?!"

„Ich erfuhr heute von Emr-Illah, dem die Jamaks es vertraut, daß der Vater im gräßlichen Thurme gefangen sitzt und ihm der Tod droht. Said, mein Oheim, ist verschwunden."

„Und von Abd-ul-Selam weißt du nichts?"

Mirmah erbleichte. „Er hat am Kampfe theilgenommen?" hauchte sie.

„Wie konnte er anders!? Doch nun kommst du, ihm zu entsagen, und weißt nicht, daß er zum Tode verwundet daliegt, ermordet von dem Usta!"

„So bleibt mir keine Hoffnung", sagte Mirmah, sich langsam erhebend, mit erloschener Stimme. „Meines Vaters Leben muß dir das deines Sohnes bezahlen. Kismet, Kismet!"

Sie wandte sich zum Gehen. Dann kehrte sie zurück.

„Laß mich Abd-ul-Selam noch einmal sehen, Abu-Yazid! Ob der Todesengel seinen Namen ruft, oder ob er das Sonnenlicht noch länger erblickt, mir wird es immer das letzte mal sein."

Der Scheikh ergriff ihre Hand:

„Geh' in den Harem, Mirmah, und sieh meinen Sohn! Du machst mir das Vergeben leicht und süß. Ich will zum Padischah, um deines Vaters Leben zu flehen."

Er hatte den Kiosk verlassen, ehe sie Worte fand für ihren Dank. Sie ging nun eilig durch die Vorhalle und den Garten, wo Neltschüß auf sie wartete, dem Harem zu, ein seliges Lächeln auf den Zügen, schmerzlose Entsagung in der Seele. Güliter trat ihr im Vorzimmer entgegen, nahm ihr den Schleier ab und führte sie, leise flüsternd, in das verdunkelte Gemach, wo auf einem niedrigen Polster am Boden der Verwundete, umgeben von zahllosen Medicingläsern und schwerfälligen Verbandstücken, ruhte. Sein Gesicht war blutlos, die Augen waren geschlossen und tief eingesunken, und kaum hob ein mühsames Athmen seine zerrissene Brust.

Als Mirmah sich dem Lager ihres Geliebten näherte, öffnete die junge Griechin eine andere Thür zum Krankenzimmer. Ihre Schritte waren unsicher und Thränen strömten über ihre Wangen. Mirmah hatte sich über Abd-ul-Selam gebeugt, als wolle sie einen Kuß auf seine bleiche Stirn drücken; sie vernahm das Rauschen von Aphroditi's Gewande und trat bescheiden zurück. Da streckte ihr die Lauscherin beide Hände entgegen, zog sie an sich und flüsterte ihr ins Ohr:

„Küsse ihn nur, er ist ja dein!"

Und sie verließ das Zimmer ihres Verlobten.

Wenige Tage später wanderten in der Nachmittagsstunde zwei junge Männer über die Hügel, die sich vom Frankenviertel Pera aus an den Ufern des Bosporus entlang erstrecken. Der eine von ihnen trug die rauhe und vernachlässigte Kleidung eines Kalender-Derwisches, der andere fränkische Kleider, in welchen er sich ziemlich unbeholfen bewegte. Die Hitze des Tages war im Abnehmen begriffen und ein erfrischender Nordwind wehte den beiden Fußgängern entgegen. Während Hadji-Hussein gemächlich dahinschlenderte, ohne auf seine Umgebung zu achten, zeigte

Costi eine gewisse Befangenheit und ließ seine Augen oft forschend auf dem jungen Derwisch ruhen.

„Endlich", sprach er, „sind die Wege frei und ich konnte unbelästigt Stambul verlassen. Dank dir, mein gütiger Gastfreund, für deine erwünschte Begleitung. Doch mein Ziel ist noch weit entfernt, und ich fürchte, der lange Weg wird dich ermüden."

„Maschallah!" lachte der Kalender und zeigte die blitzenden Zähne, „mir ist das Wandern so natürlich wie dem Zugvogel. Fast seit ich denken kann, war ich auf der Landstraße, und dort ist es mir am wohlsten, viel heimischer als in den Stadtmauern, wo mich die Unruhe verzehrt."

„Bist du denn immer allein gewandert?" fragte der Grieche.

„Das nicht. Ich begleitete Hadji-Abdallah. Mit ihm war ich in den heiligen Städten Mekka und Medina, wohin wir alle pilgern, um Hadjis (Heilige) zu werden, mit ihm in Kerbelah an den Gräbern Hussein's und seiner Söhne, in Bagdad, an dem des großen Scheikh Hanefi und Abd-ul-Kadir-Ghilhaneh's, mit ihm in Iran und im fernen Indien."

„Ist er dein Vater?"

„Nein, die Kalenderi freien nicht."

„Wo leben deine Aeltern, Hadji-Hussein?"

„Ich weiß es nicht. Vielleicht sind sie schon lange im Paradiese. Hadji-Abdallah fand mich als Kind auf seinen Streifzügen allein und verlassen und nahm mich mit sich. Jetzt, da er zum Wandern zu alt geworden und sein Amt im Bazar ihm zusagt, raste auch ich eine Zeit lang, ehe ich allein weiter ziehe."

„Aus welchem Lande bist du denn gebürtig?"

„Weiß ich's? Er will darüber nicht gefragt sein, und was nützt es, die Heimat zu kennen?! Wir Kalenderi sind wie die irrenden Hunde, deren Eigenschaften zu haben wir uns rühmen: immer hungerig, immer schlaflos, immer demüthig, immer treu unserm Herrn laufen wir durch die Welt, die ärmsten und niedrigsten unter den Menschen, die unwissendsten unter den Derwischen, verachtet, geschlagen, mit Füßen getreten."

„Aber warum? Was kann ein solches Dasein nützen?" rief eifrig Costi, der die Herabsetzung der Menschenwürde nicht ertragen konnte.

„Du fragst? Weil wir nach dem Tage des Gerichtes die Vornehmsten und Reichsten werden wollen. Allah wird seine treuen Hunde ganz sicher zuerst ins Paradies lassen."

„Und darauf hin verkommt ihr in Elend und Schmutz, zerstört euere Kräfte, euere Anlagen? Freund Hussein, so kurze Zeit ich dich kenne, so weiß ich doch, daß in deiner Seele Höheres lebt als hündische Triebe. Traf ich dich nicht einmal beim Lesen, während ich bei dir im Hindeler-Djami weilte?"

Der Derwisch erröthete. „Woher ich die Buchstaben kenne, weiß ich nicht; doch scheint mir's in dunkler Erinnerung, als hätte ich sie gelernt, als ich unter schwarzen Bäumen saß mit einem Manne, der mich auch den Griffel führen ließ. Es mag wol mein Vater gewesen sein. Die Bäume sahen den Cypressen ähnlich, die dort drüben stehen, und mir dünkt, ein breiter Wasserstreifen zog tief unter uns hin, fast dem Schlunde gleich."

Costi horchte hoch auf. Sie waren an einen Platz gekommen, wo zwei Pfade sich von dem Wege, den sie bisher beschritten, abzweigten; der eine führte zum Tekkeh der Begtaschis, der andere nach Bebek hinab. Er blieb, wie in Gedanken verloren, stehen und ließ den Derwisch vorangehen. Der wählte, ohne zu zögern, mechanisch den ersten und schritt auf dem Hügelkamm hin.

„Du findest ja den Weg allein?" rief Costi.

„Sonderbar! Mir ist's, als sei ich schon einmal hier gewesen; doch weiß ich nicht, wann. Gehen wir nicht nach einem Hause auf der Höhe, wo alte Bäume stehen und Leichensteine, oder hat mir das nur etwa geträumt?"

„Nein, du hast recht!" rief Costi, seinem unsichern Blick mit festem Auge begegnend. „Du kennst wol auch die Leute im Hause, nicht wahr?"

„Sind nicht ihrer viele, und sitzen sie nicht in einer großen Küche, auf Fellen? Nein, nein, das kann nicht sein! Sie entzündeten Feuer in freier Luft — wie war es doch nur?"

Er blickte verloren vor sich hin und zerrte gewaltsam an allen Fäden seiner Erinnerung.

„Komm", rief Costi, ihn vom Wege ablenkend, „laß uns hier entlang gehen."

„Nein, nein, du verfehlst die Richtung! Dort hinauf zu dem Cypressengehölz müssen wir — dann — dann kommt der Platz, wo ich spielte — mit einer Hanum — wie war ihr Name doch?"

„Vielleicht Dschanfeda?"

„Das war's! Allah-il-Allah! woher weißt du den Namen meiner Mutter? Du kennst sie? — O bringe mich zu ihr, ich muß sie sehen."

Und schluchzend warf er sich Costi an die Brust. Die starre Hülle des verthierten Fakirs sank von ihm, und das unverfälschte, menschliche Gefühl floß über in Naturlauten und Thränen.

„Ich weiß auch deinen Namen", rief der Grieche, ihn herzlich umfangend. „Wie rief dich deine Mutter? Doch nicht Hussein?"

„Nein, o nein, Djelalledin! Gewiß! — Und auch der Vater. Und das Negerweib auch!"

„So komm!" rief Costi. „Ich bringe dich in dein Vaterhaus. Seit ich dich sah, ahnte mir, du müßtest der Verlorene sein, und ich bat dich, mich heute hierher zu begleiten, weil ich sehen wollte, ob diese Gegend dir nicht vertraut wäre."

Der Derwisch ließ sich nicht länger halten. Er rannte den Weg zum Cypressenwäldchen hinan. Costi ihm nach.

„Höre mich, Djelalledin! Tritt nicht unvorbereitet in das Haus. Dein Vater —"

„Was zögerst du?" rief der Kalender, im Laufe innehaltend.

„Er ist — o könnte ich es dir ersparen! — er ist ein Begtaschi!"

„Ein Begtaschi?!" schrie der Kalender mit heiserer, rauher Stimme. „Einer jener höllischen Ketzer, die vom Islam abgefallen, ein Nazarener?! — Fluch dann meinem Ursprunge! Ich will diesen Vater nicht kennen!" Er wandte sich zurück.

„Du kennst ihn schon", rief Costi. „Du hast ihm Barmherzigkeit erwiesen in Todesgefahr. Jener Scheikh —"

„Laß mich fort!“ schrie Djelalledin, wild seine Axt schwingend. „Ich will nichts gemein haben mit jenem teuflischen Orden.“

„Auch deine Mutter willst du verleugnen? Soll der Kinderräuber Abdallah-Omari sein Spiel ganz gewinnen?“

Der Kalender stand unschlüssig auf dem Hügel unter den Cypressen. In ihm rangen angeborene Liebe und anerzogener Haß.

„Sieh dort!“ rief plötzlich sein Führer. „Panagia, was ist das? — Das Tekkeh in Flammen! — Die Topdschis ringsumher, verwüstend, vernichtend! — Djelalledin, folgst du nicht? — Es gilt, deine Mutter, deine Schwester aus dem Feuer zu retten!“

Der junge Derwisch stieß einen durchdringenden Schrei aus und flog den Abhang hinunter, auf das Haus zu, das bestimmt war, der Erde gleichgemacht zu werden. Nicht minder schnell war Costi vor den Gruppen der Soldaten angelangt. Kara-Djehennem stand bei Mirmah's Kiosk und leitete das Zerstörungswerk. An ihn richtete der Grieche die geflügelte Frage:

„Wo sind die Frauen?“

Der Topdschibaschi zeigte auf die Meerenge, welche eine Barke, von Jamaks gerudert, eben durchschnitt.

„Wir schickten die Begtaschi-Hanum hinüber zu Scheikh-Abu, wo ihre Tochter schon weilte. Sie hat ihre Kostbarkeiten mitgenommen. Davon mag sie als Witwe zehren.“

„Als Witwe!“ schrie Costi auf. „Ist Tahir-Baba todt?“

Der Topdschibaschi sah ihn erstaunt an.

„Wäre es uns nicht geboten, den Franken höflich zu begegnen, so dürfte ich der Fragen wohl müde sein, Tschelebi“, sagte er dann. „Doch sei es drum. Tahir-Baba ist noch nicht hingerichtet. Heute Abend, wenn die Sonne untergeht, wird er auf der Plattform jenes Thurmes aufgeknüpft.“

„Laß mich zu ihm“, rief Costi flehend. „Ich muß ihn sprechen, ihm den letzten Trost geben.“

„Seid Ihr ein Imam, junger Franke? — Wir wollen den Begtaschi nicht getröstet wissen; doch fände sich jemand, der ihm die letzte Stunde durch Gewissensqual verbitterte, den möchte ich selbst zu dem Verräther geleiten. Dich, junger Kalender, wenn es dich gelüstet, einem Feinde deines Ordens mit der Hölle und Scheytan zu drohen, dich wollte ich wol zu ihm lassen. Verdanken wir ja doch seinen Fang einem der Eurigen!“

Der Derwisch, welcher während dieses Gespräches regungslos neben Costi gestanden, wandte jetzt sein tiefes, dunkles Auge Kara-Ibrahim zu und sagte:

„Ich nehme Euch beim Wort, Topdschibaschi. Laßt mich in seiner Todesstunde bei dem Begtaschi-Scheikh sein.“

Lachend sandte Ibrahim einen der Kanoniere mit dem Kalender in die Festung, jenem sein Siegel als Wahrzeichen übergebend.

Costi, im fränkischen Hut, der jetzt besseres Geleit gab als ein Teskereh, schlenderte langsam und scheinbar ruhig nach.

Im Festungshofe traf man die Vorbereitungen zur Hinrichtung. Topdschis

luden die Kanonen, deren Schall das Ende jedes gerichteten Muselmans aller Welt verkünden muß. Im geöffneten Thurm ging der Henker mit seinen Gesellen ab und zu. Der Kalender war, wie Costi erfuhr, in die dunkle Zelle des Scheikhs geführt worden und weilte allein bei ihm.

Die Sonne sank tiefer und tiefer. Noch wenige Minuten der türkischen Tageszeit hatten zu verstreichen, bevor den Gefangenen die ewige Nacht umfing. Auf dem platten Dache des Thurmes war der Galgen errichtet worden; dorthin wurde jetzt der bleiche und abgemagerte Scheikh gebracht. Vor seinen, durch tagelange Finsterniß blöde gewordenen Augen entrollte sich blendend noch einmal die herrliche Rundschau der heimatlichen Gegend; sein Blick flog hinüber zu dem reichen Yali des Feindes, der im Kampfe des Lebens ihm obgesiegt hatte, und dann zu der Brandstätte des Tekkeh, dem Grabe seines Strebens, seines Ehrgeizes, dem Scheiterhaufen seines Ordens! Er verhüllte einen Augenblick sein Gesicht; dann sah er liebevoll und mit strahlendem Blick auf den Kalender, der ihn hinaufbegleitet zur Richtstätte und sich stumm an ihn drängte.

„Allah sei gepriesen", sagte der Begtaschi. „Als ich alles andere verlor, fand ich dich wieder, und es war Abbas, der dich mir zuführte. Die Zeichen der Sterne und Buchstaben haben nicht getrogen."

Indem er sich dem Henker, der herzugetreten, zuwandte, streifte sein Auge den Hof der Festung. Er sah ein verschleiertes Weib ihn durcheilen, die hoch in der Rechten ein leuchtendes Papier schwang. Er sah den Scheikh Abu-Yazid ihr auf den Fersen folgen.

„Ihm will ich mein Leben nicht danken", murmelte er und sagte dann zum Henker: „Eile! Die Sonne zögert mir zu lange."

Mirmah war in fliegender Hast an dem Eingange des Thurmes angelangt. Sie streckte den Gnadenbrief den Wachen entgegen. — Da schallte der Kanonenschuß durch die Luft. — Es war zu Ende mit ihrem Vater.

Langsam war der Topdschibaschi durch das obere Thor in den Festungshof getreten. Sein Flammenwerk auf dem Hügel war vollbracht, er kam, der Hinrichtung des Begtaschi beizuwohnen.

Als der Schuß ertönte, blieb er überrascht stehen. Die sieben Minuten nach dem Verschwinden der Sonne, welche die Moslem vergehen lassen, ehe sie sagen: „Der Tag ist zu Ende", waren noch nicht verstrichen.

„Ibrahim", redete der Mevlevi den Freund vorwurfsvoll an; „die übereilte Hinrichtung hat des Sultans Gnadenbrief, den ich so schwer, so spät erlangt, zunichte gemacht."

„Dafür ziehe den Henker zur Verantwortung — oder Chosref-Pascha", sagte Kara-Ibrahim bedeutungsvoll.

Als er sich dem Thurme zuwandte, wo Mirmah zitternd zusammengesunken war und Costi sich über sie beugte, trat ihm aus demselben der junge Kalender entgegen. Er war leichenblaß und sprach stotternd: „Ich bitte um eine Gunst."

„Was soll's?" fragte der Topdschibaschi kurz angebunden.

„Das Begtaschi-Tekkeh ist zerstört und soll nie wiedererstehen."

„Inschallah!" rief Kara-Djehennem, „die Freunde der Yeni — doch den Namen

nur zu nennen, ist jetzt Verbrechen! — sind verbannt für alle Zeit, ihre Klöster in Asche gelegt, ihre Tracht verflucht. Mit Stumpf und Stiel sind die Begtaschis vertilgt."

„Wenn es so ist, wirst du mir, der als Kalender erzogen, wol gestatten, tapferer Efendi, auf dem verwüsteten Platze als Einsiedler zu leben?"

„Recht, du Hund! Bewache die Stätte und beiße hinweg, die sich ihr nahen wollen! Das nenne ich rechtschaffenen Haß! Dir war's nicht genug, den Scheikh zum Tode zu geleiten, du willst auch noch sein Erbe antreten. Nun, Allah lohne es dir."

Er gab den Janaks den Befehl, den Kalender ungestört dort oben am Begtaschi-Tekkeh walten zu lassen, und ging in den Thurm.

Der Mevlevi hatte inzwischen den Griechen froh erkannt und begrüßt. In wenigen Worten erfuhr einer das Geschick des andern. Sie trugen dann die bewußtlose Mirmah auf ihren Armen hinunter ans Ufer, und Djelalledin folgte von fern in der herabsinkenden Dunkelheit. Als alle am Bosporus angelangt waren und Mirmah sanft auf den Boden des Kaiks gebettet worden, sagte der Kalender, zu Costi tretend:

„Laß mich mit zu meiner Mutter. Ich bringe ihr die Grüße des Geopferten."

Nur wenige Tage weilte Djelalledin, der junge Wilde, bei den Seinen im Yali des Mevlevi-Scheikhs. Dann bezog er das Breterhäuschen Mirmah's auf dem Hügel, das nicht verbrannt worden war, und bewachte sein Erbe. In aller Heimlichkeit las er die Schriftrollen, die Dschanfeda gerettet aus dem Tekkeh, und vertiefte sich in die mystischen Studien des verfolgten Ordens, der Zeit hoffend und harrend, da das Tekkeh neu erstehen und er sein Scheikh werden sollte.

Abdallah-Omari, dem er Rache geschworen, hatte nur den Tod des Scheikhs erwartet, um Stambul zu verlassen; sein Weg führte ihn hinter den flüchtenden, gehetzten Begtaschis ins Innere Kleinasiens, und er lechzte danach, durch seinen hündischen Haß ihnen die Verbannung bitterer zu machen.

Tahir-Baba's Tod war blutige Saat, der im Hause des Mevlevis das Glück entkeimte. Abd-ul-Selam, schnell genesend unter der Behandlung einer alten griechischen Sklavin, in der Aphroditi mit Jubel ihre Amme Loxandra wiedererkannt, wandte sein Herz nun ungetheilt der schwergeprüften Mirmah zu, von der nichts ihn mehr trennte; denn Abu-Yazid sehnte sich jetzt danach, die Tochter des Feindes die seine zu nennen, und Aphroditi zog sich stolz und klaglos von Abd-ul-Selam zurück, während sie Mirmah liebgewann. Ihr Bruder, dessen Herz noch um die junge Türkin klagte, sprach eines Abends, als er von der Stadt, wohin er jetzt täglich fuhr, zurückkehrte, in Aphroditi's Zimmer vor.

Er fand das Mädchen niedergeschlagen und in Thränen.

„Ich bringe Trost, ich bringe Befreiung, Adelphimou (meine Schwester). Erinnere dich, daß ich dir schon erzählte, wie, während ich mich in Stambul in jüdischer Tracht bei Djelalledin verbarg, bis zu völliger Vernichtung meiner Feinde, ein Zufall mich in den Straßen des Phanar, die ich voll patriotischer Sehnsucht in der Dämmerstunde betrat, meinem alten Lehrer, den edeln Vambas begegnen ließ, der von Athen hergekommen, um bei den europäischen Gesandten die Sache unsers Vaterlandes zu vertreten. Er fragte mich um meine Schicksale und bezeigte

mir väterliches Wohlwollen. Meine Stellung hier fand er unwürdig, rüttelte mich auf aus der Weichheit des beschaulichen Lebens und bot die Hand, mich zu befreien.

„Wohl hat der Scheikh Abu-Yazid wie ein Vater an uns gehandelt. Wir sind nicht seine Sklaven, wir sind seine Freunde, seine Kinder. Doch soll ich ewig den Feinden Griechenlands dienen? Soll ich die beste Manneskraft vergeuden in unfruchtbaren, entnervenden Studien? Vambas zeigt mir Besseres; er appellirt an meine Thatkraft, an meinen Patriotismus. Er hofft jetzt mit Sicherheit, daß die Großmächte unser Vaterland nicht verlassen werden. Unterhandlungen sind im Gange, die den Sultan, der für die Entwickelung seiner Ideen Frieden braucht, bestimmen sollen, unsere Unabhängigkeit anzuerkennen. Vambas geht in heimlicher Mission nach Griechenland zurück und bietet mir an, ihn als Dolmetscher zu begleiten, da meine Kenntniß des Türkischen bei schriftlichen Verhandlungen mit der Pforte von Nutzen sein kann. Ich soll in die Fußstapfen meines Ahnherrn, des Panayoti Nikousi, treten und, glücklicher als er, dem Vaterlande dienen. Durch Vambas' Einfluß bin ich hier unter die Schutzbefohlenen der französischen Gesandtschaft eingeschrieben worden und genieße die Rechte und die Sicherheit der Franken. In nächster Woche segelt ein englisches Schiff nach Morea, dessen Kapitän Vambas und uns mitnehmen will. Der Scheikh hat uns frei erklärt. Doch wirst du, Aphroditi, dich aus seinem Hause losreißen können? Vermagst du, Abd-ul-Selam für immer zu verlassen, wie ich von Mirmah scheide, um deinem Bruder zu folgen? Du kennst das Leid, das ich erlitten, du weißt, daß ich nichts mehr zum Lieben behalten als dich. Du sollst jetzt mein alles sein, dir will ich leben. Genügt dir das? Willst du mir folgen?"

Costi hatte mit aller Wärme seines Herzens gesprochen. Er fand Aphroditi unsicher und zurückhaltend.

„Ich möchte fort von hier", sagte sie zögernd, „und weiß doch nicht, ob ich mit dir gehen darf. Soeben hat Loxandra mit mir gesprochen —"

„Wir nehmen sie mit uns. Ich bin nicht mittellos. Unser Besitz in Chios wird sich verwerthen lassen, und du sollst die Treue, die unsere Aeltern wie eine Freundin ehrten, loskaufen und bei dir behalten."

„Sie hat die Liebe deiner Aeltern wol kaum verdient", sagte Aphroditi zitternd.

„Wie, hat sie nicht dich mit ihrem Kinde genährt und im eigenen Hause aufgezogen, als unsere Mutter, dem Tode nahe, dir, der Neugeborenen, ihre Sorge nicht zuwenden konnte? Als dann ihr Töchterchen starb, kam sie nicht mit dir zu uns zurück und hing an dir wie am eigenen Fleisch und Blut? Was kannst du ihr vorwerfen?"

„Was sie selbst mir mit bitterer Reue gestanden und mich gebeten, dir schonend mitzutheilen. Deiner Aeltern Tochter —"

„Unserer Aeltern, meine Aphroditi!"

„Nein, sie war es, die starb, und Loxandra brachte ihr Kind in das reiche Haus. Jetzt, in Elend und Noth, suchte sie verzweifelnd ihre Tochter, die Sklavin, und folgte ihr hierher. Sie hat sie gefunden — Konstantin Nikousi — ich bin nicht deine Schwester."

Die Volkszählung im Deutschen Reiche

am 1. December 1880.

Von

H. von Scheel.

Im Jahre 1880 wird im Deutschen Reiche, wie in einer Anzahl anderer Staaten, wieder eine allgemeine Volkszählung stattfinden. Die Volkszählung ist nicht nur die wichtigste und umfangreichste Arbeit der Landesstatistik, sondern auch diejenige statistische Operation, welche die Bevölkerung am unmittelbarsten berührt und in ihrem Gelingen von der einsichtigen Mitwirkung derselben am meisten abhängt. Sie ist daher auch diejenige, die für das größeste Publikum Interesse hat und für die ein solches zu erwecken dem Statistiker vor allem am Herzen liegt. Möchte es den folgenden Zeilen gelingen, dasselbe wach zu rufen und damit zur Vorbereitung für die gegen Ende dieses Jahres, am 1. Dec., vorzunehmende Volkszählung beizutragen.

Die Volkszählungen, wie sie heutzutage, insbesondere etwa seit der Mitte dieses Jahrhunderts, vorgenommen werden, entsprechen nicht nur ihrem Namen ungleich besser als diejenigen Aufnahmen, welche man noch in den ersten Jahrzehnten desselben damit belegte, sondern gehen auch weit über eigentliche Zählungen, die nur die Volkszahl vermitteln, hinaus, und gestalten sich zu Materialiensammlungen für Volksbeschreibungen nach mancherlei Richtungen hin.

Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hat man sich in den deutschen Staaten, und nicht minder in andern Ländern, vielfach, wenn nicht mit Schätzungen, so doch mit Berechnungen der Volkszahl in regelmäßigen oder unregelmäßigen Zeiträumen statt der eigentlichen Zählung begnügt. Die Grundlage für diese Berechnungen suchte man in den Aufzeichnungen der Geburten und Sterbefälle und in den polizeilichen Nachweisen über die Zuzüge und Wegzüge. Diese Grundlagen waren auch früher leidlich ausreichend, weil die Bewegung der Bevölkerung von Ort zu Ort nicht gar stark war, die Großstädte mit ihrer massenhaften und schwer controlirbaren Bevölkerung fast fehlten, die gesetzlichen Mittel zur Controle der Ab- und Zugänge von einem Ort und Land zum andern wirksamer waren. Je mehr aber die wirthschaftliche Entwickelung und Gesetzgebung den Verkehr belebten und befreiten, desto weniger reichten diese Mittel aus, um auch nur einfach die Zahl der Bevölkerung der Orte, Bezirke, Staaten festzustellen, deren richtige

Ermittelung doch für so mannichfache Zwecke der Verwaltung wichtig und unentbehrlich ist. Viel weniger aber noch ließ es sich auf diesem Wege erreichen, genügende Aufschlüsse über die Zusammensetzung der Bevölkerung nach ihren natürlichen und socialen Eigenschaften, z. B. Alter, Religion, Staatsangehörigkeit, Beruf zu erlangen.

Solche Aufschlüsse aber wurden um so häufiger und dringender verlangt, je mehr Ansprüche an die öffentliche Verwaltung gestellt wurden bezüglich der Fürsorge und des Eingreifens auf allen möglichen Gebieten des stets complicirter werdenden Volkslebens; und je mehr man forderte, daß diese Verwaltung nicht nur eine blos auf Herkommen und „Routine" beruhende sei, sondern daß sie ihre Grundlagen und ihre Ziele erkenne. Dazu kam dann noch das rein wissenschaftliche Interesse, das sich an der ziffermäßigen Erforschung des Volkslebens, den Bevölkerungsvorgängen entwickelte.

So mußte man allmählich von der oberflächlichen Abschätzung und unzureichenden Berechnung des Bevölkerungszustandes zu wirklichen Volkszählungen übergehen, d. h. dazu, die Zahl der Bewohner der einzelnen Häuser, beziehungweise Wohnungen unmittelbar festzustellen.

Diese Feststellung läßt sich natürlich auf verschiedene Arten, in verschiedenen Graden der Genauigkeit, in verschiedenem Umfange — hinsichtlich der zur Aufnahme kommenden Thatsachen, beziehungsweise Eigenschaften der Bevölkerung — bewirken. Die Zählung kann dadurch geschehen, daß man z. B. Polizeibeamte oder sonstige Beauftragte in die Häuser sendet und den Bestand der Bewohnerschaft erfragen läßt, oder daß man Listen in die Häuser, beziehungsweise Haushaltungen gibt, welche die zu zählenden Personen selbst mit ihrem Namen u. s. w. auszufüllen haben; man kann mehr oder weniger strenge Anordnungen treffen, um Uebergehungen oder Doppelzählungen zu verhindern und die Aufnahmen auf einen einheitlichen Zeitpunkt zu reduciren; man kann die über jede Person einzuziehenden Erkundigungen — die Rubriken der Frageformulare — in mehr oder weniger großer Anzahl und Correctheit anstellen; kurz, es ist der Kunst des Zählens ein weiter Spielraum zur rationellen Entwickelung gelassen.

In der That hat sich nun das Volkszählen zu einer Kunst entwickelt, in der nach vielfachen Experimenten und sorgfältigen Erwägungen eine besondere Zählungstechnik geschaffen worden ist und beständigen Verbesserungen unterliegt hinsichtlich der Organe der Ermittelungen, des Aufnahmetermins, der Art der Fragestellung, der Beschaffenheit und Menge der Fragen, die das Material zur Volksbeschreibung liefern sollen.

Insbesondere bei uns in Deutschland geht man an das Geschäft der Volkszählung mit all dem methodischen Ernst, der uns bei Behandlung wissenschaftlicher Fragen — und die Volkszählung ist jetzt eine wissenschaftliche Angelegenheit, nicht ein bloßer Verwaltungsact — zu leiten pflegt und gewiß nicht zu unserm Nachtheil eigen ist. Von den andern Culturstaaten*) wird wol nur noch in England und in

*) Vgl. den Abschnitt über Volkszählungen in Block-von Scheel, „Handbuch der Statistik" (Leipzig, Veit u. Comp., 1879).

der Schweiz diese Angelegenheit mit gleicher Gründlichkeit behandelt; in England jedoch mit jenem eigenthümlichen Mangel an systematischer Folgerichtigkeit, jenem Hineinragen überlieferter Willkürlichkeiten, die man in so vielen Theilen des öffentlichen Lebens dieses Volkes findet, und die von manchen bewundert wird. In andern Ländern, z. B. in Frankreich, macht man sich die Sache viel leichter: die Centralstelle ertheilt den Unterbehörden Auftrag, bis zur bestimmten Zeit bestimmte Nachrichten über die Bevölkerung zu verschaffen, und damit Basta; die formell richtige Ausführung des Verwaltungsactes genügt; auf die wissenschaftliche Correctheit und Vergleichbarkeit der aus den einzelnen Landestheilen gesammelten Data wird weniger Gewicht gelegt. In andern Staaten wiederum verbieten die Art der Bewohnung des Landes — die Zerstreutheit und schwere Zugänglichkeit der Wohnsitze und die Culturstufe der Bevölkerung, Mangel an Volksbildung und geeigneten Zählungsorganen — eine genaue Ausführung der Volkszählungen.

Wir wollen indessen hier keinen kritischen Vergleich des Werthes der Volkszählungen in den einzelnen Ländern anstellen, vielmehr nur das Wesen unserer heutigen Volkszählung vor Augen führen, und zu diesem Zwecke unsere Erörterungen an dasjenige Zählungsinstrument anknüpfen, durch welches gegenwärtig im größesten Theile Deutschlands die Volkszählung ausgeführt wird, nämlich die „Zählkarte".

Das nachfolgend abgedruckte Schema der Zählkarte enthält diejenige Fragenstellung, welche von einer Conferenz der Vorstände deutscher statistischer Centralstellen*) für die am 1. Dec. 1880 vorzunehmende Volkszählung festgestellt, um sie dem Bundesrathe zur Vorschrift für ganz Deutschland vorzuschlagen, und von diesem genehmigt worden ist; und zwar soll hiermit das Minimum der Fragen gegeben sein, die bei der Volkszählung über jede Person zu stellen sind; den einzelnen Staaten aber soll es freistehen, die Zahl der Fragen zu vermehren.

Die Betrachtung dieses Schemas erweckt nun zunächst die Frage: Was hat es überhaupt mit dieser Zählkarte für eine Bewandtniß? Warum wählt man diese Form der Fragestellung, und ist sie die allein noch zulässige?

Die Zählkarte ist also ein Octavblatt, welches am Tage der Zählung von jedem schreibfähigen Einwohner selbst, und für jeden nichtschreibfähigen von seinen Verwandten oder andern geeigneten Personen auszufüllen ist, d. i. dessen dort bemerkte Fragen nach Namen, Geschlecht, Alter u. s. w. beantwortet werden sollen. Diese Selbstbeantwortung durch den Befragten oder an seiner Stelle durch Hausgenossen, beziehungsweise Haushaltungsgenossen, liegt aber freilich nicht im Wesen der Zählkarte selbst; denn es ist ebenso gut denkbar, daß dazu beauftragte Beamte in den Häusern herumgehen und die Ausfüllung vornehmen; wir werden auf diesen Punkt sogleich nachher kommen.

---

*) Die Verhandlungen derselben sind veröffentlicht in dem Januarheft 1880 der „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, herausgegeben vom kaiserlichen Statistischen Amt" (Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht).

Zählkarte.[1] [2]

Volkszählung am 1. December 1880.

Zählkarte Nr. . . . . zum Zählbrief Nr. . . . . gehörig.

Zählort: . . . . . .

Zählbezirk: . . . . . .

---

1) Vor- und Familienname [3] . . . . . .
2) Geschlecht: männlich, weiblich.
3) Alter: geboren den . . . . . im Jahre . . . .
4) Geburtsort [4] . . . . . .
   Für außerhalb des Staates Geborene: Geburtsland . . . . . .
5) Religionsbekenntniß . . . . . .
6) Familienstand: ledig, verheirathet, verwittwet, geschieden (auf Lebenszeit gerichtlich getrennt).
7) Stand, Beruf oder Erwerbszweig:
   Genaue Bezeichnung desselben . . . . . .
   Arbeits- oder Dienstverhältniß . . . . . .
8) Staatsangehörigkeit . . . . . .
9) Wohnort (nur wenn vorübergehend anwesend) [1] . . . . . .
10) Aufenthaltsort (nur wenn vorübergehend abwesend) [1] . . . . . .
11) Für bundesangehörige Militär- und Marinepersonen im activen Dienst ist das Wort „activ" unter Hinzusetzung ihres Truppentheiles u. s. w. zu schreiben . . . . . .

Anmerkungen: 1) Es bleibt den einzelnen Staaten überlassen, entweder ein- und dasselbe Formular (nach Art des vorstehenden) für Anwesende und vorübergehend Abwesende zu bestimmen, oder für jede dieser beiden Kategorien von Personen besondere Formulare anzuwenden. Im letztern Falle fällt auf dem Formular für Anwesende die Ziffer 10 (Aufenthaltsort), auf demjenigen für vorübergehend Abwesende die Ziffer 9 (Wohnort) aus.

2) Ferner bleibt den einzelnen Staaten überlassen, die Beantwortung der Fragen durch Unterstreichung der zutreffenden Worte oder durch Ausstreichung der nicht zutreffenden oder durch Ausschreibung der Antworten zu fordern und dem entsprechend die Fragestellung zu modificiren.

3) Die Fragestellung kann auch durch Trennung der beiden Worte in zwei Zeilen und unter Voranstellung des Familiennamens geschehen.

4) Neben dem Geburtsort kann die Angabe des Verwaltungsbezirks gefordert, auch der Zusatz: „(wenn nicht Zählort)", gemacht werden.

Vorerst fragt es sich: ist diese Zählkarte, d. i. diese Aufzeichnung der Person mit ihren zu erfragenden Eigenschaften auf ein besonderes, nur für je eine Person bestimmtes Blatt das einzig empfehlenswerthe und von den Statistikern empfohlene Mittel, und warum hat man, neben andern denkbaren und früher angewendeten, dazu gegriffen?

Da die Zählkarte, oder genauer „Individualzählkarte", erst bei der letzten Volkszählung, die bei uns am 1. Dec. 1875 stattstand — die vorhergehende war diejenige vom 1. Dec. 1871 und die frühern wurden bis 1867 im Zollverein von drei zu drei Jahren veranstaltet — für den größern Theil der Einwohner des Reiches angewendet worden ist, so wird sich der Leser erinnern, früher mit Hülfe eines andern Instruments gezählt worden zu sein, nämlich einer Liste, welche für die Bewohner eines Hauses oder, wie es zuletzt allgemein üblich war, für die Mitglieder einer Haushaltung, beziehungsweise die einzeln lebenden Personen, die eine „Haushaltung" für sich bildeten, bestimmt war, und in welcher für jede Person die einzelnen Rubriken auszufüllen waren. Die „Haushaltungsliste" ist denn auch ein Instrument, welches aus unsern Volkszählungen noch keineswegs verbannt ist, und vermuthlich auch bei der nächsten Zählung noch in mehrern Staaten angewendet wird, da die Zählkarten nicht obligatorisch von Reichs wegen vorgeschrieben werden, vielmehr der Gebrauch der Haushaltungsliste jedem Staat freigestellt bleiben soll.

Unter den Statistikern sind die Meinungen noch getheilt, ob die Individualzählkarte oder die Haushaltungsliste für die „Uraufzeichnung" bei der Volkszählung vorzuziehen sei; wenn auch gegenwärtig die Strömung der statistischen Meinung überwiegend zu Gunsten der Zählkarte ist.

Die Zählkarte hat also das Eigenthümliche, daß sie für jede, auch die kleinste und jüngste Person im Volke besonders zugestellt und ausgefüllt werden muß — natürlich soweit die aufgestellten Fragen zutreffen — und daß schließlich ebenso viel Zählkarten als Einwohner vorhanden sein müssen. Ein in die Augen fallender Nachtheil der Aufnahme durch solche Personalblätter ist der, daß sehr viele unnütze Zählkarten gedruckt werden müssen, weil doch in jede Haushaltung eine genügende Zahl gegeben werden muß, von der dann viele nicht gebraucht werden; und ferner der, daß die Zählkarten, da man sie ja nicht lose umherliegen lassen darf, in einen Umschlag gethan, zu „Zählbriefen" vereinigt werden und außerdem noch von einer Controlliste begleitet sein müssen, um die richtige Wiederablieferung aus der betreffenden Haushaltung an den Zähler feststellen zu können. Immer müssen die Zählkarten, wenn sie nicht „Zählbogen" werden sollen, eng und klein gedruckt sein; eine für einen großen Theil der Ausfüllenden unbequeme Eigenschaft. Endlich wird dem Haushaltungsvorstande dabei zugemuthet, statt einer handlichen Liste eine ganze Anzahl einzelner Blätter zu beschreiben.

Dies sind unleugbare Nachtheile der Zählkarten gegenüber den Haushaltungslisten, die ein übersichtliches Schema bieten, in welches die Mitglieder der Haushaltung der Reihe nach eingetragen werden. Und warum hat man dennoch für jene so viel Sympathie? Nicht deshalb, weil sie gerade bei der Zählung selbst, bei der Uraufnahme so vorzüglich wären, sondern weil die Zählkarten bei den nachfolgenden Zusammenstellungs-(Auszählungs-)Arbeiten ein sehr gutes Hülfsmittel

sind. Es läßt sich mit ihnen viel leichter und schneller hantieren als mit den Listen. Während man bei diesen, wenn man z. B. die Bevölkerung nach bestimmten Altersabtheilungen zusammenzählen will, erst Zwischenformulare anzuwenden hat, in denen in gegebene Rubriken so viele Striche gemacht werden müssen, als Individuen der bestimmten Gattung vorhanden sind, kann man mit Zählkarten, die man auf Haufen sortirt und deren Blätterzahl man dann nachzählt und sogleich in Hauptformulare überträgt, viel schneller zum Ziele kommen. Wenn man also dem Publikum die kleine Unbequemlichkeit zumuthet, Zählkarten statt Haushaltungslisten auszufüllen, so legt man ihm ein kleines, aber kaum nennenswerthes Opfer zu Gunsten der Statistiker auf. Ob allerdings diesen mit den vom Publikum geschriebenen Zählkarten wirklich viel mehr gedient ist als mit Haushaltungslisten, darüber brauchen wir hier nicht zu entscheiden; wie gesagt, eine Anzahl von Statistischen Bureaus ziehen für die Uraufnahmen der Volkszählung auch jetzt noch die letztern vor.

Jedenfalls ist die Aufnahme mit Zählkarten diejenige Methode, welche die Bevölkerung in denkbar weitestem Umfange zur Selbstthätigkeit bei der Volkszählung heranzieht, und um so mehr, wenn aus dem Publikum auch freiwillige „Zähler" herbeigezogen werden, die unentgeltlich oder gegen ein geringes Entgelt die Austheilung und Wiedereinsammlung der „Erhebungsformulare" besorgen. Die „Selbstzählung" des Publikums ist hier in umfassendster Weise durchgeführt.

Diese Selbstzählung ist natürlich nicht die einzig denkbar rationelle Methode, ja wir wollen nicht einmal behaupten, daß sie diejenige sei, welche die Richtigkeit am meisten sichert. Vielmehr ist wohl anzunehmen, daß die Zählung durch besoldete Zähler, welche die Aufzeichnungen selbst auf Grund von Befragung und Augenschein an Ort und Stelle in ihre Listen machen, wie es z. B. in England geschieht, eine vollkommenere Methode sei. Man wird bei derselben weniger schlechten und aus Fahrlässigkeit oder Absicht falschen Eintragungen ausgesetzt sein, bekommt besser geschriebene, sorgfältigere und gleichmäßigere Ausfüllungen. Da aber bei dieser Methode von den Zählungsagenten viel mehr Aufwand von Zeit, Fleiß und Verstand verlangt wird, als für die bei uns angewendete der Selbstzählung, so müssen auch höhere Entschädigungen gegeben werden, und das Verfahren ist somit bedeutend kostspieliger; das ist gewiß ein sehr gewichtiger Grund zu Gunsten der Selbstzählung, beziehungsweise der Verlegung eines möglichst großen Theils der statistischen Arbeit in die Hand der Gezählten, des Publikums, von dem ja jeder einzelne schließlich doch ganz ausnehmend gering in Anspruch genommen wird. Eine „Belästigung" des Publikums durch die Zählung liegt jedenfalls mehr in einem unberechtigten Gefühl, das sich gegen alle, auch die geringsten öffentlichen Leistungen sträubt, als in den Thatsachen selbst. Das Gute muß also auch hier hinter dem Besten zurückstehen, und wir dürfen die Ausführung der Zählung durch selbstthätige Aufzeichnungen der zu Zählenden in Zählkarten oder Listen — welche von diesen beiden vorzuziehen seien, dürfen wir unentschieden lassen — jedenfalls im finanziellen Interesse befürworten.

Hiermit hätten wir uns über die Form des Zählungswerkzeuges verständigt. Eine zweite wichtige Frage wird angeregt oder vielmehr entschieden durch die

zweite Zeile der uns vorliegenden Zählkarte, welche lautet: „Volkszählung am 1. December 1880."

Genauer müßte es heißen: „Volkszählung nach dem Stande der Bevölkerung um 12 Uhr der Nacht vom 30. November auf 1. December 1880", denn das ist in der That der Moment, in welchem man die „ortsanwesende" Bevölkerung ermitteln will.

In dieser Bestimmung einer bestimmten Zählungsstunde und der Erstreckung der Zählung auf die „ortsanwesende" Bevölkerung liegt gleichfalls ein gutes Stück Volkszählungskunst.

Man vergegenwärtige sich, daß die Bevölkerung eines Landes in fortwährender Bewegung sich befindet, und zwar in einer zwiefachen; nämlich erstens durch Geburten und Sterbefälle, und zweitens durch Wanderungen von Ort zu Ort. Dehnt man also das Zählungsgeschäft auf mehrere Tage, oder, wie es noch in vielen Ländern geschieht, auf Wochen aus, ohne zu bestimmen, auf welchen Tag, beziehungsweise auf welche Stunde die Ermittelung bezogen werden soll, so bleibt dahingestellt, wie viel von den während der Dauer der Zählung vorgefallenen Geburten und Sterbefällen — es kommen jetzt im Deutschen Reiche täglich etwa 5050 Geburten und 3400 Sterbefälle vor — bei der Ermittelung des Bestandes der Einwohnerzahl berücksichtigt, und ebenso wie viele Personen, die sich auf Reisen befanden oder während der Zählungszeit von einem Ort zum andern verzogen waren, doppelt oder gar nicht gezählt worden sind. Deshalb ist man darauf gekommen, vorzuschreiben, daß der Personenbestand der einzelnen Haushaltungen, Orte u. s. w. so aufgezeichnet werden soll, wie er zu einer bestimmten Stunde eines bestimmten Tages ist, und zwar hat man einen Zeitpunkt gewählt, an dem erfahrungsmäßig die örtliche Bewegung der Bevölkerung verhältnißmäßig gering ist.

Diese präcise Bestimmung des Tages und der Stunde allein würde aber als Vorschrift für die Genauigkeit der Zählung noch nicht hinreichen; vielmehr muß man nicht nur präcisiren wann, sondern auch welche Bevölkerung man gezählt haben will.

Der Statistiker unterscheidet bekanntlich drei „Bevölkerungscombinationen": die rechtliche Bevölkerung, die Wohnbevölkerung und die ortsanwesende oder „factische" Bevölkerung.

Die rechtliche Bevölkerung eines Ortes, Bezirks, Landes umfaßt diejenigen Personen, welche ihren rechtlichen Wohnsitz daselbst haben. Daß diese Bevölkerung, zumal bei der heutigen Verwirrung in den Heimatsverhältnissen, nicht richtig festzustellen ist, leuchtet jedem ein.

Die Wohnbevölkerung ist die Summe derjenigen Personen, welche mit dauerndem Aufenthalt oder in der Absicht dauernden Aufenthalts im Orte u. s. w. vorhanden, beziehungsweise nur vorübergehend daraus abwesend sind. Diese „Bevölkerungscombination" ist diejenige, deren Kenntniß für die Zwecke der Verwaltung und der Wissenschaft die wichtigste ist, und welche bis zum Jahre 1867 im Deutschen Zollverein unter dem Namen der „Zollabrechnungsbevölkerung" von drei zu drei Jahren ermittelt wurde. In Anbetracht der Unbestimmtheit des Begriffes „dauernder Aufenthalt" und der heutigen Beweglichkeit der Bevölkerung ist es aber schwierig, bei einer auf die Wohnbevölkerung gerichteten Zählung Auslassungen

und Doppelzählungen zu vermeiden, und man hat sich daher aus triftigen Gründen veranlaßt gesehen, an die Stelle derselben eine andere Combination, nämlich

die ortsanwesende Bevölkerung zu setzen, welche alle diejenigen Personen umfaßt, die in einem bestimmten Orte, Bezirke, Lande wirklich anwesend sind, gleichgültig, ob als dauernde Einwohner oder als vorübergehend Anwesende.

Ueber den Personenbestand einzelner Orte kann der Zahl und der Zusammensetzung der Bevölkerung nach diese „Combination" allerdings ein ziemlich falsches Bild geben. Man denke z. B., daß ein großer Theil der Familienväter auf kürzere oder längere Zeit am Zählungstage als Handelsleute, Musikanten abwesend ist, daß Pfarrer und Bürgermeister zufällig verreist sind u. dgl. m., so wird das Bild der Geschlechts-, Alters-, Berufsverhältnisse nicht dem regelmäßigen und richtigern der Wohnbevölkerung entsprechen. Für größere Bezirke pflegen die Unterschiede der beiden Bevölkerungscombinationen aber nicht bedeutend zu sein; immerhin könnte im Deutschen Reiche gegenwärtig die Wohnbevölkerung um 100000 Personen von der ortsanwesenden abweichen.

Indessen, wie gesagt, die ortsanwesende Bevölkerung ist die am leichtesten zu definirende und am zuverlässigsten zu ermittelnde, und hat nicht nur bei uns, sondern auch in andern civilisirten Ländern, in denen mit gleicher Genauigkeit bei der Zählung verfahren wird, wie z. B. in England und der Schweiz, den Sieg errungen; während andere Länder, wie Frankreich, wo die Gewohnheiten der Verwaltung, in Oesterreich und Italien, wo die Culturzustände die Zählungen auf längere Zeit ausdehnen, ein strenger Unterschied zwischen ortsanwesender und Wohnbevölkerung praktisch nicht gemacht werden kann.

Wenn wir uns nun das hier vorgelegte Schema der Zählkarte — dem natürlich dasjenige der Haushaltungsliste, wo solche angewendet wird, zu entsprechen hat — weiter ansehen, so wird uns sofort deutlich, wie es sich hier nicht um eine bloße Volkszählung, welche etwa die Zahl der männlichen und weiblichen Personen festzustellen hätte, sondern um eine umfassende Materialiensammlung zur Beschreibung des Volkes nach physischen und socialen Eigenschaften handelt; und es muß hier nochmals daran erinnert werden, daß nach den Vorschlägen der obenerwähnten Conferenz von Statistikern die hier aufgestellten Fragen, nach Zahl und Art, nur diejenigen sind, welche bei der Aufnahme vom 1. Dec. 1880 in allen deutschen Staaten gestellt werden sollen, während es jedem Staat unbenommen bleibt, dieselben zu vermehren und auf andere Eigenschaften zu erstrecken. Außerdem sollte mit der nächsten Volkszählung eine Erhebung über die von den einzelnen Haushaltungen aus benutzten landwirthschaftlichen Flächen und über den Viehstand verbunden werden; jedoch fand dieser Vorschlag nicht die Genehmigung des Bundesrathes.

Wir sehen also in der Zählkarte Fragen gerichtet auf: Alter, Religion, Familienstand, Beruf, Geburtsort, Staatsangehörigkeit. Ueber die Möglichkeit, diese Fragen bei Gelegenheit der Volkszählung zu beantworten, sowie über die Wichtigkeit derselben kann kein Zweifel obwalten. Durch die Frage nach dem Alter erfahren wir eine sehr wichtige Art der Gliederung der Bevölkerung und erhalten, in Verbindung mit den auf anderm Wege gewonnenen Nachrichten über Geburten und

Sterbefälle, Aufschlüsse über das Werden und Verschwinden derselben: Data, deren Kenntniß für die Zwecke der Verwaltung und Wissenschaft von großem Werthe ist. Die Vertheilung der Bevölkerung der Orte u. s. w. nach dem Religionsbekenntniß, beziehungsweise was hierunter mit erfragt werden soll, nach der Confession, kommt in Kirchen- und Schulsachen oft in Frage; der Familienstand, ob ledig, verheirathet u. s. w., ist namentlich in Verbindung mit dem Alter zu untersuchen, und man wird daraus, zumal wenn hier, wie überall vorausgesetzt, diese Untersuchungen von Volkszählung zu Volkszählung fortgesetzt werden, sehr bedeutsame Aufschlüsse über die sociale Beschaffenheit der Bevölkerung gewinnen. Ueber den Beruf, dessen Statistik ganz besondere Schwierigkeiten macht, Fragen zu stellen, und sogar eingehendere, als in der vorliegenden Zählkarte vorgeschlagen werden, wird jedermann für nützlich halten, da es gewiß nach vielen Seiten hin erwünscht erscheinen muß, eine genaue Klassifikation der Einwohner nach den Berufsarten festzustellen. Die Frage nach dem Geburtsort wiederum kann über die örtliche Bewegung der Bevölkerung Nachweise liefern, indem man die Zahl der im Orte, im Lande u. s. w. Geborenen mit derjenigen der auswärts Geborenen vergleicht. Nach der Staatsangehörigkeit muß gelegentlich der Volkszählung bei uns schon aus dem rechtlichen Grunde gefragt werden, weil bei der Vertheilung des Ersatzbedarfs für das Heer gemäß dem Reichs-Militärgesetz nur die staatsangehörige Bevölkerung in Betracht kommt. So hat jede der hier gestellten Fragen ihre bestimmte Bedeutung und Nützlichkeit und liefert das Material zu statistischen Zusammenstellungen, die nach den verschiedensten Richtungen hin zu gruppiren und zu verwerthen sind, und durch die Statistischen Bureaus und diejenigen, welche deren Arbeiten benutzen, auch verwerthet werden.

Wie schon erwähnt wurde, ist die Zahl der Fragen mit den auf der Zählkarte verzeichneten keineswegs abgeschlossen, sondern es können noch eine Anzahl hinzugefügt werden, sofern man sich von der Erweiterung dieses an jede Person gerichteten Schemas Nutzen verspricht. Indessen dürften viele, und unsers Erachtens nicht mit Unrecht, der Meinung sein, daß mit diesen Fragen diejenigen erschöpft seien, von denen man sich eine zuverlässige Antwort versprechen darf, soweit es sich um die Personalbeschreibung der zu Zählenden handelt; unbeschadet natürlich anderer Erhebungen, die mit der eigentlichen Volkszählung verbunden werden können, wie Aufnahmen über Gebäude, Grundbesitz, Viehzucht, Industrie. Man fügt jenen Personalfragen nicht selten solche hinzu, welche sich auf die Schulbildung, sowie auf körperliche oder geistige Mängel des Befragten beziehen; d. h. also, man veranstaltet durch die Volkszählung Aufnahmen darüber, wie viel Personen schreiben und lesen können, wie viel Blinde, Taubstumme, Geisteskranke sich unter der Bevölkerung befinden. Ohne auf die Schwierigkeit solcher Erhebungen eingehen zu wollen, sei hier nur erwähnt, daß es nicht nur unpassend erscheint, auf dem Wege einer allgemeinen, an jede Person gerichteten Befragung Zahlen über Eigenschaften zu sammeln, die doch nur ausnahmsweise vorkommen, sondern daß man auch bei den genannten Fragen erfahrungsmäßig so vielem Widerstreben und so vielen Misverständnissen begegnet, daß man dergleichen Aufnahmen lieber vermittels Specialerhebungen durch Sachverständige vornehmen sollte. Einigen Erfolg

könnte man sich allenfalls noch von der Hinzufügung der Frage nach der Nationalität versprechen, die man auch schon bei verschiedenen Volkszählungen den Personalfragen hinzugefügt hat, indem man nämlich — und eine andere zweckmäßige Form der Frage ist nicht wohl denkbar — nach der in der Familie des Befragten für gewöhnlich gesprochenen Sprache, beziehungsweise nach der „Muttersprache" des Individuums fragte. Der Begriff der „Nationalität" ist nämlich ein so unbestimmter, im gewöhnlichen Leben so vieler willkürlicher Auslegungen fähiger, daß es durchaus verfehlt wäre, etwa nach der „Nationalität" unmittelbar zu fragen. Wenn nun aber auch die Frage nach der Familiensprache correct beantwortet wird, so läßt sie doch alle die fremden Elemente, sowie die Angehörigen fremder Rassen unermittelt, welche zwar die Landessprache als die ihrige angenommen haben, aber doch einem andern Stamme angehören. Will man also auch solche eruiren, so muß man zu andern Mitteln greifen, indem man auf dem Wege der Zählkarte oder Hausliste wol zu keinem sichern Ergebnisse kommen kann. Die Beantwortung der Frage nach der „Religion" wird allerdings theilweise einen Fingerzeig bieten, z. B. bei den Juden, die ja eine ihnen eigenthümliche Religion haben. Da indeß ihre Nationalität weiter verbreitet ist als ihre Religion, so kann die Ausbreitung der mosaischen Religion kein vollständiges Bild von der Ausbreitung der israelitischen Nation geben.

Von der Zählkarte in der hier dargestellten Form soll also die nöthige Anzahl von Exemplaren zu einem „Zählbrief" vereinigt, in einen Umschlag, in dem, nach Vorschlag der mehrerwähnten Commission, noch ein Fragebogen betreffend die Größe der von der Haushaltung aus bewirthschafteten landwirthschaftlichen Fläche und den Viehstand enthalten sein sollte, und mit der nöthigen Anleitung zur Ausfüllung versehen vor dem 1. Dec. 1880 in jede „Haushaltung" — worunter auch einzeln lebende, eigene Wirthschaft führende Personen verstanden sind — gebracht werden, oder statt des Zählbriefes eine Haushaltungsliste. Die Vertheilung des Zählungsinstruments in die Haushaltungen erfolgt in kleinen Gemeinden am zweckmäßigsten durch den Gemeindevorstand, beziehungsweise den Gemeindediener. In größern Orten pflegt man sich jetzt freiwilliger Zähler aus der Bürgerschaft zu bedienen, welche ohne oder mit kleiner Geldentschädigung für ihre Mühe die Vertheilung und Wiedereinsammlung übernehmen. Es geschieht letzteres theils, um eine größere Menge intelligenter Personen für das „Zählwerk" zu interessiren, theils weil Zahl und Zeit der Beamten dazu nicht hinzureichen pflegen. Dieser Vertheilung sollte eine theoretische Einübung der Zähler vorhergehen; denn ihre Obliegenheiten erstrecken sich nicht nur auf Austragen und Abholen der Formulare, sondern auch auf die Prüfung und die erste Bearbeitung des „Urmaterials". Es kommt nämlich hauptsächlich auf folgende Punkte an: daß keine Wohnung und kein Bewohner übergangen werde; daß die Zählkarten oder Listen wenigstens formell vollständig und correct ausgefüllt seien — die materielle Richtigkeit kann erwartet und erbeten, aber nicht erzwungen werden —; daß der Zähler Lücken nach zuverlässigen Erkundigungen selbst ausfülle; daß die Wiedereinsammlung auf Grund einer besondern Controlliste richtig erfolge; daß der Zähler die Summe der Ein-

wohnerschaft seines Zählbezirkes nach gewissen Rubriken zusammenstelle; daß er endlich Controlliste nebst Urmaterial an die Gemeindebehörde richtig und pünktlich abliefere. Die Punkte, auf welche der Zähler zu achten hat, sind also, trotz der Einfachheit des Geschäfts an sich, immerhin so mannichfaltig, daß eine ziemlich umfangreiche „Instruction für die Zähler" zu den Volkszählungsvorschriften gehört.

Daß die Beschaffung der Zählkarten, Controllisten, Instructionen u. s. w., deren rechtzeitige Vertheilung an die Gemeinden, die Anweisung und Vorbereitung zur weitern Verarbeitung des Materials der statistischen Centralstelle des Landes nicht unbedeutende Arbeit macht, und daß für Papier und Druck der Formulare, Porto, Remuneration der Zähler, Kosten der Zusammenstellungsarbeiten besondere Mittel bewilligt werden müssen, ist selbstverständlich.

Nach der Ablieferung des ebenbesprochenen Materials seitens der Zähler an die Gemeindebehörden beginnt nun die eigentliche Zusammenstellung der Ergebnisse, die Bearbeitung des Urmaterials, um dieses thunlichst vollständig und vielseitig für die Volksbeschreibung zu Zwecken der Verwaltung und Wissenschaft zu verwerthen, und um für die Gemeinden, Bezirke, den ganzen Staat ein übersichtliches Bild aller der Verhältnisse herzustellen, welche man durch die Zählkarte u. s. w. erfragt hat. Bis dieses Bild aber in Form von statistischen Tabellen geliefert und der Behörde, beziehungsweise dem Publikum mit entsprechenden Erläuterungen vorgelegt ist, bedarf es tüchtiger Organisation, vieler mechanischer und geistiger Kräfte und gerammer Zeit. Man bedenke nur, was nur eine Frage, z. B. diejenige nach dem Geburtstag und Jahr, beziehungsweise nach dem Alter, für Arbeit veranlaßt. Der einzelne wird zwar einfach nach seinem Alter gefragt; das Alter der Bevölkerung läßt sich aber nicht so einfach ermitteln. Die Altersangaben im Urmaterial müssen nach bestimmten Gesichtspunkten gruppirt werden; man muß alle Mitglieder der einzelnen Geburtsjahre, beziehungsweise Altersjahre — beides ist nicht dasselbe —, wenn man genau sein will, sogar die Altersklassen nach Geburtsjahrsklassen, da z. B. die am 1. Dec. 1880 „1 Jahr alten", beziehungsweise „1 Jahr voll bis unter 2 Jahren" alten Personen theils 1879, theils 1878 geboren sind — zusammenstellen; die jüngern Altersjahre, zum Gebrauch für die Sterblichkeitsstatistik sogar nach einzelnen Monaten. Man muß ferner diese Altersklassen besonders ermitteln für die männliche und weibliche Bevölkerung; diese wieder, für gewisse Zwecke der Bevölkerungsstatistik, nach Civilstandskategorien, d. h. also für Ledige, Verheirathete, Verwitwete getrennt ausweisen. Diese und ähnliche Combinationen für die einzelnen territorialen Abschnitte (Gemeinden, Bezirke u. s. w.) durchzuführen, aus den absoluten Zahlen Verhältnißzahlen zu berechnen, alles übersichtlich und verständlich zu ordnen; das ist natürlich für ein großes Land auch eine große Arbeit, deren Umfang aus den unscheinbaren Tabellen, in denen ihre Ergebnisse schließlich vorgelegt werden, der mit dem Mechanismus der Statistik nicht Vertraute kaum würdigen kann.

Das von den Zählern abzuliefernde Material kann nun natürlich auf verschiedenen Wegen weiter befördert und bearbeitet werden. Früher, ehe die Volkszählungen so complicirte Operationen wie heute wurden und also zur Bearbeitung nicht viel Apparat und Geschick nöthig war, geschah das in der Regel so, daß das

gesammte Tabellenwerk, welches aus dem Urmaterial überhaupt ausgezogen werden sollte, zunächst für die Gemeinde von der Gemeindebehörde hergestellt wurde; diese gab dann ihre Gemeindetabelle weiter an die zunächst vorgesetzte Bezirksbehörde, welche aus den Gemeindetabellen Bezirkstabellen zusammenzog, welche dann weiter hinauf gelangten, bis endlich an der Centralstelle, in irgendeinem Ministerium oder seinem Statistischen Bureau, die Landesübersichten aus den Tabellen der zunächst der Centralstelle untergeordneten Bezirks- oder Provinzialbehörden hergestellt waren. Gegenwärtig wird aber dieser bureaukratische Instanzenzug insofern häufig durchbrochen, als vielfach den Zählern und den Gemeindebehörden nur die allerersten Summirungen zugewiesen sind, dann aber das gesammte aus Zählkarten, Controllisten u. s. w. bestehende Urmaterial der statistischen Landescentralstelle übergeben wird, welche die weitere Bearbeitung und Tabellirung für alle Gemeinden, Bezirke und das Ganze des Landes vornimmt.

Diese Centralisirung der Bearbeitung ist durch den Wunsch nach gleichmäßiger und rascher Ausführung durch geübte Organe unter einheitlicher, völlig sachverständiger Leitung hervorgerufen worden. Ein bedeutender Nachtheil derselben ist freilich, daß in einem großen und weitläufigen Staatswesen der statistischen Centralstelle durchaus die Mittel fehlen, Mängel des Materials in demjenigen Umfange wahrzunehmen und zu verbessern, wie es durch Bearbeitung des Urmaterials am Ursprungsorte oder durch Bezirksbehörden, beziehungsweise die statistischen Centralstellen für kleinere Bezirke geschehen kann. Die „Decentralisirung" der Bearbeitung, der natürlich die Centralisirung der Bearbeitungsergebnisse nicht fehlen darf, ist im Interesse der guten statistischen Ausbeute und der Verbreitung des Interesses an der Statistik und deren Ergebnissen wol mehr zu empfehlen; aber freilich nur unter der Bedingung, daß die Bearbeitung nicht ungeeigneten und unwilligen Provinzialbehörden, sondern für gewisse Landesabtheilungen, etwa Provinzen, errichteten Statistischen Bureaus, die unter fachkundiger Leitung stehen, anheimfällt: eine Art der Decentralisation, die sich nicht nur für die Volkszählungsarbeit, sondern auch für andere Zweige der Statistik empfiehlt.

Mag nun der einzelne Staat so oder so verfahren, um schließlich zu den Früchten seiner Zählungsmühen zu gelangen, dazu, um zu Gesammtergebnissen für das Deutsche Reich zu kommen, bedarf es noch besonderer Veranstaltungen. Hier liegen die Verhältnisse so: wie die innere Verwaltung überhaupt, so ist auch die Statistik eigene Sache der 26 einzelnen deutschen Staaten, und nur durch den Bundesrath kann ein einheitliches Zusammenwirken hergestellt und garantirt werden. Der Bundesrath muß Vorschriften nicht nur zur Sicherung bis zu einer gewissen Grenze gleichmäßiger Aufnahmen, sondern auch für gleichmäßige Zusammenstellung der Ergebnisse erlassen, damit schließlich über die als wissenswerth befundenen Data einheitliche Uebersichten für das ganze Reich hergestellt werden können. Der Bundesrath setzt daher für die einzelnen Volkszählungen — die Periodicität derselben ist bei uns nicht gesetzlich fixirt; indeß geht die Meinung der Statistiker dahin, daß sie alle fünf Jahre stattfinden sollen — eine Reihe von Formularen fest, durch welche angezeigt ist, wie die Hauptergebnisse der Zählung für die ein-

zelnen Staaten und deren größere Bezirke dargestellt werden sollen. Diese Formulare sind mit den betreffenden Zahlen ausgefüllt, zu bestimmten Terminen der statistischen Centralstelle für das Deutsche Reich, dem kaiserlichen Statistischen Amt zu Berlin zu übermitteln, welches alsdann die Zusammenstellung für das Gebiet des ganzen Reiches und die Veröffentlichung in der „Statistik des Deutschen Reiches", seinen „Monatsheften" und seinem „Statistischen Jahrbuch" besorgt.

Auf diesem Wege sind bereits die Volkszählungen von 1871 und von 1875 zu einheitlicher Bearbeitung für das Reich gekommen und wird es auch mit derjenigen von 1880 geschehen.

Vor Gründung des Deutschen Reiches war das Volkszählungswesen in Deutschland nur für diejenigen Staaten einheitlich geregelt, welche und seitdem sie dem Deutschen Zollverein angehörten; für die letzte Zählung vor Errichtung des Reiches, diejenige vom Jahre 1867, aber auch schon für alle Staaten, welche zwar nicht dem Zollverein, aber, wie Mecklenburg, Bremen, Hamburg, Lübeck, beim Norddeutschen Bunde betheiligt waren.

Wenn nämlich auch der frühere Deutsche Bund gewisse Leistungen der einzelnen Bundesglieder auf die Bevölkerungszahl gegründet und deshalb eine „Matrikel" angelegt hatte, in welcher die Staaten mit ihrer Volkszahl verzeichnet standen, so konnte doch diese Matrikel keinen Anspruch darauf machen, die Einwohnerzahl genau anzugeben, und ist außerdem, trotz mannichfacher Correcturen, stets auf den Stand der Bevölkerung bei Begründung des Bundes, 1815, zurückgeführt worden. Auch bei den Zoll- und Handelsverträgen, welche Preußen seit 1819 mit einer großen Anzahl von Bundesstaaten abgeschlossen hatte, kamen bis zur Gründung des eigentlichen Deutschen Zollvereins Vertheilungen der gemeinsamen Zoll- und Steuereinnahmen nach der Kopfzahl der Bevölkerung der einzelnen Staaten noch nicht vor; vielmehr begegnet man zum ersten mal in dem zwischen Baiern und Würtemberg im Jahre 1828 abgeschlossenen Zollvertrage der Bestimmung, daß der Reinertrag der Zölle nach dem Verhältniß der Bevölkerung getheilt und deren Stand von drei zu drei Jahren durch genaue Volkszählung festgestellt werden solle. Diese Bestimmung wurde von der im Jahre 1834 gegründeten preußisch-süddeutschen Zollvereinigung, dem Deutschen Zollverein, aufgenommen, der im genannten Jahre 23,478210 Einwohner zählte *), und ebenso hat der fast gleichzeitig zwischen Hannover, Braunschweig und Oldenburg begründete Norddeutsche Steuerverein, der 1835 2,158000 Einwohner umfaßte und 1852 vollständig in den Zollverein aufging, dreijährige Volkszählungen zu demselben Zwecke eingerichtet. Beide Vereine richteten ihre Zählungen nach dem Gesichtspunkte ein, daß durch sie die dauernd anwesende Bevölkerung, die „Wohnbevölkerung" ermittelt wurde, und so liegen denn für den größten Theil von Deutschland schon seit 1834 hinreichende Data vor, um den Bevölkerungsstand von drei zu drei Jahren zu berechnen. Vor dieser Zeit, bis zurück zur Begrün-

*) Diese und die folgenden Data sind entnommen dem Werke „Die Volkszahl der deutschen Staaten nach den Zählungen seit 1816. Bearbeitet vom kaiserlichen Statistischen Amt" (Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1879). Separatabdruck aus dem Juliheft 1879 der „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches".

dung des Deutschen Bundes, ist das Material wegen der Verschiedenheit der Termine und der Ermittelungsarten für die Berechnung der Bevölkerung weniger zureichend und sicher, immerhin aber genügend, um leidlich genaue Schätzungen für den Einwohnerbestand Deutschlands in einer Reihe von einzelnen Jahren anstellen zu können. Die beiden letzten Zählungen, von 1871 und 1875, haben sich dann, wie gesagt, auf die „ortsanwesende" Bevölkerung unter Anwendung gleichmäßiger Zählungsgrundsätze bezogen und haben den Maßstab abgegeben, um die Matricularbeiträge und die Rekrutencontingente der Bundesstaaten zu berechnen.

Bei der Betrachtung der Ziffern für die Bevölkerung und das Bevölkerungswachsthum, welche wir der vorhin anmerkungsweise citirten Arbeit des Statistischen Reichsamtes für die Zeit von 1816—75 entnehmen können, muß man beachten, daß mit der bessern und gleichmäßigern Ausbildung des Zählungswesens die Zahlenangaben allmählich sicherer werden und die Bevölkerung vollständiger erfassen, die frühern Zählungsergebnisse somit vermuthlich mehr als die spätern hinter der wirklichen Volkszahl zurückbleiben, und daß daher das ziffermäßige Wachsthum in den frühern Perioden wol ein wenig stärker erscheinen mag, als es in der That war. Indeß dürfte dieser Fehler, wenn man die Procentziffer der durchschnittlichen jährlichen Vermehrung berechnet, keinen bedeutenden Einfluß haben.

Wir sind also mit den bezeichneten Hülfsmitteln im Stande, die Bevölkerung Deutschlands auf Grund von Volkszählungen fast bis an den Anfang dieses Jahrhunderts — und früher fanden irgendwie zuverlässige Volkszählungen überhaupt nicht statt — zurückzuverfolgen, und können auch für die später hinzugekommenen Gebiete, Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen, aus den bezüglichen fremden Zählungen Data hinzunehmen, um Bevölkerungsstand und Wachsthum für das gegenwärtige Reichsgebiet seit 1816 zu ermitteln.

Die Bevölkerung der Länder des Deutschen Reiches in seinem *heutigen* Umfange berechnet sich für

das Jahr 1816 auf 24,831396 Einwohner.
„ „ 1875 „ 42,727360 „

Die Volkszählung von 1880 wird voraussichtlich eine Einwohnerzahl ergeben, die sich der von 45,300000 von unten oder oben nähert.

Die *jährliche* Zuwachsrate der Bevölkerung kann man für dieses Jahrhundert auf rund 1 Proc., genauer auf 0,9 Proc. der mittlern Bevölkerung bestimmen. In den ersten Jahrzehnten dürfte der Zuwachs nicht nur, aus dem vorhin angeführten Grunde scheinbar, sondern auch thatsächlich ein etwas stärkerer gewesen sein wie in den letzten, weil in den dreißiger Jahren die *überseeische* Auswanderung in größerm Maßstabe beginnt. Dieser steht eine entsprechend starke Einwanderung nicht entgegen, sodaß die Zahl der überseeischen Auswanderer fast ganz als Verlust an Bevölkerungszahl für uns zu rechnen ist. Einigermaßen vollständige amtliche Aufzeichnungen der *deutschen* Auswanderer nach überseeischen Ländern besitzen wir nun leider erst für das abgelaufene Jahrzehnt. In diesem schwankte die Zahl der Auswanderer zwischen 125000 (1872) und 22000 (1877); sie scheint neuerdings wieder im Anwachsen begriffen zu sein. Immerhin fällt dieses Hemmniß des Bevölkerungszuwachses gegenüber der natürlichen Volksvermehrung,

die durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle herbeigeführt wird, nur in Jahren mit ungewöhnlich starker Auswanderung ins Gewicht. Die Bevölkerung Deutschlands wächst durch Geburtenüberschuß gegenwärtig um mehr als eine halbe Million jährlich. In den letzten fünf Jahren, über welche bisjetzt Data vorliegen, wurden im Reiche mehr geboren als starben*):

1874: 561044 Personen.
1875: 552019 „
1876: 624074 „
1877: 594858 „
1878: 556473 „

Deutschland übertrifft damit an relativer Stärke des natürlichen Volkswachsthums die meisten größern europäischen Culturländer. Eine Vergleichung mit den wichtigsten derselben zeigen uns nämlich folgende Zahlenreihen.

Auf 1000 der Bevölkerung kamen mehr Geborene als Gestorbene

im Jahre	in Deutschland	Oesterreich, diesseit der Leitha	England und Wales	Frankreich	Italien
1874	13,4	7,8	13,9	4,7	4,6
1875	13,0	9,6	12,7	2,9	7,0
1876	14,5	10,1	15,6	3,6	10,3
1877	13,6	7,0	15,7	3,8	7,7
1878	12,6	7,7	14,2	2,7	8,2

Danach hat das Deutsche Reich nächst England die am raschesten, durch innere Vermehrung anwachsende Einwohnerschaft, und wir würden selbst eine starke Auswanderung leicht verschmerzen können, wenn wir nur sicher wären, daß dieselbe dem deutschen Vaterlande in der Ferne unter fremden Nationen nicht verloren geht, sondern ein nur räumlich abgetrennter Theil des deutschen Volkes mit dem Stammlande in lebendiger Verbindung und Wechselwirkung bleibt.

Die nächste Volkszählung, deren Ergebnisse wir dann mit denen der vorigen und der Aufzeichnungen über die Geburten und Sterbefälle in dem seit der letzten Volkszählung verflossenen Zeitraum vergleichen können, wird uns erst Gewißheit darüber verschaffen, welches die wirkliche „Bilanz der Bevölkerung" für die neueste Zeit ist. Für die vorige Zählungsperiode, die erste Hälfte des achten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts, schloß diese Bilanz so ab, daß, vom 1. Dec. 1871 bis 1. Dec. 1875, durchschnittlich jährlich die Bevölkerungszunahme überhaupt 1,00 Proc., die Zunahme durch natürliches Wachsthum, den Geburtenüberschuß, 1,19 Proc. betragen hatte, sodaß 0,19 Proc. Verminderung durch Ueberschuß der Auswanderungen über die Einwanderungen nachzuweisen war. Da die überseeische Auswanderung im letzten Jahrfünft eine bedeutend geringere war als im ersten, der Bevölkerungsaustausch mit den europäischen Ländern sich der Gesammtzahl nach ungefähr ausgleicht, die natürliche Volkszunahme aber seit 1875 eine noch etwas stärkere war als vorher, so dürfte die Bilanz für 1880 sich noch günstiger stellen als diejenige von 1875.

*) Vgl. das Januarheft 1880 der „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches", und auch das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom kaiserlich Statistischen Amt" (1. Jahrgang, Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1880).

Ueber moderne Wandmalerei,

nebst einem Blick auf den Zustand der gegenwärtigen Kunst.

Von

Dr. Max Schasler.

II.

Bei der Schwierigkeit der Aufgabe, über Kunstwerke von meist sehr bedeutendem Umfange und ebenso reichhaltiger wie großartiger Composition zu urtheilen, ohne dem Leser eine unmittelbare Anschauung derselben zu gewähren — denn selbst eine detaillirte Beschreibung, verböte sie sich nicht schon durch die Beschränktheit des mir zustehenden Raumes, würde nur ein ungenügendes Surrogat für die unmittelbare Anschauung sein — scheint es zweckmäßig, uns auf die Kritik eines besonders berühmten und auch durch Stiche in weitern Kreisen bekannt gewordenen Cyklus von Wandgemälden zu beschränken und nur, wo sich die Gelegenheit einer Vergleichung darbietet, auch anderweitige Werke verwandter Art zu erwähnen: ich meine die zahlreichen Cyklen von Wandgemälden, welche die verschiedenen Localitäten des Neuen Museums in Berlin schmücken, unter denen die von W. von Kaulbach ausgeführten „historisch-symbolischen Gemälde" des kolossalen Treppenhauses unbestritten den vornehmsten Rang einnehmen.

Eine kurze Vorbemerkung über die architektonische Disposition des Museums und seine specifische Bestimmung sei mir indeß, des bessern Verständnisses halber, gestattet.

Das Néue Museum — so genannt zum Unterschiede des früher von Schinkel erbauten Museums, welches die Galerie der antiken und mittelalterlichen Sculpturen, die Gemäldegalerie, die Vasensammlung und das Münzcabinet, und zwar ausschließlich in Originalen, enthält — stellt in seinen innern constructiven Verhältnissen ein Conglomerat der verschiedensten Stile dar, das jedoch insofern eine gewisse Berechtigung besitzt, als es sich in dieser Verschiedenheit zugleich an die streng chronologisch geordneten Denkmäler anschließt, welche in den besondern Localitäten zur Aufstellung gelangt sind. Wenn daher die Abtheilung der ägyptischen Alterthümer in ihrem Hauptraum den (allerdings sehr verkleinerten) Vorhof eines altägyptischen Tempels (Karnak) in genauer Nachbildung zeigt, so kann dies vom instructiven Gesichtspunkt — und der ist mit Recht im Neuen Museum mit vieler Consequenz festgehalten — nur gebilligt werden. Dem entsprechend beziehen sich

auch die Malereien, welche diesen wie die andern Räume dieser Abtheilung schmücken, ausschließlich auf das Leben und die Cultur des alten Aegyptens, indem sie entweder altägyptische Malereien sowol figürlicher wie ornamentaler Art in getreuen Nachbildungen*) wiedergeben, oder in modernen Wandgemälden, wie in der Säulenhalle des erwähnten Vorhofes, Ansichten der ägyptischen Natur und Kunst (Architektur und Plastik) darstellen. Diese Wandgemälde, vielleicht im ganzen etwas zu coloristisch gehalten, was aber durch die ziemlich trübe Beleuchtung in der halbdunkeln Säulenhalle sich rechtfertigt, stimmen vortrefflich zu dem ohnehin farbigen Charakter (denn selbst die Säulen sind von oben bis unten mit hieroglyphischen und ornamentalen Malereien bedeckt) des ganzen Raumes; z. B. die Darstellungen: Die Pyramiden von Gizeh, Hathortempel zu Dendera, Die Felsengräber zu Beni-Hassan, Ansicht der Inseln Phylä, die Memnonsstatuen u. m. a., welche von mehrern unserer bedeutendsten Meister (Schirmer, Gräb, Max Schmidt, Biermann) ausgeführt sind. In ähnlicher und ebenfalls der Bestimmung der Localität durchaus conformer Weise sind die Wände der dem Aegyptischen Museum gegenüberliegenden Abtheilung für nordische Alterthümer mit malerischen Compositionen aus den Mythen der Edda ausgestattet (Walkyren, Freya, Odin, Baldur u. s. f.). Diese beiden Abtheilungen, nebst einigen andern, die für uns hier kein näheres Interesse haben, nehmen das Souterrain des Gebäudes ein und enthalten sämmtlich Originale; ebenso wie die verschiedenen Abtheilungen des obersten Stockwerkes, welche einerseits das Kupferstichcabinet, andererseits die (aus der frühern sogenannten Kunstkammer hervorgegangene) Sammlung der Kleinkünste und Curiositäten umfassen.

Einen ganz andern Charakter zeigt das Haupt-(Mittel-)Geschoß des Museums. Im Anschluß und als Ergänzung zu der im Schinkel'schen Museum aufgestellten Sammlung von Originalen der Sculptur finden wir hier ausschließlich Gipsabgüsse der bedeutendsten plastischen Denkmäler aus allen Epochen der Kunst, von der altassyrischen herab bis zur Sculptur aus der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts, und zwar, wie schon bemerkt, in streng chronologischer Ordnung; derart, daß wenn man, vom Anfang beginnend, die einzelnen, sich um das kolossale, die ganze Mitte des Gebäudes einnehmende Treppenhaus gruppirenden Räume durchschreitet, man in der That die gesammte Geschichte der Plastik durchwandert. Allerdings erfüllen eigentlich nur die der antiken Sculptur gewidmeten Localitäten diesen Zweck in annähernder Vollständigkeit. Es sind derselben, mit Einschluß des Treppenhauses, der Galerie über dem ägyptischen Atrium und der Verbindungshalle mit dem Schinkel'schen Museum, elf Räume gewidmet, während der mittelalterlichen sowie der modernen Sculptur — letztere drei Jahrhunderte umfassend — nur je ein Saal eingeräumt ist. Namentlich der letztere ist äußerst stiefmütterlich bedacht, sodaß man sich, wenn man aus dem letzten, wieder in das Treppenhaus

*) In ähnlicher Weise sind die Wände und Decken der antiken Vasensammlung in der münchener Pinakothek mit Nachbildungen altgriechischer, in den Gräbern von Corneto aufgefundener Malereien geschmückt, welche sich auf die antiken Leichenfeierlichkeiten und auf die Lebensschicksale der Verstorbenen beziehen.

mündenden Saal in dieses zurücktritt, des Bedauerns nicht erwehren kann, daß man diesen kolossalen Raum, statt mit einigen, ohnehin verschiedenen Epochen der antiken Kunst angehörenden Bildwerken, die offenbar nur zur Decoration dienen, auszustatten, nicht zu einem Pantheon der neuesten Epoche der modernen Bildhauerkunst (etwa seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts) gestaltet hat. Wenigstens wäre dies ein würdiger Abschluß des ganzen, im übrigen vortrefflich arrangirten Cursus gewesen.

Die eminent instructive Bedeutung dieser Anordnung wird nun — ähnlich wie in der Abtheilung für ägyptische Alterthümer — durch den Inhalt der Wandgemälde, welche die einzelnen Räume schmücken, zum großen Theil in sehr passender Weise, in der Art unterstützt, daß die Motive derselben gleichsam den historischen Boden, auf welchem sich das antike Leben bewegte, theils durch landschaftliche und architektonische Ansichten aus Hellas und Italien, theils durch Scenen aus den antiken Mythenkreisen zur lebendigen Anschauung zu bringen bemüht sind. So findet man beispielsweise in dem sogenannten Athenischen Saal (mit der Giebelgruppe der Aegineten) die Ansichten der Akropolis, des Jupitertempels in Olympia, Phygalia u. s. f., und zwar nicht in ihrem heutigen ruinenhaften Zustande, sondern wie sie in aller ihrer künstlerischen Pracht zur Zeit ihres Glanzes ausgesehen haben mochten; im Niobidensaale Darstellungen aus der hellenischen Heroensage, im Römischen Saale Ansichten vom Forum Romanum, vom Konstantinbogen, von den Thermen des Caracalla, von den Kaiserpalästen und dem Circus Maximus u. s. f.; und wenn die feinere ästhetische Empfindung auch eine im allgemeinen zu coloristische Behandlung, die dem Totaleindruck etwas Buntes verleiht, rügen könnte, so muß man doch anerkennen, daß die Gemälde dem ersten von uns oben formulirten ästhetischen Gesetze möglichst conform behandelt sind.

Wenden wir uns nun zu den Wandgemälden des Treppenhauses, welches nicht nur räumlich und dimensional (es besitzt bei einer Breite von 57 Fuß und einer Höhe von 100 Fuß eine Tiefe von nicht weniger als 128 Fuß), sondern auch ideal das Centrum des ganzen Gebäudes und speciell der erwähnten Abtheilung von Copien plastischer Denkmäler bildet. Seine kolossalen, 128 Fuß langen Seitenwände, welche nur durch je eine Thür in den vier Ecken unterbrochen sind, wurden ausschließlich dem großartigen Cyklus der Kaulbach'schen Wandgemälde gewidmet; und zwar wurde dieser ganze kolossale Raum, welcher ein gutes Drittheil des ganzen Gebäudes einnimmt, indem er dasselbe sowol der Höhe wie der Länge nach quer durchschneidet, wie bekannt, ausdrücklich — selbst hinsichtlich der Disposition seiner Wandflächen — von vornherein darauf hin angelegt, daß auf den letztern die Kaulbach'schen Gemälde Platz fänden. Es hat also in architektonischer Beziehung eine völlige Umkehrung von Mittel und Zweck, d. h. des Verhältnisses von Ornamentation und Construction stattgefunden, indem nicht die Wandgemälde zur Ausschmückung des Treppenhauses dienen sollten, sondern vielmehr letzteres sich in seiner architektonischen Construction den dominirenden Forderungen der Malerei fügen mußte. Was aus solcher, in ästhetischer Beziehung durchaus verwerflichen Verkehrung des naturgemäßen Verhältnisses zwischen Construction und

Ornamentation folgen kann, dafür liefert das noch immer in Ruinen liegende Campo santo des projectirten Neuen Doms in Berlin, dessen Wandflächen bekanntlich zur Aufnahme der Cornelius'schen Wandgemälde bestimmt und ebenfalls (architektonisch) dafür disponirt waren, ein schlagendes Beispiel. Da durch Cornelius' Tod nicht nur die Ausführung der Gemälde nach seinen Cartons, sondern auch die Vollendung der letztern verhindert wurde (denn es sind nur die Compositionen für die eine der vier, je 183 Fuß langen und 36 Fuß hohen Wandflächen, also nur ein Viertheil der gesammten Compositionen, fertig geworden) und wol allenfalls die Ausführung der Gemälde nach den Cartons, nimmermehr aber die Vollendung der letztern selbst einem andern Künstler anvertraut werden konnte, so wußte man nicht, was man mit den 19784 Quadratfuß Bildfläche anfangen sollte, und so ist der ganze Bau seit länger als 30 Jahren als moderne Ruine liegen geblieben.

Aehnlich verhält es sich mit dem Treppenhause des Neuen Museums, nur mit dem Unterschiede, daß die für dasselbe bestimmten Gemälde wirklich ausgeführt worden sind: ob die ästhetische Sünde darum geringer ist, wird uns eine nähere Betrachtung der Compositionen lehren.

Die theils an den Treppenwangen, theils auf der Treppenbalustrade, theils auf dem Fußboden aufgestellten Copien von plastischen Denkmälern aus verschiedenen Epochen der antiken Sculptur deuten, obschon ihre Anzahl und Bedeutung (mit Ausnahme der beiden Dioskurenkolosse vom Monte-Cavallo in Rom) im Verhältniß zu der kolossalen Raumverschwendung der Localitäten nur sehr gering ist, doch entschieden darauf hin, daß das Treppenhaus in organischer Verbindung mit den Localitäten der mittlern Etage, welche eben der Geschichte der Plastik gewidmet ist, betrachtet werden muß. Bildet also das Treppenhaus hierfür, wie in localer Beziehung so auch in ideeller, eine Art von Centrum, so durfte man füglich erwarten, daß in seiner malerischen Ornamentation die Geschichte der Plastik oder mindestens doch die Geschichte der bildenden Kunst überhaupt als Hauptmotiv für seine in verschiedenen Cyklen sich gliedernden Compositionen behandelt würde.

Sonderbarerweise ist nun aber, in vollem Widerspruch mit dieser Forderung, sowol in den Haupt- wie in den Nebenbildern von Kunst überhaupt, geschweige denn von bildender Kunst oder gar von Plastik im besondern wenig, und dies Wenige ohnehin in einer ziemlich unlogischen Verbindung, die Rede. Vielmehr handelt es sich in den Kaulbach'schen Wandgemälden offenbar um ein ganz anderes Thema, das, über die Sphäre der Kunst weit hinausgreifend, mit der speciellen Bestimmung des Museums nicht das Geringste zu thun hat, angeblich nämlich um eine symbolische Veranschaulichung der allgemein-menschlichen Culturentwickelung überhaupt. Ich sage „angeblich"; denn wir werden sehen, daß der Motivinhalt wie die Behandlungsweise der Gemälde, selbst wenn wir dies Thema für das Museum acceptiren könnten, in sich so lückenhaft, willkürlich und widerspruchsvoll ist, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, es sei dem berühmten Künstler nicht sowol um die Lösung einer bestimmten ideellen und in sich einheitlichen Aufgabe, als um eine, gleichviel durch welche Mittel zu erreichende Entfaltung seines, wie nicht zu leugnen, ebenso fruchtbaren wie geistreichen Compositionstalents

zu thun gewesen. Dies ist nun aber ein Standpunkt, der zwar von gewisser Seite her mit Emphase als allein maßgebend hingestellt zu werden pflegt, der sich aber ästhetisch — und handelte es sich um den größten Künstler der Welt — durchaus nicht rechtfertigen läßt. Die Frage, von deren Beantwortung hierbei alles abhängt, ist einfach die: darf das Talent und das subjective Belieben eines Künstlers der Kunst und deren Forderungen gegenüber ein höheres Recht beanspruchen oder nicht? Die Antwort und folglich auch die daraus sich ergebenden Consequenzen dürften wohl keinem Zweifel unterliegen.

Zur Bewahrheitung des obigen, mit der allgemeinen Bewunderung, welche den imponirenden Malereien Kaulbach's von jeher gezollt wurde, in so schroffer Weise contrastirenden Urtheils wollen wir nur auf einige der auffallendsten Inconvenienzen des sich in sechs besondere Cyklen gliedernden Gesammtcyklus der Gemälde hinweisen. Wir acceptiren dabei den Standpunkt des Künstlers, d. h. seine Wahl des allgemeinen Themas: „Darstellung der allgemein-menschlichen Culturentwickelung", obwol, wie bemerkt, schon in dieser Wahl ein Widerspruch gegen die Bestimmung des Gebäudes liegt. Denn was gehört nicht alles zur allgemein-menschlichen Culturentwickelung? Mit demselben Recht könnte dies Thema für die Malereien in einer Universität, einer Bibliothek, einem Justizpalast, einem Rathhause, einem Parlamentsgebäude, ja einer Kriegsschule u. s. f. verwerthet werden. Jedoch, wie gesagt, sehen wir von diesem Grundfehler ab und prüfen wir die Compositionen nur auf Grund des einmal erwählten Themas.

Die eine der beiden Hauptwände ist dem Alterthum, die andere dem Mittelalter und der modernen Zeit gewidmet; jede enthält drei Hauptgemälde, welche die sechs Hauptepochen der Culturgeschichte behandeln sollen. Dieselben sind durch je zwei übereinander angebrachte Zwischenbilder getrennt, von denen die obersten in weiblichen Symbolgestalten gleichsam die Culturideale der betreffenden Epochen zu veranschaulichen scheinen, während die untern vier männliche Porträtfiguren der persönlichen Hauptrepräsentanten darzustellen beabsichtigen. Nennen wir diese drei Cyklen, auf die wir uns vorläufig beschränken wollen, da die übrigen drei nur in einer mehr äußerlichen Verbindung damit stehen, der Kürze halber Nr. I, II, III. Im Cyklus I, welcher, wie bemerkt, die sechs kolossalen Hauptgemälde umfaßt, finden wir folgende Motive behandelt: 1) Zerstörung des babylonischen Thurmbaues, für den Anfang der Culturentwickelung, durch symbolische Andeutung der Sprachen- und Rassentrennung, ein höchst glücklicher Gedanke; 2) Homer und die Griechen (die hellenische Culturepoche), 3) Die Zerstörung Jerusalems (Untergang des Alterthums?). Hier stehen wir schon in Zweifel. Scheint diese weltgeschichtlich nicht gerade erhebliche That — denn die auf dem Bilde angebrachte Gruppe der ausziehenden Christen steht damit doch nur in einem sehr äußerlichen Zusammenhange — genügend, um den Gedanken des weltherrschenden Römerthums als Culturidee zu veranschaulichen? Und nicht einmal in den Zwischenbildern (Cyklus II und III) ist davon eine Andeutung gegeben. Denn zwischen Babylon und Hellas finden wir oben Isis, zwischen Hellas und Jerusalem Venus als weibliche Symbolgestalten, unten Moses und Solon. Abgesehen davon, ob Solon wol als der hervorragendste

Repräsentant der hellenischen Culturentwickelung zu betrachten sei, so drängt sich unabweisbar die Frage auf: wo bleibt Augustus und die Andeutung der römischen Cultur überhaupt?

Gibt diese Wand schon zu manchen erheblichen Bedenken Veranlassung, so tritt vollends die zweite mit ihren Darstellungen aus allem logischen Zusammenhang heraus. Am meisten fällt dies bei den Zwischenbildern auf. Den antiken Symbolgestalten der Isis und Venus gegenüber finden wir: die Verkörperung zweier geographischen Begriffe: Italien und Deutschland, den historischen Repräsentanten Moses und Solon gegenüber: Karl den Großen (unter Italien!) und Friedrich den Großen (unter Deutschland, mit dem er fast sein ganzes Leben hindurch Krieg führte). Und dann: welcher Sprung von Karl dem Großen zu Friedrich dem Großen!*) Und wo bleibt Karl V. und die von ihm repräsentirte Culturepoche? Ohnehin macht die anachronistische Stellung Friedrich's des Großen einen sonderbaren Eindruck. Die drei Hauptbilder der zweiten Wand nämlich stellen dar: Die Hunnenschlacht, Die Kreuzzüge und Die Reformation, zwischen welchen beiden letztern — als vor dem Reformationsbilde — Friedrich der Große seine Stelle angewiesen erhalten hat! Die Hunnenschlacht soll den Sieg des Christenthums über das culturfeindliche Heidenthum symbolisiren. Als Anfang der nachantiken Culturentwickelung erscheint dieser Gedanke wiederum sehr glücklich, wenn die Auffassung des Motivs — als Illustration einer alten Sage, wonach die Erbitterung der Kämpfer in der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern so groß gewesen, daß selbst die Todten**) sich in der Nacht wieder erhoben, um als Geister in der Luft den Kampf fortzusetzen — nicht jeder malerischen Behandlung widerstrebte. Hierüber wurde bereits oben eine Andeutung gegeben. Statt der Kreuzzüge wäre sicherlich an dieser Stelle die Reformation passender gewesen, und statt des Reformationsbildes, womit der erste große Cyklus abschließt, der große Umschwung der modernen Cultur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welcher ganz fehlt. Jedenfalls wäre dann auch die locale Anordnung der Figur Friedrich's des Großen eine correctere gewesen, und es wäre außerdem der Widerspruch beseitigt worden, welcher zwischen den genannten Bildern, namentlich dem Reformationsbilde, und dem darüberbefindlichen Theil des grau in grau gemalten humoristischen Frieses, obwaltet. Denn über den im Reformationsbilde erscheinenden Figuren Petrarca's, Picus' von Mirandola, Columbus' u. a. erblicken wir im Friese zu unserer Verwunderung verschiedene, fast noch der Gegenwart angehörige Personen, wie Goethe, Alexander von Humboldt, Jakob Grimm u. a.

Wollten wir die sämmtlichen, oft bis zu eclatanten Widersprüchen sich steigernden Willkürlichkeiten in den obenerwähnten Compositionen aufzudecken versuchen, so würden wir schwer ein Ende finden; werfen wir daher noch einen kurzen Blick

---

*) Charakteristisch für die Willkür in dieser ganzen Anordnung ist, daß Kaulbach ursprünglich an Stelle Friedrich's des Großen den Kaiser Friedrich Barbarossa projectirt hatte, mit dem also — als letztem männlichen Repräsentanten — die Culturgeschichte abschließen sollte!

**) Und (nach Kaulbach's Auffassung) nicht blos die Todten, denn wir sehen oben die beiden Heerführer Aetius und Attila, die bekanntlich in der Schlacht nicht getödtet wurden, an der Spitze der übrigens ganz realistisch costümirten kämpfenden Geister.

auf die drei andern, mehr zur Ausfüllung noch disponibler Flächen dienenden Cyklen. Die bedeutendste und auch künstlerisch gelungenste darunter ist der schon erwähnte Fries, der sich in ununterbrochenen Arabeskencompositionen über die gesammten Compositionen der beiden langen Wände hinzieht. Er ist, wie schon bemerkt, grau in grau gemalt; eine Technik, welche sich in durchaus entsprechender Weise der wesentlich ornamental gehaltenen Composition anschließt, welche aus einer Verbindung von Blumenarabesken mit Thier- und Kindergestalten besteht, die in humoristisch-satirischer Weise die Hauptmomente der Weltgeschichte gewissermaßen travestiren. Kaulbach hat hier eine Fülle geistreicher Erfindung entfaltet, und nirgends erscheint sein eminentes Compositionstalent in so liebenswürdiger Originalität, als — wie schon eins seiner Hauptwerke, der Reineke Fuchs bethätigt — in diesem Gebiet der humoristischen Satire. Aber gerade die künstlerische Vollendung (letztern Ausdruck in inhaltlicher wie technischer Beziehung verstanden) dieser Compositionen liefert abermals einen Beweis für die Wahrheit der oben formulirten ästhetischen Gesetze. Denn wäre dieser Fries, statt grau in grau, in coloristischer Weise gemalt worden, und träte gar der satirische Humor darin, statt in ornamentalem Arabeskenstil, mit der Prätension monumentaler Großartigkeit, also auch in kolossalen Dimensionen, auf, so würde der ganze Zauber dieser reizenden Compositionen durch den innern Widerspruch des Motivs mit dem Stil und der technischen Behandlung vernichtet werden. Ein eclatantes Beispiel solchen Widerspruchs hat Kaulbach in seinen großen Fresken an der Außenseite der Neuen Pinakothek in München geliefert, wo er, in der humoristisch-satirischen Weise des Reineke Fuchs, aber in kolossalem Maßstabe und in Farben, eine theilweise burleske Darstellung des Sieges der neuern Kunst über die Pedanterie des akademischen Zopfstils ausgeführt hat. Letztere ist als ein dreiköpfiges Perrükenungethüm (die drei Köpfe mit beziehungsvoller Porträtähnlichkeit individualisirt!) aufgefaßt, welches die gefesselten Grazien bewacht. Von der einen Seite her kämpfen, unter der Aegide der die antike Kunst symbolisirenden Athene, Winckelmann, Carsten und Schinkel, von der andern Cornelius, Overbeck und Veit, die letztern auf einem Pegasus reitend, den andere Künstler ebenfalls, aber trotz Veit's Hülfeleistung vergeblich, zu erklimmen versuchen u. s. f. Der alte Cornelius, welcher selber, allerdings als grimmigster Bekämpfer des Zopfes, darauf figurirt, hat seinem ehemaligen Schüler Kaulbach diese flagrante Entwürdigung der monumentalen Kunst, wodurch die Kunstgeschichte zum Gegenstande einer aus rein genremäßigen und allegorischen Motiven zusammengesetzten satirischen Illustration gemacht ist, niemals verzeihen können. Daß übrigens auch der obenerwähnte Fries im Neuen Museum mancherlei Willkürlichkeiten und, namentlich im zweiten Abschnitt, bedeutende Lücken aufweist (so z. B. schließt die Composition über dem Reformationsbilde, unmittelbar nach den beiden Mönchen aus dem 15. Jahrhundert, die in dem Streit über Plato und Aristoteles wie zwei Böcke mit den Köpfen zusammenrennen, plötzlich mit den schon angeführten ganz modernen Figuren Goethe's, Jakob Grimm's und Alexander von Humboldt's), mag nur nebenher bemerkt werden.

Ueber die letzten beiden Cyklen können wir uns kurz fassen. Sie bestehen aus je vier weiblichen Symbolgestalten, von denen die des Cyklus V (über den vier

Thüren am Anfang und Ende der beiden großen Wände und also auch der Hauptgemälde 1, 3, 4, 6 des Cyklus I) die Figuren der Sage, Geschichte, Wissenschaft und Poesie, die des Cyklus VI (an den Fensterwänden) die vier Künste: Architektur, Plastik, Malerei und Kupferstecherkunst, veranschaulichen sollen. Für die letztgenannte war ursprünglich die Musik projectirt, und nur weil die betreffende Figur sich gerade neben dem Eingang des Kupferstichcabinets befand, hat man dafür die Kupferstecherkunst gewählt. Denn die Erwägung, daß die Musik mit der Bestimmung des Museums nicht zu thun habe, ist von vornherein abzuweisen, da wir ja das allgemeine Thema einer Darstellung der culturgeschichtlichen Entwickelung, wozu ja doch auch neben den andern Künsten auch die Musik gehört, acceptirt haben; auch könnte solche Erwägung ja ebenso gut für die Ausschließung der Malerei geltend gemacht werden. Warum aber die Poesie, statt in den Cyklus der Künste eingereiht zu werden, mit der Sage, Geschichte und Wissenschaft in Zusammenhang gebracht ist, wäre ganz unerklärlich, wenn man nicht durch die locale Anordnung dieser vier Figuren auf den Gedanken gebracht würde, daß Kaulbach damit hätte die Idee veranschaulichen wollen, daß die Sage sich zur Poesie wie die Geschichte zur Wissenschaft verhalte; eine Combination, die, abgesehen von ihrer ziemlich trivialen Tautologie, hinsichtlich des logischen Zusammenhangs die Frage übrigläßt, ob die Geschichte nicht selbst eine Wissenschaft, und wenn sie dies nicht sein solle, was dann darunter im besondern zu verstehen sei? Kurz, wie man auch die gewählten Motive betrachten mag, so kommt man, wenn man sich nicht auf ein gedankenloses Anschauen beschränken und in eine kritiklose Bewunderung der Schönheit der Bilder versenken will, sondern nach ihrer Bedeutung und ihrem ideellen Zusammenhange fragt, aus dem Wirrwarr von objectiven Widersprüchen und subjectiven Willkürlichkeiten nicht heraus.

Wir haben die Kaulbach'schen Wandgemälde bisjetzt nur vom Gesichtspunkt des Motivinhalts betrachtet und die Inconvenienzen in denselben nachzuweisen gesucht. Indem wir nunmehr auch diesen Motivinhalt acceptiren, um ihn vom Gesichtspunkt seiner stilistischen und technischen Behandlung zu betrachten, so erfordert es zunächst die Gerechtigkeit, anzuerkennen (oben wurde darüber bereits eine Andeutung gemacht), daß, was auch gegen die Wahl und Anordnung der Motive einzuwenden sein mag, jedenfalls aus dem Ganzen wie aus allen seinen Theilen das ersichtliche Streben hervorleuchtet, den ethischen Gehalt der Culturgeschichte, also die Historie überhaupt, in tieferer, die leitenden Ideen der geschichtlichen Entwickelung selbst veranschaulichender Weise aufzufassen. Ja, man kann sogar zugeben, daß Kaulbach in dieser Beziehung einen gewissen Fortschritt über die verwandten Bestrebungen des berühmtesten unter den alten Meistern, Rafael nämlich, repräsentirt, mit dessen großen Wandgemälden in der Camera della Segnatura des Vatican, welche bekanntlich die vier Gebiete der Theologie, Poesie, Philosophie und Jurisprudenz behandeln, die großen Wandgemälde des Treppenhauses auch darin eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit besitzen, daß sie in ihrer compositionellen Gestaltung eine schematische Anordnung von oben nach unten, gleichsam vom Himmel zur Erde, zeigen. Einen Fortschritt aber kann man bei Kaulbach darin erkennen, daß er die Grundgedanken

der Motive in einer tiefern und die Beziehungen der aus diesem Grundgedanken sich entwickelnden historischen Ideen lebendiger veranschaulichenden Weise zu erfassen gesucht. Daß er sich freilich, wie wir sehen werden, in diesem Streben nach Vertiefung in den Ideengehalt der Geschichte in den Mitteln vergriff und, wie ich mich früher ausdrückte, über das Ziel hinausschoß, d. h. die von der Malerei und namentlich von der Wandmalerei naturgemäß innezuhaltenden Grenzen übersprang: dies begründet sowol in stilistischer wie in technischer Beziehung eine andere, nicht minder auffällige Reihe von Inconvenienzen, welche sämmtlich und hauptsächlich in der sich selbst widersprechenden Verbindung symbolisirender Formen mit der realistischen Behandlung der Farbe wurzeln. Es ist nicht nöthig, um dies zu beweisen, die sämmtlichen Gemälde der einzelnen Cyklen nochmals durchzugehen, obschon sich jene Widersprüche in mehr oder weniger auffälliger Weise in allen nachweisen lassen; beschränken wir uns auf die Betrachtung eines einzigen, und zwar, der allgemeinen Stimme populärer Bewunderung nach zu urtheilen, bedeutendsten und gedankenreichsten Gemäldes, der obenerwähnten großartigen Darstellung der Reformation.

Es wurde oben eine Andeutung über die Aehnlichkeit gemacht, welche zwischen diesem Gemälde mit der sogenannten Schule von Athen (Darstellung der Philosophie) Rafael's herrsche, worauf denn auch vielfach, als auf einen besondern Vorzug des Kaulbach'schen Werkes, hingewiesen worden ist. Selbst das locale Arrangement hat viel Verwandtes: beide Bilder stellen eine große Halle dar, in welcher die persönlichen Repräsentanten, dort der Philosophie, hier der Reformation (dies Wort allerdings, wie wir sehen werden, im allerweitesten Sinne genommen) in verschiedener Gruppirung angeordnet sind; in beiden führen mehrere Stufen von dem vordern (untern) Theil und den darin vertheilten Gruppen zu dem hintern, höher gelegenen Theil, dessen Centrum dort Plato als Repräsentant der idealistischen Philosophie, mit der Rechten nach oben deutend, neben Aristoteles, als Vertreter der realistischen Philosophie, bildet, während hier (auf dem Kaulbach'schen Bilde) Luther mit der hocherhobenen Bibel den Mittelpunkt bildet. Es wäre ein Leichtes, die Vergleichung noch weiter zu führen, was jedoch für unsern Zweck nicht erforderlich ist, da es sich hier nur um das Princip handelt, ob dergleichen Themata sich überhaupt für die malerische Darstellung eignen. Was die Schule von Athen betrifft, so muß zwar jeder Beschauer von ehrfurchtsvoller Bewunderung der außerordentlichen Gestaltungskraft des großen Meisters erfüllt werden, soweit es sich um die classische Schönheit der äußerlichen Composition überhaupt und der figürlichen Charakteristik im besondern handelt; im übrigen aber wird das Verlangen nach der Bedeutung des Dargestellten schon deshalb unbefriedigt bleiben müssen, weil ein rein gedanklicher und nur als solcher (d. h. nur in der Ausdrucksform des Wortes) verständlicher Inhalt sich der bildlichen, geschweige denn malerisch-bildlichen Veranschaulichung überhaupt entzieht. Denn selbst wenn die Porträts der dargestellten Philosophen des Alterthums bekannt wären, sodaß sie in ihrer persönlichen Individualität erkannt werden könnten — ein Punkt, der Kaulbach bei seinem Bilde allerdings zum Vortheil gereichte — so wäre es doch schlechterdings unmöglich, den Inhalt und die Bedeutung der verschiedenen philosophischen

Systeme auch nur in ihren Grundgedanken durch die blos locale Zusammenstellung und Gruppirung der persönlichen Repräsentanten derselben zu veranschaulichen und mehr als eine malerische Nomenclatur zu liefern. Will man daher auch in diesem Falle eine Berufung auf die alten Meister als maßgebend betrachten, so ist nur zu wiederholen, daß es für die moderne Kunstanschauung jedenfalls vortheilhafter gewesen wäre, die auch in der Schule von Athen sich offenbarende Incommensurabilität von Inhalt und Darstellungsform zu erkennen und durch diese Erkenntniß sich vor der Gefahr zu schützen, in denselben Fehler zu verfallen.

Die Künstler und die für die sogenannte symbolisch-historische Compositionsweise Kaulbach's enthusiasmirten Kritiker und Kunstfreunde möchte ich übrigens bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß meine Ansicht über die Schule von Athen keineswegs isolirt dasteht, indem sie von einem Kunsthistoriker unterstützt wird, dem als solchem wol von keiner Seite her eine bedeutende Autorität streitig gemacht werden dürfte. Kugler, einer der wenigen echten Kunsthistoriker, welche sich neben einem außerordentlichen Schatz von Kenntnissen in ihrem Fache eine seltene Unbefangenheit der ästhetischen Empfindung bewahrt haben, die überall ihr kritisches Urtheil durchleuchtet, drückt sich über die Schule von Athen (in seiner „Geschichte der Malerei") wörtlich folgendermaßen aus: „Bei dem Wandbilde der Philosophie fehlt fast alle bestimmtere Angabe seines eigentlichen Inhaltes. Es ist in dem Bilde selbst keine allegorische, keine poetische Figur vorhanden, die uns näher erklären könnte, welches specielle Interesse die hier Versammelten bewegt" — ein Ausspruch, der vollständig auch auf die Kaulbach'sche „Reformation" paßt. („Daß diese Bemerkung nicht aus der Luft gegriffen ist", fügt Kugler in einer Anmerkung hinzu, „beweisen die mannichfach verkehrten Interpretationen der Darstellung auf Kupferstichen und in Beschreibungen, welche, schon unmittelbar nach Rafael's Tode, christliche Bezüge darin zu erkennen glaubten.") „Der Vorgang verliert für unser unmittelbares Gefühl jene (? jede ?) höhere Bedeutung und der prosaische Verstand muß das Geschäft der Erklärung übernehmen."

Die letztern Worte finden nun auch auf das Kaulbach'sche Gemälde ihre volle Anwendung, und sicherlich würde Kugler, wenn er dazu Gelegenheit gehabt hätte, auch in ähnlicher Weise sich darüber ausgesprochen haben. Aber es kommen bei diesem Werke noch andere Punkte in Betracht, welche ein noch ungünstigeres Endurtheil bedingen dürften. Fragen wir zunächst nach dem Grundgedanken der Composition, der, als Gedanke, beim ersten Anblick durch seine Großartigkeit imponirt. Denn es handelt sich in der Darstellung keineswegs, wie man nach dem Titel vermuthen könnte, lediglich um die kirchliche Reformation, obschon diese durch die centrale Stellung Luther's vorzugsweise betont wird, sondern außerdem auch um die gesammte Wiederbelebung der Wissenschaft und Künste, um die geistige Befreiung der europäischen Menschheit aus der trüben Dämmerung der mittelalterlichen Barbarei überhaupt, historisch gesprochen: um die Entwickelung der allgemeinen Culturverhältnisse in Mitteleuropa während eines halben Jahrtausends, dargestellt durch die porträtmäßig, d. h. nicht nur in physiognomischer Hinsicht, sondern auch durch möglichst treue Beobachtung des betreffenden Zeitcostüms be-

handelten persönlichen Repräsentanten der verschiedenen Cultursphären. In welcher Weise ist dies nun zur Darstellung gebracht?

Wenn man es wagen dürfte, sich in die geheimnißvolle Werkstätte der künstlerischen Erfindung hineinzudenken, so könnte man sich die Entstehung dieser figurenreichen Composition nicht anders vorstellen, als daß behufs der stofflichen Gliederung jenes Grundgedankens der Künstler vor allem sich über die Namen der hervorragendsten Vertreter der Cultursphären unterrichtet und dieselben je nach der beabsichtigten Gruppirung der letztern zusammengestellt habe. Indem dann noch bei jedem Namen eine betreffende charakteristische Beziehung notirt war, wie sie ein Handbuch der Geschichte oder auch ein Conversations-Lexikon liefert, und außerdem eine möglichst vollständige Sammlung der betreffenden historischen Porträts angelegt war, durften alle Requisiten für die compositionelle Anordnung als gegeben betrachtet werden. Das Weitere war dann nur noch eine Frage der localen Disposition und der geschickten Vertheilung der einzelnen Gruppen und innerhalb derselben ihrer einzelnen Glieder. Zuletzt und hauptsächlich handelte es sich dann aber darum, die bis dahin wesentlich verständige Operation durch möglichst reiche und glänzende Anwendung künstlerischer Darstellungsmittel, wozu dann auch die lebendige Individualisirung und Schönheit der technischen Durchführung gehören, zu verschleiern. Diese Art zu componiren, oder, genauer gesprochen, zu combiniren, erinnert hinsichtlich ihrer bildlichen Disposition von Namen unwillkürlich an jene heraldischen Stammbäume, an deren Zweigen statt der Blätter herz- oder kreisförmige Täfelchen hängen, auf denen die Namen des betreffenden Descendenten notirt sind. Würden nämlich statt der bloßen Namen die betreffenden Porträtköpfe darauf gemalt, so würde die symbolische Beziehung zwischen ihnen, welche durch die Verzweigung der Aeste angedeutet wird, vollständig dem Zweck der Darstellung genügen. Aber selbst solche Deutlichkeit der symbolischen Beziehungen zwischen den zur Darstellung gebrachten Personen fehlt auf dem Kaulbach'schen Bilde entweder ganz oder sie ist so vieldeutig und daher nichtssagend, daß sie von keinem ideellen Werth ist.*) Blicken wir nun auf das vollendete Gemälde, so sehen wir, wie in der Schule von Athen eine großartige, kirchenmäßig gedachte Halle mit Seitenschiffen, Emporium u. s. f. und in dieser 8—10 voneinander getrennte Gruppen von Männern versammelt, theils in lebhafter Conversation miteinander begriffen, theils in sinnender oder nachdenklicher Stellung, theils aber auch ganz theilnahmlos vor sich hinstarrend. Sie gliedern sich in folgende Gruppen: 1) mittelalterliche Reformatoren (Abälard, Savonarola, Peter Waldus, Huß, Wicleff u. s. f.); 2) die Reformatoren im engern Sinne (Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin); 3) die protestantischen und reformirten Fürsten (Albrecht von Brandenburg, Gustav Adolf, Coligny, Wilhelm von Oranien); 4) englische Reformirte (Cranmer, Morus, die

*) Die alten Maler gaben, der Verdeutlichung halber, ihren Engeln und Menschen oft breite Bänder in die Hand, worauf betreffende Sprüche geschrieben waren, oder sie ließen solche Spruchbänder auch wol aus dem Munde der dargestellten Personen hervorgehen. Ueber solche Naivetät sind wir heute natürlich weit hinaus; da wir aber in ähnlicher Weise zu componiren fortfahren, so reducirt sich der ganze Vortheil davon darauf, daß wir nur unverständlicher geworden sind.

Königin Elisabeth mit Graf Essex und Burleigh); 5) die Humanisten (Petrarca, Reuchlin, Erasmus, Machiavelli, Hans Sachs; darunter auch Cervantes, Shakspeare, Ulrich von Hutten u. s. f.); 6) die Künstler (Albrecht Dürer, Vischer, Rafael, Michel Angelo, Leonardo); 7) die Erfinder der Buchdruckerkunst (Gutenberg und Koster); 8) die Naturforscher und Entdecker (Vesalius, Paracelsus, Baco, Columbus, Münster, Behaim u. s. f.); 9) die Astronomen (Kopernikus, Tycho de Brahe, Galilei, Kepler, Giordano Bruno). Alles dies nun sind vorläufig weiter nichts als Namen, bei deren Nennung man sich allerdings, wenn man die Geschichte kennt, der Bedeutung und der Thaten der durch sie bezeichneten Männer erinnert, deren bildliche (porträtmäßige) Darstellung aber, da sie nicht durch eine bestimmte Action unterstützt wird, schlechterdings keine Vorstellung von jener Bedeutung und jenen Thaten hervorrufen kann. Diesem Zweck würden sogar die bloßen Namen — wie auf dem obenerwähnten Stammbaum, namentlich wenn auch noch Geburts- und Sterbejahr hinzugefügt wird — sogar viel besser entsprechen. Denn wie vielen sind wol die Porträts, außer etwa der populärsten Personen, wie Luther, Shakspeare, Dürer, Rafael und ähnlicher, so bekannt, daß sie sich bei der Betrachtung derselben nicht erst nach ihren Namen zu erkundigen genöthigt wären? Und sind sie denn wirklich alle Porträts? Wer sagt uns denn, daß beispielsweise jener gesenkte Kopf in der Mönchskutte ganz hinten neben Savonarola gerade Abälard sein müsse? Alle diese und andere Reflexionen scheinen nun der großartig malerischen Wirkung des Gesammtbildes gegenüber vielleicht manchen sehr trivial und prosaisch; allein die Prosa liegt nicht in diesen Erwägungen, sondern in der rein verständigen Weise solcher Composition; und so muß schon, wie Kugler sagt „der prosaische Verstand das Geschäft der Erklärung übernehmen". Daß übrigens auch in dieser Zusammenstellung von gemalten Namen sich erhebliche Lücken finden — wie denn z. B. weder Dante noch dem bedeutenden Satiriker Fischart unter den Humanisten eine Stelle eingeräumt ist, und neben den andern Künsten die Musik (z. B. durch Palestrina) gar nicht vertreten ist, während verhältnißmäßig unbedeutendere oder doch unbekanntere Namen, wie Vives, Balde, Cusanus u. m. a. der Darstellung gewürdigt werden — mag nur beiläufig erwähnt werden.

Aber selbst von dem Kaulbach'schen Standpunkte und seiner Auffassung des symbolisch-historischen Stils aus läßt sich gegen die ganze Disposition Erhebliches einwenden. Könnte diese Symbolik eine Wahrheit enthalten, oder könnte man sich mit der an sich widersinnigen Zusammenstellung von Personen, die zum Theil über 500 Jahre auseinander datiren (z. B. Abälard, der 1079 geboren wurde, und Gustav Adolf, der 1632 starb) in demselben Raum und scheinbar als Theilnehmer an einer und derselben allgemeinen Action — wenn hier von einer solchen überhaupt die Rede sein kann — vertraut machen, so durfte man mindestens erwarten, daß durch die räumliche Perspective von unten (vorn) nach oben (hinten) zugleich die graduelle Entfernung in der Zeit symbolisch angedeutet worden wäre; ich meine: wenn die unserer Zeit am nächsten stehenden Personen in den Vordergrund, die ihr entfernter stehenden dagegen gradweise vom Mittelgrunde bis zum Hintergrunde so disponirt worden wären, daß die uns räumlich nächsten schon

durch ihre, nach dem Gesetz der Perspective nothwendig größern Dimensionen und detaillirtere Ausführung gleichsam auch zeitlich näher gerückt erschienen, während die gradweise bis in dem Nebel des Mittelalters verschwimmenden Entferntern auch für die Anschauung allmählich kleiner und undeutlicher sich darstellten, so läge in solcher Anordnung wenigstens eine verständliche Symbolisirung, die der Gesammtcomposition zum Vortheil gereicht haben dürfte, weil darin die Andeutung einer historischen Wahrheit läge. Statt einer solchen historisch-symbolischen Anordnung ist nun aber Kaulbach, durch das Festhalten an der localen der neun Gruppen, innerhalb deren sich bei jeder die ganze Zeitdifferenz wiederholt, genöthigt gewesen, ohne Rücksicht auf jede zeitliche Perspectivirung alles durcheinander zu würfeln, wodurch der Composition nothwendig das Gepräge einer verwirrenden Zusammenhangslosigkeit aufgedrückt wird.

Es wurde oben die Bemerkung gemacht, daß Kaulbach hinsichtlich der von ihm zu beobachtenden Porträtähnlichkeit der dargestellten Figuren sich im Vortheil gegen Rafael befunden habe, weil dem letztern Porträts aus dem Alterthum, und ohnehin blos in plastischer Darstellung, nur in sehr beschränkter Weise bekannt waren. Andererseits aber enthält jener Vortheil, hinsichtlich der monumentalen Stilisirung, auch wieder die große Gefahr einer allzu genrehaften Behandlung; eine Gefahr, die Kaulbach nicht zu vermeiden gewußt hat. Gerade das, was die Bewunderer der Kaulbach'schen Darstellungsweise so hoch entzückt, die individuelle Lebendigkeit des physiognomischen Ausdrucks und die Prägnanz in Haltung und Bewegung der Figuren, entzieht der monumentalen Wirkung der Composition schon deshalb das Gepräge einfacher Größe und ruhiger Erhabenheit, weil jene Eigenschaften in geradem Widerspruch mit ihrer, der Intention nach, wesentlich symbolischen Bedeutung stehen, ja diese geradezu aufheben. Von Stil im Sinne monumentaler Großheit kann daher in dem Reformationsbilde nicht im entferntesten die Rede sein.

Es bleibt mir nur noch eine kurze Bemerkung über die technische Behandlung desselben und namentlich über die Farbe zu machen. Indem ich daran erinnere, was ich im ersten Artikel über den Unterschied von Farbe und Form als Darstellungsmitteln eines ideellen Inhalts bemerkt habe, fasse ich das dort Gesagte in den einfachen Satz zusammen, daß nur das in coloristischer Naturwahrheit gemalt werden kann, was für die Vorstellung eine Wirklichkeit besitzt, weil sonst für die ästhetische Empfindung ein unlösbarer Widerspruch zwischen Inhalt und Form der Darstellung entstehen muß. Aus diesem Grunde sind wol christlich-religiöse Themata (z. B. Himmelfahrt Christi) für solche Darstellung geeignet, sofern das Wunder für den christlichen Maler eine Wirklichkeit besitzt, nicht aber antike Götter und Göttinen oder auch Motive aus der altnordischen Sage, Märchen u. s. f. und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde. Zunächst gilt dieser Satz allerdings von der Staffelei-(Oel-)Malerei, weil diese eben auf coloristische Wirkung angewiesen ist. Wenn sich aber die Wandmalerei, statt der abstractern und daher auch für abstracte Motive passenden Halbfarbentönung, derselben Mittel bedient wie die Oelmalerei, dann muß sie sich auch demselben Gesetz hinsichtlich der Wahl ihrer Motive unterwerfen. In dieser Beziehung steht nun das erwähnte Rafael'sche Wandgemälde: Die Schule von Athen, entschieden im Vortheil gegen das Reforma-

tionsbild, weil jenes in der ätherischern, dem zarten Aquarellton ähnlichen Frescotechnik ausgeführt ist, während das Kaulbach'sche Bild mit allen Mitteln coloristischer Naturwirkung, welche die Stereochromie*) darzubieten vermag, einen möglichst farbigen Effect zu erzielen sich bemüht. Diese coloristische Naturwirkung nun, in Verbindung mit der porträtmäßigen Individualisirung der Figuren und der vielfach genremäßigen Gruppirung, würde also nur dann allenfalls eine ästhetische Berechtigung beanspruchen können, wenn es sich in der Darstellung um eine wirkliche Action handelte, d. h. um eine Action, welche, wenn auch vielleicht im Verhältniß zu dem wirklichen historischen Vorgange, den sie darstellt, idealisirt, doch sich mindestens den Bedingungen der Raum- und Zeiteinheit anbequemte. Hiervon ist nun aber selbstverständlich hier gar nicht die Rede: vom Standpunkt eines historischen Factums aus betrachtet sind, was wir auf dem Bilde sehen, lauter factische Unmöglichkeiten. Niemals hat, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Besuch Rafael's in Begleitung Michel Angelo's im Atelier von Dürer stattgefunden, wie er hier in fast genremäßiger Lebendigkeit gemalt erscheint. Aber solche historische Wahrheit liegt auch gar nicht in der Intention des Künstlers, sondern es soll durch diesen Besuch (bei welchem beiläufig auch Kaulbach's Porträtfigur als Amanuensis Dürer's eine Rolle spielt, indem er die Besucher anmeldet) nur die geistige Beziehung zwischen den großen Künstlern symbolisirt werden. Dies aber ist ein Gedanke, der poetischen oder meinetwegen kunstphilosophischen Werth haben mag, der sich aber einer concreten Anschaulichkeit, wie sie die realistische Farbenwirkung nothwendig hervorbringt, absolut entzieht. Im Carton, oder grau in grau (d. h. einfarbig, was vom coloristischen Gesichtspunkt soviel als farblos ist) oder auch im Relief und ähnlichen abstracten Darstellungsweisen wären dergleichen, auf ein von jeder realistischen Raum- und Zeiteinheit abstrahirendes Beziehungsverhältniß hin erfundene Combinationen wenigstens erträglich, unter Umständen (z. B. als Relief am Piedestal einer Denkmalsstatue) sogar am richtigen Orte, weil man schon durch die Wahl des Mittels auf einen abstracten Inhalt gefaßt ist; wenn sie gemalt und dazu mit voller realistischer Naturwahrheit gemalt sind, springt bei ihrer Betrachtung die künstlerische Unwahrheit als absoluter Widerspruch ins Auge. Für ein ästhetisch gebildetes Auge stehen daher nicht nur die Originalcartons, wonach die Kaulbach'schen Gemälde ausgeführt wurden, sondern selbst die sehr verkleinerten Kupferstiche bei weitem höher als die Gemälde, weil sie den Kaulbach'schen Gedanken in einer der abstracten Bedeutung desselben conformern Darstellungsform veranschaulichen.

Von welchem Gesichtspunkt aus man daher auch die Kaulbach'schen Gemälde

---

*) Abgesehen von dieser coloristischen Wirkung hat die Stereochromie, namentlich wenn man sie mit dem edeln Fresco vergleicht, etwas erdig-Stumpfes, materiell-Undurchsichtiges, was ihr für die Wandmalerei einen noch ungünstigern Toncharakter verleiht als für die Oelmalerei. Wenn oben das Fresco mit dem Aquarell verglichen würde, so könnte man die stereochromische Manier mit dem sogenannten Oelfarbendruck als Nachbildung von Oelgemälden parallelisiren. Recht deutlich wird dies, wenn man die nach Schinkel'schen Entwürfen ausgeführten Fresken in der Vorhalle des Alten Museums mit den darunter später angebrachten stereochromischen Bildern aus der Theseus- und Herculesmythe vergleicht, welche aus einer gewissen Entfernung wie bunte Kartenblätter aussehen.

des Treppenhauses betrachten mag, so kann man sich, will man sich nicht mit einer kritiklosen, in hochtrabenden, aber leeren Phrasen sich ergehenden Bewunderung ihrer „Schönheit" und „Großartigkeit" begnügen, der Ueberzeugung nicht erwehren, daß sie als Wandmalereien überhaupt und an dieser Stelle insbesondere als verfehlt zu betrachten sind. Denn selbst wenn man von der principiellen Forderung, daß ihre Compositionen sich inhaltlich und formell an die Bestimmung des Museums und speciell der besondern Abtheilung, nämlich für die Geschichte der Plastik, anschließen mußten, Abstand nehmen und das dieser Bestimmung ganz fern liegende Thema einer symbolisirenden Darstellung der allgemeinmenschlichen Culturgeschichte acceptiren könnte, so enthält, wie nachgewiesen, die Durchführung dieses Motivs in compositioneller wie in technischer Hinsicht — und zwar sowol in der Gliederung der verschiedenen Cyklen zu einem Gesammtcyklus, wie in der Auffassungs- und Gestaltungsweise der einzelnen Bilder — so viele Lücken und ist mit so vielen innern Widersprüchen behaftet, daß dafür die mannichfachen großen Schönheiten und geistvollen Beziehungen, welche sich fast überall der Betrachtung aufdrängen, keinen Ersatz zu liefern vermögen..

Es liegt nahe, damit eine andere Reihe von Gemälden zu vergleichen, welche ebenfalls zur Ausschmückung eines Kunsttempels dienen und welche, obzwar in weniger umfangreicher und imponirender Weise sich präsentirend, da sie einen beschränktern Raum einnehmen, doch jener ersten Forderung, sich der Bestimmung des Gebäudes zu accommodiren, in verständnißvoller Weise Rechnung zu tragen bestrebt sind: ich meine die meisterhaften Fresken, welche Julius Grosse in dem Museum zu Leipzig ausgeführt hat. Aeußerlich ist zu bemerken, daß das Museum nicht einer besondern Kunst gewidmet ist, sondern die bildenden Künste überhaupt (im engern Sinne des Wortes) umfaßt. Demgemäß hat der Künstler in der betreffenden Loggia mit richtigem Takt als Centrum der gesammten Compositionen die „Phantasie" zur Darstellung gebracht, welche einerseits von den Gestalten der „bildenden Künste" und den symbolischen Figuren der besondern Geistes- und Gemüthseigenschaften, die beim künstlerischen Schaffen thätig sind, andererseits von historischen Andeutungsformen auf die localen Stätten, wo die Künste vornehmlich gepflegt wurden: Aegypten, Griechenland, Italien und Deutschland, umgeben sind. Dies hier in einzelnen großen Bezügen angedeutete Hauptthema wird nun in den andern Räumen weiter ausgeführt. Die Malereien der linken Kuppel veranschaulichen die Hauptphasen der griechischen Göttergeschichte, die der rechten die Darstellung der biblischen Weltschöpfung, der Schicksale des ersten Menschenpaares, der Ueberwindung des bösen Princips durch den Sturz des Satans und die Erlösung durch Christus — also die Hauptmotive der christlich-mittelalterlichen Kunst. Alles dies — wir müssen uns auf diese kurzen Andeutungen beschränken — ist durchaus verständlich und klar, sodaß es keiner verständig-prosaischen Erklärung über geheimnißvolle Beziehungen, die etwa erst durch gelehrtes Studium entdeckt werden müßten, bedarf. Hierzu kommt die fast überall sehr maßvoll und discret gehaltene Farbentönung, sodaß das Ganze auch in malerischer Beziehung eine echt monumentale Wirkung und überdies entschieden den Eindruck

hervorbringt, daß es sich darin nicht lediglich um die Prätension einer subjectiv-künstlerischen Leistung, sondern um die objective Ornamentation von Räumen handelt, die der Kunst geweiht sind.

Eine zweite Vergleichung bieten die echt monumentalen Fresken im Corridor der münchener Pinakothek dar, welche in einer Reihe theils historischer, theils symbolischer Compositionen von Cornelius die Entwickelung der mittelalterlichen Kunst und ihre Geschichte bis zur Zeit des Verfalls der Kunst darstellen. Von den 25 Loggien, in die sich der Corridor gliedert, sind 13 der Geschichte der Malerei in Italien, die übrigen 12 der Geschichte der niederländischen, deutschen und französischen Malerei gewidmet, und zwar sind dieselben so geordnet, daß der Zeitfolge nach jede Reihe am äußersten Ende beginnt, sodaß sie in der Mitte, in der Loge des Rafael, als der Culminationsphase der Malerei, zusammentreffen. Der Reichthum an Motiven ist ebenso außerordentlich wie die bei aller geistvollen Tiefe der Auffassung doch durchaus anschauliche Verständlichkeit der Darstellungen. Sie können geradezu als Muster monumentaler Wandmalerei aufgestellt werden. Daß die großartigen Fresken, welche Cornelius in dem sogenannten Göttersaal, dem Trojanischen Saal und der zwischen ihnen liegenden kleinen Vorhalle der münchener Glyptothek ausgeführt hat und welche theils die hellenischen Göttermythen, theils die Geschichte des trojanischen Krieges in einer Reihe geistvoller und in echt monumentalem Stil behandelter Compositionen darstellen, den vorhin erwähnten Malereien des großen Meisters vollkommen ebenbürtig, ja ihnen hinsichtlich des Eindrucks einfacher Erhabenheit zum Theil noch überlegen sind, darf nicht unerwähnt bleiben.

Bei allen diesen Werken der Wandmalerei, die wol zu dem Bedeutendsten gehören dürften, was die moderne deutsche Kunst überhaupt geschaffen hat, sehen wir überall das Streben, sich der Bestimmung des Gebäudes gemäß als malerische Ornamentation an die Architektur aufs engste anzulehnen. Dasselbe Streben finden wir auch in andern Wandgemälden neuerer Zeit, namentlich in den außerordentlich reichen Wandmalereien des wiener Opernhauses, der königsberger Universität und der Universität zu Athen, und wenn auch bei diesen, namentlich bei den letztgenannten, meisterhaft von C. Rahl in echt monumentalem Stil componirten Malereien (Wiedereinführung der Wissenschaften durch König Otto) das Element der Farbe hin und wieder in zu lebhafter Coloristik sich geltend macht, was dem selbstverständlich wesentlich symbolisirenden Motivinhalt nicht ganz conform ist, so zeigen sie doch überall nicht nur die richtige Erkenntniß des eigentlichen Wesens und der specifischen Aufgabe der Wandmalerei, sondern auch das ersichtliche Streben nach Vertiefung in den geistigen Inhalt der zur Darstellung gewählten Motive.

Diesen nachahmungswerthen Mustern gegenüber ist es nun um so mehr zu bedauern, daß das neueste Werk dieser Art, die umfangreichen (obwol erst in der Ausführung begriffenen) Wandgemälde, welche — zur Verherrlichung des wiedererstandenen deutschen Kaiserthums — den alten Kaisersaal im sogenannten Kaiserhause zu Goslar zu schmücken bestimmt sind, in wesentlichen Punkten die ästhetischen Forderungen, welche an die monumentale Wandmalerei zu stellen sind,

unerfüllt lassen. Unter den zahlreichen, zum Theil sehr ausgeführten Skizzen, welche bei der betreffenden Concurrenz im Jahre 1877 zur Ausstellung gelangten und unter denen sich mehrere vorzüglich für diesen Zweck geeignete fanden — Namen zu nennen, will ich vermeiden — ist der Preis und der Ausführungsauftrag infolge des Ausspruches der Jury gerade demjenigen Cyklus ertheilt worden, welcher sich hinsichtlich des kolossalen Mittel- und Hauptgemäldes: Die Kaiserproclamation von 1871, durch seine fast genremäßig-realistische Auffassung und durchweg coloristische Behandlungsweise am allerwenigsten dazu geeignet zeigte: ein Beweis, wie wenig selbst die zu einem ästhetischen Urtheil Berufenen, sowol Künstler wie Kunstgelehrte, über das innere Wesen und die Technik der monumentalen Wandmalerei im Klaren sind.

Vorschläge für neue Ausgrabungen in Aegypten.

Von

Georg Ebers.

II.

Saïs gehört zu den ältesten und berühmtesten Städten Aegyptens und seine Ruinen legen heute noch Zeugniß ab für seine frühere Größe. Ich habe sie aufgesucht, konnte ihnen aber infolge ungünstiger Umstände, denen sich hier der einzelne Reisende nur zu häufig fügen muß, nur wenige Stunden widmen. Dies war mir schmerzlich genug, denn ich gehörte schon damals zu denen, welche sich für verschiedene Zwecke die meiste Mühe gegeben haben, alles aus den Denkmälern und Classikern zusammenzutragen, was sich auf die Geschichte gerade von Saïs bezieht.

Als Herrin dieser Stadt wurde die Göttin Neith, eine Form der mütterlichen Isis, und neben ihr bis in später Zeit Osiris verehrt. Die Griechen vergleichen die Neith mit ihrer Athene, welche eine Sage aus Libyen, zu dem Saïs oft gerechnet wird, stammen läßt. Kekrops soll nach einer mythischen Erzählung von dieser Stadt aus Athen gegründet haben und, um den Zusammenhang mit der Göttin von Saïs und der am Ilissus verehrten Pallas hervorzuheben, hat man, mit den Buchstaben spielend bemerkt, Athena gäbe umgekehrt A-Neth-a. Auf den römischen Gaumünzen von Saïs sieht man die Neith-Athena als mit dem Helm geschmückte Minerva, welche in der linken Hand eine Lanze und in der rechten die Eule trägt. Wie Athene, so gehört auch Neith „die große Kuh, welche die Sonne gebar", zu den Himmelsgöttinnen; das kriegerische Wesen der erstern kommt bei der letztern wenigstens äußerlich zum Ausdruck durch den Bogen und die Pfeile, welche man ihr häufig in die Hand gibt. Beide werden als Meisterinnen und Hüterinnen der Webekunst verehrt und das hieroglyphische Bild, mit welchem der Name Neith geschrieben wird, und das man sie oft auf dem Kopfe tragen und in der Hand halten sieht, ist ein Webeschiff. Saïtische Stoffe waren noch in späterer Zeit berühmt, und wie der Ort der Athene unter den Hellenen, so galt der der Neith unter den Aegyptern für eine bevorzugte Pflanzstätte der Wissenschaft. Aus den Hochschulen von Saïs und Heliopolis soll, wie die ihn eröffnende Einleitung sagt, der Schreiber des großen und alten den Namen des Verfassers tragenden medicinischen Papyrus hervorgegangen sein, und zu Saïs wurden die auch den Griechen bekannten Mysterien der „göttlichen Mutter", d. h. der Neith, gehütet.

Selbst Kambyses hielt es, wie eine aus seiner Zeit stammende Inschrift auf einem Denkmal im Vatican lehrt, der Mühe werth, sich über dieselben zu unterrichten. Neben den heliopolitanischen werden von den Griechen mit Vorliebe saïtische Weisheitslehrer bei Namen genannt; so als Lehrer des Solon Sonchis der Saït und als sein Gefährte Pateneit. Von diesem Manne erzählt Plato in der Einleitung zum „Timäus", daß er dem weisen Athener nach einer Unterhaltung mit ihm über die alten Zeiten zugerufen habe: „O Solon, Solon! Ihr Griechen bleibt doch immer Kinder, einen alten Hellenen gibt es nicht."

Herodot hat Saïs besucht und sich hier, freilich nur mit Hülfe von ungelehrten Dolmetschern, durch Fragen, welche er einigen Priestern vorlegte, Nachrichten zu verschaffen gesucht. Von den saïtischen Denkmälern, welche er beschreibt, ist bisjetzt keins wiedergefunden worden, aber von mehrern lassen sich große, wenn auch formlose Reste nachweisen. Der heilige See, auf dem Herodot bei Nacht zu Ehren des Osiris geheimnißvolle Schauspiele aufführen sah, flutet heute noch bei Sa el-Hager; eine Umfassungsmauer von außerordentlicher Stärke und Größe, schon für sich ein Riesenwerk, bezeichnet wahrscheinlich die Stelle des Palastes der Könige und des Tempels der Neith, welcher letztere auch die Gräber des biblischen Hophra und seiner Vorgänger sowie des Amasis beherbergt haben soll. Die Riesenkapelle, aus einem Stück Granit, welche von Elephantine nach Saïs gebracht worden war und vor dem Heiligthum stehen bleiben mußte, ist verschwunden. Das Gleiche gilt von den Propyläen und den mit Palmencapitälen gekrönten Tempelsäulen, dem Osirisgrabe, den Obelisken, Kolossen und menschenköpfigen Sphinxen, von denen Herodot zu erzählen weiß; aber überall liegen zertrümmerte Stücke von hartem Gestein und gebranntem Thon auf dem Boden, und gewaltige Trümmer der Akropolis der Stadt und mehrere Nekropolen mit hohen Todtengemächern haben sich, wenn auch im Zustande der furchtbarsten Verwüstung, erhalten.

Ueber dem Boden sahen wir kein einziges Denkmal liegen, dessen Inschrift uns zu einer Abschrift aufgefordert hätte; aber welche Schätze mag gerade hier die Erde noch bergen! Mariette hat zu Saïs keine systematischen und tiefgehenden Grabungen unternommen, aber viele von jenen schönen und mit besonderer Sorgfalt gearbeiteten Monumenten, die unter den Königen der 26. oder saïtischen Dynastie hergestellt worden sind und den verschiedenen ägyptischen Museen zur besondern Zier gereichen, sind hier gefunden worden. Mühelos und ohne zu graben hat man sie aufgehoben. Ich erwähne nur den herrlichen Torso von Grauwacke, welchen Clarke aus Saïs mitnahm und der gegenwärtig dem Museum von Cambridge zur Zier gereicht.

Ich habe Saïs eine alte Stadt genannt, und sie wird auch in der That schon auf sehr frühen Denkmälern erwähnt; ihre eigentliche Blüte entfaltete sie aber erst nach der Thronbesteigung des ersten Psamtik (616 v. Chr.), welcher in ihr heimisch war. Die Herrscherreihe, welche dieser große Pharao eröffnete, pflegte in Saïs zu residiren, und es gehören zu ihr Fürsten, die man zu den glänzendsten, unternehmendsten, tüchtigsten und berühmtesten in der langen Reihe der ägyptischen Könige zählen muß. Wer kennt nicht den Namen der drei Psamtik, von denen der letzte 525 v. Chr. der von Kambyses geführten Uebermacht des jungen persischen

Weltreiches unterlag; wer hätte nicht von jenem Necho gehört, dessen mit phönizischen Seeleuten bemannten Schiffen die erste Umsegelung Afrikas gelang, und der die freilich nicht zu Ende geführte Durchstechung des Isthmus von Suez unternahm? Wer hat nicht die wundervoll schwungvolle Schilderung der Schlacht von Kerkemisch, bei der Necho's Macht von der Nebukadnezar's zu Boden geworfen wurde, im 46. Kapitel des Jeremia gelesen? Auch Hophra's Namen kennt jedermann aus der Bibel. Ihn stürzte der mit vielen Regententugenden geschmückte Amasis, dessen Glück sprichwörtlich wurde, denn er ist „Aegyptens König" im „Ring des Polykrates" unsers Schiller, der den Stoff zu seiner schönen Ballade dem Herodot entlehnte. Aegyptens materielle Wohlfahrt entfaltete unter diesem weisen und heitern Griechenfreunde ihre Blüte mit voller Ueppigkeit, und die Zahl der Städte, welche sich nach hellenischen Berichten unter ihm am Nil erhoben haben sollen, kann zwar auf Glaubhaftigkeit keinen Anspruch erheben, zeigt aber, wie außerordentlich volkreich und wohlbebaut das Nilthal am Ende der 26. Dynastie seinen Besuchern erschienen sein muß.

Alle diese Fürsten herrschten zu Saïs und waren bestrebt, es den alten Residenzen Memphis und Theben an Pracht und Bedeutung gleichzustellen. Wenig bemerkenswerth sind die Werke der Architektur und Plastik, welche unter den in unruhigen Zeiten dem ersten Psamtik vorangehenden Herrscherreihen hergestellt werden konnten; aber die in allen Tempeln des Landes gepflegte Bildhauerkunst fand im heidnischen Aegypten immer zu thun.

Unter den großen Pharaonen im Anfang des neuen Reiches hatte es für sie gegolten, gewaltige Kolosse zu vollenden, die breiten Flächen der Wände riesiger Tempel und die langen Zimmerreihen der tief in das Gestein der Berge eindringenden Grüfte mit Hieroglyphen und bildlichen Darstellungen zu bedecken, thurmhohe Obelisken von den Granitfelsen am ersten Katarakt zu lösen, sie zu glätten und mit Inschriften zu versehen, oder Sphinxe ohne Zahl, welche die Processionsstraßen umsäumen sollten, aus Stein zu meißeln. Nach dem Sturze des Ramessiden mußte diese gewaltige Kunstthätigkeit große Einschränkungen erfahren und an Stelle der Kolosse gab es kleinere Statuten, statt der Zimmergassen, welche das Herz der Berge zu erreichen suchten, weniger tiefe Grabkammern herzustellen. Steinerne Sarkophage, mit Inschriften geschmückte Kanopen und andere bescheidenere Bildhauerarbeiten wurden immer verlangt, und so kam es, daß sich die plastischen Künstler, für die es wenig Ungeheueres und Großartiges zu thun gab, dem Kleinen mit um so größerer Liebe und Sorgfalt zuwandten. Als Saïs zur Residenz erhoben wurde, waren die Bildhauer, welche die Statue der Ameniritis hergestellt hatten, schon weit vorgeschritten auf der angedeuteten neuen Bahn, und sie blieben ihr treu, auch nachdem Psamtik I. und seine Nachfolger ihnen große Aufgaben gestellt hatten. Unfähig, sich die kraftvolle Vortragsweise der alten Zeit von neuem anzueignen, und dennoch empfindend, daß die verwelkte Blüte ihres Heimatlandes in ihren Tagen ihre Wiedergeburt feiere, griffen diese Begründer der Renaissance der künstlerischen Thätigkeit am Nil in die alte Zeit zurück und entlehnten den besten Werken ihrer Vorgänger viele Einzelformen. Diese bildeten sie eigenartig und mit zierlicher Sorgfalt aus. Die ihnen abgehende Strenge des alten Stils suchten

sie durch Genauigkeit zu ersetzen und die hohe für sie nicht mehr erreichbare oder auch ihnen nicht mehr zusagende Kraftfülle ihrer frühern Vorbilder waren sie zu mildern bemüht. Bei diesem Bestreben verfallen sie oft in Weichheit und übergroße Glätte, welche sich namentlich an den Gewändern, die nicht um die Körper gelegt und geschlungen, sondern gespannt oder gemalt zu sein scheinen, in übler Weise fühlbar macht. Aber das Können, mit dem sie den härtesten Basalt und die sprödeste Grauwacke bearbeiten und zu poliren verstehen, ist bewunderungswürdig, die Ausführung der Gesichter, des weiblichen Busens, der Hände und Füße maßvoll, naturwahr und höchst ansprechend; besonders rühmenswerth muß aber die feine Stilempfindung genannt werden, mit der sie — auch hier im Anschluß an ältere Formen — die hieroglyphischen Schriftzeichen behandeln. Großartiger sind diese letztern in früherer, mit geschnörkelterer Ausführung in der Lagidenzeit gebildet worden, niemals aber sauberer, sachgemäßer und deutlicher. Darum hat sich auch Lepsius, als es galt, hieroglyphische Lettern für den Typendruck herzustellen, mit feinem Takt an die Schrift der saïtischen Kunstepoche angeschlossen.

Man durchwühle nur den Boden der ehrwürdigen Neithstadt; man grabe tief in den Grund, auf dem der Tempel der verschleierten Göttin gestanden; man durchforsche nur die Stätte, auf welcher sich der Palast des Amasis und seiner Vorgänger erhob, und wenn man besonders auch den Nekropolen mit Hacken und Spaten und Sandkörben thatkräftig zu Leibe geht, so kann es schwerlich fehlen, daß zahlreiche edle Monumente der bergenden Erde, der Vergessenheit und Vernichtung entrissen und die Großmuth derer, welche eine deutsche Ausgrabungscommission nach Unterägypten senden werden, reichlich belohnen werden.

Noch andere Trümmerstätten im Delta würden vielleicht eine Untersuchung lohnen; aber ich vermeide es, um nicht durch zu viel des Vorgeschlagenen zu verwirren, sie auch nur zu nennen. Blos das bei Schibîn el-Kanâtir gelegene Tell el-Jehudîje, die alte Oniastadt (ἡ Ὀνίου), möchte ich nicht übergehen; denn während z. B. in den großen Ruinenhügeln des beim heutigen Zakazik gelegenen alten Bubastis nur sehr großartige Grabungen Erfolge, welche freilich unter glücklichen Umständen recht bedeutend werden könnten, ergeben würden, so weiß ich, daß bei den Erd- und Scherbenanhäufungen von Tell el-Jehudîje kleine Grabungen höchst merkwürdige Monumente zu Tage gefördert haben. Hier hat vor Zeiten der Hohepriester der Juden Onia (Sohn Onia's III.) mit Bewilligung des Ptolemäus Philometer, welcher ihm und seinem Volke besonders wohlgesinnt war, für die durch die syrische Partei aus Palästina vertriebenen Israeliten im Anschluß an einen ältern, schon vorhandenen Ort eine Niederlassung gegründet und dem Jehovah einen Tempel gebaut. Mit dieser That verstieß er gegen das Gesetz, nach welchem neben dem Hause des Herrn zu Jerusalem kein anderes bestehen durfte; Onia soll aber sein Unternehmen zu rechtfertigen versucht und den judenfreundlichen König für seinen Plan durch den Hinweis auf eine Stelle im Jesaia gewonnen haben. Durch die Vollendung dieses Tempels wurden die Spaltungen zwischen den palästinäischen und ägyptischen Israeliten in verhängnißvoller Weise erweitert und vertieft. Die gelegentlich bei Tell el-Jehudîje in Mariette's Auftrage unternommenen Grabungen

haben ergeben, daß der ältere Ort im heliopolitanischen Gau, an den sich die von Onia neugegründete Judenstadt schloß, schon unter Ramses II. vorhanden war und später von Ramses III. in eigenthümlicher Weise geschmückt worden ist. Viele merkwürdige Stücke aus dem Tempel oder Palast dieses berühmten Pharao waren mir durch H. Emil Brugsch zu sehen vergönnt, und unter diesen durchaus eigenartige, meistentheils violett und weiß gefärbte Fayencescheiben, mit denen ganze Mauern bekleidet, und die nicht nur zu ornamentalen Figuren, sondern auch zu bildlichen Darstellungen von Schlachten, Huldigungen, Opfern, Darbringungen von Tributen durch semitische Männer u. dgl. zusammengestellt gewesen sein sollen. Aus ähnlicher glasirter Fayence bestanden die Namensschilder Ramses' III., dessen leicht kenntliches Reliefporträt aus weißem Alabaster ich in meiner Hand gehalten habe. Die Substructionen des Pharaonenbaues sind freigelegt worden und bestehen zum Theil aus orientalischem Alabaster; von dem dem Salomonischen Tempel nachgebildeten Heiligthum des Onia hat sich dagegen, soviel ich weiß, bisjetzt noch keine Spur gefunden.

Die Trümmerstätte von Tell el-Jehudîje soll besonders reich sein an kleinen Alterthümern. Von den obenerwähnten Fayencetäfelchen besitze ich einige, und ihre Verwendung zur Bekleidung der Innenseite ganzer Gemächer in so früher Zeit ist immerhin bemerkenswerth, denn sie lehrt, daß, wie so manche andere, so auch die Sitte der heutigen Aegypter, die Mauern ihrer Wohnräume mit glasirten Kacheln zu bekleiden, aus der Pharaonenzeit stammt.

Durch Grabungen zu Tell el-Jehudîje könnte gewiß manches Interessante zu Tage gefördert werden, aber sein Boden verspricht doch eine geringere Ausbeute, als die zuerst von mir vorgeschlagenen Stätten, und es ist Kairo sehr nahe benachbart.

Je angenehmer sich dieser Umstand für das Behagen der Mitglieder unserer Expedition erweisen müßte, desto weniger förderlich dürfte er sich doch für ihre Arbeiten zeigen. Das Feld unserer Thätigkeit würde bald ein Lieblingsziel für die Ausflüge der in Kairo überwinternden Reisenden werden und die Kunde von jedem neuen Schatze, dem wir auf die Spur kommen sollten, schon bevor es ihn zu heben gelang, dorthin gelangen. Man hat auch mit Mariette's Neigungen und Empfindlichkeiten zu rechnen, nicht sowol wegen der Hindernisse, die uns dieser sein Monopol hochhaltende Mann in der That in den Weg legen könnte, sondern vielmehr, weil seine hohen Verdienste ihm das Recht gewähren, Rücksichtsnahme von denen zu fordern, welche seinen Entdeckungen so viel zu danken haben.

Diese Erwägungen sind es auch, welche mich veranlassen, von Grabungen auf dem Boden des alten Memphis abzurathen. Kairo ist die erst spät unter den fatimidischen Khalifen im Anschluß an das ältere Fostât gegründete Nachfolgerin der alten Pharaonenresidenz; es liegt ihr gegenüber, und beide gehören, wenn der Nil sie auch trennt, so gut zusammen, wie die verlassene Akropolis von Athen mit der neuen Hauptstadt der Griechen.

Mariette's Residenz ist das, wie wir hören, in jüngster Zeit an seiner alten Stelle neu, vor dem Ueberschwemmungswasser gesichert und geräumiger aufgebaute Museum von Bulak, aus dessen hohen Fenstern man die Pyramiden und die Grab-

stätten zu ihren Füßen überschaut. Seine zuerst auf eigene Gefahr und bis zuletzt mit dem Aufgebote einer gewaltigen Energie mit vortrefflicher Kennerschaft und ungeheuern Erfolgen ausgeführten Grabungen in vielen Theilen der Nekropole von Memphis, besonders an den Sakkara und Gize genannten Stellen, haben ihm dieselben zu eigen gegeben und stempeln sie zu seinem wohlerworbenen Besitz, an den fremde Hände nicht rühren können, ohne ihm Unrecht zu thun. Dazu kommt, daß gewisse Arbeiten, welche er selbst hier zu unternehmen vorschlägt, der Fremdenstadt Kairo und somit auch dem Chedîw in besonderer Weise zugute kommen würden. So möge denn dieser letztere den großen Sphinx völlig freilegen und mit einer hohen Umfassungsmauer umgeben lassen, damit ihn der Sand der Wüste nicht wieder begrabe. Vor länger als 3000 Jahren hat Thutmes IV. sich durch die gleiche That die Gunst des Gottes Harmachis, als dessen Abbild das berühmte Idol in der frühesten Zeit aus dem lebenden Felsen gemeißelt worden war, zu erwerben versucht. Dem bei einem Jagdzuge in der Nähe des Sphinx rastenden Pharao, so erzählt eine zwischen den Füßen des Löwenleibes der ungeheuern Mischgestalt aufgefundene Inschrift, war der Gott Harmachis im Traume erschienen und hatte ihn gebeten, sein Bild vom Sande befreien zu lassen. Er beeilte sich, diesen Wunsch zu erfüllen; andere Könige folgten seinem Beispiele und noch spät nach dem Falle des national-ägyptischen Fürstenhauses muß Trajan das jüngst von Mariette aufs neue vorgeschlagene und zuletzt unter dem obenerwähnten Thutmes in Angriff genommene Werk zu Ende geführt haben, denn aus seiner Zeit stammen die längst wieder vom Sande begrabenen Stufen, auf welchen die Frommen, welche dem Götterbilde mit Gebet und Opfern zu nahen wünschten, zu ihm hinaufsteigen. Weder mir noch einem andern Altersgenossen war es gleich ihnen vergönnt, den Sphinx in seiner ganzen Größe daliegen zu sehen. Wie das Haupt eines Vergrabenen, dem der Sand, welcher ihm bis zum Halse reicht, die Kehle zuschnürt und ihn zu ersticken versucht, so schaut das seine mit dem von der breiten Kalantike umrahmten starren Antlitz dem Wanderer entgegen. Den gewaltigen Löwenleib entzieht der Staub der Wüste den Blicken, aber nach seiner letzten Freilegung haben besonders Vyse und Perring dafür gesorgt, daß wir durch Bild und Wort über seine Beschaffenheit Kenntniß besitzen. Immerhin ist es möglich, daß mit dem Sphinx in Zusammenhang stehende unterirdische Räume unentdeckt geblieben sind: bringt doch Plinius unser Denkmal mit einem Grabe in Verbindung; will doch der alte Vansleb einen Schacht bei demselben gesehen haben; weist doch Mariette die Vermuthung nicht zurück, daß sich im Rücken des Sphinx der Eingang zu einem unterirdischen Gange finden könnte. Man müßte das Mauerwerk, welches die Vertiefungen der Klippe, aus welcher sein Löwenleib gehauen war, ausfüllt, beseitigen, und wird vielleicht zu der gesuchten Pforte gelangen. Sodann müßte eine große im Osten des Sphinx gelegene Fläche völlig freigelegt werden; denn nur so könnte es sich erweisen, ob der eigenthümliche aus Werkstücken von Granit und Alabaster bestehende Quaderbau, in dem man die Statuen des Erbauers der zweiten Pyramide Chefren gefunden hat, in der That mit dem Sphinx zusammenhängt und als Grabtempel des Herstellers der letztern angesehen werden darf.

Gewiß, es gibt hier noch manche Frage zu lösen und manches ehrwürdige Denkmal den Blicken der Besucher der Todtenstadt von Memphis zu enthüllen; aber die Antwort erwarten wir von Mariette's Thätigkeit und die Mittel für die Ausgrabungen und die Einhegung der an Ort und Stelle verbliebenen Denkmäler von der Freigebigkeit des Chedîw.

Auch der Sakkara genannte Theil der Nekropole von Memphis ist des trefflichen Franzosen eigenste Domäne. Hier hat er seine Ausgrabungen begonnen, hier am meisten gelitten und gearbeitet, hier als Entdecker das Größte geleistet. Das Innere der wahrscheinlich schon zur Zeit der ersten Dynastie entstandenen uralten Pyramide von Sakkara ist früher von dem preußischen General von Minutoli untersucht worden. Die Denkmäler, welche er dort fand, versanken leider mit dem Schiffe, das sie trug, vor der Mündung der Elbe. Die schönsten an Inschriften reichsten Mausoleen der hohen Würdenträger aus der Zeit der Pyramidenerbauer, ehrwürdige Denkmäler, welche unter dem Namen der „Mastaba" bekannt sind, hat Mariette, der hier auch die Apisgrüfte öffnete, gefunden und freigelegt. An vielen Orten sind von andern und mir die die Wände dieser merkwürdigen Quaderbauten bedeckenden, in feinem Flachrelief ausgeführten Darstellungen und die sie begleitenden Inschriften behandelt worden. Unser Landsmann Dümichen war der erste, der die wichtigsten unter ihnen durch gute Nachbildungen der Wissenschaft zur Verfügung stellte. Sie beziehen sich größtentheils auf das Privatleben der Aegypter in der frühesten Zeit und führen dem Beschauer das Bild des Mannes vor, für welchen das Denkmal, welches sie schmücken, bestimmt war. Am häufigsten sieht man ihn mit denjenigen Dingen beschäftigt, welche seinem Erdenleben besondern Reiz verliehen hatten. Dem Freunde des Fischfangs füllen zahllose beschuppte Wasserbewohner die Netze; der Jäger erbeutet Thiere der Wildniß von jeder Gattung, der große Grundherr schaut mit Behagen den Arbeiten seiner Hörigen auf den Aeckern, Weinbergen und in den Papyruspflanzungen zu. Die Aufseher der Landgüter führen ihm seine Heerden und sein Geflügel vor; die Vertreter seiner Domänen nahen sich ihm mit den Producten der letztern; seine Zimmerleute bauen Nilschiffe für ihn, und andere Handwerker unter seinen Leuten verfertigen sehr verschiedenartige Gegenstände des täglichen Bedarfs. Zwerge, Musikanten, Tänzer und Jongleure werden in den Häusern der Großen gehalten und füllen durch ihre Leistungen die Mußestunden der Würdenträger und ihrer Familien aus. Alle diese Darstellungen sind heiter, lebendig, oft absichtlich ans Komische streifend, und manche der sie begleitenden Inschriften darf geradezu ausgelassen genannt werden.

Vom Tode ist in diesen Gräbern nur selten die Rede. Die Nachkommen des in ihnen Bestatteten sollen, wenn sie sich, um den Manen ihres dahingegangenen Ahnherrn zu opfern, in seiner Mastaba versammeln, an die Fülle des Besitzes und der Lebensfreude erinnert werden, welche ihn, solange er in ihrer Mitte weilte, umgab.

So habe ich, so haben wir alle bisher die Darstellungen in den Grüften des alten Reiches aufgefaßt; Mariette aber spricht in seiner Denkschrift die Vermuthung aus, sie wären anders zu deuten. Hierzu veranlassen ihn hauptsächlich zwei Bedenken: erstens finden sich in den Mastaba Leute von verschiedener Lebensstellung

bestattet, und alle rühmen sich eines auffallend großen Besitzes; zweitens aber ist die Menge der Rinder und anderer Hausthiere, welche sich die Verstorbenen (mit Angabe von Zahlen) besessen zu haben rühmen, so beträchtlich, daß Mariette an ihrer Richtigkeit zweifelt. In der That ergibt die Addition aller Heerden, welche gleichzeitig lebende Würdenträger besessen haben wollen, eine sehr hohe Summe. Wäre sie richtig, so müßte das Nilthal zur Zeit der Pyramidenerbauer an Viehweiden um vieles reicher gewesen sein, als es in der unsern ist. Dies wäre wol denkbar; aber es steht doch auch fest, daß der Ackerbau in derjenigen Epoche, von welcher wir reden, bereits weit verbreitet und hoch ausgebildet gewesen ist. Die Menge des erbeuteten Wildes und Geflügels sowie der gefangenen Fische ist so erstaunlich groß, daß sie allerdings die Wirklichkeit zu überbieten scheint, und so können wir Mariette's Vermuthung nicht ohne weiteres von der Hand weisen, daß wir in den uns beschäftigenden Reliefbildern keine Darstellungen aus dem wirklichen Leben der Würdenträger, sondern derjenigen Existenz zu sehen haben, welche die verstorbenen Großen im Jenseits zu finden hofften. Der Weidmann an den Mastabawänden würde also als ein in seligen Jagdgründen Jagender, der Fischer als ein in himmlischen Teichen seine Netze senkender Glückseliger aufzufassen sein, und die Tausende von Rindern, welche wir dem Verstorbenen vorgeführt werden sehen, hätte er nicht wirklich besessen, sondern nur als sein Eigenthum in einer andern, reichern Welt zu finden gehofft. Erweist sich diese neue Deutung, gegen die uns freilich der Ton der sie begleitenden Inschriften und die keineswegs runden, sondern bis auf die Einer hin ausgeführten Zahlen der Thiere zu sprechen scheinen, als zutreffend, so hätten wir in unsern Reliefbildern und den sie begleitenden Inscriptionen auf die Unsterblichkeitslehre der Pyramidenzeit bezügliche Gemälde und Texte zu sehen, und Stücke aus einem alten Todtenbuche in ihnen zu erkennen, welches himmelweit von demjenigen abweicht, das man in spätern Tagen dem Verstorbenen mit ins Grab zu legen pflegte.

Um diese Frage endgültig entscheiden zu können, schlägt Mariette vor, die alten Nekropolen noch einmal genau zu durchsuchen und jedes Bild und jede Inschrift, welche in den Mastaba und Felsengrüften aus dem alten Reiche erhalten blieb, zu copiren und zu veröffentlichen. Dieses Vorhaben kann keiner bessern Hand anvertraut werden als der seinen, und wenn er es wünschen sollte, so könnten wir ihn besonders bei seinen Publicationsarbeiten mit Hülfstruppen aus unserm Lager unterstützen. Welcher Aegyptologe setzte nicht gern seine Kräfte ein, wenn sich ihm die Aussicht eröffnete, bei der Zusammentragung eines Todtenbuches aus dem alten Reiche mithelfen zu können? Ich bemerke hier nur noch, daß, wenn Mariette's Vermuthung Bestätigung finden sollte, der culturhistorische Werth der Darstellungen an den Mastabawänden in keiner Weise geschmälert werden würde; denn das unterliegt keinem Zweifel, daß alles, was sie zur Anschauung bringen, dem wirklichen Leben nachgebildet ist. Man hat nur das übertrieben Erscheinende auf das mittlere Maß zurückzuführen, um das blos Erwünschte mit dem wirklich Dagewesenen in Uebereinstimmung zu bringen.

Mit Recht fordert Mariette auf, der Entdeckung neuer Papyrus besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und spricht die Hoffnung aus, daß man durch Grabungen

an der Stelle, auf welcher das Pastophorium gestanden, gut erhaltenen Handschriften begegnen werde. Das genannte Bauwerk gehörte zu dem griechischen, mit dem ägyptischen und den Apisgräbern durch eine Sphinxallee verbundenen Serapeum. Mehrere auf uns gekommene Papyrus aus der Lagidenzeit sind in ihm geschrieben worden, und die durchaus trockene, von Salzausschwitzungen freie Natur des seine Reste bedeckenden Sandes bürgt allerdings dafür, daß, wenn sich hier Manuscripte finden sollten, diese von den Unbilden der Zeit nur wenig gelitten haben möchten.

Die scharfsinnige Berücksichtigung einer Stelle des Strabo hat Mariette auf die Entdeckung der Trümmer beider Serapeen, des sie verbindenden gepflasterten und mit statuarischem Schmuck gezierten Weges, der Apisgräber und zahlloser Denkmäler geführt. Diese Stätte ist vor jeder andern seine eigene, und wir wollen uns neidlos mit ihm freuen, wenn es ihm gelingt, hier alles und mehr noch ans Licht zu ziehen als das, was er mit Recht an dieser Stelle finden zu können hofft.

Ich glaube, daß bei einem Unternehmen, wie das an dieser Stelle vorgeschlagene, weite Ausbreitung der Arbeiten zu nichts, gründliche und tiefe Grabungen an wenigen eng begrenzten Stellen zu einem höchst bedeutenden Resultat führen könnten. Unsere Expedition sollte sich daher mit der Durchforschung der von mir angegebenen Stellen in Unterägypten begnügen; aber ich will doch diejenigen Orte nicht unerwähnt lassen, welche Mariette im obern Aegypten zur besondern Berücksichtigung empfiehlt.

Sollten uns nach Vollendung der im Delta vorzunehmenden Arbeiten noch genügende Zeit und ausreichende Mittel zu Gebote stehen, so würde ich rathen, die Expedition nach Theben zu senden, sie dort auf dem westlichen Ufer des Nils anzusiedeln und mit aller Anstrengung arbeiten zu lassen. Für beträchtliche Erfolge glaube ich einstehen zu können. Auf dem Wege in die Amonstadt sollte bei dem heute Schech el-Ababde genannten Orte halt gemacht werden. Auf seinem Boden hat das alte Besa gestanden, welches den Namen Antinoe empfing, nachdem Hadrian's schöner Liebling in seiner Nähe im Nil umgekommen war. Nach einem Wolkenbruche fanden wir hier interessante Trümmer eines bis dahin unbekannten ägyptischen Tempels; die des römischen Ortes sind immer noch sehr bedeutend. In jüngster Zeit sind herrliche korinthische Säulen, welche wir früher unter den Palmen von Schech el-Ababde am Boden liegen sahen, in Kalköfen verbrannt worden; aber noch manches bemerkenswerthe, und zwar nicht nur ägyptische Alterthum könnte sich hier finden, wo auch, wenn wir dem Clemens von Alexandria und Epiphanius glauben dürfen, das Grab des Antinous gestanden haben würde.

Folgende Stätten in Oberägypten, die wir nach ihrer geographischen Lage, indem wir die Richtung von Norden nach Süden innehalten, aufzählen, schlägt Mariette zur Berücksichtigung vor:

1) Herakleopolis magna, heute Ahnas el-Medîne, das Henes des Jesaia, welches mit Recht für eine sehr früh gegründete Stadt gehalten werden darf; denn sein ägyptischer Name wird schon in den ältesten Todtenbuchtexten genannt. Ma-

riette hofft in den großen, bisher unberücksichtigten Trümmern dieses Ortes Aufschlüsse über die dunkle, die 6. von der 10. Herrscherreihe trennende Epoche und genaue Kunde über die 9. und 10. Dynastie der Herakleopoliten zu gewinnen, von denen wir wenig wissen. Die Trümmer bei Ahnas el-Medîne sind nach ihm die Reste desjenigen Herakleopolis, welches dem genannten Regentenhause seinen Namen gegeben.

2) Abydos, heute Arabat el-Madfûne. Hier hat Mariette bereits eine große Thätigkeit entwickelt, aber die Untersuchung der berühmten Nekropole ist keineswegs zu Ende geführt worden. Das heilige, den Kopf des Gottes umschließende Osirisgrab, von dem wir gute Kunde besitzen, und welches Aegypter aus allen Theilen des Landes veranlaßte, sich in seiner Nähe bestatten zu lassen, ist es noch nicht aufzufinden gelungen. Das alte This oder Thinis, die Heimat der ersten geschichtlichen Pharaonen, muß in der Nähe von Abydos gelegen gewesen sein. Adolf Schmidt hat seine frühere Lage mit großem Scharfsinn bestimmt, und wenn sich auch nicht alle spätern Forscher seiner Ansicht bedingungslos anschließen konnten, so hat doch keiner behauptet, daß This auf einem andern Nilufer wie Abydos gelegen gewesen sei. Mariette spricht jetzt diese Vermuthung aus und weist auf eine Reihe von Grüften hin, welche Arabat el-Madfûne gegenüber liegen, der Zeit des Pharao Manephtah, d. i. des Sohnes und Nachfolgers des großen Ramses entstammen, und für Beamte angelegt worden sind, die, wie ihre Grabinschriften lehren, dem Gott Anhur von This (Tena) gedient haben. Sind nun diese Männer in einem Tempel am westlichen Nilufer thätig gewesen, so werden sie sich um so weniger veranlaßt gesehen haben, sich auf dem östlichen bestatten zu lassen, mit je größerer Vorliebe auch fern von Abydos heimische Aegypter sich in der Nähe des Osirisgrabes am Berge des Westens eine Grabstätte zu verschaffen bestrebt waren.

Mariette hat die erwähnten Grüfte nur ganz flüchtig untersuchen können; eine neue Durchforschung derselben wird vielleicht die einer Lösung werthe Frage, auf welchem Nilufer wir die Heimatsstadt des Pharaonengeschlechts zu suchen haben, endgültig entscheiden. Ungleich wichtiger würde es sein, wenn andere Hoffnungen in Erfüllung gingen, welche unser lebhafter und scharfsinniger College auf Grabungen an dieser Stelle setzt. Sie beziehen sich auf den Nachweis einer möglichen Gleichzeitigkeit der herakleopolitanischen und der unter dem Namen der Antefs bekannten thebanischen Könige der 11. Dynastie. Aber es ist hier nicht der Ort, auf diese Specialfragen, welche zunächst nur den Fachmann interessiren, näher einzugehen.

In Theben faßt auch Mariette zunächst das linke Nilufer ins Auge, und dort besonders die Drah Abu'l-Negga genannte Stätte, welcher er schon so großartige Funde verdankt, und von der er erwartet, daß sie Denkmäler berge, welche neue Argumente für die kühne, aber keineswegs unbegründete historische Hypothese, welche er aufstellt, enthalten könnten. Ferner wünscht er, daß die bisher noch unentdeckten Gräber der Könige, von deren Vorhandensein wir sichere Kunde besitzen, aufgesucht werden möchten, und gibt die Stellen an, woselbst er meint, daß sie sich möglicherweise befinden könnten. Einige Papyrus, die sich in protokolla-

rischer Weise mit der gerichtlichen Verhandlung beschäftigen, die gegen Räuber eingeleitet werden mußte, welche in Pharaonengräber eingedrungen waren, um sie auszuplündern, können diesen Untersuchungen zur Unterlage dienen. Man wird zunächst das obengenannte Drah Abu'l-Negga, dann den kegelförmigen Berg, der den Hintergrund des großen Amphitheaters von Felsen bildet, zu dem der Terrassentempel von Der el-Bahri hinaufsteigt, und drittens das genannte Heiligthum selbst, und zwar zunächst an derjenigen Stelle zu durchforschen haben, die den kleinen Tempel mit den sechseckigen Säulen trägt. Ferner muß das westliche Querthal der Biban el-Muluk genannten Schlucht der Königsgräber und diese selbst neu und mit besonderer Genauigkeit durchsucht werden. Die alten Aegypter verstanden es, die Eingänge zu den Felsengrüften vortrefflich zu verbergen; aber sie trugen nicht Sorge, die Steinsplitter, welche bei der Vertiefung des Schachtes in den Berg ins Freie geworfen werden mußten, zu beseitigen; Mariette ertheilt darum den guten Rath, überall da, wo sich größere Haufen von solchen Bröckeln und Splittern finden, mit besonderer Sorgfalt nach Gräbern zu suchen. Bei dieser Gelegenheit sollte man nicht versäumen, nach einem unterirdischen Gange zu forschen, der — und diese Vermuthung hörte ich zuerst von unserm Lepsius aussprechen — höchst wahrscheinlich in der Pharaonenzeit den Tempel von Der el-Bahri oder einen ihm benachbarten Punkt des Ostabhanges der libyschen Berge mit dem Thal der Königsgräber verbunden hat. Als ich mit meinem Freunde L. Stern, dem ersten Directorialassistenten des Aegyptischen Museums zu Berlin, im Winter 1872—73 in Theben weilte, fanden wir ein wenig südlich von dem genannten Terrassentempel einen tief in den Kalkfelsen führenden, sehr niedrigen Schacht. Fünf Minuten lang brauchten wir, auf dem Bauche kriechend, um an sein Ende zu gelangen, und schon wähnten wir den gesuchten Tunnel gefunden zu haben, als sich vor uns eine sorgfältig behauene Grabkammer öffnete. Unsere Hoffnung, in ihr eine verborgene Pforte zu finden, erwies sich als unbegründet; denn als wir an ihre Wände schlugen, ließ sich nirgends ein hohler Klang vernehmen. Ich kann den Fellah bei Namen nennen, der uns mit diesem Gange bekannt gemacht hat. Andere Forscher, glücklicher als wir, finden vielleicht den richtigen Tunnel.

Mariette's Rath, den herrlichen Tempel, welchen Ramses III., der reiche Rhampsinit Herodot's, in der Todtenstadt von Theben erbaute, völlig freizulegen und ganz auszucopiren, ist vortrefflich, denn das Heiligthum von Medinet-Habu ist eine Chronik von Stein, in welcher einer der bedeutendsten Könige von Aegypten mit Meißel und Hammer zwar in panegyrischer, aber doch immerhin in historischer Darstellungsweise alles aufzeichnen ließ, was es ihm in Krieg und Frieden zu verrichten vergönnt war. Jede neue Mauer dieses Bauwerkes, welche es freizulegen gelingt, kann wichtige geschichtliche Notizen enthalten und die Zweifel lösen helfen, die sich über die Herkunft der von Ramses III. besiegten continentalen und Inselvölker erhoben haben. Ist das Heiligthum von Medinet-Habu völlig von Schutt und Sand befreit, so werden wir in ihm ebenso wie in dem zu London aufbewahrten Papyrus Harris eine Quelle ersten Ranges besitzen. Durch die Vergleichung beider wird manche Schwierigkeit beseitigt werden, welche sich heute noch der sichern Darstellung einer besonders wichtigen Epoche der ägyptischen Ge-

schichte entgegenstellt. Nach weitern Documenten, und besonders historischen, in der Nekropole von Theben zu suchen, würde sich dringend empfehlen. Vom el-Assassif bis Der el-Bahri, im Thal von Der el-Medineh, an der Schech abd el-Kurna genannten Berglehne und hinter dem Ramesseum, woselbst der trockene Boden noch manche uneröffnete Gruft birgt, müßte alles durchforscht werden, und es könnte leicht geschehen, daß ein glücklicher Spatenstich eine Fülle von neuen Quellen eröffnete. Viele der schönsten von Theben nach Europa gewanderten Papyrus entstammen z. B. einer Kiste voll altägyptischer Handschriften, welche Fellachen in einem Grabe bei Der el-Medineh entdeckten.

Sehen wir nun, was Mariette auf dem östlichen Ufer der Amonstadt zu unternehmen vorschlägt.

Sein Wunsch, den Tempel von Luksor völlig freizulegen, ist so außerordentlich kühn, daß wir an seiner Erfüllung in der heutigen Zeit zweifeln müssen. Nichtägyptischen, am Nil thätigen Forschern muß selbst der Gedanke, diese Arbeit zu unternehmen, fern bleiben. Daß sie zu wichtigen Ergebnissen führen würde, ist unzweifelhaft; denn manche historische Inschrift wird hier jedenfalls von dem in dies Heiligthum eingebauten Flecken verborgen und der Forschung entzogen, und das edle Bauwerk von Luksor müßte einen köstlichen Anblick gewähren, wenn es, unentstellt von den Kukukseiern, welche ein verkommenes Geschlecht in das Nest des Phönix legte, sich gereinigt von allem Beiwerk, leicht übersehbar und neu geheiligt den Blicken seiner Besucher darbieten wollte. Zu Mohammed Ali's Zeit, ja vielleicht auch in den Blütejahren der Regierung des Chedîv Ismail, wäre es nicht unmöglich gewesen, solches Unternehmen zu Ende zu führen; aber es läßt sich kaum glauben, daß der sparsame und vorsichtige Herrscher, welcher heute in Kairo gebietet, Mariette genügende Vollmachten und Geldmittel anvertrauen wird, um einen ganzen Flecken zu zerstören und seine Bewohner wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Zwar hat auch vor wenigen Jahrzehnten mitten im Tempel von Edfu ein ganzes Dorf gestanden, und es war nicht gar zu gewagt und schwierig, es zu beseitigen, seine Insassen auszutreiben und ihnen neue Wohnplätze anzuweisen; aber die Zeiten haben sich geändert, die Mittel der Regierung sind geringer geworden und im Tempel von Luksor wohnen nicht nur arme Fellachen, sondern Antiquitätenhändler, unter denen sich wohlhabende Männer befinden, die zu gleicher Zeit von mehrern europäischen Großmächten als Consularagenten angestellt sind. Auch eine Moschee, die man in den Tempel von Luksor hineingebaut hat, würde es zu zerstören gelten.

Schwierigkeiten über Schwierigkeiten und ungeheuere Kosten würden auch der ägyptischen Regierung, die ja mit dem Eigenthum ihrer Unterthanen in der Provinz nicht allzu bedenklich umspringt, aus diesem Unternehmen erwachsen, und doch hält Mariette es für ausführbar. Möchte er, der mit diesen Verhältnissen genauer vertraut ist als irgendein anderer, recht behalten und es ihm vergönnt sein, die hohe Schönheit des herrlichen, in widrigster Weise verunstalteten Tempels von Luksor zur Auferstehung zu führen. Wir dürfen nicht wagen, diesem Unternehmen auch nur von fern näher zu treten.

Mariette's Rath, die Gegend von Gebel-Silsele genau zu untersuchen, würde

uns weit nach Süden, bis an die nubische Grenze führen. In den Steinbrüchen und Gräbern zur Linken und Rechten der die alte „Schifferstadt" bespülenden Stromschnelle mag sich noch manche unveröffentlichte Inschrift finden; das Gerücht, daß unweit Gebel-Silsele, mitten in der Wüste, sich fast alle Namen der Könige des 10. Herrscherhauses als Graffiti auf Felsenwänden finden sollen, hat viel Lockendes; aber ich bleibe dabei, daß eine nach Aegypten zu sendende deutsche Ausgrabungsexpedition sich auf die angegebenen Trümmerstätten im Delta beschränken und höchstens noch das Westufer von Theben berücksichtigen sollte. Zur völligen Ausbeutung der inschriftlichen Schätze in den zugänglichen Ptolemäertempeln von Dendera, Edfu, Esne und Philä würde die Aussendung einzelner Gelehrten genügen. Wenn es erlaubt ist, an dieser Stelle schon den Namen eines mit diesem bestimmten Auftrage an den Nil zu Schickenden auszusprechen, so möchte ich den straßburger Professor J. Dümichen nennen, der sich mit größerm Eifer und Glück als irgendein anderer Lebender mit den Tempeln und Inschriften aus der Lagidenzeit vertraut gemacht hat. An tüchtigen und rüstigen Aegyptologen, welche sich gern einer deutschen Ausgrabungsexpedition anschließen würden, fehlt es nicht. Zunächst muß es gelten, die nöthigen Mittel zu beschaffen und auf diplomatischem Wege den Chedîw Taufik zu bestimmen, uns seine Einwilligung, Grabungen an den bezeichneten Stellen zu unternehmen, nicht vorzuenthalten. Der junge Herrscher, und sogar auch Mariette würden, das wiederhole ich, vielleicht für das vorgeschlagene Unternehmen günstig gestimmt werden können, wenn wir uns bereit finden ließen, einen begrenzten Theil der zu hebenden Schätze dem Museum von Bulak abzutreten.

In einer thatenlosen Zeit hat eine Expedition nach Aegypten dem preußischen Namen hohe Ehre erworben; möge das große, geeinigte Deutschland im Schmuck der Lorbern, die es in unsern Tagen in Krieg und Frieden erworben, den Ruhmeskranz nicht verwelken lassen, den es als ein Wiedererwecker vergangener Größe und als Förderer antiquarischer Bestrebungen mit Stolz zu tragen berechtigt ist.

Die Entwickelung der Chirurgie.

Von

Dr. Hermann Baas.

II.

Die Chirurgie im 19. Jahrhundert.

Konnte bereits der frühern Chirurgie das „Nunquam retrorsum“ als geschichtliches Wahrzeichen zuertheilt werden, so bewährt sich dieser Ausspruch ganz besonders in unserm Jahrhundert. Wollte jemand noch Werth und Wirksamkeit der innern Medicin auch unserer Zeit bemängeln, der Chirurgie von heute müßte er rückhaltslose Anerkennung zutheil werden lassen.

Denn kein anderer Zweig der Heilkunde hat im 19. Jahrhundert größere und raschere Fortschritte gemacht als die Chirurgie. Und so ist es gekommen, daß sie, die man in vergangenen Zeiten nicht einmal als der innern Medicin ebenbürtig betrachtete, die letztere sowol in wissenschaftlicher wie praktischer Beziehung bei weitem überflügelt, sie sowol an sicherer Begründung ihrer Forschungsergebnisse als an bleibenden Erfolgen in der Praxis besiegt und zum zweiten Range, den sie selbst früher eingenommen, herabgedrückt hat. Die letzte ist zur ersten geworden! Aber es wirkte auch alles zur Erreichung dieses Erfolges günstig zusammen.

Zuerst die ganze Geistesrichtung unserer Zeit, welche vorzugsweise auf sinnliche Beobachtung und Erkenntniß Gewicht legt. Diese aber nützt gerade der Chirurgie, deren Gegenstände im Gegensatze zu denen der innern Medicin die Speculation weder vertragen, noch erfordern. Dann der Ausbau der Naturwissenschaften und die infolge derselben ihr zu Gebote gestellten naturwissenschaftlichen Hülfsmittel, welche Größeres zu erreichen möglich machten, als selbst die Kühnsten vorher zu ahnen wagten. Weiter die hochentwickelte Technik und die zahlreichen Erfindungen unserer Epoche. Zuletzt — last, not least — der Geist der Männer, welche sich ihr widmeten und dies alles zu nützen und erfinderisch auszubeuten verstanden; denn genialer Förderer erfreute gerade sie sich ohne Frage unter allen Zweigen der Medicin am meisten, was schon in der Sache selbst begründet ist, da die Chirurgie mehr das angeborene Talent, Charakterstärke, Muth und Geistesgegenwart anzieht als die innere Medicin. Dazu kommt noch, daß die Chirurgen in unserm Jahrhundert allgemein höherer Bildung theilhaftig waren als in frühern Zeiten.

Die Grundlagen des gesteigerten wissenschaftlichen Fortschritts der Chirurgie lieferte vor allem die im großen und ganzen nunmehr zu Ende geführte normale

Anatomie, dann ein für speciell chirurgische Zwecke im 18. Jahrhundert abgezweigter Theil derselben, die chirurgische oder topographische Anatomie, welche die gegenseitige Lagerung der Gebilde innerhalb chirurgisch wichtiger Körpergegenden behandelt, dazu die Lehre von den anatomischen Schlußveränderungen im todten Körper durch und nach Krankheiten, die pathologische Anatomie. Weiter trugen die Ergebnisse der Physiologie, welche gerade die Chirurgen am eifrigsten benutzten, ebenso wie die der mikroskopischen Anatomie sehr viel zum wissenschaftlichen Ausbau der Chirurgie bei, nicht weniger die Ergebnisse des Experiments, sowol in Form absichtlich bewirkter Verletzungen und Zerstörungen an der Leiche, als künstlich herbeigeführter Krankheitsprocesse an Thieren, also die sogenannte experimentelle Pathologie, resp. Chirurgie, die um so eher förderlich war, als die chirurgischen Leiden viel öfter von äußern offenbaren und mechanisch wirkenden Ursachen herrühren als die medicinischen, bei denen die Aetiologie meist ganz unsicher ist. Auch die Statistik wurde für die Chirurgie ein besonders werthvolles Hülfsmittel, weil diese es mit gleichförmigern Processen und Leiden zu thun hat, die sich auch in Rechnung ziehen lassen, ohne zu viele Fehlerquellen offen zu lassen, wie dies in der innern Medicin, dem ungewissesten Gebiete ärztlicher Forschung und leider auch ärztlicher Kunst, in vieler Beziehung der Fall ist.

Die wissenschaftlichen Fortschritte im einzelnen aufzuzählen, ist hier nicht die Aufgabe, wohl aber müssen wir auf zwei Hauptpunkte wenigstens aufmerksam machen.

Im Anschluß an die im 18. Jahrhundert von der Académie de Chirurgie und besonders dem großen John Hunter begründete wissenschaftliche Richtung ward vor allem die Grundlehre von der Entzündung und besonders von der Venenentzündung (Phlebitis) weiter ausgebaut und letztere durch die Lehre von der Eiter- und Jaucheresorption, durch die von Virchow präcisirte Lehre von der Thrombose (Gefäßverschluß) und Embolie — d. h. von der Wanderung von Entzündungs- und pathologischen Producten in der Gefäßbahn, den schließlichen Festsetzungen solcher in wichtigen Organen mit consecutiver Entzündung und Zerfall derselben — gerade für das chirurgische Erkenntnißgebiet fruchtbar geklärt. Gleichfalls Untersuchungen des 18. Jahrhunderts aufnehmend und vervollkommnend wirkte das tiefere Studium der Vorgänge der Wundheilung und des Wundverlaufs unter den wechselnden innern und äußern Bedingungen und Veranstaltungen. Neu hinzu kamen vor kurzem die wissenschaftlichen Entdeckungen von dem Einflusse niederer Organismen (Pilze) auf den Wundverlauf und deren Uebertritt und Wirkung auf den Gesammtkörper.

Wenn in irgendeinem Theile der Medicin aber die fortgeschrittene Einsicht in Krankheitsprocesse auch sofort in praktischen Gewinn während unsers Jahrhunderts umgesetzt wurde, so geschah das in der Chirurgie. Sie hat unter allen medicischen Disciplinen das Programm der Arzneiwissenschaft am vollkommensten verwirklicht, nach welchem alle Erkenntniß hauptsächlich dahin zielt, den Kranken thatsächlichen Nutzen in Bezug auf Leben und Gesundheit zu schaffen.

Die Gesammtrichtung der chirurgischen Praxis charakterisirt sich heutzutage nun als eine sogenannte conservative, als welche sie bereits im 18. Jahrhundert von englischen Chirurgen inaugurirt worden. Diese Richtung zu präcisiren, bedarf es

eines kurzen Rückblicks in die Vergangenheit. In diesem Falle nämlich bedeutet „conservativ" nicht das Festhalten eines alten oder gar falschen Standpunktes in dem chirurgischen Handeln, sondern umgekehrt einen großen Fortschritt, aber in der Richtung auf Erhaltung von Körpertheilen, die man früher entfernte. Der Conservativismus bezieht sich also auf Enthaltung von Verstümmelungen, von sogenanntem thatkräftigen Eingreifen, von eigentlicher Chirurgie, und anderntheils auf das Waltenlassen der Naturhülfe und Ausnutzung derselben. Die frühern Chirurgen hofften mehr auf und übten mehr operative Entfernung, besonders von schwer verletzten oder erkrankten Gliedern und sahen das Wesentliche ihrer Kunst oder ihres „Handwirkens" darin. War doch die Chirurgie von alters her, wie Diogenes Laertius bemerkt, die Kunst des Brennens und Abschneidens! So führten denn auch Chirurgen des 17. Jahrhunderts z. B. an einem einzigen Schädel wegen eines Bruches desselben ein halb Dutzend mal und mehr die Trepanation aus, die man heute in solchen Fällen kaum mehr macht, und die Militärchirurgen sprangen im Siebenjährigen Kriege so mit Gliedern um, die man heute aufs äußerste erhält, daß der durchaus nicht weichherzige Große Friedrich befahl, man solle doch nicht Beine und Arme dutzendweise abschneiden! Mit der Verminderung von verstümmelnden Operationen ist aber der heutige Conservativismus der Chirurgie noch nicht erschöpft; denn innerhalb des Rahmens desselben fällt auch noch die Sorge für bessere Pflege, für gesündern Aufenthalt, schonendern Transport, geschultere Wärter, Verhütung von Wundvergiftung u. s. w. Es wird bezeichnender sein, wenn wir statt der eingebürgerten Benennung „conservative Chirurgie" die der rationellen und humanen Chirurgie wählen.

Daß eine solche erreicht werden konnte, darauf wirkten drei Errungenschaften, welche wir deshalb vor allen andern betrachten müssen, in erster Linie hin: die Erfindung der anästhesirenden Einathmungen, die Einführung besserer Verbandmethoden mit allem damit zusammenhängenden, die künstliche Blutleere; jene erste dem „Lande der Erfindungen", die zweite England entstammend, die letztere aber die Entdeckung eines deutschen Wundarztes.

Schon in den Zeiten des grauesten Alterthums war man bestrebt, blutige chirurgische Eingriffe schmerzlos zu machen. Um dies durch Störung des Blutlaufs nach und von dem Gehirn, auf dem Wege der vorübergehenden Betäubung also, zu erlangen, drückten die Assyrer die großen Halsgefäße während der Beschneidung zusammen. Die Chinesen wollten jenen Zweck durch Einnehmen eines Mittels erreichen. Im Mittelalter stand bei den Chirurgen eine Arzneizusammensetzung aus Opium, Bilsenkraut, Epheu, Lattich, Schierling und Mandragora in Ruf. Einen damit getränkten Schwamm sollten die Kranken eine halbe Viertelstunde im Munde, und mit Essig unter die Nase halten; man wollte sie wieder erwecken, wenn die Narkose lange genug gewährt habe: schwerlich jedoch hat trotz alles Rühmens jemand damals das Ziel erreicht. Später gab man Opium allein; doch warnt Hans Gersdorff im 16. Jahrhundert vor diesem Mittel, weil die Kranken dadurch ganz unsinnig würden. Aber es war noch bis in die neueste Zeit das hauptsächlichste Vorbauungsmittel gegen die Schmerzen einer Operation.

Eine neue Epoche in diesem Bestreben fing mit der Entdeckung schmerzstillender, vorübergehend betäubender Gasarten an. Zuerst empfahl der englische Chemiker Davy im Jahre 1800 das von Priestley entdeckte Stickstoffoxydul- oder Lustgas als Schmerzstillungsmittel an; aber sein Rath ward nicht befolgt, so wenig, daß noch im Jahre 1839 der berühmte französische Chirurg Velpeau es für eine Chimäre erklärte, nach anästhesirenden Mitteln zu suchen, und die Académie de Médecine es zurückwies, über solche zu verhandeln. Trotzdem soll schon 1842 ein Arzt in Athen, W. C. Long, Aether haben einathmen lassen, jedoch nicht zum Ziele gekommen sein, mit demselben Mittel, das später triumphirte. Nicht lange danach versuchte der Zahnarzt Horace Wells aus Hartford in Connecticut das Lustgas. Er hatte in einer Vorlesung, der er beiwohnte, gesehen, daß der Chemiker einen jungen Mann das Gas hatte einathmen lassen, um dessen Wirkung zu zeigen, und ihn vorübergehend betäubte, sodaß er, als er erwacht war, von einer Verletzung, die er sich zugezogen, nichts wußte. Nun versuchte er an sich selbst das Mittel bei Zahnoperationen und gelangte zum Ziele. Darauf reiste er nach Boston, um seine Entdeckung prüfen zu lassen, theilte sie auch William Morton und Charles Jackson, zwei Collegen, mit. Ohne sonderlichen Anklang gefunden zu haben, kehrte er nach Hause zurück, verwandte jetzt auch Aether, den dann die Genannten gleichfalls gebrauchten; ja sie maßten sich die Entdeckung an, die sie rasch weltberühmt machte. Da wollte der Mann, der schon nach seinen ersten Erfahrungen an sich gerufen: „Eine neue Aera in der Chirurgie! Ich habe bei der Operation nicht mehr als bei einem Nadelstiche gespürt!“, also die ganze Tragweite seiner Entdeckung erkannt hatte, sein Recht wahren. Trotz mehrfacher Reisen, selbst nach Europa, zu diesem Zwecke gelang ihm dies aber nicht, und Morton und der Chemiker Jackson ernteten seinen Ruhm, obgleich schon im August 1846 unter seiner Leitung Dr. Mary in Boston eine Geschwulst und Dr. Beresford im Januar 1847 eine weibliche Brust exstirpirt hatten. Wie rasch die allerdings von Morton und Jackson zu ausgedehnter Verwendung gebrachten Aethereinathmungen sich Bahn brachen, geht daraus hervor, daß schon im December 1846 der Chirurg Boot und zwei Tage später der berühmtere Liston in London unter Aethernarkose operirten. Von da aus durchzog diese Entdeckung zu kurzem Triumphe die Welt; die drei Entdecker, wenn wir die zwei Usurpatoren, ihres Erfolges wegen, auch als solche aufführen dürfen, dagegen endeten durch Selbstmord, Elend und Wahnsinn, ein ergreifendes Geschick, welches das herzzerreißende, doch uralte Los der Wohlthäter der Menschheit von neuem bewährte! Waren zwei doch blos Zahnärzte, die keine hohen Gönner und kein Amt zur Seite hatten: Wells hat sich im Januar 1847, als er sich um sein Recht betrogen sah, die Pulsadern geöffnet und mittels Einathmung des zuerst von ihm verwandten Aethers die Schmerzen des Todeskampfes fern gehalten; Morton starb in Armuth und Noth — die 100000 Doll. Nationalbelohnung der Union hatte er sich nicht erwirken können —; Jackson dagegen verfiel dem Wahnsinn und lebt noch als unheilbarer Geisteskranker in einer Irrenanstalt bei Neuyork.

Kurz nach Wells, Morton und Jackson verwandte der edinburgher Professor der Chirurgie und Geburtshülfe Simpson anstatt des Aethers Chloroform — er

ward geadelt, von der ganzen Welt gefeiert, reich, und schon sieben Jahre nach seinem Tode ward ihm ein Bronzestandbild (1877) gesetzt! Gerecht ist die Welt nicht, besonders nicht immer die medicinische! So mußte ja einst auch der deutsche praktische Arzt Auenbrugger, der Erfinder der Percussion und damit mittelbar der Auscultation, darauf warten, bis der edle Leibarzt Corvisart ihn bei den Professoren seiner Heimat in sein Recht einsetzte. Immer gerecht ist aber die Geschichte, wenn auch erst nach mehrern hundert Jahren, wie Lessing betonte.

Die anästhesirenden Einathmungen wurden im Anfang für allzu ungefährlich gehalten, so zwar, daß alsbald sogar Kaufmannsjünglinge mittels derselben sich ein kurzes Weltvergessen und den Vortheil „schöner" Gefühle, öfters zu ihrem Nachtheil, verschafften. Die Unglücksfälle blieben deshalb nicht aus. Obwol sie aber verschwindend an Zahl gegenüber den glücklichen Fällen waren, trat alsbald doch eine kurze Reaction ein, die aber rasch überwunden war, obwol englische Geistliche Simpson mit seinem Chloroform selbst als Sünder gegen die Bibel und damit gegen Gott brandmarken wollten, zumal bei dessen Anwendung in der Geburtshülfe, weil in der Heiligen Schrift stehe, mit Schmerzen sollst du dein Kind gebären.

Außer dem Chloroform, das den Aether alsbald ganz verdrängt zu haben schien, wurden weiterhin noch andere Stoffe und Verbindungen versucht, zum Theil auch besser gefunden als jenes; doch ist es bisjetzt nicht gelungen, trotz aller durch zahllose Erfahrungen errungener Vortheile und Vorsichtsmaßregeln bei der Anwendung, die Anästhesirungen unter allen Umständen frei von jeder Gefahr oder wenigstens frei von bedrohlichen Erscheinungen zu halten. So viel aber ward erreicht, daß die Anzahl der durch dieselben veranlaßten Todesfälle immer seltener wurde und solche jetzt nur noch reine Ausnahmen bilden — und vor allem das, daß die erschütternde Schilderung einer Operation, wie sie der geniale Operateur Dieffenbach noch in dem Jahre 1847 abfassen konnte, nicht mehr zutrifft. Sie lautete: „Es bebt der fühlende Mensch wol bei dem Gedanken zusammen, das Messer in eines Menschen Fleisch einzusenken, und das mit kaltem Blute, das Messer hin- und herzubewegen, noch tiefer zu schneiden, dabei von einem Blutregen übergossen zu werden" — auch das trifft heute nicht mehr zu! — „mitten unter dem Angstrufe des zu Verstümmelnden, und dabei zu denken und zu fühlen!" Der Angstruf des zu Verstümmelnden ist verstummt, das Messer wird schmerzlos in dessen Fleisch hin- und herbewegt — eine Errungenschaft der Humanität, welche die Welt jenem unglücklichen Zahnarzte Wells verdankt!

Die zweite für den Erfolg in der operativen Chirurgie noch viel wichtigere Verbesserung, welche unser Jahrhundert schuf, ist die neuere Behandlung der Wunden, besonders der Operationswunden; ist doch gerade sie, resp. die ganze Nachbehandlung das Fundament aller Wirksamkeit des Chirurgen. Wir meinen hier nicht die zahlreichen Fortschritte in der Behandlung der Knochenbrüche, durch den Gips- oder Kleisterverband u. s. w., sondern die in dem Verbande der frischen, zufälligen oder zu Heilzwecken zugefügten Wunden, vor allem der größern. Während man diese in den vorausgegangenen Jahrhunderten durch häufigen Verbandwechsel, durch Aufpolstern von Charpie mit Salben- oder Pflasterunterlage, durch warme

Umschläge mit allerhand Kräutersäcken unter Vernachlässigung der dringendsten Reinlichkeitsmaßregeln zu heilen suchte, trat schon zu Anfang des Jahrhunderts eine Reaction gegen dieses ererbte, handwerksmäßige, den Chirurgenstuben und Chirurgenzünften entstammte Handeln ein. Einer der frühesten, die dagegen auftraten, war der wiener Chirurg Kern, welcher dadurch zu einem der Reformatoren der Wundarzneikunst geworden ist. Er hatte die Kühnheit, Operationswunden offen, d. h. durch wenige Heftpflaster vereinigt und blos mit kalter Compresse bedeckt zu behandeln, also die sogenannte „offene Wundbehandlung", und gar noch in Verbindung mit kalten Umschlägen, die vor ihm schon der preußische Leibchirurg Schmucker, wenigstens bei Kopfwunden, zu verwenden „gewagt" hatte, zu üben: damals eine Aufsehen erregende und stark bekämpfte Ketzerei. War Eiterung eingetreten, so sollten statt der Umschläge mit kaltem, solche mit warmem Wasser aufgelegt werden. Luftzutritt zu den Wunden hielt Kern für heilsam. Damit war der Bann des Altüberlieferten und eine neue Bahn gebrochen.

Der Methode der offenen Wundbehandlung, die noch heute ihre Anhänger und Erfolge zählt, steht die des Verbandes unter Luftabschluß gegenüber, welche letztere Forderung neuerdings noch strenger als früher durchgeführt und mit sogenannten antiseptischen Cautelen in Verbindung gebracht wird: alles um inficirende, resp. durch die Wunde aus der Luft resorbirbare Stoffe, als deren gefährlichste man heute niedere Pilzformen, die Gärungs- und Zersetzungserreger, betrachtet, mit Gewißheit fern zu halten. Eine der frühesten Methoden, die Luft von der Wunde abzuschließen, war das von Langenbeck in Berlin (1839) angegebene permanente laue Bad, welches aber nur bei Operationen an den Gliedern mit relativer Leichtigkeit durchführbar sich erwies und der nothwendigen fortgesetzten Ueberwachung wegen keine allgemeinere Anwendung errang: der operirte Theil liegt ständig in einem mit Wasser von 28° R. gefüllten Kasten von Blech; jener ist mit diesem durch Kautschuk so in Verbindung gebracht, daß das Wasser nicht austreten kann, und das letztere wird durch Zu- und Abfluß auf gleicher Temperatur erhalten. Hier ist der Abschluß gegen die Luft absolut, was bei den übrigen sogenannten luftdichten Verbänden nicht der Fall ist, ob diese nun mittels klebender Pflaster, Watte oder wie immer sonst hergestellt sind. Allgemeinen Anklang fand die von dem englischen Chirurgen Lister 1873 angegebene, zugleich antiseptische Modification des luftdichten Verbandes. Es hängen die Forderungen, welche dieselbe stellt, mit der Annahme oder, wie die Anhänger dieser Lehre behaupten, mit dem Nachweis zusammen, daß die hauptsächlichsten, ja alleinigen Gefahren bei Wunden, resp. Operationen von der Aufnahme von Pilzen in die Wunde und in das Blut herrühren, daß also, wenn man diese fern hält und vernichtet, die Wundheilung ein örtlicher Proceß bleibt, dessen Fährlichkeiten fast gleich Null sind. Und den strictenVertheidigern dieser Lehre gilt das Wort des Psalmisten als nicht mehr zutreffend, der da sagt: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blühet wie eine Blume des Feldes, wenn der Wind darüber geht, ist sie nicht mehr."

Lange schon zog man die Atmosphärilien bezüglich ihrer Einwirkung auf den Wundverlauf in Betracht, nahm aber an, daß gewisse chemische Verschlechterungen der Luft die Ursache schlimmen Wundverlaufs seien. Man hielt den Sauerstoff

sogar für ein deletäres Reizmittel, beschuldigte dann den Kohlensäuregehalt der Luft in Krankensälen, dann gewisse Fäulnißgase u. dgl. Diese unschädlich zu machen, vollzog man die Imprägnirung der Verbandstücke mit gewissen Stoffen, wie Glycerin, Alkohol, Manganüberoxyd u. s. w., und sprach dann von Desinfection, reinigte auch die Luft der Krankensäle durch Salpetersäuredämpfe, Chlor u. s. w. Weiterhin legte man die Kranken in die freie, bewegte Luft in überdachten Anbauten, seit dem amerikanischen Kriege in Baracken, fügte das Zerstreuungssystem hinzu, besonders im Kriege, d. h. man legte die Operirten principiell nur in geringer Zahl in einen Raum, wozu der so unendlich erleichterte und verbesserte Transport der Verwundeten durch die Eisenbahnen die ausreichendste Handhabe gab, auch weit rückwärts nach Orten, die in jeder Richtung ungefährdet sind, zu greifen, um die nöthigen Räumlichkeiten zu erlangen. Die neueste Aera des Pilznachweises, auch vielleicht Pilzaberglaubens, bei gewissen Krankheitszuständen gibt nun ein greifbares und durch Gegenmaßregeln direct zu zerstörendes oder doch möglichst fern zu haltendes und unschädlich zu machendes organisches Angriffsobject. Man desinficirt das Verbandzeug, das will jetzt sagen, man tödtet oder sucht doch die darin enthaltenen Pilzkeime zu tödten, tödtet die, welche auf die Wunde durch den Verband durchdringen wollen, ja man tödtet schon während der Operation alle erreichbaren, in nächster Nähe der Wunde und an den Instrumenten etwa haftenden oder auf diese beiden eindringenden Keime. Zu diesem Zwecke ist das Lister'sche Verfahren erfunden.

Bei dem großen Interesse, das selbst in weiten Kreisen dieses letztere neuerdings erregt hat, empfiehlt es sich, auf dasselbe etwas näher einzugehen.

Vor allem ist als Hauptgrundsatz und Agens die größte Reinlichkeit alles dessen, was mit der Wunde von Anfang an in Berührung und Beziehung tritt, zu betrachten, vorzugsweise betreffs der Verbandutensilien: sie müssen stets neu sein, dürfen nicht aus gebrauchten Stoffen bestehen, wie das früher fast die Regel war; außerdem werden dieselben noch mit Carbolsäurelösung imprägnirt, der man die Hauptwirkung zuschreibt. Weiter werden die Instrumente vor dem Gebrauche, dann die gut gereinigten und dazu stets neuen Schwämme und die Hände des Operateurs wie der Assistenten in starker Carbollösung gewaschen, auch die Haut wird im Umkreise der Wunde gründlich damit gereinigt. Ist eine Wunde zufällig entstanden, so wird sie vor dem Verbande mit Carbolsäurelösung gewaschen; wird eine Operationswunde aber gemacht, so geschieht dies unter einem durch eigene Apparate erzeugten über das ganze Operationsfeld, die Hände des Operateurs und die Wunde fortgesetzt hingetriebenen Nebelregen aus Carbolsäurewasser, unter sogenanntem Spray, wie lange immer auch die Operation währen mag. Auch das Material zur Wundnaht, das von Aestley Cooper schon im Anfang des Jahrhunderts empfohlene sogenannte Katgut (Saiten aus Schafdärmen) wird in einer Lösung von Carbolsäure in Oel mit größter Reinlichkeit aufbewahrt. Ueber das Weitere wollen wir einen sogenannten Aseptiker de pur sang — dieser chirurgischen Sekte steht die der sogenannten Antiseptiker, der Nichtanhänger Lister's entgegen — mit Weglassung des Unwesentlichen reden lassen: „Um weiter die organischen Keime während der Wundheilung von der Wunde abzuhalten, bedeckte Lister die Wunde

mit luftdichten Stoffen, anfangs Schutzlappen aus Lint in Carbolsäure getränkt, darüber eine dünne Staniolpapierlage; später kam er auf Pflaster mit Zusatz von Carbolsäure, dann auf einen Kitt; endlich wählte er viele Schichten eigens zubereiteter Gaze. Diese schützenden Decken müssen die Wunden überragen, damit die abfließenden Secrete einen möglichst langen Weg zurückzulegen haben, bevor sie an die Luft kommen. Anfänglich wurde ein solcher Verband am ersten Tage gewechselt, während des Wechsels die Wunde mit Carbolsäurelösung überrieselt, dann blieb er längere Zeit liegen. Später kam Lister dahin, den Verbandwechsel von der Menge des Secrets abhängig zu machen. Es arbeitete in ihm beständig der Gedanke, eine Verbandform herzustellen, bei welcher das Antisepticum seine volle Wirkung gegen die Zersetzungskeime entfalten könnte, die Wunde aber vor dem ätzenden und reizenden Einflusse des Antiseptikums selbst geschützt würde. So kam er auf seine «Protective», eine Schutzhülle aus besonders zubereitetem Wachstaffet. Dieses kommt auf die Wunde unmittelbar und schützt sie vor Carbolsäure; auf das Protective kommt der antiseptische Verband, und er schützt vor Zersetzungskeimen. Noch zwei wichtige Punkte beschäftigten Lister. Um bei größern Wunden den Abfluß der Secrete leichter zu machen, führt er desinficirte Drainageröhrchen (Kautschukröhrchen für Abfluß des Eiters) ein, die nur zum Niveau der Wunde hinaufreichen dürfen. Die richtige Anwendung der «Drainirung», die von dem französischen Chirurgen Chassaignac zuerst wieder nach Vorgang von Benjamin Bell im 18. Jahrhundert hervorgeholt wurde, wird als ein wichtiger Factor bei dem Verbande angesehen. Weit wichtiger und vielleicht die größte Leistung Lister's" (die schon Aestley Cooper sich zum Verdienst anrechnen konnte, wie wir gesehen) „ist die Einführung der Katgutligatur. Tritt eine Nachblutung ein, so muß wieder der ganze Apparat (Spray u. s. w.) herbei und niemals darf man jene carbolisirte Compresse vergessen, welche die Wunde in dem Falle decken soll, wenn der Spray ausgeht. Der erste und alle nachherigen Verbandwechsel müssen mit allen denselben Cautelen bezüglich der Instrumente, Schwämme, Hände und unter Spray vorgenommen werden. Der Verband muß immer sehr groß sein. Der Verbandwechsel soll insbesondere in den ersten Tagen sehr schnell geschehen. Auf den Abfluß der Wundsecrete muß in den ersten Tagen strengstens gesehen werden." Als Vorzüge rühmt der Autor: „Die operative Eröffnung von Höhlen, die bei offener Wundbehandlung regelmäßig zur Eiterung führt, führt unter Lister nicht zur Eiterung. Die sofortige Vereinigung kann bei frischen Wunden in viel weiterm Umfange angestrebt werden als bei offener Wundbehandlung, so insbesondere bei Amputationen und Exstirpationen von Geschwülsten. Die sofortige Vereinigung tritt hier auch bei nicht frischen, sondern eiternden Wunden ungemein häufig auf. Unter Umständen ist die Eiterung minimal. Die Secrete riechen nicht, es gibt kein Fieber. Fremde Körper veranlassen unter Lister nicht Jauchung. Die Ligaturfäden werden resorbirt. Höchst bemerkenswerth ist die Schmerzlosigkeit beim Wechsel des Verbandes."*) Ueber diese zuletzt aufgeführten Vorzüge der Lister'schen Verbandmethode und ihre günstigen Erfolge herrscht volle Einigkeit; doch sind die Stimmen darüber ge-

*) Vgl. Eduard Albert, „Chirurgie", I, 65.

theilt, ob nicht die gleiche umsichtige Reinlichkeit und Sorgfalt allein auch ohne Carbol dasselbe zu Wege bringen könne. Das letzte Wort über das Lister'sche Verfahren ist noch nicht gesprochen; behauptet und belegt man doch statistisch, daß sogar die offene Wundbehandlung bei den heutigen hygieinischen Verbesserungen der Hospitäler u. s. w. dasselbe leiste!

Statt der Carbolsäure wurden neuerdings als Verbandflüssigkeit noch Salicylsäurelösungen, Thymol und als neuestes Mittel Benzoësäure empfohlen und angewandt, in der Absicht, gewisse Gefahren oder unangenehme Wirkungen, welche die Carbolsäure zur Folge hat, zu umgehen und neue Vortheile zu erringen.

Außer der Entdeckung der Anästhetica und der Erfindung besserer Verbandmethoden ist als dritte große Errungenschaft der praktischen Chirurgie in ihrer Allgemeinheit die von dem berühmten Chirurgen Esmarch in Kiel erfundene künstliche Blutleere zu nennen. Wenn jene erste den Schmerz und die zweite die Gefahr der Heilung zu beseitigen und zu vermindern bestimmt waren, so ist die letzte geeignet, bei vielen Operationen die Schrecken der Blutung, welche Dieffenbach noch so drastisch schildert, fern zu halten, sodaß der Operateur jetzt am Lebenden so ruhig „wirken" kann, wie am leblosen Körper. So einfach der zu Grunde liegende Gedanke und die Ausführung, so bedeutend ist das Ganze als chirurgisch-praktische That, so zwar, daß der vor kurzem verstorbene große Chirurg Stromeyer dieselbe als den Ausgangspunkt einer neuen Epoche der Humanität betrachtete und in seinen „Erinnerungen" begeisterungsvoll feierte.

Wie bei allen bedeutenden Erfindungen, die schließlich so verblüffend einfach sich darstellen wie das Ei des Columbus, suchte man nachträglich auch hier wieder nach frühern Entdeckern und fand denn auch, daß Anfänge und ihr ziemlich nahe kommende Vorläufer der Entdeckung in der That vorher vorhanden waren. Hatte doch schon Chrysippos Einwickelungen der Glieder, die man neuerdings aus Unkenntniß des Chrysipp'schen Verfahrens als etwas ganz Neues unter dem pomphaften Namen „Autotrans- oder infusion" beschrieben hat, schon um 340 v. Chr. gemacht, um das Blut zurückzuhalten, wie sich herausstellte! Esmarch hatte zuerst 1873 seine Erfindung vorgetragen, ohne vorerst Beachtung zu finden, trotzdem dies auf dem Chirurgencongreß in der Stadt der Intelligenz geschehen war.

Das Verfahren ist aber auch ganz ausnehmend einfach.

Seine erste Anwendung fand es bei, vielmehr vor Operationen, an Extremitäten. Es wird das betreffende Glied von seinem Ende her mit Gummibinden sorgfältig und fest umwickelt bis über die Stelle hinauf, an der operirt werden soll. Dadurch wird das im Gliede enthaltene Blut nach oben gepreßt und in das Innere des Körpers gedrängt. Um es dort festzuhalten, wird nun ein Gummischlauch, dessen Enden mit Haken und Oese versehen sind, um die Extremität geführt, fest angezogen und beide Enden geschlossen. Ist dies geschehen, so pulsiren die Schlagadern unterhalb der Verschnürungsstellen nicht mehr, somit kann auch kein Blut von neuem in das Glied eintreten: die Blutleere ist erreicht. Die Binde wird zuletzt wieder abgenommen und unterhalb des Schlauches kann nun die größte und langwierigste Operation vorgenommen werden, ohne daß während derselben Blut austritt.

Der Gewinn, der daraus erwächst, ist zunächst ein doppelter. Vor allem kann der Operirende mit Ruhe und Muße handeln, alles Krankhafte bis auf den letzten Rest entfernen, was besonders bei bösartigen Geschwülsten, Knochenresectionen u. s. w. von größtem Werth ist, ohne daß ihm fließendes oder aus den Adern spritzendes Blut das Gesichtsfeld verdeckt; dann behält, was noch wichtiger ist, der meist durch die Verletzung oder Krankheit, wegen welcher man schneidet, schon sehr blutarm gewordene Kranke stets das Blutquantum ganz, über das er bis zur Operation noch verfügte: er wird also nicht von neuem und acut durch Blutverlust geschwächt; die Heilung ist daher besser und rascher möglich und die gefährlichsten Wundkrankheiten, wie Eitervergiftung, die erfahrungsgemäß bei solchen Operirten, welche durch Blutverluste während der Operationen herabgekommen sind, doppelt leicht entstehen, mit größerer Wahrscheinlichkeit hintangehalten.

Die sogenannte Esmarch'sche Blutsparung ward sehr bald in Frankreich durch Demarquay und in England durch Mac Cormac eingeführt, fand überhaupt rasch allgemeinen Anklang, ja sie ward auch auf andere Körpertheile, als für die sie der Erfinder ursprünglich bestimmt hatte, segensreich ausgedehnt. Kleine Nachtheile, die sie im Gefolge hat, werden sicher durch längere Erfahrung und Uebung überwunden und beseitigt werden.

Außer diesen drei Cardinalhülfsmitteln der heutigen praktischen Chirurgie stehen dieser noch die zahllosen Verbesserungen in Herstellung des Instrumentalapparates und des Materials derselben, die Erfindungen der heute so sehr entwickelten Technik zu Gebote, welche sie sich vom einfachsten Messer und der Sonde bis hinauf zu den complicirtesten Constructionen mit größtmöglicher Findigkeit und Raschheit dienstbar gemacht hat. Nachdem Geburtshülfe und Augenheilkunde als besondere Zweige der Medicin von ihr abgetrennt worden und sie sich sozusagen auf sich selbst concentriren konnte, ist dies nur im erhöhtern Maße der Fall.

Gehen wir jetzt zu den Einzelgewinnen, welche die abgegrenzte Chirurgie in unserm Jahrhundert gemacht hat, ohne die chronologische Reihenfolge derselben jedoch streng einzuhalten, über, so ist einer der frühesten derselben die Verbesserung der Gefäßunterbindung, resp. der directen Blutstillung. Vor allem ward das Glüheisen, welches im 18. Jahrhundert trotz der Erfindung Paré's immer noch viel angewandt worden war, blos auf wenige Ausnahmefälle beschränkt, sowie die erst damals betonte isolirte Unterbindung des Gefäßes zur Regel erhoben. Ferner ward zweckmäßiges Fadenmaterial (Seide, Darmsaite u. s. w.) erdacht und für leichtere Fadenschnürung durch sinnreiche Instrumente Sorge getragen. Die Gefäßgebiete, auf die man die Unterbindung ausdehnte, wurden außerdem erweitert, sodaß die größten und dem Innern nächsten Aderstämme, ja selbst die große Bauchpulsader nicht davon ausgeschlossen blieben; doch ist man von Excessen der letztern Art alsbald wieder zurückgekommen. Es wurden weiter eine ganze Reihe Methoden der Unterbindung, welche vergessen waren, wieder eingeführt, andere wurden neu erfunden. Unter jene wiedergefundenen gehört als die häufigst anwendbare die Torsion, d. h. die Drehung der mit der Pincette erfaßten Ader um ihre Längsachse, wodurch der Verschluß der durchschnittenen Enden ohne Anwendung eines

Fadens wenigstens bei kleinern Gefäßen sicher erfolgt. Zuletzt wollen wir noch der forcirten Biegung in den Gelenken als eines neuerdings zur Methode erhobenen Blutstillungsmittels gedenken, wenn dasselbe auch in der Regel nur in Verlegenheitsfällen Anwendung finden wird, sowie als einer sehr wichtigen Verschlußart blutender Adern die Vereinigung der Wunden durch Naht erwähnen. Auch diese erfuhr mannichfache Aenderungen rücksichtlich der verwendeten Stoffe, insofern man Draht, Silberdraht, Pferdehaare u. s. w. theils der größern Festigkeit, theils der geringern Reizung der Wunde wegen verwandte.

Eine ganze Reihe von segensreichen Fortschritten hatte die Inangriffnahme der Behandlung von Verkrümmungen durch Muskelverkürzungen zur Folge. Während einzelner solcher Leiden wegen früher ganze Glieder unter Umständen abgesetzt wurden, beschränkt sich die neuere Chirurgie auf bloße orthopädische Maßnahmen, resp. Durchschneidungen der erkrankten Muskeln und Sehnen. Eine große Anzahl angeborener und erworbener Verkrümmungen, wie Schiefhals, Klump- und Pferdefuß, Klumphand, Gelenksteife u. s. w. werden demzufolge jetzt sicher und einfach beseitigt, während sie früher nicht durch große Eingriffe oder auch gar nicht geheilt werden konnten. Dies Resultat ward erreicht durch Verbindung der Maschinenbehandlung, der Orthopädie, mit der Durchschneidung der Sehnen, der Tenotomie, welch letztere dadurch ganz von Gefahr befreit ward, daß sie unter der vermittels einer feinen Stichöffnung durchbohrten Haut vollzogen, d. h. subcutan ausgeführt ward. In der letztern Richtung ging 1816 zuerst Delpech vor; aber der schon genannte deutsche Chirurg Stromeyer erwarb sich 1831 das größte Verdienst um dieses Verfahren, das gerade, weil es so unblutig und schonend glänzende Resultate erreicht, als ein Typus der sogenannten conservativen Chirurgie unsers Jahrhunderts gelten muß und zu einem unsterblichen Ruhmestitel des Genannten ward. Die häufige Art angeborener Fußverkrümmung, welche Lord Byron sein ganzes Leben lang verunstaltete und unglücklich machte, wol auch sehr viel Einfluß auf seinen Charakter und dadurch mittelbar auf seine Dichtungsweise hatte, ist eins der Hauptgebiete entstellender und den Gebrauch der Glieder hindernder Leiden, welche die subcutane Tenotomie in Verbindung mit orthopädischer gefahr- und fast schmerzlos in frühester Jugend schon beseitigt, ein Uebel, wegen dessen man vorher nicht selten den Fuß amputirte, um nur das Gehen möglich zu machen. Auch die Beseitigung des Schielens, eine Folge von Verkürzung gewisser Augenmuskeln, gehört in das Gebiet der subcutanen Tenotomie.

Erneuert und weiter ausgebildet wurden in unserm Jahrhundert, besonders auf Anregung von Karl Ferdinand Gräfe (gest. 1840), Vater des berühmten Augenarztes (gest. 1870), die sogenannten plastischen Operationen, die schon im frühen Alterthum zwar geübt und am Ende des Mittelalters wieder aufgenommen worden waren, aber nahezu in Vergessenheit gerathen und wenigstens für die Praxis verloren gegangen waren. Sie bezwecken die Herstellung von Geburt aus fehlender, entstellter oder später verloren gegangener Körpertheile durch Heranziehung benachbarter Theile auf operativem Wege. Es werden verlorene Ohren und Nasen wenigstens nothdürftig restaurirt. (Was ich davon aber sah, war nicht zum hundertsten Theil so gelungen wie etwa die mögliche Restauration eines gothischen Bauwerks

oder auch nur eines Brunnensarges, sodaß selbst die häßlichste eigene Nase zweckmäßiger und schöner erscheint als eine plastisch operirte. Uebrigens muß man zugestehen, daß eine solche Nase immer besser ist als gar keine Nase.) Vollkommener gelingt die Herstellung von Lippen und Lidern sowie der Verschluß von Gesichts- und Gaumenspalten, von Spalten der vordern Bedeckung der Harnblase und zuweilen der Harnröhre u. s. w.

Eine der segensreichsten Errungenschaften der neuern Chirurgie aber ist die Operation der Vesicovaginalfisteln, d. h. der meist durch schwere Geburten hervorgerufenen Oeffnungen in der Harnblase, aus denen beständig Urin träufelt und welche die unglücklichen Frauen zur völligen Isolirung zwingen, weil der zersetzte Urin nicht allein die Veranlassung zu marternden Geschwüren wird, sondern auch die entstehenden Zersetzungsgerüche der Umgebung äußerst lästig fallen. Während die frühern Versuche, die oft nur sehr kleinen Oeffnungen durch Aetzung, Glüheisen u. dgl. zum Verschluß zu bringen, nur äußerst selten gelangen, ist es der neuern Wundarzneikunst möglich, selbst solche mit sehr großen Substanzverlusten zu schließen, ja das völlige Gelingen der Operation zur Regel zu erheben. Den Anstoß zu diesem sehr bedeutenden Erfolge gaben die Franzosen, die mit bewundernswerther Ausdauer trotz vieler Nichterfolge sich nicht abschrecken ließen, immer von neuem die Sache in Angriff zu nehmen, bis endlich durch Jobert de Lamballe eine Methode erfunden ward, welche dauernde Heilungen bezweckte. Alsbald jedoch gelang es dem deutschen Wundarzte Gustav Simon, Besseres zu leisten und jene Sicherheit des Erfolges zu erzielen, welche die Operation heute selbst unter den Händen nicht speciell sich damit beschäftigender Chirurgen bietet. Auch die Amerikaner förderten die Sache, wie sie denn überhaupt in gynäkologischen Operationen sich auszeichnen, zu manchen sogar die erste Anregung gaben. Auch die plastische Wiederherstellung des Dammes nach Dammrissen, selbst in verzweifelten Fällen, gelang der neuern Operationstechnik im Gegensatz zu frühern Zeiten, gleichwie auch in der operativen Beseitigung von mechanischen Hindernissen der Conception mittels oft sehr difficiler Operationen an der Gebärmutter derartige Fortschritte gemacht wurden, daß die betreffenden Loves labours lost heute etwas seltener geworden sind. In dieser Richtung ging besonders der Amerikaner Marion Sims epochemachend voran. Auch die mechanische Behandlung von Senkungen, Vorfällen, Abweichungen von der normalen Lage und Richtung u. dgl. seitens der Gebärmutter erfuhr manche Verbesserungen, wie denn überhaupt die Gynäkologie eins der neuerdings mit einer gewissen Vorliebe bearbeiteten Gebiete der chirurgischen Therapie ist, so zwar, daß selbst die Castration zur Beseitigung quälender oder gefährlicher Leiden der Frauen durch Entfernung normaler Eierstöcke unter Eröffnung der Unterleibshöhle mehrfach gewagt wurde, eine Operation, die schon in den ältesten Zeiten, freilich nicht medicinischer Zwecke wegen, geübt worden war, letzterer wegen aber vor kurzem durch den freiburger Gynäkologen Hegar mehrfach vorgenommen wurde.

Viel segensreicher jedoch wirkte und wirkt jedenfalls die Entfernung erkrankter Eierstöcke, die Ovariotomie, durch Behebung eines der traurigsten Frauenleiden, der Eierstockswassersucht. Wer jemals einen Anblick der namenlosen, meist aber mit dem den Frauen eigenthümlichen, dem Herzen entspringenden Stoicismus ertragenen

Qualen gehabt, wird es zu preisen wissen, daß die heutige Chirurgie gerade bei deren Beseitigung mit Erfolgen in mehr als der Hälfte aller Fälle, trotz einer so großen Operation, welche dazu meist auch noch von langer Dauer ist, auftreten kann. Um dies zu begreifen, müssen wir das Leiden und den operativen Eingriff in Kürze beschreiben sowie die Geschichte der Operation erwähnen. Unter Eierstockswassersucht versteht man eine stetig wachsende Anfüllung und Ausdehnung krankhaft entwickelter blasiger Gebilde in den Eierstöcken durch wässerige Ausschwitzung, sodaß dieselben zuletzt die Gedärme verdrängen und die Unterleibshöhle so bedeutend auswölben, daß der Unterleib ein faßförmiges Aussehen erhält und die Athmung, Blutbewegung und Verdauung zuletzt behindert werden. Athemnoth, Erbrechen, Störungen der Darmentleerung u. s. w. peinigen in den höchsten Graden der Anfüllung die armen Kranken Tag und Nacht. Entleerung der oft 12—15 und mehr Liter betragenden angesammelten Flüssigkeit bewirkt nur kurze Zeit einige Erleichterung, weil jene rasch von neuem erzeugt wird. Dadurch ist das Abzapfen eine aussichtslose Operation und so ungefährlich sie ist, unterwerfen sich die Kranken ihr nach mehrmaliger resultatloser Wiederholung in der Regel nicht mehr. Sie verlangen dringend nach dauernder Hülfe und unterziehen sich meist bereitwillig der Ovariotomie. Diese besteht in der blutigen Eröffnung der Unterleibshöhle mit meist sehr großer Wunde und in der Ausschälung der in der Regel bedeutenden Geschwulstmasse. Der deshalb nöthigen Vorsicht und der nicht selten großen Verwachsungen mit den Därmen, der Gebärmutter u. s. w. wegen, währt die Operation öfters mehrere Stunden; doch werden die Schrecken des Eingriffs durch Chloroform und die neuern Hülfsmittel der Blutstillung bedeutend gemildert, sowie die Heilung durch sorgfältigste Nachbehandlung beschleunigt, und es überwiegen deshalb die Erfolge neuerdings immer mehr die Miserfolge. Während noch vor einigen Jahrzehnten die Operation fast einer Tödtung ziemlich gleich gerechnet ward, hatte 1877 der einzige englische Operateur Spencer Wells sie bereits 800 mal ausgeführt! Eine solche Zahl ist im Stande, auch dem Laien einen Begriff zu geben, welche Triumphe die heutige Chirurgie und die Humanität zu erringen in Stand gesetzt ist.

Die erste Ovariotomie der neuern Zeit ward 1701 von Robert Houston in Glasgow gemacht; eine größere Anzahl (13) führte aber erst der Amerikaner Ephraim Mac Dowell aus; dann folgten der Italiener Emiliani in Faenza (1815) u. a. Der jetzige Aufschwung ward von E. Köberle in Straßburg inaugurirt, dessen Erfolge im Jahre 1862 bahnbrechend wirkten, sodaß 1870 bereits 2187 Ovariotomien mit 61 Proc. Heilungen zusammengestellt werden konnten, heute aber kein namhafter Chirurg mehr existirt, der nicht eine Anzahl derselben ausgeführt hätte.

In Bezug auf die Größe des Eingriffes steht eine Reihe anderer Operationen der Ovariotomie theils gleich, theils übertreffen sie dieselbe noch. So ward die Exstirpation der Milz durch Küchler in Darmstadt zum ersten mal ohne Erfolg ausgeführt, neuerdings von dem pariser Chirurgen Péan mit günstigem Ausgange vollzogen. Daran schließt sich die Entfernung einer Niere durch den vor zwei Jahren verstorbenen heidelberger Chirurgen Simon. Früher schon (1812) war von Sauter in Konstanz die ganze Gebärmutter, welche übrigens schon von ältern Operateuren ausgeschnitten worden war, entfernt worden, eine Operation, die heute

zwar immer noch als eine schwere, aber doch nicht mehr als eine allzu kühne zu bezeichnen ist, nachdem man erfahren hat, daß während derselben ein großer Theil der Därme längere Zeit außerhalb der Bauchhöhle verbleiben kann (Freund in Berlin), was man früher auf das äußerste zu vermeiden bestrebt war und fürchtete. Desgleichen werden heutzutage große Geschwülste aus der Unterleibshöhle entfernt, die zu beseitigen man früher nicht für zulässig, ja zum Theil nicht für möglich hielt. Ebenso wurden Oeffnungen in die vordere Magenwand zur Einführung von Speisen durch diese, wenn der Schlund durch Krankheit verschlossen ist, mit einem längere Zeit währenden günstigen Erfolge mehrfach neuerdings operativ angelegt. Auch hat man es gewagt, die Gallenblase zu exstirpiren; selbst bis zu den Geschwülsten, die sich im hintern Bauchraume, von den Därmen bedeckt, entwickelt haben, ist man mit dem Messer vorgedrungen. Die Eröffnung von Körperhöhlen gilt fast nicht mehr, als früher die Entfernung eines Gliedes! Doch hat die Zukunft noch zu entscheiden, ob nicht manche unberechtigte Kühnheit hier mit unterläuft, deren unmittelbares Resultat zwar günstig sein mag, deren Schlußwerth aber mit Bezug auf den natürlichen Verlauf der ursächlichen Erkrankung fraglich erscheint.

Auch die uralten Operationen zur Entfernung von Eiteransammlungen in der Brusthöhle sind in unserer Zeit vielfach verbessert worden, sodaß deren Gefahren sehr vermindert sind. Nur eine Körperhöhle, die Schädelhöhle, wird heute weniger eröffnet als früher, insofern die Trepanation des Schädels bei Knochenbrüchen desselben u. s. w., die bis zu Anfang unsers Jahrhunderts noch zahlreich gemacht wurde, mit Recht sehr eingeschränkt worden ist, welche Einschränkung gerade die bedeutendsten Chirurgen am lautesten verlangten.

Bezüglich der nach außen mündenden Körperhohlorgane, wie Nase, Mund, Ohr, Scheide, Mastdarm und Blase, haben die Operationsverfahren alle zwar an Sicherheit und Kühnheit in unserer Zeit gewonnen; wirklich bedeutende Neuerungen jedoch erfuhren nur die für die drei letztgenannten bestimmten Operationsweisen, besonders die der Blase geltenden, insofern man einestheils durch gewaltsame Ausdehnung der Harnröhre bei Frauen die Blase für Instrumente zugänglich machte, anderntheils durch Einführung der Lithotritie den gefährlichen Steinschnitt zum Theil umgehen lernte. Durch das erstere Verfahren ist es z. B. möglich geworden, selbst ziemlich umfangreiche Steine unblutig herauszubefördern und ebenso Geschwülste und Wucherungen im Innern der Harnblase zu operiren, ohne die Wandungen dieser einzuschneiden. Dieses Verfahren der forcirten Erweiterung der Harnröhre rührt von dem schon genannten Simon her, der überhaupt die Chirurgie der parties honteuses sich zum Specialgebiet erwählt hatte und auf diesem große Kühnheit entwickelte, sodaß er selbst mit der ganzen Faust den Mastdarm zu exploriren sich nicht scheute und auf diesem beschwerlichen Ausfuhrwege untersuchend, selbst bis zur Magengegend in die Höhe eindrang, wodurch die tiefer gelegenen Theile des Bauchinnern der Diagnose zugänglich gemacht wurden. Hierbei mußte freilich das Chloroform wieder seine vielbegehrten Dienste leisten. Wir führen dieses Beispiel als eins der bezeichnendsten zur Klarlegung der kühnen chirurgisch-diagnostischen Verfahren von heute an.

Die Lithotritie dagegen ist wieder eine französische Erfindung. Sie ward in

den zwanziger Jahren von Civiale angegeben und als gänzlich neu betrachtet, obwol sich nachträglich herausstellte, daß auch sie schon von spätgriechischen Aerzten und solchen des 17. Jahrhunderts ausgeführt worden, aber in Vergessenheit gerathen war. Das Verfahren eignet sich nur zur Beseitigung von kleinen Blasensteinen und kann deshalb ein Irrthum in der Diagnose betreffs der Größe dieser letztern verhängnißvoll werden, wie dies bei Napoleon III. der Fall war, bei dem, nach vergeblichen Versuchen, einen zu großen Stein durch dasselbe zu entfernen, schließlich doch der Steinschnitt unter den durch die vorausgegangenen lithotriptischen Manipulationen ungünstiger gewordenen Umständen gemacht werden mußte. Diese bestehen in der Einführung eines katheterartigen Instruments in die Blase, dessen Spitze eine Art Zange zum Erfassen des Steines trägt, deren Branchen dann von außen her gegeneinander getrieben werden, um den zwischen diesen befindlichen Stein oder Theile desselben so zu zermalmen, daß die kleinen Trümmer dieses durch die enge Harnröhre mit dem austretenden Urin in Gestalt einer griesartigen Masse entleert werden können. Daß bei der Steinzertrümmerung wiederholte Sitzungen bis zur endlichen Entfernung des Ganzen nöthig sind, geht aus der nöthigen Kleinheit des Instruments hervor. Trotz solcher öftern Wiederholungen aber ist das Verfahren, dem Steinschnitt verglichen, wenig gefährlich zu nennen, und sind die Erfolge desselben in solchen Fällen, die von vornherein dazu geeignet sind, deshalb bedeutend bessere als die des erstern, der übrigens infolge zweckmäßigerer Nachbehandlung gegen früher ebenfalls an günstigen Resultaten gewonnen hat. In Deutschland hatte sich besonders B. Stilling in Kassel mit Lithotritie befaßt und sehr günstige Schlußerfolge erzielt.

Auch eine andere, schon zur Zeit der ersten römischen Kaiser von dem berühmten Arzte Asklepiades ausgeführte Operation ward in unserm Jahrhundert wieder in die Praxis und zwar in ausgedehntem Maße eingeführt: die Tracheotomie. Die Hauptanzeige zur Eröffnung der Luftröhre bilden Croup und Diphtheritis, seltener von außen her jene zusammendrückende Geschwülste und in die Athemröhre gelangte fremde Körper u. dgl. Die Eröffnung geschieht gewöhnlich durch Schnitt, seltener durch directen Einstich. So ungefährlich im allgemeinen bei Uebung und Vorsicht des Operateurs die Operation selbst zu sein pflegt und so gut dieselbe in Fällen, bei denen kein schweres Allgemein- und Lungenleiden die Vorhersage von vornherein trübt, auch ertragen zu werden pflegt, so wenig günstig gestalten sich die Resultate bei Croup und Diphtherie, vornehmlich deshalb, weil entweder die Angehörigen zu spät ihre Zustimmung geben, was fast die Regel ist, oder weil der diphtheritische Proceß auf die Wunde übergreift und in die Lunge fortwandert. Immerhin gewährt unter allen Umständen die Tracheotomie eine, wenn auch nur symptomatische Hülfe, und wer immer gesehen hat, wie jämmerlich Croup- und Diphtheritiskranke ohne sie ersticken müssen, wie leicht sie aber im schlimmsten Falle nach Verrichtung derselben enden, wird die Operation ihrer wenigen Erfolge wegen nicht einfach verdammen, sondern ihre, wenn auch nur palliative Wirkung preisen.

Ganz neu wurden aber in unserm Jahrhundert die Operationen im und am Kehlkopfe in die Chirurgie eingeführt. Entfernung von Geschwülsten, sogenannten Polypen, aus dem Innern desselben wurden 1844 zum ersten mal von dem vor

kurzem verstorbenen straßburger Anatomen und Chirurgen Karl Heinrich Ehrmann unter Eröffnung von außen her vorgenommen: er machte in obigem Jahre die erste Laryngotomie mit Erfolg. Neuerdings werden nun aber jene Neubildungen des Kehlkopfinnern vom Munde, resp. Rachen aus mit Hülfe des Kehlkopfspiegels ohne blutige Eröffnung des Larynx im sogenannten umgekehrten Bilde operirt, d. h. man benutzt das im Spiegel entstandene umgekehrte Bild zur Leitung des vom Munde her eingeführten entsprechend gebogenen Schneidewerkzeugs oder der galvanischen Glühschlinge in das Kehlkopfinnere. Um dieses Operationsverfahren hat sich der tübinger Chirurg V. Bruns bahnbrechend verdient gemacht. Daß man neuerdings auch den ganzen Kehlkopf ausgeschnitten hat — die erste Operation dieser Art führte Billroth in Wien 1873 aus, seitdem ist sie öfter gemacht worden — und durch künstliche Kehlköpfe die Wunde verschloß und zum Athmen tauglich machte, führen wir hier gelegentlich an, um wieder ein Beispiel von der großen Kühnheit der heutigen Chirurgie zu geben. Unterstützt werden alle Operationen im Munde, an dem Kehlkopfe, mit Einem Worte solche, bei denen durch Einströmen von Blut in die Lunge Gefahr entsteht, durch das von dem züricher Wundarzte Rose angegebene Verfahren der Operationen mit herabhängendem Kopfe, wobei das Blut nach außen zu fließen gezwungen ist. Auch durch Verstopfung der Luftröhre mit einer Vorrichtung, die noch Athmung durch eine mit der freien Luft in Verbindung stehende Kautschukröhre ermöglicht, jedoch das Blut vom Eintritt in die Lunge abhält, werden die Operationen am Kehlkopfe und in seiner Nähe sehr erleichtert.

Die Blutung bei großen Operationen, z. B. bei Absetzung von Gliedern, Entfernung von gestielten Geschwülsten und Theilen u. s. w., zu umgehen, hat der französische Chirurg Chassaignac in den funfziger Jahren das sogenannte Ecrasement linéaire angegeben. Dasselbe besteht wesentlich in einem allmählichen schneidenden Abquetschen, wobei die Blutgefäße der Theile zwar durchschnitten werden, sich aber infolge der damit verbundenen Quetschung zu derselben Zeit wieder schließen. Das Ecrasement wird mittels einer biegsamen, an einer Seite durch stumpfschneidende Zähne geschärften Kette ausgeführt, welche man um den zu entfernenden Theil, z. B. ein Bein, gelegt, durch eine Hülse geführt, mit einem Schraubwerke in Verbindung gesetzt und dann mittels desselben immer fester zugeschnürt hat, sodaß die Weichtheile sehr allmählich durchtrennt werden. Natürlich wird das sehr schmerzhafte Verfahren unter Narkose ausgeführt, Knochentheile werden in der Regel mit gewöhnlicher Säge durchsägt. Die Ecraseurquetschungen, welche früher nur unter Eiterung, die oft sehr lange währte, heilten, schließen sich unter den heutigen Verbandcautelen durch sogenannte prima intentio, d. h. durch sofortige Verheilung ohne jede Eiterung, infolge Verklebung der Wundflächen. Uebrigens ist das Verfahren durch die Esmarch'sche Blutsparung bereits großentheils als unnöthig beseitigt.

Ein der Absicht nach dem vorigen ähnliches Operationsverfahren bildet die Galvanokaustik, bei welcher der Verschluß der Gefäße durch Glühhitze, wie bei dem ältern Glüheisen, bewirkt wird. Dasselbe besteht im Durchbrennen der Weichtheile

mittels eines durch eine galvanische Batterie weißglühend gemachten Platindrahtes und hat vor dem Ecrasement größere Sicherheit der Aderverschließung voraus, ist aber schwieriger und umständlicher wegen der nicht unter allen Umständen zuverlässigen Wirkung des Batteriestromes auf den Draht, der sich ungleich erhitzt oder durchbrennt u. s. w. Zudem sind die Apparate theuer, auch nicht leicht zu handhaben und große Gefäße schließen sich nicht immer; doch kann man mittels der Schlinge auch die Knochen durchbrennen. Am brauchbarsten ist das Verfahren zur Entfernung von Geschwülsten, besonders wenn sie gestielt sind, nicht mit breiter Basis aufsitzen, zur Beseitigung von Polypen des Kehlkopfes, vergrößerter Mandeln, von Geschwülsten und Auswüchsen des Rachens, der Nase, der Gebärmutter, zur Amputation der Zunge, zum Verschluß von Aderausdehnungen u. s. w.; selbst für die Tracheotomie ist es brauchbar. Auch in der Zahnheilkunde wird es verwandt. Von der Ueberschätzung der Galvanokaustik, wie sie kurz nach ihrer Erfindung gäng und gebe war, ist man zurückgekommen; man hat sie nach und nach auf eine verhältnißmäßig kleine Zahl von chirurgischen Krankheiten eingeschränkt, in denen sie sich bewährt hat und für die sie sich erhalten wird. Die Erfindung stammt von dem vor 18 Jahren verstorbenen breslauer Chirurgen Middeldorpff; Versuche, die vorher schon gemacht worden waren, die Brennwirkung des elektrischen Stromes in der chirurgischen Therapie zu verwerthen, waren zwar vor ihm schon gemacht worden, blieben aber unvollkommen und zudem dem Erfinder unbekannt.

Die Galvanopunktur und Elektrolyse, gleichfalls chirurgische Errungenschaften unsers Jahrhunderts, unterscheiden sich von der Galvanokaustik dadurch, daß man mittels jener keine Entfernung von Theilen bewirken, sondern eine Zersetzung, Gerinnung, Vertheilung und Aufsaugung von flüssigen Afterbildungen herbeiführen will. Dieselben sind älter als die Galvanokaustik und wurden bereits 1845 von Pétrequin in Lyon (gest. 1878) zur Heilung von Pulsadergeschwülsten angewandt. Auch Geschwülste, Fisteln, Verengerungen, Eierstockswassersucht u. s. w. unterwarf man dem Verfahren. Bei diesem wirkt der eine Pol der galvanischen Kette auf die betreffenden Gewebeneubildungen, Flüssigkeitsausschwitzungen u. dgl. in Form einer in dieselben eingestochenen Nadel, nicht in Form einer geschlossenen Schlinge, wie bei der Galvanokaustik, und zwar thermisch und chemisch zugleich. Man hat mittels desselben selbst Pulsadergeschwülste der Hauptkörperschlagader, der Aorta, behandelt. Im ganzen scheinen aber die erreichten Erfolge mit den gehegten Erwartungen nicht in Einklang gebracht worden zu sein, immerhin aber für einzelne Fälle zu fernerer Anwendung aufgemuntert zu haben.

Zur Heilung von Pulsaderausdehnungen, von Aneurysmen, wie sie in der Kunstsprache heißen, sind auch noch andere Verfahrungsarten in unserm Jahrhundert ins Leben gerufen worden, deren Wirkung zum Theil auf chemischer, zum Theil auf mechanischer Verschließung des Sackes beruht. Um die Erfindung und Einführung solcher machten sich besonders die Italiener verdient, angeregt durch ihren großen Chirurgen und Anatomen Scarpa, wie es scheint. Zuerst machte Monteggia den Vorschlag, durch Einspritzung von Alkohol, Tannin u. dgl. den Inhalt der Aneurysmen zur Gerinnung zu bringen und dadurch Heilung herbeizuführen. Versuche mit dem Verfahren versprachen aber wenig Gutes. Einzelne Erfolge neben

den Miserfolgen veranlaßten jedoch, daß man es nicht gänzlich fallen ließ; ja es ward mit neuem Eifer wieder aufgenommen, als der lyoner Chirurg Pravaz durch Erfindung der nach ihm benannten Spritze — sie trägt als Rohr eine feine, durchbohrte Nadel — die sogenannte subcutane Injection inaugurirte, d. h. die Einspritzung von Arzneistoffen unter die Haut durch eine sehr enge, Luftzutritt und deshalb Eiterung hintanhaltende Stichöffnung. Man wählte unter den vielen Mitteln, welche Blutgerinnung auf chemischem Wege bewirken, zuletzt das Eisenchlorid aus, von dem man nur wenige Tropfen in den blufthaltenden Aneurysmasack einspritzte, und erzielte damit einzelne Erfolge; doch wogen sie die unglücklichen Ausgänge im allgemeinen nicht auf, trotzdem man durch größere Vorsicht mehr zu verhüten lernte, daß der Gerinnungsproceß auf weitere und wichtige Abtheilungen der Blutbahn sich fortsetzte. So ist das Verfahren, von dem man sich ursprünglich viel versprach, auf wenige, besonders geeignete Fälle eingeschränkt. Um nun die Injection zu umgehen und die pulsirende Aneurysmageschwulst doch ohne Operation mit dem Messer zur Verschließung und zum consecutiven Verschluß zu bringen, rief der italienische Wundarzt Vanzetti eine schon im 18. Jahrhundert von englischen Chirurgen geübte Methode wieder ins Leben und verbesserte sie: er ließ den zur Geschwulst gehenden, noch normal weiten und gesunden Theil der betreffenden Pulsader lange Zeit hindurch mittels Fingerdrucks verschlossen halten, um durch die Stagnation des Blutes in der sackförmig ausgedehnten, unterhalb der gedrückten Stelle liegenden Adergeschwulst Gerinnung zu bewirken. Dieses Verfahren führte denn auch vielfach zum erwünschten Ziele und ist deshalb noch in Uebung. Es hat jedoch den Nachtheil, daß es zu viel anstrengt, den Chirurgen, der den Druck mittels seiner Finger ausübte, allzu rasch ermüdet, sodaß es zu seiner Durchführung, des dadurch gebotenen häufigen Wechsels wegen, zu viel geübte Personen in Anspruch nimmt und deshalb mit Erfolg nur in Krankenhäusern durchgeführt werden kann. Zum Glück aber verläuft das Uebel meist so langsam, daß diese letztern aufgesucht werden können, also von dieser Seite kein Hinderniß für Anwendung des Verfahrens erwächst.

Andern Geschwulstbildungen gegenüber entwickelt die heutige Chirurgie im Vergleich zur frühern vor allem viel größere Kühnheit und zwar im Gefolge ihrer größern Herrschaft über die Eiterung und deren Gefahren. So kommt es denn, daß man heute sehr ausgedehnte Geschwulstbildungen entfernt, vor deren Operation man sich früher wegen der Größe der zu setzenden Wunde scheute und zu scheuen Ursache hatte. Auch operirt man infolge besserer Kenntniß und Unterscheidung zwischen bös- und gutartigen, zwischen nur örtlich recidivirenden und allgemein den Organismus inficirenden Geschwülsten mehr Geschwulstformen mit Erfolg, als dies bei weniger genauer Diagnose früher möglich war. Diese Unterscheidung ist besonders durch die sogenannte Probepunktion, d. h. die Anwendung eines Instruments, des Probetroikars, ermöglicht, mittels dessen man kleine Mengen der Geschwulstbestandtheile durch einfachen Einstich herausholt und mit Hülfe des Mikroskops auf die Elemente, welche Gut- oder Bösartigkeit des Uebels bedingen, zu untersuchen im Stande ist. Auch über die Beschaffenheit von Flüssigkeitsansammlungen in Gelenken, in der Brust-, der Bauchhöhle, in neugebildeten Säcken mit flüssigem

Inhalt u. s. w., ob sie eiterig, jauchig, wässerig u. dgl. sind, wonach sich die Behandlung einzurichten hat, gibt der Probetroikar Aufschluß.

In der Eröffnung von Gelenken, die man bis vor kurzem aufs äußerste fürchtete, wie auch von Höhlen, ist man neuerdings viel weniger ängstlich als früher; ob mit Recht, wird aber erst noch längere Beobachtung beweisen müssen, da jahrhundertelang geltende Erfahrungssätze nur in seltenen Fällen ganz ohne Nachtheil plötzlich verlassen werden. Wie dem aber auch sein möge, man schneidet bewegliche Bildungen aus Gelenken, besonders aus dem größten, dem Kniegelenk, heute mit offener Wunde aus, zu deren Entfernung noch vor einem Jahrzehnt eine ganze Anzahl sogenannter subcutaner Verfahren erfunden und mit größter Vorsicht geübt wurden, eröffnet mit wässerigen Ausspritzungen angefüllte und eiternde Gelenkhöhlen, schabt deren aufeinanderstoßende Flächen, falls die Knochen krank sind, aus u. s. w., schließt die Wunden dann unter den Vorsichtsmaßregeln, die Lister angegeben hat, und veröffentlicht vorzügliche Erfolge.

Vorläufer zu solcher Kühnheit bei verhältnißmäßig ungefährlichen Leiden waren offenbar die schon seit Anfang dieses Jahrhunderts mehr und mehr in Uebung gekommenen Operationen an den Knochen der Gelenke, welche die großen Chirurgen der römischen Kaiserzeit, ja noch die des Reformationszeitalters für äußerst lebensgefährlich hielten. Dahin gehören vor allem die Exartikulationen, d. h. die Abnahme der Glieder in den Gelenken, aus deren Reihe schon Larrey, der in 60 großen Schlachten und 400 Gefechten als Kriegschirurg thätig gewesene berühmte Chefarzt Napoleon's I., die Exartikulation des Hüftgelenkes geübt hatte: man wollte diese Amputationen in der Contiguität an die Stelle derjenigen in der Continuität der Glieder setzen, weil bei jenen das Knochenmark nicht bloßgelegt, die Knochenhöhle der Röhrenknochen nicht eröffnet werden muß, somit eine der bedeutendsten Ursachen der Pyämie in Wegfall kommt. Doch gelingt die Heilung nicht leicht, ist im Gegentheil sehr häufig langwierig, weil der Ueberzug der Gelenkhöhle, resp. die glatte, unversehrte, absondernde Fläche des zurückbleibenden Gelenkkopfes den Schluß der Wunden verzögert. Aber auch gegen diesen Misstand wird der Lister'sche Verband mit seinen strengsten Cautelen wirksam ins Feld geführt, insofern er directe Verklebung und Schluß der genähten Wundränder begünstigt.

Eine andere Klasse von Operationen an Gelenken, die Resectionen, bilden geradezu die Muster- und leitende Form der sogenannten conservativen Chirurgie. Bei Knochenfraß an den Gelenkenden nämlich wurde früher, wenn operirt werden sollte, das ganze betreffende Glied oberhalb der erkrankten Stelle abgenommen. Wenn z. B. das Elnbogengelenk durch seichten Knochenbrand zerfressen war, so amputirte man den Oberarm, wenn das Handgelenk im Vorderarme, wenn das Schultergelenk, so exartikulirte man in der Schulter, wenn auch das Knochengerüst des ganzen Armes mit Ausnahme des Gelenkkopfes gesund war: man opferte also ganze Glieder und Gliedtheile, die zu erhalten, wenn auch nur zur Verhütung der Entstellung, die ihre Entfernung herbeiführte, äußerst wünschenswerth gewesen. Deshalb machte im Jahre 1768 Charles White, Chirurg in Manchester, den Versuch, blos den erkrankten Knochentheil, in seinem ersten Falle den Gelenkkopf des Oberarmknochens, so weit auszusägen, als er erkrankt war: er „resecirte"

im Schultergelenk und die Wunde heilte unter Erhaltung eines zum Theil noch brauchbaren Armes. Später führten der französische Chirurg Moreau und der Schotte Syme Resectionen des Ellbogengelenks in größerer Zahl aus und erhielten in einem gewissen Procenttheile der operirten Fälle ganz und gar brauchbare, in einem andern halb brauchbare Gliedmaßen, in einem dritten freilich konnte, was immer noch ein Gewinn war, blos die Form des Gliedes als gerettet gelten. Nun war den Resectionen in den Gelenken, in der Contiguität der Glieder die Bahn geebnet und die Zahl solcher Operationen wuchs jetzt fortwährend und rasch. Außer diesen Resectionen in der Contiguität wurden nunmehr aber auch solche in der Continuität ausgeführt und zwar, wenn irgend möglich, mit Erhaltung der Knochenhaut, weil dann eine Neubildung von Knochenmasse nicht selten erfolgt, wie das auch bei Resectionen der Gelenkköpfe öfters der Fall ist. Beide Formen der Resectionen auf das Feld der Kriegschirurgie übertragen und damit der conservativen Chirurgie einen neuen großen Triumph errungen zu haben, ist das Verdienst deutscher Militärärzte, des verstorbenen Stromeyer, von Langenbeck's in Berlin und Esmarch's in Kiel. Die drei Genannten wurden dadurch zu wahrhaften Reformatoren der Militärchirurgie.

An die Resectionen reiht sich die Osteotomie, d. h. die Ausschneidung von Knochenstücken. Als eins der eclatantesten Beispiele kann man die Osteotomie an Röhrenknochen zur Geradrichtung gekrümmter Extremitäten betrachten. Während man früher derartige Verbiegungen der Knochen operativ nicht zu beseitigen wagte und wußte, sägt man heute keilförmige Stücke in solcher Richtung und Größe aus, daß nach Verheilung der getrennten Knochenenden die Gliedstellung der normalen gleich oder doch möglichst nahe kommt. Von der Osteotomie verschieden ist die Exstirpation ganzer Theile des Skelets, z. B. eines der beiden Knochen des Unterschenkels oder des Vorderarmes, des ganzen Ober- und Unterkiefers u. s. w. Und auch diese auf den ersten Anblick wahrhaft erschreckenden Eingriffe führen zu günstigen Resultaten, sei es, daß sich neue Knochenmassen von der erhaltenen Knochenhaut aus bilden, sei es, daß man für die Theile auf künstlichem Wege mittels der heutigen so hochstehenden chirurgisch-instrumentalen Technik ausreichenden Ersatz schaffte, z. B. durch künstliche Unterkiefer u. dgl.

Aber nicht allein Knochen werden resecirt und exstirpirt, sondern beide Verfahren sind auch auf die erreichbaren peripheren Nervenstämme übertragen worden und zwar zur Heilung der qualvollsten aller Erkrankungen, der Neuralgien, als deren gelindeste, den schlimmsten derartigen Leiden gar nicht vergleichbare Form der Zahnschmerz, und wäre er selbst der heftigste, bezeichnet werden muß. Man hat an einem und demselben Kranken bis zu fünf und mehr solcher Neurotomien gemacht, bis man zum Ziele, falls dieses überhaupt erreichbar war, gelangte, und es haben einzelne der unglücklichen Patienten geradezu die Wiederholung solcher Operationen verlangt, deren Schmerzhaftigkeit sie im Vergleich zu ihrem Leiden als nicht nennenswerth bezeichneten. Daraus mag man ersehen, wie derartige Eingriffe, wenn sie auch in noch viel seltenern Fällen, als dies gelingt, Heilungen herbeiführen würden, ihre Rechtfertigung finden.

Zum Schlusse wollen wir noch der Réverdin'schen Transplationen erwähnen,

d. h. der Ueberpflanzung von gesunden Hautstückchen auf große geschwürige Flächen, um deren Ueberhäutung zu bewirken.

Alles, was die Chirurgie heute leistet, konnten wir aus Rücksichten des Raumes nicht anführen. Doch wir sind befriedigt, wenn wir auch dem Laien so viel Einblick in die Aufgaben und das Thun des Chirurgen verschafft haben, daß er die Wahrheit der Worte Dieffenbach's einzusehen im Stande ist, der sagt: „Die operative Chirurgie ist von allen Zweigen der Heilwissenschaft am meisten geeignet, ihre Jünger zur Begeisterung hinzureißen. Sie ist ein blutiger Kampf mit der Krankheit um das Leben, ein Kampf auf Leben und Tod. Nicht Keckheit und Fühllosigkeit können hier den Sieg verschaffen, sondern Ruhe und Begeisterung, Kenntnisse und Gewandtheit. Ohne eine gewisse natürliche Anlage für dies Fach, ohne ein innerstes Durchdrungensein von demselben, ohne ein feuriges Hingeben an dasselbe wird der, welcher sich ihm widmet, stets ein Anfänger bleiben. Mag er immerhin alle Zweige der Heilwissenschaft gründlich studirt haben, sämmtliche chirurgische Operationen nach allen Arten und Meistern kennen, sie am Cadaver und am Lebenden ausführen können, er wird doch ein Untergeordneter in seinem Handeln sein. Das macht aber den wahren Chirurgen, daß er auch weiß und kann, was nicht geschrieben steht, daß er immer neu und ewig ein erfindungsreicher Odysseus — nicht eine neue Bandage oder ein neues Messer — sich Neues zu schaffen und unter den schwierigsten Umständen ohne einen Kriegsrath die Schlacht sofort zu gewinnen im Stande ist. Der Maler lernt gründlich zeichnen, die Farben mischen und auftragen, richtig copiren; dann malt er aus sich selber, er malt seine Gedanken, seine Phantasien. Man kann auch lernen Verse bauen; aber dichten kann man nicht lernen, es ist dem Dichter angeboren. Man kann auch schneiden lernen; aber oft muß anders geschnitten werden, als man es gelernt hat. Das ist operative Chirurgie."

Parlamentarische Größen Oesterreichs.

Von

Walter Rogge.

II.

Rechtspartei und Polen.

„Die Perle aller Statthalter" nannte Giskra den Grafen Hohenwart, als er diesen Beamten in einem Alter von 45 Jahren nach Linz berufen hatte. Nun galt der Bürgerminister allerdings nicht für einen großen Menschenkenner und Herzenskündiger. Allein auch der Abgeordnete Weeber sagte 1874 als Berichterstatter über die confessionellen Gesetze im Reichsrathe wörtlich: „In den Jahren 1868 und 1869 stand an der Spitze der Administration in Oberösterreich ein Mann von energischem Charakter, ein tüchtiger Verwaltungsbeamter von damals makelloser Verfassungstreue; ein Mann, der die Uebergriffe des Bischofs Rudigier zurückweisen mußte — und niemals war der Bischof Rudigier kleiner als zur Zeit dieses Statthalters. Seitdem haben sich die Verhältnisse geändert. Der Mann steht nicht mehr an der Spitze der Regierung in Oberösterreich; er steht auch nicht mehr dem Bischof Rudigier gegenüber; er kämpft mitten unter den Streitern an seiner Seite gegen ein Gesetz, das bestimmt ist, die Autorität des Staates wiederherzustellen." Vor allem aber sind ja die nackten Thatsachen da, um Giskra's Urtheil zu rechtfertigen und Weeber's Lob zu bestätigen. Unter Hohenwart's Aegide vollzog sich in Oberösterreich die Auflösung der geistlichen Ehegerichte: bekanntlich eine langwierige und ärgerliche Procedur, bei der ebensowol Entschiedenheit wie Umsicht erforderlich war, um die Ordinariate zur Auslieferung der Acten zu bewegen. Unter Hohenwart's Auspicien ward jener Proceß gegen Rudigier, in welchem linzer Geschworene den Bischof wegen eines aufwieglerischen Hirtenbriefes zu einer Gefängnißstrafe verurtheilten, mit einer ganz ungewohnten Schneidigkeit durchgeführt. Unter Hohenwart's Régime wurden die neuen Schulgesetze in Oberösterreich vom Landtage vervollständigt und eingebürgert. Bei der Discussion des Schulaufsichtsgesetzes im linzer Ständesaale trat 1869 Hohenwart den Diatriben des Bischofs, um zum Frieden zwischen Staat und Kirche zu gelangen, müsse man sich streng an das Concordat halten, mit den präcisen Worten entgegen: „Die eben gehörte Rede überschreitet die gegebenen Grenzen; die Landtage sind

berufen, um weiter zu bauen, nicht um zu demoliren, was der Reichsrath gebaut, und jedes Mitglied ist verpflichtet, mit zu arbeiten. Die Pflicht eines Bischofs verlangt nicht jene Sprache, die wir soeben gehört, wenn der Vorredner das auch behauptet hat; mit dieser so weit gehenden Opposition steht der Bischof allein da; ich ersuche, seine Auslassungen nicht zu berücksichtigen." Unter lauten Zurufen der Versammlung beglückwünschte damals der Führer der Liberalen, Figuly, „das Land zu solchen Aeußerungen aus dem Munde des Regierungsvertreters". Hohenwart ging also weit über das Maß dessen hinaus, was man etwa auch blos auf Rechnung eines Beamten setzen durfte, der einfach seine Carrière nicht verderben will. Durch Eifer wie durch Geschick rechtfertigte er vollkommen die Wahl Giskra's, ihn gerade an denjenigen Punkt zu stellen, der in der damals alles beherrschenden Concordatfrage, nächst dem innsbrucker Statthalterposten, jedenfalls der zweitschwierigste im ganzen Reiche war. Wie hat sich denn aus diesem muthigen und gewandten Vorkämpfer der Josephinischen Schul- und Ehegesetze, die doch in Oesterreich nun einmal, so wie die Dinge liegen, mit dem Centralismus unwandelbar Hand in Hand gehen, der Matador des Föderalismus entwickelt, als der Graf Hohenwart sich in den Fundamentalartikeln entpuppte, nachdem er am 7. Febr. 1871 zu allgemeiner Ueberraschung an die Spitze eines neuen Ministeriums berufen worden? Und dann der weniger ins Auge fallende, thatsächlich aber vielleicht noch größere Unterschied, daß der Fundamentalartikel-Graf nach seinem Fiasco als Minister wieder eiligst allen föderalistischen und staatsrechtlichen Kram aus seinem Programm hinauswirft, um die von ihm begründete „Rechtspartei" 1873 nach der Wahlreform in den Reichsrath als Sammelpunkt aller gemäßigten Autonomisten und namentlich der Ultramontanen einzuführen? Diese Schwenkung läßt sich weder vornehm ignoriren, wie Hohenwart das versuchte, als er denen, die sie ihm vorrückten, in einem Manifest an seine krainburger Wähler, die wol für slowenische Bauern einen ganz merkwürdigen Bildungsgrad besitzen müssen, die Worte Dante's ins Gesicht warf: „Non ragionar' da lor, ma guarda e passa." Ebenso wenig ist die Rechtfertigung, die Hohenwart selbst bei der letzten Adreßdebatte versucht hat, eine irgendwie stichhaltige. Ein Redner der Linken hatte, die eben eingetretenen Czechen begrüßend, gemeint, mit nationalen Forderungen werde sich von Volksstamm zu Volksstamm immer transigiren lassen: nur mit Einem Club der Rechten sei es der Verfassungspartei absolut unmöglich, irgendwie zu einem Compromiß zu gelangen, weil er aus Deutschen und Slawen, aus Bauern und Magnaten bestehe, die unmöglich etwas anderes als die nackte Contrerevolution zum gemeinsamen Ziele haben könnten. Die Unterscheidung ist nicht richtig, da ja auch im Cesky-Club der autochthone Adel in Gestalt von Magnaten und Prälaten und im Polen-Club die krakauer feudalen Hochkirchler ohne jede Einschränkung commandiren. Allein Hohenwart's Antwort war noch weniger glücklich. Er meinte sehr ironisch, man frage ja auch bei andern Parteien nicht so nach Rang und Stand, nenne sie nicht deshalb zusammengewürfelt, weil die Mitglieder verschiedene Röcke trügen, in Titel und socialer Stellung differirten: wenn der Vorredner sich daran gewöhne, den Club Hohenwart einfach als die „conservative Partei" zu betrachten, werde er gleich über dessen raison d'être im Reinen sein.

Das ist nun erst recht eine ganz falsche Affiche. Unter Hohenwart's Fahne sammelten sich die Südslawen, d. h. die Slowenen aus Krain, dem Küstenlande und einzelnen Districten Kärntens und Steiermarks mitsammt den Dalmatinern; dann aber alle nicht czechischen oder polnischen klerikalen Abgeordneten: vor allen Dingen also die Vertreter ländlicher Districte aus den Ländern der Glaubenseinheit: Tirol und Vorarlberg; aber auch aus Salzburg, Oberösterreich, überhaupt aus ganz Innerösterreich, einerlei ob es Fürsten oder Bauern waren. Der Ultramontanismus ist es also, welcher der Rechtspartei als Kitt dient; er allein gibt ihr Ton und Färbung; ja er dominirt in ihrem Schose um so entschiedener, als ja auch die Slowenen sammt und sonders durch die Geistlichkeit empfohlene Candidaten der ländlichen oder Ackerbürger-Wähler sind. Ein Club, aus dem jetzt schon der nackte Antrag auf Cassirung unserer ganzen Schulgesetzgebung seit 1868 und auf Wiederauslieferung des Unterrichts an den Klerus ausgeht, kann unmöglich im heutigen Oesterreich für conservativ gelten, weil er dort das Unterste zu oberst kehren will in einer Weise, die noch ganz andern Widerstand bei der Bevölkerung hervorrufen würde als selbst ausgedehnte Concessionen an den Föderalismus. Das Programm einer solchen Partei ist aber überhaupt nicht conservativ, sondern muß revolutionär sein, weil überall als letztes Ziel die Unterwerfung des Staates unter das Unfehlbarkeitsdogma hervorblickt.

Es hilft alles nichts! Der einstige Antagonist Rudigier's ist, durch eine seltene Verkettung von Umständen, selber an die Spitze einer „Centrumsfraction" im österreichischen Unterhause gerathen! Auch ist die Metamorphose nicht gar so unfaßbar. Im Februar 1871 mußte Hohenwart das Portefeuille eben nehmen, wie es zu haben war: und da war die Grundbedingung Fortsetzung der Ausgleichsarbeit Potocki's, weil gegenüber dem neuentstandenen deutschen Reichskoloß das Eine Streben, der vermeintlichen Hinneigung der Deutsch-Oesterreicher zu den Stammesgenossen eine unübersteigliche Schranke zu setzen, jede andere Rücksicht überwog. Die allerdings auch etwas auffallenden Motive, mit denen die erbländische Delegation die Vorlage wegen Befestigung der Enslinie abgelehnt — „wir wollen nicht, daß das wiedererstandene Reich als Ausland behandelt werde" — hatten bei Hofe einen gar zu bösen Eindruck hinterlassen. Von einer Rückkehr zu den Fleischtöpfen der Verfassungspartei, die ihm einen so schmählichen Sturz bereitet, konnte nach dem Fiasco der Fundamentalartikel natürlich nicht mehr für Hohenwart die Rede sein. Nicht minder empfindlich und gerechtfertigt war der Groll, womit er sich von Clam und Rieger abwandte, die ihn gegen sein besseres Wissen und Wollen in einen Kampf für die überspanntesten Forderungen hineingejagt, obschon er dessen unvermeidlichen Ausgang im voraus geahnt. War er doch wirklich während der letzten Hälfte seiner neunmonatlichen Ministerlaufbahn dem Sonntagsreiter vergleichbar gewesen, der von dem dahinbrausenden Rosse auf die Frage, wohin die Reise gehe, nur erwidern kann: „Weiß ich's?" Hohenwart mußte sich also einen völlig gesonderten Standpunkt neben der Abstinenzpolitik der böhmischen Feudalen und der Czechen zurechtmachen, was ihm nur gelingen konnte, indem er das Banner der activen reactionären Politik im Abgeordnetenhause erhob. So finden wir ihn denn im November 1873 in dem ersten Parlament,

das aus directen Wahlen hervorging, obschon er als Ministerpräsident jede Lostrennung des Reichsrathes von den Landtagen aufs schroffste und bestimmteste perhorrescirt, an der Spitze jener Rechtspartei, zu der sich damals auch noch die mährischen Slawen halten mußten, bis ihnen sechs Jahre später der Eintritt ihrer böhmischen Stammesgenossen im Ceský-Club die Thore ihres natürlichen Asyls öffnete. Mit der Vergangenheit glaubte Hohenwart sich leichten Kaufes abfinden zu können, indem er in der Adreßdebatte von 1873 nur das Wort ergriff, um die feierliche Erklärung abzugeben, seine Fraction werde sich an der Discussion nicht betheiligen, weil eine solche Theilnahme als Anerkennung der Wahlreform gedeutet werden könne, in der sein Club vielmehr eine Verletzung der Länderrechte erblicke. Abgesehen von der Kindlichkeit dieses Raisonnements, dem zufolge ein Mitglied einer Versammlung deren Rechtsbeständigkeit in Frage stellen kann, indem es sich blos niemals zum Worte meldet, ward auch bei der Gelegenheit gleich von vornherein der Rechtspartei die Signatur einer rein kirchlichen Fraction aufgedrückt, in der das nationale Element höchstens eine zufällige Beimischung bildet: denn der Jungslowene Ratslag erhob lauten Einspruch gegen den Klerikalismus des Hohenwart'schen Programms und acceptirte mit Freuden die Wahlreform, weil sie „dem Boden der Freiheit und des Gesetzes" entsprossen sei. Vom Polen- oder Czechen-Club wagt kein seiner Nationalität nach dahin gehöriger Abgeordneter sich loszusagen: zum Club Hohenwart gehören von den Südslawen nur diejenigen, deren Wahl von der Geistlichkeit durchgesetzt wurde. Ueberdies kann man durchaus nicht sagen, daß Graf Hohenwart an der Spitze einer derartigen Centrumsfraction übel placirt wäre. Im Gegentheil, die ganze Art der Feindseligkeit, mit der er gleich im Beginn seiner Amtirung den Siegesfesten der Deutsch-Oesterreicher bei dem Friedensschlusse entgegentrat, erinnerten nur zu deutlich an jenen Segenswunsch aus dem Vatican, es möge sich ein Steinchen losbröckeln und dem Koloß die Ferse zertrümmern. In diesem Sinne ward denn auch das Cabinet Hohenwart sogleich bei seinem Antritt im In- wie im Auslande allgemein aufgefaßt. Als der „auchdeutsche" Graf, wie er sich selber genannt, endlich Farbe bekennen mußte und die Kundgebungen der Freude über die Siege der Deutschen als „Illoyalität" brandmarkte, legte der Bürgermeister von Innsbruck, wo ebenfalls die Freudenfeuer von den Bergen geglänzt, Herr von Tschurtschenthaler, sein Amt, seine Orden, seine Stelle als Offizier der tiroler Landesvertheidigung nieder, bis der Kaiser entschieden haben werde, ob ein Mann wie er nöthig habe, sich von wem immer der Illoyalität zeihen zu lassen, und nahm sie erst wieder auf, als ihm officiell die Beruhigung zutheil geworden, es falle niemand ein, seine Treue in Zweifel zu ziehen. Als im August 1871 Kaiser Franz Joseph den Kaiser Wilhelm in Salzburg begrüßte, wo auch Hohenwart und Andrássy sich eingefunden, drückte der deutsche Botschafter General von Schweinitz letzterm am Bahnhofe die Hand mit den Worten: „Na, da sind Sie ja, ohne Sie hätte unsere Pauke auch ein Loch!"

Uebrigens ist Graf Hohenwart, trotz seiner vornehm kühlen, schlau berechnenden Art, infolge seiner nervösen Reizbarkeit, auch als Chef der Rechtspartei keineswegs gegen die Gefahr gesichert, in klerikalen Dingen von unscheinbaren Anfängen zu den unglaublichsten Extremen gerade so fortgerissen zu werden, wie ihm das vor

neun Jahren in Betreff des Föderalismus passirt ist. Ja im Grunde hat sich auch dieser Fortschritt im Rückschritte bei ihm bereits vollzogen. Oder was will man in der erwähnten Richtung noch mehr verlangen, nachdem Hohenwart — mit Lienbacher, einem andern Mitgliede der Rechtspartei, in dessen bald centralistischer, bald föderalistischer Carrière ebenfalls der Ultramontanismus den Angelpunkt bildet — demonstrativ sitzen blieb, als Präsident Rechbauer das Haus ersuchte, durch Erheben von den Fauteuils die Freude über die Errettung des Deutschen Kaisers von dem Attentate Nobiling's kundzugeben. Aus Hohenwart's Club und mit der Unterschrift des Mannes, der als Statthalter in Linz unter dem Jubel der Verfassungspartei die Schulgesetze so energisch gegen Rudigier vertheidigt, gehen heute Anträge auf Wiederauslieferung des Unterrichtswesens an die Geistlichkeit hervor. Ja eben erst hatte Hohenwart bei der Adreßdebatte im November 1873 erklärt, durch Schweigen gegen die Wahlreform, gegen die „Aprilverfassung" von 1873, wie er sich ausdrückte, protestiren zu wollen, als er sich auch schon im März 1874 zu einem Protagonisten gegen die confessionellen Vorlagen Stremayr's hergab. Vierzehn Tage vorher noch hatte er im Ausschusse die ganz verständige Erklärung abgegeben: das Concordat sei kein Vertrag, dessen einseitige Lösung unmöglich sei; der Staat sei unbedingt befugt, seine Beziehungen zur Kirche selbständig im Wege der Gesetzgebung zu ordnen: die Frage könne nur sein, ob die Regierung nicht zu weit gegangen. Im Plenum aber riß ihn dann wieder die eigene Reizbarkeit und fremde Leidenschaft in andere Bahnen, genau so, wie er als Minister steuerlos von der Autonomie- und der galizischen Vorlage, die den Landtagen einzelne Competenzerweiterungen und den Polen gewisse Punkte der lemberger Resolution sichern sollte, bis zu dem Plan fortgetrieben war, den Reichsrath zu stranguliren und die Gruppenlandtage der Fundamentalartikel an dessen Stelle zu setzen. So begann er als erster Redner gegen die confessionellen Vorlagen mit einer Anklage gegen das Ministerium, die ihn in eine geradezu lächerliche Position brachte. In ganz gewandter Weise hatte er mit der Abstinenzpolitik der Feudalen durch sein Erscheinen im Parlament, sowie durch seine Aeußerungen im Ausschuß über das Concordat mit den Römlingen gebrochen. Allein bei dem ersten Anlauf in der Praxis mußte er erfahren, daß in Oesterreich sich zwischen zwei Stühle setzt, wer sich auf keine jeder beiden Parteien stützen mag und doch in antijosephinischem Sinn conservativ sein will. Er beging den ungeheuern Fehler, sich als Vertheidiger der Verfassung zu drapiren, deren die Autonomie der Kirche sichernde Artikel die Regierung escamotiren wolle! Fühlte der Urheber der Fundamentalartikel nicht die Ungeheuerlichkeit der Zumuthung, man solle in ihm den Cherub verehren, der mit feurigem Schwert die Staatsgrundgesetze vor den Confiscationsgelüsten des Cabinets Auersperg behüte? Mit Recht rief Kopp ihm zu: „Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Auf deutsch: Wer sollte nicht aus der Haut fahren, wenn der Jesuit auf der Weltbühne die Rolle des Marquis Posa spielen will?" Hohenwart hatte es reichlich verdient, daß seine Klagen über Verletzung der Constitution in Einen Topf geworfen wurden mit denen der Römlinge über Verletzung der Gewissensfreiheit. Schon im Beginn der Session hatte Hohenwart den Antrag gestellt, den Protest der reichs-

rathsflüchtigen Czechen an einen Ausschuß zu verweisen. Durch ein komisches Spiel des Zufalls kam dieser Antrag erst Ende Januar 1874 zur Verhandlung, als die czechischen Mandate nicht nur längst cassirt, sondern auch bereits neue Abgeordnete erwählt waren, die ebenfalls nicht nach Wien kamen. Da hatte denn Hohenwart an das „Billigkeitsgefühl" der Verfassungspartei appellirt und ihr sardonisch die Möglichkeit eines neuen „plötzlichen" Umschwunges in Aussicht gestellt, da „in unserer Zeit die politischen Situationen mit nie geahnter Schnelligkeit wechseln". Heute weiß er, daß die Bissigkeit dieser Bemerkung nur ihn selber trifft; seine Nachfolger haben sich fast so viele Jahre im Sattel zu erhalten verstanden wie Hohenwart Monate. Für Auersperg und dessen Collegen aber war Hohenwart als Vertheidiger der Verfassung, zu deren Schutze er ihnen mit dem Reichsgericht drohte, ein zu glänzendes Angriffsobject, als daß sie ihm jetzt nicht auch jene frühern Diatriben hätten heimzahlen sollen. Stremayr entgegnete sarkastisch, „die Drohung mit dem Reichsgericht sei wol nicht gar so ernst zu nehmen, da gerade jener Herr dort Erfahrungen gemacht, die ihm gezeigt hätten, daß vor dem Reichsgericht wenigstens die legal zu Stande gekommenen Staatsgesetze unantastbar seien." Das Reichsgericht hatte nämlich in scharfen Ausdrücken einen Act des Ministeriums Hohenwart cassirt und gebrandmarkt, welcher dem Constitutionellen Verein zu Mistelbach in Niederösterreich die Abhaltung von Versammlungen verbot, weil dieselben das Nationalgefühl der Czechen und Slowaken verletzen müßten, die dort an der Grenze Mährens und Ungarns in den Ziegeleien Tagelöhnerarbeit verrichten! Fürst Auersperg rief Hohenwart zu: „Es ist uns nicht eingefallen und wird uns nicht einfallen, etwas von den Staatsgrundgesetzen wissentlich zu unterdrücken; es gibt ein Wort, an das die Völker Oesterreichs glauben, das bei ihnen immer mehr Anklang findet — es heißt Verfassung. Dies Wort wird die jetzige Regierung nicht unterschlagen: es wird daher auch nicht nothwendig sein, daß es von unsern Nachfolgern wieder zu Stande gebracht wird."

Im weitern Verfolg der confessionellen Debatten führte dies zu einer Charakteristik Hohenwart's und seines Regiments durch Minister Lasser, die sich der berühmten parlamentarischen Skizze Gerlach's aus Bismarck's Munde durchaus ebenbürtig an die Seite stellen läßt. Hohenwart constatirte „gegenüber den persönlichen Angriffen von seiten der Regierungsbank mit aller Entschiedenheit, daß das gegenwärtige Ministerium bei seinem Amtsantritte nicht Ein Wort, ja nicht Einen Buchstaben der Verfassung erst wieder zu Stande bringen mußte". Eine kostbare Logik, da doch lediglich der Sturz des Fundamentalartikel-Grafen eine Krisis verhinderte, in der auch nicht Ein Paragraph der Staatsgrundgesetze stehen geblieben wäre! „Wenn nicht etwa ein parlamentarischer Neuling, der sich seine Sporen verdienen wolle, sondern der Conseilpräsident mit dem Geschütze des gröbsten Kalibers gegen ihn zu Felde ziehe", fuhr Hohenwart dann fort, „so tröste er sich: viel Feind', viel Ehr'! Nicht seiner schwachen Kraft gelte der Kampf, sondern der Idee, die er vertreten und die in den letzten Jahren neu gekräftigt sei, da die Erfahrung zur Evidenz erwiesen, daß man durch Militärregierung, Chabrus (Fonds zum Ankauf landtäfliger Güter, um die Wahlen in der Großgrundbesitzer-

Curie zu beeinflussen) wol ein Parlament zu Stande bringe; eine Verfassung, die von allen Stämmen anerkannt werde, aber nur durch das Einverständniß aller Völker dieses Reiches, da es nie gelingen werde, sie zu einer Freiheit zu zwingen, in der sie nur deren Zerrbild erblicken." Nun, Graf Hohenwart hat sich längst selber überzeugt, „qu'on ne doit jamais dire jamais"! Vortrefflich aber macht sich das Wort „Zerrbild" gerade in seinem Munde, da ihm als Ideal ein Parlament vorgeschwebt, das er mit Ach und Krach so einpeitschen wollte, daß es mit Zweidrittel-Majorität sich selber durch Votirung der Fundamentalartikel garottiren sollte! Nun kam Lasser an die Reihe, da Auersperg der Sitzung nicht beiwohnte: „Wer das Hinüberschießen liebe, müsse sich auch das Herüberschießen gefallen lassen, und leise oder versteckt zu kämpfen, sei eben nicht Sache des jetzigen Cabinetschefs. Wenn übrigens Graf Hohenwart jeden Angriff, der doch nur eine Abwehr sei, auf sich persönlich beziehe, sei er dazu nur insofern berechtigt, als er sich als Führer und Vertreter der ganzen Partei fühle." Man konnte die Täuschung, als ob Hohenwart, wenn er in den Reichsrath eintrat, um ihn zu vernichten, auf einem andern Boden stehe wie die reichsrathsflüchtigen Feudalklerikalen, die das gleiche Ziel durch passiven Widerstand erreichen wollten, nicht erfolgreicher zerstören. „Als Minister zwar", fuhr Lasser fort, „scheine der Minister weniger der Führer als Geführter gewesen zu sein, wenn man erwäge, wie er von seinem Märzprogramm bis zu den Fundamentalartikeln gelangt sei. Ob er nun diesmal die Partei habe, oder die Partei ihn, bleibe dahingestellt; zu constatiren sei nur, daß er selbst sich hingestellt als Vertreter der ganzen Partei, indem er jede Abwehr der Regierung auf seine Person bezogen." Also auch jene Drohungen der Römlinge aus Tirol, ihre Landsleute würden den Fahneneid brechen, wenn man das Concordat ganz abschaffe, kommt auf Hohenwart's Rechnung. Der Minister schloß: „Was die jetzige Regierung sich nicht hat zu Schulden kommen lassen und was eine frühere sich wollte zu Schulden kommen lassen, das ist das Opfern von Rechten des Reiches gegenüber von Ansprüchen der Länder. Wenn der Herr Graf meint, man habe ihn schon Hunderte von malen zu tödten versucht, so möchte ich seine bisherige Action in und außer dem Hause einen Wiederbelebungsversuch für sich selber nennen. Seine letzte Rede aber ist wol speciell ein Weißwaschungsversuch: und ich als geborener Salzburger könnte — in Erinnerung an den Volkswitz, der den Salzburgern nachsagt, sie hätten einst etwas Schwarzes vergeblich weiß zu waschen versucht — meinen, der Herr Graf verdiene es, daß seine Wiege in Salzburg gestanden. Die Idee, eine Verfassung durch eine Art allgemeinen Verfassungsconcordats aller Völker zu Stande zu bringen, ist ja als Idee wunderschön: allein der Realpolitiker muß das Erreichbare vor Augen haben, und das ist, die bestehende Verfassung vor Staatsstreichen und menchlerischen Minen zu schützen; diesem unserm Ideal aber, das lehrt der Augenschein, sind wir 1874 doch etwas näher als 1871. Die Gegner jedoch wollen keine Verfassung achten, die nicht auf ihrem Wege zu Stande gekommen. Das ist weder Staatsweisheit noch Patriotismus, daß man eine schöne Idee in die Wolken malt und allen andern zumuthet, alles Erreichbare fahren zu lassen, bis dies Wolkenkukuksheim sich auf die Erde niedergesenkt. Mit diesem Ideal eines Verfassungsgebäudes ist es wie mit den Kindern,

denen man sagt, sie sollen dem Regenbogen nachlaufen, weil da, wo er die Erde berührt, ein Schüsselchen mit Gold und Edelsteinen stehe. Nun, wir auf der Ministerbank und von der Verfassungspartei sind keine Kinder, die dem Regenbogenschüsselchen nachlaufen; wir lassen uns durch solche Verheißungen nicht hinters Licht führen, weil wir wissen, daß der Regenbogen nur um so weiter zurückweicht, je heftiger und eifriger wir vorwärts drängen."

Und hier sind wir bei einem letzten entscheidenden Punkte angelangt, weshalb Hohenwart recht eigentlich an die Spitze einer specifisch klerikalen Partei gehört. Die jesuitische Hinterhaltigkeit muß freilich allen gemeinsam sein, die der Verfassung den Garaus machen wollen, ohne daß sie wie Schwarzenberg Gelegenheit haben, mit dem Schwert dreinzuschlagen. Auch Beust, als er Weihnachten 1866 nach Pesth hinaufreiste, sagte, er müsse Zug in die Verhandlungen bringen; denn Belcredi und die ungarischen Altconservativen wie Esterházy wollten eben zu keiner Verständigung kommen! Aber bei Hohenwart trat dieser unsympathische Zug doppelt scharf hervor, weil er den Stier nicht bei den Hörnern packen, die Verfassung nicht kurzer Hand „sistiren" durfte, sondern auf tausend Mittel Bedacht nehmen mußte, die Position zu umgehen. Er war im Stande, am 20. Febr. 1871 dem Reichsrathe zu sagen: „Nicht auf Umwegen, sondern auf dem geraden Wege der Verfassung, die sie beschworen, wollten die Minister ihr Ziel erreichen", und doch stand in allernächster Perspective das Eröffnungsrescript an den prager Landtag, das Böhmen außerhalb der Verfassung stellte! So war und blieb die ganze Action, bei aller Findigkeit und rückhaltslosen Energie in den aufgebotenen Mitteln, dem Princip nach doch immer ein Staatsstreich in Schlafrock und Pantoffeln, dessen wahres Ziel seine Urheber nicht einzugestehen wagten und zu dem deshalb allerlei Bismarck'sche Alluren einen weniger imponirenden als antipathischen Contrast bildeten. So Schäffle's socialistische Experimente, die auf das Kokettiren mit der Masse, Bauern wie Arbeitern, hinausliefen, so Hohenwart's zweimaliger Anlauf, fast gewaltsam das Abgeordnetenhaus in einen Militärconflict mit der Krone zu verwickeln. Zuerst bezüglich Tirols, dem die Linke ein höheres Rekrutencontingent zuerkennen wollte, weil der innsbrucker Landtag die Sanctionirung einer Landesvertheidigungsordnung durchgesetzt, welche einzelnen Punkten des Reichs-Wehrgesetzes widersprach, und weil damit auch die Vortheile fortfallen sollten, die das letztere für die Grafschaft ausbedungen. Sodann als der Reichsrath Einsprache dagegen erhob, daß die Cavalleristen — in halbem Widerspruche mit der damals noch gültigen Gesetzgebung — zu dreijähriger Präsenzzeit herangezogen wurden, was der Conseilpräsident mit dem gottvollen Sophisma vertheidigte: „Nun, so dient der Mann das dritte Jahr als Reservist in der Linie!" Am schärfsten hob das alles, was man hier mehr herausfühlen muß, als klar niederschreiben kann, Fürst Adolf Auersperg hervor, als er, damals noch Statthalter in Salzburg, bei Eröffnung des dortigen Landtages unter Hohenwart sagte: „Deutsche Treue für den Kaiser und Festhalten an Reich und Verfassung, das ist des Salzburgers historisch-politische Individualität; was auch geschehen mag, als ehrlicher Mann bin ich ins Land gekommen, als ehrlicher Mann denke ich von Ihnen einst zu scheiden!" Daß Hohenwart sehr genau verstand, was das hieß,

zeigte sich, als die „Wiener Zeitung", die sonst alle solche Reden wörtlich wiedergibt, diese Stelle strich. Auch bei der großen Orientdebatte im November 1876 hatte Hohenwart noch den traurigen Muth, die Linke zu höhnen wegen der „Anomalie", daß in einem constitutionellen Staat das Votum einer Volksvertretung nicht mehr Gewicht habe als das einer Notabelnversammlung: „Allein das ist ja Eine der Eigenthümlichkeiten der von Ihnen bejubelten Verfassung; die Regierung wäre sogar im Rechte, uns jede Auskunft zu verweigern; wie wenn bei einem Tadelsvotum der Majorität gegen unsere Orientpolitik Auersperg zurücktritt, Andrássy aber ganz unbekümmert bleibt, weil ihn die Sache gar nichts angehe?" Aus dem Munde eines Geistesverwandten jener Partei, die einst den Gesammtreichsrath Schmerling's in die Luft gesprengt; aus dem Munde des Vorkämpfers jener Fundamentalartikel, die an den Dualismus nicht zu rühren wagten, dem Reichsrath aber einen noch viel ohnmächtigern Delegirtencongreß substituiren wollten, war das eine Herausforderung, die wahrlich keine andere Abfertigung verdiente als Menger's kurz abschneidende Antwort: „Wo es sich um eine Culturmission Oesterreichs handelt, wie bei dem eventuellen Einmarsch in die Balkanländer, werden wir nicht Hohenwart fragen, der Unecultur nach Westen tragen wollte, indem er die Deutschen den Slawen unterwarf."

Dennoch kam Hohenwart zwei Jahre später, in den ersten Novembertagen von 1878 bei der Debatte über die Adresse, zu deren Thema das Haus den Occupationsfeldzug gemacht, auf dieselbe Logik und die gleichen sophistischen Vorwürfe zurück: „Dank dieser, wie man ja immer behauptete, vortrefflichen Verfassung, und dank der Partei, die sich ja zum Hort derselben aufgeworfen, sollen wir nun, ehe noch ein Wort aus dem Munde der Regierung zu vernehmen war, in überstürzter Eile uns über die wichtigste Frage des Tages aussprechen." Es war diese Rede vielleicht die glänzendste oratorische Leistung des Grafen; jedenfalls aber diejenige, in welcher er seine Ziele am offenbarsten proclamirte. „Sei Oesterreich wirklich außer Stande, heute als Großmacht aufzutreten, so trage die Schuld die Verfassungspartei, die für den Krach 80 Millionen übrig gehabt habe, jetzt aber, wo das alte Welthaus Oesterreich die schwarz-gelbe Fahne entrolle, sich in vollster Déroute befinde, sodaß heute, da das Haus vollenden solle, was die tapfere Armee begonnen, niemand dieser zurufe: «In deinem Lager ist Oesterreich.»" Wohl fehlte auch damals die Entgegnung nicht; und zwar kam sie von polnischer Seite. „Glorreich", gab der galizische Abgeordnete Hausner dem Grafen zurück, „war die Haltung der Truppen, nicht die Unternehmung, die alle Voraussetzungen ihres Urhebers zu Schanden gemacht ... es war eine traurige Occupation, die wir hinnehmen können oder nicht; aber glorreich war sie *nicht*! Als alles aus den Fugen zu gehen drohte, da mochte Oesterreich in Radetzky's Lager sein; daß aber heute das constitutionelle Oesterreich im Hauptquartier zu Serajewo sein soll, das heißt denn doch die Dinge auf den Kopf stellen.... Was die 80 Mill. zur Sanirung der wirthschaftlichen Krisis anbelangt, so waren unter den Gekrachten auch 5 Fürsten und 17 Grafen." Hohenwart hatte seine Rede jedoch unter dem stürmischen Beifall der Rechten damit geschlossen, daß er die innere Politik für die Fehler der äußern verantwortlich machte und auf den *Föderalismus* als auf das einzige Mittel

hinwies, um aus der misslichen Situation herauszukommen. Diese Rede ist heute, wo Graf Hohenwart wiederum die Hand nach einem Portefeuille ausstrecken mag, von höchster Bedeutung; denn sie zeigt uns diesen Staatsmann in seiner wahren Beleuchtung, wie er auch nach neun Jahren noch auf die Fundamentalartikel schwört und sie zu verwirklichen hofft, indem er einerseits in allen militärischen Dingen und in allen Fragen die auswärtige Politik unbedingt der Krone zur Verfügung stellt, andererseits an die bösesten Reminiscenzen der gewaltsamen Reaction anknüpft. Wenn er, genau so wie Clam-Martinic, in der Adreßdebatte vom October 1879 diese den Kampf herausfordernden Fanfarenstöße zu den sanftern Klängen einer Versöhnungssymphonie herabdämpfte, wenn er den Föderalismus in das harmlose Gewand einer „Autonomie" und „Decentralisation" kleidete, die nur das Budget angeblich erleichtern soll, so ist das nur ein Gebot der Klugheit, die ihm räth, sich durch Mäßigung „regierungsfähig" auch nach oben hin zu machen, seitdem er an der Spitze einer parlamentarischen Majorität steht ... bis er erst wieder im Sattel sitzt. „Hic niger est, hunc tu Romane caveto!"

Von besonderer Wichtigkeit sind für die Rechtspartei jene hochtoryistischen Mitglieder, welche außer der Gesinnung auch durch persönliche Intimität und durch Familienverwandtschaft den Zusammenhang mit dem autochthonen Adel des Ceský-Clubs in solcher Innigkeit aufrecht erhalten, daß man oft nicht weiß, wo der Feudalismus aufhört und der Ultramontanismus anfängt. Es sind dies vor allem die beiden mit den Lobkowitz durch Verschwägerung, mit den Belcredi durch genaue Freundschaft verbundenen Fürsten Liechtenstein, zu denen sich in allerletzter Zeit noch ein Fürst Windischgrätz gesellt. Von den zwei Brüdern ist Fürst Alfred Liechtenstein bald 38 Jahre alt. Aber schon viel früher hatte er als blutjunger Mann im Vatican zu Rom, wohin er eine Peterspfennigdeputation geführt, so scharfe Reden gegen Italien gehalten, daß der österreichische Gesandte ihm auf Wunsch der italienischen Regierung zu verstehen geben mußte, er möge die Stadt verlassen, da das Garantiegesetz nicht den Zweck habe, derartigen Excessen Strafosigkeit zuzusichern. Als aber am 19. März 1874 im Wiener Musikvereinssaale eine von 3000 Personen besuchte katholische Volksversammlung gegen die confessionellen Gesetze zusammengetrommelt war, an der neben sieben Erzbischöfen und Bischöfen auch die Crême der feudalen Aristokratie theilnahm, während das Gros zum Theil durch massenweise Ausgabe von Karten seitens der Dienstvermittelungsbureaus an stellensuchende Personen herbeigeschafft war, sprach Fürst Alfred dort mit Gesten und in einem Tone, die an Danton und Marat erinnerten. „Hinter uns", rief er, „steht das Volk, die Rasse der Slawen und der deutschen Bauern; jenes Volk, das die Steuern zahlt, die Rekruten stellt und das nach Millionen zählt, während der Liberalismus nur über die gedankenlose Menge in den großen Städten gebietet, die sich in ihrer geistigen Armuth von den Judenblättern gängeln läßt und nur die Statistenrolle spielt in der großen demonstrativen Spectakelkomödie des Liberalismus. Unsere Meinung wird an der für uns höchsten Stelle auf Erden gebilligt; sie ist deshalb richtig und wird bald die Ueberzeugung aller Katholiken der Erde sein: für diese Ueberzeugung vergießt man nicht nur seine Tinte, sondern auch sein Blut."

Fürst Aloys Liechtenstein, damals erst 27 Jahre alt, secundirte dem Bruder mit einer Kriegserklärung gegen die Literaten aller Länder und mit der Ankündigung einer allgemeinen kosmopolitischen Action aller Katholiken, bei der Oesterreich nicht zurückbleiben werde: „Was ist der moderne Staat? Der alte überlebte Liberalismus, ein Gemisch von Herrschsucht und Zügellosigkeit!" Und zur ultramontanen Bigoterie gesellte sich noch ein fanatischer Preußenhaß, als die gleichen Elemente auf dem ersten allgemeinen österreichischen Katholikentage in Wien drei Jahre später, am 1. Mai 1877, eine von denselben Persönlichkeiten entworfene Adresse an Pio Nono zu dessen Bischofsjubiläum beschlossen: „Preußens Tendenz ist gegen den Bestand des Reiches gerichtet; es will die Dynastie im eigenen Hause unwerth machen und wird unzweifelhaft demnächst seine Hand nach den deutschen Ländern Oesterreichs ausstrecken. Eben darum, weil die Erneuerung des Kampfes, nach dem Willen jener Offensivmacht, die in stetem Anschlage gegen Oesterreich liegt, unabwendbar; ferner weil diese Macht, die unserer Monarchie unablässig den Vernichtungskampf androht, der Todfeind der Kirche ist: kann Oesterreich diesen Kampf nur bestehen im Bunde mit der Kirche, durch den es entstanden, geworden und gewachsen ist. In Wahrheit ist ja auch heute die Kirche der Kitt der Monarchie, wie Rudolf der Stifter auf dem Marchfelde rief: «Hie Rom und römisch Reich alleweg!» Nicht eine Verfassung hält dies Conglomerat verschiedenartiger Völker zusammen."

Dazu gesellt sich nun seit jüngster Zeit der zweiundfunfzigjährige Fürst Ernst Windischgrätz, als Nachfolger des verstorbenen Grafen Barbo-Waxenstein in der Vertretung des krainerischen Landbezirks Gottschee. Sein Vorgänger wies die Aufnahme in die laibacher Juristische Gesellschaft mit den pathetischen Worten zurück: „Er bestrebe sich nur, jene Gesetze kennen zu lernen, deren Befolgung die heilige Kirche vorschreibe." Windischgrätz ließ es seine erste Sorge sein, unter dem Vorwande, daß er für die armen Bergknappen in den staatlichen Queckfilbergruben von Idria etwas thun wolle, eine Petition derselben einzubringen, die im Grunde nichts ist als eine Hetzschrift gegen die dortigen deutschen und verfassungstreuen Bergwerksbeamten. Merkwürdig, was für eine Sorte von Vertretern diese kleine krainer Enclave von Gottschee, deren geborener Herzog noch dazu Fürst Carlos Auersperg ist und deren Bevölkerung das Deutsche wie einen Bissen Brot braucht, da die „Kotscheber" mit ihren Südfrüchten hausirend und ihre Waaren ausspielend halb Europa durchziehen, von der feudalen und der heiligen Kirche Gnaden erhalten hat!

Den derben Ton, wie er in dem innsbrucker Landtagssaale üblich ist und mitunter schon stark an Yankeemanieren streift, überträgt ein anderes Adelstrifolium der Rechtspartei in den Reichsrath; dessen Mitglieder aber haben nichts mehr mit dem feudalen Magnatenthum gemein, da sie nur dem tiroler und oberösterreichischen Großgrundbesitz angehören, sondern vertreten lediglich die streitbare Kirche. Die Herren sind das vom tiroler Ständehause her nicht anders gewohnt, als daß, wer im Namen der heiligen Kirche spricht, sich alles herausnehmen darf und schweigender Gehorsam das gemeinsame Los der übrigen ist. Dort pflegen diese Kampfhähne

ihre Bauern, wenn dieselben zur unrechten Zeit aufstehen, wol an den Rockschößen niederzuziehen oder ihnen auch quer durch den Saal zuzurufen: „Jetzt bleiben die Esel gar sitzen!“ Dies Triumvirat hat es glücklich zu Wege gebracht, daß seit zwölf Jahren kaum Eine tiroler Landtagssession einen fruchtbaren Verlauf nahm und ihr natürliches Ende, sondern fast jede ein vorzeitiges, gewaltsames Ende fand, indem entweder die Regierung durch einen tumultuarischen Schluß weitern Illegalitäten der Versammlung vorbeugte, oder diese durch die Secession der klerikalen Mehrheit gesprengt ward. Das Haupt dieser Clique ist Baron Giovanelli, der seinen Vornamen Ignaz nicht umsonst trägt. Er ist heute ein Mann von 65 Jahren und Oberlandesgerichtsrath in Innsbruck — ein jüngerer Bruder jenes Giovanelli, von dem die Tiroler sagten, Kaiser Franz sei ihm zu josephinisch, der Papst nicht päpstlich und Christus nicht christlich genug; der 1837 die Vertreibung der 126 protestantischen Familien aus dem Zillerthale, unter der Assistenz von Jägern mit geladenen Stutzen und aufgepflanzten Bajonneten, mit den Worten leitete: „Lieber die Zillerthaler verjagen, als eine lutherische Gemeinde dulden!“ Die Familie stammt aus dem Bergamaskischen und gehörte ursprünglich dem reichen Kaufherrenstande an, bis der Großvater des heutigen Giovanelli wegen seiner Verdienste bei dem Aufstande Hofer's von 1809 in den Adelstand erhoben ward. Der Enkel denkt anders über Oesterreich, falls dieses Gesetze erläßt, die seiner Meinung nach „mit dem Christenthum selber unvereinbar“ sind. „Der tiroler Landsturm“, rief er im März 1874 dem Hause bei der Debatte über die Vorlagen Stremayr's zu, „hat noch immer 100000 Mann gestellt und die Entscheidung herbeigeführt in den Tagen der Gefahr; diese 100000 Mann werden jetzt zu Hause bleiben, eingedenk des Spruches: «Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!»“ Und wie er im Landtagssaale sich nie genirt, in seinen Fauteuil hingestreckt, unliebsame liberale Redner mit groben Apostrophen zu unterbrechen: so sucht er auch im Abgeordnetenhause ähnliche Scenen zu provociren. Als z. B. im Verlaufe derselben Debatte ein Redner an den bekannten Auftritt erinnerte, wie Pio Nono einen Trupp Crociati zum Kampfe gegen Oesterreich segnete, sprang Giovanelli an der Spitze einer Gruppe ultramontaner Reichsrathsdeputirter empor und rief, heftig mit den Fäusten gesticulirend: „Nicht wahr! Wir lassen den Heiligen Vater nicht beleidigen! Präsident, thun Sie Ihre Schuldigkeit, sonst thun wir sie!“ Der Mann aber, der mit solcher Arroganz und Unfehlbarkeit über alles, was mit der Kirche in Zusammenhang steht, absprechen zu dürfen glaubt, ist hierin eine so große Autorität, daß er schlankweg behauptete, der Papst schließe nur mit katholischen Regierungen Concordate ab, als ob es kein badisches, würtembergisches, hessisches, preußisches, hannoverisches, holländisches, russisches u. s. w. Concordat gegeben! Fürwahr ein starkes Stück nicht nur für einen solchen Josua der ecclesia militans, sondern selbst für den friedlichsten Doctor juris utriusque! Die von Herbst verfaßte Adresse des Hauses gegen Hohenwart nannte er „eine ungestempelte Bittschrift um die Wiederverleihung von Ministerposten“.

Redlich zur Seite stehen bei diesem Treiben dem Baron Giovanelli die beiden Grafen Brandis, von denen indessen der tiroler Landtagsabgeordnete, der siebenundvierzigjährige Graf Anton, im Herrenhause sitzt. Ueber seine Begeisterung für die

Prätensionen der römischen Hierarchie machte sich schon vor einem Vierteljahrhundert kein Geringerer lustig als der Tiroler Dr. Flir, Rector der deutschen Nationalkirche Santa-Maria dell' Anima in Rom, päpstlicher Hausprälat und Uditore della Rota Romana. Er traf den Grafen während der Concordatsverhandlungen in Rom und schrieb nach Hause: „Graf Brandis in seiner Begeisterung für die Gesellschaft Jesu studirt hier lateinische und spanische Folianten über die Regierungsart, die einst im spanischen Amerika geübt worden. Er war voll Enthusiasmus über so manches, aber nun ist ihm ein Eisklumpen in das Feuer gefallen — es stellte sich nämlich heraus, daß die spanischen Majestäten mit Strenge das placetum regium wahrnahmen und es wie ein Kleinod festhielten." Brandis war auch Haupturheber jener Landtagsacte, die unter dem Ministerium Adolf Auersperg den tiroler Landtag in permanentem Kriegszustande mit der Regierung erhielten. So überrumpelte er im Januar 1874 die liberale Minderheit mit der Verlesung eines Schriftstücks, das folgenden unglaublich dreisten Protest der Majorität gegen die Wahlreform enthielt: „Die gefährlichen Zeiten, die infolge derselben dem Lande bevorständen, seien nur mit der bittern Noth der Fremdherrschaft und mit der Zerreißung am Anfange des Jahrhunderts zu vergleichen; die Verfassung Tirols sei in einer ihrer vitalsten Bestimmungen gebrochen." Und als gar die Gründung evangelischer Gemeinden in Meran und Innsbruck erfolgte, war es wieder Brandis, der im März 1876 die Sprengung des Landtags durch Secession der Majorität in Scene setzte, nachdem er in deren Namen von der Tribüne herab einen fulminanten Protest verlesen, der in der Klage gipfelte: „Nach der Schulgesetzgebung und der Wahlreform sei nur noch Eins möglich gewesen, was die tiefe Misstimmung in Tirol steigern konnte, die Zerstörung der Glaubenseinheit; das Gefühl der vollendetsten Rechtsunsicherheit hat sich im ganzen Lande verbreitet; jedes katholische und tiroler Herz ist tief betrübt." Genau in demselben Tone spricht der neunundfunfzigjährige Graf Heinrich Brandis im linzer Landtage und im Unterhause.

Der dritte im Bunde dieser fanatischen Ultramontanen ist Baron Dipauli, der allerdings erst 36 Sommer zählt, aber ein ebenso handfestes Mitglied der Giovanelli'schen Cohorte zu werden verspricht, wie sein älterer Vetter, der ihm vor vier Jahren sein Mandat abtrat, es gewesen. Es war dies das von Kaltern, das seinerzeit auch eine ekstatische schwebende Jungfrau producirt und wo der ältere Dipauli Bürgermeister gewesen, bis das Ministerium Auersperg der bis dahin vom Bezirkshauptmann geduldeten Ungesetzlichkeit ein Ende machte, daß er nach jeder Neuwahl für diesen Posten den Eid auf die Verfassung nur mit Vorbehalt leistete. Auch bei den Versuchen der Jesuiten, sich auf allen möglichen Schleichwegen in Südtirol einzunisten, als sie aus Deutschland vertrieben waren, leisteten die Dipauli den frommen Vätern jeden denkbaren Vorschub. Die confessionelle Gesetzgebung gilt ihrer Sippe für „eine fortlaufende Kette, an welche die Kirche geschmiedet wird; nachdem man die Priester unter Polizeiaufsicht gestellt, folgt die Vermögensconfiscation" durch das Pfründenbesteuerungsgesetz.

Das aus Geistlichen bestehende Fähnlein der Rechtspartei endlich führt Monsignore Greuter, päpstlicher Kämmerer, Weltpriester und Professor am Ober-

gymnasium zu Innsbruck. Auf dem tiroler Landtage war Greuter, der heute im 63. Lebensjahre steht, bereits seit Beginn der Aera Schmerling im engsten Anschlusse an das letztgenannte Trifolium thätig, das durch ihn zum vierblätterigen Kleeblatt geworden. In den Reichsrath gelangte er aber erst, als das Ministerium Schmerling schon seiner Agonie nahe war; er konnte also dort seine eigentliche Thätigkeit erst nach Beendigung des Sistirungsregiments unter dem Bürgerministerium entfalten. Er zog sich denn auch gleich im Herbst 1868 einen recht unangenehmen Proceß zu, weil er in einer Rede, die er zu Hippach im Oberzillerthale gehalten, nicht nur sich selber, mit Bezug auf seine vergeblichen Anstrengungen im Abgeordnetenhause „ein mit Schweiß und Staub bedecktes Schlachtroß" genannt, sondern auch in seinem Eifer gegen die ersten confessionellen Maigesetze allerlei Dinge vorgebracht hatte, in denen die Staatsanwaltschaft Aufwiegelung und Majestätsbeleidigung witterte. Zwar wurde Greuter in beiden Instanzen freigesprochen; er rächte sich aber sechs Monate später an Giskra, indem er, zuerst gelegentlich des Volksschulgesetzes, jene Secessionen der Klerikalen, Slowenen und Polen in Gang brachte, die dem Ministerium Hasner dann ein Jahr darauf den Hals brachen. „So, jetzt sollen sie beschließen, was sie wollen!" rief er frohlockend, als er an der Spitze der Reichsrathsflüchtigen im April 1869 zum ersten mal, und diesmal allerdings noch ohne nachhaltigen Erfolg, abmarschirte und das Haus momentan beschlußunfähig machte. Ueberhaupt war Greuter seitdem immer wieder mit Einem Fuße außerhalb des Parlaments, bis die Wahlreform alle derartige Desertionsgelüste einem praktischen Politiker gründlich verleiden mußte; denn das ist er, wie man ihm zu seinem Ruhm nachsagen muß, durch und durch. Er ist aber auch ein gewandter Debater, voll Lebendigkeit und natürlichen, wenngleich oft stark naturwüchsigen Witzes, der vor allem auf der Tribüne kein Blatt vor den Mund nimmt: „Sie stemmen sich an die Thür des Janustempels, damit sie nicht aufgehe, weil Sie für Ihre schwächliche Constitution einen Rheumatismus befürchten", rief er bei der großen Orientdebatte im November 1876 der Linken zu; „nicht das Los der Türken interessirt Sie so sehr, wie die Türkenlose. Wie waren Sie 1862 erfreut über die Idee der ungarischen Rechtsverwirkung, das Werk der russischen Kanonen! Sie haben ja auch Sedan gefeiert, das nur möglich war, weil Rußland Oesterreich in den Arm fiel, wie es 1866 Preußen den Rücken deckte, sodaß Sie es dem Zaren danken, wenn damals das Wort fiel: «Bei Sadowa sei das Morgenroth unserer Freiheit aufgegangen.» Die Türken haben ja selbst ein dalmatinisches Dorf verbrannt; freilich ist kein rumänischer Jude dabei umgekommen, sonst hätte man sich die Finger wund geschrieben." Als die Debatten über die Occupation, die doch längst ein fait accompli geworden, gar kein Ende nehmen wollten, fragte er das Haus trocken: „Wollen Sie den Soldaten das Commißbrot, das sie gegessen, wieder aus dem Magen decretiren?" Wenn Greuter vollends den Revolutionär in der Soutane spielt, so macht er mit seiner behäbigen Gestalt eher einen humoristischen als einen imponirenden Eindruck, obschon ihm die Drohung, daß „der tiroler Landsturm in Zukunft hübsch zu Hause bleiben werde", ebenso geläufig ist wie Giovanelli. So wenn er im März 1874 gegen Stremayr's confessionelle Vorlagen in die Kriegsdrommete stieß: „Das Parlament werde zur Polizeistube, und den

gelben Fleck, den man den Juden abgenommen, wolle man den Katholiken anheften; deren Geduld aber sei erschöpft, sie seien nicht länger gesonnen, sich Beschimpfungen aller Art geduldig gefallen zu lassen." Dazwischen fielen hageldichte Hiebe auf das „evangelische Kaiserthum", das an Oesterreichs Grenzen entstanden sei und das „apostolische Kaiserthum" (sic! „apostolisch" ist nur der König von Ungarn) um so leichter vernichten werde, wenn die österreichische Regierung der preußischen „mit den confessionellen Gesetzen im Culturkampfe Heeresfolge leisten werde". Deshalb seien die Vorlagen eine strenge Mahnung an den österreichischen Episkopat, daß er in seinem Gewissen verbunden sei, an dem Concordat festzuhalten, und wenn der Staat den Vertrag mit Rom zehnmal für aufgehoben erkläre. „Ich spreche es entschieden und offen mit aller Feierlichkeit aus", schloß der Redner, „daß wir in Tirol nie und nimmer ein solches Gesetz anerkennen werden, komme was da wolle; und wennschon unser Untergang bestimmt ist, so werden wir wenigstens unsere Ehre retten und als katholisches Volk untergehen." Allerdings mußte Greuter sich sofort belehren lassen, daß schon vor 100 Jahren Maria Theresia einen Abgesandten der tiroler Stände mit dem Bescheid entlassen: „Gehe Er und sage Er den Ständen, mir ist wohlbekannt, daß sie sich hinter dem gemeinen Volke verbergen und das Landvolk vorschieben, um ihre eigenen Zwecke zu besorgen." Auch schlägt das falsche Pathos mitunter wol in jene unfreiwillige Komik um, die für den parlamentarischen Redner am gefährlichsten ist. Selten hat sich z. B. des Hauses eine so stürmische Heiterkeit bemächtigt, als bei der Adreßdebatte vom Januar 1872 nach Hohenwart's Sturze, wo Greuter erst in elegischem Tone begann, daß in Oesterreich ein Land wie Tirol für seine Freiheit und Autonomie nichts zu hoffen habe, weil es „zu loyal sei, die Wege von Debreczin und Világos zu wandeln", um dann das Project einer Staatssubvention für die Curatgeistlichkeit mit den Worten zu bekämpfen: „Sie erbarmen sich des niedern Klerus; er ist arm, sehr arm! Aber ich rufe es mit Nachdruck im Namen dieses armen Klerus aus: lieber soll er verhungern!" Von einem hagern, finstern Zeloten ausgesprochen, hätte die herzlose Apostrophe empörend wirken müssen. Aus dem Munde eines Pfäffleins, das von physischem und gemüthlichem Wohlbefinden förmlich strotzte, machte die Sentenz einen so unwiderstehlichen Eindruck, daß das Haus in schallendes Gelächter ausbrach. Durch den Erfolg ermuthigt, bekräftigte der Redner: „Ja, lieber verhungern!" Und als eine neue Lachsalve losplatzte, fügte er nochmals triumphirend hinzu: „Ja, verhungern!" Der Sturm, der tags darauf über diese „Herzlosigkeit" eines Mannes, der „die Noth niemals kennen gelernt", in allen erdenklichen Kundgebungen des klerikalen Tiers-Etat sich erhob, wie es eine „Schande" sei für die hohen Prälaten und die geistlichen Organe, daß nur die Liberalen bestrebt seien, die „erbärmliche" Lage der Seelsorger zu bessern, mochte den streitbaren Monsignore belehren, in welch ein Wespennest er gegriffen. „Wie, der Klerus soll mithelfen, daß das Eigenthum der Kirche angegriffen werde? Uns gewinnen Sie dadurch nicht, aber Sie mögen erschrecken vor dem Worte Internationale", schloß er seine fulminante Rede. „Denn wenn Sie die reichen Klöster und Stifte nehmen, um sie den Hungerigen zu geben, so erinnere ich Sie, daß es noch andern Hunger zu stillen gibt. Sie wollen auch die Lösung des Concordats? Sie mögen

Ihre Anträge an sämmtliche Universitäten schicken, an alle Alt- und Neukatholiken; bevor Sie nicht die Einwilligung des Gefangenen im Vatican haben, haben Sie gar nichts! Sie haben mit den Nationalen genug zu thun: wenn Sie die Katholiken noch in die Opposition treiben, werden Sie sehen, was eine katholische Opposition ist!" Diesen Ton des Generals Bum-Bum thäte Greuter entschieden besser dem Baron Giovanelli als dessen ausschließliche Prärogative zu überlassen: er selber hat so unglückliche Knalleffecte nicht nöthig.

Ein Rival und ein Copist Greuter's in allen dessen gröbern Qualitäten ist der um ein Jahr jüngere Dechant Pflügl aus Oberösterreich. Er mußte vom Präsidenten Rechbauer mehrmals zur Mäßigung ermahnt werden, als er die Verhandlung über Stremayr's confessionelle Gesetzentwürfe ein „Spectakelstück" nannte, das auf ein „gewisses Publikum" berechnet sei; von den „Reiterkünsten" sprach, die der Premierminister zum besten gegeben: man treibe hier im Hause mit der katholischen Kirche „Allotria", indem man Gesetze berathe, die wol ein Schutz sein mögen für „entlaufene Mönche und heirathslustige Nonnen", die aber „den ehrlichen katholischen Priester ehrlos, rechtlos und vogelfrei" machen. Bald werde man eine k. k. Litanei und eine k. k. Messe haben; bald werde man beten müssen: „Heiliger Patriarch Stremayr, erhöre uns! Heilige Mutter Barbara Ubryk" (die in Koth und Wahnsinn aufgefundene krakauer Nonne aus der Zeit des Bürgerministeriums), „bitt' für uns! Heiliger Fürst Auersperg, verschone uns!" Sehr peremtorisch resumirte er: „Der Papst ist und bleibt unser Oberhaupt; was er befiehlt, müssen wir thun, und was er vorschreibt, hat für uns Gesetzeskraft."

Unter den bons braves villageois, welche diesem Panier folgen, hat sich der steirische Bauer Bärnfeind einen Namen gemacht. Bald declamirt er über die „Schulmiserere" unter den neuen Gesetzen; bald zieht er sich für die Hineinmengung der Person Sr. Majestät einen Ordnungsruf zu, wenn er gegen die confessionellen Gesetze loslegt: „Verlorene Provinzen, zerrütteter Volkswohlstand, Bürgerkrieg, Verzweiflung und Verbrechen, das seien die Folgen des Liberalismus auf weltlichem Gebiete; er werde auf kirchlichem nicht glücklicher sein; die Liberalen bemühten sich vergebens, mit den confessionellen Gesetzen uns Bauern liberal zu machen; würden sie doch überhaupt nicht existiren, wenn man sie nicht von oben her großzöge; aber je mehr Unheil sie stiften, desto mehr steigen sie im allerhöchsten Vertrauen." Ein anderer Bauer mußte zur Ordnung gerufen werden, weil er ganz gemüthlich Joseph II. einen „Schwachkopf" nannte.

Schließen wir diese Serie mit dem Niederösterreicher Ruff, der auf den Vorwurf des Bürgermeisters und Eisenhändlers von Langenlois, Fürnkranz, daß die klerikalen Bauern selbst in Steuerfragen „mit den Durchlauchten" vom Czechen-Club und der Rechtspartei zusammengingen, anstatt mit ihrem Fleisch und Blut zu stimmen, muthig entgegnete: „Ich weiß wohl, daß die Revolverblätter uns dafür herunterreißen und daß das dann, blau angestrichen, in die Provinz geschickt wird; aber wir fürchten uns nicht." Jedenfalls hat die Rechtspartei vor den beiden andern Clubs der Föderalisten das voraus, daß sie eine ungleich größere Zahl verschiedenartiger Charakterköpfe umfaßt. Wo die nationale Tendenz den ausschließlichen

Kitt einer parlamentarischen Versammlung bildet und eine eiserne Disciplin jede andere positive Regung niederhält, weil das negative Bestreben, sich um jeden Preis der Germanisirung zu erwehren, die ganze Thätigkeit beherrscht: da begegnet man einer verzweifelten Uniformität; da verschwindet das Individuum; da sind alle nach derselben Schablone modellirt, mag es sich nun um den ungarischen Landtag handeln oder um den Cesky- und um den Polen-Club.

„À tout seigneur tout honneur!" Smolka ist heute auch nicht entfernt mehr der Typus des von den krakauer Feudalen und Ultramontanen absolut beherrschten Polen-Clubs. Der siebzigjährige Greis, der schon vor drei Lustren in einem Anfalle düsterer Melancholie, der Furcht geistiger Niedergedrücktheit wie materieller Fehlschläge, Hand an sich selber legte, steht in jeder Richtung völlig isolirt da unter seinen Landsleuten und Stammesgenossen, von denen sich loszusagen es ihm ebenso an Kraft gebricht, wie ihm die Energie fehlt, sich in ihrem Kreise, wenn nicht eine Majorität, so doch eine Partei zu gründen. Er denkt nicht daran, sich gleich Rieger eine Scheinposition zu verschaffen, indem er sich zum demüthigen Schleppträger der galizischen Hochkirchler und Hochtories hergibt. Noch weniger aber hat er Verständniß für deren diplomatische Feinheit, auch den Haß gegen Rußland im entscheidenden Augenblicke immer, bei der polnischen Insurrection von 1863 wie während des Orientkrieges, der Rücksicht unterzuordnen, daß sich durch den Verzicht darauf, der österreichischen Politik allerlei flüchtige Verlegenheiten zu bereiten, in der wiener Hofburg so manche Vortheile für die „Autonomie" und Polonisirung Galiziens herausschlagen lassen. Wie er im Schmerling'schen Reichsrathe willig und würdig dem Ausschuß präsidirte, aus dem das Mühlfeld'sche Religionsedict hervorging, ein Entwurf, von dem alle spätern confessionellen Gesetze doch nur verblaßte Copien sind: ist es ihm auch bitterer Ernst mit dem tiefen Ingrimm gegen den Todfeind seines Volkes und mit der Hoffnung, daß „Polen noch nicht verloren". Was die Magnaten nur affichiren als „patriotische" Devise, ohne deren Aufsteckung ihr Nimbus zu Hause dahin wäre, das ist für Smolka der Nerv seines Lebens. Die „Herren" sind in Wahrheit viel zu besorgt für ihre Güter in Weißrußland, um sich dem Zaren gegenüber ernstlich zu compromittiren. Schon vor einem Decennium beklagte Andrássy, als er von der „Revanche für Világos" gelegentlich der Zerreißung des Pontusvertrags durch Rußland träumte, sich gegen den türkischen Gesandten über die „moskowitische Gesinnung" des damaligen cisleithanischen Ministerpräsidenten Grafen Alfred Potocki. Die Ehrlichkeit des Smolka'schen Patriotismus dagegen war schon vor 20 Jahren ein den wiener Witzbolden so geläufiges Thema, daß sie von dem enormen Schnurrbarte des Mannes und von seiner Wehmuth über „Polens Leiden" sangen: „Fast unmöglich ist es ihm, beide länger noch zu tragen. Er hat nach jeder Richtung hin seine Proben heldenmüthig bestanden." „Mit gekreuzten Armen, eine unauslöschliche Gewohnheit, die er durch die lange Kerkerhaft angenommen, saß der vielgeprüfte Smolka im Verfassungsausschuß da, völlig indifferent gegen alle österreichischen Constituirungspläne", so schilderte schon im 1848er Reichstage die Haltung des achtunddreißigjährigen Abgeordneten ein Augenzeuge aus den Reihen der Linken. Kaum hatte er seine juridischen

Examina überstanden und sich als Advocat in Lemberg niedergelassen, da wurde er um Hochverrath verhaftet. Es war der Anfang jener Verschwörung, die 1846 in den galizischen Aufstand und die Einverleibung Krakaus in Oesterreich auslief. Dieselbe umfaßte bekanntlich auch Posen, die polnischen Theile Westpreußens und Congreßpolen: in Galizien hatte sie einen besonders bedenklichen Charakter dadurch angenommen, daß sie sich der polnischen Soldaten zu bemächtigen suchte. Es wurde ein Complot unter den jungen Offizieren des Regiments Mazzuchelli entdeckt; man kam Verbindungen polnischer Emissare mit den Regimentern Nugent und Koudelka auf die Spur. So wurden denn über 300 Individuen gefänglich eingezogen, darunter auch Smolka: nach vierjähriger Haft ward er mit mehrern andern zum Tode verurtheilt. Vollzogen wurde damals kein Todesurtheil; erst nach der Katastrophe von 1846 endeten ein Mörder und ein Emissar am Galgen; und eine Amnestie machte auch der Haft Smolka's bald ein Ende: den Doctorgrad und die Advocatie aber, die ihm beide aberkannt worden, erhielt er erst später wieder. Allerdings ist auch in seinem politischen Glaubensbekenntnisse der Smolka von heute nicht mehr der von 1848, ja kaum der aus Schmerling's Tagen. Einem deutschen Journalisten, der ihm das vorhielt und hinzufügte, er habe als Liberaler in der Reitschule zu Wien und in Kremsier einen viel bessern Eindruck gemacht, erwiderte er: „Ja, jetzt stehen vor allen andern die Machtfragen im Vordergrunde." Aber Smolka's Freiheitsliebe ist denn doch zu echt, als daß sie von dem nationalen Chauvinismus völlig in den Hintergrund gedrängt werden könnte. Darum gebührt, schon um seiner Vergangenheit willen, dem Reichstags-präsidenten von 1848 der erste Platz bei der Porträtirung der Abgeordneten, die dem Polen-Club angehören.

Zum Vicepräsidenten des Reichstages erwählt, hat sich Smolka durch seine Haltung seit der Octoberrevolution ein ehrendes Denkmal gesetzt. An jenem Entsetzenstage des 6. war er es, der mit seinem Landsmann Sierakowski und mit Fischhof zur Rettung Latour's herbeieilte, als die wüthenden Massen gegen das Hofkriegsrathsgebäude anstürmten. Smolka bewog den Kriegsminister, seine Entlassung niederzuschreiben, und trat dann mit dem Bogen Papier den Unholden entgegen, denen er die Dimission vorlas. Leider nützte diese muthige That gar nichts. Smolka bewog jetzt 21 Nationalgardisten und einige anständige Bürger unter den Pöbelhaufen, ihm zuzuschwören, sie würden Latour ungefährdet als Gefangenen nach dem Zeughause escortiren. Als die nachdrängenden catilinarischen Gestalten weiter vorwärts stürmten, kam ihnen der General schon, aus den innern Gemächern kommend, entgegen: Smolka und die beiden andern Deputirten traten an seine Seite und suchten ihn zu schützen, bis sie von dort fortgestoßen wurden und das Gräßliche geschah. Während nun aber Präsident Strobach mit seinen Czechen allzumal eiligst die Reitschule und Wien verließ, übernahm Smolka den Vorsitz im Reichstage und hielt auf diesem gefährlichen und angreifenden Posten getreulich aus durch die ganze Zeit der Belagerung bis zum Einzuge des Fürsten Windischgrätz. Sich selbst exponirend, widersetzte er sich doch beharrlich dem Ansinnen, durch Namensaufruf die Anwesenden bloßzustellen: „Das Bureau habe schon durch Zählung eine beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten constatirt", war

seine stehende abweisende Antwort auf jede solche Zumuthung, „die Erhebung der Diäten beweise, daß die erforderliche Anzahl in Wien sei ... er müsse es dem Ermessen der Herren überlassen, ob sie ihre Namen bei dem Vorstandsbureau einzeichnen wollten.“ Und während die Czechen in Olmütz intriguirten, um den Reichstag aus Wien exiliren zu lassen, oder in Prag die Kanonen der gegen Wien aufbrechenden Regimenter umkränzten, trat Smolka in Wien unter dem Régime der Militärdictatur nachdrücklich für Füster, Violand, Goldmark und ein Dutzend anderer Collegen ein, welcher polizeilichen Chicanen ausgesetzt waren. Mit großer Entschlossenheit forderte und verlangte er, daß ihnen allzumal die anfangs beharrlich verweigerten Pässe zur Abreise nach Kremsier ausgefertigt wurden. Es war daher auch nur ein Act einfachster Gerechtigkeit, daß der Reichstag am 22. Nov. in Kremsier den Mann, der ihn nicht im Stiche gelassen, zum Präsidenten wählte, allerdings erst nach zweimaliger Wiederholung des Wahlganges und nur mit sieben Stimmen Mehrheit. Die Czechen waren so erbittert, daß einer von ihnen nach Prag telegraphirte: „Die abwesenden Czechen haben Smolka gewählt“; auch setzten sie nach vier Wochen mit Einer Stimme Mehrheit wieder, nach heftigstem Wahlkampfe, Strobach's Erhebung auf den Präsidentenfauteuil für einen Monat durch. Aber wenngleich Smolka nach seiner Wahl bescheiden gesagt, „er könne seine Wahl nur einem eigenthümlichen Zusammentreffen von Umständen zuschreiben, da so viele der Herren tüchtiger und würdiger seien, diesen Sitz einzunehmen“: für die Ereignisse des 2. December konnte der Reichstag sich keinen unerschrockenern und passendern Vorsitzenden wünschen. Gleich nach Schwarzenberg's Mittheilung über den Thronwechsel hatte Smolka durch die Aufforderung an den Reichstag, ein Hoch auf den neuen „constitutionellen“ Kaiser auszubringen, bei dem Fürsten die Galle erregt. Als nun das Haus sein Präsidium und eine Deputation beauftragte, die Glückwünsche der Versammlung an Kaiser Franz Joseph nach Olmütz und ihre Abschiedsgrüße an Ferdinand I. nach Prag zu überbringen, wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Smolka von der Betheiligung an der Reise abzuhalten: der Reichstag dürfe nicht ohne Präsidium bleiben; die Gegend bei der Bahnstation Hullein sei durch ungarische Streifcorps unsicher gemacht, denen einmal sogar das Ministerium bei seinen Hin- und Herfahrten zwischen Olmütz und Kremsier nahezu in die Hände gefallen wäre. Smolka hatte Energie genug, sein Recht als Präsident entschieden zu wahren, auch als noch in der Nacht Rieger und Palacky zu ihm ins Präsidialbureau kamen, um ihm im Auftrage Schwarzenberg's vorzustellen, einen wie übeln Eindruck es machen müsse, wenn der Kaiser von einer so misliebigen Person begrüßt werde, die man bei Hofe nur den Präsidenten der Revolution nenne. Bei der Abreise am 3. Dec. früh setzte sich dann Fürst Schwarzenberg zu Smolka in den Wagen, um diesem begreiflich zu machen, er müsse die Weiterreise nach Prag hintertreiben, da Kaiser Ferdinand, kränklich und verstimmt, die Herren keinesfalls empfangen werde. Ruhig erwiderte Smolka, das bleibe abzuwarten; die Deputation müsse jedenfalls die Weisungen des Reichstages ausführen. In Hullein spielte der Premier den Entrüsteten und ließ wiederholt nach Olmütz telegraphiren, weil der Extrazug von da nicht eintreffen wollte, der die Deputation noch rechtzeitig zur Hoftafel dahin bringen sollte. Zuletzt suchte ein Telegraphen-

beamter Smolka insgeheim mit der Meldung auf, der Fürst habe selbst nach Olmütz telegraphiren lassen, die Absendung des Separattrains zu verzögern, bis es für die Hoftafel zu spät sei. In Olmütz warteten Smolka's neue Kämpfe. Kaiser Ferdinand hatte angeordnet, dem Reichstage und seinen Deputationen seien dieselben Ehren zu erweisen wie den Erzherzogen. Nun erschien Schwarzenberg's Präsidialsecretär bei Smolka mit der Anfrage, es werde doch nicht nöthig sein, den Herren die militärischen Honneurs zu erweisen? Im Gegentheil sei das jetzt erst recht nöthig, erwiderte Smolka, damit die Armee sich nicht einbilde, der Reichstag sei bei Hofe in Miscredit gefallen. Als der Secretär zudringlich wurde, schickte Smolka ihn zu „seinem Herrn" zurück mit dem Bescheid: wenn der Fürst auf seinem Entschlusse beharre, werde die Deputation sofort nach Prag abreisen und die Adresse Sr. Majestät per Stadtpost zusenden. Gleich darauf machte der Secretär wieder seine Aufwartung mit der Entschuldigung, er habe ohne Auftrag gehandelt; die Wachen würden selbstverständlich ihre Pflicht thun. Die Deputation wählte denn auch den Weg nach und von dem Schlosse so, daß zwei Militärhauptwachen zweimal ins Gewehr rufen, die Fahne senken und zweimal die Trommel rühren mußten. Abermals meldete der bewußte Präsidialsecretär Smolka, Durchlaucht habe nach Prag telegraphirt und die Antwort erhalten, Kaiser Ferdinand sei viel zu krank, um den Herren eine Audienz zu bewilligen. Auch das hinderte Smolka nicht, seine Collegen nach Prag zu führen, wo sie 36 Stunden lang die Wachen in fleißiger Uebung des Präsentirens erhielten, bis die Deputation am 6. nachmittags die Adresse des Reichstages Kaiser Ferdinand im Thronsaale des Hradschin übergeben konnte. Die Rache des Ministeriums war, daß Stadion zu der Conferenz in der Nacht vom 5. auf den 6. März 1849, wo er die Auflösung des Reichstages ankündigte und die zu octroyirende Verfassung verlas, wie niemand von der Linken, so auch nicht einmal Smolka, obwol derselbe wieder Reichstagspräsident war, einberief. Ja, als Smolka sich im Mai 1861 als Abgeordneter in den Schmerling'schen Reichsrath begeben wollte, erfuhr er von der lemberger Polizei, daß er zur Reise nach Wien eines Erlaubnißscheins bedürfe.

Zwölf Jahre wüster Reaction, während deren der ehemalige Reichstagspräsident unter polizeilicher Aufsicht gestanden, hatten diesen so weit gebracht, daß er in einer Adresse seiner Partei an den Staatsminister gleich nach Neujahr 1861 die vollständigste Autonomie und unbedingteste Polonisirung Galiziens mit drohenden Worten verlangte: „Wenn statt eines souveränen Landtages ein einheitlicher Reichsrath in Angelegenheiten Galiziens entscheidenden Einfluß erhielte, dann würden die politischen Zwecke eines von germanischer Tendenz durchdrungenen Theils des Parlaments an unserer, dem Deutschen Bunde fremden Nation, gleichwie an jedem nichtdeutschen Stamme, den kräftigsten, begründetsten Widerstand finden." An die Vornahme der Reichstagswahlen knüpfte der Landtag am 16. April den Protest Smolka's: „Nur den ausdrücklichen Bestimmungen des Gesetzes gehorchend, unterbreche die lemberger Repräsentanz, von der das Land seine Reorganisation erwarte, ihre legislatorischen Arbeiten; dem Landtage allein erkenne das Land das Recht zu, über die Angelegenheiten Galiziens zu entscheiden; daher gehe derselbe bei Beschickung des Reichsrathes nur von dem Gedanken aus, daß die Erwählten als

die ausschließlichen Repräsentanten Galiziens die dem Lande gebührenden historischen Rechte ohne allen Zweifel zu wahren wissen würden." Dahin hatte es eine Contrerevolution, die ihre Orgien unter dem Deckmantel der „Centralisation" und „Germanisirung" verschleiert, glücklich gebracht, daß selbst der Reichstagspräsident von 1848 und 1849 das Centralparlament als das heilloseste, tyrannischeste, antinationalste Institut zu brandmarken wagte. Von den desertirenden Czechen bald im Stiche gelassen, gewöhnte auch Smolka mit seinen Polen sich allmählich daran, nur zeitweise zur Vertretung galizischer Specialinteressen im Abgeordnetenhause zu erscheinen. Die Landtage waren unter Schmerling überhaupt auf schmale Diät gesetzt; der galizische Landtag ward, des polnischen Aufstandes wegen, so gut wie gar nicht einberufen: aber auch noch unter Belcredi hatte Smolka immerhin zu viel vom alten Parlamentarier und Freiheitsmanne an sich, um im lemberger Ständesaale irgendwie in hervorragender Weise für die „Sistirung" des Verfassungslebens unter der Fahne des wieder zum Statthalter erhobenen Grafen Goluchowski einzutreten. Erst als im Februar 1867 Beust die Verfassung wiederherstellte, war er so erbittert, daß er sich völlig von Wien abwandte und auf dem Landtage, freilich vergebens, den Antrag auf Verweigerung der Wahlen in den Reichsrath stellte, für den er denn auch natürlich selber kein Mandat annahm. Indem er sich so selber jede Thätigkeit im großen Stil abschnitt und seine Action auf das Heimatkönigreich beschränkte, aber doch eine viel zu hochstehende Natur war, um sich, sei es auch im angeblich „nationalen" Interesse, zum Handlanger der Feudalen und Klerikalen zu erniedrigen, blieb Smolka auch zu Hause auf dem Landtage nichts übrig, als dort die Rolle des Demokratenführers zu spielen, die bei der Heftigkeit der Bewegung leider bald genug in die des Straßendemagogen umschlug und in der er dann auch, aber unwissentlich und unabsichtlich wie so mancher Radicale, den Reactionären manchmal zu Danke gearbeitet haben mag. Jedenfalls mußten die krakauer Magnaten und Römlinge sich gar vergnügt die Hände reiben, wenn Smolka's Demokratenverein einen Anlauf nahm, um durch Straßenemeuten den lemberger Landtag und namentlich die verständig liberale Reichsrathspartei desselben unter Ziemialkowski zu terrorisiren. Hinter den Demokraten steckte der „rothe Fürst" Adam Sapieha, der Sohn des Landesmarschalls, sodaß notorisch völlig mittellose Personen für das ultraradicale Organ des Smolka'schen Clubs eine eigene Druckerei ankaufen konnten. Fackelzüge und andere Gassendemonstrationen unterstützten den Antrag, den Smolka in der Herbstsession 1868 im Landtage auf Abberufung der Reichsrathsabgeordneten eingebracht: eine Sturmpetition des Demokraten-Clubs, die der junge Sapieha der Versammlung überreichte, forderte für Galizien die Stellung Congreßpolens von 1830. „Die nationale Existenz hat den Vorrang vor der Freiheit; alles was Ungarn hat, müssen wir auch erhalten", donnerte Smolka, „nur als Föderativbund aus den Staaten der Jagellonen-, der Wenzels-, der Stephanskrone und der Gruppe der deutschen Erblande könne Oesterreich bestehen." „Im Reichstage", rief er unmittelbar vor der Abstimmung dem Hause zu, „kämpft ihr einen Don Quixote-Kampf, weil man dort auch 20 Resolutionen unsers Landtags in den Papierkorb werfen würde. Mein Antrag sagt, wie Ungarn! verwerft ihn, aber ehe ihr noch den Saal verlassen, wird er auf-

erstanden sein und in der Bevölkerung die Runde machen von Mund zu Mund!" Das war der offene Appell, einerseits an den Föderalismus, andererseits an die Straße, hervorgegangen aus einer Vermischung persönlicher Verbitterung, misverstandenen Patriotismus, feindseligsten Hasses gegen Centralisation. Nur sieben Abgeordnete stimmten dem Antrage bei: und schon diese Isolirung Smolka's beweist zur Genüge, daß sein Radicalismus wol mitunter unwillkürlich den ultramontanen und reactionären Gesinnungen der Sangußko und Sapieha, der Potocki und Jablonowski Vorschub leisten mochte; daß der alte 1848er aber weit davon entfernt war, mit diesen Herren ein förmliches Complot gegen die Freiheit einzugehen, wobei die „Nationalen" sich für die Polonisirung Galiziens zu jedem Handlangerdienste der staatlichen und kirchlichen Reaction zur Verfügung gestellt hätten. Auch kam es ja am Ende nicht den Feudalen zugute, daß die Spectakelei der Smolka'schen Clique die schon in Vorbereitung begriffene Kaiserreise nach Galizien vereitelte und dadurch Goluchowski zum Rücktritt von seinem Statthalterposten bewog. Wie Smolka und seine Clique diese Situation auszunutzen gedachten, begreift sich leicht, wenn man sich erinnert, daß eben damals Alexander II. in Warschau verweilte. Für sich selber hatte Smolka nichts erreicht als eine tiefe Entmuthigung des Volkes über das Unterbleiben der Kaiserreise: der Landtag vollzog anstandslos am 25. Sept. die ausständigen Wahlen in den Reichsrath; der volle Sieg blieb jener Ziemialkowski'schen Partei, die sich damit begnügte, in der „Resolution" eine, allerdings ebenfalls den Rahmen der erbländischen Verfassung sprengende Abänderung der Staatsgrundgesetze vom wiener Parlament zu begehren. Seinem Aerger über den vollständigen Misserfolg machte dann Smolka in der Veröffentlichung „Politischer Briefe" auf ebenso takt- wie geschmacklose Weise Luft, indem er sich bis zu der albernen Behauptung verstieg, der Kaiser habe die Bereisung Galiziens aufgegeben, weil der Zar dem Fürsten Thurn und Taxis, der ihn im Namen Franz Joseph's zu Warschau begrüßte, erklärt habe, er würde dieselbe „nicht dulden"! Als aber das Abgeordnetenhaus in Wien, wie es in der That gar nicht anders konnte, die galizische Resolution im Ausschuß unerledigt liegen ließ, gewann Smolka in Lemberg für seine Hetzereien neuen Spielraum, sodaß er im September 1869 mit seinem erneuten Antrage auf Nichtbeschickung des Reichsrathes auf dem Landtage nur noch um drei Stimmen in der Minorität blieb. Müde der Verfolgungen, hatten Ziemialkowski und sein Anhang ihre Reichsrathsmandate niedergelegt; als nun Statthaltereileiter Possinger durch die Androhung der Ausschreibung directer Wahlen die Neubesetzung der Vacanzen erzwang, wurden statt der Dimissionäre lauter Anhänger Smolka's gewählt, sodaß die galizische Deputation nur aus Feudalen und Radicalen bestand.

Was die Lage der Dinge in Wien anbetraf, so witterte Smolka erst wieder Morgenluft, als Potocki das Ruder ergriffen: er begleitete den neuen Premier nach Prag und verhandelte dann mit ihm in Wien, in Gemeinschaft mit der Crême der polnischen Aristokratie, den Czartoryski, Wodzicki, Sapieha u. s. w., über die Erledigung der lemberger Resolution. Beide Verhandlungen scheiterten vollkommen: nunmehr aber war es Smolka selbst, der in den letzten Augusttagen 1870 auf dem lemberger Landtage den Antrag stellte, den neuen Reichsrath zu beschicken, in den

er sich jetzt auch wieder wählen ließ, angeblich mit Rücksicht auf die bedrohte Sicherheit des Staates und auf die Nothwendigkeit, demselben durch die Delegationen die Mittel zur Behauptung seiner Machtstellung bewilligen zu lassen. In Wahrheit hoffte man in Lemberg noch, das zeigten die Landtagsdebatten deutlich genug, der Politik Oesterreichs eine franzosenfreundliche Wendung zu geben; als indessen Ende November die Delegationen zusammentraten, konnte davon nicht mehr die Rede sein. Und wie in Belcredi's Tagen, so hielt sich auch unter Hohenwart Smolka von einer allzu offenen Unterstützung der Reaction vorsichtig fern. Rührend freilich war gerade aus *seinem* Munde, als die Reichsrathslinke im Juni 1871 die Budgetverweigerung ventilirte, die besorgte Mahnung, „nicht mit dem Feuer zu spielen und in eine Bevölkerung, die der Keime zu anarchischen Zuständen übergenug enthalte, nicht noch den Gedanken der Steuerverweigerung zu schleudern"! Arbeitete doch derselbe Mann daheim mit Straßendemagogen, unter denen ein heiler Rock eine Seltenheit war! Auf dem lemberger Landtage aber im September 1871 begnügte Smolka sich mit einer Adresse, die sich lediglich mit den Angelegenheiten Galiziens beschäftigte und die von Hohenwart projectirte Abschlagszahlung auf die Resolution für ungenügend erklärte. Smolka hatte unmittelbar vorher einem Theile der prager Landtagssession beigewohnt, dort aber die Czechen so voll stolzen, selbstgenügsamen Siegesbewußtseins gefunden, daß er sich verstimmt zurückzog. Auch konnten ja die Fundamentalartikel, die jede Kronlandsgruppe finanziell auf eigene Füße stellen wollten, in einer so passiven Provinz wie Galizien, der das Reich sogar zur Verzinsung ihrer Grundentlastungsobligationen jährlich 4 Mill. Fl. beisteuern muß, unmöglich Beifall finden.

Nach Hohenwart's Sturze hat dann Smolka in der politischen Arena überhaupt keine hervorragende Rolle mehr gespielt. Selbst in Lemberg war ihm das Heft vollständig entrissen, seitdem das Ministerium Auersperg sich durch die Erneuerung des galizischen Landtages im Herbst 1876 eine aus Feudalen und Beamten bestehende Mamlukenrepräsentanz geschaffen, aus der zwar die Ruthenen so gut wie eliminirt waren, in der auch die Bauern und deutschen Juden ein kaum noch wahrnehmbares Plätzchen einnahmen, die aber für diese Zugeständnisse bezüglich der Polonisirung des Landes volle Garantien bot, daß sie der Regierung durch ihre Haltung in der Orientfrage keine Schwierigkeiten bereiten würde. Als Smolka noch einen Versuch machte, diese allseitige Harmonie im August 1877 dadurch zu stören, daß er antirussische Petitionen einbrachte, blieb er selbst mit dem Antrage auf Verlesung dieser Actenstücke um 10 Stimmen in der Minorität. Heute ist Smolka abermals, wie vor 32 Jahren, Vicepräsident eines wirklichen Parlaments in Wien. Hat er aus jenen drei Decennien gelernt, daß jede Schädigung dieses letztern mit doppelter und dreifacher Schwere auf die Sache der Freiheit überhaupt und selbst des Polonismus zurückfällt, so ist es hohe Zeit, daß er mit 70 Jahren dieser theoretischen Erkenntniß auch praktischen Ausdruck gibt. Verrammelt hat er sich ja den Weg zur Verständigung mit den Deutschliberalen durch seine Antecedentien niemals und nirgends!

Genau das Gegentheil muß man leider von dem fünfundsechzigjährigen Ritter von Grocholski sagen, der seit dem Wiedererwachen des constitutionellen Lebens in Oesterreich eine dominirende Stellung im lemberger Landtage einnimmt und ebenso lange im Reichsrathe dem Polen-Club präsidirt. In welchem Sinne und Geiste er namentlich diesen letztern leitet, bedarf im Grunde keines weitern Commentars und genügt die Erinnerung, daß er unter Hohenwart als Minister ohne Portefeuille fungirte, welcher Titel dann so ganz beiläufig, gelegentlich eines Decrets über die Weltausstellung, in den wenig verfassungsmäßigen eines „Ministers für Galizien" umgewandelt ward. Die ganze Zeit hindurch hat Grocholski lediglich im Interesse der krakauer Feudalen und Klerikalen gearbeitet, und zwar mit vollster Absichtlichkeit und vollstem Selbstbewußtsein. Niemals hat er dessen Hehl gehabt, daß ihm die Reaction an sich, nicht blos im Gegensatze zu Centralisation und Germanisirung, nicht blos als Mittel der Polonisirung Herzensangelegenheit ist. Im Gegentheil, wie ihm der Polonismus nur als Medium erscheint, die staatliche und kirchliche Contrerevolution zur Geltung zu bringen, so bedeutet sein polnischer „Patriotismus" gar nichts als eine Fiction, die er, um seinen Einfluß bei den Massen zu erhalten, dann und wann vorführen muß, in der er jedoch sich sorgfältig hütet, auch nur Einen Schritt weiter zu gehen, als möglich ist, ohne sich nach oben hin zu compromittiren. Den Deutschen noch einen Hieb extra zu versetzen über das Maß dessen hinaus, was den Politiker nothwendig dünken mag, macht dabei dem Menschen Grocholski ein besonderes Vergnügen: insoweit ist er ein guter Pole, wie er im Buche steht. Ein grimmig-maliciöses Lächeln zog über sein Gesicht, als er die Verfassungspartei bei Eröffnung des neuen Reichsrathes belehrte, es werde ihr ganz gut thun, auch einmal in der Minderheit zu sein, sie müsse sich eben daran gewöhnen. Freilich mußte er die schlagfertige Antwort einstecken, das sei der Partei schon öfter auf dem prager Landtage widerfahren, so wie ja auch die Polen in Lemberg stets in riesiger Majorität seien, ein Vortheil, von dem sie oft einen bis zur Lächerlichkeit brutalen Gebrauch gemacht haben. Die Stellung der Polen auf dem Landtage wie im Reichsrathe zu allen entscheidenden Fragen des letzten Decenniums war sein Werk; er trägt die volle Verantwortung dafür. Nichts kennzeichnet die Kluft, die ihn von Smolka trennt, besser, als daß dieser die Egeria des Grafen Alfred Potocki war, der sein Portefeuille niederlegte und sein Fiasco, fast Thränen in der Stimme, bekannte, sowie er sah, daß weder mit den czechischen Declaranten noch mit den lemberger Resolutionisten ohne offenen Verfassungsbruch ein Abkommen zu treffen war; während Grocholski den Amanuensis Hohenwart's abgab, der von vornherein nur darauf dachte, den Reichsrath verduften zu lassen. Er ist auch der Typus jener diplomatischen Leisetreterei, die immer am liebsten die Action hinter die Coulissen verlegt, und dem polnischen Adel ganz besonders eigenthümlich, doch aber bei den Polen vielleicht gerade am übelsten angebracht ist, weil schließlich immer wieder ihre Losung „Alles oder Nichts" die an „maßgebender" Stelle sorgfältig zurechtgelegten Cirkel arg in Verwirrung bringt. Daß es dabei an Heimlichkeiten und Hintergedanken, an Täuschungsversuchen so wenig wie an eigenen Enttäuschungen fehlt, ist selbstverständlich. Ist es nicht z. B. hoch charakteristisch, wenn Grocholski

im Abgeordnetenhause eine fulminante Interpellation über die Wirthschaft bei der Lemberg-Czernowitzer Bahn einbringt, um hinterdrein als Zeuge im Proceß Ofenheim zu erklären, „er wisse von gar nichts, habe alles nur in den Zeitungen gelesen — von schlechten Zuständen bei der Bahn sei ihm nicht das Geringste bekannt, höchstens habe er von Zugverspätungen gehört". Und heute ist Ofenheim wieder eines Deputirtenmandats unwürdig!

Mag es der polnische Standpunkt rechtfertigen, daß Grocholski vom Reichsrathe, übrigens auch gleich in schroffster Form, die Votirung jener Resolution des galizischen Landtages forderte, deren Ausführung die ganze, eben erst zu Stande gebrachte Verfassung in Frage stellen mußte; daß er die Verschleppung derselben durch das Abgeordnetenhaus benutzte, um dieses mitsammt dem Bürgerministerium mittels einer Secession in die Luft zu sprengen; daß er sich der Wahlreform, welche den Reichsrath von den Landtagen ablöste, aufs äußerste widersetzte. Allein er that das nicht nur in der provocirendsten Manier; er kokettirte auch förmlich damit, zu zeigen, wie er aus den Händen einer reactionären Regierung gern mit dem Wenigern fürliebnehme, während er das Mehr von Autonomie verschmähte, wenn es von einem verfassungstreuen Ministerium oder gar von der liberalen Reichsrathslinken geboten ward. „Damit ist über dies Regierungssystem der Stab gebrochen", rief er im April 1870 dem Abgeordnetenhause zu, ehe er denselben den Rücken kehrte, weil es sich auf die Discussion der Resolution im Plenum nicht eingelassen. Wenn er aber damals im Ausschusse übermüthig die Offerten Rechbauer's zurückgewiesen, der Galizien sogar den dem lemberger Landtage verantwortlichen Statthalter geben wollte: so acceptirte er nachher gern als College Hohenwart's einen magern Auszug der Resolution, der jedes parlamentarischen Charakters entkleidet war und lediglich nationales Flitterwerk ohne jeden liberalen Inhalt gewährte. Unter Auersperg ward der Chef des Polen-Clubs wieder so steif und bockbeinig wie nur je: an der Resolution sei nichts zu handeln und nichts zu feilschen; daß der Landtag sie votirt habe, sei ein Beweis ihrer Nothwendigkeit. Die „österreichische Clausel", ohne die Auersperg und Lasser mit vollstem Rechte absolut nichts bewilligen wollten, verweigerte Grocholski ebenso peremtorisch. Es sollte ausreichende Bürgschaft dafür geboten werden, daß der Landtag durch die Inartikulirung des Ausgleichs die Frage auch wirklich definitiv aus der Welt schaffe, und die cynische Antwort war: „Sollte die Nation in einigen Jahren mehr verlangen, so werde der Reichsrath eben noch mehr geben müssen." Das mochte diplomatisch gewaltig schlau sein: aber man mußte auch den Gegenpart für sehr beschränkt halten, der nicht merken sollte, wie es Grocholski nur darauf ankam, in die Verfassung eine Bresche zu legen, von der aus sich dann das ganze Werk in einen Trümmerhaufen verwandeln lasse. Dieser Klugheit waren Auersperg und Lasser noch reichlich gewachsen: zu einem ehrlichen Abkommen, lautete ihr Communiqué bei dem Abbruche der Verhandlungen, seien sie immer gern bereit; nicht aber zu einem solchen, wobei der Pferdefuß des Zukunftspolenreiches deutlich hervorschaue. Was polnische Treue werth war, hatte die Regierung schon bei dem Nothwahlgesetze erfahren, wo Grocholski die Absentirung seiner Landsleute zugesagt, dann aber an ihrer Spitze mit allen zusammen, Mann für Mann, gegen die Vorlage gestimmt

hatte, ohne übrigens deren Annahme hindern zu können. So war denn bei Grocholski's feiner Strategie das Ende vom Liede die vorbehaltlose Einbeziehung Galiziens in die Wahlreform. Die Secession der Polen unter ihrem Clubpräsidenten verhinderte nicht, daß im März 1873 die directen Reichsrathswahlen votirt wurden, während die im Hause zurückgebliebenen Ruthenen und Bauern die Wahlen für die Delegation ordnungsmäßig vollzogen. Und ebenso gründlich wie diese Campagne hat ja Grocholski auch jene andere bei der Revision des Ausgleichs mit Ungarn verloren. Die finanziellen Zoll- und Steuerarrangements zu Gunsten der Magyaren hat die Regierung im Ausgleich vom Juli 1878 nur mit Hülfe des Polen-Clubs und seines Chefs durchgesetzt. Das nach des Sectionschefs Chertek Berechnung 4 Millionen jährlich betragende Trinkgeld aber, das die Herren sich für ihren Beistand ausbedungen, entfällt nun doch, seitdem im Februar 1880 jene Grundsteuernovelle durchgesetzt ist, die, nach Grocholski's Bemerkung, „ihre Spitze gegen Galizien richtet", weil sie den unberechtigten Exemtionen dort ein Ende macht.

Ganz ähnlich war es mit den Scheinanläufen bestellt, die Grocholski während des Orientkrieges gegen Rußland nahm. Er dachte den Pelz zu waschen, ohne daß er denselben naß machte, um sich zu Hause als patriotischer Feind der Moskowiter zu drapiren und doch sich bei Hofe nicht zu compromittiren. Schon auf dem neuen Landtage beantragte er im August eine Adresse als einen „Act der Loyalität": gegen Rußlands panslawistische, auf die Unterjochung aller slawischen Stämme gerichtete Bestrebungen sei ein Schutz nur in den Polen zu finden, die niemals ihrer nationalen Sonderstellung entsagen würden. Da der Landtag noch vor Votirung der Adresse vertagt ward, verlegte Grocholski seine Action in den Reichsrath, wo er auch das Unglück hatte, seine Interpellationen über die Hinrichtungen polnischer Flüchtlinge durch die Russen in Rumelien und über den Frieden von San-Stefano im Februar und Mai 1878 auf ganz falsche Voraussetzungen zu gründen. Die Executionen waren nicht nachweisbar, und die Annahme, daß der Einmarsch in Bosnien nur in Connivenz mit Rußland und ohne Correcturen des Friedens von San-Stefano erfolgen werde, ergab sich als irrig. Wol deutete Grocholski gleichzeitig mit Schärfe auf die „notorische Thatsache" hin, daß alle jene, wie es in dem Kriegsmanifest des Zaren heiße, „geheiligten Rechte der Nationalität, Religion und Sprache, die Rußland in Bulgarien zu vertheidigen vorgebe, in Congreßpolen auf eine Weise misachtet würden, „die für christliche Staaten in unserm Jahrhundert geradezu beispiellos". Als aber dieser Patriotismus sich nun im November bewähren sollte bei Berathung jener Adresse, welche Andrássy beschuldigte, die eigene Volksvertretung so zu foppen, wie das sonst nur im diplomatischen Verkehr mit fremden Mächten üblich sei: da schwenkte Grocholski eilig zur ministeriellen Seite ab. Sein eigener Landsmann Wolski warf ihm vor: „Wir haben unsere Ansichten nicht geändert seit Grocholski's Maiinterpellation; wir sind aufs tiefste beunruhigt und verdammen Andrássy's Politik aufs entschiedenste; in beiden Punkten ist die ungeheuere Majorität der Bevölkerung Galiziens mit uns vollkommen einverstanden!" Grocholski dagegen hielt lediglich eine auf Lemberg berechnete Rede zum Fenster hinaus, um sich für die nahen Reichsrathsneuwahlen zu Hause rein zu waschen: „Ja, wenn die Adresse

Polen erwähnte, da wäre er mit dabei; da, nicht auf der Balkanhalbinsel, sei Rußlands Achillesferse zu suchen; so aber beschließe das Haus die Adresse nur ut aliquid fecisse videatur; denn anstatt das Ministerium zur Verantwortung zu ziehen, gelange das Schriftstück gar nicht zur Aufstellung irgendeines Zieles." Als dann Mitte November die Studenten in Lemberg einen schweren Conflict mit der Polizei hatten, die ihnen einen Fackelzug zu Ehren von Grocholski's Gegner Hausner verboten, sammelte Grocholski, immer behufs der für 1879 bevorstehenden Parlamentswahlen, glühende Kohlen auf das Haupt der Excedenten, indem er nach Wien zum Ministerium und dann nach Pesth an das kaiserliche Hoflager reiste, um eine milde Bestrafung derselben zu erwirken. Beide Zwecke erreichte er denn auch vollkommen. Die Tumultuanten wurden, bis auf zwei, die je 5 Fl. Strafe zu zahlen hatten, freigesprochen, die betreffenden Commissare dagegen versetzt und pensionirt. Zu Grocholski aber sprach der Kaiser die Hoffnung aus, es werde der Secession der Hausner, Wolski u. s. w. im Polen-Club ein Ziel gesetzt und jene Einigkeit wiederhergestellt werden, die „stets durch eine wahrhaft staatsmännische, correcte Haltung den Sinn für die Interessen der Gesammtmonarchie und die Anhänglichkeit für die Dynastie bethätigte, was, ich versichere Sie, zum Nutzen Ihres Landes gereicht". Die Wahlen vom Juli 1879 haben Grocholski dem Portefeuille wieder einen Schritt näher gebracht, wie diejenigen von October 1876 ihn zum Gebieter des lemberger Landtages erhoben.

Denn den alten 1848er Ziemialkowski, der heute sein 62. Lebensjahr hinter sich hat, werden schwerlich weder die krakauer Feudalen, noch die böhmischen Hochtories lange mehr im Besitze eines Ministerpostens ohne Portefeuille dulden, den der ruhige, besonnene und, soweit seine Stellung als nationaler Parteimann das gestattet, auch freisinnige, namentlich aber entschieden josephinisch gesinnte Mann nunmehr seit sieben Jahren bekleidet. Obwol sein Leben ein Vierteljahrhundert hindurch ein fast ununterbrochenes Martyrium gewesen, haben Junker und Pfaffen ihn doch oft genug bei der blöden Menge als Verräther denuncirt. Ja eben jetzt haben sie im Polen-Club, dem Ziemialkowski als Minister formell *nicht* beigetreten ist, ein erstes Avertissement gegen ihn durchgesetzt: „er möge den Sitzungen des Clubs häufiger beiwohnen, damit er die Interessen Galiziens besser vertreten könne". Und in der That, wir fürchten, der Führer der lemberger Fraction auf dem Landtage, der wirklich liberale Vorkämpfer der polnischen Verfassungspartei hat aufgehört, der politischen Situation zu entsprechen. Bei einem Banket während der Landtagssession von 1875 charakterisirte Ziemialkowski seine Position ganz richtig als die eines „Ministers der Abwehr"; alles übrige müsse der Thätigkeit des Landtages entstammen, da „wir nur das wirklich besitzen, was wir uns selber erringen". Was aber soll in einem Cabinet, das von einer feudal-klerikalen Reichsrathsmajorität getragen wird, dem die ehemaligen Ministercollegen Grocholski und Hohenwart im Verein mit Clam-Martinic das Gesetz dictiren, was soll in dessen Schos Ziemialkowski, dem Auersperg und Lasser den anderthalb Jahre lang erledigt gebliebenen Sitz Grocholski's im Cabinet anboten? Erst als die Polen, um Minister Unger's Wort zu gebrauchen, „sich ihren Minister herausgeschlagen", indem sie in der Delegation die dreijährige Dienstzeit durchsetzten, ward Ziemialkowski

von seinem Posten als Bürgermeister Lembergs ins Conseil berufen, als einer der weißen Raben unter seinen Landsleuten, die mit einem verfassungstreuen und gut österreichischen Cabinet harmoniren konnten; wie ihn ja auch schon Beust im Mai 1867 nach Aufhebung der Sistirung zum Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses ernannt hatte. Und weniger noch als Ziemialkowski's jüngste, stimmt seine frühere Vergangenheit zu der Strömung, die in Oesterreich ersichtlich mit jedem Tage an Stärke gewinnt. Gleichzeitig mit Smolka wegen der Verschwörungen von 1840 als dreiundzwanzigjähriger Jüngling eingesperrt, wurde auch er nach vier Jahren Untersuchungshaft zum Tode verurtheilt und begnadigt. So kam er als Vertreter von Lemberg in den Reichstag nach Wien und Kremsier, wo er zu jenen polnischen Abgeordneten gehörte, die unentwegt mit der deutschen Linken gingen. Sie reizen noch heute in der Erinnerung den Zorn ihres damaligen Parlamentscollegen, des Barons Helfert, so gewaltig, daß er sie in seiner „Geschichte Oesterreichs seit der Octoberrevolution" als „Polen im Frack" wiederholt brandmarkt und sie, namentlich Ziemialkowski, beschuldigt, nur an die Realisirung der Plane der pariser Emigration gedacht zu haben. Nun, vom Standpunkte der Constitutionellen erscheint uns Ziemialkowski's Antrag, die Vorlage des Finanzministers Kraus um Bewilligung von 80 Mill. (Weihnachten 1848) erst nach Votirung der Verfassung zu bewilligen, jedenfalls recht vernünftig und nichts weniger als hochverrätherisch oder radical. Selbst die Idee, erst doch noch einmal eine Pacification Ungarns im Wege der Verhandlung zu versuchen, ehe man Windischgrätz zum Christfeste von Wien aufbrechen ließ, ist wol nicht weniger „staatsmännisch" als Felix Schwarzenberg's Politik, die Russen zu Hülfe zu rufen, während Legeditsch' Corps am Bodensee den in Baden einmarschirenden Preußen auf die Finger sehen mußte! Nach Auflösung des Reichstages ward Ziemialkowski in Tirol internirt; erst nach Bach's Sturz durfte er seine Advocatur in Lemberg ausüben, und nach dem Aufstande Congreßpolens von 1863 mußte er abermals kraft kriegsrechtlichen Spruches drei Jahre im Kerker zubringen.

Noch ist eine eigenartige Erscheinung im Polen-Club der dreiundfunfzigjährige Hausner, Sohn eines Großhändlers in Brody. Als Student hat er in Berlin am 18. März auf den Barrikaden gefochten, wie der wiener Associé der väterlichen Firma Violand als Vorkämpfer der deutschen Radicalen eine große Rolle spielte. Nach vielartigen Studien und langen Reisen ließ er sich bei Lemberg als Großgrundbesitzer nieder und erregte namentlich durch seine statistischen Arbeiten Aufsehen; am politischen Leben seines Vaterlandes betheiligt er sich erst seit sieben Jahren als Landtags- und seit 1878 als Reichsrathsabgeordneter. Zum berühmten Manne machte Hausner mit Einem Schlage seine erste Rede vom 5. Nov. 1878 bei der Debatte der Adresse über die bosnische Occupation, und fast ebenbürtig schloß sich hieran die Rede vom 24. Jan. 1879 über das gleiche Thema gelegentlich der Discussion über die Sanction des Berliner Vertrages. „Wir haben ja schon einmal eine solche Parallelocccupation durchgemacht", rief er dem Hause zu; „zwei Jahre später setzte Preußen seinen Fuß auf unsern Nacken und warb Ungarn zum Einfall in Oesterreich. Glauben Sie mir, wie die Rothhaut das Raubthier,

so spüren wir Polen an tausend undefinirbaren Zeichen das Herannahen unsers moskowitischen Todfeindes." Die Haltung des Ministeriums verglich er mit dem „innern Düppel Preußens" und mit Montalembert's „expédition de Rome à l'intérieur"; auch die Occupationsfrage sei bestimmt, dem Parlamentarismus zu Hause den Todesstreich zu versetzen, und Andrássy's Vertheidigungsreden nannte er rundheraus „einen großen Sturmlauf gegen die Berechtigung der Wahrheit in der Geschichte, Exposés, gedruckt und verbreitet, um die richtige Erkenntniß der Thatsachen gänzlich unmöglich zu machen". Aber Hausner's meteorgleich aufsteigender Ruf war von vornherein durch eine große Gefahr bedroht. Gerade eine Natur wie die seine, deren größter Reiz in ihrer Ungebundenheit liegt, braucht völlig freien Spielraum, um sich stets den Eingebungen des eigenen Genius überlassen zu können. Hausner aber, kaum daß er kometenartig dahinzustürmen begann, muß sich immerfort gleich wieder von dem Polen-Club mit seiner eisernen, jede Individualität nivellirenden Disciplin einfangen lassen, um in Galizien möglich zu bleiben. Diese Disciplin aber gestattet kein patriotisches Aufbrausen gegen Rußland, wenn das Drei-Kaiser-Bündniß die Situation beherrscht; sie duldet keine liberalen Ausfälle gegen den Minister, der am Hofe die Macht in Händen hält. Selbst für das Recht des Reichsrathes, den Berliner Vertrag zu approbiren, während die Regierung die entgegengesetzte Ansicht vertrat, durfte Hausner nur plaidiren, indem er sich als in der Wolle gefärbten Föderalisten entpuppte mit den Worten: „Ich würde jedes Recht für die Landtage reclamiren, das diesen zufiele, wenn man es dem Reichsrathe entzöge; das aber verstehe ich nicht, wie Polen ein parlamentarisches Recht negiren könne, das sie doch nicht für Galizien beanspruchen." So in einem Wirbelwind von Polonismus, Föderalismus und Liberalismus umhergetrieben, ist Hausner weit davon entfernt, den festen Halt des praktischen Politikers in sich selber zu finden. Oder was soll man zu demjenigen sagen, der in der heutigen Constellation sich als den „Todfeind" Rußlands proclamirt und zugleich mit heißer Sehnsucht die Lösung des österreichischen Bündnisses mit Deutschland, die Annäherung der wiener Regierung an Frankreich zu fördern sucht? Hausner aber sagte am 12. März 1880 bei der Discussion der Arlbergbahn wörtlich: „Diese Verbindung mit dem Westen ist der erste Schritt zur Unabhängigkeit, nicht nur in wirthschaftlicher, sondern auch in politischer Beziehung; zur Emancipation von einem angeblichen Bundesgenossen, der mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit volkswirthschaftlich uns Wunde um Wunde schlägt, der uns wirthschaftlich wie politisch nichts gewährt, aber politisch und militärisch das Aeußerste von uns verlangt, der unsere Einnahmearterien unterbindet und unsere Ausgabequellen unnatürlich erweitert, also nach zwei Richtungen hin die Bilanz des Volksvermögens bei uns in verderblichster Weise beeinflußt. Die Emancipation von diesem Bundesgenossen ist mir so werthvoll, daß ich den ersten Schritt, der zu dieser Möglichkeit führt, nicht zu kostspielig fände, auch wenn die 35 Mill. Fl. überschritten würden, wie von mancher Seite befürchtet wird." Es ist schwer bissiger zu sein, und die an sich brillante Rede wird, im Zusammenhange mit den nicht minder brillanten Reden über die Occupation und den Berliner Vertrag, darum nicht weniger confus, daß der Polen-Club sie allerdings nur aus Liebedienerei

nach oben hin perhorreſcirt. Rußland haſſen und dennoch die wiener Septemberabmachungen verabſcheuen, das erinnert, wie die Dinge heute liegen, ſchon an das berliner Witzwort: „Entweder es regnet oder es regnet nicht, oder keins von beiden.“

Keine faſcinirende Erſcheinung wie Hausner, aber doch ein eigenthümliches Bild bietet endlich der ſechzigjährige Rabbiner Schreiber aus Krakau, wo er der orthodoxen Judengemeinde vorſteht. Er entſtammt einer alten presburger Judenfamilie, in der das Rabbinat beinahe erblich iſt, und betritt jetzt zum erſten mal die politiſche Bühne, ohne bisher ein Lebenszeichen auf derſelben von ſich gegeben zu haben. Schreiber gehört zu den Chaſſidim, die aller modernen Bildung Feind ſind, während der Verein „Schomer Iſrael“ die Verbreitung derſelben unter dem galiziſchen Judenthum nach Kräften fördert. Die galiziſche Geiſtlichkeit ſchwärmt deshalb auch gar nicht für die ſtreng confeſſionelle Abſperrung der Schulen, da viele katholiſche Unterrichtsanſtalten eine Majorität jüdiſcher Schüler zählen: gerade die interconfeſſionelle Schule bewährt ſich dort als ein vortreffliches Mittel zur Proſelytenwerbung wie zur Poloniſirung, von der Einnahmequelle gar nicht zu reden. Wenn Schreiber ſich trotzdem ſo gut wie Hausner dem Polen-Club, d. h. den krakauer Feudalen unterwerfen muß, ſo zeigt das wol am beſten, bis zu welchem Grade die Poloniſirung des Kronlandes bereits gelungen und durchgeführt iſt, in dem ſich doch die Polen ſelber in entſchiedenſter Minorität befinden, nicht zu gedenken, daß auch die maſuriſchen Bauern weit davon entfernt ſind, mit den „Herren“ gemeinſame Sache zu machen. Verſtände die halbe Million Iſraeliten ihre Aufgabe wohl, ſo müßte gerade ſie es als ihre Miſſion erkennen, an der Spitze der Ruthenen und Bauern eine Ligue zu bilden, welche die Polen zu ihrem eigenen Heile und zu dem der Verfaſſungspartei zwänge, wieder wie vor 32 Jahren im Reichstage Fühlung mit den Deutſchliberalen zu ſuchen. Gerade ihnen könnte hier die hochbedeutſame Rolle eines werthvollen Bindegliedes zufallen.

Cyprische Reisestudien.

Von

Max Ohnefalsch-Richter.

III.

Von Aschia nach Levkosia.

Die Acker- und Erntefeste werden in der Messaurea auch ganz besonders pomphaft begangen. Daß diese Feste aus dem Alterthum stammen, unterliegt keinem Zweifel. Mir zu Ehren wurden die Feierlichkeiten noch glänzender als sonst abgehalten. Ich machte sie in Kalopsida*) mit, einer Ortschaft auf dem halben Wege zwischen Vatili und Famagusta. Dort besitzt einer meiner griechischen Freunde, Andrea Vondiziano, der bis zur Aufhebung des russischen Consulats auf Cypern russischer Consul war, weite Flächen Ackerlandes. Es war im December während der Säezeit, als ich auf jenem Landgute eine höchst interessante Woche verbrachte. An einem festgesetzten Tage kamen die Bauern des Ortes wie der umliegenden Dörfer festlich geschmückt herangezogen; jeder führte mit sich ein Paar Zugthiere, den Aletronpflug und das Saraklonbret. Unentgeltlich wurde einen Tag für meinen Gastfreund gearbeitet, gesäet, geackert und der Boden geeggt. Dabei spielten Geigen und Lauten auf und die Bauersleute sangen alte originelle Volksweisen. In den Pausen wurde wacker gezecht und geschmaust; für den Stoff hatte Freund Vondiziano in reichem Maße gesorgt. „Nie wird so viel und gut gearbeitet als an diesem Tage", meinte Andrea, „aber Sie dürfen nicht glauben, daß diese Arbeitsleistung ein Frondienst ist; vielleicht war das früher so. Heute ist unser Bauernstand ein freier; auch gibt es der Großgrundbesitzer wenige auf dem Eilande. Der Kleinbesitz ist vorherrschend."

Am Abend ging es dann nach dem Gutshofe; da wurde unter weiter Säulenhalle gegessen und getrunken; die Frauen gesellten sich dazu, und wieder mir zu Liebe machte man eine Ausnahme und tanzte, was sonst nur beim Erntefest und bei Hochzeiten der Brauch ist. Ich verlebte da einen recht volksthümlichen Abend. Der sonst melancholische und indifferente Cypriot erschien wie verwandelt; ich fühlte mich in die alten Zeiten des Paganismus und Aegypterthums zurück-

---

*) Kalopsida, d. h. „Bellevue", „Schöne Aussicht", von καλοὶ ὄψις. Der Ort liegt malerisch an einem Felsabhange; man überblickt die weite Messaurea; im übrigen sollte das ziemlich baumlose arme Oertchen κακοψίδα heißen, „Schlechte Aussicht".

verſetzt. An dieſem Abende wurde dem Weingott manches Opfer gebracht. Factum war, daß mancher Bauer nur den Heimweg mit Hülfe ſeiner die Gegend kennenden Thiere fand.

Noch heiterer geſtaltete ſich das Erntefeſt. Ich machte es wieder in Kalopſida mit. Mein Freund Vondiziano hatte, da etwas Waſſer zur Verfügung ſtand, eine erträgliche Mittelernte gemacht. Da zog nun alt und jung, Männer, Frauen, Kinder am Feſttage hinaus zur goldig-wogenden Getreideflur. Mit Bändern und Blumen und glitzernden Quaſten hatten ſie ſich und ihre Sicheln geſchmückt, und unter den Tönen der verſchiedenſten Muſikinſtrumente des Landes verrichteten ſie die Arbeit des Erntens. Das war ein luſtiges Schneiden des Weizens unter Sang und Klang beim warmen Sonnenſchein, und wieder ſangen ſie ihre Lieder in langgezogenen Ritornelletönen, Weiſen, die einfach und ſchön an Homer's Schöpfungen mahnten. Nur trat ein halb türkiſches, halb chriſtliches Gepräge hinzu. Ich will dabei erwähnen, daß Cyperns Volkspoeſie reich iſt an ſchönen und ſeltſamen Liedern und Sagen. Obenan aber ſtehen gewiſſe Wiegen- und Liebeslieder; ich gedenke demnächſt eine Sammlung davon zu veröffentlichen. Aehnlich wie das Ackerfeſt ſchloß das Erntefeſt; nur war alles noch luſtiger, lebhafter, wilder, mahnend an bacchantiſchen Freudentaumel.

Außer den bereits angeführten Feldfrüchten und außer dem Wein ſtehen zwei Baumfrüchte in der landwirthſchaftlichen Production oben an: Oliven und Johannisbrot.

Der Baum der Athene wird auch wenig gehegt und gepflegt; er gibt ſeine Schätze freiwillig her. Man hat verſchiedene Sorten; die grünen Olivenfrüchte ſind größer, aber weniger ölreich, mehr als Speiſeoliven nutzbar; die braunrothen dagegen ſind kleiner, aber ölreicher.*) Innerhalb derſelben Art geben dann wieder die Bäume, die im Feuchten und in Niederungen gewachſen ſind, mehr und größere, aber waſſerreichere Früchte her; auf den Bergen dagegen reifen die ihres reichen Oelgehaltes wegen am meiſten geſchätzten kleinen Früchte. In fortwährend bewäſſertem Erdreich, ſo zu Kythrea, werden die Oliven zu gewaltigen Bäumen.

Die Rente, welche die Oelbäume abwarfen, war zur Zeit der Venetianer eine beſonders hohe. Der Senat der Lagunenſtadt zahlte für jeden auf Cypern neu gepflanzten Olivenbaum eine Goldzecchine Prämie, und aus der Zeit her ſchreibt ſich das Sprichwort:

Mercante di carruba, tutto sciupa —
Mercante di vino, mercante meschino —
Mercante d'olio, mercante d'oro.

(Kaufmann der Caruba verſchwendet alles —
Kaufmann von Wein, kleiner Kaufmann —
Kaufmann von Oel, Goldkaufmann.)

Heute iſt das nicht mehr ſo. Daran ſind aber die Cypriоten ſelbſt ſchuld ſowie die Zehntenbeſteuerung. Statt die Olivenbäume zu ſchütteln und abzuwarten, bis die Oliven ſelbſt fallen, ſchlagen ſie die Früchte mit Stöcken ab; es ſoll ſchnell gehen. Denn auch der Zehntenpächter, der dabei ſein muß, will nicht warten. Da-

*) Der Cypriot nennt die großen grünen Oliven θρούμπαις, die dunkeln braunrothen ἐλιαῖς μαύρες.

durch aber schädigen sie die Bäume ungemein; deshalb geben die Oliven auf Cypern nur alle drei Jahre eine gute Ernte, während anderswo, z. B. in Italien, dies alle zwei Jahre der Fall ist. Durch das Herunterschlagen werden sehr viele der Früchte getroffen und beginnen zu faulen, ehe man sich ans Pressen begibt. Ferner gibt man sich auch nicht die Mühe, die angefaulten und verdorbenen Oliven vor dem Pressen auszulesen. Dadurch wird ein schlechtes, unschmackhaftes, beinahe nie recht gut riechendes Oel gewonnen. Zumal später im Jahre, im Frühjahre ist es geradezu unmöglich, auf Cypern ein gutes Speiseöl zu finden. Ich lasse dann von meinem Koch in Larnaka bei einem der englischen Kaufleute aus Italien, Frankreich oder England importirtes Oel kaufen, und doch ist das Material, die cyprische Olive, genau so gut, vielleicht besser, als die italienische, südfranzösische.

Unterhaltend ist es geradezu, der Oelgewinnung zuzuschauen. In einem großen ausgehöhlten Stein wird ein anderer runder Stein herumgeführt, welcher die Olivenfrüchte zerquetscht; vor den hebelartigen Holzarm, der am Quetschstein angebracht ist, spannen sich Frauen und Mädchen und rennen häufig statt eines Maulthieres im Kreise herum. Genau dasselbe Verfahren sah ich allerdings noch vor zwei Jahren in Süditalien im Bergdorfe Anacapri auf der Insel Capri. Dann bringen sie die zerquetschten Oliven in Schüsselchen aus Palmengeflecht unter die Holzpresse. Auch da verrichten wieder meist Frauen die Arbeit. Man kann sich denken, wie viel Oel in den Träbern bleiben muß. Auch sah ich das Oel unter der Presse statt in das steinerne Tröglein zum Theil daneben laufen; überall offenbart sich die größte Saumseligkeit und Nachlässigkeit. Ist das erste Oel abgepreßt, so gießen sie abermals Wasser in die Palmenstrohschüsseln zu den Oliven und pressen wieder; dieses zweite Oel brennen die Cyprioten in ihren Lampen.*)

Das Johannisbrot, welches früher so gering geschätzt wurde, kommt dagegen von Jahr zu Jahr mehr zu Ehren, seitdem man gelernt hat, aus dieser Frucht Spiritus herzustellen. Alljährlich gehen Schiffsladungen voll nach Rußland, Oesterreich, Frankreich, selbst nach Italien, wo es im Süden doch selbst viele dieser Brotfruchtbäume gibt. Will man heute in Südrußland oder Frankreich von recht gutem Johannisbrot (Prima-Qualität) reden, so sagt man, selbst wenn es anderswoher stammt: „Es ist cyprisches Johannisbrot.“ Die meisten Carubenbäume, oft in ganzen Wäldchen zusammenstehend, zieren den nördlichen Küstensaum von dem trotzigen Felsberge Pentadactylon (nach seinen fünf Zacken Fünffingerberg, Pentadactylon genannt, 2266 pariser Fuß hoch) bis zum Nordwestcap des Eilandes Cap Kormachiti und dann wieder im Süden um Limassol herum und bei dem nach dem Brotfruchtbaum benannten Cap Carubiere. Der Handelsplatz für Johannisbrot ist dann auch wie für Wein in erster Linie nicht Larnaka, sondern Limassol. Doch erlitt in den funfziger Jahren auch der Carubenhandel eine große Einbuße, als nämlich die türkische Regierung das Monopol der Carubenausfuhr

*) A. Gaudry hat dasselbe Klagelied wie ich angestimmt („Recherches scientifiques en Orient“, S. 171); er sagt von den Cyprioten: „Ils ignorent l'art d'épurer l'huile; ils réunissent ensemble les olives vertes et celles qui sont trop mûres et gâtées; il en résulte une liqueur si âcre, si fort au goût, que les Européens dans un pays couvert d'oliviers sont obligés de s'approvisionner d'huile de France ou d'Italie.“

an sich riß und den Preis von 220 Oka (= 274 deutsche Kilo) auf 8 Piaster (ungefähr 91 Pfg.) festsetzte. Der Verdienst der Bauern war dabei sehr gering und sie hieben lieber ihre Carubenbäume um. Sie thaten dasselbe wie die Fellachen in Aegypten mit den Palmenbäumen, als für die Palme eine Piaster Steuer gezahlt werden sollte. In den Reisebeschreibungen finden wir stets gesagt, daß die Palme erst von den Muselmanen in Cypern gepflanzt worden sei. Das ist nicht richtig. Die Orthodoxen der Insel, die im Fanatismus mit den Moslems wetteifern, hassen vielleicht die Palme als Türkenbaum und verbannen ihn aus ihren Gärten. Als Curiosum flechte ich ein, daß es mein Hauswirth, ein Grieche zu Larnaka, nicht begreifen konnte, wie man Palmen, diese Türkenbäume, schön finden könnte. Ich hatte nämlich eine Skizze von einem der reizendsten Palmenmotive der Stadt gemalt.

Sicher fanden die Römer auf Cypern sowol Palmen wie Bananen vor. Theophrast erzählt uns*): „Auf Kypros gibt es eine ähnliche Art Palmen wie in Babylon, deren Frucht nie reift, roh sehr süß und angenehm schmeckt. Der Baum trägt schon sehr früh. Es gibt aber noch eine andere Art Palmen auf Kypros, welche ein breiteres Blatt als gewöhnlich haben und auch eine größere und eigenthümliche Frucht. Diese hat die Größe eines Granatapfels und wird so frisch verzehrt, weil sie nicht aufbewahrt und versandt werden kann." Alles das stimmt vortrefflich; die erste Art ist die Dattelpalme, die wohl in Aegypten alljährlich reift, aber auf Cypern nur sehr selten und unvollkommen; die zweite Art ist die Banane Musa parisidiaca L., woran gar nicht zu zweifeln ist.

Theophrast**) erzählt uns noch etwas von der cyprischen Platane, die an einzelnen Quellenorten noch heute auf Cypern in Prachtexemplaren vorkommt. Er sagt, daß es auf Kypros eine ähnliche Platane gegeben habe wie die auf Kreta, welche immer grün blieb und nie ihre Blätter verlor.

Von andern Nutz- und Waldhölzern rede ich besser an anderer Stelle. Hier will ich nur noch des Obst- und Gemüsebaues gedenken.

Von Orangen und Citronen findet man verschiedene Sorten, süße und bittere, mit rothem und gelbem Fleische; auch die Mandarine kommt vor. Da diese Obstbäume hier aber wie alle übrigen beständige Bewässerung verlangen, genügen die vorhandenen Gärten nicht einmal, den eigenen Bedarf zu decken; dagegen sind die Orangen vorzüglich, viel besser als die italienischen; ich ziehe sie sogar denen von Jaffa vor.

Auch der Granatapfel gedeiht vortrefflich und bietet mit der Wassermelone die angenehmste Erfrischung im Sommer; er soll jedoch der Sage nach von der Aphrodite eingeführt worden sein:

. . . . . αὗται δε ῥοαὶ
Ὡς, ευγενεῖς; τὴν γαρ Ἀφροδίτην ἐν κύπρω
Δένδρον φυτεύσαι τοῦτό φασιν ἓν μόνον.

Antiphanes bei Athenäus, III, 84.

---

*) „Pflanzengeschichte", II, 8. Plinius, XIII, 7—9.
**) A. a. O., I, 15. Plinius, XII, 3—5.

Im Frühjahre war ich in Varoschia. Dort hatte ich im Herbst vorher die besten Granatäpfel gegessen, die im Munde förmlich zerflossen; im Monat Mai sah ich die zierlichen Sträucher mit den brennendrothen Glockenblüten überladen, ein lieblicher Eindruck. Vorher hatten Mandeln*) und Mispeln, Orangen und Citronen, Kirschen und Aepfel geblüht, und das Duften und Blühen wollte eine Zeit lang kein Ende nehmen. Der eine Garten glich einem schneebedeckten Busch und der andere hatte ein Rosakleid angelegt.

Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen kommen wol vor, aber einmal selten und dann entweder wild oder in solchen Sorten, welche im Wohlgeschmack weit unter dem deutschen Kernobst stehen; das vorzügliche tiroler Obst bildet die Grenze; was südlich davon liegt, ist auch in Italien nicht von jener Güte, was allerdings nur von diesen vier Obstsorten gilt.

Die Aprikosen sind nicht gut. Es gibt eine kleine Art, die sehr wohlschmeckend ist, aber leicht Dysenterie verursacht, zumal bei dem, der an sie nicht gewöhnt ist. Sie heißen daher Massa-Franchi von Amazza-Franchi, d. h. Frankentödter. (Φράγγος, Franke, wird in der cyprischen Mundart jeder Europäer genannt; dieses Wort entstand in der Lusignan'schen Zeit.)

Eine schöne ungemein duftig-weiße Pfirsichart mit rothen Bäckchen und in der Mitte eingeschnürt, wie aus zwei Hügeln bestehend, hat den poetischen Namen Μάστοι τῆς Αφροδίτης (Brüste der Aphrodite). Auch die Türken haben für diese Frucht einen schönen Namen: „Scheftali", d. h. „Kuß".

So gut die cyprischen Orangen sind, so schlecht sind die cyprischen Feigen, während die Feigen von Damascus und Smyrna so berühmt sind. Bereits Plinius wußte nichts anders von den cyprischen Feigen zu sagen, als daß sie einen guten Essig machen: „E ciprio fico et acetum fit praecellens."**)

Auch der Sykomorenbaum, den man jetzt meist nur in der Nähe von Moscheen antrifft, muß schon in alten Zeiten auf der Insel existirt haben und in größerer Menge als heute. Plinius erwähnt ihn.***)

Maulbeerbäume finden sich zahlreich in den cyprischen Gärten. Im Karpaso und der paphischen Gegend stößt man auf ganze Anpflanzungen, die ich im Gegensatz zu aller übrigen Cultur-stellenweise recht sorgfältig angebaut fand. Sowol den schwarzen Maulbeerbaum (Morus nigra) wie den weißen (Morus alba L.) konnte ich beobachten, doch häufiger letztern und in verschiedenen Abarten. Bei Unger's und Kotschy's Besuche der Insel in dem Anfange der sechziger Jahre wußte man auf Cypern noch nichts von der Muscardine. Da blühte denn auch noch der Seidenbau auf Cypern. Die paphische Seide zumal war von jeher berühmt. Schon unter Kaiser Justinian wurde sie im Jahre 552 in Europa bekannt. Großen Ruf hatten die cyprischen Sammt- und Seidenstoffe im 13. und 14. Jahrhundert. Seitdem sich aber seit etwa zwölf Jahren auch der furchtbare Feind der Seidenraupe, die Mus-

---

*) Neben den Mandeln von Naxos sollen die cyprischen die ausgezeichnetsten gewesen sein. Athenäus, II, 52 und 54; Theophrast.

**) „Historia naturalis", XV, Kap. 16, und Dioskorides, I, 182.

***) „Historia naturalis", XIII, Kap. 70.

cardine, eingestellt, hat der Seidenbau rapid abgenommen. Einige der renommirtesten Seidenzüchter klagten mir ihre Noth; viele wollen die Seidenwurmzucht ganz einstellen, die Maulbeerbäume umhacken und sich dabei auf den Weinbau werfen. Der cyprische Seidenwurm hatte große Vorzüge, da er mehr als doppelt so groß war als die sonstigen Spielarten. Auch die Cocons waren mehr als doppelt so groß. Heute ist der Samen beinahe ganz ausgestorben; nur bei einem Züchter konnte ich noch etwas von dem alten Stammaterial sehen. Man hat versucht, japanesische und rumänische Seidenraupen einzuführen; aber damit ist die Krankheit nicht gewichen. Von den cyprischen Seidenwebereien spreche ich im nächsten Artikel, in Levkosia.

Curios ist folgender Brauch: Im Frühjahre, am Festtage Ἰῶν Ἁγίωντεσσεράκοντα*), nimmt die Bäuerin das im Hause aufgehangene Tuch, in welchem sich die Eier des Seidenschmetterlings befinden, trennt es auf und legt es dann, Arm und Brust entblößend und aufhebend unter die nackte Schulter und auf den nackten Busen, und so bewirkt sie oder befördert wenigstens durch ihre Körperwärme das Auskriechen der jungen so geschützten Brut. Ist der Bauerhof auch noch so groß, die Bäuerin selbst bequemt sich zu der geschilderten Manipulation.

Obwol auf Cypern alle feinen Salatsorten und Gemüse gedeihen und viele von ihnen wild wachsen und im Alterthum wie im Mittelalter in großem Rufe standen, so ist das Land doch so heruntergekommen und hat so wenig Sinn und Verständniß für feinere Lebensbedürfnisse, daß die feinen Gemüse und Salate beinahe ganz fehlen. Erst mit der Ankunft der Engländer hat sich eine geringe Besserung auch darin geltend gemacht.

Der Blumenkohl, als dessen Vaterland Cypern gilt, den man z. B. noch heute im Oesterreichischen Cyprischen nennt, ist nur in den größten Städten bekannt. Auch der gewöhnliche Kohl, den Columella lobend hervorhebt, ist sehr wenig angebaut. Den cyprischen Knoblauch lobten die Alten als den besten.**)

Auch cyprische Zwiebeln***) waren gesucht und galten als sehr stark. Man machte ein breiartiges Gericht von ihnen. Im Alterthum führt von der Zwiebel κρόμμυον das Cap Crommyon den Namen (heute Cap Kormachiti). Es ist unglaublich, was für Heu und Stroh und Gras und Kraut die heutigen Cyprioten und auch in bessern Familien als Leckerbissen anpreisen und in der That essen.

Kehren wir nun nach dem Abschluß dieser Skizze über cyprischen Pflanzenbau zu unserm Septemberritt durch die Messaurea zurück. Wir befanden uns auf dem Wege nach Levkosia. Wir näherten uns der Hauptstadt immer mehr. Nördlich, jenseit des Pidiasbettes, blieb uns das alte Chytroi, heute Palaekythro genannt, und weiter oben Kythrea liegen. Das erstere, heute ein armseliges Dörfchen, war im Alterthume die Hauptstadt eines besondern Reiches und nicht das weiter nörd-

---

*) Das heißt am 21. März nach europäischer Zeitrechnung, oder am 9. März nach griechischer Zeitrechnung.

**) Plinius, XIX, 34; Theophrast, „Pflanzengeschichte", VII, 4.

***) Plinius, XIX, 32; Theophrast, a. a. O.; Lucian, „Hetärengespräche", Nr. 11.

lich gelegene quellenreiche Kythrea, wie Engel in seinem Werke „Kypros" (I, 147 und 148) fälschlich angibt. Die Stadt lag auf halbem Wege zwischen Kerynia und Salamis; das paßt, man nehme nur Kiepert's Karte zur Hand, vorzüglich auf Palaekythro, schlecht auf Kythrea. Bei Palaekythro hat man geringe Cyklopische Mauerreste und sonst Gräber gefunden; weit verstreute Steine und Thonscheiben mahnen weiter an die einstige Stadt.*) Aber auch bei und in Kythrea hat eine Stadt gestanden, nicht nur nach dem großen Trümmer- und Scherbenfelde zu urtheilen, sondern auch wegen der in Kythrea gefundenen altcyprischen Inschriften. Aus denselben geht mit Evidenz hervor, daß auch dort ein Tempel der Paphia, der Aphrodite sich erhob. General L. Palma di Cesnola fand die Inschriften; sie befinden sich heute im Museum zu Neuyork; entziffert dagegen wurden sie von meinem gelehrten Freunde D. Pierides, der sie in den „Transactions of the Society of Biblical Archaeology" (Bd. V, Thl. I, S. 88—96) publicirte. Es wurden nicht weniger als elf altcyprische Inschriften aufgefunden, zum Theil gut erhalten. Sie alle sprechen von der Aphrodite, entweder von der Aphrodite Paphia oder nur von der Paphia, es sind Inschriften zu Statuen von Priestern u. dgl., Weihgeschenke u. s. w.

Unzweifelhaft stand an der Stelle zu Kythrea ein Tempel der goldlockigen veilchenbekränzten Kythereia. Mit meinem Freunde D. Pierides bin ich auch der Ansicht, daß es eine Stadt Kythere auf Kypros gab und daß sie hier an dieser Stelle lag. Es wäre doch sehr sonderbar, wenn ein Poet wie Virgil drei Cultusstätten der Aphrodite auf Cypern nennt und mitten darin die entfernte Insel Cerigo beim Cap Malea. Virgil sagt:

> Est Amathus, et celsa mihi Paphus, atque Cythera,
> Idaliaequae domus.

Auch sagt der Scholiast zum Hesiodos: „Κύθερά ἐστι πόλις Κύπρου." Verschiedene Dichter sprachen von einem Heiligthum der Aphrodite zu Kythera. Zuerst wird die Insel am Cap Malea allein den Namen Kythera gehabt haben und später wird derselbe Name, wie das ja häufig geschah, auf eine Stadt oder ein Heiligthum der Aphrodite zu Kypros übertragen worden sein. Das mußte freilich schon früh geschehen, da die in Kythrea gefundenen Inschriften in altcyprischen Lettern geschrieben sind.**)

Aber auch das heutige moderne Kythrea, zwei Stunden südlich von San-Chrysostomo und drei Stunden vom berühmten Buffaventoberge gelegen, bietet des Interessanten genug. Es gehört zu den reichsten Orten der Insel, weil es Wasser im Ueberfluß hat. Das Quellenstudium der Insel lehrt dem Forscher höchst abnorme Vorkommnisse. Gerade die stärkern perpetuirlich in gleichem Strahle sprudelnden Quellen gehören der Nordkette an und entspringen nicht am Fuße der Gebirge,

---

*) In der Nähe von Palaekythro fand der russische Consul Andrea Vondiziano eine schöne Glasvase mit der Inschrift auf der einen Seite: Ἐννίων ἐπώησεν. ΕΝΝΙΩΝ ΕΠΩΗΣΕΝ; auf der andern: ΚΑΤΑΧΕΡΕ ΚΕΥΦΡΑΙΝΟΥ. κατάχερε κ'ευφραίνου.

**) Man sehe auch noch Engel, „Kypros", I, 554; Sakellarios, „Τὰ Κυπριακα", I, 191,

ſondern in einer Höhe von 5—700 Fuß, und zwar regelmäßig an der Grenze des Kalkes und des darüberliegenden Sandſteins oder Mergels.*)

Eine Volksſage erzählt von dieſer ſtärkſten Kythreaquelle, ein Derwiſch habe ſeinen Trinkbecher drüben an der karamaniſchen Küſte verloren und in eine Felsſpalte fallen laſſen; ſpäter aber habe er ihn, als er auf Cypern die Kythreaquelle beſuchte, dort wiedergefunden und eben aus der Erde Schos mit dem Waſſerſtrahle herauftauchen ſehen.

Auch Ali-Bei deutet Aehnliches in ſeinem Werke an: „The inhabitants imagine, that this water has its source in the moutains of Caramania on the Continent, and that it passes under the sea.“**) Das Sammelbecken zu den hochgelegenen großen Quellen der cypriſchen Nordgebirgskette dürfte allerdings drüben in Karamanien zu ſuchen ſein, da ſich deſſen Exiſtenz auf der Inſel durch hydroſtatiſche Geſetze (das Waſſer läuft bekanntlich ohne Druck nicht den Berg hinan), Lagerungsverhältniſſe, durch den geringen Umfang des Troodosſtockes, durch die immer verhältnißmäßig geringen Niederſchläge der Inſel als unmöglich herausſtellt.

Die oberſte der fünf Kythreaquellen, die ſtärkſte vom Volke κεφαλούρισος (Kopf der Quelle) genannt, entſpringt 696 pariſer Fuß über dem Meeresſpiegel und ergießt ſich in nie ausſetzendem reichem Strahl ins Thal, Fruchtbarkeit und üppiges Wachsthum gewährend, zahlreiche Mühlen treibend. Tauſende von uralten Oliven- und Orangenbäumen, uralte Platanen ſaugen jahraus jahrein an dieſem Quellennaß. Dort in Kythrea zeigt ſich des Landes Reichthum und Ueppigkeit. Eine Mühle klappert über der andern; im Dorfe ſchnattern Enten und Gänſe und Waſſerkäfer krabbeln über den Waſſerlinſen des Dorfbaches; neckiſch ſprudelnd fließt er unter aufgemauerten Bogen einer Säulenhalle hin, einem Café angehörend, wo unter rebenbekränztem Dach griechiſche und türkiſche Tſchibukraucher hocken. Stellenweiſe iſt die Dorfſtraße ſogar des Waſſers und Sumpfes wegen gepflaſtert, ein auf Cypern ganz ungewohnter Anblick. Mit den Oliven- und Obſtbäumen liefert die Baumwolle, darunter wachſend, die höchſten Erträge.

In Kythrea und dann auch wieder in Bellapais, am Nordrande der Inſel, und weiter im Weſten bei Lapithos, wo nur immer einzelne ſtarke Quellen fließen, iſt das Waſſer im Beſitze vieler. A. hat z. B. Anrecht an einer Quelle auf 5 Stunden, B. auf 7, C. auf 314 u. ſ. w. Das Waſſerrecht wird gekauft und verkauft wie eine Waare. Die Waſſerbeſitzer haben nach beſtimmter Reihenfolge das Recht, einen beſtimmten Quellenbach für eine beſtimmte Stundenzahl auf ihre Fluren zur Bewäſſerung u. ſ. w. zu leiten. Einer wacht über den andern. Ich war in Kythrea der Gaſt des liebenswürdigen öſterreichiſchen Conſularagenten von Levkoſia, Herrn Pavlides; er beſitzt dort ein köſtliches Landgut; bei ihm klappern mehrere Mühlen ſowie aus England importirte Baumwollreinigungsmaſchinen.

Ein intereſſantes Seitenſtück zu der angeführten Waſſergeſetzgebung bildet eine andere über Obſt- und Fruchtbäume. Wer wilde Obſtbäume, auch auf fremdem

*) Ausführliches darüber nachzuleſen in Unger und Kotſchy's Buch: „Die Inſel Cypern“ (Wien 1865), S. 67—77: „III. Zur Charakteriſtik der Quellen.“

**) Vgl. „Travels in Marocco, Tripolis, Cyprus, Egypt, Arabia, Syria and Turkey between the years 1803 and 1807“ (mit Illuſtrationen; Bd. 1 und 2, 1816).

Besitzthum (Oliven, Caruben u. s. w.), pfropft und veredelt und ohne daß es des Landes und des Baumes Besitzer gewahr wird die erste Frucht erntet, wird zum Besitzer der betreffenden Bäume; das Terrain aber, auf dem die Bäume stehen, verbleibt dem alten Besitzer. Wird der alte Eigenthümer das Pfropfen seiner Bäume vor der Ernteentnahme gewahr, hat er dem, der da pfropfte, die Kosten zu zahlen (wenn er will) und die Bäume bleiben sein. Der Gedanke, welcher den türkischen Gesetzgeber leitete, war ein guter; man wollte damit gegen den Indifferentismus des Volkes Hebel ansetzen und den Obst- und Fruchtreichthum fördern. Nun kommt es aber häufig vor, daß z. B. zwölf beieinanderstehende Olivenbäume auch zwölf verschiedene Besitzer haben und ein dreizehnter besitzt das Land, auf dem die Bäume stehen. Jeder Baumbesitzer schneidet oder brennt seine Marke in die Bäume. Daß daneben die Advocaten und Tribunale gut fahren und Processe entstehen, ist einleuchtend. Zuweilen stirbt auch jemand ohne Testament und niemand weiß nun, wo alle seine Bäume auf der Insel zerstreut stehen, oder andere machen den Erben das Besitzthum streitig; ebenso ruinirt man sich gegenseitig häufig genug die Bäume oder stiehlt die Früchte.

Zwischen Palaekythro (dem alten Chytroi) und Kythrea (dem alten Kythere) liegt das Dörfchen Voni, berühmt durch die größten und besten Hühner. Sie sind schwarz und erreichen eine respectable Höhe. Die Hennen legen Eier mit zwei Dottern; aus einer Eierschale kriechen zwei Küchlein aus.

Es war uns ein großes Labsal, als wir auf unserm Ritt, stundenlang im glühenden Sonnenbrande schon verdurstend ohne einen Schluck Wasser, endlich an einer einsamen verfallenen Kirche eines Hirten Hütte fanden. Gerade war er mit seiner Heerde nach wochenlanger Abwesenheit auf kurze Zeit zurückgekehrt zu Weib und Kind. Man reichte uns einen Schluck Wasser und einen Schluck Wein, beides weit hergeholt; dann setzte man uns Brot und Honig vor. Den Honig hatten sie selbst gewonnen. Die Qualität desselben und nach den Beschreibungen, die man mir machte, auch die Menge des Honigs bewiesen mir, daß nicht immer complicirte und sinnreich erdachte, moderne Apparate etwas Köstliches hervorbringen können. Mag der angestrengte Ritt auch das Seine dazu beigetragen haben, daß mir's besonders mundete, ich aß nie so guten Honig wie hier in der Messaurea. Mir fielen des Diophanes' Worte ein, der irgendwo sagt: "Αριστον μὲν μέλι τὸ Ἀττικὸν καὶ τοῦ Ἀττικοῦ τὸ Ὑμήττειον, καὶ τοῦ Κυπρίου τὸ Χύτριον." Und war ich nicht hier in der Nähe der alten Stadt Chytroi? Der Honig der Messaurea ist der beste der Insel; in der Nähe von Athienu heißt seines guten Honigs wegen ein Dorf Melissa. Die Bienen lieben weite, gleichmäßig warme öde Halden, wenn sie nur reich an aromatischen Kräutern, an honigführenden Pflanzen sind. Auch wollen die Bienen nicht oft gestört und begafft sein. Alte erfahrene Bienenzüchter wissen, daß die zu viele Pflege, die häufige Annäherung seinen Schutzbefohlenen fatal ist und eine günstige Entwickelung der Bienenstöcke hindert.

Unsere modernen Bienenhäuser mit ihren Glasscheiben haben zwar wichtige Beiträge zur Kenntniß dieser kleinen Königreiche geliefert, aber die Bienen, wie gesagt, gedeihen besser in Einsamkeit. Da finden sie denn auf Cypern alles, was sie brauchen, Luft und Licht und Sonnenschein, Einsamkeit und auf den weiten

Halden kräuterreiche Weiden. Denn so öde auch das Land ist, wachsen doch viele kleine unscheinbare Pflänzchen, alle mehr oder weniger Duft verbreitend. Die Alten nannten die Insel nicht mit Unrecht εὐώδης.

Auch so ein cyprisches Bienenhaus, so ein cyprischer Bienenstock ist den fleißigen Thierchen eben recht. In eine Mauer aus Erde sind thönerne, etwas konisch zulaufende, ziemlich einen Meter lange Röhren eingefügt; an den Enden sind die Röhren verklebt, aber Fluglöcher gelassen. Ich konnte daher alles in Augenschein nehmen. Cyprische Bienenvölker wurden denn auch vielfach ausgeführt, zumal nach Oesterreich, und haben sich sehr gut bewährt. Obwol auch die größere deutsche Biene (Apis mellifica) vorkommt, so gibt es doch ebenso viele einer kleinern Art mit goldig-gelbem Hinterleibe, die der italienischen (Apis ligustica) ähnelt. Letztere Art liefert den geschätzten Honig. Aber weder Honig noch Wachs werden exportirt; im Gegentheil muß noch Wachs importirt werden, da die Griechen eine Menge davon bei ihrem Gottesdienst verschwenden.

Ein Bild für einen Genremaler wie geschaffen bot sich meinem Auge. An der Mauer des verfallenen Kirchleins (noch stand ein Theil der byzantisirenden Apsis) lehnte, auf einem Felsstück sitzend, des Hirten ältester Knabe, auf seiner Schilfflöte blasend, Hirtentasche und Hirtenstab neben sich und vor sich die Heerde der Fettschwanzschafe, halb gelagert, halb nach den letzten Nährhalmen suchend, die weite Ebene dahinter, im Hintergrunde von bläulichem Duft getränkt, die vielgezackte Bergkette und der leichte Aether darüber. Da wurde ich wieder inne, welch malerische Reize in Form- und Farbenschöne sonst an und für sich anscheinend uninteressante öde Strecken haben können. Lassen Sie mich nun den Hirten beschreiben und dabei zugleich des cypriotischen Bauern in der Hauptsache typische Kleidung.

Der Hirtenknabe trägt die üblich langen derben, rindsledernen Stiefeln (ποδίνες, podines vom französischen botte), die ihn zugleich, wenn er schlangenreiche Gegenden betreten sollte, vor dem Biß der giftigen Kuphischlange (κούφη oder ἄσπα vom Cyprioten genannt, es ist Vipera mauritanica) schützen werden. Die Sohlen mögen allein 4—5 Centimeter dick sein. Er trägt seine griechischen Pumphosen, die, wer weiß warum, zwischen den Beinen in vielfaltiger Stoffverschwendung tief beinahe bis auf die Erde herabhängen, sie heißen Vraki (βρακί). Er trägt eine weiß- und roth- und gelbgestreifte mit zwei Reihen bunter Knöpfe besetzte, hinten ausgeschlitzte Weste (γελέκκι, vom französischen gilet). Ein ähnlich wie die Weste bunt gestreiftes weitbauschiges Hemd (πουκάμισο, vom italienischen camiscia) vollendet mit der Kopfbedeckung, dem rothen Fes, um das er ein dunkelblaues Tuch gewunden, seine Kleidung. Im Winter wird dann noch eine dicke wollene braunschwärzliche Kapuzenjacke übergezogen (καπόττος, vom französischen capot).

Der türkische Bauer des platten Landes kleidet sich beinahe ganz wie der griechische; nur liebt er mehr helle Farben und wickelt um das Fes entweder den weißen Turban oder auch ein mit weißglitzernden, unechten, plattrunden Goldperlen geziertes Tuch (Tschewé).*) Freilich in den großen Türkenorten und Städten

*) Da die Landessprache nicht die türkische, aber die cypriotische, d. h. ein griechischer Dialekt ist, so nenne ich die Worte, wie sie dem Volke geläufig sind, die Bezeichnungen,

ist das anders; da wandeln zahlreiche fanatische Türken in ihren langen Kaftans herum und tragen ihren großen vorschriftsmäßigen weißen oder, wenn sie in Mekka waren, grünen Turban.

Sehen wir uns nun unsers Hirten Ausrüstung etwas näher an. Er hat seine sackähnliche große Tasche umgehängt, die er sich selbst aus einem Schaf- oder Ziegenfelle nähte; er nennt sie vurga (βούργα); auch hat er sie selbst mit einer Anzahl Lederriemchen und schillernden Muscheln verziert. Jeder Hirt setzt seinen Stolz darein, seine Hirtentasche so reich als möglich zu zieren; in ihr ruhen alle seine Habseligkeiten. Aus einem Kürbis höhlt er sich seine Flasche κολόκι (Kolodschi) aus, in der er Trinkwasser mit sich führt; auch diese versieht er mit lustig phantastischen Zierathen, mit Steinen, Thieren, Blumen, so primitiv als denkbar. Auch seinen Becher schneidet er sich aus einem kleinen Kürbis, und die gesalzenen Oliven, oft mit einem Stücklein Brot seine einzige Nahrung, werden in einem ausgehöhlten Kürbis aufbewahrt. Um die Hüften hat er eine bunte baumwollene Schärpe (σόστρα) gewunden; in ihr steckt an der rechten Seite und ragt wie eine Pistole hervor das große Messer in hölzerner Scheide. Auch führt er stets einen ledernen Eimer (σίκλα) mit sich herum, um seine Heerde tränken zu können, wenn er an einem nicht ausgetrockneten Brunnen anlangt. Neben unserm Hirtenknaben an der Kirchmauer lehnte der lange oben gekrümmte Hirtenstab; aus ihm entstand, das wurde mir hier mit einem mal klar, der Krummstab der katholischen Bischöfe. Die Hirten nennen ihren Stab κιπώδη von dem althomerischen ὠκύπους, ὠκύποδος, schnellfüßig, ein nur auf Cypern gebräuchliches Wort.*)

Der Hirt hat also auf Cypern ein so besonders malerisches Costüm wie der Campagnuole der römischen Campagna, wie der Hirt der Abruzzen. Hier spielt er aber noch eine größere Rolle als anderswo. Wie in der alten griechischen Mythenwelt oder in der Heiligen Schrift ist es hier noch häufig der Fall: ein relativ reicher und angesehener Herr versteht sich gut auf die Musik und seines Volkes alte Lieder. Er weiß die schönsten Fabeln und Sagen zu erzählen; auch kommt es vor, daß er deren selbst neue erfindet, die dann weiter gehen von Mund zu Mund und sich verbreiten über die ganze Insel. Oft besitzt so ein Hirt 100 und 200 Thiere bei seiner Heerde, welche vielleicht 500 Stück im ganzen zählt. An den fremden am Ohr gekennzeichneten Weidethieren, die ihm übergeben wurden, hat er nach Verabredung einen gewissen Antheil, wogegen er einstehen muß für das Leben der Schutzbefohlenen. Crepirt ein fremdes Thier, so holt der Hirt den Eigenthümer oft von weit her herbei und zeigt es ihm; denn sonst könnte man an einen Diebstahl glauben. Auf Cypern stehlen sich noch oft die Hirten gegenseitig die Thiere;

---

wie sie vornstehen. Wenn natürlich türkische Worte zu geben sind, sei es, daß sie in die cyprische Sprache übergingen, sei es, daß wir speciell vom Türken zu reden haben, werde ich deshalb nicht inconsequent. Dr. Schneider, ein Specialberichterstatter, veröffentlichte in der „Kölnischen Zeitung" im vorigen Jahre eine Reihe von Artikeln über Cypern, die zum Theil recht gut sind; leider scheint er stets mit einem türkischen Dragoman gereist zu sein; wie hätte er sonst beinahe alle Dinge statt auf cyprisch auf türkisch nennen können. Beinahe alle Türken auf Cypern verstehen Griechisch, Cypriotisch, aber nicht umgekehrt.

*) Mit diesem Stabe fangen nämlich die Hirten ihre Thiere zur Melkzeit ein.

oft auch liegen Nachbardörfer im Streite und rauben eins dem andern Schafe oder Ziegen. Noch schärfer spitzen sich dergleichen Dorfkriege zu, wenn die betreffenden Orte durch die Religion geschieden sind. Zumal türkische und griechische Niederlassungen hadern ewig miteinander. Außerdem wohnen in gewissen Gegenden, beinahe ganz getrennt, in Ortschaften das eine mal Maroniten oder Linobambaki das andere mal. Des Zankens und Streitens will da kein Ende sein. Doch ist nicht zu leugnen, daß diese Dorffehden unter englischem Banner bereits seltener geworden sind.

Was Viehzucht und Viehhaltung betrifft, so liegt ihr Schwerpunkt in der Züchtung von Schaf- und Ziegenvieh; in den Ebenen hält man mehr Schafe, in den Bergen mehr Ziegen. Nach einem alten Mythos soll Kinyras, dieser beglückteste Liebling der Aphrodite, nicht nur der erste König von Cypern und Priester der Göttin, Begründer des Kinyradengeschlechts gewesen sein; er war auch der erste Schafzüchter und erfand die Kunst, aus Schafwolle Gewebe zu spinnen. Die Nachrichten über die Hausthiere Cyperns sind bei den Alten sonst sehr spärliche. Nur kritisirt Plinius die unförmlichen Hörner der Rinder, Aristoteles und Servius dichten ihnen wie den indischen einen Höcker auf dem Rücken an.*) Schafe und Ziegen finden wir sonst gar nicht erwähnt.

Was die Rassen anbelangt, so sah ich auf der ganzen Insel fast nur Fettschwanzschafe, beinahe ohne Ausnahme. Die Wolle wie die Fettschwänze werden exportirt; letztere liefern ein schmackhaftes, geruchloses Fett und haben nicht den fatalen Geruch der anatolischen Fettschwänze. Mit cyprischem Schaffett fetten sie dann drüben in Anatolien und Syrien ihre Speisen. Die Lammzeit fällt in den Winter und in den ersten Beginn des Frühjahrs von December bis Februar.

Die Ziegen, welche mehr der Milch und der Käsebereitung wegen gehalten werden, erreichen zuweilen eine recht respectable Größe. Der gesalzene Käse Cyperns wird selten einem europäischen Magen munden; am besten schmeckt er noch gebraten. Der süße weiche Käse dagegen, Chalumi (türkisches Wort), mundet einem vortrefflich, zumal nach Landesbrauch mit Honig übergossen. Natürlich steht die Käsebereitung noch auf der ersten Stufe der Entwickelung wie vor 3000 Jahren.

Das cyprische Rindvieh sieht ganz erbärmlich aus, während die Fettschwanzschafe doch noch Figur machen. Die Rindviehrasse wird der ungarischen noch am nächsten kommen. Kühe, Ochsen und Stiere werden meist nur als Zugthiere benutzt. Kuhbutter, die im Lande gemacht wird, aß ich nur ausnahmsweise im Karpaso. Die Stiere werden im vierten Jahre, wenn sie ein Jahr hindurch gesprungen, verschnitten, weil sie sonst, so erklärte es mir ein Großgrundbesitzer, zu wild werden. Mangelhafte Ernährung im Verein mit irrationeller Züchtungsmethode können freilich nur etwas recht Klägliches zu Stande bringen.

Schweine werden von den Griechen häufig gehalten; jeder griechische Bauer sucht sich, wenn irgend möglich, sein Schwein für den Winter zu mästen. Sie haben hierzulande eine eigene Art, das Schweinefleisch zu conserviren durch Dörren

*) Es finden sich auch Büffel noch heute auf der Insel.

an der Sonne und Bedecken mit Fett; es hält sich so wol ein Jahr und darüber und schmeckt gekocht sehr saftig, beinahe wie frisches.

Die einheimische Pferderasse hat auch wenig hervorragende Eigenschaften; doch sieht man ab und zu importirte Araber.

Der Esel und Maulthiere gedachte ich schon, als wir in Aschia waren.

Auch Katzen- und Hunderassen bieten auf Cypern nichts Bemerkenswerthes; es sind schlechtgenährte, schlechtgezüchtete Thiere. Die in Deutschland berühmten großen Cyperkatzen kommen auf Cypern ebenso wenig vor wie das Polvere di Cypro.

Sehr reich ist Cypern an Wild. Des Vogelwildes that ich bereits Erwähnung. Ich füge noch hinzu, daß Feigenschnepfen und Ortolanen auch noch heute in großen Mengen vorkommen und gefangen werden. Chronisten erzählen uns, daß im Mittelalter oft ein einziges Schiff bis 80000 Feigenschnepfen nach Italien führte.

Hasen gibt es sehr viele, Rehe sollen vorkommen, Hirsche dagegen nie.

Muflons oder Monflons existiren noch auf Cypern, eine Bergschafart, die sonst nur noch in Corsica und Sardinien zu finden ist und dort Muffione heißt. Derselbe (Ovis Musimon, $3^1/_2$ Fuß lang und die Schulterhöhe 2 Fuß 3 Zoll) ist im ganzen gelb gefärbt; theils in Grau, theils in Kaanstienbraun variirend. Das Fleisch soll vorzüglich schmecken; die Därme sind zu Saiten geeignet; das Fell wird als Leder verarbeitet.*)

Eine große Adlerart trifft man häufig in den Bergen an, wie ich selbst zu wiederholten malen beobachtete.

Von den Schlangen nannte ich bereits die so gefährliche Vipera mauritanica (ἄσπα oder κούφη). Als Hausthier wird gehalten, weil sie namentlich erstere Giftschlange angreifen und tödten soll, die größere schwarze Schlange, Tripodonotus hydrus.

Ich will nur noch zwei Thiere erwähnen, einmal den Vogel der Aphrodite, die Taube. Bekanntlich wurden große Taubenschwärme bei und in den Heiligthümern der Liebesgötter gehalten; besonders die paphischen Tauben waren im Alterthum hoch berühmt. Heute ist auch das vorbei. Man hält wol hier und da Tauben, aber weniger als in Deutschland. Dabei sei von einer Sitte erzählt, welche sich offenbar von dem Paganismus her erhielt. Am Tage nach einer Hochzeit wird ein Taubenpaar getödtet, welches das junge Ehepaar miteinander verzehrt. Hühner werden dagegen sehr viel gehalten; die von Voni erwähnte ich; auch Truthühner und Pfauen sieht man, letztere in griechischen und türkischen Klöstern.

Als Lastthier wird häufig das Kamel benutzt. Alle größern Lasten werden von diesen Thieren durch die Insel befördert. Auch größere Grundbesitzer halten sie, weil sie genügsam sind und für Transporte sehr geeignet. So durchkreuzen zahlreiche kleine Karavanen das Eiland. Auf dem vordersten Kamel sitzt der Führer; ein Kamel ist an das andere gebunden und das letztere trägt eine große

*) Im Hochgebirge des Troodos wurden einige Muflons von englischen Offizieren geschossen, wie mir der Adjutant Sir Garnet Wolseley's versicherte. Ich habe noch keinen zu Gesicht bekommen.

Glocke; sollte der Verbindungsstrick reißen und die hintern Kamele zurückbleiben, so wird der häufig vorn auf dem Thiere schlafende Führer aufgeweckt, weil das Glockenschlummerlied plötzlich abbricht.

Ehe ich diesen Aufsatz schließe, will ich noch kurz den Eindruck schildern, den ich beim ersten Anblick der cyprischen Hauptstadt hatte. Um Levkosia herum wird die Ebene etwas durch niedrige Hügel und Höhen unterbrochen; man sieht viel kalkige Inselberge wie künstliche breite Schanzen oder Riesentische von Mutter Natur aufgebaut, τραπέφια (Plural von τραπέφιον), wie der Cypriote sagt. Durch dergleichen Hügelland blieb uns die Stadt lange verdeckt, bis wir mit einem mal die Anhöhe erklommen hatten und die Stadt nun urplötzlich aus pflanzen- und menschenleerer Wüste aufstieg, wahrlich eine Fata-Morgana oder ein Zaubermärchen aus Morgen- und Abendland. Es gibt vielleicht keine Stadt auf der Welt, in der sich Occident und Orient, Türkenthum und Christenthum in so kleinem Rahmen verschwisterten, so graziös, so malerisch, so schön! Die Sonne war nahe dem Untergange, als die von Mauer und Wallgraben umgürtete Stadt vor uns lag, die Stadt mit ihrem alles überragenden gothischen Dome des Mittelalters, aber statt der Thürme mit zwei Minareten beklebt, das unfehlbare Zeichen, daß aus dem Dom eine Moschee geworden.

Rothes Sonnengold spielte um Kirchthürme und Minarete, um Kirchen und Moscheen, um Mittelalter und Neuzeit. Rothes Sonnengold huschte durch die zahlreichen Gärten, über das flache Dächergewirr des Häusermeeres; es umglänzte alle die Tausende von Palmen, welche wie ein Wald über dem Häusermeere thronten und manchem kleinen Thurm und Minaret erfolgreich Concurrenz machten.

Durch das Famagustathor, damals von den Engländern in Minotaur Gate*) umgetauft, ritten wir zur Stadt hinein. Ein öder türkischer Kirchhof, meist nur mit Steinen besäet oder mit den mützenartig geformten Steinblöcken, auf türkisch Kank (der ehemaligen Kopfbedeckung der Janitscharen), zu Häupten der Todten. Agaven hatten sich, ursprünglich von einzelnen gegen den bösen Blick angepflanzt, in Menge angesiedelt und bildeten ein ganzes Feld, als wollten sie mit ihrem feingegliederten, fleischigen Blätterschmuck wieder gut machen, was türkische Sitte, kalter Egoismus, liebeleerer Glaube verbrochen. Dem Wege nahe saßen auf Leichensteinen einzelne Aussätzige, selbst gelbe Leichen, und bettelten um eine Gabe. Von den Minareten riefen die Muezzins in langgezogenen Sangtönen: „Ihr Gläubigen, kommt zum Gebet.“ Von den Thürmen der orthodoxen und katholischen Kirchen riefen die Glocken dasselbe.

Gartengrün und Gartenduft und plätscherndes Wasser grüßten mich, als ich die Stadt betrat.

---

*) Die englischen Namen für die Stadtthore, von Sir Garnet Wolseley gegeben, wurden auf höhern Befehl nach einigen Monaten wieder beseitigt.

Das Straßenpflaster unserer großen Städte.

Von

Eduard Braun.

> Eine Stadt mit architektonischen Verzierungen, Monumenten, Obelisken, Zierbrunnen u. dgl., und dazu mit dem elenden Straßenpflaster, wie in Deutschland gewöhnlich, gleicht einer Frau, die mit Gold und Juwelen geschmückt ist, aber ein schmutziges, zerlumptes Kleid dazu trägt. Wollt ihr eure Städte verzieren wie die italienischen, so pflastert sie erst wie die italienischen!
>
> Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena", II, 684.

Die Eisenbahnen haben nicht nur die Anzahl der großen Städte sehr wesentlich vermehrt, sie haben auch den Charakter derselben durchaus verändert. Weil sich durch sie in den großen Städten der Fuhrwerksverkehr außerordentlich verdichtet hat, ist infolge davon die Zahl der Pferde und Wagen nicht nur absolut, sondern auch im Verhältniß zu der Einwohnerzahl viel größer geworden. Dadurch, daß ein früher nie gekannter Reichthum in den Städten sich concentrirt, sind ganze Straßen neu entstanden, in welchen große und kleine Paläste sich aneinanderreihen, beziehungsweise in welchen zierliche geschmackvolle Villen nur durch reizende Lustgärten voneinander getrennt sind. Ja selbst in den alten Stadttheilen werden in stetiger Folge die alten, dem bloßen Bedürfniß genügenden Häuser durch geschmackvolle, theilweise luxuriös ausgestattete Wohngebäude ersetzt. Mit diesen Bauten gleichzeitig entsteht ein weitverzweigtes, engdurchschlungenes Adergeflecht von unterirdischen Röhren und Kanälen, welche Wasser und Licht den Straßen und Wohnräumen zu-, und die Schmuzwasser und Stoffe durch Kloaken abführen. Das alles, Anlagen und Vorrichtungen, entspricht der modernen Cultur und ihren Wohlfahrtseinrichtungen durchaus; was ihnen aber zur Zeit noch nicht entspricht, das ist das Pflaster in jenen Straßen, in jenen Städten.

Weil die Städte meistens in Ebenen liegen und daher von Steinbrüchen mehr oder weniger weit entfernt sind, benutzte man früher die Rollsteine und Findlinge, welche in den meisten Ebenen so häufig vorkommen, zum Pflastern der Straßen.

Als man nach und nach damit vorging, die Holperigkeit dieser kugeligen Rollsteine durch scharfkantig behauene Steine aus den nächstgelegenen Steinbrüchen zu ersetzen, glaubte man, in diesen Steinen ein sicheres und dauerhaftes Material für eine möglichst ununterbrochene und ebene Fahrbahn gefunden zu haben. Dem aber war leider nicht so: dadurch, daß jede Abweichung eines Steines von seiner ursprünglichen, normalen Lage ein Loch machte, durch welches die Räder einen Schlag erhielten, während diese ihrerseits die Kanten und Ecken der

nächstliegenden Pflastersteine abschlugen, wurde das schöne, theuere Pflaster, dem man eine so große Widerstandsfähigkeit zugetraut hatte, nach kurzer Zeit ebenso holperig wie das alte Pflaster aus den kugeligen Rollsteinen. Im wesentlichen sind wir auch jetzt noch auf diesem alten Fleck. Das chronische Leiden aller großen Städte ist auch heute noch das Straßenpflaster, das Pflaster des Dammes ebenso wie das der Trottoirs.

1) Das Dammpflaster.

Die Hauptursache der Mangelhaftigkeit des Dammpflasters liegt nicht sowol in der Qualität der Pflastersteine, als vielmehr in der Form und der Art ihrer Verwendung. Nicht weil die Pflastersteine mehr oder weniger schnell sich abnutzen, wird alles Steinpflaster so schnell schlecht, sondern weil sie sich *ungleichmäßig* abnutzen. Nicht weil das Pflaster überhaupt sich senkt und das Querprofil des Dammes sich verändert und abflacht, muß das Pflaster so bald wieder umgelegt werden, sondern weil es *ungleichmäßig* sich senkt, wird es bald schlecht und holperig.

Als Material zur Befestigung der Fahrdämme haben bisher die verschiedensten Sorten von Steinen gedient, und wenn bei ihrer Wahl im wesentlichen allerdings ihre Festigkeit und Widerstandsfähigkeit den Ausschlag gegeben hat, so war von sehr großer Wichtigkeit doch auch stets das zufällige Vorkommen in der Nähe des Verbrauchsortes, weil ein weiterer Transport des Steinmaterials die Kosten der Steinbahn sehr vertheuert.

Trotz der verschiedenen Benennungen, welche die Herstellungsweisen der Steinbahn führen, sind es doch nur zwei Arten, unter welche sich alle gruppiren lassen: Chaussee und Pflaster. Beide Arten von Steinbahnen sollen widerstandsfähige, homogene Steindecken bilden. Beide aber entsprechen diesem Zweck nicht vollständig. Die *Chausseebahn* bildet zwar eine homogene Steindecke, ist aber nur wenig widerstandsfähig und nutzt sich sehr schnell ab; denn die kleingeschlagenen Steine, selbst bei dem widerstandsfähigsten Material, zerreiben und zerschleifen sich gegeneinander. Das *Pflaster* dagegen ist widerstandsfähiger und nutzt sich, wenn auch ungleichmäßig, doch nur langsam ab; dagegen bildet es eine nur wenig homogene Steindecke, denn die einzelnen Steine liegen ohne Verband und Zusammenhang nebeneinander. Steinbahnen, welche eine widerstandsfähige und dabei gleichzeitig homogene Steindecke bilden, kennt man zur Zeit überhaupt noch nicht, und werden solche auch wol schwerlich aus *natürlichen* Steinen jemals mit Vortheil sich herstellen lassen.

Man hat alles Denkbare versucht. Man hat das widerstandsfähigste, beste Pflastermaterial aus weiten Entfernungen herangefahren, die einzelnen Steine sorgfältig behauen und damit die Pflasterarbeit auf das sorgsamste herstellen lassen, hat aber seinen Zweck doch nicht erreicht. Ein sehr widerstandsfähiges Pflaster hat man allerdings damit hergestellt; homogen aber wurde dasselbe trotz alledem nicht; denn diejenigen Fugen zwischen den Steinen, welche der Längenrichtung der Straße, also auch der Bewegungsrichtung der Last, parallel laufen, reichten nach wie vor „lothrecht ohne Unterbrechung durch die ganze Steindecke". Die Wirkung der

über das Pflaster bewegten Last wird also nicht durch systematische Vertheilung auf eine größere Grundfläche zu einer Kraft, welche den Untergrund und die Steindecke in sich je länger um so mehr verdichtete; sie veranlaßt vielmehr fortdauernd eine kippende und kantende Bewegung der einzelnen Steine, wodurch dieselben mit verschiedener Wucht in den Untergrund eingedrückt und damit Veranlassung werden, daß oft ein mit aller Sorgfalt gelegtes Pflaster in kurzer Zeit eine unebene und versackte Oberfläche zeigt. Nicht das Steinmaterial verschuldet diesen Uebelstand, sondern durch die Art und Weise der Herstellung des Pflasters und die Form der Pflastersteine wird er bedingt. Für jeden einzelnen Stein macht der Dammsetzer eine kleine Grube; dahinein setzt er den Stein, schlägt ihn mit dem Hammer fest, drückt danach wol auch den Bettungssand etwas dagegen und reiht so Stein an Stein. Ist die Fläche gepflastert, dann wird sie mit der Handramme festgerammt, d. h. jeder Stein wird einzeln festgeschlagen. Das Günstigste, was bei dieser Manipulation erreicht werden kann, ist also das Festlegen des einzelnen Steines. Von einem Zusammenwirken der Steine gegeneinander kann nicht die Rede sein, um so weniger aber dann, wenn man die einzelnen Steine, wie dies noch oft geschieht, keilartig so verjüngt, daß sie im Pflaster nicht mit ihren Seitenflächen, sondern im günstigsten Falle nur mit ihren obern Kanten gegeneinanderdrücken. In einem solchen Pflaster wird jeder Stoß und Druck sofort von dem einzelnen Pflasterstein direct auf eine kleinere Fläche seiner Unterbettung übertragen, und ist diese auch noch so mächtig, die unablässigen Stöße und Schläge arbeiten den Stein zuletzt doch in die Unterbettung hinein.

Eine homogene Steindecke soll den Untergrund in gleicher Weise comprimiren.

Bei der Rammarbeit kann von einer gleichmäßigen Verdichtung des Untergrundes kaum die Rede sein, und soll diese auch nur annähernd bewirkt werden, so gehörten dazu sehr große Pflastersteine und eine sehr widerstandsfähige Bettung. Daß beispielsweise das wiener Pflaster noch so leidlich gut und haltbar ist, liegt an der ungewöhnlichen Größe und Dicke der Pflastersteine und an der Bettung vom besten scharfen Donaukies bei einer Mächtigkeit von 0,20—0,30 Meter, oder von gutem Beton in einer Dicke von etwa 10 Centimeter.

Eine annähernd genügend gleichmäßige Compression des Untergrundes ist also zu erreichen durch Verlegen würfelförmiger Pflastersteine in ein Betonbett, welches aus einer Mischung von Cementmörtel mit kleingeschlagenen Steinen besteht.

Eine vollständig genügende gleichmäßige Compression des Untergrundes ist nur zu erreichen, wenn man die Pflastersteine mit Falzen versieht und in diese Falze steinerne, noch besser aber hölzerne vierkantige Leisten oder Riemen als Federn einschiebt. Dann genügt schon ein Bett von gutem Quarzsand, wenngleich ein Betonbett auch hier allerdings noch vorzüglicher wäre.

Das richtige Princip für Herstellung eines guten Steinpflasters gibt die normal und vorschriftsmäßig hergestellte Packlage einer Chaussee. Diese wird bekanntlich folgendermaßen hergestellt: doppelt faustgroß geschlagene Steine werden mit ihrer breitesten Fläche auf dem richtig profilirten Erdkörper möglichst dicht so aneinandergepackt, daß sich dadurch die Steindecke an das Erdplanum in ebener Fläche dicht anschließt. Von dieser ebenen Fläche ragen die Spitzen der einzelnen

Packsteine in Kegelform in die Steinbahn hinein und lassen zwischen sich wieder kegelförmige Fugen. Werden nun in diese kegelförmigen Fugen die Schüttsteine eingebracht und darin festgewalzt, so erhält durch dieses Walzen die ganze Steindecke ein homogenes Gefüge.

Die Last, welche auf die Spitzen der Pflastersteine trifft, wird auf ihre breitere Grundfläche übertragen, und die Last, welche auf die Fugensteine trifft, wirkt, da dieselben nicht senkrecht durchgehen, als Keil, hier also verdichtend. Wollte man nach diesem Princip das Steinpflaster herstellen, dann müßte man die Pflastersteine in einer unter sich gleichen Form und Größe keilförmig zuhauen, beziehungsweise Falze oder Nuthen in je zwei ihrer Seitenflächen einarbeiten, sie mit den großen Kopfflächen auf den Erdkörper legen, dann die hölzernen Federn in ihre Falze oder Nuthen einschieben und in die dadurch entstehenden Fugen mit vorstehenden Federn die gleichgroßen Fugensteine so einschieben, daß sie mit ihren Falzen in die vorstehenden Federn passen.

So vollkommen zweckentsprechend ein so hergerichtetes Pflaster nun auch sein würde, so ist leider nur zu bedauern, daß die Beschaffung desselben geradezu unmöglich ist; denn einmal werden die Herstellungskosten der Steine nach genau gleicher Form und Größe mit vollständig ebenen Seitenflächen, beziehungsweise mit noch in sie eingearbeiteten Falzen, unerschwinglich hoch; dann aber auch, was das Wichtigste ist, findet sich das Rohmaterial, welches sich zu dem bezeichneten Zwecke behauen läßt, in der Natur so sparsam, daß seine Verwendung, selbst abgesehen von dem weiten Transport, doch immer eine sehr beschränkte würde bleiben müssen. Richtig also ist das vorstehend erläuterte Princip gewiß, ausführbar aber durch in der Natur vorkommendes Steinmaterial ist es nicht.

Solche Pflastersteine müssen künstlich hergestellt werden!

Wenn Pflastersteine künstlich herzustellen sind, man also in Form und Größe an das in der Natur vorhandene Steinmaterial nicht mehr gebunden ist, so wird man selbstverständlich den Pflastersteinen eine solche Form und Beschaffenheit zu geben suchen, daß sie allen, daß sie den höchsten Anforderungen zu entsprechen im Stande sind.

Diese Anforderungen sind folgende:

1) Die Steine müssen granithart, von gleicher Form und Größe, auf Ober- und Unterfläche rechts und dabei deren Theilungen nicht breiter sein als 9—10 Centimeter von Fuge zu Fuge.

2) Jeder Stein muß auf zwei einander entgegenstehenden Seiten Falze, sogenannte Nuthen erhalten, in welche sich steinerne, beziehungsweise hölzerne Leisten oder Riemen als Federn einschieben lassen, um das Kippen, Kanten und Verschieben der Steine im Pflaster zu verhindern.

Pflastersteine, welche diesen beiden Anforderungen vollkommen genügen, lassen sich aus der Thonmasse herstellen, aus welcher die englischen, blauschwarzen Backsteine, die sogenannten Iron Bricks, angefertigt werden. Solche Thonmasse kommt in den deutschen Diluvialschichten sehr häufig vor.

Wenn man sich vergegenwärtigt, welche ungeheuere Summen das Pflaster unserer großen Städte jährlich kostet und daß trotz dieser vielen Millionen Mark

wir von dem chronischen Leiden der Pflasternoth doch nicht befreit sind, so wird es schwer begreiflich, daß technische Findigkeit und kaufmännische Speculation noch nicht im Stande gewesen sind, jenem vorbeschriebenen künstlichen Plastermaterial — also keilförmige Plastersteine aus gebranntem Thon von der Qualität der Iron Bricks, mit seitlichen Falzen oder Nuthen, in welche steinerne oder hölzerne Leisten als Federn eingeschoben werden können — ein allseitiges Verbrauchsfeld zu erschließen, welches die ersten glücklichen Fabrikanten, Lieferanten und Unternehmer sicher zu reichen Leuten machen muß; wenn auch solch künstliches Pflaster mit der Zeit erheblich billiger werden wird als das bisher gebräuchliche.

Wenden wir uns zur Herstellung des Dammpflasters. Die Bordsteine, welche am zweckentsprechendsten zugleich auch Bordsteine des Trottoirs sind, werden, wie bei allem Pflaster, zunächst nach Höhe und Richtung festgelegt. Ist dies geschehen, dann wird der Erdkörper des Dammes nach Schablone eingeebnet und die Pflastersteine werden in Sandbettung so dicht aneinandergelegt, daß ihre Minimalfugen von Sand möglichst frei bleiben. Die in die Ober- und Unterflächen der Steine eingeformten Fugen dagegen sind circa 40 Millimeter breit und entsprechend tief, damit die Pferde, gleichviel, ob sie englischen oder deutschen Hufbeschlag haben, in diese Oberflächenfugen fest eingreifen können. Gleichzeitig mit dem Verlegen der Pflastersteine werden die steinernen oder hölzernen Leisten, die Federn, in die Falze oder sogenannten Nuthen der Steine dicht eingeschoben und so Steinreihe an Steinreihe gelegt. Sind die Steine vorschriftsmäßig verlegt, dann wird die Steinbahn angesandet, mit dem Straßensprengwagen tüchtig angenäßt und schließlich mit der Chaussee-Vollwalze dreimal, von den Borden nach der Mitte zu, abgewalzt.

2) Das Trottoirpflaster.

Zur Herstellung der Trottoirs in großen Städten hat man schon alle erdenklichen Materialien und Herstellungsweisen versucht, bisher aber ebenso wenig etwas gefunden, was allen Anforderungen entspricht, wie dies bei dem Dammpflaster der Fall war.

Trottoirs aus kleinen Feldsteinen sind eine Qual für die Passanten.

Trottoirs aus Sandstein oder Kalksteinplatten laufen sich schnell ab und es bleibt dann in den ausgetretenen Mulden das Regenwasser stehen.

Trottoirs aus Granitplatten werden glatt und dadurch im Winter gefährlich. Auch sind sie sehr theuer, wenn sie, wie dies wünschenswerth ist, das Trottoir gleichmäßig und vollständig bedecken sollen.

Trottoirs von Asphalt sind sehr theuer und werden ihre hohen Kosten durch ihre geringe Widerstandsfähigkeit und schnelle Abnutzung ganz erheblich vermehrt.

Ein Trottoir, welches im wesentlichen wol allen Anforderungen genügen möchte, ein Mosaikpflaster von kleingeschlagenen Steinen in Sandbettung, versackt sich leider zu schnell und bildet Mulden; auch ist es theuer; denn seine Herstellung erfordert viel Zeit, und da nur besonders geschickte Arbeiter es anfertigen können, so ist an Ausführung desselben in großem Maßstabe wol kaum zu denken.

Allen diesen Uebelständen ist in neuester Zeit abgeholfen worden durch ein Trottoirpflaster aus künstlichen Steinen. Es sind dies die quadratisch gerieften

Thonfliesen. In einzelnen, namentlich süddeutschen Städten hat dieser Trottoirbelag schon in größerer Ausdehnung Eingang gefunden. Die einzelnen Fliesen haben circa 15 Centimeter im Quadrat, sind auf ihrer Oberfläche durch zwei fugenförmig, rechtwinkelig sich kreuzende Riefe in vier Quadrate getheilt, 3—5 Centimeter stark, und werden in Cementmörtel verlegt. Das aus diesen Fliesen hergestellte Trottoir zeigt eine quadratirte sehr gefällige Oberfläche.

Von allen bisjetzt zur Verwendung kommenden Thonfliesen der vorbeschriebenen Art sind nur diejenigen aus einigen wenigen renommirten Fabriken durchaus zweckentsprechend und gut. Alle Fliesen aus andern Fabriken bestehen aus mehr oder weniger gut gesinterter Thonmasse, sind aber nicht porzellanartig gefrittet, darum von geringer Widerstandsfähigkeit und durchlässig für Feuchtigkeit. Dem unerachtet ist ihre Verwendung doch eine ziemlich häufige, weil sie erheblich billiger sind als die andern, bessern.

Die guten Fliesen aus den renommirten Fabriken bestehen aus gefritteter porzellanartiger Thonmasse mit feldspatigem Flußmittel, sind also granithart, nehmen Feuchtigkeit nicht an, haben eine schöne gelbgraue Farbe und geben einen Trottoirbelag, welcher auch den weitgehendsten Anforderungen entspricht, sind aber erheblich theuerer als die blos gesinterten Thonfliesen.

Wie ist es zu erklären, daß der Trottoirbelag mit besten Thonfliesen, trotz allseitiger Anerkennung und Beliebtheit, der er sich erfreut, doch noch nicht die ausgebreitete Verwendung gefunden hat, welche er zweifelsohne verdient? Die Gründe sind folgende:

a) Die bisjetzt bekannten Trottoirfliesen erfordern zum Verlegen (ihrer Bettung in Cementmörtel wegen) eine sehr umständliche Behandlung und darum zu viel Zeit.

b) Die Preise sind noch zu hohe. Schon die gewöhnlichen Trottoirfliesen kosten, fertig verlegt, der Quadratmeter circa 5 Mark; die porzellanartigen Thonfliesen aber sind nahezu doppelt so theuer.

c) Die Festigkeit und Unverschiebbarkeit eines Trottoirbelags aus den bisher verwendeten Thonfliesen beruht im wesentlichen auf dem Cementmörtel, in welchen die Fliesen verlegt sind. Dieser unentbehrliche Cementmörtel aber, welcher sich chemisch mit der Thonmasse verbindet, läßt die Fliesen nicht wieder los, und sind demzufolge bei einem nöthig werdenden Umlegen des Trottoirbelags auch diejenigen Fliesen, welche sich gut erhalten haben, nicht wieder frei, also auch nicht wieder nutzbar zu machen.

Aus vorstehend aufgeführten Gründen geht hervor, daß die bisher bekannten Trottoirfliesen trotz allseitiger Anerkennung, deren sie sich in einzelnen Theilen Deutschlands erfreuen, doch nur dann auf durchgreifende allseitige Verwendung werden rechnen können, wenn sie so modificirt werden, daß sie folgende Bedingungen erfüllen:

1) Sie müssen auf beiden Seiten rechts sein und gefrittete, porzellanartige Oberflächen haben, damit Feuchtigkeit in sie nicht eindringen kann.

2) Sie müssen so dick sein, daß sie ohne Mörtel in Sand gepflastert werden können, dadurch aber und weil sie auf beiden Seiten rechts sind, also umgelegt werden, d. h. zweimal gebraucht werden können, sehr billig zu stehen kommen.

3) Sie müssen ebenso wie die Dammpflastersteine zwei keilförmig zulaufende Seitenflächen mit Falzen haben, in welche dünne Leisten von Holz als Federn eingeschoben werden können.

Auch hier ist es unverständlich, daß Techniker und Kaufleute von Unternehmungslust noch nicht diesem Pflastermaterial die wünschenswerthe Verbreitung gesichert haben.

Was die Herstellung des Trottoirpflasters betrifft, so gilt es zunächst die Bordsteine des Dammpflasters, oder wenn das Trottoir besondere Bordsteine erhält, diese ordnungsmäßig zu verlegen. Dann werden auf das sorgfältig eingeebnete und durch energisches Feststampfen comprimirte Planum die Trottoirsteine von den Arbeitern in gleicher Weise, wie dies beim Dammpflaster geschieht, in ein circa 5 Centimeter starkes Sandbett mit Gefälle nach dem Bord verlegt. Nach dem Verlegen wird das Pflaster stark genäßt und dann mit einer möglichst schweren Handwalze festgewalzt.

Bei dem bisjetzt üblichen Trottoirpflaster aus gesinterten Thonfliesen erscheinen bei feuchter Luft die Trottoirflächen fleckig und unschön gemustert, weil, je nachdem die einzelnen Steine stärker oder schwächer gebrannt sind, ihre Färbung durch die Feuchtigkeit eine hellere oder dunklere wird. Die dunklern Steine, als die weichern, bleiben auch länger schmuzig als die hellern. Ein Trottoirbelag, dessen Oberfläche aus gefritteter, porzellanartiger Masse besteht, wird dem gegenüber immer gleichmäßig gefärbt und reinlich erscheinen.

Wir setzen bei unsern Betrachtungen für das Straßenpflaster unserer großen Städte die Herstellung einer Steindecke als ganz selbstverständlich voraus und das mit vollem Rechte, denn für den Verkehr in belebten Straßen ist eine widerstandsfähige, solide Steindecke durch kein anderes Material zu ersetzen.

So viele Annehmlichkeiten und Vorzüge Asphalt oder Holzbahnen auch haben mögen, so eignen sie sich doch mehr für Villenstraßen oder wenig belebte Palaststraßen, denn in solchen Straßen überwiegen die Vorzüge des Asphaltbelags und des Holzpflasters so sehr deren Nachtheile, daß man eigentlich nur zwischen ihnen beiden die Wahl hat. Für belebte Verkehrsstraßen aber, wenn es sich um größere Strecken oder gar um ganze Straßenzüge handelt, sind beide Materialien geradezu unzulässig. Der Gründe für ihre Unzulässigkeit gibt es nur zwei; jeder einzelne von ihnen aber ist für sich allein schon durchschlagend und mehr als ausreichend:

a) Asphaltbahnen ebenso wie Holzbahnen sind für Anwendung im großen zu theuer.

b) Auf Asphaltbahnen ebenso wie Holzbahnen ist das Geräusch, welches Pferde und Wagen verursachen, sehr gering und oft kaum hörbar, sodaß die öffentliche Sicherheit für Leib und Leben der Passanten auf das gefährlichste beeinträchtigt wird.

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Trübe Nachrichten sind von der unter der Führung des Marchese Orazio Antinori stehenden italienischen Expedition nach dem äquatorialen Afrika eingelaufen. Der Ingenieur Chiarini ist infolge der Strapazen und Leiden, welche er auf dem Marsche durch die zwischen Schoa und Kaffa gelegenen Länder durchzumachen hatte, am 5. Oct. 1879 in Cialla (? die Schreibweise der noch auf keiner Karte eingetragenen Namen scheint sehr unsicher), im Lande der Ghera, einem dem Könige Menelek von Schoa tributpflichtigen kleinen Staate, gestorben. Die Kunde von Chiarini's Ableben ward Antinori durch dessen Gefährten, den Hauptmann Cecchi, welcher schon seit August 1879 von der Königin von Cialla gefangen gehalten wird, mitgetheilt. Dieser wird streng bewacht und hatte es bis zum December vorigen Jahres wiederholt, aber immer vergeblich versucht, Antinori eine Botschaft zukommen zu lassen. Das nunmehr von ihm eingelangte und in Schoa am 10. April 1880 eingetroffene Schreiben vom 22. Dec. 1879, und die Absendung desselben brachte der in Cialla streng bewachte Cecchi nur durch eine List in der Art zu Wege, daß das in die möglichst kleinste Form gefaltete Briefchen in ein Säckchen aus schwarzem Tuch eingenäht und einem Neger als Amulet um den Hals gehängt wurde. So erst gelang es Cecchi nach vielen Wochen, Antinori von seiner langen Gefangenschaft und dem Tode Chiarini's Nachricht zu geben. Das neueste Schreiben Antinori's ist vom 7. Mai 1880 und er theilt in demselben mit, daß er bei König Menelek Schritte zur Befreiung Cecchi's gethan habe und dieselbe in nicht ferner Zeit zu bewirken hoffe. Es ist also Cecchi und Chiarini nicht nur nicht gelungen, auf dem Marsche nach dem Ukerewesee die Landschaft Kaffa zu passiren, sondern sie kamen nicht einmal bis Kaffa selbst. Für Spione Menelek's gehalten, wurden sie von der Königin von Ghera gefangen genommen, aller ihrer Habseligkeiten beraubt und auf alle mögliche Weise geplagt und bedrückt.

Trotz dieser augenscheinlichen Miserfolge der Italiener soll Abessinien von jetzt ab zum Ausgangspunkte einer Anzahl von Expeditionen gemacht werden, mit denen man nicht blos der Wissenschaft, sondern auch der Praxis zu dienen glaubt. So wird Rohlfs' Reisegefährte, der österreichische Dr. Stecker, nach den neuesten Beschlüssen des Vorstandes der Afrikanischen Gesellschaft die Rohlfs'sche Expedition nicht wieder aufnehmen, sondern sich im August oder September nach Abessinien begeben, um von dort eine Expedition anzutreten.

Im nordwestlichen Afrika gewinnt die Reise des Dr. Oskar Lenz von der Geologischen Reichsanstalt in Wien durch den marokkanischen Atlas immer mehr an Bedeutung. Um die Strecke von Marekesch (Marokko) bis Tarudant im Wad Sûs zurückzulegen, brauchte Dr. Lenz, ein durch seine Theilnahme an der deutschen Loangoexpedition erfahrener Reisender, volle zehn Tage; mit den schwerbeladenen Last-

thieren ging es eben langsam über das Gebirge. Der Atlas besteht da, wo Lenz ihn passirte, aus vier Gliedern, und zwar von Norden angefangen aus einem niedrigen Zug von weichen lichten Kalken und Mergeln, flache Berge bildend, durchschnittlich 4000 Fuß hoch; an der Basis derselben ein Streifen rother Sandsteine. Dann folgt ein sehr breites und parallel dem Streifen sich erstreckendes Plateau, 2500—3000 Fuß über dem Meere und nach allen Richtungen von kleinen isolirten Fetzen festen rothen Sandsteins durchzogen, die das Passiren außerordentlich erschweren. Es folgt dann ein zweiter höherer Gebirgszug, aus festen quarzitischen rothen Sandsteinen bestehend, hohe und steile Berge bildend, an welchen sich dicht die dritte Parallelkette anschließt, bestehend aus Thonschiefern und Quarziten. Diese letzte Kette, gleichfalls hohe und steile Felsen und Berge bildend, setzt den Südabhang des Atlas zusammen, fällt aber sehr steil ab und enthält mächtige Lager von Brauneisenstein; auch silberhaltiger Bleiglanz kommt vor. Der Abstieg von der Wasserscheide zur Ebene des Wad Sûs, die nur 400 Fuß über dem Meere liegt, war ungemein beschwerlich. Neben diesen Schwierigkeiten des Weges war es aber auch die Bevölkerung, die zur größten Vorsicht mahnte. Von den das Gebirge bewohnenden Schlu (Berbern) ward Lenz sehr bald als Christ erkannt; zwischen Mislah und Tarudant wird der wol nur fünfstündige Marsch durch die räuberischen Howaraaraber unsicher gemacht, und in Tarudant selbst verlangte der Fanatismus der Bewohner den Tod des Christen. Zwar beruhigte der Scherif der Stadt, an welchen Lenz Empfehlungsbriefe hatte, die Menge; doch mußte er zwölf Tage in Gefangenschaft zubringen, ehe es ihm durch die Vermittelung des Sultans von Marokko, dessen Macht sich allerdings hier schon sehr gering zeigte, gelang, die Weiterreise zu erzwingen, die ihn durch das Gebiet der Kawara nach Kar führte, wo er am 30. März 1880 eintraf und von dem gefürchteten Scheikh verhältnißmäßig gut aufgenommen wurde. Er konnte die Residenz desselben sogar mit einem Begleitschreiben des Scheikhs ausgerüstet und geführt von einem ihm zur Verfügung gestellten Führer verlassen, gelangte nach Ueberschreitung eines Gebirges von beträchtlicher Höhe am 6. April bei dem Stamme der Mazibda an, und fand dort in dem Scheikh einen ihm freundlich gesinnten Mann, der ihn thatkräftigst unterstützte. Der Scheikh der Mazibda treibt selbst einen lebhaften Handel mit Dr. Lenz' Reiseziel Timbuktu, wo auch einer seiner Brüder seinen ständigen Wohnsitz hat. Bei Timbourri betrat Dr. Lenz alsdann den Wüstenweg; vom 13. April datiren seine letzten Nachrichten und im Juni dürfte er in Timbuktu eingetroffen sein, von wo aus er in westlicher Richtung die Küste wieder erreichen will.

Inzwischen ist auch eine französische Expedition nach Timbuktu ausgerüstet und zwar unter Leitung des rühmlichst bekannten, wackern Paul Soleillet. Derselbe wird von Senegambien aufbrechen, um die Möglichkeit zu eruiren, einen Schienenweg von hier aus nach Timbuktu zu legen.

Der seit lange vernachlässigte Benue, dieser wichtigste Zufluß des Niger, wurde 1879 von dem Dampfer Henry Venn der Church Missionary Society befahren. Er begann die Reise von Lokoja aus am 8. Juli, befand sich am 28. Aug. bei Jola und gelangte bis 64 Kilometer oberhalb der Einmündung des Faro, wo er in der Nähe von Garawa (Barth's Garua?) in 9° 29′ nördl. Br. und 13° 26′ östl. L. von Greenwich umkehrte. Die an Bord befindlichen Europäer waren die Engländer J. H. Ashcroft und Kirk, dann der Deutsche Eduard Robert Flegel. Letzterer nahm den mittlern Lauf des Benue auf und lieferte den jüngsten Heften der „Petermann'schen Mittheilungen" eine überaus dankenswerthe Kartenskizze desselben. Auch gab er eine kurze Beschreibung der Fahrt auf dieser herrlichen Wasserstraße, welche den einzigen, leider seither so wenig beachteten Schlüssel zum Herzen Afrikas bildet. Die Geographische Gesellschaft in Berlin hat beschlossen, dem Erforscher des Benue aus dem Fonds der Ritter-Stiftung eine Reiseunterstützung von 1000 Mark zu gewähren.

Von dem nach der Loangoküste abgegangenen Münchener Dr. Buchner verlautet, daß derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach die Hauptstadt des Muata Janvo Anfang 1880 verlassen und sich dem Sankorosee zugewandt hat.

In Asien beansprucht die Reise des Dr. A. Regel, eines Sohnes des berühmten Botanikers und Directors des Botanischen Gartens in Petersburg, nach Turfan das vornehmste Interesse. Dieser Platz Mittelasiens wurde zwar im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts von dem Jesuitenpater Benedict Goës besucht, doch enthalten seine Aufzeichnungen darüber so gut wie nichts; andere Europäer sind nicht dort gewesen. Dr. Regel brach von Kuldscha auf, widmete sich vom 10. Juli 1879 an der Erforschung des Kaschthales und der südlichen Abhänge des Trenchabirga, drang am 6. Sept. über den Paß Arystandaban in das Thal des Kunges vor und erreichte am 14. Sept. über den Paß Adunkur das Gebiet des kleinen Juldus. Allmählich abwärts steigend, näherte er sich, ohne von Tarantschen und Torgouten aufgehalten zu werden, der Stadt Turfan. Am 27. Sept. betrat er die völlig pflanzenleere Wüste und ritt am Morgen des 28. in die tarantschische Festung ein. Die Tarantschen empfingen den Ankömmling sehr freundlich, freilich auch sehr neugierig, da sie noch keine Europäer gesehen hatten. Weniger erfreut zeigten sich die Chinesen; doch erhielten Regel und seine Gefährten eine Wohnung in der chinesischen Stadt sowie Proviant, wurden aber in der ersten Zeit auf die unangenehmste Weise beobachtet und konnten kaum einen Schritt frei gehen, bis es gelang, den Hauptschreier zu bestechen. Regel verweilte in Turfan bis Anfang November und überzeugte sich auf seinen Spaziergängen, daß die Stadt rings von einer Wüste umgeben ist, da die Gebirgswasser beim Eintritt in die Ebene versiegen. Dann unternahm unser Forscher verschiedene Ausflüge nach den wichtigsten Punkten der Umgebung, so zuerst am 4. Nov. eine Tour an den Buliuk, einen etwas östlich von Turfan aus der Vorkette kommenden Bach. Ein andermal wandte er sich über Karagudscha, einer bedeutenden Ortschaft, die eine Oase in der leblosen Steinwüste bildet, nach der Wallfahrtstätte Masar, am Bache Tujuk, dicht unter der kahlen, rothen Vorbergskette gelegen, ebenfalls eine in der Wüste vereinzelte Oase. In der Nähe liegen die kolossalen Reste der vom heidnischen Kaiser Takianus gegründeten und vor 400 Jahren zerstörten Stadt, nach Regel's Ansicht eben des alten Turfan. Am 10. Nov. endlich trat der Reisende seinen Rückmarsch von Turfan über Urumtsi an. Der Weg dahin führte über Toksun nach Norden bis an den Fuß des Gebirges, welches bei heftigstem Sturm und durchdringender Kälte auf dem Passe Dabanschan überschritten werden mußte; es besteht dort nur aus Schiefer und wird vom Bach Dabanschan durchbrochen, welcher von der im Norden vereinzelt daliegenden Kette Bogdoola herkommt. Zwischen diesem Gebirge und dem Tian-Schan liegt in der Mitte der Ebene das verwahrloste Städtchen Dabanschan. Der berühmte dreispitzige Berg Bogdoola mag etwa eine Höhe von 14000 Fuß erreichen und macht in seiner vereinzelten Lage einen großartigen Eindruck. Die Ebene Daban ist fruchtbar und mit Ulmen bestanden, erst weiterhin gegen das Gebirge beginnen ärmere Strecken, doch gibt es von nun an keine eigentlichen pflanzenleeren Wüsten mehr. Am 14. setzte Regel seine Reise fort und erreichte bald darauf Urumtsi, welches im Meridian der Quelle des Algoi, in einer breiten Schlucht zwischen den Höhen Ulanba und Altyntschi liegt. Seitens des chinesischen Gouverneurs hatte der russische Gelehrte sich keiner gastlichen Aufnahme zu erfreuen; glücklicherweise ging die Reise von Urumtsi an leicht von statten und am 13. Dec. traf Regel wohlbehalten in Kuldscha ein.

Das Innere Australiens ist jetzt durch die vielen Reisen der Neuzeit im großen und ganzen bekannt. Nur Centralaustralien, östlich vom Ueberlandtele-

graphen, blieb noch unentschleiert. Um auch dieses Geheimniß zu lösen, schickte die südaustralische Regierung im Jahre 1878 eine von Henry Vere Barclay geführte Expedition aus, welche von Alice Springs, einer Station des Ueberlandtelegraphen, nach dem in östlicher Richtung liegenden Herbertfluß reisen sollte. Barclay's Reise mislang. Trotz aller Anstrengungen war es ihm nicht möglich, mit Pferden durch die wüsten, zum Theil mit Spinifex und dichtem Gestrüpp bedeckten und wasserlosen Gegenden zu gelangen, wiewol er verschiedene Richtungen versuchte. Barclay sah sich dadurch sowie durch eine heftige Erkrankung an der Ruhr veranlaßt, bei seiner Rückkehr die Führerschaft der Expedition niederzulegen und an den bisherigen Zweiten im Commando, an den Regierungsfeldmesser Charles Winnecke, abzugeben. Dieser wurde beordert, zunächst bis an die Telegraphenstation am Tennants-Creek zu ziehen, von wo aus er im November 1879 glücklich den Herbert-River erreichte. Seinem Berichte zufolge, der vom 10. Nov. aus dem Lager westlich von der Vereinigung der Flüsse Herbert und James datirt ist, zeigte die Gegend anfangs offenes Land mit gutem Boden und schönem Graswuchse. Dann folgte ein beträchtliches Gebiet von Scrub und Spinifex in Abwechselung mit schmalen Strichen Grasland, und hieran schloß sich eine etwas wellige, vorzüglich begraste Alluvialebene von gewaltiger Ausdehnung, vorwiegend aus schwarzem und braunem Lehm bestehend. Den östlichen Theil dieser Ebene bewässern große Flüsse und Creeks vollauf; ebenso finden sich hier permanente Wasserlöcher, von welchen manche den Umfang kleiner Landseen haben.

Eine andere nicht unwichtige Reise ist jene, welche der bewährte Erforscher W. H. Tietkins, der Begleiter von Ernst Giles auf dessen Zügen im Norden der großen australischen Bucht, ausführte, um die Gegend bis zu den Musgrave- und Manngebirgen zu untersuchen. Mit wenigen Begleitern trat er gegen Mitte Juli 1879 von Port-Fowler aus die Wanderung an und kehrte im Februar 1880 zurück. Bis Oldea Water zog er über eine Sandgegend der traurigsten Art, und auch jenseit Oldea hielt die tertiäre Formation in gleicher Werthlosigkeit an. Ein etwa 320 Meter hohes Sandgebirge wird von tiefen Thälern und engen Schluchten durchzogen; die Vegetation bestand aber nur aus dem gefürchteten Spinifex und aus Mallea, einer verkümmerten Eucalyptenart. Weiter nordwärts trat man in eine offene Kalksteingegend und gelangte dann zuerst wieder an Sandhügel, später in nordnordwestlicher Richtung über niedrige steinige Hügel, welche mit viel eisenhaltigen Conglomeraten bedeckt waren. Erst mit den Leister Hills, welche schon Ernst Giles auf seiner Reise durch das westliche Australien entdeckte, endete die traurige tertiäre Formation, welche von der Meeresküste ab eine ungeheuere Ausdehnung einnimmt. Die Gegend zeigte nunmehr ein anderes Bild: reichen Graswuchs, viel Wild, und auch die Eingeborenen wurden zahlreicher. Wasser war nun gleichfalls zur Genüge vorhanden. Da man sich in der Nähe der Gebirge befand, welche schon durch frühere Forscher bekannt waren, so brach Tietkins die Reise nach Norden ab und kehrte zu seinem Ausgangspunkte zurück.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Korfu.

Eine Studie

von

Ferdinand Gregorovius.

I.

Auf dem griechischen Schiff Heptanisos sind wir von Neukorinth in den Jonischen Archipel gefahren. Es ist Mitternacht. Die Berge des Phäakeneilands Korfu sind aufgetaucht, und ihnen gegenüber die mächtigen Gestade des Festlandes bei Parga und Sarmia. Das Meer ist still und wellenlos. Es schläft, vom Mond bezaubert.

In solcher Nachtstunde läßt Euripides den ruhelosen Agamemnon aus seinem Zelt am Strand in Aulis treten und den Sirius betrachten, und zum Greise sagen:

> Es schallt ringsum keines Vogels Ruf,
> Es schlummert das Meer, und die Winde sie schlafen
> Lautlos hier am Sund des Euripos.

Mit so wenig Zügen hat sich der große Tragiker begnügt, die Zauber der Nacht am Meere zur Empfindung zu bringen. Seinem Beispiel will ich folgen und nicht weiter davon reden, wie unergründlich still und tief die Frühlingsnacht im Sunde von Epirus war.

Die Küsten Korfus, die hier in niedrigen Höhenzügen sich wellenförmig dahinziehen, und ihre Fortsetzung, die Inselschollen Paxo und Antipaxo, ruhen auf der Flut wie eine Reihe schwärzlicher Schilde. Auch Homer läßt Scheria dem heantreibenden Odysseus so erscheinen:

> Trübe lag's, wie ein Schild, in der dunkel wogenden Meerflut.

Am Cap Leukimme bin ich vorübergefahren, gleichgültig und kaum jener grimmigen Seeschlacht zwischen den Korinthern und Korkyräern gedenkend, welche dort den Peloponnesischen Krieg eingeleitet hat. Mag es Thucydides mir und andern Nachtfahrern an diesem Cap vergeben, wenn wir, statt kämpfender und sinkender Triremen, auf den Meereswellen nur immer wieder das dunkle Floß des göttlichen Dulders Odysseus zu erblicken glauben, wie es Scheria zutreibt. In solcher Nacht auf diesem ionischen Sunde ist es verzeihlich, Kriegsflotten für den Kahn des Ulysses, den Thucydides für Homer und die Geschichte für ein Schiffermärchen hinzugeben. Und ertappt sich nicht jeder an die Betrachtung historischer Thatsachen

noch so sehr gewöhnte Mensch auch anderswo, selbst am hellen lichten Tage auf einer Stelle, wo der Hauch dichterischer Mythe ihn gewaltiger bewegt als ein großes geschichtliches Ereigniß? Ich behaupte, daß jeder von uns mit tieferer Erregung das Gefilde Iliums betritt als das Schlachtfeld von Marathon, und daß er das sagenhafte graue Löwenthor in Mykenä begeisterter durchschreitet als die Thermopylen des Leonidas. Alle bildnerische Kraft, das Geheimniß der Kunst und der Religion, beruht auf diesem scheinbaren Misverhältniß der Wirkung, welche Wirklichkeit und Einbildung auf die Menschenseele haben. Auch das Geschehene tritt, kaum geschehen, in das Reich der Phantasie; und hier allein hat es seine Fortdauer als geistige Wirklichkeit.

Die Gestalten Homer's sind so wirklich und fest im Dasein der Menschheit geworden wie Thatsachen; nur eine Erdrevolution könnte sie ihm entreißen. Ihre Macht und Fortdauer mehrt und sichert auch dies, daß sie wie Naturgebilde in einer localen, wirklichen Welt festwurzeln und zu deren Erscheinungen geworden sind. Man nehme einmal das unsterbliche ionische Märchen, welches Odyssee heißt, von diesen Inseln und Küsten hinweg, und man wird sie zu einem Theil entgeistern und entzaubern. Man nehme aus Korfu die Gestalten des Odysseus, des Alkinoos und der Nausikaa, und man wird der Insel mehr Reize entziehen, als zerstörte man ihre prachtvollen Olivenwälder.

Ein Leuchtthurm wirft sein Licht von einer schwarzen Felsenmasse herab, vor welcher noch eine zweite ähnliche Pyramide im Meere steht. Das sind die weltberühmten Zwillingsklippen Korfus, die „Koryphäen" der Byzantiner. Sie tragen die trotzige Festung, auf welcher die Fahne des Propheten niemals geweht hat. Die Türken haben Byzanz und die Akropolis Athens, das hohe Akrokorinth, den steilen Palamidi Nauplias, die Schlösser in Candia, Cypern und Rhodus und hundert andere Burgen am Meer bezwungen, niemals dies ionische Gibraltar, das doch nur aus zwei keineswegs kolossalen Felsklippen besteht.

Wir sind im Hafen, einem der herrlichsten der Welt. Rechts erhebt sich eine Felsterrasse, die ihn als Festung gedeckt hat, ehe vor jetzt 16 Jahren die von Korfu abziehenden Engländer ihre Werke gesprengt haben.

Der Mond beleuchtet die Stadt und läßt sie vornehm und groß erscheinen; Barkarolen bringen uns zum Molo, still und geräuschlos. Es ist 1 Uhr in der Nacht. Meer und Ufer, die dunkeln Berge Albaniens drüben, das gehügelte Inselland, Cypressen schwarz am Nachthimmel sich abhebend, Gärten, Villen, Paläste mit italienischen Balkons, alles das umgibt uns als eine geheimnißvolle Licht- und Schattenwelt im tiefen Schweigen der Mondnacht. Durch schlummernde Straßen sanft aufwärts steigend gelangen wir auf einen großen, freien, mit Bäumen besetzten Platz. Es ist die berühmte Spianata Korfus. Hier liegt mondhell unser Gasthof in einer Reihe weißglänzender Gebäude, ihm gegenüber das dunkle Schloß am Meere mit seinem Fanal.

Ich ziehe es immer vor, ein mir fremdes Inselland nachts, statt am Tage zu betreten; wie ich vor Jahren so auch Corsica zuerst betreten habe. Man hat da Wahrheit und Dichtung zugleich und überläßt sich für einige Stunden dem Spiel der Phantasie; man legt sich erwartungsvoll nieder, bis der helle Morgen

die Wirklichkeit entschleiert und das phantastisch schwankende Gemälde der Nacht zu einer ganz neuen Thatsache für die bewußte Anschauung wird.

Ich habe keinen genußreichern Augenblick in Korfu gehabt als den ersten blendenden Blick am Morgen, da ich aus dem Gasthause auf die Esplanade trat. Der Eindruck war der eines über elysischen Küsten schwebenden Paradieses, einer weichen, duftigen, doch großstilisirten Idylle am Meere. Auf einer Isola beata glaubte ich in Wahrheit zu stehen und den Götterhauch der Seligkeit zu athmen. Vielleicht war es nur der Zauberhauch der Dichtung Homer's, was mir damals dieses Inselgemälde schöner erscheinen ließ als selbst die Küsten Siciliens. Die Stadt Korfu, die sich vom Hafen mit vielen Gassen und Hallen aufwärts zieht und die Ufer zu beiden Seiten mit einem Kranz von Vorstädten einfaßt, ist zwar ansehnlich genug; aber die grünen Oelwälder ringsum, die schattigen Berge, die azurnen Meereswelten, die leuchtenden Golfe lassen sie nur als ein monumental wirksames Glied in diesem hinreißenden Schauspiel der Natur erscheinen. Warme Luftströme wehen darüber hin vom Spiegel der See; man athmet Duft des Meeres und der Orangengärten zugleich.

Die Esplanade mit ihren Pinien und einer grünen Rasenfläche, worauf das Ehrendenkmal des Lords Maitland, ein kleiner ionischer Rundtempel steht, ist wol der schönste öffentliche Platz, den eine Stadt haben kann. Von zwei Seiten umgeben ihn Gebäude zum Theil mit Portiken und der Regierungspalast aus gelblichem Marmor. Nach dem Meere schließen ihn steinerne Balustraden hinter Blumengärten; an seiner Ecke steigt machtvoll das Castell empor mit schwarzen Felsenwänden, welche blühende Ranken schön umwinden. Ueberall strahlt das Meer aus Golfen und röthlichen Felsenbuchten. Es umsäumt stille Ufer, die hier steil absteigen, dort auf sanften Hängen Olivenhaine bis in die krystallene Flut niedersenken.

Jenseit über der Meerenge ragen die Gestade des nahen Festlandes in majestätischen Bergreihen hervor, deren Gipfel hier und da noch Schnee bedeckt. Nordwärts steigen aus der Insel selbst schöngeformte Berge auf: sie scheinen sich an jene in Epirus anzuschließen. Ich hielt sie für albanisches Festland, bis man mir sagte, daß sie die Bergwand des Pantocrator bilden, des höchsten Gebirges der Insel überhaupt. So ziehen sich auch südostwärts lange dunkle Küsten fort, die sich in der Gesichtslinie mit den Ufersäumen von Paxo und Parga verbinden, und alle noch Glieder Korfus sind.

Der weitgepriesene Held Alkinoos hat ein ganz ansehnliches Inselreich beherrscht. Aber ist Korfu wirklich Scheria, das Eiland der segelberühmten Phäaken? Alte und neue Kritiker haben es verneint. Welcker hat in seiner Abhandlung: „Die homerischen Phäaken und die Inseln der Seligen", den schönen Wahn zu zerstören gesucht. Die Lage Korfus im Angesicht des nahen Epirus paßt nicht zu den Worten der jungen Fürstin Nausikaa, daß ihre Heimatsinsel weit abwärts, ganz am Ende der Meerflut liege und von keinem der andern Menschen besucht werde. Die Natur Korfus stimmt nicht immer zu der Beschreibung Homer's. Aber auch die Kritik stimmt nicht zu einem Dichtertraum. Ich bin hier umhergewandert, den Homer in der Hand, und wie Alexander von Warsberg habe ich an Scheria

geglaubt. Wenn man einmal für die zaubervollste Dichtung des Alterthums ein geographisches Eiland suchen will, so ist doch keins passender als dieses schönste im Jonischen Meere, worin es auch von Ithaka am weitesten entfernt liegt. Die alten Korkyräer haben sich die Weihe Homer's nicht rauben lassen; schon im 5. Jahrhundert verehrten sie den König Alkinoos als Heros ihres Eilandes.

Sie nannten dieses freilich nicht Scheria, sondern Korkyra. Kerkyra heißt es beim Herodot und Thucydides, Korkyra beim Strabo. Auf Münzen las ich stets Korkyra. Heute ist der officielle Name wieder Kerkyra. Ich erfuhr das schon im Piräus; denn dort klebte man auf mein Gepäck einen Frachtzettel mit dem Namen Κερκυραν. So hat das neuerwachte Bewußtsein des Griechenthums den mittelalterlichen Namen Korfu ausgelöscht, welchen die Anjous von den Byzantinern, die Venetianer von den Anjous überkommen hatten, und nach ihnen auch die Engländer festgehalten haben.

Koryphoi nannten die Byzantiner jene Zwillingsklippen, welche sie befestigten. Standen auf ihnen schon Stadtburgen im Alterthum? Weder Thucydides noch andere griechische Autoren haben uns darüber aufgeklärt. Das alte Korkyra, welches der Insel den Namen gab, lag nicht, wo das heutige Korfu liegt, in der Nähe jenes Doppelfelsens und um den großen Hafen, sondern südlicher, auf einer Landzunge zwischen zwei Golfen, die jetzt verlassen sind, im Alterthum aber die beiden Stadthäfen waren, der eine des Alkinoos, der andere des Hyllus genannt. Zwei Häfen hat die Stadt der Phäaken auch beim Homer.

Der byzantinische Name Koryphus erscheint geschichtlich erst 968. Es ist Liudprand, der Legat des Kaisers Otto II. an den Hof in Byzanz, der ihn in seinem berühmten Gesandtschaftsbericht gebraucht: „Ad Coriphus pervenimus." Aber leider hat der geistreiche Bischof von Cremona, der älteste namhafte Reisende aus dem Abendlande nach dem Orient im Mittelalter, nichts über die damalige Stadt und Insel berichtet. Zu seiner Zeit war schon ihr antiker Name durch jenen der strategisch wichtigen Felsenklippen verdrängt. Die Meerpiraten der Völkerwanderung, Vandalen und Gothen hatten Korkyra wiederholt geplündert und verwüstet; doch wird im 10. Jahrhundert die alte Griechenstadt noch in Trümmern fortgedauert haben und theilweise bewohnt gewesen sein. Man nannte sie Paläopolis im Gegensatz zu einer neuen Stadtansiedelung. Diesen Zunamen aber führt noch heute eine der ältesten Kirchen Korfus, die im Stadtgebiet der antiken Korkyra aus einem Tempel entstanden ist.

Zweihundert Jahre nach Liudprand nannte der arabische Geograph Edrîsi die Hauptstadt der Insel Korphos, wie auch Chroniken der Normannenzeit sie Korpho nennen. „Es gibt dort eine blühende Stadt und eine Festung, die auf einem steilen Felsen erbaut ist; die Einwohner dieser Insel sind tapfer und können ihren Feinden Widerstand leisten." Unter der „blühenden Stadt" konnte Edrîsi nicht die Reste Korkyras verstehen, sondern nur eine byzantinische Neustadt, und weil eine solche damals nur sehr klein gewesen sein kann, so hat der Geograph Roger's II. Korfu schwerlich mit Augen gesehen.

Zwanzig Jahre nach Edrîsi scheint Benjamin von Tudela Korfu besucht zu haben. „Die von Otranto hinüberschiffen", so sagt er, „können in zwei Tagen

nach Korfu gelangen, wo sich nur ein einziger Jude befindet, mit Namen Rabbi Joseph.“ Mehr hat Benjamin nicht zu berichten gewußt.

Es vergingen Jahrhunderte, ehe Korfu wieder ein Reisender namhaft machte. Der Florentiner Christoforo Bondelmonte, welcher „Das Buch der Inseln des Archipels“ verfaßt hat, war daselbst im Jahre 1414. Auch er hat Korfu nur flüchtig gesehen. Die alte Stadt Kerkyra nennt er zerstört, wie Cassiope, welches er irrig auf das Cap Leukimne versetzt hat. Von einer Neustadt redet auch Bondelmonte nicht.

Neukorfu ist eine venetianische Anlage. Henry Jervis, der im Jahre 1852 eine Geschichte der Insel schrieb, sah eine 1573 zu Venedig gedruckte Schrift von Simon Pinargenti, in welcher die Festung Korfu abgebildet ist mit Thürmen auf beiden Felsen, und kaum eine Spur von Stadt draußen zu sehen ist. Doch muß schon ein Borgo in der Nähe der Festung gestanden haben; denn Tommaso Porcacchi nennt in seiner „Beschreibung der berühmtesten Inseln der Welt“ (Venedig 1572) bereits die heutige Spianata.

Im Jahre 1614 war der Römer Pietro della Valle in Korfu. Er schreibt davon: „Ich sah dort die Stadt, welche klein und häßlich ist, und die Landschaft ringsumher, welche sehr schön ist.“ Er fand dort nichts Merkwürdiges, als die Mumie des heiligen Spiridion, und die von den Venetianern auf hohen Klippen erbaute Festung, welche ihn an die Worte Virgil's in der Aeneide erinnerte: „Arces aërias Phaeacum.“ Der spanische Rabbi Benjamin hatte in Korfu nur einen einzigen Juden bemerkt, aber Valle hätte die dort eingewanderten Hebräer bereits nach Hunderten zählen können. Die Korfioten zeigten ihm sogar einen lebendigen Nachkommen des Judas Ischarioth und versicherten ihn, daß im Innern der Insel noch das Haus dieses Verräthers bestehe und von jenem Juden bewohnt sei.

Zweiundsechzig Jahre später besuchten Korfu auf ihrer Fahrt nach Athen die berühmten Reisenden Spon und Wheler. Sie fanden hier bereits eine „große und schöne Stadt“, was sie erstaunen machte, da dieselbe „hundert Jahre früher nur aus der alten Festung und dem Borgo Castradi bestanden hatte“. Die Stadt wuchs, als Venedig nach dem Verlust Moreas, Cyperns und Candias seine Herrschaft in den griechischen Meeren auf die Jonischen Inseln beschränken mußte. Seither wurde Korfu ein Centrum des venetianischen Levantehandels und die festeste Schanze zum Schutz der Adria. „Mit einem Aufwand von Schätzen haben die Venetianer aus Korfu den Schild ihrer Meeresherrschaft und das staunenswürdige Bollwerk Italiens gegen die Türken gemacht“: so sagte im Jahre 1760 der Provveditor da Mar Francesco Grimani („Relationen über die Jonischen Inseln“, Venedig 1856).

Es gibt eine seltene Silbermünze, die sogenannte Galeazza des Dogen Alvise Pisani, welche die Republik im Jahre 1736 für die venetianische Levante prägen ließ: sie zeigt auf der einen Seite den vor Sanct-Marcus knienden Dogen, auf der andern eine bewimpelte Galere auf dem Meere, in welchem zwei spitze Felsen stehen, mit Fahnen auf ihren Gipfeln. Das sind die Zwillingsfelsen Korfus, das Symbol der Levanteherrschaft der Venetianer.

An diesem festen Castell bauten die Byzantiner, die Anjous, die Venetianer,

die Franzosen, die Engländer. Seine mittelalterlichen Thürme sind verschwunden; die Felsengipfel sind abgeplattet und von Mauern umpanzert, die keine kühne, malerische Gestalt mehr für das Auge darbieten; aber doch wirken diese finstern Klippen machtvoll genug, wie sie so fest, steil und drohend in das Meer sich hineinlagern. In dieser entzückenden Küstenscenerie sind sie ein ehrwürdiges Monument des Kampfes zwischen Europa und Asien um die Herrschaft der Welt, und so hat sie in diesem westöstlichen Sunde die Natur selbst als Säulen aufgerichtet und den Thaten der Geschichte überliefert.

Im Jahre 1716 warf hier der Marschall Schulenburg die Türken blutig ins Meer zurück; seither haben sie keinen Sturm mehr versucht. Die Rettung Korfus machte damals, wo das Abendland noch vor dem Halbmond der Osmanen zitterte, ein unbeschreibliches Aufsehen. Der nürnberger Kartograph Homann entwarf einen sauber ausgeführten Plan der Belagerung unter dem Titel: „Plan du Siége de Corfu par terre et par mer avec la situation de deux Flottes Venetienne et Ottomane etc.“ Schulenburg aber wurde den Helden des Jahrhunderts zugezählt. Noch bei seinem Leben, ja nur ein Jahr nach jenem Siege, errichtete Venedig ihm, dem türkenabwehrenden Heros Korfus, eine Ehrenbildsäule. Sie steht hier nahe vor dem Eingang in die Festung, ein barockes, häßliches Ding mit langer Perrüke, den Marschallstab in der Hand. Wenn man die Marmorgestalten der Feldherren Griechenlands und Roms mit diesem Ungethüm der Rococozeit vergleicht, so kann man sich des Lachens nicht enthalten. Der Kriegsgott Mars hat je nach dem Bedürfniß und Geschmack der Zeiten sein Costüm gewechselt, aber nie ein abgeschmackteres getragen als im Zeitalter Ludwig's XIV. und XV. Ein Mann in der Kleidung Tilly's und Gustav Adolf's sieht noch immer wie ein Held aus, aber wie sollte das ein Marschall in der Perrüke sein? Und doch waren Helden Marlborough, Prinz Eugen, Condé, Moritz von Sachsen und der bezopfte Friedrich der Große.

Der Brandenburger Schulenburg war im Dienst Venedigs glücklicher als sein Zeitgenosse, der schwedische Graf Königsmark, an dessen Namen die Zertrümmerung des herrlichsten Bauwerkes der Welt, des Parthenon, geheftet ist. Der venetianische Krieg unter Morosini und Königsmark hatte in der That kein anderes Resultat zurückgelassen als die Trümmer der Akropolis und das Elend des wieder aufgegebenen Athen. Im Frieden zu Passarowitz (1718) gab Venedig Morea den Türken zurück, und statt der Befreiung gewann Griechenland nur doppelte Sklaverei. Ohne Schulenburg würden auch die Jonischen Inseln türkisch geworden sein. Die Zeiten haben sich seither gründlich geändert. Auf den Bergen Albaniens drüben, welche der Bildsäule des Marschalls zum geschichtlichen Hintergrunde dienen, herrscht noch heute der Türke dem Namen nach, aber nur sein schwindsüchtiges Siechthum ist jetzt die Verlegenheit und der Schrecken der Cabinete Europas. Diplomaten am Grünen Tisch in Berlin decretiren die Liquidation des bankrotten Reiches des einst furchtbarsten Beherrschers der schönsten Küsten- und Binnenländer dreier Welttheile. Seine Auflösung bietet den widerlichsten Anblick dar, den jemals ein geschichtlicher Untergang von Reichen und Völkern dargeboten hat: sie ist eine langsame Vivisection.

Die Festung Korfus ist sehenswerth. Sie gleicht einem plastischen Kunstwerk von ästhetischer Durchführung. Die Zwillingsfelsen bilden eine Insel, da sie ein Meerkanal vom Lande trennt, ganz so wie das Castell in Tarent. Das steinerne Wappenbild des Löwen von San-Marco über dem Portal ist nur noch in den Umrissen kenntlich; denn vandalische Zerstörungswuth hat es auszulöschen gesucht, wahrscheinlich zur Zeit der ersten bonapartischen Besitznahme. Der Löwe Venedigs hat noch manche Krallenspur in der Levante zurückgelassen. Ich fand sie auch in Nauplia, wo er sich kühn bis in die Nähe jenes uralten Löwenpaares der Atriden am Burgthor Mykenäs gelagert hatte. Ein Löwenhaupt war das Wappen Agamemnon's; so zeigte es als „Feindesschrecken" der Schild dieses Heerkönigs der Achäer auf dem Bildwerk der Kiste des Kypselos, die Pausanias beschrieben hat (ἔχων τὴν κεφαλὴν λέοντος). Nun der Lagunenlöwe todt ist, vergnügen sich Zwerge damit, seine Raubgier, seinen Stolz und Hochmuth zu brandmarken. Aber die Macht und Herrlichkeit dieser jetzt als Wrack ins Meer zurücksinkenden Wunderstadt Venedig wird ewig eins der glänzendsten Phänomene der Geschichte sein. Schon im Jahre 1203, als die Franken Byzanz erobert hatten, nannte sich der Doge der kleinen Republik den Herrn des vierten Theils des Romäerreiches, und doch umfaßte ihr gesammter Landbesitz damals kaum mehr Areal, als etwa diese Insel Korfu einnimmt. Wie würden heute die Städte Italiens aussehen, wenn nicht die Fürstin der Meere ihren Schild mit dem Löwenhaupt kühn dem Halbmond des Islam entgegengestreckt hätte. Ein Venetianer freilich muß tief trauern, steht er hier auf diesem alten Bollwerk der Meeresherrschaft seiner Vaterstadt und sagt er sich, daß diese, einst Königin im Orient, jetzt Bettlerin, bei der Regierung Italiens heute fruchtlos um Subvention nachsucht für eine Schiffahrtslinie nach den ehemals von ihr beherrschten Küsten, nach Zara, Cattaro, Durazzo, Korfu, Zante u. s. w. Denn so möchte sie noch mit dem triestiner Lloyd concurriren, der heute allein die illyrischen und ionischen Meere befährt.

Im Jahre 1718 fiel der Blitz in die Pulvermagazine der Citadelle; ihre Trümmer begruben 300 Mann der Besatzung sammt dem Generalkapitän Pisani. Schulenburg stellte hierauf die Festung wieder her; noch heute hat sie und haben auch die andern Bastionen Korfus wesentlich die Gestalt, die er ihnen gegeben hat. Ich sah im Burghofe eine kolossale Steinplatte, die im Rahmen eines eingemeißelten Lorberkranzes die Inschrift enthält: „D. O. M. Senat. Consult. Johannes Mathias Co. A. Sculemburg Summus Terrestrium Copiarum Praefectus Urbem Quam Obsidione Asseruit Propugnaculis Auctam Illustrat. A. MDCCXXI."

An die Herrschaft Venedigs erinnern noch andere Inschriften in den Höfen der Citadelle; sie gehören, soviel ich wahrnahm, alle dem 18. Jahrhundert an. Als die Engländer im Jahre 1864 Korfu verließen, sprengten sie zum Schimpf und Jammer der Griechen mehrere der stärksten Forts in die Luft, die Werke auf der Insel Vido, welche den Eingang zum Hafen deckt, einen Theil der Fortezza nuova und das Fort Abraham. So wollten es Frankreich, Rußland und Oesterreich. Von diesem tristen Abschied Englands von Jonien hat Vincent Kirkwall einen unparteiischen Bericht gegeben („Four years in the Ionian Islands", 1864). Glücklicherweise blieb die alte Festung verschont. Die Engländer entführten aus

Korfu alle Kanonen, 350 an Zahl; sie ließen im Castell nur sieben Stück zurück, um bei Salutschüssen gebraucht zu werden, und einige andere Bombarden venetianischer Herkunft. Ich sah diese melancholischen Reliquien aufgereiht im Burghofe, vier Mörser mit dem Wappenzeichen der Republik und der Jahreszahl 1684, und sieben lange 24-Pfünder von Gußeisen aus der berühmten Fabrik Camozzi in Bergamo. Zur Zeit Schulenburg's haben sie manche Todeskugel unter die Türken geschleudert.

Wie luftig und sauber sind diese Festungshöfe. Von den Felswänden umher schweben Rosen, Geranien und goldige Ginsterbüsche nieder; stacheliger Cactus wuchert in ihren Spalten; Lorberbäume und Pinien bilden kleine Gärten. Im Vorderhofe steht ein dorischer Tempel aus gelbem Stein, die ehemalige Militärkirche der Engländer, jetzt dem griechischen Cultus übergeben. Ein Tempel in einer Festung — man glaubt sich in das alte Korkyra zurückversetzt. Nichts trägt hier den Charakter des Krieges und seiner mörderischen Werke. Die wenigen griechischen Soldaten bewachen nur ein geschichtliches Monument.

Ein schöner Palast, die Wohnung des Commandanten, steht im Vorhofe der Burg. Durch mehrere Thore und bedeckte Gänge steigt man auf steinernen Stufen den vordern höchsten der Zwillingsfelsen empor, welcher terrassenförmig die Bastionen trägt. Alles ist hier so zierlich ausgeführt, als hätten Künstler nicht ein Castell, sondern einen kolossalen Felsaltar zu Ehren des Mars erbaut. Cypressenalleen schmücken die steinigen Pfade. Auf der Plattform steht ein optischer Telegraph und ein Leuchtthurm. An diesen lehnt sich das Wächterhäuschen im Schatten eines riesigen Feigenbaumes. Von hier blickt man auf den zweiten Felsgipfel hinab, welcher die Pulvermagazine und die Hospitäler trägt. Der Wächter holt ein großes Fernrohr herbei, während sein Kind am Boden sitzt und mit Rosen spielt, die es vom Felsen gepflückt hat. Ich nahm dies Fernrohr in die Hand — es ist nicht, wie jedes andere auch — wer hier durch dasselbe blickt, sieht ein wunderbares Stück Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert vorüberziehen.

Erst welch ein Panorama von Meer und Küstenlandschaften! so groß, farbenstrahlend und formenreich, daß es zu dem Schönsten gehört, was Europa besitzt. Die herrliche Insel liegt da mit Bergen, Hügeln und Thälern, mit vielen Ortschaften im Grün üppiger Olivenwälder, mit der Hafenstadt und den schimmernden Buchten. Ihr gegenüber steigt schroff aus dem Meere das Festland Epirus. Seine ernsten Bergmassen stehen im wirksamsten Contrast zu dem lachenden Sommer des milden Inselandes. Von den Akrokeraunien, den Donnerbergen des Zeus, oberhalb Buthrotum bis nach Parga hin überblickt man die Reihen dieser gewaltigen Felsenufer. Sie spiegeln sich finster, scheinbar strandlos in der Flut.

Der Name Epirus bedeutet „Festland" an sich. In Wahrheit lagert sich dies drohend Korfu gegenüber als eine starre unerschlossene Continentalwelt. Der Sund, der die Insel von Epirus trennt, ist an der schmalsten Stelle nur eine halbe Stunde breit. Nordwärts nähert sich auch der Pantocrator so sehr dem Festlande, daß er mit ihm Eins zu sein scheint: seine architektonische Form, eine Architravlinie, aus der zwei Felszacken als Akroterien aufsteigen, wiederholt sich sogar drüben in einem Gipfel der thesprotischen Alpen. Indem nun auch die

südwestliche Spitze Korfus sich dem Festland nähert, scheint der Sund selbst ein großer, lichtstrahlender Binnensee zu sein.

Mit magischer Gewalt zieht Epirus die Blicke auf sich, dies alte pelasgische Barbarenland an den äußersten Grenzen Homerischer Dichtung und hellenischer Cultur. Von diesen illyrischen Bergen herab weht ein Hauch aus Mythen grauer unerforschlicher Urzeit. Dort war die Heimat der mauerbauenden Pelasger, die einst in die Ebenen Thessaliens und weiter nach Griechenland hinabgestiegen sind; dort hat der Name der Gräken und die Geschichte von Hellas den Ursprung und das Quellenland gehabt; dort lag das räthselhafte Dodona, die älteste Cultstätte Griechenlands. Ein geheimnißvolles Dunkel bedeckte schon zur Zeit des Herodot und Thucydides die Geschichte der Hirten- und Jägervölker dieser altillyrischen Hochländer, und noch heute sind sie die Sitze barbarischer Heldenstämme von schöner Körpergestalt und patriarchalischer Sitte. Selbst ihre Sprache ist der Wissenschaft noch ein Räthsel geblieben. Die Albanesen oder Arnauten und Schypetaren, die Tosken und Gegen sind noch Epigonen der alten Chaonen, Thesproten und Molosser. Ihre abenteuerlichen Helden und Kapitäne in alter und neuer Zeit gleichen einander, mögen sie heißen Pyrrhus von Epirus, oder Skanderbeg von Kroja, oder Ali-Pascha von Janina und Botzaris von Suli. Auch Alexander der Große stammte durch seine Mutter Olympias, die Tochter des Epirotenfürsten Neoptolemos, aus jenem Heroenlande, und bis zu Achill haben die epirotischen Pyrrhiden und Neoptolemiden ihren Stammbaum hinaufgeführt.

Weder die Civilisation der Hellenen noch die der Römer hat diese Bergvölker bezähmt, noch hat es das Christenthum vermocht. Der größte Theil der Albanesen nahm vielmehr den Islam an. Die Stunde ist nahe, wo der türkische Halbmond dort verlöschen und das Königreich Griechenland an seiner Stelle die blau-weiße Nationalfahne aufrichten soll. Wird das menschenleere neue Hellas eine Aufgabe durchführen, welche das alte in seiner Blütezeit nicht geleistet hat? Wird es jene trotzigen Albanesenstämme seiner Herrschaft unterwerfen können? So lange die Geschichte besteht, hat jenes illyrische Ländergebiet vom Sund Korfus und dem Pindus aufwärts bis zur Donau es niemals zu einer festen politischen Gestalt gebracht. Nur in der Weise heroischer Eruptionen sind dort Reiche entstanden und wieder versunken, illyrische, epirotische, macedonische, Königreiche der Serben und Bulgaren. Immer wieder hat sie Barbarei verschlungen. Wie ein barbarisches Residuum der Völkerwanderung steht dieses Gebiet noch heute in Europa da, mit seinem Gemisch von Stämmen, Rassen, Sprachen und Religionen.

Ich erkenne mit dem Fernrohr, ja mit bloßem Auge die heute noch türkischen Ortschaften drüben auf nackten braunen Felsenhängen. Das Virgilische Buthrotum, die vielumkämpfte Burg Butrinto des Mittelalters, verdecken mir hohe Uferlande um das Cap Stilo; aber ein großer Ort mit vielen zerstreuten weißen Gehöften liegt gerade vor mir: es ist Konispoli. Weiter zeigt sich in der Nähe des Caps Kataito, dann Liopesi, Sajada, und selbst Murto über den sybotischen Eilanden. Alle diese Ufer scheinen starr und todt. Nur selten schwebt an ihnen eine Barke hin, mit rothen Segeln, wie solche auch hier wie im saronischen Golf die Griechenschiffe zu führen pflegen.

Wie jetzt das Meer in einem unbeschreiblichen Schmelz erglänzt! In seiner wallenden Flut scheinen alle Linien und Formen der irdischen Körperwelt in ein einziges flüssiges Element der Schönheit aufgelöst. Aus dem Haupt des Zeus entsprang die Denkerin Athene, aber nur das Meer konnte die Geburtsstätte der Aphrodite sein. Sie theilt mit der Göttin der Schönheit Venedig allein, die schaumgeborene, schönste der Meeresstädte: Venetia, orta mari. Wenn sich die Sonne hinter Korfu zum Abend neigt, hauchen Lichtströme leise über den Sund; es ist Musik im harmonischen Spiel der Irisfarben; die thesprotischen Felsenberge schimmern noch vom letzten Strahl des Helios, der ihre Schneegipfel flüchtig erglühen macht, bis sie durchsichtige smaragdene Töne annehmen und dann schnell abblassen, während ihr zerspaltetes Geklüft voll schwarzer Nacht hängt. Wie alle Berge Griechenlands haben auch diese illyrischen, trotz ihrer Mächtigkeit, die maßvollen Uebergänge der kühnen, scharf aufsteigenden Linien zu den ruhigen breiten Horizontalflächen, woraus die plastische Form des einfach Großen entsteht, und dieses ästhetische Naturgesetz ist allem hellenischen Wesen eingedrückt.

Ich könnte hier lange Stunden auf den Koriphoi sitzen, versunken nur in das Anschauen des dahinflutenden Sundes und seiner Küstengebilde. Wie erst würde sich dies neptunische Theater gestalten, wenn eine große geschichtliche Handlung es belebte; denn die Natur ist doch nur die Bühne für das Drama des Menschengeistes. Als ich in Eleusis am salaminischen Sunde stand, begriff ich die Wonne des Xerxes, wie er dort auf dem Aegaleos vom Thron herab der Völkermeerschlacht zwischen Asien und Europa zugeschaut hat. Wie erbärmlich erscheint die Circus-Schauspielwuth der römischen Cäsaren gegen diese welthistorische Theaterlaune des Großkönigs von Asien. Hellas wollte er im Meere versinken sehen und ein Schauspiel für Götter genießen. Das Stück bekam indeß eine andere Katastrophe: Asien, nicht Europa sah er sinken; er floh entsetzt vom Thron; doch eine Götterempfindung und ein Götterschauspiel war es immer, was Xerxes vor Salamis genossen hatte.

Es gibt Aussichtspunkte für die physisch-landschaftliche und für die moralische Welt. Wenige sind so hoch geweiht, daß sie beides in sich vereinigen, wie die Akropolis von Athen, wie Akrokorinth, der Monte-Mario in Rom, und in einer kleinern Culturperipherie San-Miniato in Florenz. Hier auf den Burgklippen der Phäakeninsel ist auch ein Aussichtspunkt, von dem herab durch das Fernrohr der Geschichte zu sehen es vielleicht noch lohnender ist als vom Goldenen Horn bei Byzanz. Denn dieser schöne Sund ist die alte Wasserstraße zwischen Italien und Griechenland, zwischen Europa und Asien, durch welchen die Flut der Völkerbewegung sich Jahrhunderte hindurch hin- und hergewälzt hat. In lauter Flottenzügen auf diesem Kanal läßt sich nicht nur das Schicksal dieser Insel, sondern ein großer Theil der Weltgeschichte darstellen. Es ist Weltgeschichte zu Schiff, was da an unserm Auge vorüberzieht.

Erst Schiffe der Mythenzeit! Hercules kommt mit Melita, die ihm hier den König Illyriens Hyllus gebiert; die Argonauten schiffen mit Jason herbei, dem hier die Königin Arete die kolchische Medea vermählt; das Floß des göttlichen Helden Odysseus erscheint; der Urahn der Römer Aeneas zieht vorüber mit den flüchtigen

Trojanern; er landet dort drüben in Buthrotum, wo er den Priamussohn Helenus über Griechenstädte herrschend findet und gastlich von ihm und von Andromache bewirthet wird.

Die Mythe versinkt, die Geschichte beginnt mit dem Erscheinen der Flotte Korinths, die um das Jahr 730 den Bacchiaden Chersikrates und andere Ansiedler auf die Insel führt. Sie gründen Korkyra. Die Stadt wird blühend und durch illyrischen Handel reich. Sie selbst sendet Colonien aus, sie baut Epidamnus, Apollonia, Anaktorion und Leukas.

Ein Boot führt den flüchtigen Themistokles in diesen Sund. Mit einem Geleitschiff entsenden ihn die gastlichen Korkyräer, wie einst den Ulyß, und sie retten ihn aufs Festland hinüber zum Molosserkönig Admet.

Die reiche Tochterstadt wird Nebenbuhlerin ihrer Mutter Korinth, des Venedigs der Hellenen. Man schlägt die Seeschlacht zwischen Sybota und Leukimne. Der Peloponnesische Krieg beginnt. Korkyra geräth in die Machtsphäre Athens.

Hier sammelt sich die stolzeste Flotte der Athener; Thucydides hat sie beschrieben. Unter Nikias, Lamachus und Alcibiades ziehen 134 Kriegsschiffe aus diesem Hafen gegen Syrakus. Da fand die Blüte Athens den Untergang.

Konon, Timotheus, Mnasippus, Iphikrates erscheinen in diesem Sund, und abwechselnd bemächtigen sich Sparta und Athen Korkyras. Dem großen Tyrannenbändiger Timoleon folgen korkyräische Schiffe nach Syrakus.

Korkyra, noch immer eine reiche und blühende Republik, gehorcht Philipp und Alexander von Macedonien. Dann bedrängt sie in der Diadochenzeit Kassandros, und Agathokles von Syrakus befreit sie und beherrscht sie hierauf. Von Epirus segelt mit Schiffen Neoptolemos, des Königs Pyrrhus Sohn, und wird Herr der schönen Insel.

Ihre griechische Epoche endet mit ihrer Selbständigkeit. Das nahe Festland zieht Korkyra an sich. Die illyrische Semiramis Teuta nimmt sie in Besitz; die Piratenflotten der Illyrier durchziehen diesen Sund. Dann kommen die Römer: sie säubern das Jonische Meer und zerstören die illyrische Seemacht. Seit 228 tritt Korkyra in ein Schutzverhältniß zu Rom, und von dem Machtbereich Griechenlands abgetrennt wird die Insel durch ein halbes Jahrtausend an die Schicksale der Weltgebieterin festgekettet.

Rom wird der Angelpunkt der Weltgeschichte; seine innern Verfassungskämpfe sind zugleich Kämpfe um die Weltmonarchie. Die großen Entscheidungen Roms aber fallen im Orient, zu Pydna, bei Pharsalus, Philippi und Actium. Die Schlüssel zum Orient sind Illyrien und Korfu. Von Epirus dringen die römischen Landheere auf der Via Egnatia nach Macedonien und Thessalien, und weiter zum Hellespont; von Korfu segeln die Flotten aus, die Könige Philippus und Perseus zu bekämpfen. Korkyräische Schiffe verstärken die römische Seemacht. Es gibt dann kaum einen berühmten Römer, der nicht in diesem Sund oder in Korkyra selbst erschienen wäre. Flaminius, Mummius, Sulla, Pompejus und Cäsar, Cato, Antonius und Octavian, Cicero und Atticus, Brutus und Cassius, sie alle ziehen hier an unserm Blick vorüber. Nur wenige Stunden von Korfu entfernt liegt Actium. In diesem Jonischen Meere kam das römische Kaiserthum zur Welt.

Die Römer liebten dies Eiland, um welches die Dichtung Homer's einen Glorienschein auch für ihre Empfindung verbreitete. Sie suchten hier nicht die schönen Künste und die Sophistenschulen Griechenlands, wie in Rhodus und Athen; sie fanden hier nicht die üppigen Städte und Göttercults wie auf der Insel der Aphrodite von Paphos; aber Korfu war für sie der erste Eintritt in Hellas selbst, so etwas wie die Propyläen Griechenlands; hier wehte sie zuerst die feine geistige Seeluft der hellenischen Cultur an, mit der sie ihr eigenes Wesen ergänzten, wie wir Germanen durch Italien uns ergänzen.

Auch die römischen Kaiser begünstigten Korfu; die Korkyräer ehrten sie durch Bildsäulen und prägten zu ihrem Andenken Münzen. Eine des Septimius Severus zeigt das Abbild des steuerlosen Phäakenschiffes. Dem edeln Germanicus setzten sie eine Bildsäule, deren Inschrift erhalten ist. Er landete hier auf seiner Fahrt nach Asien mit Agrippina. Dann kam diese allein wieder mit dem Trauerschiff, welches die Aschenurne des unglücklichen Gemahls an Bord führte, und an ihrem Schmerz nahmen die Korkyräer aufrichtig theil.

Nero kam auf seinem phantastischen Zuge nach Griechenland: vor dem Altar des Zeus Casius in Cassiope auf der Nordküste der Insel hat der kaiserliche Schauspieler gesungen und getanzt. Seither entschwindet das schöne Eiland den Blicken der Geschichtschreiber, weil die großen Flottenzüge Roms nach Griechenland und Asien aufhören. Nur den korkyräischen Münzen ist die Geschichte der Zeit in Bild und Namen von Kaisern aufgeprägt; die uns erhaltenen reichen von Antoninus Pius bis auf Gordian.

In der Theilung des Römerreiches wird Korfu byzantinisch; dann senkt sich bald die Nacht der Barbarei auf diese Küsten und Meere. Die Flut der Völkerwanderung wirft ihre germanischen, hunnischen und slavischen Massen bis an die ionischen Ufer. Die Vandalen Genserich's erscheinen. Belisar und Narses treten mit Flotten auf. Der Gothenheld Totila segelt in den Sund mit 300 Schiffen; er verheert Epirus bis nach Dodona hinauf und plündert auch Korkyra. Die Insel ist seither eine Station des Byzantinischen Reiches; sie tritt in ihre zweite griechische Periode, welche einen Zeitraum von 800 Jahren umfaßt.

Sie half den byzantinischen Kaisern Slaven und Sarazenen bekämpfen; sie schickte Kriegsschiffe zum Entsatz Konstantinopels, und der dankbare Kaiser Leo IV. schenkte ihr zum Lohn das Landgebiet Durazzo, wo ehedem ihre alte Colonie Epidamnus lag.

Eine neue Weltbewegung dringt durch diesen Sund auf den Orient ein. Der uralte Kampf Europas mit Asien erwacht in den Kreuzzügen: die Normannen, die Franken, die Seerepubliken Pisa, Genua und Venedig, sie alle streben nach dem Besitz der Levante. Korfu wird, wie in den Römerzeiten, als der geographische Schlüssel des Orients gleichsam wieder neu entdeckt: um seinen Besitz streiten die italienischen Küstenmächte mit dem alternden Byzantinischen Reiche.

Im Mai 1081 sah diese Meerenge zum ersten mal die Flotten des Robert Guiscard und seines Heldensohnes Boemund. Es wurden blutige Schlachten geschlagen bei Cassiope, im Hafen Korfu, bei Butrinto und Durazzo. Boemund eroberte Korfu, aber die Griechen entrissen ihm die Insel wieder mit Hülfe Vene-

digs. Denn damals trat die Lagunenrepublik rastloser Seefahrer und Kaufleute zuerst in diesen Meeren als politische Macht auf, noch im Dienst des byzantinischen Kaisers. Gleich kühn wie die Normannendynastie, aber feiner und schlauer, warf sie ein Netz von Handelsverträgen um das griechische Reich. Sie verfuhr mit ihm, wie Rußland mit China. In Kephalonia starb der große Robert Guiscard, am 17. Juni 1085; aber mehr als hundert Jahre lang setzten die normannischen Könige Siciliens den heißen Kampf um Korfu fort, welches endlich doch durch die Kraft des Kaisers Manuel den Byzantinern erhalten blieb.

Dann bedeckt sich der Sund mit jener gewaltigen Frankenflotte, welche von Venedig zum vierten Kreuzzuge ausgezogen ist. Der greise Doge Enrico Dandolo führt sie; mit ihm schiffen Baldwin von Flandern und Bonifacius von Montferrat. Am 29. Mai 1203 segeln sie, 480 Schiffe stark, aus diesem Hafen ab. Das byzantinische Reich fällt in Trümmer; das lateinische Kaiserthum richtet sich in Konstantinopel auf; fränkische Barone stiften Herrschaften auf dem Continent und den Inseln Griechenlands. Korfu wird zum ersten mal venetianisch, aber die Republik ist noch zu schwach, die Insel zu behaupten. Sie kommt in die Gewalt des griechischen Despoten Michael II. Angelo von Epirus.

Seine schöne Tochter ist Helena. Als Braut des Königs Manfred segelt sie im Jahre 1259 von Arta durch diesen Sund nach Trani. Ihre Mitgift sind epirotische Länder, von Butrinto bis nach Vallona. Die großartigen Plane der Normannen auf die Levante hat Manfred, ihr Erbe, wieder aufgenommen, aber ein anderer Prätendent erscheint, Karl von Anjou. Manfred fällt bei Benevent: die Königin Helena wird auf ihrer Flucht nach Epirus Gefangene des Anjou. Zwar behauptet Korfu und die epirotische Küste noch Manfred's tapferer Admiral Filippo Chinardo, doch im Jahre 1271 nimmt Karl von Anjou Besitz von Korfu und dem epirotischen Erbe Helena's.

Seit dieser Zeit wird die Insel wieder von dem Verband mit dem griechischen Osten losgetrennt und mehr als ein halbes Jahrtausend lang an Italien gekettet. Sie blieb beim Hause Anjou, bis dieses selbst in dynastischen Revolutionen verfiel. Müde der tumultuarisch wechselnden Regierung boten nach dem Tode des Königs Karl von Durazzo die Barone und das Volk Korfus die Herrschaft dem mächtigen Venedig dar. Sie wiederholten so den Act ihrer Vorfahren, der alten Korkyräer, die einst durch Gesandte sich Rom dargeboten hatten. Am 28. Mai 1386 pflanzte die Republik ihr Löwenbanner auf diese Felsenburg, und glorreich wehte es hier durch mehr als vier Jahrhunderte.

Als Konstantinopel unter die Türken gefallen war, wurde das feste Korfu ein Asyl der byzantinischen Flüchtlinge und durch sie auch eine Station der italienischen Renaissance. Hier erschien im Juli 1461 der letzte der Paläologen, Thomas, mit seiner Familie, um sich dann zum Papst nach Rom zu flüchten. Seine Gemahlin Katharina starb in Korfu. Die Lascaris, Diplovataccio, der letzte byzantinische Geschichtschreiber Phranza flüchteten nach Korfu.

Unablässig sind die Flottenzüge der Türken, der Venetianer, der Franken, welche diesen Sund durchziehen. Im Jahre 1537 schickt der Sultan Soliman sein Heer von Butrinto nach Korfu aus, welches siegreich die Belagerung abschlägt. Von

Korfu segelt im September 1571 die große Christenflotte unter Don Juan d'Austria nach Lepanto, wo der berühmte, freilich erfolglose Sieg erfochten wird. Dann rettet Schulenburg Korfu und die Jonischen Inseln: sie und die Küsten Dalmatiens, Butrinto, Parga, Prevesa und Vonitza in Epirus behauptet Venedig, und erst sterbend läßt die erlauchte Republik das Scepter fallen, welches sie so ruhmvoll und so lange Zeit über dem Jonischen Meere gehalten hat.

Frankreich bemächtigt sich unter Bonaparte im Jahre 1797 Korfus und der andern Inseln. Die vereinigten Russen und Türken entreißen sie Frankreich wieder 1799 und richten sie zu einer Septinsularrepublik unter dem Schutze des Sultans ein. Im Frieden zu Tilsit fallen sie wieder an Frankreich und bleiben sieben Jahre lang französisch. Dann treten die Engländer seit 1815 als Schutzmacht des ionischen Inselstaates ein. Unter zehn Vicekönigen haben sie ihn mit kräftiger und wohlthätiger Hand regiert, bis das wiedererstarkte Bewußtsein der Zugehörigkeit zu Griechenland die englische Regierung zwang, die sieben Inseln dem Königreich Hellas zu übergeben. Seit dem 1. Juni 1864 weht die Fahne Griechenlands auf dieser ionischen Akropolis.

Ich will nicht von ihr herabsteigen, ohne mich auch nach den Geschichtschreibern Korfus umzusehen. Keinen einheimischen hat die Insel im Alterthum hervorgebracht, wo ihre Verfassung dem Philosophen Aristoteles so merkwürdig erschien, daß er ihr eine Abhandlung widmete, die leider verloren ging. Vielleicht regten ihn jene Abschnitte des Thucydides dazu an, wo der größte Geschichtschreiber die wüthenden Parteikämpfe Korkyras geschildert und davon Anlaß genommen hat zu der berühmten Betrachtung über die Furie des hellenischen Parteiwesens überhaupt im Peloponnesischen Kriege. Aus ihm, aus Xenophon, Diodor und Polybius muß man die fragmentarischen Kunden über das alte Korkyra zusammensuchen. Auch im ganzen Mittelalter gab es keinen Geschichtschreiber Korfus. Kein griechischer oder lateinischer Chronist hat dort Ereignisse aufgezeichnet oder Urkunden zusammengetragen. Der greise Phranza allein schrieb in Korfu Geschichte. Wie einst Cassiodor aus dem untergehenden Rom sich lebensmüde in ein Kloster zurückgezogen hatte, so war auch der unglückliche Minister der letzten byzantinischen Herrscher nach dem Sturze des griechischen Reiches und nach schrecklichen persönlichen Erlebnissen Mönch geworden. In einem Kloster Korfus schrieb er als Flüchtling sein Buch über die letzten Zeiten und den Fall von Byzanz. Er verfaßte es auf Zureden korfiotischer Edelleute und beendigte es am 29. März 1478, im Alter von 77 Jahren.

Erst im 17. Jahrhundert fand Korfu seinen einheimischen Geschichtschreiber. Der Graf Andrea Marmora, aus einem alten Geschlecht, welches seinen Ursprung von den Komnenen ableitete, schrieb die Geschichte der Insel und widmete sie dem Senat Venedigs („Della Historia di Corfu descritta da Andrea Marmora nobile Corcirese libri otto, Venezia 1672"). Marmora war wesentlich Antiquar; Spon und Wheler besuchten ihn und haben von ihm und seinen Sammlungen erzählt. Er war der erste Gelehrte, welcher griechische Inschriften und Münzen des alten Korkyra sammelte und abdruckte. Sein Werk hat schon dadurch Werth.

Als erster Versuch einer Geschichte der Insel darf es ein bleibendes Verdienst beanspruchen; aber es ist ganz unkritisch, voll von Fabeln und willkürlichen Erfindungen.

Um diese zu widerlegen, schrieb im Jahre 1725 Angelo Maria Quirini seine „Primordia Corcyrae", das zweite geschichtliche und erste wissenschaftliche Werk über Korfu, welches sich jedoch eben nur auf die Anfänge Korkyras beschränkt. Quirini, ein edler Venetianer von Geburt, kam im Jahre 1723 als Erzbischof nach Korfu; 1727 wurde er Bischof von Brescia und Cardinal, sodann Bibliothekar der Vaticana. Er war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Freund der Cardinäle Polignac und Passionei, mit Newton und andern hervorragenden Zeitgenossen trat er in Verkehr. Friedrich der Große ehrte ihn, Voltaire verherrlichte ihn und widmete ihm seine „Semiramis". Im Jahre 1759 starb Quirini in der Stadt Brescia, deren Literaturgeschichte er geschrieben hat. Er schrieb auch seine eigenen Memoiren.

Bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ruhten sodann die historischen Arbeiten über Korfu. Dann beschäftigte man sich, infolge der französischen Besitznahme, in Frankreich mit dieser Insel. D'Arbeis veröffentlichte 1798 in Paris ein „Mémoire sur les trois departements de Corcyre, d'Ithaque et de la mer Égée", und Grasset de Saint-Sauveur beschrieb Korfu in „Voyage historique, littéraire et pittoresque dans les îles et possessions ci-devant Vénitiennes dans le Levant".

Nun aber brachte Korfu selbst den größten seiner Antiquare und Philologen hervor, Andrea Mustoxidi, der dort im Jahre 1785 geboren war. Dieser einst berühmte Freund des Kapodistrias ist bei uns wenig bekannt, und eher noch durch seine publicistische und diplomatische Thätigkeit während der Befreiung und Constituirung Griechenlands als durch seine gelehrten Werke in Erinnerung. Er war seit 1806 officieller Historiograph Korfus. In acht Jahren sollte er die Geschichte der Jonischen Inseln schreiben, und dafür erhielt er die geringe Besoldung von 30 Thlrn. monatlich. Kein Wunder, daß er niemals mit seiner Aufgabe fertig geworden ist. Lord Maitland, der erste Obercommissar der ionischen Republik unter dem englischen Protectorat, entzog ihm sogar das Stipendium und den Titel des Historiographen infolge einer heftigen Schrift, die Mustoxidi im Jahre 1819 gegen die Auslieferung Pargas an die Türken geschrieben hatte. Als nun Griechenland frei geworden war, berief Kapodistrias seinen gelehrten Landsmann im Juli 1829 als Director des Museums der Alterthümer nach Aegina. Dann kehrte Mustoxidi, nach der Ermordung seines Freundes in Nauplia, erst nach Italien, hierauf nach Korfu zurück, wo man ihn zum Mitgliede des ionischen Parlaments erwählte. Er wurde Senator und Archont der Universität in Korfu. Dort lebte er als Anhänger der Reformpartei im Zwiespalt mit der eigenwilligen, bisweilen tyrannischen Regierung der Obercommissare, gegen die er im Senat und einmal auch als Abgesandter der Korfioten in London die vertragsmäßigen Rechte seines Vaterlandes eifrig vertheidigte. Im Jahre 1860 ist Mustoxidi gestorben, ohne die Genugthuung erlebt zu haben, die Jonischen Inseln mit Griechenland vereinigt zu sehen.

Es ist sehr merkwürdig, daß diese beiden befreundeten Patrioten, Kapodistrias und Mustoxidi, für uns die namhaftesten Söhne ihrer Heimatinsel sind, und daß sie als solche der modernsten Zeit angehören. Wenn man alle Jahrhunderte der Geschichte Korfus durchsucht, bleibt man doch in Verlegenheit, berühmte Persönlichkeiten in ihr aufzufinden. Aus den paradiesischen Gärten und Olivenwäldern der Phäaken ist kein großer Dichter und Künstler, kein Philosoph oder Staatsmann, kein Admiral und Feldherr von Weltruf jemals hervorgegangen. Hat vielleicht der zürnende Poseidon eine Mauer statt um die Stadt des Alkinoos, um die Geister der Phäaken herumgezogen? Aber derselbe Mangel ist allen sieben Jonischen Inseln gemeinsam, von Korkyra bis zu Kythera herab, wo die rosige Aphrodite einst ans Land gestiegen war. Es scheint als könnte der Odem des griechischen Geistes auf jenen Küsten kein höheres Leben erwecken, während er doch auf andern, selbst den kleinsten Eilanden des Archipels, Genien ersten Ranges hervorgerufen hat.

Wenn man auch der Insel Chios den Vater Homer, den sie für sich beansprucht hat, nicht zugestehen will, so gehören ihr doch der Tragödiendichter Jon und der Geschichtschreiber Theopompus an. Samos glänzt durch Pythagoras, Lesbos schmückt sich mit dem Kranze jener unsterblichen Dichterin, deren tragisches Schicksal noch heute als Glorie um die weißen Felsen Leukadias schwebt. Auf Kypros wurde Zenon geboren, und in Rhodus schufen berühmte Bildhauer ihre zahlreichen Werke. Kos brachte den großen Apelles hervor, und das kleine Keos die gefeierten Dichter Simonides und Bakchylides.

Ich will die Korfioten nimmer kränken, sondern ihnen gern den Sänger Demodokos gönnen, der vor dem schiffbrüchigen Odysseus die damals neuen Lieder von Troja so herzbewegend zur Harfe zu singen wußte, noch will ich die Richtigkeit des Katalogs berühmter Männer Korkyras bezweifeln, welchen Marmora und Mustoxidi gesammelt haben. Aber das sind doch nur Namen für uns. Die gebildete Welt weiß heute leider nichts mehr, weder vom Tragöden Philiscus noch vom Künstler Ptolichos, dessen Pausanias erwähnt hat, und in langen Jahrhunderten, die nach dem Alterthum hingegangen sind, ist gewiß mancher im Dunkel verlorene tüchtige Mann, aber kein Genie ersten Ranges auf Korfu erschienen. Erst mit der Renaissance erwachte auch hier die griechische Wissenschaft, und die schöne Insel hat seither manche Zierde der neuhellenischen Literatur hervorgebracht.

Die beiden namhaftesten modernen Korfioten sind die Charaktere der Uebergangszeit und der Rückkehr der Insel aus ihrem geschichtlichen Verbande mit Italien zu der großen hellenischen Familie, der sie angehört. Es ist ein schöner Ruhm Korfus, daß es den Mann erzeugt hat, welcher der erste Schöpfer, Politiker und Leiter des befreiten Neugriechenlands geworden ist. Kapodistrias hat einen Bezug auf die politische Welt im allgemeinen, im besondern zu Rußland. Der Korfiote diente dieser Macht als Diplomat in derselben Zeit des Sturzes Napoleon's, in welcher Rußland auch einen andern Insulaner, den Corsen Pozzo di Borgo, in seinem Dienst verwendete. In Rußland hatte Kapodistrias die natürliche Schutzmacht Griechenlands gesucht; an seiner russischen Neigung ist er dann auch zu Grunde gegangen.

Auf Rußland hatte auch Mustoxidi zuerst seine Hoffnung gerichtet. Schon im Jahre 1805 schrieb er eine Schrift: „Notizie per servire alla storia Corcirese dai tempi eroici fino al secolo XII", und er widmete sie dem Kaiser Alexander. Auch er stellt die Uebergangszeit dar, aber ganz entschieden auch die Doppelnatur Korfus. Er war Italiener und Grieche zugleich. Er schrieb in beiden Sprachen, seine Hauptwerke jedoch italienisch, wie Marmora. Die Venetianer hatten die Sprache Italiens in Korfu gesetzlich gemacht, und selbst noch unter dem Protectorat Englands blieb sie die amtlich geltende. Wie Kapodistrias hatte auch Mustoxidi seine Studien in Padua und Venedig gemacht; lange lebte er in Mailand. Die Tochter des Vincenzo Monti wurde seine Gattin. Er blieb stets im Zusammenhange mit der italienischen Gelehrtenwelt; auch draußen hatte er Verbindungen, so mit Böckh, der griechischen Inschriften wegen. Einer seiner besten Schüler, Giovanni Romano, zeigte mir eine Copie der französischen Ausgabe der „Ansichten der Natur" mit einer handschriftlichen Widmung Humboldt's an Mustoxidi.

Leider hat der ionische Historiograph seine Arbeiten über die Geschichte Korfus nicht vollendet. Im Jahre 1811 erschienen seine „Illustrazioni Corciresi", 1848 sein Hauptwerk „Delle cose Corciresi", die formlose Arbeit eines gelehrten Antiquars, nicht eines den Stoff ordnenden und bewältigenden Geschichtschreibers, leider voller Lücken, sogar typographisch zusammenhangslos. Das Werk wurde auf Regierungskosten gedruckt. Es ist sehr selten; ich fand es weder in den Bibliotheken Roms noch in München; ich besitze es jetzt als das liebenswürdige Geschenk des Herrn Romano.

Die philologische Gelehrsamkeit des Mustoxidi und seine bleibenden Verdienste um die Erforschung der Alterthümer, namentlich um die Epigraphik seiner Insel in hohen Ehren, so muß ich doch sagen, daß er nicht den Beruf des Geschichtschreibers gehabt hat. Die Geschichte Korfus ist noch nach ihm zu schreiben. Sie ist eine schwere Aufgabe, denn das Leben der Insel entwickelt sich nicht von innen heraus; es macht keine historische Individualität. Korfu ist, wie wir gesehen haben, eine Flottenstation in der Weltgeschichte: aber was sie als solche darstellt, was sie erfahren hat, was sich an sie drängt und ihr vorüberzieht, ist doch ein geschichtliches Panorama vom größten Stil. So seltsam es ist, unser deutscher Geschichtsforscher Hopf bietet noch immer die meiste Belehrung auch über das Mittelalter Korfus dar. Seine riesigen Forschungen bilden neben denen Buchon's die reichste Schatzkammer zur Kunde des griechischen Mittelalters überhaupt. Er war in Korfu, wo er, wie jener hochverdiente Franzose, das Archiv der Stadt benutzte. Ich sah dieses in Begleitung des Herrn Romano. Es ist in den Räumen eines alten Palastes aufgestellt, den ehemals der venetianische Bailo und zur Zeit der Engländer der Princeps des ionischen Senats bewohnt hat.

Buchon hat von diesem Gemeindearchiv berichtet im ersten Bande seiner „Nouvelles recherches historiques sur la Principauté francaise de Morée" (Paris 1843). Seine Materialien reichen bis zu dem berühmten Act des 9. Juni 1386 hinauf, wodurch Korfu sich den Venetianern übergab. Ich sah dort den Libro d'oro des korfiotischen Adels und die Gesandtschaftsberichte (ambascerie) der Oratoren, welche Korfu in Venedig gehalten hat. Sie sind mit Miniaturen geschmückt; das Stadt-

wappen stellt das Phäakenschiff dar. Aus diesem Archiv, aus den sehr reichen Archiven der Judenschaft Korfus, aus denen Zantes, Venedigs und Neapels muß die Grundlage der mittelalterlichen Geschichte Korfus gezogen werden. In dem Bibliothekzimmer des Herrn Romano sah ich dessen eigene Sammlung von Urkunden aus der Zeit der Herrschaft des Hauses Anjou-Tarent. Ich hoffe, daß dieser gelehrte Schüler des Mustoxidi einst die Geschichte seiner Heimatinsel schreiben wird.

Jonische Griechen haben vor, während und nach dem hellenischen Befreiungskriege manches über die Verhältnisse Korfus geschrieben, wie Theotokis („Détails sur Corfu", 1826) und der Zantiote Ermanno Lunzi („Della condizione politica delle Isole Ionie sotto il dominio Veneto", 1858; „Storia delle Isole Ionie sotto il reggimento dei Republicani Francesi", 1862; „Della Republica settinsulare", 1863).

Franzosen, Deutsche, Engländer, Italiener haben sich bis auf unsere Tage mit der schönen Insel beschäftigt. Ich nenne den Philhellenen Christian Müller („Reise durch Griechenland und die Jonischen Inseln", 1821) und den Schweizer W. Vischer („Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland", 1853). Ein französischer Kapitän Bellaire hat die Vertheidigung der Jonischen Inseln durch die Franzosen gegen die alliirten Russen und Türken in einer Schrift sehr lebendig dargestellt (Paris 1801). Sodann gab Bory de Saint-Vincent eine Geschichte und Beschreibung der Jonischen Inseln heraus, und noch 1863 beschäftigte sich damit Pauthier.

Besonders aber sind es Engländer, welche auf Grund der schutzherrlichen Stellung ihrer Regierung sich mit Korfu und den andern Inseln vertraut gemacht haben. Woodhouse legte in Korfu eine zahlreiche Sammlung von Alterthümern an, die dann später nach England gekommen ist. Goodisson, Davy, Kendrick und manche andere beschrieben die physischen und politischen Verhältnisse Korfus. Henry Jervis verfaßte ein Compendium der Geschichte der Insel (1852) und Vincent Kirkwall hat als Augenzeuge der letzten Jahre und Augenblicke des englischen Protectorats sein interessantes Buch: „Four years in the Ionian Islands", im Jahre 1864 veröffentlicht.

In der jüngsten Zeit ist durch einen Oesterreicher, Alexander von Warsberg, manche anschauliche Kunde von jener ionischen Inselwelt neu zu uns gedrungen. Es sind einige Jahre her, daß mir dieser jüngere Freund des Grafen Prokesch in Castellamare seinen Plan zu den „Odysseischen Landschaften" mittheilte, und mit freudigem Antheil habe ich denselben in der Ausführung fortschreiten gesehen. Warsberg befindet sich in der beneidenswerthen Unabhängigkeit, sagen zu können: „Deus nobis haec otia fecit." Er ist ein freier Kreuzfahrer auf den Spuren Homer's. So segelt er schon seit Jahren auf den ionischen Meeren umher, landend hier und dort, die Gestade durchstreifend, auf den Golfen sich schaukelnd, die Odyssee vor sich aufgeschlagen.

Sein Reisewerk ist die edle Passion seines Lebens. Wie es die Leidenschaft unsers Landsmannes Heinrich Schliemann, des von Pedanten bestverhöhnten und bestbeneideten Sohnes des Glücks und Mannes seiner rühmlichen Thatkraft, war und noch ist, in Ilium, Mykenä und anderswo das Homerische Alterthum aus dem Schutt zu graben, so sucht in derselben Zeit Warsberg mit Enthusiasmus für die

Gestalten der Odyssee und auch für geschichtliche Erscheinungen des Alterthums die landschaftlichen Scenen auf, und in diesen die Naturbedingung des Daseins jener. Ich fühle ihm hier in Korfu lebhaft die Wonne nach, die er im Empfinden und Anschauen von Natur, Mythe und Geschichte genießt auf allen solchen Punkten, wo sie in der dichterischen Totalität eine ideale Einheit empfangen. Dies anschauende Genießen ist für den Menschen das höchst Erreichbare und das mindest Sagbare für den Schriftsteller, der immer, wenn er die Schranke seiner Kunst verläßt, statt der Hera die Wolke umarmen wird. Das Wort gibt nimmer den farbigen Abglanz des Lebens wieder. Von dem Dinge der Welt gehört ihm nicht der schöne Schein, sondern das, was sich geistig bewegt, empfindet und handelt. Selbst ein stümperhafter Maler wird auch dem besten Schriftsteller in der Darstellung einer Landschaft überlegen sein, da ihm Linie, Luft und Perspective, Schatten, Licht und Localfarbe zu Gebote stehen, während der andere all dies sinnlich Wirkende nur als Vorstellung für das Erinnern geistig wieder erzeugen soll. Die literarische Composition odysseischer Landschaften ruft sofort die Werke Preller's ins Gedächtniß, und oft genug habe ich hier in Korfu an diesen herrlichen Künstler und den genialen Rottmann gedacht. Auf ihr Gebiet hinüberzutreten, hat auch Warsberg nie im Sinne gehabt; aber er besitzt so viel gärende und schäumende Dichterphantasie, daß er bisweilen doch die Grenze des Darstellbaren zu verlassen scheint. Im ganzen bestätige ich auch aus seinen schönen und geistreichen Büchern die Wahrnehmung, daß dem künstlerisch gebildeten Schriftsteller eine Landschaft am ehesten gelingt, die sich als Scene für eine historische Handlung darbietet, zumal wenn diese selbst in ihr noch eine monumentale Fortdauer hat. An dieses Princip habe auch ich, ein alter Wanderer an den Küsten des Mittelmeeres, mich bei meinen Versuchen zu halten gesucht.

Der Antiquar.

Novelle

von

Emil Taubert.

I.

Der Glutenschein der Abendsonne spiegelte sich in den Fenstern und Schauläden der ziemlich menschenleeren Hauptstraße; nach der lästigen Schwüle des Nachmittags regten sich, wie aus bangem Traum erwacht, die Blätter der Linden auf dem geräumigen, die Straße in ihrer Mitte unterbrechenden Platze; der laue Wind wuchs und hauchte, als hätte er Freude an dem zunehmenden Rauschen der Bäume; der nicht angekettete Flügel eines Fensters des altersgrauen Eckhauses am Platze klappte auf und zu, einem im Sonnenpurpur flimmernden Fächer gleich, mit welchem die schmalen Seitenpfeiler dem von ihnen getragenen, von Wetterrunzeln gefurchten, schläfrig und verdrossen herniederblickenden Stirngiebel willkommene Kühlung zuzuwehen schienen.

Der junge Doctor Martin Freimund schlenderte, den Strohhut in der Hand, des seine Locken verwirrenden Luftzuges froh, an den diesen Platz auf seiner rechten Seite begrenzenden Häusern entlang, als er plötzlich innehielt und mit neugierigen Blicken das Schaufenster eines Antiquars musterte, das dem obenerwähnten Eckhause angehörte. In einem, wie durch malerischen Zufall veranlaßten Durcheinander standen und lagen die Bücher des verschiedensten Formates, Folianten in abgegriffenen Einbänden und Miniaturausgaben in ziemlich verschossenem Gewand; an den Wänden des Schauladens Plakate und vergilbte Kupferstiche von mehr als zweifelhaftem Kunstwerthe; und über allen diesen Schätzen brüteten und flimmerten die Sonnenstäubchen, ein goldener Streusand der Vergessenheit auf längstverlöschten Schriftzeichen.

Martin setzte den Hut auf, dem Blenden zu wehren, und musterte, ein Bücherliebhaber aus Neigung und Beruf, die wunderbar gemischte Gesellschaft, in welcher alle Standesunterschiede aufgehoben schienen und neben den Uniformen mit vergoldetem Titelwappen ein in unscheinbare Blusen gehülltes, broschirtes Handlangerproletariat sich breit machte, als über den Folianten ein von blonden Ringellocken umrahmter Mädchenkopf erschien, dessen Augen einen Moment auf den Augen des jungen Mannes hafteten, der betroffen wie zum Gruße nach seinem Hute griff. Aller Glanz der scheidenden Sonne war entschwunden; nur die strahlenden, fast flammenden Augen der Jungfrau spähten und drangen in alle Winkel und Ecken

des Schaufensters mit einer alles verklärenden Leuchtkraft. Der Doctor lüftete den Hut, sah das liebliche Mädchen jäh erröthen und im nächsten Augenblicke den holden Zauber der unvermutheten Erscheinung gewaltsam abgeschnitten; denn unter dem Drucke der Hand der Zauberin sauste mit mistönigem Getöse die Rolljalousie hernieder, die das Fenster schloß, und gleich darauf ward die neben demselben befindliche Thür des Buchladens auf die gleiche Weise von der Außenwelt abgetrennt.

Verblüfft starrte der Doctor auf die hölzerne Scheidewand, ärgerlich über den Uebermuth des Mädchens, das ihm den neckischen Possen gespielt, und schritt darauf ein paarmal vor dem Hause auf und nieder. Er schien des Heimweges völlig vergessen zu haben; denn die Sonne war bereits hinter den Schornsteinen hinabgetaucht, als er, dem Eckhause gegenüber, noch auf der Ruhebank unter einer Linde des Rasenplatzes saß. Ueber ihm rauschte es in den Zweigen, und das Rauschen schläferte ihn ein; leerer und leerer ward der Platz; auch das letzte der spielenden Kinder war hinweggehuscht; da erhob er sich endlich, schritt über den Damm und trat in den Flur des Eckhauses, spähte über den Hof und gewahrte zur Linken desselben ein winziges Gärtchen, aus dessen, in einen Mauerwinkel gedrückter Laube er die melodische Stimme eines Mädchens vernahm, das durch Gebüsch seinen Blicken entzogen war, während er bei dem Schimmer der den kleinen Raum erhellenden Lampe den grauköpfigen, etwas verwachsenen Begleiter deutlich zu erkennen vermochte, dem die Schöne vorzulesen schien, und der, die unheimlich funkelnden Brillengläser auf die hohe, eckige Stirn geschoben, die dünnen Lippen leise und wie taktmäßig bewegte. Der Rhythmus von Versen schlug an das Ohr des Lauschers; zu seinem nicht geringen Befremden war es der Rhythmus lateinischer Verse, die tadellos vorgetragen wurden und die der Alte mit den tonlosen, schmalen Lippen unhörbar mitsprach. Bei genauerm Hinhorchen unterschied der Gelehrte einige Hexameter des Virgilius; die volle und doch weiche Stimme der Leserin athmete einen Wohllaut, dessen Zauber durch die fremden, in einem Frauenmunde so seltenen Laute in eigenthümlich reizvoller Weise nur gesteigert wurde. Es war die Stelle aus dem Anfange des vierten Buches der Aeneide, wo Dido ihrer Schwester Anna die in ihr auflodernde Liebe zu dem heldenhaften Trojaner verräth. Märchenhaft erschien dem Fremden die belauschte Scene: der kleine Gartenfleck mit den wenigen, wohlgepflegten Beeten vor der Laube inmitten der hochragenden, steilen Mauern, über denen die berußten Schornsteine sich schwarz von dem leichtbewölkten Abendhimmel abhoben; die gnomenhafte Gestalt des Alten, dessen zusammengekauerter Schatten in dem Zitterlichte der vom Winde aufgestörten Flamme an der hölzernen Rückwand des Gartenhäuschens auf- und niederhuschte; die Klänge der Hexameter, die, bei der Unsichtbarkeit der Sprecherin, wie aus einer fremden Welt herüberzutönen schienen; der Duft der Rosen auf dem Beete, der, von den Klangwellen der antiken Verse geschaukelt, die Sinne des Lauschenden umschmeichelte.

Indessen hatte sich der Himmel mehr und mehr bezogen; heftiger rauschte der Wind, und vereinzelte Tropfen fielen. Martin hörte das Zuklappen eines Buches, drückte sich tiefer in die Schatten des Flurs hinein und sah, wie der buckelige Alte, den Virgilius mit beiden Händen an die Brust gedrückt, aus der Laube trat,

während die Leserin ihm nachleuchtete, die Lampe mit der Hand schützend, sodaß der volle Strahl derselben auf ihr ausdrucksvolles, vom Nachhall der Verse hold erregtes Antlitz fiel. Das waren dieselben Ringellocken, die er vordem im Schaufenster belauscht. Da glitt der Blick des Mädchens auf die Gestalt des Lauschers am Hofthor; Martin hörte einen leisen Aufschrei, sah, wie die Lampe in der Zugluft erlosch, vernahm die Stimme des besorgt fragenden Alten und, während er sich zur Flucht wandte, das Knirschen der Stiefelchen der Schönen auf den steinernen Stiegen der zum hintern Eingange des Bücherlagers emporführenden Treppe.

Gleich darauf stand er auf der Straße und schöpfte einen Augenblick Athem. Der Fensterflügel über ihm klappte im Gewitterwinde heftig auf und zu, die verrosteten Angeln ächzten, und der nächtliche Späher, des strömenden Regens nicht achtend, eilte in seltsamer Erregung seiner Behausung zu.

Er schüttelte sich die Tropfen von Hut und Ueberrock, als er die Thür seiner in der Nähe der Universität der Stadt belegenen Wohnung erreicht hatte. Der verschlafene Diener eilte auf wiederholtes Rufen herbei und zündete ein Licht an. Sie schritten durch zwei Zimmer, in denen Bücherkisten und unausgepackte Koffer, trübselig genug, von der Hast einer langen, vor kurzem erst beendeten Reise erzählten. Im Wohn- und Studirzimmer des Doctors dagegen herrschte bereits Ordnung und Behaglichkeit; aber unruhevoll durchmaß er das Gemach und überdachte die Erlebnisse der zuletzt verflossenen, mühevollen Jahre.

Martin war der Sohn eines berühmten Porträtmalers. Seine Mutter hatte er in früher Jugend verloren, aber auch den nach der Gattin Tode auf langen Reisen begriffenen und meist in der Fremde lebenden Vater hatte er während seiner Schulzeit nur nach längern Zwischenräumen und auch dann stets nur auf kurze Wochen gesehen. Aufgewachsen und erzogen im Hause eines hochachtbaren Gymnasialprofessors seiner Geburtsstadt, hatte er eine glühende Vorliebe für die Studien des classischen Alterthums gewonnen und war eben im Begriff, im Beginn seines achtzehnten Lebensjahres die Universität zu beziehen, als der Maler nach mehrjähriger Abwesenheit zurückkehrte, in seiner Vaterstadt sich niederließ und den jungen Studenten zu sich nahm. Zwei volle Jahre hausten sie nun zusammen, während Martin seinen wissenschaftlichen Arbeiten oblag und der Künstler durch treffliche Bilder neuen Ruhm einerntete; aber in den Jahren, wo gereiftere Söhne die Freunde ihrer Väter zu werden pflegen, zeigte der Maler eine seltsame Verschlossenheit und Kälte, und vergebens mühte sich der unter dem Druck dieser Entfremdung leidende Student, durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Theilnahme an allen künstlerischen Interessen des Meisters das Vertrauen desselben zu erringen; vergebens sehnte er sich, aus seinem Munde die immer inniger erhofften Schilderungen und Aufschlüsse über seine Mutter, deren er sich kaum zu erinnern vermochte, zu empfangen; vergebens strebte er, einen Blick in die so geheimnißvoll verschlossene Gedankenwerkstatt seines Vaters zu thun, wie er ihn immer mehr und mehr in die Technik und Kunstübung seiner bildnerischen Werkstatt thun durfte. Stundenlang saß er, mit einem Buche beschäftigt, neben der Staffelei des schweigsamen Malers im Atelier; traurig blickte er oft über die ihm vor den Blicken

zerrinnenden Zeilen seines Folianten hinweg nach dem Vater, in dessen Zügen ein Gram sich eingenistet hatte, für den er keine Erklärung wußte, eine stille, der Welt abgekehrte Resignation, die offenbar nur durch die unablässigste Thätigkeit erzwungen war und bewahrt blieb. Eine seltsame, fast ehrfürchtige Scheu hielt den Jüngling ab, dem Meister durch aufdringliches Forschen und Fragen ein Geheimniß abzuringen, dessen Mittheilung aus freiwilliger Gewährung ihn beglückt und zu dem theilnahmvollsten Mitträger des väterlichen Leides gemacht haben würde. Der Gram war ihm Sohn und Freund, nicht er: so empfand der junge Gelehrte immer schmerzlicher. Mit seinem Gram allein schien der schweigsame Meister sich zu unterhalten und diesen Vertrauten allein an sein vereinsamtes Herz zu schließen. So räthselhaft war sein Wesen, so räthselhaft die Aengstlichkeit, mit der er ein neben dem Atelier befindliches Cabinet hütete, welches ein paar Bilder bewahrte, deren Anblick er vor jedem Fremden, Freunde, und ebenso peinlich vor dem Sohne verschloß. In stiller Nachtstunde aber stieg der Vater in sein geheimstes Museum, sich scheu verriegelnd, und verweilte dort in stummer Andacht bei hellem Kerzenschein. Der Sohn hatte kein Recht, zu fordern, und seine zaghaften Bitten blieben unerhört.

Nach Ablauf jener zwei Jahre erfaßte plötzlich den Maler die alte Wanderlust. Er beschloß seinen bleibenden Aufenthalt in Rom zu nehmen, wohin er schon mehrfach gereist war und wo er Monate hindurch geweilt hatte, um von hier aus gelegentlich nach Osten und Westen Ausflüge zu machen. Martin, der von einer neuen langen Trennung eine noch gesteigerte, vielleicht unüberwindliche Entfremdung zwischen dem Vater und sich befürchtete, erbot sich sofort, den trotz seiner Kälte heißgeliebten Mann zu begleiten; aber er wurde mit dem Bemerken abgewiesen, daß er erst seine Studien vollenden müsse, dann aber zur Weiterführung und Vertiefung derselben nach Italien nachkommen solle. Der Meister packte sein künstlerisches Hausgeräth und Mobiliar ein, die ganze Ausstattung seines Ateliers, die in erlesenster Harmonie in Tischen, Stühlen, Figuren, Statuetten, Consolen und Vasen die edelsten Formen der Renaissance vereinigte, eine Sammlung, die er Jahre hindurch auf seinen Reisen mit unermüdlicher Ausdauer zusammengekauft; er verpackte, allein und ohne Zeugen, die geheimnißvollen Bilder des Cabinets und wanderte mit seinen Schätzen und Skizzen nach dem Süden.

Der Sohn, welcher in den von seinem Vater vordem bewohnten Zimmern zurückblieb, wendete den rastlosesten Fleiß auf, nach dem Willen des Malers so schnell als möglich den Abschluß seiner Universitätsstudien zu erreichen. Jetzt, wo er den Vater entbehren mußte, glaubte er ihn erst recht zu lieben; er fühlte sich vereinsamter denn je, da auch kurz zuvor der Professor, sein Erzieher, die Augen für immer geschlossen hatte; eine Liebebedürftigkeit ergriff ihn, wie er sie nie gekannt; der Vater war ihm allgegenwärtig in den Hörsälen und im nächtlichen Gemach, wenn ihn am Schreibtische bis zur Uebermüdung seine classischen Studien fesselten; ihn von dem Druck zu befreien, der so sichtbar auf ihm lastete, in die Rechte seines Grames, den er an Kindesstatt angenommen zu haben schien, mit vollem Herzen einzutreten: das war das höhere Ziel, das ihn das Ziel seiner Arbeit wie im Fluge gewinnen ließ. Nach kaum anderthalbjähriger Frist hatte er den Doctorgrad erworben, und seine verdienstvolle Arbeit hatte die Anerkennung seiner Lehrer

gefunden. Schon war die briefliche Kunde des freudigen Ereignisses nach Rom geeilt, schon war er im Begriff, sich zur ersehnten Reise zu rüsten, als ihn eine Depesche des italienischen Wirthes seines Vaters durch die Nachricht aufschreckte, er möge sofort, ohne jeden Aufschub, an das Sterbebette des jäh und schwer erkrankten Meisters fliegen.

Nach drei Tagen stand der Tieferregte in dem Vorflur der väterlichen Wohnung zu Rom.

Welches Wiedersehen! Wie traurig und wie schön zugleich, wie unerwartet und doch über alle Erwartung! Der Vater, im Fieberschauer fröstelnd, in einen weiten Schlafpelz gehüllt, richtete sich bei dem Eintritte des Sohnes auf seinem im Atelier aufgeschlagenen Lager mühsam empor und streckte ihm die welke Hand entgegen. Martin kniete vor ihm nieder, von dem bleichen, verstörten Aussehen des Leidenden erschüttert, und doch erfreut, ihn bei voller Besinnung zu finden. Zärtlich küßte er ihm Hand und Mund, stand auf und schob ihm auf sein Verlangen die Kissen in den Rücken, sodaß er in sitzender Stellung verharrte.

Da schien auf einmal der Strom der lange zurückgedämmten Liebe des Meisters rückhaltslos durchzubrechen; mit beiden Händen faßte er das Haupt des Sohnes, koste und streichelte es und sprach in abgerissenen, vom Ringen nach Athem zerpflückten Sätzen: „Du braver Sohn, mein Stolz im Sterben! Wie hast du gearbeitet, dir meine Nähe, meine Liebe erarbeitet! Wie du blaß bist und reisemüde! Dein Vater — auch reisemüde — legt den Pinsel aus der Hand, und die Palette fällt und bricht in Scherben.“

Martin konnte vor Thränen nichts erwidern. Ihm war, als fühlte er sich zum ersten mal recht als ein Kind, als müßte ihn der Vater aufheben und auf den gebrechlichen Knien schaukeln. In diesem Augenblick der Fülle der Liebesspenden war jedes Gefühl der jahrelangen Entbehrung seiner Knaben- und Jünglingszeit aufgezehrt. Er war selig und traurig zugleich und lauschte ängstlich den Athemzügen des schweigenden Vaters, dessen späte Liebe ihm wie eine am Rande des Grabes erblühte Rose entgegenduftete. Dann sprach er ihm eifrig zu, die Hände um seinen Nacken legend, wie er sich noch lange, lange seiner Nähe und Freundschaft zu freuen hoffe.

Aber der Maler fuhr, schwermüthig den Kopf schüttelnd, nach einer langen Pause fort, in welcher er die Hand angstvoll auf sein Herz gepreßt gehalten hatte. „Sieh dort“, und er deutete mit zitterndem Finger auf ein Frauenbildniß, das über dem Lager ihm zu Häupten hing, und dessen noch feuchtglänzende Farben verriethen, daß der Kranke es erst vor kürzester Frist vollendet haben konnte.

„Sieh dort! Das Bildniß hat mir das Leben gekostet; es ist mein letztes Geschenk für dich, das Bild — deiner Mutter!“

Martin schaute hinauf und faltete unwillkürlich die Hände, sich immer mehr in die unschuldige Weihe eines reinen Kindes hineinfühlend. Nie hatte er, befremdend genug, ein Bild der verklärten Mutter gesehen in des Vaters Werkstatt, nie den wortkargen Mann darum zu fragen gewagt, und er war nun ganz überwältigt von der Hoheit und Milde der schönen Züge, die eine stille Wehmuth zu durchzittern schien.

„Sie war nicht glücklich, die edle Frau", begann der Maler unter sichtlicher Anstrengung von neuem, „unglücklich durch mich. Ich habe deine Mutter gehaßt, mein Sohn; der Gram um mich war die Ursache ihres frühen Todes. Im Anfang, o wie liebte ich sie, aber dann riß mich der Dämon fort zu Grimm und Bitterkeit! Ich hatte sie gemalt, das Bild war trefflich; aber weil es ganz sie war, weil es mit täuschender Wahrheit ihr Antlitz spiegelte, vermochte ich es nicht länger in meiner Werkstatt zu ertragen. Der Pinsel zitterte mir in der Hand, wenn die sanft bittenden Augen mit leisem Vorwurf mich verfolgten, wie ich auch die Staffelei rücken mochte. In jener dunkeln Zeit meines Lebens" — Martin ergriff die zuckende Hand des Vaters und behielt sie fortan in der seinigen — „übermannte mich eines Tages der Haß, der eigensinnige Gefährte meiner Schuld. Ich schleuderte die Palette fort, sprang auf, packte ein Messer und führte einen Stoß auf das Bild, das ein von den Augen bis auf die Brust reichender, klaffender Riß entstellte. In diesem Augenblicke war deine Mutter, geräuschlos, leise wie immer, in das Atelier getreten, sah, was ich anrichtete, stieß einen erschütternden Schrei aus und sank zu Boden, von lange andauernder Ohnmacht befangen. Sie sollte sich nicht wieder erholen; nach vier Wochen bestattete ich sie zur Erde."

Die Stimme versagte ihm, und er sah dem Sohn, ängstlich forschend, ins Gesicht, in welchem der Ausdruck mitleidender Liebe schnell das Aufflammen des Zorns und des Schreckens, welche die Erzählung ihm erregt hatte, siegreich hinwegdrängte.

„Ja, du bist gut und brav", lallte der Kranke. „Du verzeihst, wo mein Gewissen mich verurtheilt. Ich habe dich vernachlässigt, dir wenig Liebe gezeigt; und doch ist es deine Liebe, die, eine versöhnende Beichtigerin, an meinem Lager sitzt, und deren demüthigendste Strafe — ein schmerzliches Vergeben ist."

Er erwiderte matt den Druck der Sohneshand und fuhr nach kurzem Stillschweigen fort: „Du wirst nun begreifen, wie mich nach dem jähen Hinscheiden der Unglücklichen die Unruhe faßte, wie ich dich fremden Händen überließ und ein Wanderleben begann, das mich rastlos von Land zu Land trieb und meine Sinne zerstreute, ohne mein Gemüth zu heilen. Ich wollte mir selbst entfliehen und fand doch mich selbst wieder an jeder Küste des Morgen- und Abendlandes. Endlich, nach langem Ringen und unausgesetzter Thätigkeit, glaubte ich, meiner Herr geworden zu sein, flüchtete zu dir und machte mich seßhaft und schuf, in jenem zweijährigen Zusammenleben mit dir, meine besten und reifsten Arbeiten. Auch ich sollte endlich erkennen, wie in Noth, Zweifel und innerer Gefahr auf unserer Lebensreise die sicherste und zuverlässigste Herberge die stille Einkehr bei uns selbst ist. Aber jener mühsam erkämpfte Friede war nur ein Waffenstillstand gewesen, den das streitbare Gewissen mir gewährt hatte; bald packte mich das alte Leid, der alte Wandertrieb; bald zog und zwang mich, als ich das letzte mal von dir schied, eine quälerische Sehnsucht, wie so oft, nach Rom, dem Schauplatz meiner Schuld und nur zu flüchtigen Seligkeit. Ich lebte einsam hier und abgeschlossen. Da ergriff mich, vor kurzen Wochen, während die fieberbrütende Sommerglut über Rom verzehrend lastete, die heimtückische Krankheit. Ich wußte, es war der Tod, der um Einlaß pochte. Mit unbezwinglicher Gewalt drang die Vergangenheit auf mich ein; immer und immer wieder sah ich deine Mutter zusammenbrechen, als ich den

Stoß nach ihrem Bilde führte, das ich nach seiner Verstümmelung bald völlig der Vernichtung preisgegeben hatte. Und nun, während das Fieber schon in mir lohte, kettete ich mich an die Staffelei; es schien mir wie eine Sühne für alle Verirrung, das Porträt der Verklärten zu malen mit der letzten Kraft meines Schaffens; ich hatte dir die Mutter genommen, ich mußte sie dir wiedergeben, wenn auch nur im Bilde, als einen Talisman für deine Zukunft. Ich ging ungesäumt ans Werk; ich erschloß mit unglaublicher Anstrengung alle halbversiegten Brunnen der Erinnerung, ohne daß ein lebendiger Strom aus der Tiefe hervorquellen wollte; ich marterte mich ab und verzehrte mich in heißer Ungeduld; immer erschien mir unzulänglich, fremd und unwahr, was ich der Leinwand und dem Pinsel abgerungen. Das war deine Mutter nicht, wie ich auch grübelte und mein Gedächtniß folterte, die unverfälschten, eigensinnig mir vorenthaltenen Umrisse herauszugeben; denn immer drängten sich mir gewaltsam die Züge einer andern auf, wie sie einst im Leben die Züge jener verdrängt hatten; die Linien verschoben sich, die Gestalten flossen ineinander; wie ich auch die Farben mischte, es blieb vergeblich; die verführerischen Umrisse der andern schauten mir aus dem Rahmen des Bildes entgegen. Das Fieber wuchs inzwischen und warf mich aufs Lager. Der Arzt untersagte jedes Arbeiten, und Wärter wurden mir gesetzt, die mich gewaltsam niederhielten, so oft ich Miene machte, die aus dem Zimmer entfernte Staffelei zurückzuschleppen. Da griff ich zur Verstellung und schien fügsam und willig wie ein Kind; die Wärter wurden entlassen, und mein freundlicher, gefälliger Wirth, der ihren Platz einzunehmen sich erboten hatte, gab der Bitte eines Sterbenden nach und ließ Staffelei und Bild vor mein Lager bringen. Es ward klarer und klarer in mir in den langen, schlummerlosen Nächten. Oft war es mir, als schritte deine Mutter leise durchs Gemach, und meine Augen folgten ihr und sogen ihren Umriß fest in sich hinein. Und in der Frühe, wann die Morgensonne einen Heiligenschein um das Haupt auf dem Bilde flocht, wie hing ich mit ängstlicher Spannung an den Augen des überwachten alten Mannes, der mir zu Häupten saß! Und wenn ihm der graue Kopf vor Uebermüdung auf die Brust gesunken war, wenn ich den ruhigen Gleichtakt seines Athmens spürte, schlüpfte ich vom Lager und arbeitete, in meinen Schlafpelz gehüllt, an dem immer ähnlicher sich herausgestaltenden Antlitz deiner Mutter. Oftmals gelang es; dann erwachte er zu früh, sah mit Entsetzen den gespenstigen Maler an der Staffelei und verbarg mir die Pinsel. Aber jüngst in der hellen Mondnacht, als er wider Willen eingeschlummert, stand ich auf, schlug die Vorhänge zurück, daß der silberne Lichtstrom voll hereinflutete, und mischte mit den Fingern die Farben auf der Palette. Der Alte hinter mir sprach leise im Traume und verrieth im mitternächtigen Selbstgespräch, daß er die Pinsel auf dem Ofengesims in der römischen Vase verborgen habe. Lautlos setzte ich mich, auf den Zehen schleichend, in den Besitz des geliebten Raubes. Nur ein Zug fehlte noch, ein einziger kleiner und doch so wichtiger Zug, und das scharf modellirte Antlitz der Todten mußte das vollste Leben gewinnen. Und athemlos schuf ich diesen einzigen Zug in der feierlichen Stille. Das war die Mutter, ganz und gar, in ihrer unverfälschten Eigenart, wie sie mir jetzt aus dem Rahmen ins Auge blickte! Von draußen schlich sich, weich und lieblich, der Hall einer Guitarre

an mein Ohr, die ein Verliebter in der Mondnacht spielen mochte. Da träumte ich, es ächzten die Angeln der Thür meiner Werkstatt; ich träumte, daß in weißem, langwallendem Gewande deine Mutter langsam hereinschritt, sich neben mich vor die Staffelei stellte und mit wehmüthigem Ernste ihr Bildniß betrachtete; ich träumte, daß sie mir die Hand auf die Schulter lege und mich mit ganz mir zugewandtem Antlitz eine Weile ansehe und dann zweimal mit dem Haupte nicke, als wollte sie ihren Beifall zu erkennen geben. So träumte ich ohne Schreck noch Grauen; mir war, als wollte sie mich abrufen, und ich war bereit, still und ruhig und demüthig, ihr zu folgen. Kein Vorwurf lag in ihrem Ausdruck, nur sanfte, süße Trauer.

„Und immer lebendiger, immer täuschender ward der Traum. Sie schritt voran, der Thür zu, und mit ausgebreiteten Armen, gehoben und gezogen, strebte ich ihr nach. Da ringelte sich der letzte Saum ihres weißen Schleppgewandes durch die Pforte, als ich mich plötzlich von hinten mit kräftigem Arm umspannt und auf mein Lager zurückgerissen fühlte. Der erwachte Alte schaute mit verstörten Blicken bald auf das vollendete, wunderbar leuchtende Bild und die nassen Pinsel, bald auf mich, der ich, kraftlos zusammengebrochen, ohne ein Wort hervorbringen zu können, auf den Kissen lag. Ich sollte mich nicht wieder erheben; das Bild hatte meine letzte Willensstärke gefordert, und die hohläugige Fiebergöttin saß die Tage her an meinem Lager. Aber ich bin ruhig geworden unter dem Zauber des Bildes deiner Mutter. Sieh, wie sie auf uns niederblickt, Martin, mein Sohn! Sie vergibt mir, wie du vergeben. Der Frevel an ihrem Bildniß ist gesühnt."

Er hatte das alles mit außerordentlicher Hast und mit athemlosem Flüstertone gehaucht mehr als gesprochen und lag nun mit geschlossenen Augen da, bleich und starr, und bald schien ein wohlthätiger Schlaf ihn zu umfangen.

Martin beugte sich über den Vater und küßte ihm die Stirn; dann blickte er still vor sich nieder und wiederholte sich, was er vernommen. Eine wunderbare Rührung übermannte ihn, als er nun seine Augen lange und eindringlich auf das schöne Bild der Mutter gerichtet hielt. Die Kunst des Vaters hatte dem nun bald Verwaisten die Mutter wiedergegeben; um ihretwillen, der er abtrünnig geworden war, hatte er auch *ihn* von sich entfernt; und wie er sich mit der Todten ausgesöhnt, so hatte er auch den Ueberlebenden noch vor dem Scheiden an sein Herz geschlossen.

Es war ihm, als bewege das Bild die Lippen, um über ihn den Segen der Mutter auszusprechen.

„Martin, mein Sohn", so hörte er deutlich eine weiche, leise Stimme. Es war der Vater, der im Traume mit seinem Kinde redete.

Nun musterte er das Zimmer, alle die wohlbekannten Gegenstände des väterlichen Ateliers, die Erzeugnisse der Renaissance.

Und inmitten dieser Zeichen einer Wiedergeburt der Kunst hatte er in dieser Stunde eine heilige Wiedergeburt der Liebe erlebt, der Liebe des Vaters, der weihevollen Nähe der Mutter, des eigenen Herzens, das mit sehnsüchtigem Schlage der Verblichenen gedachte und sich gelobte, ihr anzuhangen und ihrer Reinheit sich würdig zu erweisen, und dessen heftiges Pochen den Sohn gemahnte, wie nur zu

bald, immer leiser und leiser, das Herz des Vaters an seiner Seite ersterben sollte. Im Abendsonnenschein, der durch die halbverhängten, mächtigen Fenster des Ateliers sich warm ergoß, schienen ihm die künstlerischen Zierathen der Werkstatt gleich einer schweigenden Trauerversammlung, die um ihren Leiter und Ordner klagt. Die marmorne Eule auf dem Schreibtische des Vaters regte die schweren Flügel, das durch die Luft zitternde, stille Leid mit den Schwingen zu erfassen und stumm über dem erfaßten Grame zu brüten; die Statuetten blickten so ernst, von der Abendglut mit seltsamem Schimmer verklärt; die Vasen wurden zu Aschenkrügen, auf deren Rändern der Staub sich sonnte; und eine Marmorgestalt des Hermes, des Todtenführers, stieg von ihrem Piedestal und trat an das Lager des Künstlers und deutete mit dem Heroldstabe und faßte mit traurig gesenktem Haupte die Hand des Meisters, ihr auf immer den Pinsel zu entwinden.

Aber der Schlummer des Malers wurde unruhiger. Perlende Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, die der Sohn behutsam trocknete. Abgerissene Worte und Ausrufe, von schmerzlichem Stöhnen unterbrochen, gaben nur zu deutlich Kunde, wie der Meister seine Beichte noch nicht vollendet, und wie der noch arbeitende Geist gewaltsam rang, sich von den Fesseln des Schlummers, der ein ewiger zu werden drohte, zu befreien. Eine Stunde mochte verstrichen sein, als der Kranke mit den Fingern krampfhaft nach der Lagerdecke faßte, als wenn er sich an derselben emporzurichten strebte. Dann schlug er die Augen auf, blickte verstört umher und erkannte allmählich den Sohn, der seine Hand ergriffen hatte und liebevolle Worte zu ihm sprach.

„Ich bin noch nicht am Ende, Martin", sagte er mit Mühe. „Du mußt alles erfahren. Die Bilder, die Bilder", setzte er ungeduldig hinzu und wies mit der Hand nach einer kleinen Tapetenthür des Ateliers, die zu einem Seitencabinet führte. Martin öffnete dieselbe und blickte in das Gemach, an dessen Rückwand er drei Bildnisse, die offenbar eine und dieselbe Frau von wunderbarer Schönheit darstellten, nebeneinander gewahrte.

Ein feingeschnittener Kopf, von blonden Locken umrahmt, auf einer stolzen, nur halb verschleierten Büste prangend, von unendlicher Anmuth des Ausdrucks, schaute den Ueberraschten mit einem bezaubernden Lächeln an. Die beiden, ihm zur Seite hängenden Bildnisse zeigten dasselbe Wesen im Profil.

Martin warf einen nur flüchtigen Blick auf diese Kleinode malerischer Kunst und wendete sich hastig zurück, von dem qualvollen Seufzen des Vaters betroffen. „Das Bild, das Bild", keuchte der Meister von neuem, und versuchte sich aufzurichten. Der Sohn nahm das mittlere Porträt vom Nagel, rückte schnell eine Staffelei an das Lager des Sterbenden und stellte das Kunstwerk darauf. Der Kranke verschlang es mit weit aufgerissenem Auge, aus welchem das letzte Wetterleuchten einer verstürmten Gewitterglut unseliger Leidenschaft emporflammte.

„Lange hielt ich's verborgen, hütete es mit abgöttischer Verehrung. Im Tode erst offenbar' ich's dir. Ich hielt dich fern von mir; du solltest kein Maler werden, mein Beispiel sollte dich nicht locken; du solltest nicht die verführerische, die dämonische Gewalt der Frauenschönheit kennen lernen, wie sie das Künstlerauge sucht, das sie nachbildet, um sich in ungestillter Sehnsucht nach dem Urbilde

zu verzehren; du solltest nicht unglücklich werden, gleich mir. Ich fürchtete mein heißes Blut in deinen Adern — gottlob, es gelang! In deinen Fingern zuckte nicht die Wollust des Bildens — du bliebest still und rein — nicht des Vaters wilde Glut, aus deinem Wesen strahlte die milde, lautere und keusche Flamme des Geistes deiner Mutter."

Bei diesem Worte blickten Vater und Sohn unwillkürlich zu dem Bilde der Verklärten empor. In beiden schien dieselbe Empfindung sich zu regen, als ob die Augen der Mutter mit zürnendem, strafendem Ernste auf den gleisnerischen Liebreiz der Züge der Nebenbuhlerin herniederschauten.

„Fort, fort", murmelte der Maler und streckte die Hände abwehrend gegen das Porträt auf der Staffelei. Martin nahm dasselbe und trug es in das Nebengemach, ihm seinen alten Platz anweisend. Dann stürzte er an das Bett des Meisters, der die Hand auf das Herz gepreßt hielt und nach Athem rang. Die Schatten des Todes flogen über sein bleiches Angesicht, während der Sohn sein Ohr an die väterlichen Lippen neigte, mit qualvoller Spannung die letzte Beichte, die Lösung eines Geheimnisses zu erlauschen, das die Brust des Mannes in der Stunde des Scheidens so sichtlich belastete.

„Diese Frau auf dem Bilde ist" — begann er tonlos; aber die Kraft versagte, und er schloß die Augen, bewußtlos stöhnend. Martin rief ihn an mit den herzlichsten Schmeichellauten, und noch einmal, als seine warmen Thränen auf das Antlitz des Vaters niedertropften, starrte ihn der letztere mit unstetem Blicke an und hauchte kaum hörbar:

„Suche das Kind, das sie mir gebar. Du bist reich, Martin! Mache an dem Kinde gut, was ich an seiner Mutter —"

Der Laut brach ab; der Sterbende schnellte einen Augenblick empor und sank zurück. Noch geraume Weile hing des Sohnes Ohr an der Lippe des Vaters; aber nicht der leiseste Hauch derselben streifte seine glühende Wange, und sein auf die Stirn des Todten herabhängendes Lockenhaar zitterte, nicht von dem Athem des Regungslosen leise bewegt, sondern unter der Gewalt der schmerzlichsten Empfindung, die den kräftigen Körper des Mannes erbeben machte. Ein Herzschlag hatte den Vielgereisten zur letzten, traurigen Pilgerfahrt abgerufen.

Martin schloß endlich die Augen des Geliebten; sein Kopf sank auf den Rand des Sterbelagers, und er weinte lange, lange vor sich hin.

Die letzte Glut der Abendsonne flammte purpurn auf den Scheiben des Ateliers, als er sich aufrichtete. Aus dem offenen Nebengemach, von dem rothen Strahl getroffen, blickte das Haupt der schönen Frau mit seinem bezaubernden Lächeln auf die stillen, beruhigten Züge des Entschlafenen. O, wie dieses Lächeln den Sohn empörte! Wie schienen ihm die Augen der Mutter auf dem Bilde über der Lagerstatt mit leidvollem Unmuth hin- und wiederzuirren von dem starren Gatten zu der holdseligen Verführerin! Wollte diese ihr angemaßtes Anrecht noch auf den Todten geltend machen?

Der Sohn erhob sich und schloß die Thür ab, um mit den Aeltern allein zu sein. Nun erst gewann das Bild der Mutter die vorige, ernste Weihe zurück; nun erst gab es dem Verwaisten den ersehnten Trost und durchdrang ihn mit

erquickendem Segen, und er kam sich vor wie ein frommes Kind, das mit gefalteten Händen zu den Füßen der treuen Pflegerin niedersitzt und ihr die kleinen, großen Leiden vertraut, welche die jugendliche Seele quälen. Nichts sollte sein Fühlen und Denken beherbergen, was der lautern Reinheit und Hoheit der Züge dieses Antlitzes unwürdig gewesen wäre!

Er blickte im Gemach umher. Welche Stille in dem Zwielicht der hereinbrechenden Dämmerung! Nur das Pendel der Wanduhr in dem kunstvoll geschnitzten Gehäuse wanderte hin und wieder, so gedämpft und leise, wie der ersterbende Widerhall des erstorbenen Herzschlages des stillen Schläfers; die marmorne Eule regte die Flügel nicht mehr und brütete traurig über ihrem Gram; der ernste Hermes stand mit dem ausdrucksvoll geneigten Haupte unbeweglich auf seinem Piedestal, als zögere er, von Mitleid gebannt, seines düstern Amtes zu warten.

Nach drei Tagen bestattete Martin den Vater auf dem Friedhofe der Protestanten zu Rom, jener weihevollen Ruhestätte, welche die Pyramide des Cestius schützt und bewacht, und welcher die düstern Cypressen ein traurig erhabenes Gepräge leihen. Er und des Vaters Wirth folgten allein dem Sarge.

Fast noch ein volles Jahr weilte der junge Gelehrte in Rom. Ein zwiefacher Beweggrund hielt ihn zurück. Der Vater war gestorben, ohne ihm jenes Geheimniß, das ihn in der letzten Stunde beschäftigte, ganz erschlossen zu haben. Nicht einmal ein Name war ihm genannt worden. So mühte er sich, des väterlichen Wunsches eingedenk, der ihn für das Kind jener räthselvollen Frau Sorge tragen hieß, eingehende Ermittelungen anzustellen; aber in nur ganz verschwommenen, undeutlichen Umrissen zeigten ihm seine eifrigen Nachforschungen die Vergangenheit seines Vaters in Rom; nur so viel konnte er herausbringen, daß vor langen, langen Jahren der Meister mit einer schönen deutschen Frau am Tiber erschienen sei, daß sie hier, einsam und abgeschlossen, gelebt, und daß ihm die Geliebte ein Kindlein geboren habe. Das Schicksal der Mutter blieb unaufgehellt; eine Kunde jedoch trat mit ziemlicher Bestimmtheit auf, daß eines Tages ein Fremder gekommen sei, der das Kindlein an sich genommen und nach Deutschland gebracht habe. Martin schüttelte den Kopf und gab endlich die Hoffnung auf, das Dunkel dieses Verhältnisses, wenigstens auf dem Boden Italiens, zu erhellen.

Neben diesen Nachforschungen widmete er sich — und die reiche Hinterlassenschaft des Vaters gab ihm die ausgiebigsten Mittel dazu — seinen philologischen Studien. Die anhaltende Thätigkeit half ihm über das schmerzliche Gefühl seiner völligen Vereinsamung hinweg; er verglich Handschriften auf den Bibliotheken und sammelte ein umfangreiches Material zu einer wissenschaftlichen Arbeit, auf Grund welcher er sich in der norddeutschen Universitätsstadt, in der wir ihn am Beginn unserer Erzählung getroffen haben, als Privatdocent niederzulassen gedachte. Als die mit der Gründlichkeit eines echten Philologen fortgesetzte Forschung einem vorläufigen Abschlusse zugeführt worden war, packte Martin die vielgereiste, kunstvolle Habe seines Vaters und sandte Kisten, Koffer und Hausgeräth an einen Studienfreund in der bezeichneten Universitätsstadt, der ihm eine geräumige Wohnung besorgte und die Schätze des Gelehrten dort unterbrachte.

Nachdem Martin noch ein paar Wochen die Gefilde Italiens durchstreift, war

er vor etwa acht Tagen in seine neue Heimat eingerückt und hatte begonnen, das ihn umgebende Chaos von Büchern und Kunstsachen zu lichten und zu ordnen.

Dies waren die Erinnerungen, die ihn bestürmten, als er, dem Regen entronnen, in dem stillen Gemache auf- und niederschritt. Ueber dem Schreibtische seines Vaters hing bereits das Bild der Mutter, dessen Anblick das Andenken an die Sterbestunde des Malers mit voller Gewalt soeben in ihm erneuert hatte. Aber in jene düstern Nebel der Vergangenheit fiel, immer wärmer und goldiger, ein leuchtender Sonnenstrahl der Gegenwart hinein; die blonden Ringellocken des Mädchens, das er belauscht, tanzten ihm vor seinen Sinnen hin und her wie Sonnenlichter, die auf dem Waldboden spielen und mit dem Schwanken der Zweige wechseln; der Klang der lateinischen Hexameter hallte ihm im Ohr nach, und er sprach die von den Lippen der Schönen erlauschten Verse seines geliebten Virgil halblaut, wie im Traume, vor sich hin.

Nun fiel sein Auge auf die Marmoreule, die auf dem Simse des Schreibtisches nistete und sich mit feierlichem Ernste anzuschicken schien, mit ihrer rechten Kralle ein Blatt des aufgeschlagenen, steinernen Buches umzuwenden, aus dem sie ihre Weisheit schöpfte. Und er mußte der Göttin gedenken, der dieser Vogel heilig, der blauäugigen Pallas Athene; und die blauen Augen des Mädchens, voll träumerischen Ernstes und sinnender Klugheit, schienen ihm der Göttin würdig zu sein, der er sein Leben im Dienste der Wissenschaft geweiht, und seine Phantasie errichtete neben der Statue des Hermes, welche er in der Fensternische neben dem Schreibtische hatte aufstellen lassen, einen Sockel, und er hob die hohe Gestalt der Tochter des Zeus auf das Piedestal und freute sich der unergründlichen Augen der jungfräulichen Olympierin, die des Mädchens Züge trug, und die Eule hob ihre Flügel und schlug sie aneinander wie im trunkenen Beifallklatschen, mit welchem sie die aus dem Haupte des Träumers entsprossene Gottheit begrüßte. So mischte der Gelehrte Irdisches und Himmlisches in selbstvergessenem Sinnen; endlich warf er sich, halb ausgekleidet, auf sein Lager; aber Hermes schwang seinen Zauberstab nicht und sandte ihm keinen sanften, erlösenden Traum, die Unruhe seiner Seele zu beschwichtigen. Immer sah er die Augen des wunderbaren Mädchens auf sich gerichtet, als wollten sie ihm bis auf den Grund seines Innern spähen; und die Züge des Mädchens quälten und beunruhigten ihn mehr und mehr; immer deutlicher ward er sich bewußt, daß er dieses Antlitz schon einmal betrachtet und bewundert, vielleicht in einem Traumbilde, das die Wirklichkeit ihm nun bestätigt. Er sann und sann und blätterte hastig in dem Buche seiner Erinnerungen; endlich glaubte er, einen Anhalt gefunden zu haben; er erhob sich, ergriff das noch flackernde Licht, schlich durch ein kleines Nebengemach an dem fest schlafenden Diener vorbei und öffnete die Thür eines weiträumigen, nach dem Garten des Hauses gelegenen Zimmers, an dessen Wänden er die hinterlassenen Gemälde, Skizzen und Studien seines Vaters vorläufig aufgerichtet hatte.

An uneröffneten Kisten vorbei, die in der Mitte des Raumes aufgespeichert waren, trat er vor jene drei Bilder, deren mittleres er einst dem Maler in seiner Sterbestunde hatte weisen müssen. Der Mond, der nach dem Abzuge des Ge-

witters mit doppeltem Glanze hereinstrahlte, als müßte er das versäumte Leuchten in seinem Wächteramte mit gesteigerter Helle nachholen, ließ das Porträt der berückenden Frau in magischem Feuer glühen. Betroffen betrachtete Martin das Kunstwerk. Das war's — und war's doch auch wieder nicht! Eine unverkennbare Aehnlichkeit zeigte ihm dieser Kopf mit der Form und den Zügen des Hauptes jenes Mädchens. Sollte ihn der Zufall auf die Fährte gewiesen haben, die zur Ausspürung des väterlichen Geheimnisses führen konnte? Und doch! Er hatte nie davon gehört, daß sich der Maler je in dieser Stadt aufgehalten, und er meinte, den Gegenstand der einstigen Leidenschaft des Künstlers eher in den Kreisen der Kunstgenossen, der Vornehmen, der Schauspielerinnen und Sängerinnen suchen zu müssen, als in dem düstern, unansehnlichen Bücherlager eines Antiquars.

Und wie er das Bild eindringlicher betrachtete, welcher ungeheuere Unterschied! Zwar das war der gleiche Schnitt des blauen Auges, die gleiche Fülle der blonden Locken, dieselben feinen Lippen, dieselbe Weichheit der Umrißlinien; aber hier, um diesen Mund spielte das siegesgewisse Lächeln der Verführung, dort in den Zügen des Mädchens spiegelte sich die süßeste Unschuld; hier flammten die Blicke in heißem Begehren, dort leuchtete aus kindlichen Augen die rührende, die keusche Einfalt des Gemüths; hier schwollen Wange und Brust in farbengesättigter Fülle, wie gereift unter der Glut des italischen Himmels, dort harrten die zarten Formen, noch in der Knospe geschlossen, des zur vollen Entfaltung zeitigenden Sonnenstrahles der ersten Liebe. Er mußte über die Täuschung zürnen, die er sich selbst bereitet!

Nie hatte er das Bild der dämonischen Frau ohne ein geheimes Grauen bestaunen können, und auch jetzt schloß er auf Augenblicke die Lider, um sich der beklemmenden Macht dieser Blicke zu entziehen; und dennoch fühlte er das begehrliche Brennen derselben. Er schalt sich einen Thoren, daß er die Sinnigkeit seiner Göttin mit der Sinnlichkeit dieser Zauberin hatte vergleichen können. Er flüchtete vor dem Bilde und stahl sich in sein Zimmer zurück; aber das Bild schwebte unsichtbar durch die Thür mit ihm herein und stand dann fest, mitten in der Luft, über den Kissen seines Lagers, bald mit des Mädchens anmuthigem Ausdruck lächelnd, bald glühend und den Schleier völlig von der nur halb verhüllten Brust herniederreißend und sehnsuchtsvoll zu ihm niedersinkend. Er mußte seines armen Vaters gedenken, den seine kindliche Liebe schon längst freigesprochen hatte, und den nun auch, wo er die Gewalt dieser eigenthümlichen Schönheit, wenn auch nur im Bilde, an sich selbst hatte erfahren sollen, sein Urtheil nicht minder liebevoll entschuldigte. Er liebte den Vater mehr denn je und konnte nicht müde werden, seinem Leben nachzusinnen und immer wieder über das Verhältniß des Malers zu seiner Gattin zu grübeln. So betrachtete er denn auch jetzt das Bild der Mutter, dessen milder Ernst den Eindringling, jene Zauberin, verscheuchte und in das monderhellte Gemach zurückbannte. Er wurde ruhiger und athmete tief; die niedergebrannte Kerze neben der Eule erlosch, als ob der vom Studiren übermüdete Vogel mit der Schwinge nach der Flamme geschlagen und sie durch den erregten Luftzug vernichtet hätte. Martin lag in friedlichem Traum, und auf leisen, leisen Klangwellen schaukelten sich, wie aus ferner Geisterwelt verweht, die Hexameter des Virgil an sein Gehör.

II.

Die nächsten Tage verstrichen dem Gelehrten mit dem Ordnen, Einräumen und Aufstellen der künstlerischen Erbstücke seines Vaters, ein Geschäft, das er um so mehr beeilte, als ihn der dringliche Wunsch beseelte, in schnell erworbener Muße die letzte Hand an seine wissenschaftliche Arbeit zu legen, die ihm den Eintritt in den Lehrkörper der Universität ermöglichen sollte. Als er aber nach Verlauf von zwei Wochen ein besonders heikeliges Kapitel glücklich ins Reine gebracht hatte, glaubte er sich eine wohlverdiente Belohnung gönnen zu dürfen; bald tauchte vor seinen spähenden Blicken das Eckhaus am Platze auf mit dem Antiquarladen, dessen Schaufenster er eben erreicht hatte, als das Mädchen die zum Bücherlager hinaufführende Treppe herabschritt, zum Ausgehen gerüstet, in einem einfachen Sommerkleide, und den ehrerbietigen Gruß des Gelehrten mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes erwiderte, während ein Schatten zürnenden Unmuthes über ihr erglühtes Gesicht flog, der dem Doctor verrieth, wie ihm die kleine Schöne wegen seines nächtlichen Behorchens und Belauschens an jenem Gewitterabende zu grollen willens war. Mit klopfendem Herzen ging er in gemessener Entfernung dem Mädchen nach, das eiligen Schrittes die Straße durchmaß, bis das Gewühl die Gestalt verschlang. Ihn entzückte die Leichtigkeit ihres Schreitens, der schlanke Bau und die Anmuth der Haltung; er zählte, er scandirte gleichsam das rhythmische Niedersetzen und Aufheben der feingeformten Stiefelchen, wie die Hebungen und Senkungen der Versfüße eines lyrischen Maßes. Er war den Rest dieses Tages in einer glücklichen, fast übermüthigen Stimmung. Wohl hatte sich ihm aufs neue die Aehnlichkeit aufgedrängt, welche die Züge der Jungfrau mit den Bildnissen der Freundin des Vaters zeigten; aber er verglich nicht wieder, wie er in jener Nacht gethan; er scheuchte gewaltsam jeden Gedanken, jede argwöhnische Vermuthung hinweg, die das reine und lautere Wohlgefallen an seiner blauäugigen Pallas Athene hätte trüben können, und leise Hoffnungen regten sich schüchtern in seiner Seele, Nestlingen gleich, die, unsicher flatternd, zum ersten mal die Kraft ihrer zarten Schwingen prüfen.

Bald trat ein besonderer Umstand ein, der Martin die Bekanntschaft des Antiquars machen ließ. Zur Ausführung seiner von Virgil handelnden Arbeit bedurfte er einer vielgerühmten, aber seit Jahren vergriffenen Ausgabe des Dichters, die von dem längstverstorbenen Professor Hartmann herrührte. Vergebens blieb seine Umfrage auf den gelehrten Bibliotheken der Stadt, als sein Studienfreund ihn auf den Antiquar Hartmann aufmerksam machte, der, ein Bruder des Professors, bei dessen Tode die gesammte Bibliothek desselben für sich erworben habe. Mit beflügelten Schritten eilte der Doctor dem Laden im Eckhause zu.

Bei seinem Eintritt war er nicht wenig über die Dämmerung und das Zwielicht erstaunt, die in dem Bücherlager herrschten. Das bis an den obersten Rand mit Bänden verstellte Schaufenster ließ einen äußerst sparsamen Sonnenglanz herein, und auch die durch ausgehängte Landkarten und Plakate verdunkelten Scheiben der Ladenthür wehrten der Tageshelle den Zugang. Bis an die Decke des über-

wölbten, ziemlich schmalen, aber um so tiefern Raumes erstreckten sich die aus dunkelm Holz gezimmerten Büchergerüste mit ihren Folianten, ihren wohlbeleibten, hagern und dürren Insassen. In dem hintern Theile des Raumes, bis zu welchem der schmale Ladentisch in Gestalt eines wurmstichigen Schreibpultes seinen äußersten Ausläufer hinausschob, lagerten die formlosen Haufen einer wahrscheinlich erst vor kurzem angekauften Bibliothek. Darüber blinzelte eine schläfrige, durch den langen Tagesdienst ermüdete Gasflamme, die jeden Augenblick einzunicken drohte und deren Athemhauch die Decke in jahrelangem Hinaufzüngeln geschwärzt hatte. Und dazu rings der eigenthümliche, moderige Duft des Staubes!

Als Martin aus der vollen Tageshelle in diesen Tartarus getreten war, in welchem so viele verschollene, aus der lebendigen Lesewelt abgeschiedene Buchseelen ein freudeloses Schattenleben fristeten, mußte er eine Weile seine Augen erst an dies Halbdunkel gewöhnen, ehe er die Einzelheiten der Bücherei und die darin auf- und abtauchenden Gestalten zu unterscheiden vermochte. Dann sah er den buckeligen Antiquar in eifrigem Gespräche mit zwei ältern, hagern Herren, die, bald auf ebener Erde, bald auf den an den Gerüsten lehnenden Leitern stehend, in den Büchern spürten und tasteten, Bergleuten im Stollen gleich, mit dem Grubenlicht ihrer in der Dämmerung aufflackernden Brillen die geschriebenen oder mit Goldschrift aufgedruckten Titel der Rückseite der Bände beleuchtend, dann und wann mit dem knöchernen Hammer ihrer Finger auf das Buchgestein klopfend und gelegentlich ein Bruchstück herausbrechend oder hervorbröckelnd, in der Hoffnung, es möchte eine Ader edeln Metalles sein, auf die sie im Umhertasten gestoßen.

„Meine fast täglichen Gäste", sagte der Antiquar, verbindlich sich entschuldigend und mit den Achseln zuckend, nachdem die beiden literarischen Goldsucher endlich das Feld geräumt hatten. „Sie kommen und gehen, stöbern und spähen, und ein Fund, ein unerwarteter, macht sie für Wochen glücklich."

Er sagte das mit einer dünnen und feinen Stimme, und die lebhaften grauen Augen funkelten seltsam unter den großen Gläsern seiner Hornbrille.

Der Doctor, von der gefälligen Ausdrucksweise des Alten angenehm überrascht, trug nun sein Anliegen vor. Der Antiquar horchte hoch auf, als wenn es ihn mit freudiger Genugthuung erfüllte, ein Werk seines gelehrten Bruders mit so großer Dringlichkeit begehrt zu sehen; er besitze noch ein Exemplar jener Ausgabe des Virgil, und zwar das durchschossene Handexemplar des seligen Professors mit dessen zahlreichen schriftlichen Anmerkungen und Zusätzen; er sei gern bereit, dem Herrn dasselbe zum Behufe seiner Arbeit für einige Zeit zu leihen. Ein Wort gab das andere; Martin verbreitete sich, da er das augenscheinliche Interesse des Bibliothekars an seiner Abhandlung bemerkte, über Zweck und Ziel derselben und erstaunte nicht wenig, den unscheinbaren Mann in Sachen des römischen Dichters so belesen und unterrichtet zu finden; der Alte war offenbar mehr als er schien, und die geistige Erregung, in die ihn das Gespräch versetzte, verlieh seinen wenig regelmäßigen Zügen einen lebendigen, seelenvollen Ausdruck, den selbst die häßliche, von dem Sprecher häufig hin- und hergerückte Hornbrille nicht zu beeinträchtigen vermochte. Endlich bat der Doctor, ihm die Virgil-Ausgabe einzuhändigen, und nannte seinen Namen. Er würde das leise Zusammenfahren des Mannes, als

er den Namen Freimund aussprach, sicher bemerkt haben, wenn nicht der liebliche Gesang einer Mädchenstimme, welcher aus dem an den Laden stoßenden Gemach ertönte, plötzlich seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt hätte.

Der Antiquar entfernte sich, das Buch aus seiner Privatbibliothek herbeizuschaffen, während Martin sich leise der Thür des Raumes näherte, in welchem die Sängerin weilen mußte, und durch eine Spalte der Gardinen, welche die Glasscheiben des obern Theiles des Einganges zierten, in das Zimmer vorsichtig hineinspähte. Das Mädchen saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, der Thür gegenüber; einschmeichelnd schmiegten sich die wehmüthigen Klänge des Volksliedes, das sie angestimmt hatte, an das Ohr des Horchers; reizend ringelten sich die Locken der Jungfrau von ihrem über die Arbeit geneigten Haupte auf die Näherei herab. Plötzlich brach der Gesang mitten im Takte ab, die Arbeit entglitt und rauschte zu Boden, und die Schöne, die sinnenden Augen träumerisch in das Leere gerichtet, die Hände still auf dem Schos gefaltet, wiederholte zum Entzücken des Gelehrten, dem auch nicht eine Silbe verloren ging, jene schon einmal von ihm erlauschten Hexameter der Aeneide, in denen das Geständniß der Dido einen so beweglichen Ausdruck gefunden. Laut und deutlich und mit einer so ausdrucksvollen Modulation der weichen Stimme, als fühlte die Sprecherin die Sehnsucht der Karthagerin in der eigenen Brust, erklangen die daktylischen Rhythmen. Nach dem Verse:

Anna, fatebor enim, miseri post fata Sychaei —

unterbrach sie sich, erhob sich, trat einen Schritt in das Zimmer vor und declamirte, als genüge ihr zum vollen Ausdrucke ihrer Empfindungen die vornehm kalte Sprache des Sängers nicht und als müsse sie sich, was ihr Herz bewegte, in den trauten heimischen Lauten der Muttersprache verkörpern, dieselbe Stelle der Dichtung in den Versen der Schiller'schen Uebersetzung, die Arme über der Brust gekreuzt und mit schwärmerischem Auge nach oben blickend:

Ja, Anna, ohne Rückhalt soll vor dir
Das Herz der Schwester sich erschließen!
Seitdem ein Brudermord Sichäus mir,
Der meine erste Liebe war, entrissen,
Seit meiner Flucht war dies der erste Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann —

Sie war während des Sprechens, von der Gewalt der Empfindung wie fortgezogen, bis hart an die Thür des Zimmers vorgeschritten und blickte nun plötzlich bei dem letzten Worte der Verse in die weiten Augen des Gelehrten, die ihr zwischen den kleinen Vorhängen entgegenleuchteten, that einen leisen Schrei und bedeckte in allerliebster Verwirrung ihr glühendes Gesicht mit beiden Händen, als hätte sie leibhaftig wie durch einen Zauber jenen ersten Mann erkannt, der ihrem Herzen Neigung abgewonnen, und flüchtete, von dunkler Schamröthe übergossen, mitten in ihrem Geständnisse ertappt, in den äußersten Winkel des Gemaches.

Martin war hastig von der Thür zurückgetreten. Auch sein Angesicht glühte; aber in seinem Innern frohlockte es, und eine beseligende Ahnung machte sein Herz schwellen, er sei vielleicht oder könne doch noch werden „jener erste Mann". Wie Hochzeitsglockenklang tönten ihm die lateinischen Hexameter im Ohr, und er

hatte nicht übel Lust, die stumme Bücherversammlung um sich her aus dumpfem Schlafe aufzurütteln und mit einigen dickleibigen Folianten, die gelangweilt nebeneinander auf dem Tische standen und nach Art eines cynischen Gelehrtenthums die Verschlissenheit und fadenscheinige Abgenutztheit ihrer Studienröcke, der Einbanddecken, rücksichtslos zur Schau trugen, ein wenig Fangeball zu spielen. Da flötete das feine Stimmchen des zurückgekehrten Antiquars hart neben ihm; seine Tochter Toni, die mehr als je in das Studium des römischen Epikers sich vertieft, müsse das Exemplar auf ihrem Zimmer haben; und er rief in die geöffnete Thür des letztern hinein, zweimal, dreimal, bis die Gerufene zögernd erschien und die ehrerbietige Verbeugung des Doctors mit sichtlicher Befangenheit erwiderte. „Sie könnte manchen Professor mit ihrer Belesenheit in den lateinischen Classikern beschämen", nahm der Alte, dessen Augen von aufflammendem Stolz sprühten, das Wort, während Toni, auf des Antiquars Geheiß, das werthvolle Exemplar des Virgil zu holen gegangen war. Martin machte einige höfliche Einwendungen, als die Tochter mit dem Buche zurückkehrte; aber Toni erwiderte nur mit einer knappen, scheuen und doch anmuthigen Verbeugung, legte den Virgil auf den Ladentisch und verschwand in ihrem Zimmer.

Nach einer erneuten Zwiesprache ergriff endlich der Antiquar das Handexemplar seines Bruders und übergab es dem Gelehrten mit einer gewissen Langsamkeit und Feierlichkeit der Bewegung, als wenn es ihn Ueberwindung koste, seinen Schatz in fremde Obhut zu geben. Mit ängstlich, wißbegierig forschender Spannung hefteten sich seine grauen, stechenden Augen auf das Angesicht des jungen Mannes, und eine Frage, eine verhängnißvolle, schien auf seinen zuckenden Lippen zu schweben. Aber er wagte die Frage nicht, wie denn sein ganzes Wesen eine Schüchternheit, Bescheidenheit und demüthige Zurückhaltung offenbarte, die wie eine stete Bitte um Entschuldigung gemahnte, daß er sich die Freiheit nehme, zu existiren und von der allgemeinen Luft seinen kleinen Antheil zu beanspruchen. Am Ende schaute er noch einmal dem Fremden in die offen und gerad blickenden Augen und gab den Händedruck desselben mit einer Herzlichkeit zurück, über die er selbst so erschrak, daß er einen eiligen Rückzug hinter den Ladentisch bewerkstelligte. Froh eilte Martin mit dem ersehnten Buche von dannen. Zwischen den rothen Nelken, die das Fensterchen des Zimmers des Mädchens schmückten, spähten ihm zwei leuchtende Augen nach, lange, lange; der Canarienvogel über den Nelken erhob vergebens seine schmetternde Stimme; sie achtete seiner nicht, sondern setzte sich auf ihren alten Platz und bedeckte wieder ihr Gesichtchen mit beiden Händen, ganz wie sie vordem gethan, als der Gelehrte ihre Recitation belauscht hatte; und die Händchen fingen an zu zittern, die Locken zitterten, und das Herzchen flog wie der unruhige Vogel, der mit den Schwingen an die Drähte seines Käfigs schlug. Als sie aufblickte, schimmerten ihre Augen feucht, und feucht schimmerten auch die Augen des alten Antiquars, der an seinem Pulte stand und den Kopf in die Hand stützte, in ferne, schmerzliche Erinnerung verloren, die der Besuch des Gelehrten in ihm erweckt, und ein paar naseweiser Motten, welche er sonst mit der größten Erbitterung verfolgte, trieben unbeachtet ihr keckes Spiel vor den bethauten Gläsern seiner Brille.

Die handschriftlichen Bemerkungen in dem Exemplar des Professors enthielten

manches für den Doctor Beherzigenswerthe. Einige Stellen dieser Aufzeichnungen waren für ihn unleserlich; er redete sich ein, ja er war überzeugt davon, daß gerade diese Noten für ihn von unschätzbarer Wichtigkeit seien, und so fand er einen zwingenden Grund, einen durchaus nur wissenschaftlichen Grund, wie er sich vor sich selbst zu rechtfertigen strebte, schon am Abend des nächsten Tages den Antiquar aufzusuchen und ihn um die Entzifferung der dunkeln Stellen anzugehen, da er mit Recht von dem Alten eine größere Vertrautheit mit der Handschrift seines Bruders erwarten zu dürfen glaubte.

Der Laden war bereits geschlossen. Die Magd wies den Gelehrten in die hinter dem Hause gelegene Laube, aus welcher sich Toni bei seinem Eintritt, anmuthig zögernd, entfernte.

Der Antiquar war sichtlich erfreut über den Besuch des Doctors; sein Aufstehen, Begrüßen und Benehmen sprach bescheidene Verwunderung aus, daß es jemand auf der Welt gebe, der sich um seinen verstorbenen Bruder so angelegentlich kümmere, der sich um ihn selbst bemühe, von ihm sich Rath und Belehrung fordern komme, und das alles ohne jeden Stolz und jede Herablassung. Bald waren die beiden Männer in eifriger Unterhaltung, und die undeutlichen Aufzeichnungen des Professors waren bald entziffert, während Toni lauschend im Gärtchen ab- und zuging, die Blumen auf ihren Beeten zu begießen. Es lag etwas Holdselig-Kindliches in ihrer ganzen Erscheinung, und wie sie mit der einen Hand das leicht aufgeschürzte Sommerkleid zurückdrängte, um es vor der Nässe zu schützen, mit der andern Hand das Gießkännchen zierlich emporhob und seinen Inhalt auf die dürstenden Zweige der Rosenstöcke verschüttete, wurde dem durch das Spalier der Laube spähenden Gelehrten seine blauäugige Pallas Athene zu einer leichtbeschwingten Hebe der Natur, welche die Olympier unter den Blumen, die Centifolien, mit dem erquickenden Tranke erfrischt. Als sie wieder entschwunden war, benutzte Martin eine Pause des Gesprächs, um dem Alten seine Verwunderung darüber auszudrücken, wie das Mädchen, trotz seiner auffallenden Belesenheit und Gelehrsamkeit, sich den Zauber kindlicher Anmuth zu bewahren gewußt habe, und bat den Buchhändler um Aufschluß über dieses Geheimniß. Der Antiquar sah mit einem dankbaren Blicke zu seinem Gaste hinüber und begann, stolz vor Freude, seinen Liebling in solcher Weise gewürdigt zu sehen, mit seiner feinen, etwas näselnden Stimme:

„Ich bin nie verheirathet gewesen. Toni ist mein Pflegekind, die Tochter meines verstorbenen Bruders, des Professors Hartmann. Wol sind bald funfzehn Jahre verstrichen, seit der einsame Gelehrte, dem seine Gattin zu früh vorangegangen, von seelischem Schmerz überwältigt, die treuen Augen geschlossen. Wie deutlich steht die Sterbescene noch heut vor meiner Seele! Ich wurde in der Abendstunde eines schwülen Augusttages zu meinem schon lange hoffnungslos leidenden Bruder gerufen. Ich kam zu spät; er erkannte mich nicht mehr, und mir blieb nur die traurige Genugthuung, ihm die müden, so oft bei nächtlichem Lampenschein überwachten Lider zu schließen. Ich hatte ihn aus vollster Seele geliebt; eine unausfüllbare Lücke war in mein Leben gerissen. Lange saß ich am Sterbelager und trat endlich in das anstoßende, große Bibliothekzimmer meines Bruders,

um mich nach seinem damals dreijährigen Töchterchen umzuschauen, das die Wärterin, die ich nach dem Arzt hatte schicken müssen, dort in kindlichem Spiele zurückgelassen hatte. Welcher Gegensatz! Durch die geöffneten Fenster flutete das Licht der Abendsonne herein. Während im Nebengemach der Vater seinen letzten Seufzer verhaucht hatte, spielte die ahnungslose Waise in lieblicher Harmlosigkeit unter den nun ebenfalls verwaisten Schriftwerken. Sie schleppte, keuchend vor Anstrengung, mit ihren kleinen runden Aermchen soeben aus der untersten Reihe des Buchgestelles einen schmalen Folianten herbei, um denselben als Dach auf die winzige, aus Bücherwänden hergestellte Wohnung zu stülpen, in welcher sie ihr Püppchen untergebracht hatte. Ich wollte, meinen Schmerz bekämpfend, die Kleine auf den Arm nehmen, als sie sich mir in holder Neckerei entwand und, ehe ich es zu hindern vermochte, durch die offen gebliebene Thür lachend in das Sterbezimmer stürmte. Sie berührte die Hand des Todten und sagte, plötzlich ernst werdend: «Der arme Papa friert.» Dann schaute sie ihn eine Weile an und kehrte, auf den Zehen trippelnd, zu mir zurück und flüsterte: «Der arme Papa schläft. Wir wollen leise gehen, Onkel, daß wir ihn nicht wecken.» Ich hob sie empor, drückte sie an meine Brust und trug sie hinaus, trug sie in mein Haus und pflegte sie, um sie nie wieder von mir zu lassen. Bald folgten ihr die Bücher des Vaters nach, da die ganze Hinterlassenschaft desselben zu Gunsten des Kindes versteigert ward. Meine bescheidenen Mittel reichten damals gerade aus, um die umfangreiche Bibliothek des Bruders zu erwerben. So ward ich Toni's Vormund und Pflegevater. Mit Hülfe einer treuen Magd zog ich sie groß. Ich wurde zum Kinde, um sie ein frohes Kind sein zu lassen. In dem hintern Raume meines Bücherlagers bauten wir kühne Burgen aus den aufgeschichteten Werken, die aus den verschiedensten Versteigerungen immer aufs neue in meinen Laden flossen, Burgen mit Erkern und Zinnen, Laufgräben und Bastionen. Und in den Erkern hausten die Burgfräulein, papierene, aus Modeblättern herausgeschnittene Puppen. Artige Kinder aus der Nachbarschaft zog ich gelegentlich zu unsern Spielen hinzu; und wenn wol einmal übermüthige, kleine Geschöpfe mich gutmüthigen Mann als den buckeligen Gnomen verspotteten, der in dem Büchergebirge sein Wesen treibe, dann flammten Toni's Augen in glühender Entrüstung, und sie schalt mit einer von Thränen fast erstickten Stimme die Gespielen und riß, stets meine Partei nehmend, im hellen Unmuth das ganze Gebirge zusammen, daß die bedruckten Felstrümmer krachend übereinanderpolterten. Als Toni heranwuchs, nahm ich einen Gehülfen für mein immerhin bescheidenes Geschäft an, um mich mehr dem Werke der Erziehung widmen zu können. Neben meinem Laden bildete sich fast eine kleine Schule; ich unterrichtete Toni selbst, und schnell schlossen sich einige der Nachbarskinder an, als die Aeltern derselben die schnellen und sichern Fortschritte meines Zöglings wahrgenommen hatten. Später, als sie zur Jungfrau herangereift war, setzte ich den Unterricht mit ihr allein fort. Um sie in das Geistesleben ihres Vaters einzuführen, der ihr so früh hatte entrissen werden sollen, den ich von ihr so geliebt und verehrt wünschte, wie ich selbst ihn geliebt und verehrt, lehrte ich sie das Lateinische, das sie mit großer Lernbegier erfaßte, und las mit ihr die römischen Dichter, deren Geisteswerken mein Bruder ein volles Leben geweiht hatte.

Und es gehört zu meinen wenigen und zu meinen reinsten Freuden, wenn sie mir nach des Tages Arbeit die schönsten Gesänge des Virgil mit feinem Verständniß zu Gehör bringt. Dabei ist sie ein Kind geblieben, ein gutes, herziges Kind, dessen höchstes Bestreben ist, mich glücklich zu wissen; und sie pflegt mich in aufrichtiger Dankbarkeit und Anhänglichkeit, wie sie ihre Blumen pflegt, und wenn ich hinwelken will unter der Dürre der Erinnerung an eine Vergangenheit, die mir eine Kette von Enttäuschung, Entsagung, Gram und stiller Ergebung gewesen, so richtet sie mich auf und erquickt mich mit dem reinen und lautern Thau ihrer uneigennützigen Liebe."

Er hatte das Letzte mit feuchten Augen und zitternder Stimme gesprochen. Der Doctor, von der schlichten Wahrheit des Ausdrucks des alten Mannes gerührt, reichte ihm die Hand über den Tisch, welche der Antiquar mit einer Art von Beschämung ergriff, als empfinge er ein Geschenk, das weit über Verdienst und Würdigkeit hinausgehe.

Da trat die Magd in die Laube und deckte den kleinen Gartentisch; gleich darauf erschien Toni mit dem einfachen, aber lockend appetitlich geordneten Abendessen. Martin blieb, ohne geladen zu sein, als wenn es sich von selbst verstünde.

Ein wohliges Gefühl des Friedens beschlich Martin, wie seine Blicke von dem glücklich und heiter lächelnden Gastfreunde zu Toni hinüberirrten, die ihn dann und wann mit leuchtenden Augen ansah und oft in überquellender, kindlicher Freude ihre blonden Locken schüttelte. Die hohen, nur von vereinzelten, kleinen Fenstern unterbrochenen Mauern schlossen den heimlichen Gartenraum völlig von der Außenwelt ab; das Stückchen Himmel, das zwischen den grauen, steilen Wänden sichtbar war, milderte das Gefühl der Enge und hob die in noch schüchterner Freude bangende Seele Martin's hinauf in den Aether der weitesten Hoffnung; ein starker Würzgeruch hauchte von den Beeten her, und vom Fenster des Gemaches Toni's tönte das sehnsüchtige Geschmetter des vereinsamten Canarienvogels über den Nelkentöpfen.

Wie der Vater in so gehobener Stimmung dasaß, rief ihm die Tochter scherzend zu: „Wie freue ich mich, Väterchen, deine Hornbrille wieder einmal hoch auf die Stirn hinaufgerückt zu sehen!"

„Sie müssen nämlich wissen", fuhr sie, mit einer anmuthigen Wendung des Köpfchens den Doctor ansprechend, fort, „daß die Brillengläser meines lieben Vormundes für mich die untrüglichsten Wettergläser seiner Stimmung sind. Kein Barometer kann zuverlässiger sein. Ist seine Seele im Gleichmaß, so deutet die gerade vor seinen Augen auf der Nasenwurzel aufruhende Brille auf beständiges Wetter; packt ihn aber der Frost des Schmerzes oder der Verbitterung, oder kündigt sich gar ein Sturm des Zornes an, der die stille Spiegelfläche seiner Seele aufwühlt, so sinkt das Barometer, und die Brille gleitet und fällt immer tiefer auf den Nasenrücken herab; dringt aber die Sonne der Freude wieder durch, und siegen Behaglichkeit und frohe Laune, so steigen die Brillengläser geschwind empor und ruhen endlich auf der Mitte der vorspringenden Stirn, von der sie auch den Schatten der letzten Wolke verscheucht haben. Vergißt er aber die Brille ganz und läßt sie liegen, so gibt es Regenwetter, gibt es Thränen, und alles ist so in verdrießliches Grau gehüllt, daß die Luft aufhört, das Barometer zu befragen."

Sie hatte das mit einer so liebenswürdigen Schelmerei gesprochen, daß der Antiquar gern in das herzliche Gelächter des Gastes einstimmte. Endlich rüstete sich dieser zum Aufbruch. Mit Vergnügen bemerkte er die erfreuliche Wirkung seines Besuches, daß die Wettergläser der Brille seines Wirthes sich hoch auf die Stirn, bis hart an die grauen, leise in dieselbe hineinhängenden Locken hinaufgeschoben hatten.

Toni gab dem Doctor bis an die Gartenpforte das Geleit. Hier wagte Martin in leisem Flüsterton die Frage: „Und darf, mein liebes Fräulein, der Lauscher, der Sie erschreckt, auf Verzeihung hoffen?“

Das Mädchen, dessen Erröthen die Dunkelheit verbarg, erwiderte schnell und herzlich: „Ich vergebe Ihnen, Sie böser Horcher, um meines theuern Pflegevaters willen. Er schätzt Sie und scheint Großes von Ihnen zu halten. Seit langen Wochen habe ich ihn nicht so heiter, sorglos und aufgeräumt gesehen wie in diesen letzten Stunden; und das verdanke ich nur Ihnen. O, er ist so einsam, sieht selten jemand bei sich und zehrt, in sich verschlossen, an einem alten, schweren Gram, dessen Entstehung ich nicht kenne, den er mir, trotz aller Bitten, eigensinnig vorenthält, sodaß ich oft ohnmächtig bin, ihn recht zu trösten. Ich vergebe Ihnen“, und hier streckte sie ihm die Hand entgegen, die er mit Wärme ergriff und in der seinigen behielt, ohne daß sie einen Versuch gemacht hätte, sie ihm zu entziehen, „um seinetwillen sei Ihrem abscheulichen Spioniren verziehen! Werden Sie sein Freund, er verdient es!“

Die Besuche Martin's im Hause des Antiquars wurden fortan häufiger; aber auch die Arbeit rückte, bei der glückseligen Stimmung des Schreibers, in erwünschter Weise vor, sodaß er bereits beginnen durfte, die endgültige Reinschrift in Angriff zu nehmen. Oft sah das Gärtchen die drei frohen Menschen in der immer üppiger umrankten Laube zusammen; dann saß Toni dem Freunde gegenüber und hing an seinen Lippen, wenn er von Italien erzählte und seinen Kunstschätzen; als er einmal von den verschütteten und wieder dem Lichte zurückgegebenen Plätzen und Straßen Pompejis, von dem Ausbruche des Vesuvs in begeisterter Rede Nachricht gab, träumte sie sich Dido zu sein, die Königin, welcher Aeneas von den Schicksalen des brennenden, der Vernichtung geweihten Troja berichtet. Aber nur selten mischte sie sich in das gelehrte Gespräch der Männer. Martin empfand diese ihre Zurückhaltung als eine ihm dargebrachte Huldigung und konnte nicht müde werden, die zierlichen Finger über der Näharbeit zu belauschen. Indessen war und blieb doch Virgil der Zauberer, der die drei zusammengeführt und zusammenhielt. Und wie dankbar war nicht der Doctor dem römischen Dichter! Er verglich sich im stillen mit dem großen Dante; wie diesen in seiner „Göttlichen Komödie“ Virgil durch die Schrecken der Hölle und durch die Qualen des Fegfeuers sicher hindurchgeleitet, so hatte auch ihn der gleiche Sänger aus der peinvollen Schreckensnacht, in der er Toni's liebliche Züge mit dem mondbeglänzten Bilde der dämonischen Verführerin seines Vaters in seltsamer Erregung verglichen hatte, und durch die Läuterungsglut des Zweifels und der Ungewißheit, ob er je das Interesse des geliebten Mädchens zu gewinnen vermögen werde, in zuverlässiger

Führerschaft hindurchgewiesen; und nun hoffte er mit unendlicher Sehnsucht, wie der große Florentiner an der Hand der verklärten Beatrice, so an der Hand Toni's in das Elysium der Seligkeit und der rückhaltslos offenbarten Liebe eingelassen zu werden.

Mit der allen Verliebten eigenthümlichen Spürkraft hatte er ausgekundschaftet, daß der Antiquar für den nächsten Sonntag durch die Einladung eines jener täglichen Besucher seines Lagers fast völlig werde in Anspruch genommen sein. Es drängte ihn nach endlicher Entscheidung, und die Gelegenheit war so günstig. Auch diesmal mußte ein gelehrter Vorwand herhalten; er glaubte, einer ziemlich werthlosen Abhandlung über Virgil, die er unter den Vorräthen des Antiquars unzweifelhaft aufzufinden hoffte, dringlich bedürftig zu sein, und begab sich, beflügelten Schrittes, am Nachmittag des ersehnten Tages nach dem Wohnhause des abwesenden Alten.

Auf dem Wege legte sich der Gelehrte die Frage vor, ob wol der Antiquar seiner immer lebhafter aufsprossenden Neigung zu der Pflegetochter gewahr geworden sei; aber nichts sprach dafür; der in sich gekehrte, so ernst mit sich selbst beschäftigte Mann, der trotz wiederholter Aufforderungen in seiner Bescheidenheit den Besuch des Doctors noch nicht zu erwidern gewagt hatte, der in seiner Harmlosigkeit, so oft er aufthaute, auch ein Händedrücken, ein Zunicken, ein geheimes Flüstern des Pärchens für so selbstverständlich gehalten haben würde, wie das Berühren, Zunicken und Flüstern der im Windhauche schwankenden Rosenstöcke seines Gärtchens, er konnte keinen Blick gethan haben in die sich immer duftiger erschließende Gemüthswelt der Tochter und des Freundes.

Martin trat in das Gärtchen, aus dem Gärtchen in die Laube, wo er die Geliebte vermuthete. Umsonst. Im glühenden Nachmittagssonnenstrahl, der von der Mauer blendend zurückprallte, lagen die Beete in traumhafter Stille; kein Blättchen zitterte an dem Spalier des Weinlaubs, kein Blättchen an dem grünen Gitterwerk der Laube; eine feierliche, athemlose Sonntagsandacht erfüllte den kleinen Raum, als zöge ein träumerisches Heimweh nach Flur, Wald und blauem, goldigen Aether über die in heißem Brüten gesenkten Häupter der Rosen, über die lautlos harrenden Halme.

Eine süße Bangigkeit schwellte das Herz des Gelehrten. Nun trat er durch die geöffnete Hinterpforte des Lagers, zwischen deren Pfosten die Sonnenstäubchen funkelten, mit gedämpftem Schritt in die Bücherei. Eine geraume Weile prägte er das Bild, das sich ihm bot, in seine Seele. Die Gasflamme glühte, das hereindringende, spärliche Tageslicht mühselig niederkämpfend, über einem in langen Reihen aufgeschichteten Bücherhaufen, zwischen welchem Toni an einem kleinen Tischchen saß, Titel aufschlagend und mit emsiger Geschäftigkeit auf sauber zugeschnittene Zettelchen mit schwirrender Feder übertragend. Wie rührte Martin dieser sonntägliche Fleiß in der dumpfen Luft, in der dumpfen Stille, die nur durch das Summen einiger um die Flamme kreisenden Mücken und das eintönige Geräusch der Schreibfeder unterbrochen ward; wie rührte ihn diese Liebe und Sorgfalt, mit welcher das Mädchen dem Onkel, ihm zur Ueberraschung, einen Theil der undankbaren Mühe des Katalogisirens abzunehmen thätig war! Sie saß, den

Rücken ihm zugewendet, dann und wann die überfallenden Locken aus der Stirn zurückstreichend, als plötzlich der Canarienvogel in seinem, an einem Nagel des Thürpfostens befestigten Bauer so drangvoll und sehnsüchtig zu schmettern anhub, daß die Schreiberin nach ihm umblickte und so des lauschenden Freundes ansichtig wurde. Sie stand auf, ohne zu erschrecken, und trat ihm so ruhig entgegen, als hätte sie ihn schon lange erwartet. Und sie hatte ihn erwartet, wenigstens herbeigewünscht! Denn fortwährend hatte sich ihr auf den Buchtiteln anstatt der Namen der Verfasser mit der langathmigen Aufzählung ihrer Würden der Name des Ersehnten untergeschoben, dem sie die schmeichelhaftesten Bezeichnungen beilegte und die höchsten Auszeichnungen beifügte, welche Amor, der Rector der Hochschule der Liebe, nur zu verleihen vermag. Und gerade jetzt trat sein Bild so licht und freundlich vor ihre Seele, daß es ihr so warm ward ums Herz und sie verwundert nach dem Vogel schaute, dessen schwellender Gesang ihr wie ein Echo ihrer Sehnsucht tönte — und da stand er vor ihr, leibhaftig vor ihr, und bot ihr die Hand zum Gruß.

Nicht ganz ohne Verlegenheit, weil er sich doch am Ende auf einer Lüge ertappte, brachte er sein Anliegen vor und fragte nach dem Büchlein über Virgil, von dessen Nutzlosigkeit er von vornherein überzeugt war; sie entgegnete, sie hoffe es herauszufinden, obgleich sie freilich in dem großen Bücherlager nicht halb so gut Bescheid wisse wie ihr leider abwesender Oheim; nur müsse er vor Auslieferung des Werkchens, zur Strafe für sein abermaliges, höchst abscheuliches Lauschen und Spioniren, ihr hübsch behülflich sein in der erschrecklich langweiligen Zusammenstellung des Katalogs der neu angekauften Büchersammlung; er thue ein gutes Werk, wenn er dem Vater, dessen schwache Augen einem so anstrengenden Geschäft nicht mehr gewachsen seien, mit ihr ein wenig vorarbeite.

Martin war erfreut über diese Einladung. Die an und für sich so trockene Arbeit wurde den beiden zum Quell des reinsten Vergnügens. Martin schrieb die Titel nieder und die Bemerkungen über Format und Art der Erhaltung der Bücher, während Toni die noch nicht verzeichneten Werke aufschlug und dem Schreiber, oft mit ergötzlicher Feierlichkeit, dictirte. Mitunter sprühte die Gasflamme auf Augenblicke heller empor, als hätte sie ihre Freude an der Luft, auf die sie ihr Licht warf, und übergoß das Pärchen mit malerischer Glut; der Canarienvogel zwitscherte leise, und die Bücher auf den Gestellen schienen näher aneinanderzurücken, sich ihre im Zwielicht über die Liebenden gemachten Bemerkungen zuzuzischeln.

Leicht und mühelos flossen die lateinischen Worte der Titel der Werke, die der römischen Literatur angehörten, von den Lippen Toni's; dann und wann aber gerieth sie auf ein griechisches Buch und buchstabirte, nur der ersten Elemente der Sprache der Hellenen kundig, mit drolliger Unbeholfenheit und fehlerhaften Accenten die fremden Schriftzeichen; und wenn ihre Weisheit am Ende war und der Gelehrte herzlich auflachte, reichte sie ihm das Werk, und sie spähten gemeinschaftlich in dasselbe hinein, und ihre leuchtenden Augen begegneten sich wie von ungefähr.

Martin, durch die lauschige Heimlichkeit des Raumes kühner gemacht und der Entscheidung entgegendrängend, ergriff plötzlich einen der auf dem Aufsatz des Tischchens befindlichen Bücherbestellzettel und schrieb unter die gedruckten Worte:

„Der Unterzeichnete bestellt bei der Buchhandlung Philipp Hartmann ein Exemplar", nach Durchstreichung des Titels des zu verlangenden Werkes den Zusatz: „Ein Exemplar des soeben erschienenen Romans «Schenke mir dein Herz, Toni!»", und setzte seinen vollen Namen darunter. Dann reichte er das Zettelchen der Freundin hinüber, die es arglos nahm, las und ihm dann flugs den Rücken zuwendete, ihr freudiges Erschrecken zu verbergen. Dann, kurz entschlossen, langte sie ein Bleistiftchen vom benachbarten Pult des Antiquars, malte mit großen Buchstaben das eine, dreimal unterstrichene Wort „Vergriffen!" auf das Blatt und händigte es, ohne ihn anzublicken, dem Doctor aus. Derselbe aber lächelte über diese buchhändlerische Abfertigung seiner Partnerin, deren Schelmerei er durchschaute, und schielte nach dem Mädchen hinüber, das verstohlen nach dem Geneckten spähte, und gewahrte ein so glückseliges Gesicht, daß er der Bemerkung die Bedeutung unterzulegen sich erdreistete, er sei das selbst, durch welchen jenes einzige Herzensexemplar vergriffen worden. Dann setzten sie, als wäre nichts vorgefallen, emsig ihre Arbeit fort.

So mochten bereits zwei Stunden verflossen sein. Eine immer zunehmende Dämmerung verbreitete sich in dem Raume, da die Sonnenstrahlen schon lange nicht mehr zwischen den hohen Mauern in das Gärtchen hineinfielen.

„Wir müssen Feierabend machen", sagte Toni, „und es ist Zeit, das von Ihnen verlangte Büchlein zu suchen. Hier auf dieser Wand, wo die selten begehrten Werke, die beständigen, treuen Ladenhüter aufgestapelt sind, wird es sich sicherlich vorfinden."

Sie rückte eine Leiter an das hohe, bis zur Decke hinaufreichende Gestell, das der tief herabhängenden Gasflamme zur Seite stand, und begann in den untersten Reihen zu stöbern und zu forschen. Martin, der seinen Antheil auch an dieser Arbeit beanspruchte, setzte eine zweite Leiter hart neben die des Mädchens und zog ebenso einen Band nach dem andern hervor, um ihn wieder zurückzustellen. Toni trat auf die zweite Sprosse, der Doctor desgleichen. Beide hatten dieselbe Größe, und so schlug der heiße Athem des einen an die heiße Stirn des andern. Ihre Hände suchten, hart nebeneinander, fast an der gleichen Stelle, und so berührten sich dann und wann ihre geschäftigen Finger, und auf den zarten Knöcheln blitzte der Widerschein der Gasflamme wie in elektrischen Funken auf.

„Haben Sie's?" flüsterte Martin. „Noch nicht", hauchte sie zurück und erklomm die dritte Sprosse und bald darauf die vierte, während der Gelehrte ihr auf seiner Leiter nachfolgte. Er beobachtete sie, wie sie, die Knie fest an das Querholz gestemmt, mit den schlanken Armen über sich hinauflangte, ein paar Folianten aus dem Wege zu räumen, und wie diese reizvolle Bewegung die anmuthigen Formen ihres Oberkörpers in schwellenden Linien hervortreten ließ. Es erfaßte ihn wie ein leiser Schwindel auf seiner Höhe, und er fing an, plötzlich mit hastiger Gewalt in den Werken, deren Titel nur noch schwer erkennbar waren, zu wühlen. Sie sah ihn von der Seite an und neckte: „Haben Sie's?" — „Noch nicht", hauchte er zurück, und an dem Schwanken seiner elastischen Leiter erkannte sie, daß er ein wenig zitterte, und an dem Knarren und Seufzen der Nachbarleiter erkannte er, daß sie nicht mehr so fest und ruhig auf den Füßen stand wie zuvor.

Da erstieg sie die fünfte und gleich darauf die sechste Stufe und sah, als sie die siebente und letzte gewonnen hatte, den Freund dicht neben sich auf der gleichen Stiege. Nur noch ein kleiner Raum trennte ihre Häupter von der Wölbung der Decke; Martin spähte einen Augenblick zurück nach der tief unter ihnen dämmernden Flamme, welche wie eine Feuerrose am Stengel des Gasarmes sich niederneigte auf die wallenden und wirbelnden Wogen der in der Luft schwimmenden Staubtheilchen; er wünschte, das trübe Licht möchte völlig verlöschen, und ihr schien es hier oben noch viel zu verrätherisch hell für die heiße Glut, die auf ihren Wangen flammte.

Es war kaum noch möglich, in diesem verschwimmenden Zwielicht die Titel der Bücher zu entziffern. Und dennoch suchten beide — ja, was suchten sie? Sie wußten es wol selbst kaum mehr oder wollten sich es nicht gestehen. Der Doctor rückte auf seiner Stiege ganz nahe an die Nachbarin heran; er fühlte, wie ihre Locken flüchtig seine Wange streiften, und er suchte offenbar seinen Muth dadurch zu erhöhen, daß er mit dem heftigen Zuklappen der herausgehobenen und aufgeschlagenen Bücher sich Beifall klatschte. Und des Vogels Schmettern klang wie ein Wächterruf von unten herauf, die sich versäumenden Liebenden zu mahnen, und die Bücher auf den untern Gestellen reckten sich neugierig, und die Mücken schwirrten um die schläfrige Flamme, und die Leitern schwankten, zitterten und knarrten.

„Endlich! Da hab' ich's!", rief Toni plötzlich, indem sie die Titelseite eines dünnen Bändchens dicht an die Augen hielt. „Ein Versuch über die Eklogen des Virgil von Professor Doctor Schulze!" Sie wollte Martin das Büchlein hinüberreichen, stieß aber damit heftig an seine Schulter und ließ es im Schreck auf die Erde hinabstürzen.

„Sie haben's", entgegnete er mit tonloser Hastigkeit, „aber ich habe es noch nicht."

„Es wird doch nicht ins Bodenlose gefallen sein", erwiderte sie.

„Nein, dieses Buch nicht, das andere; es muß durchaus auch noch gefunden werden."

„Welches?", versetzte sie verwirrt.

„Das zweite, das ich auf dem Bestellzettel verlangt habe. Schenke mir dein Herz, Toni! Es kann ja, es darf ja noch nicht vergriffen sein, dieses einzige Herz", sagte er mit leidenschaftlich bewegter Stimme und umschlang mit seinem rechten Arm die Geliebte, als müsse er sie schützen vor jähem Herunterfallen. „Ich muß es besitzen, dieses einzige Herz, für immer und ewig! Ich muß darin lesen dürfen zu steter Erbauung und Erhebung! Meine ganze Gelehrsamkeit, alle meine Bücherschätze will ich hingeben für dieses einzige, schlichte und doch so edle Herz! Sei mein, Toni, und ich will dich hegen und pflegen, dich stützen und tragen und dir dienen bis an das Grab!"

„Von meinen Lippen nimm das Herz", hauchte sie und lehnte ihr Haupt an seine Schulter; und ihr Mund begegnete dem seinen in heißem, inbrünstigem Kusse.

Wie sie heruntergekommen, sie wußten es nicht. An dem Fuße der Leitern lagen sie einander in den Armen und hielten sich lange, lange umschlungen, ohne ein Wort hervorzubringen.

Endlich entwand sie sich ihm und flüchtete mit ihrem jungen Glück in das Gärtchen hinaus, in die einsame Laube. Der tiefbewegte Gelehrte hob das Büchelchen des Professors Schulze vom Boden auf und steckte es zu sich als ein Pfand der seligsten Erinnerung.

Nach langem Sinnen trat auch er ins Freie hinaus. Er fand die Geliebte mit strahlenden, feucht schimmernden Augen; noch einmal gelobten sie sich ewige Treue, und Martin steckte einen kostbaren Reif, den einst seine Mutter getragen und den er als ein theueres, ihm vom Vater hinterlassenes Erbtheil seit dessen Tode nie von seiner Hand gelassen, an den Finger der Braut.

„Du Böser, du Lieber", sagte sie, „hast du nicht längst gewußt, daß dir mein ganzes Herz gehörte? Habe ich dir's nicht, als du mich zum zweiten mal so garstig belauscht, mit den Worten unsers geliebten Virgil verrathen?"

Dann ward sie plötzlich ernst und blickte fast traurig vor sich nieder und gestand zuletzt dem besorgt forschenden Verlobten, es bekümmere sie der Gedanke an ihren Pflegevater; könne doch ihr höchstes Glück, die Vereinigung mit dem Geliebten, nur durch die Vereinsamung des alten Mannes erkauft werden; es werde ihm nahe gehen, sehr nahe; er werde hinwelken und fremde Pflege, sie wisse es, hartnäckig zurückweisen.

Dann aber, als sie nun aufschaute und in seinen treuen Augen das ehrliche Geständniß las und von seiner Lippe es hörte, daß er sie und den Antiquar zugleich zu heirathen willens sei, und daß der treffliche Alte in der Verwaltung und Mehrung seiner umfangreichen Bibliothek und in der Behütung seiner vom Vater ererbten classischen Kunstschätze gewiß eine seinen Lebensabend angenehm ausfüllende Beschäftigung finden werde, zumal er in dem gewohnten Kreise verbleibe, da lächelte sie unter Thränen und drückte dem Geliebten die Hand und sprach: „Ja, Martin, ich weiß, du wirst dich seiner nie schämen, wirst ihn hochachten und ehren, gleich mir! Aber dennoch, versprich mir Eins! Wirb jetzt noch nicht um meine Hand, noch nicht jetzt! Verbirg ihm unsern Bund! Laß mir Zeit und Muße, ihn allmählich und behutsam vorzubereiten auf die neue Ordnung der Dinge! Glaube mir, er kann sich nicht vorstellen, wie er jemals ohne diesen Laden, dieser Laden ohne ihn bestehen möge, wie er bei seiner Rückkehr von Geschäftswegen mich nicht treffen, am altgewohnten Platze treffen könne. Ach, es wird schwer sein, ihn zu verpflanzen, ohne nicht das gesammte Erdreich, in dem er gewurzelt, mit hinüberzunehmen. Gewiß, er wird in seiner unendlichen Herzensgüte mich ziehen lassen, nur mein Glück wollen — aber es wird ihn schmerzen, ohne daß es jemand erfährt, ihn erschüttern, ohne daß er sich's merken läßt. Darum laß uns Zeit, Geliebter, und habe Geduld, wenn er sich nicht losreißen mag von diesem Fleckchen Erde. Laß mich ihn allmählich an die neuen Bilder und Verhältnisse mit sanfter Ueberredung gewöhnen, damit das plötzlich auf ihn Eindringende ihn nicht verstöre und vollends verschüchtere."

Er gelobte, um was sie gebeten, und mußte sich gestehen, daß die Fürbitte für den Vater sie fast mehr verkläre als ihre Liebe. Nach wonnesamen Minuten trennte er sich, das Herz so voll und weit, und stahl sich aus der verschwiegenen Laube in die abendlichen Straßen hinaus. Toni aber schlich in das Bücherlager

und umwandelte träumerisch den Tisch, an dem Martin die Zettelchen beschrieben, die Leitern, auf denen sie zum Geständnisse emporgeklettert. Dann öffnete sie den Käfig und lockte den Vogel, der sich in ihre hohle Hand schmiegte und dem sie mit einer Zärtlichkeit die Schwingen streichelte, als wenn sie ihn versichern wollte, daß ihrem Pflegling der neue Liebesbund keinen Abbruch thun solle. Und wieder begab sie sich in die Laube, des Vaters harrend, und betrachtete sinnend den Mond, der hinter den finstern Schornsteinen langsam hervortauchte und seinen freundlichen Schimmer über das Gärtchen breitete. Sanfte Thränen lösten sich von ihren Wimpern, Thränen inniger Dankbarkeit zugleich und Wehmuth; kein Mutterauge wachte über ihr, dessen Glanz in ihre süße Beichte hätte hineinleuchten können; aber das Mutterauge des Mondes sah mit beschwichtigendem Strahl in ihre reine Seele.

Da hielt ein Wagen vor dem Hause, und Toni trocknete schnell ihre Wangen. Der Antiquar, den sein gelehrter Freund vor die Thore der Stadt entführt und in wissenschaftlicher Zwiesprache bis zu so später Stunde bei sauerm Wein festgehalten hatte, trat gleich darauf in den Garten. Die Disputation mit dem durch sein rechthaberisches Wesen ihm oft beschwerlichen Genossen mußte, wie es häufig vorkam, zu ernstlichen Meinungsverschiedenheiten Veranlassung gegeben haben; denn die Wettergläser der Brille des Alten waren tief auf den Nasenrücken herabgerutscht und deuteten auf Unwillen und Unmuth. Als er aber nun Toni's gewahr wurde, wie sie im Laubeneingange, von flüsternden, hangenden Ranken umnickt, hochaufgerichtet stand, um auf ihn zuzueilen, flog ein Lächeln des Friedens über seine Züge, und die Brille kletterte, von seinen Fingern unterstützt, hoch auf seine Stirn. Das Mädchen schmiegte sich an ihn und umschlang ihn mit ungewohnter Heftigkeit, als hätte es ihm eine schwere Versündigung abzubitten. Er drückte wie gewöhnlich ihren blonden Kopf leise an seine Brust und erzählte ihr von seiner Ausfahrt und der unleidlichen Streitsucht seines Freundes. Er hatte keine Ahnung, was in dem sonst so ruhigen Kinde vorgehen mochte; daß sie einmal lieben und mit ganzer Seele lieben könne, war ihm nie in den Sinn gekommen; sich selbst stets treu und unveränderlich, wähnte er auch die ihn umgebenden Verhältnisse treu und unveränderlich; so schob er das Zittern der Tochter auf die Kühle der Nachtluft und hieß sie ihr Lager aufsuchen. Sie schied mit einem hastigen Kusse von ihm und bettete sich im traulichen Gemach — mit ihrem ersten Geheimnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bismarck-Aera und die absolute Kritik.

Von

Rudolf von Gottschall.

Zu allen Zeiten hat es Prediger in der Wüste gegeben. Die Menge hört nicht auf die Gedankengänge aparter Köpfe; sie hört nur auf das, was ihren Meinungen huldigt, was sich in ihre feststehenden Credos einschmeichelt. Es gibt heutzutage ebenso gut eine Dogmatik des politischen Glaubensbekenntnisses, wie es eine Dogmatik des religiösen gibt. Sowie man die eigene Parteischablone kennt, kennt man auch die der verwandten und der feindlich gegenüberstehenden Parteien: was aber außerhalb der Schablone liegt, was an gar kein Stichwort des Tages anklingt, das gemahnt eben fremdartig, das ist die Stimme des Predigers in der Wüste.

Eine solche Stimme läßt Bruno Bauer ertönen in seiner neuesten Schrift: „Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" (Chemnitz, Schmeitzner, 1880), jener Autor, der in vormärzlicher Zeit der Hauptvertreter der „absoluten Kritik" war. Unsere Gegenwart ist dieser letzten Phase der Entwickelung der Hegel'schen Philosophie, die damals über die „Deutschen Jahrbücher" hinausging und sich in den „Charlottenburger Jahrbüchern" ein eigenes Organ schuf, gänzlich entfremdet: nur eine dunkle Sage davon hat sich bei dem jüngern Geschlecht erhalten. Wie auf dem Schirm einer Camera-obscura läßt diese Kritik die Weltereignisse, die Gedankengänge der Staatsmänner, der Parteien, der Zeitungen, der Philosophen an sich vorüberziehen und fängt sie dabei nur in ein unmerkbares Netz kritischer Kategorien ein. Sie gibt die Selbstkritik der Ereignisse und Systeme. Wer die charlottenburger Zeitschrift durchstudirte, erstaunte über den geringen kritischen Aufwand der Herausgeber. Ein Ausrufungszeichen genügte ihnen, um irgendeinen Widerspruch abzufertigen, mochte er sich nun im Gange der Ereignisse selbst oder in irgendwelchen Auseinandersetzungen der tonangebenden Politiker finden. Es war eine kritische Taubstummensprache, die nur derjenige verstehen konnte, der dieselbe Schule durchgemacht hatte, der sich von Haus aus auf demselben Standpunkt befand. Die Kritik war, wie Bruno Bauer in der Vorrede zu den „Synoptikern" erklärt hatte, die letzte That einer bestimmten Philosophie, welche sich dann von einer positiven Bestimmtheit, die ihre wahre Allgemeinheit noch beschränkt, befreien muß, und darum andererseits die Voraussetzung, ohne welche sie sich nicht zur letzten Allgemeinheit des Selbstbewußtseins erheben kann. Es war also die letzte

Vollendung des Hegel'schen Systems, dessen Schranke damit überwunden wurde. Im Ueberwinden der Schranken bestand überhaupt die Force dieser Kritik. Man wies einer geistigen Richtung ihre „Schranke" nach: damit war sie vernichtet und man war über dieselbe hinausgekommen. Bruno Bauer hatte diese Kritik anfangs vorzugsweise auf theologische Untersuchungen angewendet; seine Brüder, Egbert und besonders Edgar, wandten sie auf die politischen Tagesereignisse an: sie kritisirten die Parteikämpfe in Deutschland während der Jahre 1842—46 in schärfster Weise, indem sie in ihnen nur eine Bewegung der Masse sahen; die Kritik war, dieser Masse gegenüber, die begreifende Macht. Auch das Jahr 1848 wurde als ein solches Jahr der Massenbewegungen von der Kritik scharf unter die Lupe genommen: alles hatte keinen Bestand vor der Verflüchtigung durch diese Kritik; alles verwandelte sich ihr in überwundene Standpunkte. Der jetzige Führer der Internationalen, Marx, behandelte mit dem Socialisten Engel im Bunde diese Art und Weise der Kritik mit sarkastischem Witz. Noch einmal tauchte Bruno Bauer als Publicist auf, doch mehr mit apokalyptischen Geberden, nicht im Stil der drei Synoptiker Bruno, Edgar und Egbert, als er in seiner Schrift „Rußland und das Germanenthum" (1852) den Untergang des deutschen Wesens und den Aufgang des russischen Gestirns verkündete.

Was war seitdem aus der absoluten Kritik geworden? Sie verschwand in den Zeitungsbureaus . . von welcher Farbe, darauf konnte es der Kritik weniger ankommen; es hieß, daß Bruno Bauer ein Mitarbeiter officiöser Zeitungen geworden, ein Mitarbeiter des Wagener'schen „Staats-Lexikon". Wenn man die absolute Kritik vom Standpunkte gewöhnlicher sterblicher Menschen auffaßte, so war sie stets eine Polemik gegen den Liberalismus gewesen; denn gerade die Bewegungspartei bot ihr die meisten Handhaben, ihre Methode zur Geltung zu bringen. In dieser publicistischen Thätigkeit verschwinden indeß leicht die Persönlichkeiten, wie Körner auf der Mühle, um mit Bolz zu sprechen: Bruno Bauer war jahrzehntelang ein verschollener Mann, als wäre er zu den Hinterwäldlern ausgewandert.

Erst in den letzten Jahren tauchte er wieder mit historisch-kritischen Schriften aus seinem Dunkel hervor, und nachdem er an seine erste theologische Wirksamkeit angeknüpft, unternimmt er es jetzt, die Aera Bismarck selbst so zu kritisiren, wie er seinerzeit die vormärzlichen Parteikämpfe kritisirt hat.

Die Zeiten haben sich geändert, aber die absolute Kritik ist dieselbe geblieben. So lange sie auch mit dem Kopf untergetaucht war . . . sie proclamirt sich als die gleich unfehlbare, sobald sie nur wieder aus dem Wasser hervorguckt. Da ist sie es wieder, welche den Kern in der harten Schale der algebraischen Gleichungen der bisherigen Philosophie zur Reife bringt. Treitschke wird von ihr eifrig darüber zur Rede gestellt, daß er in seinem Werke „Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1865—74" diese Zeit beschreibe, ohne der neuern Kritik zu gedenken. Bei ihm erscheine die „neue Aera" mit ihrem Aufräumen unter den Ordnungen und Instituten der Vergangenheit „ohne den Befreier, der die Kerker des Alten gebrochen und die Mysterien der Völker als Schöpfungen und Thaten des Selbstbewußtseins erklärt hat." „Seine neue Aera tritt somit als eine Reihe zufälliger Erschei-

mungen ohne den tragenden und treibenden geistigen Boden auf und ist ein Bildniß ohne Seele. Allerdings sind die von ihm bewunderten Werke der neuen Aera flüchtige, von ihren Urhebern unaufhörlich revidirte Entwürfe; der Culturkampf z. B., an dem er sich mit kräftigem Poltern selbst betheiligt hat, ein Fehlgriff; aber selbst dieses oft übereilte Eingreifen in eine Menge sonst hochverehrter Institute wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht die Kritik unter den Alterthümern der frühern Verehrung aufgeräumt hätte. Wenn unser Einheitler die Woge der Kritik seit ihrem Ausgang von England, Holland, Frankreich bis zur Gegenwart verfolgt hätte, so würde er den Versuchen der neuen Aera die gerechte Theilnahme haben widmen können, aber auch die Misgriffe derselben und den unausbleiblichen Zerfall erkannt haben, aus welchem die befreiende Seele sich zu neuen Thaten zusammenfaßt."

Das ist ganz der alte Bruno Bauer, der Mann der heiligen Familie, der kritischen Kritik! Und ob auch diese Kritik von weit her kommt, so hat sie doch in der Kritik der „Synoptiker" ihren Höhepunkt erreicht. Die neue Aera ohne Bruno Bauer ist etwas Undenkbares; auch der Culturkampf, obschon ein Fehlgriff, wäre ohne ihn nicht möglich gewesen. Und nun steht diese Kritik wieder mit souveräner Herrlichkeit der neuen Aera gegenüber; sie weist ihre Schranken nach und hat sie damit vernichtet. Nichts ist übriggeblieben als ein Trümmerfeld; aber die „befreiende Seele" kann ja neue Thaten thun, um diese dann wieder von der absoluten Kritik vernichtet zu sehen. Und so setzt sich der Proceß der Weltgeschichte mit Grazie in infinitum fort, zur Freude der Kritik, die mit olympischer Ruhe diesem Schauspiel zusieht und die Schlangenhäute dieses Wechsels in ihrem Heiligthum aufhängt.

Die wahrhaft großen Männer der Weltgeschichte sind die „Isolirten": darauf weist ein Kapitel unserer Schrift ausdrücklich hin. Doch es gibt der Isolirten mancherlei . . . man hat Säulenheilige und Querköpfe unter ihnen. Isolirt ist auch jeder Wahnwitzige in seiner Zelle, und es ist bekannt, daß jeder von diesen nur „monologisirt" und keiner auf den andern hört. Bruno Bauer aber rechnet zu den Isolirten die Stoiker und Epikuräer, die sich von allen Staatsgeschäften zurückgezogen; er rechnet dazu Marc Aurel und Arthur Schopenhauer; er meint, daß von den Isolirten die großen Offenbarungen, die Umwälzungen der Welt ausgingen. Lazarus nennt das Losungswort für den Fortgang der Geschichte die Vertiefung des Alten; dagegen protestirt Bruno Bauer: „Das Alte war auch einmal neu und von Isolirten ausgegangen. Ein neuer Mensch hat es ausgesprochen, ein neues Gemüth war seine Geburtsstätte. Ein neuer Götterkern, ein neuer Himmel und eine neue Weltordnung waren nur möglich, wenn der Mensch ein neuer geworden ist." Gewiß hat Bruno Bauer hierin recht . . . aber kann die absolute Kritik dies neue schöpferische Wort sprechen? Das vermag sie nicht! Wenn unsere Gegenwart etwas wie eine „Götterdämmerung" ahnt, nach Bruno Bauer's Ausdruck, so konnte die Kritik nur mit den Fingern auf den stückweise zusammenbrechenden alten Himmel zeigen.

Die Schrift des Philosophen ist übrigens keine Charakteristik der Bismarck-Aera, welche aus dem Charakter ihres Schöpfers mit innerer Nothwendigkeit und

in consequenter Folge das Wesen der von ihm geschaffenen Zeit herleitet; sie begnügt sich in Bezug hierauf mit aphoristischen Streiflichtern. Ueberhaupt fehlt dem Werke der organische Zusammenhang, die innere, aus einem Grundgedanken hervorgehende Gliederung. Das hängt mit seinem Ursprung zusammen: im Grunde besteht es aus einer Folge von Zeitungsartikeln, die manches, was gerade in der Luft lag, auffingen und ausspannen, zu verlassenen Stoffen gelegentlich wieder zurückgriffen und eigentlich nur den einen Grundton gemeinsam hatten. Es sind Improvisationen der absoluten Kritik, welche aber keineswegs aus der Entwickelung des Gegenstandes erst ihre Resultate zieht, welche keineswegs voraussetzungslos an ihn herantritt, sondern von Haus aus von dem „unausbleiblichen Zerfall der neuen Aera" überzeugt ist und ihn auf allen Gebieten nachzuweisen sucht.

Wie denkt die absolute Kritik von dem Fürsten Bismarck selbst? Ihm ist zwar eine ganze Reihe von Kapiteln gewidmet, aber es sind dies die Kritiken eines ganzen Albums von Charakterköpfen, welche andere gezeichnet haben, und es wird mehr Auffassung und Zeichnung der andern als das Original besprochen. Im übrigen muß man sich aus zerstreuten Bemerkungen in den einzelnen Kapiteln die eigene Meinung des Kritikers wie disjecti membra poëtae zusammensuchen. Indem wir dies hiermit thun, glauben wir nicht nur den Nichtlesern der Schrift, sondern auch den Lesern derselben einen Gefallen zu erweisen, da diese sich nur mit Mühe das musivische Gesammtbild des Fürsten aus diesem Trümmergestein kritischer Randglossen werden zusammensuchen können.

Es ist selbstverständlich, daß er ihn zu den hervorragenden Männern rechnet, die der Gegenwart den Stempel ihres eigenen Charakters aufdrücken: das liegt schon in dem Titel der Schrift ausgesprochen. Dieser „hervorragende Mann" hat mehrfach schon seine Biographen und Beurtheiler gefunden, und an diese knüpft die absolute Kritik an, die immer solcher Vorlagen bedarf; sein Hauptbiograph ist Hesekiel. Vilbort, Bamberger haben sein Porträt mit eigenartiger Auffassung entworfen; Moritz Busch hat durch seine Tagebücher ein volles Licht auch auf manche innere Falten seines Charakters fallen lassen. Franz Ziegler und Cherbuliez haben ihn durch einzelne Schlagwörter charakterisirt. Der erstere, ein consequenter Vertreter der Demokratie, sah in Bismarck den märkischen Junker; aber er hatte genug historischen Geist, um die Bedeutung der märkischen Junker in der preußischen Geschichte zu würdigen; er wußte, daß das verwegene, durchschlagende und thatkräftige Gewächs der märkischen Junker den Königen von Preußen das Material zur Vergrößerung ihres Landes geliefert hat. In einer seiner Humoresken führt er einen Engländer vor, der Bismarck's Nonchalance beleidigend fand; er beweist diesem indeß, daß in jener unerträglichen Nonchalance die Wurzel der politischen Haupttugenden der Preußen liege . . . der zähen, allenfalls bis zur Verachtung gehenden Geduld in einem Augenblicke der Nothlage, und des „holden Leichtsinns und fröhlichen rücksichtslosen Dreinschlagens in einer günstigen Stunde". Einigen Vertretern der liberalen Parteien rief er zu, als sie zur Feier seines dreiundsiebzigsten Geburtstages erschienen waren: „Erfüllen Sie sich etwas mit dem wilden Muth und Selbstvertrauen des Junkerthums."

In den Anekdoten, die Hesekiel aus Bismarck's Jugendleben mittheilt, finden sich dieselben Tugenden des Blutes: er beweist sie seinen Vorgesetzten gegenüber, auf der Tribüne des Vereinigten Landtages, wo er, als die Versammlung in Unwillen über eine seiner Aeußerungen ausbrach, bequem hingelehnt ein Zeitungsblatt herauszog und in demselben las, bis sich der Sturm in der Versammlung gelegt hatte, worauf er dann ruhig seine Aeußerung wiederholte. Er bewahrte dieselbe Nonchalance am frankfurter Bundestage gegenüber den österreichischen Diplomaten. Dort befand er sich, gegenüber dem frankfurter Treiben, im Gefühl „gähnender Unschuld" und in der Stimmung „gänzlicher Wurschtigkeit", und hoffte, daß das bekannte Lied Heine's: „O Bund, du Hund", bald zum Nationallied der Deutschen erhoben werde. Sehr oft überkamen ihn, auch als er schon Gesandter in Petersburg war, solche hamletartige Stimmungen, in welchen er aussprach, daß doch „alles nur Kaff ist; nach Neun ist alles vorbei", und diese Stimmungen steigerten sich zu einem skeptischen vaterlandslosen Humor, der die patriotischen Lyriker und Festredner gänzlich aus dem Concept bringen mußte. So schrieb er von Petersburg 1859: „Wie Gott will. Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden; sie kommen wie Wasserwogen und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske vom Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht. Den specifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los; aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."

So sprach der junge Hamlet, als er noch ein großes Leben vor sich hatte; Moritz Busch hat Betrachtungen des Einsiedlers von Varzin aufgezeichnet, der die größten Thaten hinter sich hat. Das sind etwa Stimmungen, wie sie Kaiser Karl V. haben mochte, als er sich im Kloster von San-Juste begrub. Der Fürst erklärte, er habe von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt; niemand liebe ihn deshalb; er habe niemand damit glücklich gemacht, sich selbst nicht, auch andere nicht. „Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären 80000 Menschen nicht umgekommen, und Aeltern, Brüder, Schwestern und Witwen trauerten nicht. Das habe ich indessen mit Gott ausgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe."

Solche Stimmungen gereichen den weltgeschichtlichen Persönlichkeiten zur Ehre, zu denen die Gegner den Fürsten Bismarck so gut rechnen müssen wie die Freunde. Ein Hegelianer wie Bruno Bauer mußte doch in dem Fürsten Bismarck eins der Werkzeuge sehen, deren sich die allgemeine Vernunft zur Erreichung ihrer Zwecke in der Geschichte der Menschheit bedient. In solchen hervorragenden Männern aber bleibt ein innerer Bruch; das Märtyrerthum wird ihnen nicht erspart, welches darin liegt, daß sie selbst die Verantwortung für ihre Thaten tragen, und daß diese Thaten wie die Eingriffe elementarischer Gewalten schweres Elend über eine große Zahl von Menschen brachten.

Die Mittheilungen Bruno Bauer's aus der Schrift Hesekiel's bringen meist Bekanntes; vieles aus den Tagebüchern von Moritz Busch hätte dazu beigetragen, das Charakterbild des Fürsten Bismarck zu ergänzen; doch auf so untergeordnete Verdienste wie dasjenige einer künstlerischen Charakterzeichnung kommt es ja der Kritik nicht an; sie läßt nur Streiflichter auf den Charakter fallen, soweit dadurch zugleich Beziehungen illustrirt werden, welche der Kritik von Wichtigkeit sind. Auch das Werk von Hesekiel stellt den Fürsten in einer eigenartigen Beleuchtung hin: in der Beleuchtung des specifischen Preußenthums. Hesekiel, der Verfasser so vieler Romane aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte, die aber nicht die Objectivität der Dichtungen von Wilibald Alexis besaßen, sondern den Tic des märkischen Junkerthums und einen beschränkten tendenziösen Localpatriotismus athmen, gehörte zu einer Partei, welche das Preußenthum um jeden Preis rein und unbefleckt von den deutschen Tendenzen erhalten will. Da aber mit solcher unbefleckten Empfängniß ein deutsches Kaiserthum nicht ins Leben treten konnte, so hatte die Verkündigung desselben die vollständige Umstimmung Hesekiel's zur Folge, dem allerdings schon bei Abschluß seines Werkes Zweifel an der preußischen Correctheit seines Helden aufgestiegen waren; er sah in dem deutschen Kaiserthum nur den Untergang Preußens und seines glorreichen Königthums; ganz wie Louis Schneider, der, soviel an ihm war, das deutsche Kaiserthum nie anerkannte. „Hesekiel erging es", sagt Bruno Bauer, „wie dem Dichter Virgil, und er hätte wie dieser sein prosaisches Epos von dem Stifter des neuen Bundes gern verbrannt, wenn solch ein Opfer des Mismuths über ein verfehltes Unternehmen bei der weiten Verbreitung seiner Arbeit möglich gewesen wäre. Am schmerzhaftesten wird ihm die Gewißheit gewesen sein, daß sein Held das unglückliche Epos keineswegs als ein zweiter Augustus dem Flammentode entrissen hätte."

Wieder in einer andern Beleuchtung als in derjenigen des naiven, etwas urweltlichen Preußenthums erscheint Fürst Bismarck in der Schrift von Ludwig Bamberger; es ist dies die Beleuchtung der nationalliberalen Partei, welche fast ein Jahrzehnt hindurch zu den Kampfgenossen des Fürsten gehörte. Dies war schon an und für sich eine parlamentarische Anomalie. Fürst Bismarck ist stets ein entschiedener Tory gewesen, und es wäre im Lande der Erbweisheit eine Unmöglichkeit, daß ein solcher mit einer whiggistischen Majorität regiere. Es gehört das zu den Naivetäten eines in der Wiege liegenden Parlamentarismus oder vielmehr, es handelte sich zunächst um eine Staats- und Reichsgründung, bei der die verschiedenartigsten, aber von der gleichen nationalen Begeisterung getragenen Elemente Hand in Hand gehen konnten. Die Ehe zwischen Bismarck und den Nationalliberalen nennt Bruno Bauer eine kummervolle, die sich bis auf diesen Augenblick in dem ewigen Kreislaufe von Mishandlungen und Empörungen und Versöhnungsscenen abspinne. Der Standpunkt der Bamberger'schen Schrift ist eigentlich derjenige, daß Fürst Bismarck nach außen große Siege erfechten, in der innern Politik aber den Nationalliberalen freie Hand lassen möge. Wie wenig dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, haben die letzten Jahre bewiesen.

Cherbuliez citirt in der „Revue des deux Mondes" das Urtheil eines preußischen Altliberalen über den Fürsten Bismarck: „Ein Stück Corpsbursche von der

Hochschule, ein Stück Junker vom Lande, ein Stück Lieutenant von der Garde, dazu noch Diplomat, Autokrat und Revolutionär: alle diese Ingredienzen mit so viel Humor und Phantasie gewürzt, daß aus ihnen manchmal ein Dichter wird." Bruno Bauer selbst aber ergänzt dies an Contrasten reiche Charakterbild mit den Worten: „Nonchalance und Courage, Zwecklosigkeit und Berechnung, die Welt laufen lassen und Kritik, Glück und Verstand, Ruhe des Abwartens und Bereitschaft zum Eingreifen, Uebermuth und Absicht, Gleichmuth und durchdachte Intriguen sind bei ihm nur wechselnde Metamorphosen eines und desselben Gemüthszustandes." Das Bild des persönlichen Charakters wird später noch ergänzt durch den Hinweis auf die rastlose Abarbeitung des Staatsmannes in Bewältigung seiner Riesenaufgaben, welche zugleich den raschen Verbrauch der andern Kräfte der Regierung und der in Dienst genommenen Parteien zur Folge hatte.

Welches aber ist das Bild des Staatsmannes, das Piedestal seiner Größe? Hier begegnen wir der Grundanschauung des Kritikers, daß unser Zeitalter das Zeitalter des Imperialismus und daß Bismarck der Hauptvorkämpfer dieser neuen Aera ist. Durch das ganze Werk ziehen sich Parallelen mit dem römischen Imperatorenthum, welche Bruno Bauer indeß jeder Gehässigkeit entkleidet, indem er die politische Bedeutung dieser Cäsaren in erste Linie stellt und auf die Mythologie des Despotenthums, mit welcher ihr Bild umrankt ist, durchaus keine Rücksicht nimmt. Diese Parallelen sind bisweilen schlagend, oft auch gesucht und unzutreffend. Die Kritik aber fällt durch dieselben aus der Rolle der ihr allein zukommenden Sachlichkeit, welche die geschichtlichen Vorgänge pragmatisch entwickelt, den Entstehungs- und Zerstörungsproceß neuzeitlicher Bildungen belauscht und vor unsern Augen in ihrer dialektischen Retorte wiederholt. Der Parallelismus ist ein Spiel geistreicher Köpfe, ein Auffinden von Aehnlichkeiten zwischen zwei gegebenen Größen, von denen die eine neben die andere doch nur durch einen Act genialer Willkür gestellt wird, den dann der erfinderische Scharfsinn zu rechtfertigen sucht.

In der That verwickelt sich Bruno Bauer mit seinem Stichwort des „Imperialismus" in zahlreiche Inconsequenzen, um so mehr, als er dasselbe nicht genau erklärt und oft dort in Anwendung bringt, wo es nach der üblichen Ausdrucksweise durchaus nicht hingehört, wie z. B. bei der Kritik der innern englischen Politik. Wenn ihm aber die Bismarck-Aera die Aera eines „Imperialismus" ist, der sich auf einem slawischen, aber germanisirten Boden erhoben hat, wenn er im Schlußkapitel dieser Centralisation, mag sie nun rascher oder langsamer vorschreiten, die Zukunft vindicirt: warum spricht er von einem Verfall der Bismarck-Aera? Und die Zukunft gehört ja nach Bauer's Ansicht dem Imperialismus, eine weithin reichende Zukunft, denn wir befinden uns ja noch in den Anfängen des römischen Triumvirats. Die großen Machtcentren, Wien, London und Petersburg streiten um den Rang. Eine Fortsetzung der geschichtlichen Parallellinien würde aber nothwendig zu einem einheitlichen Imperialismus für ganz Europa führen; eine Ungeheuerlichkeit, für welche Bruno Bauer selbst auf seiner prophetischen Palette keine Farben hat.

Verwundern muß es nur, daß sein Zukunftglaube nicht durch die Thatsachen

erschüttert wird, die sich gegenwärtig in Frankreich vollzogen haben. Dieser Staat, der einzige, für welchen die Parallelen mit dem römischen Cäsarenthum stichhaltig waren, solange er unter der Herrschaft der Napoleone stand, hat jetzt nach langen Schwankungen definitiv mit dem Imperialismus gebrochen; in der consolidirten Republik der Republikaner ist kein Platz mehr für ihn; sollte Bruno Bauer nicht einsehen, daß sein Register wie dasjenige Spiegelberg's ein Loch hat?

Die Parallele zwischen den Napoleonen und den Cäsaren ist, wie oben erwähnt, eine augenfällige und keine neue. Napoleon III. erscheint indeß bei Bruno Bauer nur als der Gehülfe Bismarck's. Der Kaiser, ein so „wunderbarer Verschwörer" er war, so sehr er seine Gedanken verbarg und seine Schritte verstellte, arbeitete nur für den Minister. Er hatte seine Bomben des Nationalitätsprincips, des allgemeinen Stimmrechtes und der Annexion gegen Oesterreich in Italien geschleudert und wollte diese Maschinerie der Centralisation auch in Deutschland spielen lassen; daher sein Erscheinen auf dem Deutschen Fürstentage in Baden 1860, seine Zusammenkunft mit König Wilhelm in Compiègne. Bismarck war der Erbe des von Napoleon eingeleiteten deutsch-französischen Handelsvertrags, der Frankreichs Wohlwollen sicherte, den Zutritt Oesterreichs unmöglich machte und Preußen zum Haupt von Kleindeutschland erhob. Die Anerkennung Italiens durch Rußland, den zweiten Stein, den Fürst Bismarck auf dem Bret seiner auswärtigen Politik hatte, war sein Gegendienst.

„Es war ein Glück für Bismarck", fährt Bruno Bauer fort, „daß Napoleon, während der preußische Conflict wegen der Durchführung der Militärorganisation tobte, seine geistigen und militärischen Kräfte in dem mexicanischen Abenteuer und in dem Depeschenwechsel wegen der polnischen Autonomie verzettelte, also den politischen Markt, auf dem er mit dem preußischen Minister handeln und ihn womöglich überlisten wollte, nicht mehr beherrschen konnte; auch ein Glück, daß der Retter des Nationalitätsprincips sich den Anträgen Englands zur Unterstützung Dänemarks in der schleswig-holsteinischen Sache entzog. Nach dem Anbruch der mexicanischen Katastrophe blieb ihm nur noch die Hoffnung auf das Chaos übrig, welches er sich von dem Bismarck'schen Unternehmen gegen Oesterreich versprach." Als Napoleon zum Lohn für seine Hülfsleistung einen Theil des deutschen Rheinufers verlangte, da spielte Bismark wieder Rußland gegen Frankreich aus; und als der Kaiser für die verlorene Partie durch den großen Krieg von 1870 sich rächen und einen glänzenden Gewinn einheimsen wollte, da ward auf dem Schlachtfelde die Bismarck'sche Politik gekrönt.

Daß Napoleon III. der unfreiwillige Gehülfe Bismarck's gewesen, ist durch geschichtliche Thatsachen hinlänglich festgestellt: dieser Abschnitt des Bruno Bauer'schen Werkes bietet kaum etwas Neues. Wohl aber ist dies der Fall mit allen Kapiteln seiner Schrift, in denen er die Bismarck'schen Annexionsbestrebungen mit denen Friedrich Wilhelm's II. in Eine Linie setzt. Er eröffnet hier, neben der cäsarischen, eine neue geschichtliche Parallele, die zunächst befremdend wirkt; denn man hat das Zeitalter dieses Königs stets als das ruhmloseste in der neuern preußischen Geschichte betrachtet. Nun kann zwar auch Bruno Bauer nicht leugnen,

daß die äußern Erfolge dieser Regierung nirgends glänzende waren; wenn aber der Satz seine Gültigkeit behaupten soll: in magnis voluisse sat est, so kann den Intentionen der damaligen preußischen Machthaber eine gewisse Größe nicht abgesprochen werden. Schon Ludwig Häusser hat in der tiefsten Erschöpfung Preußens unter Friedrich Wilhelm II. und in dem Rückzuge der preußischen Armee hinter die Demarcationslinie des Jahres 1795 das Vorbild des künftigen deutschen Kaiserthums unter preußischer Spitze gesehen. Auch Bruno Bauer will in den Festsetzungen des Baseler Friedens das Zeugniß für eine Bestimmung Preußens sehen, die auch durch die unglücklichste Regierung eines seiner Fürsten nicht verdorben werden konnte. Dem Charakter desselben rühmt er indeß weiche und zarte Empfindung und liebenswürdige Menschlichkeit nach; auch sei er nicht unselbständig in seiner Politik gewesen; die schnellen Wechsel im Laufe derselben seien mehr aus seiner sanguinischen, sich bald erschöpfenden und ermattenden Natur, als aus der innern Unhaltbarkeit seiner Unternehmungen entsprungen. Sein Premierminister Herzberg wollte Preußen über das Fridericianische Niveau erheben, in Deutschland zum Schiedsrichter, in Europa zum Dictator machen, im Westen England zur Demüthigung Frankreichs an Deutschland ketten, im Osten Rußland niederhalten und womöglich in die Steppen der Wolga zurückwerfen. Der unblutige Siegeszug nach Holland, die Politik in den lütticher Unruhen, die Intervention in Belgien, die gegen Oesterreich gerichtet war, die Nährung der Unruhen in Galizien und Ungarn, die Annäherung an Polen: das waren ebenso viele Schachzüge dieser Politik. Bruno Bauer verwandelt sich hier ganz in den Historiker: die Kapitel seines Werkes, in denen er den Kampf Friedrich Wilhelm's II. gegen die Revolution schildert, sind Ergänzungen und Kritiken des Sybel'schen Werkes und nur sehr unorganisch in eine Schrift über die Bismarck-Aera eingefügt. Interessant ist die Charakteristik Danton's, der als die Hauptstütze der preußischen Politik in Frankreich hingestellt wird: ja im Baseler Frieden wird noch das Wirken seines Geistes begrüßt. Danton war, nach Bruno Bauer's Darstellung, in noch weit höherm Maße als Mirabeau ein Verräther an der Revolution, eine Lärmglocke zum Schein, ein Redner, der die Demokratie durch Kraftsprüche bezauberte, der den Volkston im höchsten Grade übertrieb, um die bürgerlichen Besitzer gegen die Revolution aufzureizen. Die Dantonistische Verschwörung war also keine Sage der Robespierre'schen Partei, sondern sie hatte im In- und Auslande große Dimensionen angenommen; ihr letztes Ziel war die Wiedereinführung des bourbonischen Königthums. Gegenüber der Thiers'schen Legende, an welche sich auch Sybel anschließt, hält Bruno Bauer das Charakterbild Danton's aufrecht, welches er aus mehrern Memoirensammlungen jener Zeit geschöpft hat. Ein so planmäßiger Verschwörer ist aber Danton sicher nicht gewesen, wenn er auch ruckweise Anläufe zu Verhandlungen mit den Invasionsmächten nahm, für seine eigenen Interessen in Belgien eigennützig sorgte, überhaupt dem Lebensgenuß im großen Stil zugethan war, und wenn er auch zuletzt den Terrorismus der Revolution ermäßigen wollte. Was übrigens Danton's Medaillon mit so scharfer Prägung in dem dialektischen Fries soll, der sich um die Bismarck-Aera windet, ist nicht recht abzusehen.

Im ganzen, meint Bruno Bauer, gewinnen wir in der Betrachtung der diplo-

matischen Wagnisse des Königs Friedrich Wilhelm an Kenntniß und Verständniß unserer Zeit. „Beide Zeitalter gehören zusammen wie der erste Versuch zur vollendeten Ausführung. Die Anregungen, Funken, zuweilen auch Blitze, welche Friedrich Wilhelm seit dem Beginn seiner Regierung nach den äußersten Spitzen des Festlandes, von Amsterdam und Brüssel nach Konstantinopel, von Wien und Pest bis nach Stockholm, Warschau und Petersburg verbreitete, manchmal auch schleuderte, zeichneten die Grundlinien, welche die Bismarck'sche Aera ausgefüllt hat. Der Friede von Basel, in welchem der genannte König das Schutzamt über die deutschen Fürsten und Stände im Norden des Rheins gewann, war die Skizze des spätern Norddeutschen Bundes."

Weit zurück in die Geschichte greift Bruno Bauer auch, wo er das preußisch-russische Verhältniß darstellt; er beginnt diese Darstellung mit der Zeit des Siebenjährigen Krieges. In seiner Schrift „Rußland und das Germanenthum" hatte der Philosoph Rußland als das künftige Verhängniß Europas geschildert: es ist begreiflich, daß er auch in seiner neuen Schrift diesen Staat in den Vordergrund stellt. Rußland als die drohende Gefahr für das Germanenthum — das ist nach wie vor ein Dogma der absolnten Kritik; sie glaubt nicht daran, daß dieser Staat ein Koloß mit thönernen Füßen sei; selbst die innere Unterwühlung desselben durch den Nihilismus macht sie nicht irre. Alles, was an den Nihilisten Entsetzen erregt, Glaube an die eigene Mission, Grausamkeit der Consequenz, Unerschrockenheit der Nivellirungssucht seien auch die Actionsmittel der Kaiser gewesen, welche das neue Rußland schufen. Bruno Bauer nimmt an, daß die Nihilisten sich mit den nationalen Parolen befreunden werden. „Hat Deutschland die Burschenschafter und deren Nachfolger in Diener des Deutschen Reiches umgewandelt, so wird Rußland bei seiner leidenschaftlichen Energie seine Freiheitshelden noch eher verdauen und aus dieser Speise eine höhere Kraft ziehen." „Die ernsteste Kriegsgefahr bereitet sich in Rußland vor."

Bisher hat zwar Fürst Bismarck über seine Nebenbuhler an der Newa einen diplomatischen Triumph nach dem andern gefeiert. Die Chronik dieser Triumphe enthält der Abschnitt „Das preußisch-russische Verhältniß". Wenn Gortschakow bis 1866 über die politischen Schwänke des Herrn von Bismarck gelacht hat, so hatte er schon damals wenig Grund dazu: später wird ihm wol das Lachen vergangen sein. Bismarck näherte sich Rußland in einer Zeit, in welcher zwischen den beiden Höfen eine „ziemliche Verstimmung" herrschte; denn der Kaiser Nikolaus hatte Preußen mehrfach brüskirt. Bismarck brachte „persönlich bessere Traditionen in Bezug auf Rußland von Petersburg nach Berlin", er schloß 1863 mit Rußland den Vertrag ab gegen den polnischen Aufstand. Der Lohn dafür war Rußlands wohlwollende Neutralität während des Dänischen Krieges. Gortschakow lachte über den kleinen Gerngroß Preußen, als Bismarck den Schlag gegen den deutschen Bundestag führte und Oesterreich den Krieg erklärte; doch die Schlacht bei Königgrätz änderte die Stimmung an der Newa wie an der Seine. Beide Machthaber kamen zu spät, um ihren Einfluß zur Geltung zu bringen: inzwischen suchte Mantenffel den Zaren über die Vortheile aufzuklären, welche dem Russenreiche die Erweiterung der deutschen Macht Preußens bringen könne. „Die Erfahrung,

welche der König von Hannover mit seinem Hülfsgesuch bei Kaiser Alexander nach den nikolsburger Festsetzungen machte, beweist, daß Rußland ein sichtbares Hervortreten seines frühern Einflusses in deutsche Verhältnisse gegenüber der Bismarck'schen Dictatur für unfruchtbar und nutzlos hielt. Ihm genügte als Ersatz die Ueberwachung Oesterreichs durch Preußen; für diese Unterbindung seines Rivalen an der untern Donau und in Stambul opferte es gern eine Einwirkung auf die deutschen Mittelstaaten, die bei den erweiterten politischen Verhältnissen doch nur zu kleinen Triumphen führen konnte, und vergalt Preußen seine Dienste an Oesterreich durch die Bewachung desselben im Kriege des Jahres 1870. Aber hier erfuhr es ebenso schnell die Enttäuschung, die es mit Napoleon III. im Deutschen Kriege von 1866 erlitten hatte. Die schnellen Siege der deutschen Waffen und der Sturz des Kaisers der Franzosen in den ersten Wochen des Feldzugs machten durch seine Rechnung einen Strich. Es hatte Frankreichs militärische Kraft überschätzt, einen langen Feldzug und eine Ermattung der beiderseitigen Kräfte erwartet, die ihm an der Spitze der Neutralen den Schiedsspruch übertragen hätte." Um eine kleine Frucht für seine Neutralität einzuheimsen, kündigte Rußland am 31. Oct. 1870 die Bestimmung des Pariser Vertrags von 1856, welche Rußlands Macht auf dem Schwarzen Meere einschränkte. Bismarck war durch diesen Schritt unangenehm überrascht: der Mismuth der russischen Regierung über die deutschen allzu raschen Siege sprach sich dann in einer sehr freundschaftlich gehaltenen und von dem Geschäftsträger Chaudordy in gleichem Sinne erläuterte Note an die Regierung von Tours aus. Die Interessen Frankreichs und Rußlands seien dieselben und müßten nothwendig zu einer dauerhaften Allianz führen. Damit war die für Deutschland bedrohlichste Constellation angedeutet, welche jetzt die Befürchtungen unserer Politiker wach hält.

Es war gewiß ein wahrer Herzenswunsch Bismarck's, den er am 10. Sept. 1872, zur Zeit als die drei Kaiser sich in der Spreestadt die Hand reichten und einige laue Friedenslüfte wehten, gegen die Väter der Stadt aussprach, die ihn zum Ehrenbürger erwählt hatten: „Er würde nichts dagegen haben, wenn nach dem Großen, was man erlebt, die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben scheine." Bruno Bauer vergleicht ihn deshalb mit einem Reichsstifter der Urzeit und Streiter vor dem Herrn, mit Josua, dem Sohne Nun's, der im Genuß eines großen Erfolgs dem Zeitlaufe gebot, innezuhalten, und in Gegenwart der Kinder Israel rief: „Sonne, stehe still zu Gibeon und Mond im Thale Ajalon!" In Petersburg verstand man diesen Stoßseufzer wohl, doch man war dort entschlossen, energisch vorzugehen. Es fehlte inzwischen nicht an Friedensversicherungen und Kanzlerconferenzen; doch bei mehrfachen Gelegenheiten zeigte Bismarck deutlich genug, daß er eine Beschädigung Oesterreichs in orientalischen Fragen nicht zugeben werde. Was weiter erfolgte, nachdem aus dem „bischen Herzegowina" der große Russisch-Türkische Krieg entbrannt war, der Berliner Congreß und die Annullirung des Vertrags von San-Stefano ist zu lebendig in der Erinnerung der Zeitgenossen und in unserer Zeitschrift zu eingehend erzählt worden, um es an der Hand der Bruno Bauer'schen Auseinandersetzungen zu wiederholen. Das Resultat derselben ist, daß der von Bismarck gewünschte Stillstand der Weltgeschichte sich zunächst in eine

Stockung des russischen Vormarsches, damit aber auch in ein dichtes Aneinanderrücken der Militärmächte verwandelt habe, aus welchem die nächsten Verlegenheiten und Beklemmungen der neuen Aera erwachsen werden.

Die Beziehungen der Bismarck-Aera zu Frankreich hatte Bruno Bauer schon in seinem Kapitel über „Napoleon III." erörtert. Er kommt indeß in vielen andern Abschnitten auf Frankreich zurück und ertheilt überall dem französischen Nationalcharakter den Vorzug vor dem deutschen. Dabei geht er auf frühere Zeiten und auf Urtheile des Patrioten Arndt zurück. „Kein Volk versteht es wie die Franzosen, Unglück zu ertragen. Wenn sie gewaltig und übermüthig im Genuß sind, so sind sie auch tapfer und großmüthig im Entbehren." Dem Franzosen räumt Bruno Bauer die größte „Herzensgüte" ein und meint, daß der Franzose gerade dadurch zum schöpferischen Organ der Revolution geworden ist; jene Aeußerungen der innern Güte sind bei dem Franzosen unmittelbar Erscheinungen einer reichbegabten Natur. Ihm ist die echte Freudigkeit eigen. Den freudigen Regungen seines Innern entspringt das Ideal, nach dem er seine Umgebung gestalten will — freudig unterzieht er sich dem Kampfe mit dem Widerstande, den er bei seinem Werke findet — freudig geht er dafür in den Tod.

„Wir haben zahlreiche Ausführungen deutscher Zeitgenossen und Augenzeugen der französischen Schreckenszeit, die alle in dem Satze zusammentreffen, daß dem Deutschen sowol die ideale und theoretische Schwungkraft zur nachhaltigen und jahrelangen Begeisterung und Mitwirkung für eine Erneuerung seiner öffentlichen Zustände fehlt, als auch das praktische Schick, sich hier, sei es als Anhänger, sei es als Gegner der Neuerung in die durch dieselbe bewirkte Nothlage zu finden und sich allenfalls eine eigene, selbständige Position zu schaffen."

Wenn diese Charakterzeichnung zutreffend wäre, so müßte die Schuld an der behaupteten Versumpfung der Bismarck-Aera jedenfalls mit an dem deutschen Nationalcharakter liegen, dessen Verdrossenheit und Neigung zur Verstimmtheit eines nachhaltigen Aufschwungs unfähig ist. Wenn man indeß auch gegen das fortwährende Anstimmen des Triumphliedes: „Wie wir es jetzt so herrlich weit gebracht", und gegen manche Aeußerung nationaler Selbstüberhebung, die in den letzten Jahren laut geworden ist, protestiren muß: so ist doch die Auffassung des Kritikers, welche den Deutschen die freudige Begeisterung für das Ideal und die nachhaltige Anhänglichkeit an dasselbe abspricht, eine durchaus einseitige; wie es denn überhaupt zu den Schattenseiten seines Werkes gehört, daß er für die positiven Lebensmächte des deutschen Geistes, die so oft und auch in neuester Zeit sich schöpferisch bewährt haben, fast gar kein Verständniß zeigt. Die lebensvollsten Gestalten verflüchtigen sich unter seinen Händen alsbald zu Bewohnern jener Schattenwelt, welche der Vampyr der kritischen Kritik mit den Lebendigen bevölkert, denen er die Seele ausgesogen hat.

Die Versumpfung der Bismarck'schen Aera wird nun in einer Reihe pessimistisch gefärbter Kapitel geschildert. „Lasciate ogni speranza voi che entrate", das ist das Motto, welches jedes dieser Kapitel schmücken könnte: „Ruhm und Hunger",

„Die deutsche Gewerbenoth in der Bismarck'schen Aera", „Die deutschen Musen in der Bismarck'schen Aera".

Das erste Kapitel handelt vom deutschen Nothstand, wiederum mit historischen Rückblicken. Er citirt den preußischen Geschichtschreiber von Baczko, welcher erwähnt, „daß nicht ohne beigemischte Bitterkeit bei unsern Vorfahren das Gute gebildet ward, dessen sich die Enkel freuen", und deutet an, daß bisher der Augenblick noch nicht gekommen ist, wo der Enkel die mit den Entbehrungen und Opfern der Vorfahren erkaufte Größe „ohne Bitterkeit" genießen, zum Athemholen und zur Gründung eines sichern Wohlstandes gelangen könne; er citirt eine Schrift aus dem Jahre 1795: „Ueber die politische Lage und das Staatsinteresse Preußens", in der es heißt: „Dadurch, daß wir uns überall einen höhern Rang in Europa anmaßen, als wir haben sollten, uns in alle europäische Händel mischen, große Reiche theilen, andern großen Reichen Regierungsverfassungen vorschreiben, setzten wir uns in die Nothwendigkeit, nie herabspannen zu können, und gleichen wir immer den Leuten, die, um mit vier Pferden fahren zu können, zu Hause mit Weib und Kindern von Kartoffeln leben." Die Nationalliberalen beschuldigt Bruno Bauer, daß sie den Nothstand verleugnet haben; der Regierung selbst aber bleibt nach seiner Ansicht nichts übrig, als die Quellen angeblich reicher Erträge zu centralisiren und monopolisiren, und kolossale Arbeitsstätten zu errichten.

Dieser ganze Abschnitt hat eine etwas vage Fassung, da der Autor sich auf nähere Bestimmung des Nothstandes nicht einläßt, sondern nur im allgemeinen „den Steuerdruck" darunter versteht. Weit einleuchtender ist die melancholische Beleuchtung deutscher Gewerbeverhältnisse im folgenden Artikel, weil sich hier die Darstellung auf namhafte Gewährsmänner stützt, welche manche der schweren Anklagen gegen die deutsche Industrie mit ihrem Ansehen stützen. In der Einleitung zu diesem Kapitel richtet Bruno Bauer seine Pfeile wiederum gegen die deutschen Professoren, die er am consequentesten mit seinem Uebelwollen verfolgt: es sind dies nächst Sybel vor allem Mommsen und Du Bois-Reymond. Er geißelt den überschwenglichen Ausdruck des Nationalstolzes, dessen sie sich schuldig gemacht, die Franzosenfresserei, die in unsern Nachbarn nur Rothhäute sieht, und den ganzen Byzantinismus der deutschen Gelehrten: er entwirft dagegen ein düsteres Bild deutscher Geschäftskunde und deutschen Gewerbfleißes. Unfähig sei unser Volk gewesen, den Goldstrom, von dem es plötzlich überflutet wurde, zu verdauen; die kleinen und mittlern Kapitalien hätten im Glauben an den unvergänglichen Zauber der Milliarden sich zu wüsten Vereinigungen zusammengezogen und endlich mit diesen in gemeinen Häckerling verwandelt; diejenigen Deutschen aber, die sich mit ihren Gründungen zu Regulatoren der Milliardenüberschwemmung aufgeworfen, hätten mit ihrem Putz, den sie in finanziellen Dingen höher begabten und ausgebildeten Nationen entlehnt, die Rolle jener Häuptlinge des dunkeln Afrika gespielt, die stolz daherschreiten, wenn sie sich den Hut eines englischen Kapitäns aufstülpen und ihre Achseln mit dessen Epauletten schmücken. Aber hätten sich auch plötzlich infolge der Milliarden die deutschen Fabrikate vermehrt, es hätte ihnen der Markt, der Absatz gefehlt; es sei immer die Frage gewesen, wo die neuen Welttheile lägen, welche sie aufgenommen. Im Gegentheil seien allmählich aus Südamerika

und Ostasien Unglücksposten gekommen, daß die deutschen Fabrikate ihren dortigen Markt durch die bessern Leistungen der Franzosen, Engländer und Nordamerikaner verloren hätten. In der That beweisen trübe Mittheilungen aus Columbia, Montevideo, Mexico und dem Kaukasus, daß die Klagen über die Unreellität der deutschen Waarensendungen allgemein seien. „Billig und schlecht" war das Urtheil der nordamerikanischen Presse über die deutschen Leistungen bei der Ausstellung in Philadelphia 1876. Von der berliner Gewerbeausstellung 1879 sagte Julius Lessing, daß viele Gruppen derselben uns deutlich zu Gemüthe führten, welche große Arbeit noch vor uns liege, bis wir auf allen Gebieten mit den Nachbarn gleichen Schritt halten könnten. Bruno Bauer geht hier sehr ins Detail: die schlechten Instrumente des Meteorologischen Instituts in Berlin, selbst das schlechte Papier der deutschen Standesregister muß die Gewerbenoth in der Bismarck'schen Aera beweisen helfen. Diese Anklagen sind insofern einseitig, als diese Aera die Missstände im deutschen Gewerbe doch nicht geschaffen, sondern überkommen hat; einen Verfall früherer Blüte weist auch die absolute Kritik nicht nach.

Wenn sie sich aber den deutschen Musen zuwendet, so begibt sie sich auf ein Gebiet, das ihr durchaus fern liegt; denn gerade die schöpferische Inspiration kann sie in ihren Kategorien nicht unterbringen. Auch liegen ihr alle ästhetischen Maßstäbe fern: sie kennt nur den Maßstab der Culturgeschichte. Bruno Bauer spricht von „einer kurzen Blüte" unserer Literatur und versteigt sich hierbei zu der abnormen Behauptung, daß die deutsche Literatur der letzten drei Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts so gut wie vergessen sei. Gegenüber der Classicitätsmanie unserer Zeit, den unzählbaren Ausgaben unserer Classiker, besonders nach Erlöschen des Cotta'schen Privilegiums, gegenüber dem classischen Repertoire, das an allen Bühnen gepflegt wird und in welches sogar classische Dichtungen ohne jede Bühnenmöglichkeit gewaltsam eingefügt werden, ob ihnen auch alle poetischen Gelenke zerbrechen und die Langeweile des Publikums die Kosten dieser theatralischen Glorification, mehr der Intendanten als der Classiker, tragen muß: gegenüber allen diesen Thatsachen ein unglaublicher Orakelspruch aus dem olympischen Gewölk der absoluten Kritik, die mit dem Irdischen nichts gemein hat! „Die Hauptmasse der sogenannten classischen Literatur sei in den Citatenschatz des deutschen Volkes herabgesickert", behauptet sie, mit vollständiger Unkenntniß der Pflege unserer Classiker auf allen Schulen, von den Universitäten bis zu den Volks- und Dorfschulen herab, und der fortwährenden Allgegenwart der classischen Gestalten auf allen deutschen Bühnen. Die Hauptsache ist, Bruno Bauer hat eine geringe Meinung von unsern classischen Dichtern: er verräth dies sehr deutlich, wenn er Meisterwerke der Sprache und Composition, Moritz' „Anton Reiser", „Jung-Stilling's Leben" hoch über Goethe's „Werther" stellt. Und wenn er die Blicke zurückschweifend auf den Werken verweilen läßt, welche die Zeitgenossen gefesselt und entzückt haben, so erwähnt er nicht „Götz", nicht „Werther", nicht die „Räuber" oder ein späteres Schiller'sches Drama, sondern Lafontaine's Romane für das Zeitalter Friedrich Wilhelm's II., und Clauren's „Mimili" für die Zeit nach dem Frieden des Jahres 1815.

Die absolute Kritik kennt die Musen der Bismarck'schen Aera gar nicht oder

nur aus zufällig in ihre Hände gelangten Zeitungsausschnitten, besonders aus dem Feuilleton der „National-Zeitung". Kein Wort über Wilbrandt und Hamerling, über Freytag und Ebers, über Paul Lindau und die neuere Dramatik. Gerade vom Standpunkte des Culturhistorikers, den Bruno Bauer im Anfang seines Kapitels so scharf betont, mußte er doch Romane würdigen, die in Auflagen von 20000 Exemplaren im Publikum verbreitet sind, und Stücke, die über alle Bühnen gehen; mochte er immerhin ihren Werth kritisch verflüchtigen und sie als Kinder oder Stiefkinder der Bismarck'schen Aera an die Wand drücken. Statt dessen will er den Nachweis liefern, daß die „patriotische Phrase" auf der Bühne herrsche, und klammert sich dabei an ein Stück von Felix Dahn: „Deutsche Treue", das am berliner Hoftheater ein paarmal und sonst so gut wie gar nicht gegeben worden ist. Er hätte im Gegentheil den Beweis führen müssen, daß die patriotische Phrase, ja sogar der patriotische Geist auf den Bühnen des wiedergeborenen Deutschen Reiches gar keinen Anklang findet, wohl aber die „unpatriotische Phrase", wie die Verherrlichung französischer Dichtung auf Kosten der deutschen in Paul Lindau's „Maria Magdalena", einem Zugstück des berliner Hoftheaters, das über alle Bühnen ging. Wenn aber Bruno Bauer das theatralische Primat der aus Ziegelsteinen hergestellten und mit Gipsstuccatur ausgeschmückten Palmyra des Nordens bezweifelt, wenn er den vollkommenen Niedergang der berliner Posse und besonders die Herrschaft der französischen Dramatik constatirt, so ist er durchaus in seinem guten Rechte. „Was das Theaterpublikum ergreift, packt, auch wol foltert, aber doch lebhaft beschäftigt", sagt er, „ist französischen Ursprungs. Die Gelübde des Juli 1870, die feierlichsten Versprechungen, dem welschen Wesen zu entsagen und echt deutsche Werke zu schaffen, waren bald vergessen." Eine Zeit der deutschen, von allen Flecken der französischen Geistesherrschaft befreiten Originalproduction, das von den Gelehrten der berliner Universität verheißene Perikleische Zeitalter ist nicht eingetreten. Von einem Siege deutscher Cultur kann allerdings, wie auch Nietzsche ausführt, nicht die Rede sein, weil die französische Cultur fortbesteht wie bisher und wir von ihr abhängen wie bisher. Wir haben uns über die Abhängigkeit der deutschen Literatur besonders der deutschen Bühne von der französischen so oft und eingehend ausgesprochen, daß wir hier blos auf diese Artikel zu verweisen brauchen.*) Neuerdings hat das unglaubliche Glück, das Emile Zola's Schmutzroman „Nana" diesseit des Rheins gemacht, und die Beeiferung angesehener Zeitungen und Zeitschriften, diesen kecken Südfranzosen, den der Erfolg, der ausschlaggebende Factor der jüngsten Epoche, mit einem Glorienschein umgeben hat, als Mitarbeiter zu engagiren, einen neuen demüthigenden Beweis der sklavischen Abhängigkeit des deutschen Geistes von dem französischen gegeben.**)

Nicht minder unerfreulich erscheinen der absoluten Kritik die musikalischen Zustände der neuen Aera. Sie berichtet über neue Opern: Ignaz Brüll's „Land-

*) Vgl. „Das literarische Franzosenthum in Deutschland" („Unsere Zeit", Neue Folge, IX, 1., 721 fg.); „Französische Stücke auf deutschen Bühnen" (ebend., XV, 2., 561 fg.).

**) Vgl. „Ein französischer Sensationsroman" („Unsere Zeit", 1880, I, 661 fg.).

frieden", Kretschmer's „Folkunger", Rubinstein's „Ferramors", Friedrich Hofmann's „Armin", Goldmark's „Königin von Saba", über Quartette von Raff und Rubinstein, und findet überall, im Anschluß an die Kritik der „National-Zeitung", nur rhetorische Phrasen, Sucht nach Effecten, Freude an den grobkörnigsten materiellen Wirkungen, hohle, kahle Rhetorik. Der Enthusiasmus für Etelka Gerstel zeigt ihm die echt cäsarische Zeitstimmung des berliner Publikums und seine Flatterhaftigkeit; denn nach der Wiederkehr der Sängerin war jene Begeisterung so gut wie verraucht.

Doch wenn der Kritiker auf seinem Observatorium mit Hülfe des von der „National-Zeitung" entlehnten Fernrohrs die Wandelsterne der kleinsten Art und die vagirenden Kometen der Musik ins Auge faßt: wie konnte er hier den musikalischen Meister der Bismarck-Aera, den Veranstalter der neuen olympischen Festspiele, die vor dem Kaiser und den Fürsten des Reiches in Scene gingen, wie konnte er Richard Wagner, dem eine fanatisch begeisterte Jüngerschaft für den Wolkenritt in den künstlerischen Olymp den Bügel hält, unerwähnt lassen? Er erwähnt ihn an einer andern Stelle, wenn er davon spricht, daß unsere Gegenwart etwas wie eine Götterdämmerung ahnt. „Das Vorgefühl der nahen Krisis erklärt zum Theil ihre innern Beängstigungen; der Anklang an diese Ahnungen erläutert den Eindruck, den Richard Wagner's dramatisches Bild altgermanischer Götterkrisis auf die Zeitgenossen gemacht hat, und auch diejenigen, welche der musikalischen Durchführung des Unternehmens nicht durchweg zustimmen, erkennen es doch an, daß der Künstler energisch ergriff, was die Seele der Gegenwart bewegt." Diese Worte finden sich nur gelegentlich vor, wo von den Isolirten, nicht dort, wo von den Musen die Rede ist. Und doch wird Richard Wagner von den Seinigen als der Bismarck der Musik, als der Schöpfer einer neuen Aera gepriesen! Welche Parallelen waren hier gegeben . . . hier ging aber der in Analogien sonst so eifrig schwelgenden Kritik der Athem aus. Sie mußte sich darüber aussprechen, ob dies Kunstwerk der Zukunft aus demselben nationalen Geiste herausgeboren sei wie das neue Reich deutscher Nation; welche geistigen Fäden zwischen beiden herüber- und hinüberwebten; ob das Princip der centralisirenden Reichsschöpfung sich in dem Kunstwerk von Baireuth spiegele, welches alle Künste centralisirt und den Particularismus der einzelnen, die ein selbständiges Leben führen wollen, mit der Wurzel auszurotten sucht. Ja auch an äußern Analogien hatte es nicht gefehlt; denn der Byzantinismus der musikalischen Kunstjünger übertrifft doch an maßloser Ueberschwenglichkeit alles, was hierin von Politikern geleistet worden ist. Offenbar hat die Schilderung, die Bruno Bauer von den Musen der Bismarck-Aera gibt, dadurch eine bedeutende Lücke erhalten, daß er den namhaftesten Musageten, der als Dichtercomponist beide Gipfel des neuen deutschen Parnasses zugleich mit Beschlag belegt, zu erwähnen vergessen hat.

Wie erklärt er indeß die Unfruchtbarkeit der neuen Aera? Er spricht den Fürsten Bismarck zum Theil von der Schuld frei und schiebt sie dem Cäsarismus zu, welcher „auch in seinen größern Jugend- und Blütezeiten im Fach des Dichtens und innerlichen Sinnens nichts Besonderes habe leisten können". Und dabei führt er selbst August und Mäcen und König Ludwig XIV. an, die schlagendsten Beweise für das Gegentheil!

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst ...

singt Schiller; doch er fügt dann hinzu: „selbst erschuf sie sich den Werth". Das ist das Rechte und wird auch immer so bleiben in jeder Aera: gleichwol ist etwas Sonnenschein von oben her gedeihlich und von nöthen. Wer wollte Fürst Bismarck daraus einen Vorwurf machen, daß er die deutschen Musen sich selbst überließ? Er hatte eine Riesenarbeit auf sich genommen, die alle seine Kräfte in Anspruch nahm: fortwährende Kämpfe nach innen und außen drohten sie aufzureiben; da fehlte das Behagen am Genuß des Harmonischen und Schönen oder war auf flüchtige Augenblicke beschränkt. Der ganze Bildungsgang des Staatsmannes führte ihn nicht gerade in den Cultus der Musen ein; die preußischen Provinzen, in denen Bismarck seine Jugend verlebte, sind gerade keine Heimstätte derselben, ebenso wenig die studentischen Corps; dem Kreise der pommerschen Gutsbesitzer, der Reserveoffiziere sind sie an und für sich fremd: Bismarck's Sinn war auf den Ernst der Geschichte hin gerichtet; von neuen Dichtern citirt er nur Heine öfter in seinen Briefen, dessen Verse der häufigen „Wurschtigkeit" seiner Stimmung entsprachen. Wir können genug verstorbene und lebende Staatsmänner anführen, welche dem Dienst der Musen huldigen: Bismarck gehört nicht zu ihnen. Er ist kein Richelieu, welcher mit andern Dramatikern wetteifert, das Lob der Akademie zu erhalten; er ist kein D'Israeli, der Romane schreibt; kein Gladstone, der den Homer übersetzt; vor allen Dingen aber hat er auch nie damit kokettirt, sein Urtheil in ästhetischen Dingen leuchten zu lassen; diese ganze Sphäre blieb unberührt von seiner Allgewalt. Die deutsche Kunst mochte sich, wie unter dem großen Friedrich, selbst den Werth erschaffen; es war ihre Sache, welche Begeisterung sie zu schöpfen vermochte aus einer Aera, der er das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hatte. Keineswegs soll indeß hier über das private Verhalten des Fürsten gegenüber den Musen ein Urtheil gefällt werden: es handelt sich hier nur um ein Lebenszeichen von Staats wegen. Gewiß hat er oft genug dem meisterhaften Klavierspiel seines jüngern, genialen Freundes, des Herrn von Kendell, gelauscht, und wenn wir von dem Redner Bismarck sprechen wollen, so müssen wir zugestehen, daß in der kühnen und ursprünglichen Bildlichkeit seines Ausdrucks ein poetischer Schöpfergeist waltet, sodaß viele seiner Aussprüche wegen ihrer schlagenden Prägnanz, wie diejenigen der Classiker, um mit Bruno Bauer zu sprechen, „in den Citatenschatz des deutschen Volkes hinabgesickert sind".

Eine Reihe von Abschnitten hat Bruno Bauer dem Feldzuge Bismarck's gegen das Vaticanische Concil und die Ultramontanen gewidmet. Gerade diesem Abschnitt fehlt indeß nicht nur ein klares Facit; man ist sogar unklar über den Standpunkt des Autors. Er überschüttet die meisten Culturkämpfer mit seinem bittersten Hohn; er kritisirt aufs schärfste die Römerzüge der Bismarck'schen Aera und den Jesuitenkrieg, geht besonders näher auf die Hohenlohe'sche Angelegenheit ein, welche er bezeichnet als den Plan, „ein trojanisches Pferd in den Vatican einzuführen". Wenn man bei der Kritik von Sympathien sprechen darf, so stehen

diejenigen des Kritikers offenbar auf seiten der Kirche. Bruno Bauer motivirt den Entschluß des Papstes, einen geistlichen Cäsarismus durch das Concil zu gründen, mit seiner völlig isolirten Stellung, seitdem er einen Zweikampf zwischen Frankreich und Preußen vorausgesehen und von Napoleon befürchten mußte, daß er dem Nationalitätsprincip vielleicht auch Rom opfern könne. Dieses Princip vergleicht Bruno Bauer mit dem Elendsfell Balzac's, aus dessen Striemen und Schnitzeln bekanntlich dem glücklich unglücklichen Besitzer die Mittel zum Wohlleben und Genuß zufielen, bis das Fell auf einen letzten Schnitzel eingeschrumpft war und er sich nach dem Verlust desselben das Leben nehmen mußte. So wie diese Elendshaut habe Napoleon das Nationalitätsprincip verschnitten. Der Papst habe das erkannt und aus gerechtem Mistrauen gegen die abnehmende Napoleonische Macht seine Entschlüsse gefaßt zur Wahrung seiner Stellung durch das Concil. Dies erscheint also der Kritik als ein berechtigter Schachzug der bedrohten Kirche. Wenig säuberlich dagegen geht sie mit der Majorität um, welche der römisch-katholischen Kirche dictiren will, was zu ihren Glaubenssätzen gehört, welche Lehrer schafft, denen die „Aeltern ihre Kinder entziehen, und Seelsorger ausschickt, die keine Gemeinden zur Amtirung finden". Die Kritik wird beredt in der Vorhaltung dieses Sündenregisters und schlägt ihre höchste Note an, wo sie auf den Sybel'schen „Verein der Spionage und Denunciation zu sprechen kommt, der die westlichen Provinzen des Antheils an der neuen Kreis- und Provinzialordnung beraubte". Da tritt die Kritik als Anwalt der Grundrechte auf, welche von dem „Leichtsinn eines Treitschke als das Spielwerk der Kinderzeit von 1848 fortgespült" worden waren. Die Einfügung des Grundrechtes für Preß- und Vereinsfreiheit in die Deutsche Reichsverfassung zu verlangen, sei das Centrum wol berechtigt gewesen. Das Centrum ist überhaupt die einzige Partei, die dem freigeistigen Philosophen Respect einflößt, die einzige, deren Centralstellung er für bedeutend, deren Kern er für gesund hält; dagegen geht durch das ganze Werk die schärfste Verurtheilung der nationalliberalen Partei.

Dem Historiker Treitschke ist ein besonderer Abschnitt gewidmet; aber nicht viel besser als der Rechten ergeht es der Linken der Partei. Der Schwanengesang Lasker's wird scharf kritisirt, obschon im ganzen bei diesem Abgeordneten das Feuer des idealen Anlaufs, seine leitende und dominirende Kraft gelegentliche Anerkennung findet.

Wir können dem neuesten Erzeugniß der absoluten Kritik nicht bis in alle seine Minengänge folgen: der Refrain ist das Lied vom Verfall der Aera Bismarck, und im Triumph dieser siegreichen Erkenntniß besteht das Halleluja des Pessimismus, auf welches alle Instrumente der Bruno Bauer'schen Logik gestimmt sind. Im Grunde aber kann der Pessimismus nur Stimmungsbilder entwerfen, welche den Aether der reinen Kritik mit ihrem trüben Scheine erfüllen. Für keine einzige Errungenschaft des politischen Strebens hat sie ein anerkennendes Wort, am wenigsten für das Deutsche Reich, dessen Gründung doch eine historische That ersten Ranges ist; mögen auch hinterdrein in dem neugeschaffenen Organismus sich noch so viele Krankheitssymptome zeigen: jedenfalls ist diese das unsterbliche Datum der Bismarck-Aera, deren weiterer Verlauf die Bedeutung desselben nicht erschüttern

könnte. Man kann dieser Kritik, gehandhabt von einem scharfsinnigen Kopf wie Bruno Bauer, nicht das Verdienst absprechen, die Entwickelung der Zeitereignisse bis in ihre feinsten Falten verfolgt und manche geheime Consequenz nachgewiesen zu haben, die dem oberflächlichen Blick entgeht: der schneidende Sarkasmus, mit welchem die Inconsequenzen der Machthaber und Parteiführer beleuchtet werden, findet allerdings eine reiche Ernte. Doch die Freude an diesem Sarkasmus, dessen Fassung oft ausnehmend geistreich und treffend ist, der Sieg der geistigen Ueberlegenheit, mit welcher sie alle Tagesberühmtheiten von dem Fürsten Bismarck bis zu dem letzten gelegentlich erwähnten Zeitungsschreiber an ihren Triumphwagen spannt, ist der eigentliche Lebensathem der absoluten Kritik, welche das Stigma des verneinenden Geistes auf der Stirn trägt. Ohne Zeugungsfähigkeit, ohne Schaffensfreude, ohne sympathisches Mitgefühl für irgendwelche Ideen, die den Geist und das Herz bewegen, läßt sie ihren Unkenruf ertönen, der nur als Contrast gegen den überschwenglichen Dithyrambus der Reichsvergötterung anhörbar ist, sowie allerdings ihre zerreibende Thätigkeit willkommen sein muß, wo es gilt, die Phraseologie des Tages, die nachgestammelten Losungen der geistlosesten Parteidogmatik, vor unsern Augen zerbröckeln zu lassen.

Wohl aber darf man fragen, ob es der Kritik mit ihrem „Pessimismus" Ernst ist, ob sie sich nicht durch denselben in einen unlöslichen Widerspruch verwickelt. Wir sehen gänzlich von der Kühnheit ab, ein einziges Jahrzehnt zu einer „Aera" zu erweitern: der Zeitraum ist zu gering für jeden Abschluß; hier kann man nur von Stockungen, nicht von Verfall sprechen. Doch Bruno Bauer bezeichnet die neue Aera als diejenige des Imperialismus; er vergleicht Bismarck mit den Cäsaren, mit Tiberius und seinen Nachfolgern bis Caracalla, welche nicht nur die höchste Anspannung der Centralisation anstrebten, sondern auch die Umgestaltung von Gerichtsordnung, bürgerlichem Gesetz, Steuerordnung, den Einklang des religiösen Gewissens mit dem Staatsinteresse: diese zu gewaltige Riesenaufgabe habe fast seine Kräfte und die Kräfte seiner Diener aufgerieben. An einer andern Stelle bezeichnet er, wie schon erwähnt, das imperialistische Triumvirat als „die vorläufige Lage Europas"; wir befinden uns im Vorhofe des Imperialismus, den der Philosoph als die Zukunft Europas proclamirt, indem er auf einmal den unkritischen Dreifuß besteigt. Nun, so hat ja Bismarck mit seiner imperialistischen Politik auf die große Nummer gesetzt, der die Zukunft gehört; ein Verfall dieser Aera müßte ja die Prophezeiung der Kritik über den Fortgang der Weltgeschichte compromittiren.

Und was den Schöpfer dieser Aera selbst betrifft, so hat ihm Bruno Bauer aus den Trümmern derselben, nachdem er sie zerbrochen und in seiner Retorte kritisch zerschmolzen, ein Monument aus Erzguß gesetzt, mit welchem die Marmordenkmäler aus den Steinbrüchen der phrasenhaften Bewunderung kaum wetteifern können. Die imposante Bedeutung des Staatsmannes tritt uns in dieser kritischen Zergliederung siegreich entgegen.

Die römische Kaisergeschichte
im Lichte neuerer Forschung.

Von

Jakob Mähly.

I.

„Die römische Kaisergeschichte" — der Titel ist nicht correct, aber die Gewohnheit hat ihn geheiligt. Er war auch früher richtiger als heutzutage, früher, wo allerdings Forschung und Darstellung — große Erscheinungen, wie Gibbon, ausgenommen — mehr die Persönlichkeit der regierenden Cäsaren ins Auge faßte; als ob die gewaltige Masse dessen, was der Name Imperium Romanum in sich schließt, um ihren Scheitelpol sich drehe, alles andere, was in jenem Weltreiche sich regte und bewegte, stritt und litt, nur in zweiter Linie in Betracht komme.

Der alte Canitz hat seinerzeit Memorialverse zum Frommen der lieben Jugend im regelrechten Alexandrinermaße gedrechselt; wer erinnert sich nicht an jene kanonisch sich geberdenden, je einen Kaiser in sein steifes Maß zwängenden Zwölf- und Dreizehnfüßler:

> Erst lehret Julius die Römer dienstbar sein,
> Bis ins verwirrte Reich Octavian tritt ein.

In jenen Versen spiegelte sich mehr als die damalige Schulpraxis; sie waren aus der ganzen Anschauung der Zeit herausgeschrieben, sie waren Reflexe des geschichtlichen Bildes, wie es sich damals in den Köpfen malte.

Freilich, es gab auch damals schon eine andere Auffassung, wenn auch ebenso einseitig und ungeschichtlich: es war die kirchlich gefärbte, welche in den Zuständen, beziehungsweise dem Marthrium der Christen den einzigen nennenswerthen Inhalt der Kaisergeschichte, in den Kaisern blos und allein die göttlichen Werkzeuge zur „Erziehung", beziehungsweise zum Läuterungsproceß der Christusbekenner erblickte. Für diese Anschauung war dann Gibbon der wahre „Rocher de bronze", an dem sie zunächst wenigstens zerschellte. In den Gleisen dieses Mannes wandelt zum Theil noch die heutige Forschung, und mit Recht. In der Entwickelung des größten Culturreiches, das je auf Erden bestand, müssen sich andere und höhere Ziele finden, wenigstens suchen und ahnen lassen und sind Mächte und Interessen ganz anderer Art maßgebend, als das zufällige persönliche Verhalten der Kaiser oder

das Leidensschicksal einer Religionsgenossenschaft, mag auch diese mit der Zeit noch so kräftig auf den Lauf der Dinge eingewirkt und am Rade der Weltgeschichte getrieben haben.

Man kann nicht sagen, daß die Forschungen der neuern und neuesten Zeit die römische Kaisergeschichte vernachlässigt haben: kaum eine Periode des großen Ganzen ist brach liegen geblieben, und Staatsgeschichte wie Culturgeschichte, die rechtlichen und die militärischen Institutionen, die hauptstädtischen wie die provinzialen Zustände, das sociale und das politische Leben, die Literatur- und die Sittengeschichte, alles hat seine Bearbeiter gefunden; Franzosen, Deutsche und Engländer haben sich rührig gezeigt, so rührig, daß die geistige Durcharbeitung des Gesammtmaterials, das auch nur im vergangenen Decennium zu Tage gefördert wurde, einen ganz bedeutenden Aufwand von Zeit und Kraft erfordert.

Was in dieser bescheidenen Skizze versucht werden soll, hat den Kreis enger gezogen und aus mehr als einem Grunde ziehen müssen, und ein abgeschlossener Kreis wird es auch so nicht sein; denn wie uns die Verhältnisse zwingen, vieles unerwähnt zu lassen, was innerhalb desselben liegt, so werden wir auch seine Peripherie (d. h. das verflossene Decennium) öfter durchbrechen oder auch die Linie weiter rückwärts ziehen müssen; der Vorwurf des „Stückwerks" wird somit unvermeidlich sein. Weniger dürfte das an unserm Versuch ausgesetzt werden, daß er ein Hauptaugenmerk auf die Leistungen unserer Nachbarn, der Franzosen, richtete; der Grund ist kein anderer als der, daß jene weniger bekannt sind, ein Umstand, welchen nicht ihr innerer Werth oder Unwerth, sondern äußere Verhältnisse verschulden. Andererseits sind deutsche Werke, die in unsern Rahmen fallen — wir erinnern an Friedländer's ausgezeichnete „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms u. s. w." — so bekannt, daß eine Besprechung überflüssig schien. Dagegen kann eine Uebersicht wie die unserige ihre Aufgabe kaum so eng fassen, daß nicht auch Forschungen wie die Theodor Mommsen's in seinem „Römischen Staatsrechte" (einem Theil der Mommsen-Marquardt'schen „Römischen Alterthümer") oder Hirschfeld's „Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungsgeschichte" (1877) berücksichtigt werden müßten. Es sind früher römische Geschichten geschrieben worden, worin die Verwaltungsfrage kaum berührt wurde, dem Werthe dieser Bücher gereicht aber doch dieser Mangel zum empfindlichen Nachtheil. Heutzutage, wo auch der Mensch der Geschichte (nicht blos der Gegenwart!) als Individuum bei seiner „Arbeit" und seinen Leiden aufgesucht wird, und wo im großen ethischen Complex der Individuen, im Staate, nicht mehr blos oder vorzugsweise die Räder zergliedert werden, von denen die großen „Staatsactionen" getrieben wurden, heute begnügt man sich nicht mehr mit einem einfachen und einfarbigen Bilde; man will ein gesättigtes, farbenreiches Gewebe, in welches alle Factoren, aus denen das Leben der Individuen und des Staates in Friedens- und Kriegszeiten sich zusammensetzt, hineingeflochten sind. Natürlich blos, soweit unsere Quellen diese bunten Fäden liefern. Und hier darf nicht vergessen werden, daß besonders die eine dieser Quellen seit wenig Decennien eine ergiebigere Ausbeute gewährt als früher — die Inschriften. Die Inschriftenfunde haben einen nie geahnten Umfang angenommen, und Kritik und Methode sorgen dafür, daß auch die Benutzung und Ausbeutung des Materials

dem einzelnen möglich, ja verhältnißmäßig leicht gemacht wird. Ein Blick in Friedländer's Buch genügt, um sich zu überzeugen, welch einen ergiebigen Gebrauch der Verfasser, der doch zunächst ein gebildetes, nicht ein gelehrtes, fachmännisches Publikum vor Augen hatte, von jenem Material machte; vollends gelehrte Schriften nach Art der genannten von Hirschfeld und Mommsen wären ohne dasselbe gar nicht denkbar. Nehmen wir als erstes bestes Beispiel das Alimentationswesen in Rom (zum Besten der Kinder armer Bürger). Wir kannten allerdings „milde Stiftungen" von Kaisern und Fürsten schon früher, theilweise durch schriftliche (briefliche) Zeugnisse (der jüngere Plinius); und große Philologen (F. A. Wolf) haben solchen Urkunden ihre Aufmerksamkeit und ihren Scharfsinn gewidmet; aber es ist doch erst der neuern Forschung auf Grund vermehrten Materials und vertieften Studiums gelungen, jene Institution nach Umfang und Inhalt näher zu bestimmen (Borghesi, Mommsen, Henzen u. a.). Für den eigentlichen Geschichtschreiber ist das Detail dieser Zeugnisse als solches oft nicht zu verwerthen; es interessirt ihn z. B. kaum, welche Alimentationsbezirke bisjetzt nachweisbar sind, ob wirklich die kaiserlichen Beamten oder Beauftragten, welche jene Anstalten ins Leben zu rufen hatten, nicht titulirt, die Ueberwachungsbehörden dagegen titulirt waren, ob die Curatelen der einzelnen Straßen mit der Aufsicht über das Alimentationswesen verbunden waren und ob auch das Zollwesen damit combinirt war oder nicht — aber der allgemeine Zug, der aus dem Detail hervortritt, daß eben Italien in eine Anzahl von Alimentationsbezirken eingetheilt und die Ueberwachung und Besorgung des Instituts municipalen Beamten von Staats wegen übertragen war, muß als eine sociale Erscheinung an „Bild und Körper" des 2. Jahrhunderts unser Interesse erregen. Fast scheint es auch, als ob erst das ausgedehntere und gründlichere Studium der Inschriften die Aufmerksamkeit der Forscher auf die hochwichtige Frage nach dem Zustande der Reichsprovinzen gelenkt hätte. Wer kümmerte sich früher um das Leben und Treiben der Provinzialen, d. h. um diejenige Einwohnerzahl des Reiches, gegen welche Italien mit seiner Haupt- und Weltstadt zu einem sehr geringen Bruchtheil zusammenschrumpft? Ja, dieses Italien selber erscheint ja nur als ganz secundärer Bestandtheil, angezogen, geleitet, absorbirt von dem großen Centralpunkte Rom. Bei der großartigen, oder besser gesagt, ungeheuerlichen Centralisation, die im römischen Kaiserreiche verwirklicht war, die auch nicht eine Spur von Repräsentativverfassung kannte oder dulden wollte, war die politische Bedeutung der Provinzen (selbst nach Caracalla, der bekanntlich alle Einwohner des Reichskolosses zu römischen Bürgern machte) gleich Null, und man darf sich nicht wundern, daß sämmtliche Geschichtschreiber der Kaiserzeit, Stadtrömer wie Provinziale, latein wie griechisch Schreibende, ihr Hauptaugenmerk auf die Stadt und ihre Zustände richteten und den Provinzen nur insofern ihre Aufmerksamkeit widmeten, als die dortigen Ereignisse und Zustände rückwirkten auf die Interessen der Hauptstadt oder gar des kaiserlichen Palatiums. Bei den Kaiserbiographen, einem Sueton, den sogenannten scriptores historiae Augustae u. a. ist dies natürlich, aber auch die bessern und weitblickendern, Tacitus nicht ausgenommen, visiren nur von Rom aus; alles, was „draußen" vorgeht, Kriege und Aufstände haben nur ihre Bedeutung, insofern sie in der

Hauptstadt nachzittern, kaum, daß großartige Naturereignisse einer Erwähnung für würdig erachtet werden. Die heutige Geschichtsbetrachtung ist mit Fug und Recht eine andere geworden. Für sie hat nicht blos die Hand Werth, welche die Fäden der Politik leitet, nicht blos die Centralstelle, wo die Regierungsmaschine spielt, sondern sie kümmert sich auch mit gleichem Interesse um Wohl und Wehe der Regierten; ja, das Los derjenigen, die von der Thätigkeit jenes Mechanismus gar nicht berührt werden, das Proletariat und die Sklaven, zieht sie in den Kreis ihrer Theilnahme und ihrer Untersuchung, und man darf wol sagen: wo etwa solche seltene Laute aus dem Innern der Provinzen, oder aus den Höhlen der Armen, oder aus den Tiefen des leiblichen Sklaventhums an ihr Ohr dringen, da lauscht sie ihnen sogar mit größerer Aufmerksamkeit als den politisch oder kriegerischen Fanfaronnaden, die nur zu laut aus den Texten der gewöhnlichen Schriftsteller hervorklingen. Aber selbst bei uns ist es noch nicht so lange her, daß man solchen Stimmen und Dingen seine Aufmerksamkeit schenkt, obgleich schon die Literatur Anhaltspunkte bot — wir erinnern an gewisse Briefe des jüngern Plinius, ja schon Cicero's — und das epigraphische Material nicht erst brauchte abgewartet zu werden. Bei dieser Gelegenheit sei beiläufig bemerkt, daß man sich, wie vor der Vernachlässigung, so auch vor der Ueberschätzung der Inschriften zu hüten hat. Nicht weil sie trocken sind und im starren Formalismus das Mögliche leisten, sondern auch, weil sie gar oft geradezu unzuverlässig sind. Daran trägt der versteinerte Typus des Curial- und Kanzleistils, dem sie huldigen, nicht wenig bei; aber, auch abgesehen von der Form, ist der Inhalt sehr oft nicht der getreue Ausdruck der Stimmung. Gerade die officiellen Inschriften der Provinzen (auf Statuen, Tempeln u. s. w.) sind, je schmeichlerischer abgefaßt, um so verdächtiger und würden oft ein ganz anderes Bild zeigen, wenn die Stifter ihre wirkliche Gesinnung hätten kundgeben dürfen. Wenn man sich den Zustand der römischen Provinzen während der Kaiserzeit gar zu rosig vorstellte, so sind zum Theil die Inschriften daran schuld.

Was aber die eigentlich literarischen Quellen betrifft, über deren Beschaffenheit der Geschichtschreiber zuerst und vor allem im Klaren sein muß, so herrscht hinsichtlich ihrer Schätzung noch keineswegs die gewünschte Einheit in den Ansichten der Gelehrten. Der größte Stilist der Kaiserzeit, Tacitus, kommt hier zu allererst in Frage. Ist seine stilistische Größe (die ihm doch auch die Gegner zugestehen) der natürliche Ausfluß seines schriftstellerischen Berufes? Oder ist der Schriftsteller Tacitus weit hinter den Leistungen seines durch und durch kunstvollen Stils zurückgeblieben und steht also nicht auf der Höhe des unparteiischen, seiner Aufgabe bewußten Geschichtschreibers? Das sind Fragen von der höchsten Wichtigkeit. Wir können hier natürlich nicht auf die neuern Specialuntersuchungen (von Karsten, Clason, Wiedmann, Binder u. a.) eingehen; so viel aber kann und darf gesagt werden, daß Lobredner wie Tadler über das Ziel hinausgeschossen haben. Wer für das demokratische Cäsarenthum schwärmt, wozu sogar Theodor Mommsen geneigt zu sein scheint, oder wer, wie Lehmann in seinem „Tiberius und Tacitus" in Kaiser Tiberius das Muster eines constitutionellen Regenten erblickt und ihn, „den Einzigen", Friedrich dem Großen an die Seite stellt, wird um so weniger

mit Tacitus „dem Dutzendliberalen" (!) sympathisiren. Merkwürdig ist aber doch, daß gerade die „Ehrenrettung" des Tiberius nur aus Tacitus selber entnommen werden kann. So ganz parteiisch muß er doch nicht gewesen sein, wenn wir sehen, daß er z. B. den Tiberius von der schwersten Anklage, die ihn traf, vom Morde des Germanicus entlastet, und zwar entlastet im Gegensatz zu der mündlichen, den Kaiser beschuldigenden Tradition, unter deren Einfluß Tacitus stand. Und was seine so vielfach angezweifelte Gewissenhaftigkeit in der Quellenforschung betrifft, wobei doch auch das verschiedene Maß heutiger Anforderungen, im Vergleich zu den Gewohnheiten der antiken Historiographie, billigerweise zu berücksichtigen ist, so hat Tacitus sich doch auch umgesehen und nicht mit der ersten besten mündlichen oder schriftlichen Tradition fürliebgenommen; er hat ebensowol die officiellen Acten („acta diurna") als die vorhandenen intimen Privatmemoiren, deren er habhaft werden konnte, z. B. die Commentarien der Agrippina, des Corbulo u. a., zu Rathe gezogen. Ein und derselbe Gelehrte hat an einer Stelle behauptet, Tacitus habe die parthisch-armenischen Feldzüge im Charakter einer verherrlichenden Biographie des genannten Corbulo geschildert, er verbinde also Personalrücksichten mit seiner romantisch angehauchten Geschichtschreibung, in seiner Darstellung finde sich, wie bei den Römern überhaupt, kein Sinn für Geographie, keine Spur von geographischer Genauigkeit; und an einer andern Stelle äußert er sich dahin, daß die Auszüge des Tacitus aus Corbulo's Memoiren die strengste Prüfung in Bezug auf zeitliche und örtliche Genauigkeit ertragen! Richtig an diesen sonderbar contrastirenden Behauptungen ist blos das, daß Tacitus es in geographicis nicht mehr und nicht weniger genau nahm als seine römischen Fachgenossen alle. Es ist erstaunlich, wie vielen Scharfsinn sonst tüchtige Gelehrte an Tacitus verschwenden, um Gedankenphantome zu beweisen. Ein Beispiel: der Streit über die „Tendenz" der „Germania" (eine Tendenz muß nun einmal dieses Schriftstück haben) hat leider noch immer kein Ende. Auch für Dierauer*) ist sie eine „politische Broschüre", veröffentlicht mit der Absicht, die Römer über die Nothwendigkeit einer dauernden Consolidirung der gegenseitigen Beziehungen in den Rheingegenden aufzuklären; aber Dierauer weiß noch mehr: neben dem „indirecten, moralisch tendenziösen Mahnruf" hat die „Germania" noch einen andern Zweck. Zur Zeit nämlich, als Tacitus sie schrieb, erwartete man den in Germanien abwesenden Trajan in Rom zurück, und nun motivirt unser Geschichtschreiber in der „Germania" das längere Verweilen desselben auf deutschem Boden!

Die Thatsache, daß Tacitus früher über die maßen vergöttert wurde, hat gegenwärtig einen Rückschlag geradezu ins Extrem erfahren. Es ist wahr, er ist ein Römer, der mit Wehmuth zurückblickt in die verschwundenen Zeiten republikanischer Freiheit, der aber gleichwol von der Nothwendigkeit der Monarchie überzeugt ist und den vergeblichen, ja schädlichen Trotz der Freiheitsmänner und Brutusschwärmer seiner Zeit tadelt, ein Römer nach altem Zuschnitt, der für die frühern kriegerischen Triumphe schwärmt und die friedliche Entwickelung unter den Kaisern für ein Zeichen des Zerfalls hält, der die Zeiten der proconsularischen

*) Vgl. M. Büdinger's „Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte" (Leipzig 1868—70).

Statthalter und die frühere Oligarchie einzelner Senatorengeschlechter von idealem Schimmer umflossen sieht; ein Römer ferner, den Wohl und Wehe der Provinzen ziemlich kalt lassen; und es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn es einen Tacitus in der Provinz gegeben hätte, er den Tiberius unter den guten Kaisern aufgezählt haben würde.*) Aber alles das sind ja Dinge, die nicht in und an ihm, sondern in den nähern Verhältnissen und in der geistigen Atmosphäre seiner Zeit lagen; eine andere Luft, als die ihn umgibt, kann keiner athmen. Und gesetzt, wir hätten einen solchen Provinzial-Tacitus, statt des jetzigen, wüßten wir dann z. B. die Wahrheit über Tiberius? Mußte Tacitus, als gewissenhafter Historiker, nicht auch den Menschen Tiberius neben dem Regenten schildern? Und wer will sich erkühnen, zu behaupten, daß das düstere Gemälde des Menschen Tiberius verfehlt oder absichtlich entstellt sei? So weit es bei einem durch und durch verbitterten Gemüth, bei einem aus Argwohn, Menschenhaß, Wollust und Grausamkeit zusammengebrauten Charakter möglich war, hat Tiberius durch gute Verwaltungsmaßregeln für seine Untergebenen gesorgt; aber solange nicht die innere Unmöglichkeit der von Tiberius gegebenen psychologischen Schilderung nachgewiesen wird, solange muß in jenen menschlichen Untugenden eine Schranke und ein Hinderniß für die volle Entfaltung der Regententugend erblickt werden, man müßte denn alle geschichtliche Erfahrung als unbrauchbar ad acta legen. Jenes entsetzliche Detail mußte Tacitus besser kennen als irgendein moderner Kritiker, und wenn auch „Quellenkritik und Forschung erstaunlich tief bei ihm stand"**), er konnte 70 Jahre nach dem Tode des Geschilderten, wo die mündliche Tradition noch nicht ausgestorben war und die schriftliche in vollem Flor stand, jenes Bild nicht erfinden; hätte er es gethan, dann wäre er ein phänomenales psychologisches Räthsel; denn er hätte dann seinen Ruf als Geschichtschreiber absichtlich in den Staub getreten. Wenn „Plutarch und Philon nichts von den Lastern des Tiberius zu wissen scheinen", so liegt hierin auch nicht ein Schatten von Grund, den Tacitus zu verdächtigen. Jene hatten einfach keine Veranlassung, davon zu reden; sie schrieben nicht die Geschichte des Kaisers.

Wollust und Grausamkeit stehen, besonders in der Seelenverfassung großer Herrscher, gern im intimsten Bunde; zu diesen Liebhabereien des alternden Despoten rechne man nun noch das blühende Delatorenwesen hinzu, eine Dosis Kaiserwahnsinn, einen servilen Senat — und man wird vieles begreifen, unter anderm auch, daß, wo die Köpfe selbst der Bessern und Besten wohlfeil waren wie Brombeeren, die Gemüthlichkeit der Unterthanenexistenz aufhört und auch die „Vortrefflichkeit" der Verwaltung nicht so ganz wörtlich genommen werden darf. Wer den großen Geschichtschreiber wirklich studirt — mit ein paar gelesenen Kapiteln ist die Bekanntschaft mit ihm nicht gemacht — muß zur Ueberzeugung kommen, daß es ihm um Höheres zu thun war als darum, im Hohlspiegel der Parteilichkeit seine Bilder aufzufassen und sie der Nachwelt als Caricaturen zu zeigen. Er wollte klar legen, wie das Gute seinen Lohn, das Böse seine Strafe finde; der Geschicht-

*) Vgl. „Caesarian Rome" in der „Edinburgh Review" (1869).

**) Vgl. H. Schiller, „Geschichte des römischen Kaiserreichs unter Nero" (Berlin 1872).

schreiber soll nach ihm ein Herold der Vergeltung sein, schon ihm ist „die Weltgeschichte das Weltgericht". Es ist wahr, sein sittlicher Maßstab wird ihm oft von der Flut der Ereignisse aus der Hand gespült; durch die dichte Wolke von Niedertracht, die ihn umgibt, sucht sein Blick vergebens den leuchtenden Pol, der ihn mit Zuversicht erfüllt; die Vergeltung, die er erwartet, bleibt aus; sie will nicht mit zürnendem Wetterschlag jene Wolke zertheilen, und Tacitus fragt bange: Ist der Mensch auf sittliche Ziele angelegt und liegt sein Wille in seiner Gewalt? Oder ist er nur ein Spielball in der Hand der um Menschenglück unbekümmerten Götter oder eines unerbittlichen Schicksals, das ihn zwingt, unter den Verworfenen und Schmeichlern zu sein? Wenn es sein soll: Entweder — Oder, Tacitus oder Tiberius, so lassen wir ruhig den letztern fallen, trotz der Autorität seiner „Retter". Bei dieser Gelegenheit sei gesagt, daß die moderne Geschichtschreibung, soweit sie die römische Kaiserzeit betrifft, zu einem guten Theile aus „Rettungen" besteht. Man denke hierbei zunächst an Adolf Stahr's galante Versuche, die ja nicht blos der schönen ägyptischen Königin, sondern auch gewissen Frauengestalten des römischen Palatiums galten. Die Initiative kommt übrigens nicht ihm zu. Schon unser Martin Christian Wieland ist, wenn wir nicht irren, der ältern Julia mit ritterlicher Courtoisie beigesprungen. Und nun Stahr's Livien, Agrippinen, Messalinen! Soviel uns bekannt, hat er für seine Rehabilitationen wenig Glauben gefunden, aber eine große pathologische Disposition dazu ist gleichwol in der geistigen Atmosphäre zurückgeblieben. So hat z. B. auch E. Renan in einer Besprechung des bekannten Werks von Beulé, von der Ueberzeugung ausgehend, daß für Souveräne eine andere Moral gelte als für die Völker, mit großem Aufwand von Fleiß die Rettung der Kaiserin Faustina versucht.*)

Verweilen wir aber noch einen Augenblick bei Tiberius, der seine Lieblingshunde, die Delatoren, mit Menschenfleisch fütterte (es ist dies, wohl gemerkt, ein Ausspruch des Seneca, von dem Peter in seiner „Römischen Geschichte" behauptet, daß er nie im Brustton, sondern stets im Kopfton rede — ist jene Kraftphrase auch Kopfton?). Auch Mommsen zählt ihn zu den besten Kaisern. Wenn wirklich der erleuchtete Despotismus für Rom eine Nothwendigkeit, also eine Wohlthat war, was unbedingt zuzugeben ist, so trägt die Physiognomie des Tiberius in der That diese Züge an sich. Er übernahm die ganze Verwaltung, wodurch die Monarchie vollendet wurde (da er die Mittelsbehörden selbst ernannte); besonders übte er die hauptstädtische Polizei; auch die municipale Selbstverwaltung, welche die Erbschaft aus der Republik war und für den Verlust staatlicher Unabhängigkeit Ersatz bot, wurde nach und nach vom Princeps in die Hand genommen; die Oberaufsichtsbeamten (curatores) wurden gleichfalls von ihm bestellt, ferner mußten sich die Gemeinden gefallen lassen, ihre Wahlen durch kaiserliche Beamte ersetzt zu sehen u. a. m. Alles dieses zusammen macht aber noch keinen guten Kaiser aus; das wird er eher, wenn H. Schiller's Zeichnung richtig ist, der ihn wohlthätig, gerecht, streng in der Provinzialregierung nennt, der ihn manchen Unfug abstellen, gegen die einbrechende Sittenverderbniß ringen, die Gerichte handhaben und Italien zum

*) Vgl. „Mélange d'histoire et de voyages" (Paris 1878).

Wohlstand erheben läßt. Auch dieses zugegeben (obwol es schwer zu beweisen sein dürfte), so verdient er auch jetzt noch nicht voll und ganz jenes Prädicat und kann es nie verdienen, solange die Tacitus'sche Schilderung seiner letzten Regierungsjahre nicht geradezu Verleumdung ist. So stellt es freilich Peter dar: die Greuelscenen auf Caprea sind nichts als Gerüchte und beweisen „den Mangel historischer Kritik" bei Tacitus. Und das Delatorenwesen in der Stadt? Ist auch dieses Klatsch? Und der für Tiberius neuerfundene Name Caprinus, um von Biberius, als etwas Unschuldigem, gar nicht zu sprechen? Tiberius, meint Peter, war nicht ohne einen „gewissen" edlern Ehrgeiz, „seine Grausamkeit war nicht wie ein plötzlich hereinbrechendes Unwetter, sondern sie glich, sozusagen, dem Nachtfrost oder dem Nachtthau" u. s. w. „Er war nie grausam aus Leidenschaft oder Blutdurst." Niemand, der zu lesen weiß, wird bezweifeln, daß Tiberius gute, sogar treffliche Anlagen hatte, und eine Reaction gegen die hergebrachte, durch Jahrhunderte fortgepflanzte Tradition, die in Tiberius nur den raffinirt grausamen Wollüstling, den Menschenhasser und Menschenwürger sah, ist vollständig gerechtfertigt, solange sie maßvoll ist und nicht ins Extrem überspringt. Auch Tacitus läßt ihm, und nicht blos zwischen den Zeilen, Gerechtigkeit widerfahren.

Uns scheint in dieser Frage die Kritik eines Franzosen, Beulé's (in seinem „Procès des Césars"), gerechter und psychologischer zu sein als die deutsche, die er kennt — er bezeichnet, besonders im Hinblick auf A. Stahr, Deutschland als das „Land der freien Kritik und der gewagten Hypothesen" — aber nicht durchweg anerkennt. Wir erfahren übrigens von ihm, daß sein Landsmann Duruy (der bekannte spätere Unterrichtsminister) schon im Jahre 1853 in seiner These „De Tiberio imperatore" der deutschen Kritik vorausgegangen war. Beulé zeigt uns am Beispiel des Tiberius, wie der Despotismus auch die Besten und Talentvollsten zu Grunde richten kann: „Tibère est le plus mémorable victime du pouvoir absolu." In einem Freistaate, meint Beulé, wäre Tiberius nicht blos ein rechter Mensch, sondern auch ein berühmtes und nützliches Glied der Gemeinde geworden; sein Fluch und sein Schicksal war „die Erbschaft des Augustus". Der Schrecken zu Rhodus und die jahrelange Todesangst machten ihn endlich zum Tiger: „Der Verbannte zu Rhodus erklärt den Verbannten auf Capri"; einen wahrhaft großen Geist hätte dieser Schrecken mit Liebe zur Freiheit erfüllt. Das ist eine Auffassung, die alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, besonders auch darum, weil sie schon Tacitus aussprach in seinem „Vi dominationis convulsus et mutatus". Damit soll dem Beulé'schen Werke im ganzen durchaus kein Loblied gesungen sein; seine ganze Basis ist eine höchst bedenkliche; es trägt seine Tendenz, dem Cäsarismus der Napoleoniden seine fluchwürdige Gestalt im Spiegel der Vergangenheit zu zeigen, in jeder Zeile zur Schau und schleudert sein Anathem, während es die römischen Kaisergötzen zu zertrümmern scheint, gegen die Stirn des modernen Cäsar, aber dürfen wir dem Verfasser darum den Sinn für die Wahrheit absprechen? Die „indignatio" kann es nicht blos zu Versen, sie kann es auch zur Erkenntniß der Wahrheit bringen, während die kühle erfahrungslose Theorie solchen Charakterköpfen, wie die römischen Cäsaren, kaum gerecht zu werden vermag. Auch Duruy scheidet zwischen der Person des Tiberius und dessen Verwaltung (wiewol eine

vollständige Trennung factisch kaum möglich ist); einstweilen also scheint es unmöglich, der Behauptung A. Stahr's von der „im tiefsten Innern guten und edeln Natur" dieses Fürsten beizupflichten. Die neuere Forschung hat sich übrigens — weil wir denn einmal bei diesem Kapitel sind — nicht mit der Rettung des Oheims begnügt; auch Claudius, der Neffe, ist ins Läuterungsbad gesetzt worden und veredelt daraus hervorgegangen. Er ist nichts weniger als der verächtliche „misellus" (d. h. der arme Tropf), als welchen ihn Augustus bezeichnet, nicht das Spielzeug des kaiserlichen Hofes, nicht der Würfelspieler „mit der Stimme des Seehundes", nicht der tolle Bauunternehmer, der an die unnützesten Werke der Welt (den Emissar des Fucinersees, die Aqua Claudia und den Hafen von Ostia) Millionen vergeudete (Beulé), nicht der stupide und stupende Gelehrte und Raritätenkrämer, der den Grammatikern ins Handwerk pfuschte, der so und soviel Bücher über Karthago und ein noch viel dickeres Werk über die Etrusker schrieb, nicht der unsinnige Autokrat, der sogar die Gerichte, „das letzte Bollwerk und den letzten Trost" der Untergebenen abschaffte, sondern er ist „der Vater der Provinzen, den an Sorge für die Sittenpolizei, an Theilnahme für Recht und Gericht, an gemeinnützigen Unternehmungen kein Kaiser übertroffen hat", ein Regent, „dessen Kriege zweckmäßig und nothwendig, dessen auswärtige Politik kräftig und klug" waren, „dessen Eifer römische Sprache und Cultur zu verbreiten und dessen weise Finanzwirthschaft" alles Lob verdienen (Schiller); kurz, er ist wie sein französischer Ehrenretter Double (in einer uns nicht weiter bekannten Biographie des Kaisers) nachgewiesen zu haben behauptet: „une des victimes de l'histoire"! Wo solche Abgründe die Pfade der Geschichtsforscher trennen, möchte man wahrhaftig an der Möglichkeit der Historie verzweifeln, wenn nicht ein zwar triviales, aber zeitweise doch probates Hausmittelchen den zerbröckelnden Glauben wieder zusammenleimte, der Satz nämlich, daß „die Wahrheit in der Mitte liegen könnte". Eins darf freilich nie vergessen werden: wo *christliche* Quellen fließen, oder, was auf dasselbe herauskommt, wo ein Kaiser mit den Christen in feindliche oder freundliche Berührung kam, da ist höchste Vorsicht geboten, und der Gedanke, daß es *hier* etwas zu „retten" *oder* zu „verdammen" geben möchte, drängt sich jedem Unparteiischen unwiderstehlich auf. Eine Beleuchtung der Cäsarengalerie durch die Fackel „christlicher Forschung", gleichviel, ob antiker oder moderner (vgl. z. B. Lenain de Tillemont), gibt ein *falsches* Licht. Man denke einerseits an die Verhimmelung Konstantin's des Großen — ein genialer Regent, das hat er durch die Uebersiedelung nach Byzanz bewiesen, bewiesen ferner durch die Gleichstellung der beiden Religionen (die officielle Erhebung der christlichen zur Staatsreligion, ist eine fromme Fabel), bewiesen dadurch, daß er den Klerus und die Christen zu seinem Werkzeuge machte; aber daneben ein ruchloser Mensch, der kaltblütig zum Morde der Gattin und des Sohnes schritt; andererseits kann Decius als Beispiel „christlicher" Geschichtschreibung dienen.*) Decius war nach dem Zeugniß des Heiden Zosimus ein vortrefflicher Fürst, hoch gefeiert und mit allen Tugenden geschmückt; er führte zur Aufrechterhaltung guter Sitte das Censorenamt wieder ein; ihn selber zeichnete

*) Vgl. Bernhardt, „Geschichte Roms von Valerian bis zu Diocletian's Tode" (Berlin 1867).

sittlicher Ernst und kriegerische Tüchtigkeit aus, und diesen Regenten nennt der Kirchenvater Lactanz ein „execrabile animal", zu deutsch, eine fluchwürdige Bestie. Warum? Weil Decius sich als Reichsoberhaupt berufen und verpflichtet glaubte, einen Blick zu thun in die Statuten der Christensekte, und hier und da einen „schwarzen Punkt" entdecken mochte. Man nennt bekanntlich auch das eine Christenverfolgung. Es gibt aber in der Geschichtschreibung nicht blos Abwege des Verstandes (Hyperkritik) und Abwege der Phantasie (Geschichtsconstruction), sondern auch Abwege des Gemüths (religiöser Glaube).

Kehren wir noch für kurze Zeit zu den Quellen zurück. Seit 1860 wendet man die Aufmerksamkeit wieder auf das 2. und 3. Jahrhundert der Kaisergeschichte, die man früher als „Sandwüste in der Cultur der Menschheit" betrachtet hatte, und ganz folgerichtig hat man die hier in Betracht kommenden Quellenschriftsteller näher untersucht: so Zürcher, Dändliker und Sievers das Geschichtswerk des Herodian, andere die sogenannten „Scriptores historiae Augustae" und „Dio Cassius", die alle einander gegenseitig ergänzen. Besonders haben sich hier Schüler M. Büdinger's verdient gemacht: so will Zürcher den bisher als maßgebend für die Geschichte des Commodus gehaltenen Herodian aus der Reihe der benutzbaren Quellen streichen, Brunner den Vopiscus im Werth herunterseten. J. J. Müller behandelt den Bestand des bei weitem bedeutendsten Geschichtswerkes des 3. Jahrhunderts, das „Leben der Kaiser Commodus bis Elagabal", vom Stadtpräfecten Marius Maximus (einem der bestunterrichteten unter den hochgestellten Zeitgenossen Elagabal's), der seinen Collegen und Zeitgenossen Dio Cassius berichtigt und ergänzt; Müller sucht wieder zusammenzufügen, was die „Scriptores historiae Augustae" auseinandergerissen haben. Hunziker untersucht die Quellen zur Diocletianischen Christenverfolgung und benutzt zum ersten mal die zahlreichen „Heiligenleben": den Anfangstermin dieser Verfolgung setzt er, nach Lactanz, auf den 23. April 303! Dierauer (in seiner werthvollen Schrift „Zur Geschichte Trajan's") hat eine umfassende Quellenkritik nicht blos des literarischen und inschriftlichen, sondern auch des numismatischen und kunstgeschichtlichen Materials geübt (wodurch ein chronologisch und sachlich neuer Grund gewonnen wurde für die Geschichte der parthischen und dacischen Kämpfe und auch die großen Bauten des Kaisers in Rom Licht gewannen). Wir beschränken uns hier auf eine oder zwei Bemerkungen: Zürcher's wegwerfendes Urtheil über Herodian (dem Höfner in seinen „Untersuchungen über die Geschichte des Septimius Severus" [1872] beistimmt) scheint uns zu streng. Allerdings haben ihm schon der alte Reimarus und F. A. Wolf allerlei Mängel vorgeworfen: Unkenntniß in staatsrechtlichen, militärischen, historischen und geographischen Fragen; auch ist er ein Rhetor, der gern „alles mit Blumen umwindet", aber einen großen Vorzug hat er immerhin: keine Hofluft hat ihm den Sinn umnebelt, keine Hofgunst sein Urtheil bestochen, wie das des Schranzen Dio Cassius; er kam nur mit der Mittelklasse in Berührung; daß er das tragische Schicksal des großen Rechtslehrers Ulpian nicht erwähnt, beweist allerdings dafür, daß er es mit der Vollständigkeit nicht eben genau nahm. In der „Edinburgh Review" (1869) wird gegenüber der Vernachlässigung, die sich Gibbon habe zu

Schulden kommen lassen, auf Plutarch als eine der besten Quellen für das Zeitalter der Flavier und Antonine hingewiesen. Nun sind zwar von dem Biographen Plutarch nur zwei Schriften erhalten, die ex officio hierher gehören: die Lebensbeschreibungen des Galba und des Otho; allerdings aber enthalten seine sogenannten moralischen Abhandlungen eine Fülle einzelner höchst brauchbarer Züge zu dem gigantischen, nichts weniger als einheitlichen Bilde. Seine Auffassung contrastirt scharf mit derjenigen seines Zeitgenossen Tacitus; er hält die bestehende Verfassung für ein zweckmäßiges (wenn auch keineswegs vollkommenes) System, das „unter guten Kaisern" allen Wünschen der Unterthanen entsprechen könne; er schwärmt nicht für die Ausdehnung der Grenzen und für das Siegesgepränge erobernder Feldherren, und er lenkt seinen Blick vom Stadtgetriebe auch auf die Hütten des Landvolkes und die Fluren der Feldmark; er betrachtet die herrschende Neigung, sich in die Stadt zu drängen, als ein Hauptübel der Zeit, und warnt vor Einwanderung. Solche Gedanken bei antiken Schriftstellern zu finden verleiht der Forschung immer einen Reiz. Auf eine andere und neue Quelle hat Paul de Lagarde (Böttticher) hingedeutet; er sagt irgendwo, daß der wirkliche kritisch und streng gesichtete Talmud (d. h. entblößt von aller rabbinischen Zuthat) für die römische Kaisergeschichte ein Material liefern würde, wie es so concret und persönlich sich nirgends andersher beschaffen ließe — ein zweites Pompeji, das vernehmlicher und gesprächiger sein würde als das aus dem Schutt der Vesuvasche ausgegrabene. Wir müssen uns jedes Urtheils über diese Behauptung enthalten; es muß genügen, sie hier blos anzuführen.

Eine Aufzählung der ganzen, während der letzten zehn oder zwölf Jahre erschienenen Literatur über die römische Kaisergeschichte liegt nicht in unserm Plan, dagegen dürfte ein Ueberblick über die Haupterscheinungen nicht überflüssig sein.

Eigentlich geschichtliche Werke sind folgende deutsche: H. Schiller, „Geschichte des römischen Kaiserthums unter Nero" (1872); Raabe, „Geschichte und Bild von Nero" (1872); Bernhardt, „Geschichte Roms von Valerian bis zu Diocletian's Tode" (1867); Preuß, „Kaiser Diocletian und seine Zeit" (1867); Richter, „Das weströmische Reich unter Gratian und Diocletian" (1865); Freytag, „Tiberius und Tacitus" (1870); Sievers, „Studien zur Geschichte der römischen Kaiser" (1870); Peter, „Geschichte Roms" (1873); Mücke, „Flavius Claudius Julianus" (1867—69); Güldenpenning und Ifland, „Der Kaiser Theodosius der Große" (1878); Höfner, „Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus" (1875); Schlemmer, „Der Kaiser Decius" (4 Thle., der letzte 1879); Wiedemeister, „Der Cäsarenwahnsinn der Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie" (1875); Wutzdorf, „Wie gestaltete sich der Cäsarismus unter Octavian?" (1866); K. Wieseler, „Die Christenverfolgungen der Cäsaren bis zum 3. Jahrh." (1878); Keim, „Aus dem Urchristenthum" (1878); Büdinger, „Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte" (1867—70); J. J. Müller, „Studien zur Geschichte der römischen Kaiserzeit" (1874); Rode, „Geschichte der Reaction Kaiser Julian's gegen die christliche Kirche" (1877); F. Görres, „Untersuchungen über die Licinianische Christenverfolgung" (1875); Watterich, „Die Germanen des Rheins" (1872) u. a. m.

Es versteht sich, daß auch Werke über Sittengeschichte und Antiquitäten in unsern Rahmen gehören, so vor allem: Theodor Mommsen, „Römisches Staatsrecht" (1871); Friedländer (s. o.); Hirschfeld, „Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungs-Geschichte" (1877); Kretzschmar, „Ueber das Beamtenthum der römischen Kaiserzeit" (1879); Babucke, „Entwickelung der römischen Heeresorganisation unter dem ersten Kaiser" (1872); Marquardt, „Römische Staatsverwaltung" (1876) u. s. w.

Von französischen Werken nennen wir: Ampère, „Histoire Romaine" (1867, posthumes Werk); Beulé, „Le procès des Césars" (1870—72); derselbe, „Auguste, sa famille et ses amis" (1867); Double, „L'empereur Titus" (1877) und „Les Césars de Palmyre" (1877); De Champagny (übersetzt von Döhler), „Die Antonine" (1876—77); Geffroy, „Rome et les Barbares" (1874); Léotard, „Essai sur la condition des Barbares établis dans l'Empire romain au IVe siècle" (1873); Latour Saint-Ibur, „Néron, sa vie et son époque" (1867); Boissier, „L'opposition sous les Césars" (1875) und „La religion romaine d'Auguste aux Antonins" (1874); Guéranger, „Sainte Cécile et la société romaine aux deux premiers siècles" (1874); Paillard, „Histoire de la transmission du pouvoir impérial à Rome et à Constantinople" (1875); Renan in seinen „Origines du Christianisme" (deren 6. Band Paris 1879 erschien); Duruy, „Histoire des Romains" (deren 6. Band [Paris 1879] die Geschichte von Marc Aurel bis zur Thronbesteigung Diocletian's umfaßt); de Broglie, „L'Église et l'Empire romain au IVe siècle" (1869).

Von englischen Werken dürfte neben Sheppard: „The fall of Rome and the new nationalities" (1874) und Curtein, „History of the Roman Empire" (1875), auch Lecky's „Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen" (übersetzt von Jolowicz, 1870) zu erwähnen sein.

Wenn wir nicht irren, so hat Theodor Mommsen für die Verfassung unter den ersten Kaisern den Namen Dyarchie (Zweiherrschaft) aufgebracht, womit ausgedrückt sein soll, daß Kaiser und Senat sich in das Regiment getheilt hätten. Derselbe Forscher setzt den Geburtstag des römischen Principats auf den 16. Jan. 727 (27 v. Chr.), an welchem Tage Octavian vom Senat den Beinamen Augustus (der Erhabene) erhalten habe. Im Principat erblickt Mommsen die Erfüllung der Republik; denn jenes sei keine Monarchie, nicht einmal eine beschränkte gewesen, sondern eben eine Dyarchie; erst unter Diocletian sei die wirkliche Monarchie vollzogen worden; der Princeps (vor Diocletian) sei blos ein Beamter mehr, auch er stehe nicht über dem Gesetz, sondern sei blos der erste Bürger. Man erinnert sich hier unwillkürlich an Ludwig's XVIII. von Frankreich freilich apokryphes Wort, das er beim Wiederbetreten des französischen Bodens gesagt haben soll: „Il n'y a qu'un Français de plus!" Doch gibt Mommsen zu, daß sich die monarchische Idee, wenn sie auch nicht durchgedrungen sei, vorläufig in der Consecration (Apotheose) ausgesprochen habe. Das Pendant dazu war die öffentliche Feier, die dem Geburtstage des Augustus galt. Allerdings fanden sich hierfür schon bedeutsame Präcedentien in den letzten Decennien der aussterbenden Republik: schon der

Geburtstag Julius Cäsar's wurde allgemein und öffentlich gefeiert, und für die Genesung des Pompejus waren in ganz Italien Gebete veranstaltet worden. Aber das waren eben sichere Zeichen, daß es mit der Republik zur Rüste ging! Auch das Recht, sein Bild auf die Münzen zu prägen, hatte und übte schon Cäsar; rechnet man dazu noch die Unverletzlichkeit der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, den Fahneneid auf den Namen und die Person des Kaisers, die Perpetuität des Oberbefehls, das Begnadigungsrecht, die dem Kaiser zustehende Prüfung der Wahlqualification und die Empfehlung der ihm genehmen Persönlichkeiten, das Recht, Colonien zu gründen und das Bürgerrecht zu verleihen, die unumschränkte Gewalt über die sogenannten kaiserlichen Provinzen: so schrumpft die andere Hälfte dieser „Dyarchie" zu einem bloßen Schemen zusammen; formell und streng juridisch mag der Name seine Berechtigung haben; inhaltlich ist die Monarchie mit Augustus bereits vorhanden, und zwar in einem Grade, wie sie ein moderner Kaiser kaum je in einem Culturstaat ausgeübt hat. Der gleiche Augustus, der in berechneter Henchelei die Häufung von Aemtern und Titeln, womit ein serviler Senat seine Huld erbetteln wollte, zurückwies, hat sich, wenn sein persönliches Gefühl verletzt wurde, keinen Augenblick besonnen, die brutalsten Gewalt- und Racheacte zu üben, und nicht die mindeste Furcht gezeigt, er möchte wegen Competenzüberschreitung von seinem „Mitregenten", dem Senat, zur Rede gestellt werden. Einen schlagenden Beweis liefert sein Verfahren gegen den Dichter Ovid. Das ist doch das Recht über Leben und Tod sans phrase, das Autokratenthum in seiner denkbarst absoluten Gestalt!

Noch weniger Scrupel gegenüber seinem „Concurrenten", dem Senat, hatte allerdings Tiberius; hier war jener bereits nichts mehr als eine Corporation „von Kaisers Gnaden". Mommsen selber gibt zu, daß unter ihm (durch Uebernahme der ganzen Verwaltung) die Monarchie vollendet wurde. Wie das nun stimmen soll zu der oben angeführten Behauptung, ist nicht klar. Hirschfeld, der Mommsen's „Dyarchie" annimmt und auch sonst den Resultaten des berühmten berliner Gelehrten (wenn auch in durchaus selbständiger, weiter führender Forschung) beipflichtet, läßt die Monarchie jerst mit Claudius beginnen, und zwar hauptsächlich darum, weil unter dem genannten Kaiser das Regiment der Freigelassenen sich verwirklicht hat. In der That sehen wir hier, wie ein Triumvirat von solchen das Rechnungsamt, das Secretariats- und das Bittschriftenamt an sich reißt und beinahe alle Stellen mit seinesgleichen besetzt. Aber man darf doch billig fragen: war denn die Macht und die Willkür des „Vicekaisers" Sejan eine geringere? Oder verdient die Art, wie Kaiser Tiberius selber mit dem Senat umsprang, eine mildere Bezeichnung als die der absolutesten Willkür? Aber auch dieses Verfahren war nach dem erlauchten Vorgang seines Stief-, Adoptiv- und Schwiegervaters Augustus kein Saltomortale, jedenfalls nicht dem Inhalt nach. Die Form war vielleicht eine andere; aber Augustus hatte, wenn er nur wollte — und er wollte bisweilen — die ganze Machtfülle eines unumschränkten Herrschers in Händen. Es ist wahr, er hat das Staatsgebäude nicht äußerlich und innerlich bis ins kleinste Detail aus- und aufgeführt, er hat seinem Principat eine „maßvolle Begrenzung constitutionellen Charakters" zutheil werden lassen; aber was vergab er

denn seiner ausgebildeten Autokratennatur, wenn er jenes unschuldige Spielzeug gewisser constitutioneller Formen andern in die Hände gab, die sich damit kindlich amusirten? Seine „Großmuth" in der Entäußerung nützte blos ihm, und nicht seinen von ihm selbst geschaffenen Concurrenten, den Senatoren, die er durch jene Anflüge von theoretischem Liberalismus über das Factische und Thatsächliche hinwegtäuschte. In seinem Verfahren wird man höchstens eine seinem ganzen Charakter entsprechende Klugheit, keineswegs aber eine tiefe staatsmännische Weisheit zu erblicken haben. Hirschfeld meint freilich, Augustus habe an die Möglichkeit eines einträchtigen Zusammenwirkens von Senat und Princeps geglaubt und sich darin geirrt; und dieser Irrthum sei verhängnißvoll geworden; denn er habe das Umschlagen des Constitutionalismus in die rohe Militärdespotie verschuldet. Wir können aber durchaus nicht glauben, daß ein Mann wie Augustus in der Illusion des „Constitutionalismus" befangen gewesen und daß republikanischeres Blut in seinen Adern geflossen sei als in denen seines großen Vorbildes Julius Cäsar, der ja damit umging, dem Senat die Administration zu nehmen. Augustus hätte, meint Hirschfeld, diesen Plan Cäsar's verwirklichen sollen; wir aber sagen: gekonnt wenigstens hätte er es; wer aber, nach subjectivem Belieben, die Grundbedingungen eines Gemeinwesens bestehen lassen oder aufheben kann, ist factisch Monarch. Für so schlau dürfen wir wahrlich den Augustus halten — er war leider noch viel schlauer, weil er eine von allen Grundgebrechen des „Säculums" inficirte, besonders aber für Heuchelei virtuos organisirte Natur war — daß er die Rolle der Republik für vollständig ausgespielt ansehen mußte; einer Täuschung darüber konnte sich der Mann am allerwenigsten hingeben, der am meisten dafür gethan hatte, daß jene die schiefe Ebene, auf der sie schon längst herunterrollte, in rapider Schnelligkeit bis auf den Grund durchmaß. Wenn er also „später Schritt für Schritt dazu gedrängt wurde, selber einzugreifen", so kam ihm diese „Nothwendigkeit" gewiß nicht unerwartet, und noch weniger kam sie ihn sauer an. Man thut dieser kalten Römerseele viel zu viel Ehre an, wenn man sie im Dienst einer Idee handeln läßt; ihre einzige Ueberzeugung war die, daß rücksichtsloseste Selbstsucht die bequemste Leiter sei, um zur Höhe des Lebens zu gelangen; für das „Wohl seines Volkes" hat Augustus gerade so viel gethan, als er thun mußte, um seine grauenhaften Präcedentien — Verrath und Mord in Hülle und Fülle — vergessen zu machen. Ob er sich als das auserkorene Werkzeug des Schicksals fühlte und eine providentielle Mission zu erfüllen glaubte, steht dahin; es wäre in seinem Interesse sehr zu wünschen; seine Handlungen würden dann in ein ganz anderes Licht treten; ein Fatalist will mit anderm Maßstab als dem der gewöhnlichen Moral gemessen sein. Aber ein solcher Glaube hat — bei allem Grauen vor seinen blutigen Hekatomben muß man es anerkennen — doch noch etwas Großartiges an und in sich; er kommt zur Reife in einer ungewöhnlichen Natur, am Sonnenschein einer Idee, und einer solchen war die ordinäre, alles Schwunges entbehrende Natur des Augustus absolut unfähig. Keinem menschlich schönen, wohlthuenden Zug begegnet man an diesem in Erz gegossenen Egoisten; wohl aber sind so ziemlich alle, wenn auch nicht ausgeprägt, so doch angedeutet, welche nach der Nachtseite der Menschennatur hin liegen, und selbst

die Eigenschaft der Selbstkenntniß, die er allerdings besaß, vermag uns nicht zu imponiren, weil er nicht viel Schönes und Edles an ihm zu entdecken hatte.

Es ist nicht der mindeste Grund vorhanden, die Aeußerung, die er auf dem Sterbebette that, daß er glaube, seine Rolle als Schauspieler im Leben gut gespielt zu haben, in einem idealern Sinn zu verstehen. Er war einer und wußte, daß er es war: seine guten Züge sind Schein und Schminke, hinter welchen die blasse Furcht vor einer Wiederholung der Iden des März lauert. Sein Kokettiren mit den republikanischen Erinnerungen ist nichts als ein Ausfluß dieser Furcht. Selbst wo man in ihm ein echt menschliches Fühlen zu entdecken glaubt — in seinen häuslichen Angelegenheiten, seinem Verhältniß zu Gattin und Kindern — da ist es weniger der Schmerz um die ungerathene, verlorene Tochter, als der Ingrimm über die Schande, der ihm am Mark rüttelt; daß seine Familienschande am Pranger der Oeffentlichkeit ausgestellt war, das setzt seinem Römerstolz viel mehr zu, als der Kummer seinem Vaterherzen. Es will uns scheinen, als hätten die französischen Geschichtschreiber (schon Montesquieu und Voltaire, aber auch Ampère, Beulé u. a.) den Charakter des Augustus richtiger gewürdigt als die deutsche Historiographie: sie haben ihm das Prädicat „schlecht" zugesprochen. Ampère meint, Augustus und Tiberius seien „de même trempe" gewesen, und indem er zugibt, daß man den zweiten zu sehr verlästert habe, tadelt er doch „qu'on a trop vanté le premier". Beulé erblickt mit Recht in dem sogenannten „Monumentum Ancyranum" (d. h. in der zu Angora gefundenen inschriftlichen Selbstverherrlichung des Kaisers, zugleich seinem politischen Testament) „le plus monstrueux exemple d'égoïsme qui existe". Peter läßt Augustus „nicht ohne ein gewisses Wohlwollen" sein; dieses Wohlwollen aber war, wie er anderswo sagt, „nicht das wahre". Es ist, als ob man sich, angesichts einzelner nützlicher, sogar wohlthätiger, und nicht blos staatswirthschaftlicher, sondern auch von seiten der Moral löblicher Verfügungen des Reichsoberhauptes scheute, die volle und ganze Wahrheit über den Kern seines Wesens auszusprechen. Die Geschichte anerkennt wol auch (wie die Rechtsprechung) „mildernde Umstände", aber sie darf diese zur Reinwaschung eines Charakters nicht misbrauchen, der auch ohne die in seiner Stellung liegenden „circonstances atténuantes" nun und nimmer eine gute Nummer verdient hätte.

Nichts kann natürlicher sein, als daß die Schriftsteller unter Augustus ein einstimmiges Lobconcert über ihn anstimmen. Der Grundton brauchte nicht einmal der der Schmeichelei zu sein. Denn nach den Greueln, mit denen die Republik Abschied von der Weltbühne genommen hatte, war die Ruhe unter Augustus von unschätzbarem Werth, sie war sogar um den Preis der Freiheit nicht zu theuer erkauft. Denn die Freiheit, die man jetzt vollends preisgab, war schon längst abgeblaßt und verkümmert; schon der Großoheim hatte ihr die Schwingen gestutzt und sie war unter seinen Experimenten elend und mager geworden. Das Glück, das den Augustus gerade in diese Zeiten und Zustände hineinversetzte, hat für ihn bei weitem das meiste gethan. Er war nun allerdings so klug, diesen Wink zu verstehen und seine Lage auszubeuten; vor den Mitteln dazu, auch den rücksichts- und ruchlosesten, hat er nie gebangt; gegen jedes Menschengefühl war er ein „Rocher de bronze"; und die Menschen machte er, als echter Diplomat, zu seinen

Marionetten. Wie hat er einen Properz, Horaz, Ovid zu gebrauchen verstanden! Er wollte als Reformator im großen Stil glänzen und ließ durch seine Poeten das Programm verkündigen. Der Gedanke war ihm durch die schauderhafte Corruption der Zeit nahe genug gelegt; hier blühte ein üppiger Weizen des Ruhmes. Augustus war sehr empfänglich für Ruhm — das kann jeder bei Horaz auf und zwischen den Zeilen lesen — alles, was „in majorem imperii gloriam" ausschlug, vermehrte auch sein persönliches Ruhmeskapital. Aber was hatte er denn durch seine Reformversuche zu Stande gebracht und besser gemacht? „Er verwandte", sagt H. Schiller in seiner „Geschichte Nero's", „wie alle Julier, seine Macht zum Aufbau des Innern, nicht zu unfruchtbaren Eroberungen" (und die Expedition gegen Arabien und Aethiopien? und die Feldzüge gegen die Deutschen? gegen die Alpenländer? gegen die Donauvölker? wahrlich, die „Scelerata insania belli", von welcher Virgil in seinem religiösen Tendenzgedicht, der Aeneide, gesungen hatte, wurde nicht so wörtlich genommen!), „er gab Gesetze zur Hebung der Sittlichkeit" (wie viel oder wenig diese nützten, zeigt z. B. Ovid's „Ars amatoria"; der Sittenkatechismus, den Horaz in seinem dritten Buch der „Oden" lieferte, war in die Luft gesprochen), „er sorgte für eine ordentliche Polizei, für Verminderung des Proletariats" (es nahm aber mit reißender Schnelligkeit zu!), „er traf Maßregeln gegen die heillose Bodenwirthschaft, für Wiederaufblühen des Handels, für Sicherheit der Person und des Eigenthums, er schuf Recht und Gericht für alle Klassen der Bevölkerung, er strebte eine Nivellirung Italiens und der Provinzen an, sorgte für die Provinzen" (und ließ deswegen wahre Unmenschen von Statthaltern frei ausgehen?!), „für Katastrirung des Bodens und für den Reichscensus; die Herrschaft sollte kein Militärdespotismus sein, sondern (nach Cäsar's Idee) eine Verbindung der Monarchie mit dem freien Volksthum." Diese Idee wird allerdings, und nicht blos von Schiller, Cäsar zugeschrieben, aber zu beweisen ist sie nicht. Wenn auch Julius Cäsar, an Genie und Menschengröße ein Riese gegen seine Nachfolger, alles Zeug zu einem aufgeklärten Despoten an sich hatte, so hat er mit jener modernen Idee kaum schon geliebäugelt. Augustus hat gewirkt und gethan, was ein verständiges Glückskind mußte, und es war enorm leicht für einen von sach- und fachverständigen Ministern umgebenen Fürsten, es viel besser zu machen — besonders in allen Zweigen der Verwaltung — als dies der langsam hingemordeten Republik während ihrer grauenhaften Agonie möglich gewesen war!

Mommsen erklärt das Principat für ein juridisches Kunstwerk, als eine Republik mit monarchischer Spitze, das die Uebelstände beider Staatsformen vereinigte; es sei eine durch die rechtlich als permanent anerkannte Revolution temperirte Autorität; jeden Augenblick hätte der Volkswille es stürzen können, seine Geschichte bewege sich in dem unheimlichen Conflict des Princeps mit dem Präfecten der Leibwache; das Sicherheitsventil für jenen sei gewesen die Verschwägerung oder Collegialität mit diesem, und ein Zeichen seines noch nicht zur völligen Monarchie ausgebildeten Charakters sei, daß es keine Erblichkeit kenne und das Testament des Princeps nur als eine Bitte an den Senat, ohne Verbindlichkeit für diesen, anzusehen sei; der Grund, warum der Kaiser die Succession nicht bei Lebzeiten geregelt und seinen Nachfolger nicht designirt habe, sei lediglich das Mistrauen

in jeden Nachfolger gewesen. Nun muß aber „die Republik mit monarchischer Spitze" gerechte Bedenken erwecken; wir vermögen auch nicht den Schatten von Republik zu erblicken in einer Verfassung, wo das Volk absolut nichts mehr zu sagen und zu thun hatte, nicht einmal mehr (wenigstens seit Tiberius) bei den Wahlen seiner Magistrate; was aber den Conflict mit dem Praefectus praetorio betrifft, welcher die Machtfülle des Principats geschwächt haben soll, so war dieses selber an seinem bösen Concurrenten schuld; es hat ihn ja geschaffen: kein Gesetz und keine Opposition würde Augustus je gehindert haben, den Befehl über die Prätorianer selber in die Hand zu nehmen; er that es nicht, entweder weil er diese Stellung unter seiner Würde hielt, oder weil er sich die militärischen Qualitäten nicht zutraute; kräftige Kaiser haben sich (wie Tiberius dies zeigt) vor diesem Concurrenten noch nicht gefürchtet. Die Frage vollends, ob Erb- oder ob Wahlmonarchie, ist ziemlich irrelevant; thatsächlich haben wir doch ohne Zweifel eine Erbmonarchie anzuerkennen, und zwar eine solche, die schon mit Augustus, nicht erst mit den Flaviern, beginnt; daß Unterbrechungen eintraten, hat wahrlich nicht der souveräne Wille des Volkes, sondern der Kaiserwahnsinn oder die Willkür der Soldateska verschuldet; gegen letztere schützt auch die Erblichkeit der Monarchie nicht.

In einer geistreichen, oft rhetorisch verbrämten Skizze hat sich H. Schiller (der Verfasser des Werkes über „Nero") über die römische Kaiserzeit in folgendem Sinn vernehmen lassen*): Die Philologen von früher entbehrten des historischen Sinnes; sie hatten sich von ihrem Cicero und Livius für die Republik begeistern lassen; die italienischen träumten diese ihre Republik zurück, die holländischen schwärmten dafür, weil auch sie sich im Glanze republikanischer Verfassung sonnen durften; in der Kaiserzeit sah man überall nur Fäulniß. Deutschland mußte erst seine Befreiungskriege durchmachen und sein eigenes Volksleben erkennen, ehe es dem fremden (römischen) gerecht werden konnte; doch galt letzteres nur dem republikanischen Rom; noch Niebuhr hatte gegen die Kaiserperiode, speciell gegen Augustus, seine bestimmte Abneigung, und dachte sich jene als eine durchaus pathologische, als Zeit des Verfalls. Allen, auch den modernen Werken fehlt das Herbeiziehen der Gesammtquellen, das Begreifen des gesammten, nicht blos politischen Nationallebens; sie laboriren theils an nörgelnder Opposition, theils an hausbackener Moral und einseitiger Sittlichkeit oder kleinlicher Skandalsucht; es fehlt ihnen sowol der Umfang als die Tiefe des Blickes. Durch Altgläubigkeit wird die Aufhellung der römischen Kaisergeschichte nicht gefördert: eine Kaisergeschichte muß zeigen, wie Cäsar's Werk sich durch die begabten Kaiser des Julischen Geschlechts fortsetzte, was nach welterschütternden Stürmen die Flavier hinzufügten: das römische Kaiserreich, welches 15 Jahrhunderten trotzte, war ein staunenswerther Bau; das muß sein, sonst wäre es längst vordem zusammengestürzt. Cäsar wollte das Nothwendige, und darum trotzte sein Werk den Jahrhunderten. Rom war zur Zeit der Kaiser der einzige Culturstaat. Griechenland, im Osten, war verkommen; im Westen war wol nationale Kraft zu finden, aber gepaart mit tiefer Barbarei; der große Nachtheil Roms war, daß es die Provinzen

*) Vgl. Verhandlungen der Philologen zu Innsbruck 1875.

als Unterthanenland betrachtete und der Pöbel über deren Schicksal entschied (zur Kaiserzeit doch wahrhaftig nicht!). Das demokratische Kaiserthum war eine schreckenvolle Nothwendigkeit. (Inwiefern dieses Kaiserthum, wo seit Tiberius dem Volk sogar die Wahlen genommen waren, demokratisch heißen darf, vermögen wir nicht einzusehen.) Cäsar merkte dies und wollte daher die Unterthanenländer der Stadt gleichstellen, Mutterland und Provinzen sollten sich gemeinsam dem Kaiserstaate unterordnen, alle Völker sollten ihre Vertretung im Staatsrathe haben (?), statt der raubsüchtigen Statthalter controlirte Beamte die Provinzen verwalten. Der unsterbliche Inhalt von Cäsar's Werk hat sich herübergerettet in die Staatseinrichtungen des modernen Europa, trotzdem daß die Germanen das Aeußere des Werkes zerschlugen. (Aber der Verfasser hat doch auch, und mit Recht, gesagt, das Repräsentativsystem sei den alten Staaten — eine Folge der Sklaverei — fremd geblieben; dieses Fundamentalgesetz einer civilisirten Verfassung verdanken wir also nicht Cäsar.) Der Charakter der Kaiserperiode (und zwar nicht allein der politischen, sondern auch der literarischen) ist ein greisenhafter, wenn man ihn mit dem des Perikleischen Zeitalters vergleicht: und doch haben die Römer Unendliches geleistet; ihre Literatur war volksthümlich geworden; das beweisen z. B. die pompejanischen Wandinschriften; auch ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kunst sind bewundernswerth; man denke an die Erzeugnisse des Kunstgewerbes in Palästen und Hütten, an die monumentalen Bauwerke besten Stils. Nur die Pflege des Friedens erklärt dies. Die Mehrzahl der Bürger, vom Kriege ausgeschlossen, konnte jetzt wirthschaftliche Thätigkeit üben. Denn die Kriege zwischen den Kaisern und Gegenkaisern, die rein persönlicher Natur waren, und die Kriege an den Grenzen, genirten nicht und verhallten im weiten Reich. (Sie waren aber da, wo sie gerade tobten, empfindlich genug!) Die Bildung drang nun in die weitesten und die untersten Kreise. (In die untersten ist zu viel gesagt; die Griechen, vor und nach Alexander dem Großen, haben dazu mehr beigetragen; als die Wogen der Völkerwanderung verrauscht waren und Westrom zertrümmert lag, dann allerdings beginnt die großartige Mittheilung römischen Geistes an die Barbaren.) Jetzt erkannte man die Pflicht des Staates, Arme und Schwache zu unterstützen, jetzt fing man an, im Sklaven den Menschen zu sehen. (Das ist allerdings, wenn auch wenig bekannt, so doch sehr wahr.) Schon Cäsar suchte der Verarmung zu steuern durch Ackervertheilung, durch Annullirung der Zinsforderungen, durch Aufstellung eines Maximalzinsfußes, durch Colonisirung in überseeischen Gegenden, durch volkswirthschaftliche Ordnungen; er suchte der Sittenverderbniß durch kraftvolle Gesetze zu begegnen. (Der gute Wille ist recht löblich, das Resultat wird geringfügig genug gewesen sein; auch Augustus, in Sachen derselben Moral, der er durch Gesetze aufzuhelfen suchte, durch und durch versumpft, hat schwerlich viel ausgerichtet.) Die religiösen Reformen des Cäsar und Augustus haben das Reich noch für 300 Jahre gegen das Christenthum widerstandsfähig gemacht. (Es ist schwer zu beweisen, noch schwerer zu glauben, daß reformirende Edicte eines weltlichen oder kirchlichen Machthabers auf Inhalt und Wesen einer Religion erheblichen Einfluß ausüben können; die Formen des Cultus können reformirt werden, mehr nicht; wir möchten die Reformen der obengenannten

Machthaber kennen, die auch nur Einen Bewohner des großen Reiches abgehalten hätten, zum Christenthum überzutreten; es hing ja auch nur an der Persönlichkeit des Konstantin, daß die Christenlehre, aus Staatsraison, dem Heidenthum gleichgestellt wurde; die Maßregeln eines Cäsar und Augustus haben den Sieg des Christenthums so sicher nicht aufgehalten, als die Fäulniß des Reiches den Untergang des Heidenthums sicher beschleunigte.) Das römische Kaiserthum war im allgemeinen tolerant gegen den Glauben anderer, so lange diese sich nicht in die Politik hineindrängten. (Das ist sicher, so wenig es auch allgemein anerkannt ist.) Unter Cäsar's Nachfolgern wuchs der Militärstaat empor, den Cäsar perhorrescirt hatte, und dieser brachte dem Reiche den Untergang. (Wenn das wahr ist, dann ist es ein schlimmes Prognostikon für die modernen Culturstaaten; denn diese weisen, mit ihren stehenden Heeren, ganz andere, d. h. viel stärkere Procentsätze soldatischer Bevölkerung auf, als das heidnische Römische Reich jemals unter Waffen hatte, weil für dieses die Gefahr der Rivalität von seiten einer ebenbürtigen Macht gleich Null war; die römische Militärorganisation war eine bis ins Detail wunderbar vollendete, die numerische Militärmacht, im Verhältniß zum ungeheuern Umfang des Reiches, klein.) Jetzt wird die Trennung der Stände immer größer und starrer. (Das war ein Unglück, und zwar darum, weil die Besitzlosen und das Proletariat den numerisch größern Stand bildeten; sonst allerdings ist die Trennung der Stände, volkswirthschaftlich betrachtet, ein Glück.) Die schon von Cäsar geplante Rechtscodification war eine ungeheuere Wohlthat für das Reich; ebenso die geregelte Civilverwaltung, das Polizeiwesen und das wohlerwogene Finanzsystem. (Das letztere war nur zu wohl erwogen, die raffinirte Geldwirthschaft absorbirte alles Interesse und schädigte den Ackerbau bis zum völligen Siechthum. Das hat unter anderm auch Arnold in seinem schönen Buche „Cultur und Recht der Römer", theilweise nach Mommsen, schlagend nachgewiesen. Baares Geld ist der Anfang und das Ende der römischen Cultur; die römische Geschichte beginnt mit Geldwirthschaft und hört mit Geldwirthschaft auf. Rom ging viel zu früh zu dieser über, ohne vorher die Wirkungen der Naturalwirthschaft vollständig entwickelt zu haben. In der Kaiserperiode stieg der Geldverkehr ins Kolossale, aber trotz allem Reichthum blieb Rom eine nahrungslose Stadt; der Handel war unfruchtbar, weil er nicht die Bestimmung hatte, den Umsatz der Industrie- oder der Bodenproducte oder den Austausch der Producte verschiedener Völker zu vermitteln; dem gesunden Ackerbau war durch die Latifundienwirthschaft die Lebensader unterbunden; Großhandel und Grundbesitz befanden sich in denselben Händen; welch ein Ueberfluß von Kapital sich in Rom zusammenhäufte, zeigt das Sinken des Zinsfußes, der unter Cäsar auf sechs, unter Augustus sogar auf vier Procent heruntergegangen war. Des erstern Versuche auf wirthschaftlichem Gebiet waren bloße Palliativmittel, die den Quell des Elends nicht verstopfen konnten. Nach ihm war das Wachsthum des Reiches bis auf Trajan blos ein mechanisches. Eine Wohlthat war es freilich, daß die römische Münze das Courant des Welthandels wurde, das der indische Händler so gut kannte als der nordische Bernsteinkäufer; aber wie wenig will dieser mechanische Vortheil bedeuten gegen die Thatsachen und Zustände, welche das Sinken aller wirthschaft-

lichen Production, eine allgemeine Verarmung und eine zunehmende Entvölkerung herbeiführten?)

H. Schiller hat mit Recht bemerkt, daß die vollständige Romanisirung aller Reichsprovinzen durch ungeheuere Bauten ein Fingerzeig für uns sei, die Kraft des Römerthums uns nicht als rasch verfallend zu denken; er macht ferner aufmerksam auf die erfreuliche Erscheinung der massenhaft auftauchenden Studiensitze, durch welche die Bildung überall hin verbreitet wurde, und die zugleich (weil viele wirklich Staatsschulen waren) ein Beweis sind, welchen Werth das Reich dem Unterricht beilegte; Spanien und Afrika treten nun in den Kreis der Cultur und Literatur. Auf der andern Seite aber darf nicht übersehen werden, daß die Cultur in andern Gegenden des Reiches bereits den Charakter der Uebereife trug und darum mit steigender Entsittlichung verbunden war. Hier entsteht nun die Frage, ob die treibende Macht einer aufgeklärten Humanität die grauenhaften Schäden der Moral allein und von sich aus hätte heilen können, ohne die Hülfe einer neuen, den ganzen Menschen umkehrenden, die bisherigen Lebensziele völlig verrückenden Religion. Die Frage könnte müßig erscheinen, wie alle ähnlichen, die in ihrer Wahrscheinlichkeitsrechnung ein großes „wenn" oder „wenn nicht" von den geschichtlichen Factoren subtrahiren. Sie hat nur insofern Werth, als sie zu gründlichen Untersuchungen über diese neue Religion, das Christenthum, veranlassen kann. Die Bedingungen ihrer Ausbreitung, besonders in der Zeit zwischen Nero und Hadrian, sind noch viel zu wenig erforscht. Gewiß ist aber, daß einzelne grundlegende Morallehren derselben — so die von der Brüderlichkeit, von der allgemeinen Gleichheit, von der Menschen- und Feindesliebe, von der Verachtung des Reichthums — durch Seneca, Musonius Rufus u. a. in der Hauptstadt und den Provinzen schon längst gepredigt waren, ehe der neue Geist des Christenthums eingedrungen war. Wir können auch schrittweise verfolgen, wie diese Lehren von Staats wegen ins Praktische übersetzt wurden: die Alimentationen und Stiftungen zu Gunsten der Waisen, die Gesetze zum Schutze der Colonen gegen Mishandlung, die Gesetze gegen willkürlichen Verkauf der Pachtgelder und Erhöhung derselben verdanken ihnen den Ursprung.

Karl Friedrich Lessing.

Eine kunsthistorische Studie

von

Max Schasler.

Das Wort des Dichters, daß ein Charakter sich nur „im Geräusch der Welt", ein Talent dagegen „in der Stille" bilde, möchte, wo es sich um einen bedeutenden Künstler handelt, eher in seiner Umkehrung das Richtige treffen. Zur Bildung des politischen, diplomatischen, ja selbst des sittlichen Charakters, wenigstens wenn vom Manne die Rede ist, gehört ohne Zweifel das „Geräusch der Welt", d. h. die unmittelbare Berührung mit dem praktischen Leben in der Vielgestaltigkeit seiner Formen und die daraus gewonnene Kenntniß seines positiven Gehaltes; der Charakter des Künstlers bedarf dagegen zu seiner Entwickelung jener intensiven Concentration der Empfindung, welche durch die Berührung mit dem Leben und durch Assimilation mit seinen Formen eher abgeschwächt als gefördert wird, weil die damit verbundene Zerstreuung die Empfindung nothwendig ihrer Unbefangenheit und Sicherheit beraubt und sie dadurch verflacht.

Von Karl Friedrich Lessing kann man im eminenten Sinne sagen, daß er, ganz abgesehen von seinen hohen sittlichen Eigenschaften, als Künstler ein Charakter von prägnantester Schärfe war, und gerade er gehörte zu den immer seltener werdenden Naturen, die dem äußern Leben gegenüber eine entschiedene Zurückhaltung zu bewahren und den conventionellen Vorstellungen desselben keinen bestimmenden Einfluß auf ihre künstlerische Empfindungsweise zu gestatten geneigt sind. Aber gerade durch solche Zurückhaltung wird solch künstlerischer Charakter, indem er seinen Blick auf den allgemeinen Lebensinhalt richtet, stets mit Leichtigkeit das Unwesentliche und Zufällige vom Wesentlichen und Nothwendigen abzutrennen und auszuscheiden im Stande sein; alles Kleinliche und Bedeutungslose sondert sich für ihn von selbst, wie die Spreu vom Weizen, und nur das Große und Bedeutende behält für ihn den Werth concretester Realität. Bei Lessing spricht sich dies tief in ihm wohnende Streben nach dem Bedeutenden nicht blos in seinen Historienbildern, sondern fast mehr noch in seinen Landschaften aus: obschon fern von jedem Anklang an formale Stilisirung, faßte er die Geschichte sowol wie die Natur stets und ausschließlich nach ihrem Ideengehalt auf und huldigte niemals jenem auf blos äußerliche Schönheit oder auf den pikanten Reiz der Erscheinung

gerichteten Naturalismus, der sich heutzutage, dem materialistischen Geschmack des modernen Publikums entgegenkommend, in gleichsam frivoler Behaglichkeit breit macht.

Lessing nimmt deshalb begreiflicherweise in der Entwickelung der zeitgenössischen Kunst nicht nur überhaupt eine hervorragende, sondern eine wesentlich isolirte Stellung ein; denn so tief und umfangreich seine Einwirkung sowol auf das Publikum wie auf die Künstler gewesen ist, so kann man doch nicht sagen, weder daß er aus einer bestimmten Schule hervorgegangen sei, noch daß er eine solche gebildet habe. Das Studium seines künstlerischen Charakters und seiner Stellung zur Kunst des gegenwärtigen Jahrhunderts ist deshalb nicht nur überhaupt von Wichtigkeit, sondern bietet auch nicht unerhebliche Schwierigkeiten dar. Indem hier der Versuch einer eingehendern Charakteristik seines Wesens und seiner Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Malerei gemacht werden soll, ist sogleich im voraus zu bemerken, daß es sich hierbei weniger um eine ausführliche Lebensbeschreibung als um eine kunstgeschichtliche Studie im allgemeinern Sinne des Wortes handelt, wenn auch, schon wegen des Verständnisses gewisser Momente in seiner künstlerischen Entwickelung, die hauptsächlichsten Umstände seines äußern Lebens bis zu dessen Abschluß natürlich nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Es war am Jahrestage des Todes seines Großonkels, des berühmten Philosophen und Dichters Gotthold Ephraim Lessing, am 15. Febr. 1808, daß Karl Friedrich Lessing zu Breslau geboren wurde. Sein Vater, der Sohn des jüngern Bruders des Dichters, Karl Gotthelf, war fürstlich Biron'scher Kanzler und siedelte bald nach Karl Friedrich's Geburt nach Wartenberg an der polnischen Grenze über. Seine Vorfahren sollen, nach einer in der Familie erhaltenen Tradition, in Böhmen gelebt haben und bei der Vertreibung der Hussiten nach Schlesien eingewandert sein: ein Umstand, der die Neigung Lessing's zur Verwerthung reformatorischer Motive, namentlich aus der Hussitengeschichte, erklärlich macht; ja, ein Vorfahr unsers Meisters soll, wie letzterer selbst versichert hat, im Jahre 1530 sich an der Unterzeichnung der Augsburgischen Confession betheiligt haben. Lessing's Vater scheint seine Kinder — es waren 24, unter denen Karl Friedrich das älteste — sehr streng erzogen zu haben. Als großer Naturfreund wirkte er zwar anregend; auch erkannte er bald die sich schon früh entwickelnde künstlerische Begabung des Sohnes; aber praktisch, wie seine ganze Natur war, bestimmte er ihn nicht für die Malerei oder Bildhauerkunst, die damals nicht in hohem Ansehen standen und „wenig einbrachten", sondern für die Baukunst. Zu diesem Behuf wurde der junge Lessing im Jahre 1821 nach Berlin gesandt, wo er bei den Professoren Dähling und Rösel Zeichenunterricht erhielt. Hier aber trat ein Umschlag ein; sei es, daß Berlin selbst und seine Kunstschätze eine entschiedene Wirkung auf ihn ausübten, sei es, daß die Anschauungen einer großen Natur, die er auf einer Reise nach der Insel Rügen empfing, ihn über seinen wahren Beruf aufklärten: er entschied sich, gegen den ausdrücklichen Willen des Vaters, für die Malerei und ertrug, obschon noch ein Knabe, mit festem Muth die aus diesem Zwiespalt sich ergebenden Folgen. Und der Erfolg bewies auch seinem strengen Vater, daß er recht gehabt: denn schon nach wenig Jahren (1825) stellte er sein erstes größeres Bild aus, den Kirch-

hof mit Ruinen, welches sofort von dem Kunstverein, und zwar für das Doppelte des geforderten Preises, angekauft wurde: ein Umstand, der, wie es scheint, wesentlich dazu beitrug, den Vater mit dem gewählten Beruf des damals erst siebzehnjährigen Sohnes zu versöhnen, namentlich als Wilhelm von Schadow, in dessen Atelier der junge Lessing inzwischen eingetreten war, für seinen vielversprechenden Zögling in eindringlicher Weise seinen Einfluß auf jenen geltend machte. Als behufs Reorganisation der düsseldorfer Akademie, welche seit 1821 unter der Oberleitung Peter von Cornelius' stand, von diesem aber bereits wieder 1824 verlassen wurde — er folgte einem Rufe an die münchener Akademie — Schadow in Begleitung seiner Schüler Julius Hübner, Heinrich Mücke, Christian Köhler und Karl Sohn im Jahre 1826 nach Düsseldorf übersiedelte, folgte ihm auch der junge Lessing dahin, um sich nun mit ganzer Seele seinem künstlerischen Beruf zu widmen. Mit dieser Uebersiedelung beginnt eine neue Epoche in der künstlerischen Entwickelung Lessing's, welche man bis dahin als eine specifisch romantische bezeichnen kann.

Bald nach seinem Eintreffen in Düsseldorf machte sich der Einfluß, den der damals achtzehnjährige Lessing schon durch seine bedeutende Persönlichkeit auf seine gesammte Umgebung ausübte, in hohem Grade geltend. Von Zeitgenossen wird seine Erscheinung als wahrhaft ideal geschildert. Eine stattliche Figur, ein von reichen blonden Locken umwallter Kopf mit dem großen freiblickenden Auge und der kühn gebogenen Adlernase; dazu ein ruhig-ernstes Wesen, das, von jedem eiteln Vordrängen fern, bescheiden die fremde Individualität gelten ließ: alles dies gewährte ein Gesammtbild von so anziehender Schönheit, daß sich niemand, der mit ihm in Berührung kam, seiner Einwirkung zu entziehen vermochte. Aber der Zauber seiner Erscheinung würde doch vielleicht an nachhaltiger Kraft verloren haben, wenn diese Anmuth seiner Persönlichkeit nicht durch die Tiefe seines künstlerischen Empfindens und die eminente Kraft seines Gestaltungstalents unterstützt worden wäre. Als wenige Monate nach seinem Eintreffen in Düsseldorf Lessing Gelegenheit fand, in einer Zusammenkunft des damals neu begründeten Componirvereins den Entwurf zu einem Bilde, welches den Bau einer zwischen Felsen eingeklemmten Raubritterburg darstellte, vorzulegen, geriethen alle Anwesende über die Kühnheit der Composition und die stimmungsvolle Behandlung dieses echt romantischen Motivs in bewunderndes Staunen, und schon damals prophezeiten seine Freunde ihm eine große Zukunft. Bald trat er auch mit größern Werken auf, in denen sich noch kurze Zeit der romantisch-sentimentale Zug wiederspiegelt, der sich damals überhaupt, als Reaction gegen die nüchterne Scheinclassicität der aus Frankreich importirten antikisirenden Malerei der David'schen Schule, in Düsseldorf geltend machte. Es entstanden so unter seiner Hand nicht nur zahlreiche Studien von mittelalterlichen Burgen, Klosterruinen, Walddickichte mit Staffagen von Mönchen, Rittern, Zigeunern, Räubern und ähnlichen Gestalten, sondern auch ausgeführte Bilder mit derartigen Motiven, unter denen als das bekannteste Das trauernde Königspaar im Jahre 1828 vollendet wurde. Auch seine Leonore, die einige Jahre später gemalt wurde, ist noch dahin zu rechnen. Trotz dieses wesentlich elegisch-sentimentalen Zuges, oder vielmehr gerade deshalb wurde er das Vorbild für eine wahre Flut von Gemälden ähnlichen Inhalts, die freilich zum überwiegenden Theil ebenso

weit von der zarten Innigkeit des echt poetischen Gefühls, das sich in den Lessing'schen Compositionen aussprach, wie von der Feinheit und stimmungsvollen Einfachheit seiner Ausführung entfernt waren. Sein Einfluß auf die damalige Düsseldorfer Malerschule war ein fast unbedingter, und es ist kaum zu sagen, was aus derselben geworden wäre, wenn Lessing auf diesem, immerhin etwas krankhaften Wege künstlerischer Nervosität verharrt hätte.

Aber während die meisten Altdüsseldorfer in der romantischen Rührseligkeit stecken blieben, brach sich Lessing's im innersten Kern des Empfindens gesunde Natur Bahn zu einer reinern, von subjectiver Empfindelei freien Anschauung. Unterstützt wurde er in diesem Streben nach künstlerischer Objectivität durch zwei Männer, welche von verschiedenen Standpunkten aus einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübten: durch den Maler Wilhelm von Schadow und den Dichter Friedrich von Uechtritz. Schadow war eine mehr reflectirende als gestaltende Natur; sein scharfer kritischer Blick erkannte bald sowol die außerordentliche Tiefe und Kraft des Lessing'schen Talents als auch die Gefahr, in welcher dasselbe durch die Versenkung in die vorwaltend elegische Stimmung, welche aus allen seinen Compositionen sprach, gerathen konnte. Er warnte den jugendlichen Meister vor den Folgen solcher Einseitigkeit und gab ihm Gelegenheit, sich an einem realistisch-historischen Stoff zu versuchen, indem er ihn in Vorschlag brachte, als der Graf von Spee auf seinem Gute Heltdorf einen Cyklus von Wandgemälden ausführen zu lassen beschloß, welche Scenen aus der Geschichte des Kaisers Friedrich Rothbart darstellen sollten. Lessing wurde Friedrich Barbarossa in der Schlacht bei Iconium und Friedrich von Schwaben bei der Erstürmung von Iconium zuertheilt. Er scheint indeß nur widerwillig an die Lösung der Aufgabe gegangen zu sein; wenigstens gehören die Entwürfe nicht zu seinen bessern Compositionen. Zwar führte er das erstgenannte Bild aus, lehnte aber, angeblich weil ihm die Technik der Frescomalerei widerstrebte, die Ausführung des zweiten ab und übertrug dieselbe an seinen Studiengenossen Plüddemann. Man dürfte aber kaum fehlgreifen, wenn man diese Abneigung Lessing's gegen die Frescomalerei vielmehr in seiner Antipathie gegen jene Strenge der formalen Stilisirung suchen möchte, die nothwendig mit der monumentalen Wandmalerei überhaupt sich verbinden muß.*)

Es ist dies ein Punkt, der für die Erkenntniß des künstlerischen Charakters von Lessing von Bedeutung ist, und der hier um so mehr hervorgehoben werden muß, als darauf unsers Wissens noch nicht deutlich genug hingewiesen ist. Lessing steht nämlich, seiner ganzen Anschauungsweise nach, zwischen dem extremen Idealismus und dem extremen Realismus gerade in der Mitte. Die Geschichtsmalerei nun, wenn sie eben nicht blos auf das äußerlich Thatsächliche in dessen dramatischer Wirkung sich richtet, sondern die den weltgeschichtlichen Katastrophen zu Grunde liegenden Ideen zur Anschauung zu bringen bestrebt ist, wird leicht zu einer gewissermaßen abstracten Behandlung des figürlichen Apparats, d. h. zu einer Art symbolisirender Verallgemeinerung der Individualitäten als Träger der geschichtlichen

*) Diese Nothwendigkeit einer strengern Stilisirung in der Wandmalerei ist in meiner Studie „Ueber moderne Wandmalerei" (S. 87 fg. dieses Bandes) näher erörtert worden.

Ideen greifen, ja, sie ist — wenn es sich um monumentale Wandmalerei handelt, die an sich abstracterer Natur als die Staffeleimalerei ist — zu solcher Verallgemeinerung oder, wenn man will, Idealisirung sogar gezwungen. Andererseits ist die Landschaftsmalerei, sofern sie sich der wirklichen Natur mit allen ihren Zufälligkeiten der individuellen Gestaltung gegenüber befindet, ihrem Wesen nach zunächst auf die realistische Auffassung der Erscheinung angewiesen. Bei Lessing nun ist dies gerade charakteristisch, daß er, im Gegensatz zu beiden Tendenzen, in der Geschichtsmalerei zwar ebenfalls den ideellen Gehalt der dramatischen Action vorzugsweise ins Auge faßte, ihn aber doch in durchaus realistischer, fast genrehaft individualisirender Weise zur Anschauung zu bringen suchte, während er umgekehrt in der Landschaft zwar ebenfalls in sorgfältigster Weise individualisirte, aber diese Individualisirung stets der intendirten rein lyrischen Stimmung unterordnete. Verhielt er sich daher der idealen Historie gegenüber als Realist, so behandelte er die reale Natur durchaus in subjectiv-idealistischer Weise. In diesem Sinne ist der obige Satz, daß er zwischen dem extremen Idealismus und dem extremen Realismus die Mitte halte, zu verstehen: in Wahrheit vertrat Lessing in der Kunst nach beiden Richtungen hin das, was man im edelsten Wortsinne als Idealrealismus bezeichnet. Diese Erhebung aus der fast düstern Stimmung elegischer Empfindung zu einer reinern Objectivität poetischer Anschauung ist, im Gegensatz zu dem wesentlich lyrischen Charakter des Trauernden Königspaars, bereits in dem bald darauf vollendeten schönen Bilde Der Räuber und sein Kind zu erkennen. Die beiden Compositionen bilden ihren Ideen nach gewissermaßen Gegenstücke. Es ist in beiden dasselbe allgemeine Grundthema behandelt, die Wehmuth des Aelternschmerzes; aber in allem übrigen bewegt sich die Darstellung in den verschiedensten Gegensätzen. Im Trauernden Königspaar deutet der schwarzverhangene Sarg den Grund der Trauer an: jene beiden heroischen Gestalten, deren stummer Schmerz ein fast antikes Gepräge zeigt, haben ihre einzige Lebenshoffnung, den Erben ihrer Macht und Herrlichkeit, verloren. Hier ist es also nicht allein der Aelternschmerz, der sie niederdrückt; und der finstere Trotz, mit welchem wenigstens der König in düsterm Schweigen vor sich niederblickt, sowie seine energisch geballte Faust deuten darauf hin, daß der seinem Stamme durch den Tod des Erben drohende Verlust der Krone über die Wehmuth des väterlichen Gefühls siegt, während in der Königin allerdings das Muttergefühl sich in dem Ausdruck einer weichern Stimmung ausprägt. Auf dem andern Bilde ist es nun keine den höhern Regionen menschlicher Lebensstellung angehörige Figur, sondern vielmehr ein Verfemter der Gesellschaft, ein Räuber; und nicht über den todten Sohn trauert derselbe, sondern im Gegentheil über den lebenden. Denn offenbar ist es die Frage, welches Schicksal diesem in traumlosem Schlafe sich an ihn schmiegenden, vom Arm des Vaters gehaltenen zarten Knaben beschieden sein werde, welche das Gemüth des Mannes bewegt: er denkt, den Kopf in die Hand stützend, zurück an seine eigene verlorene Jugend und Unschuld und wünscht vielleicht in seinem gramerfüllten Herzen, daß sein liebliches Kind eher dem Tode verfallen möge, bevor es in dasselbe Elend versinke. Es ist kaum denkbar, daß der Künstler bei diesen parallelen Gegensätzen nicht von bestimmten Intentionen geleitet worden sein sollte, denn selbst die Umgebungen

in beiden Gemälden nehmen an dieser Entgegensetzung theil: dort die düstere Halle der Königsburg, hier die lachende Landschaft, beide Hintergründe gleichsam als Folien ironischer Contrastwirkung gegen die specifische Stimmung, die von hochpoetischer Wirkung ist. Was indeß das Räuberbild höher stellt als das Königsbild und worin sich in ihm gegen das letztere ein entschiedener Fortschritt zu gesunderer, objectiv-reinerer Anschauung kundgibt: das ist die concretere Bedeutung seines Inhalts, die innere Wahrheit des Vorgangs, welche denselben unserer Empfindung näher rückt und sie tiefer dafür erwärmt: kurz das, was oben als Wendung zu einer realern Auffassung des Motivs bezeichnet wurde.

Was die Geschichtsmalerei Lessing's betrifft, so war es, wie bemerkt, neben Schadow's ernster Warnung vor zu ausschließlicher Hingabe an subjective Gefühlsschwelgerei besonders der Dichter von Uechtritz, der ihn zu ernsten historischen Studien anregte und ihn auf die leitenden Ideen, welche sich wie ein rother Faden durch die verschiedenen Epochen der weltgeschichtlichen Entwickelung hinziehen, aufmerksam machte. Bei dem im tiefsten Grunde freisinnigen Charakter Lessing's war es daher natürlich, daß er mit Vorliebe bei denjenigen Epochen verweilte, in denen sich der weltgeschichtliche Geist zu einer höhern und freiern Entwickelung herauszuarbeiten versucht: bei den aufregenden und dramatisch lebendigen Scenen der Reformation. Er begann den Reigen seiner großen Geschichtsgemälde im Jahre 1836 mit der damals außerordentliches Aufsehen erregenden Hussitenpredigt. Sie bildet gewissermaßen das Leitmotiv für den ganzen Cyklus der Reformationsbilder, indem sie vor allem die bis zum Fanatismus gesteigerte Glut des religiösen Glaubens in einer Reihe charakteristischer Typen veranschaulicht. Auf einer Erderhöhung vor zwei alten Bäumen, die den Eingang zu einem Walde andeuten, steht in dem langen Rocke der böhmischen Slawen der Prediger, dessen von wilder Begeisterung leuchtende Züge die düstere Energie des blinden, vor nichts zurückschreckenden Glaubenseifers wiederspiegeln. Ein brennendes Kloster im Hintergrunde deutet auf einen Racheact, zu welchem dieser Fanatismus bereits geführt, und die Predigt selbst scheint entweder ein Dankgebet für die gelungene Vernichtung der Feinde zu enthalten oder den Eifer der gläubigen Zuhörer zu neuen Kämpfen anzufeuern. Die Wirkung dieser begeisterungsvollen Ansprache offenbart sich nun in den den Prediger in einem Halbkreise umgebenden, den verschiedensten Ständen angehörenden Zuhörern auf bewunderungswürdig motivirte Weise. Nichts von falschem Pathos und conventionellen Theaterattituden. Im Gegentheil: auf den ersten Augenblick frappirt die äußerliche Ruhe, in welche fast sämmtliche Zuhörer versunken scheinen. Nur zwei Figuren zeigen das, was sie in diesem Augenblicke bewegt, durch äußerliche Bewegung: links ein Greis, der, von dem feurigen Redestrom des Predigers ergriffen, diesem wie in sehnsüchtigem Verlangen nach Erlösung die Arme entgegenstreckt, rechts ein jugendlicher Knappe, der, in die Knie sinkend, das von andachtsvoller Schwärmerei strahlende Gesicht zu ihm emporhebt; aber gerade diese beiden Gestalten tragen das Gepräge einer mildern Stimmung, während die übrigen theils, wie der mit einem Dreschflegel bewaffnete Alte, welcher mit übereinandergeschlagenen Armen am Felsen lehnt, einen innern Grimm ahnen

lassen, theils, wie der im Vordergrunde kniende düster blickende Bauer, der die drohend geballte Faust auf dem linken Schenkel ruhen läßt, über einen Racheschwur zu brüten scheinen. Die gesammte Darstellung trägt, bei aller Verschiedenheit der Individualisirung der einzelnen Figuren, so entschieden das gemeinsame Gepräge einer finstern, aber innerlich concentrirten Begeisterung und hält sich doch zugleich, wie bemerkt, so fern von jedem Anklang an jenes declamatorische Pathos, wie es damals (und auch noch vielfach später) in der Geschichtsmalerei an der Tagesordnung war, daß man begreift, wie die Wirkung des Bildes sowol auf das Publikum wie auf die Künstlerwelt — selbst in Paris, wo es im Jahre 1838 zur Ausstellung kam — eine ganz außerordentliche sein mußte.

Gleichwol ist Die Hussitenpredigt nicht eigentlich das, was man im strengern Wortsinne unter einem Historienbilde zu verstehen pflegt; vielmehr ist sie, und gerade darin lag zum großen Theil der Grund ihrer erschütternden Wirkung, eine dem historisch-socialen Genre angehörige Composition in großem Maßstabe. Es kann hier sogleich bemerkt werden, daß im Grunde alle Geschichtsgemälde Lessing's mehr oder weniger in diese Kategorie gehören, selbst diejenigen, welche, wie Huß im Verhöre zu Konstanz, Huß vor dem Scheiterhaufen, Luther die Thesen anschlagend und Luther die Bannbulle verbrennend, wirkliche Vorgänge der Geschichte behandeln. Da Lessing mit einer gewissen Absichtlichkeit alles vermeidet, was an historische Stilisirung und monumentale Würde erinnern könnte, so ordnet er selbst hinsichtlich der Technik, die in den erstgenannten Bildern noch einen fühlbaren Anklang an die Weichheit der altdüsseldorfer Schule zeigt, in nur sehr geringem Maße die Nebensachen den Hauptsachen unter. Seine Bilder erhalten dadurch eine Sauberkeit der Ausführung, welche nicht immer günstig für die energische Totalwirkung ist. Dagegen gewährt die Betrachtung der einzelnen Figuren durch die prägnante Schärfe der Individualisirung und die, namentlich hinsichtlich des physiognomischen Ausdrucks, außerordentlich feine Charakterisirung einen hohen Genuß von echt künstlerischer Wirkung.

Die Reihe der Reformationsbilder wird nach der Hussitenpredigt durch zwei andere Gemälde historischen Inhalts unterbrochen, welche bei weitem nicht auf derselben Höhe stehen: Ezzelin im Kerker und Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V., jenes im Jahre 1836, dieses 1839 vollendet. Der tyrannische Podestà von Padua ist dargestellt, wie er, in seinem Gefängniß sitzend, mit dem Ausdruck verachtenden Hohnes in den eisernen Zügen die vergeblichen Bekehrungsversuche zweier Mönche über sich ergehen läßt, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen. Genau genommen fehlt dem Motiv des Bildes die tiefere historische Bedeutung: es darf (wie auch die Gefangennehmung des Papstes Paschalis) wesentlich nur als charakteristisches Zeitgemälde betrachtet werden; und von diesem Gesichtspunkt aus haben beide, namentlich in Bezug auf geistvolle Charakteristik der Hauptpersonen, ihre großen Vorzüge. Indeß darf nicht verschwiegen werden, daß in dem letztgenannten Bilde Lessing die dramatische Action in einer etwas theatralischen Weise behandelt hat, gleichsam als ob er durch diese ihm sonst gänzlich fremde und durchaus antipathische Bewegtheit der Inscenirung eine gewisse Leere des gewählten Motivs an ideellem Gehalt habe verdecken wollen. Da

infolge dessen das Bild einen nur verhältnißmäßig geringen Eindruck hervorbrachte, darf daher weniger auffallend erscheinen, als daß Lessing trotzdem sich bewogen gefühlt, später (1856) dasselbe Motiv noch einmal, und zwar in größerm Maßstabe, mit über lebensgroßen Figuren auszuführen. Der Erfolg war aber auch bei dieser Wiederholung nur ein mäßiger.

Um so bedeutender und auch folgenreicher war die Wirkung des nun folgenden Hauptwerkes: Huß im Verhör zu Konstanz (1842). Gewöhnlich wird das Bild unter dem Titel „Huß vor dem Concil" angeführt, und es scheint daher geboten, darauf aufmerksam zu machen, daß der darin geschilderte Vorgang sich keineswegs auf die Vertheidigung Huß' vor dem versammelten Concil bezieht, sondern die vorläufige Vernehmung des Reformators darstellt, welche durch eine aus drei Cardinälen und einigen Bischöfen und Geistlichen niedern Ranges bestehende Deputation vor Beginn der eigentlichen Concilsversammlungen bewerkstelligt wurde. Laut den Concilsprotokollen fand diese Vernehmung am 28. Nov. 1414 im Dominicanerkloster statt. In Huß' Begleitung befindet sich zu seiner Unterstützung sein Freund, der Graf Chlum, während ein am Tische sitzender Bischof den für den Reformator vom Kaiser Sigismund ausgestellten freien Geleitsbrief prüft.

Wie in neuerer Zeit gelegentlich der Ausstellung des Peter d'Arbuez von W. von Kaulbach, so erhob sich auch bei der Ausstellung des Lessing'schen Bildes seitens der ultramontanen Partei ein wahrer Sturm von Protesten nicht sowol gegen die Wahl des Motivs an sich, als gegen die als tendenziös verschriene Auffassungsweise desselben. Allerdings mochte von einem einseitigen Standpunkt aus gegen die Composition ein solcher Vorwurf seine Berechtigung haben, insofern Lessing darin den Gegensatz zwischen dem religiösen Märtyrer nebst seinen Anhängern einerseits und den Vertretern der kirchlichen Geistesknechtung als seinen Richtern andererseits, auch in äußerlicher, namentlich physiognomischer Weise, aufs schärfste individualisirt hat. Huß steht da als ideale Verkörperung innigster Glaubenstreue und frommer Begeisterung; sein blasses Angesicht mit den feinen, durchgeistigten Zügen erscheint von innerster Freudigkeit und unerschüttertem Muth durchleuchtet; man fühlt: es ist die alles besiegende, sein ganzes Wesen durchdringende Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Lehre, die seinen schwächlichen Körper aufrecht erhält und ihm die Kraft verleiht, allen Gefahren entgegenzutreten und allen Leiden, die seiner warten könnten, zu trotzen. Die Bewegung, mit welcher er die eine Hand auf die Bibel stützt, während die andere wie betheuernd auf der Brust ruht, läßt in Verbindung mit dem begeisterungsvollen Ausdruck des Gesichts über seine Stellung zu den ihm vorgelegten Fragen keinen Zweifel übrig. Dieser idealen Gestalt gegenüber prägt sich nur in den geistlichen Richtern, die in zwei Reihen ihm gegenübersitzen, in mannichfaltigster Abstufung der Charaktere der bornirte Realismus des Pfaffenthums aus. Schon ihre theils blutrothen, theils buntschillernden Gewänder stehen in einem den innern Contrast wesentlich verschärfenden Gegensatz zu der einfach schwarzen Gewandung des Reformators; mehr aber noch drückt sich dieser Gegensatz in der ganzen Haltung und in den meisterhaft individualisirten Gesichtszügen der zu Gericht sitzenden Geistlichen aus. Scharfgezeichnete Physiognomien von meist südlichem Typus, lauernde

Blicke, dort ein höhnisch verzogener Mund, hier ein boshaftes Lächeln: diese und andere Züge ähnlichen Charakters sind von Lessing keineswegs sparsam vertheilt; dazwischen aber treffen wir auch auf den Indifferentismus behäbiger Wohlbeleibtheit und, wenigstens in einem Vertreter, einer aufrichtigen Gläubigkeit, welche durch die feurigen, von wahrer Frömmigkeit eingegebenen Worte des Reformators zu ernsten Zweifeln und tieferm Nachdenken angeregt wird.

Eine solche, von jedem declamatorischen Pathos freie, bis ins kleinste Detail mit der unerbittlichen Schärfe innerer Wahrheit durchgeführte Charakterisirung eines geschichtlichen Vorgangs von lebendigster dramatischer Wirkung war damals etwas Unerhörtes; mehr aber noch als diese eminente Kraft in der Individualisirung der dramatischen Figuren wirkte, wie bemerkt, das gewählte Thema selbst und die Entschiedenheit der sich in seiner Auffassung aussprechenden Freiheit der Gesinnung; es war gleichsam ein Schlag in ein Wespennest, und die Stiche ließen nicht auf sich warten. Man schrie über Verhöhnung der katholischen Kirche, über Verfälschung der Geschichte zu Gunsten einer tendenziösen Opposition, über Intoleranz u. s. w. Zum großen Misvergnügen Lessing's, der persönlich dem Streit fern blieb, wurde derselbe zu einer Zeitungspolemik herabgezogen, die sich lange Zeit hindurch fortsetzte. Aber auch auf die Künstlerkreise dehnte sich der Kampf aus. Als das Städel'sche Institut, dessen oberste Leitung damals in den Händen Philipp Veit's, eines Mitarbeiters von Cornelius, lag, das Bild für seine Sammlung ankaufte, verließ Veit seine Stellung und selbst Frankfurt, um nach Mainz überzusiedeln. Auch in Düsseldorf gab sich unter den einigermaßen pietistisch angehauchten Malern, namentlich bei Schadow, eine Misstimmung kund, welche die schon früher vorhandene und allmählich immer sichtbarer werdende Kluft zwischen den Akademikern und den freier gesinnten Anhängern Lessing's dermaßen erweiterte, daß sich neben und außerhalb der Akademie eine Menge selbständiger Meisterateliers bildeten. Heute, wo wir mit ruhigerm Auge auf die damaligen Zustände zurückblicken und sie aus objectiverm Gesichtspunkte beurtheilen können, darf mit Entschiedenheit behauptet werden, daß diese Katastrophe, welche dem pedantischen Formelwesen des akademischen Zunftzwanges im wesentlichen ein Ende machte, zum Heil der Düsseldorfer Malerschule umgeschlagen ist, weil sie an Stelle eines manieristischen Schematismus, in welchem jedes eigenartige Talent entweder verknöchern oder zu Grunde gehen mußte, die freie Entwickelung derselben ermöglichte. Der gesunde und kräftige Realismus, womit Lessing die Geschichte in ihrer ideellen Wesenheit erfaßte, und welcher sich bis auf das materielle Detail in Costüm und allem historischen Nebenwerk erstreckte, um auch in den Aeußerlichkeiten den Eindruck geschichtlicher Wahrheit zu erzielen, wehte wie ein belebender Athem durch die jüngere Künstlerschaft und errettete sie nicht nur nach seiten der Historien-, sondern auch der religiösen Malerei vor einem völligen Versinken in jene weichliche und larmoyante Gefühlsschwärmerei, welche die altdüsseldorfer Schule in der Behandlung der romantisch-mittelalterlichen und der religiösen Motive charakterisirte.

In diesem Sinne läßt sich Lessing als der eigentliche Regenerator der Düsseldorfer Malerschule kennzeichnen. Wenn man aber diese bedeutungsvolle Wirkung des oben geschilderten Gemäldes, an welche sich später noch mehrere ähnlichen Inhalts

anschlossen, dahin misverstanden hat, als ob Lessing darin tendenziöserweise gegen den Katholicismus als religiöse Glaubensform habe auftreten wollen, so verkennt man ihn vollständig; denn nichts lag ihm ferner als solche Tendenzmacherei. Oben wurde bei dem Huß im Verhör der Kaulbach'sche Paul d'Arbuez zum Vergleich herangezogen, und gerade in diesem liegt der Beweis davon, daß das Lessing'sche Bild durchaus frei von solchen unkünstlerischen Intentionen ist. Bei Kaulbach macht sich die Absicht tendenziöser Wirkung auch dem blödesten Auge bemerkbar; ja er ist, um sie zu verschärfen, sogar vor einer offenbaren Verfälschung der Geschichte nicht zurückgeschreckt, indem er den schon in seinen vierziger Jahren verstorbenen Arbuez als einen blinden siebzigjährigen Greis darstellte. Aber abgesehen hiervon: schon die Reflexion, daß hier das negative Element, nämlich der Fanatiker der Geistesknechtung, als Hauptperson den Mittelpunkt der Composition bildet, während bei Lessing diese Stellung von dem positiven Element, von dem Vertreter der religiösen Freiheit, eingenommen wird, zeigt den tiefen Gegensatz zwischen den beiden Meistern, der sich übrigens in dem gesammten Beiwerk der beiden Compositionen wiederspiegelt. Allerdings erkennt man auch bei Lessing eine scharfe Charakteristik des Gegensatzes zwischen Protestantismus und Katholicismus; aber es ist eine Charakteristik, die nirgends die Grenze unbefangenster Objectivität und ideeller Berechtigung verletzt. Ohnehin ist bekannt genug, daß Lessing sich sehr wenig um confessionelle Differenzen in dogmatischer Hinsicht, sei es nach der einen oder andern Seite hin, kümmerte; sondern es ist allein das tief in ihm wurzelnde Streben nach geistiger Befreiung und nach ideeller Wahrheit, welches ihn sympathisch zu den Kämpfern der reformatorischen Bewegung hinzog; mit Einem Worte: seine Reformationsgemälde sind viel mehr vom politischen und ethischen als vom religiösen Gesichtspunkt aus zu beurtheilen, und werden von diesem auch in ihrer ganzen Bedeutung erst verständlich.

Dem Huß im Verhör folgte in den Jahren 1844—50 sein Kaiser Heinrich V. auf der Flucht vor dem Kloster Prüfeningen, in welches ihm die Mönche den Eintritt verweigern, ferner der geistvolle Carton: Heinrich IV. auf dem Wege nach Canossa, die Alpen überschreitend, und sein berühmtestes Werk: Huß vor dem Scheiterhaufen, durch welches der durch den Huß im Verhör angeregte Confessionsstreit aufs neue in Scene gesetzt wurde. Dieser Umstand mochte Lessing bestimmt haben, das Gemälde, nachdem es nur in wenigen rheinischen Städten zur Ausstellung gebracht war, nach Amerika zu verkaufen, von wo es erst nach zwölf Jahren, bei Gelegenheit der großen londoner Weltausstellung, nach Europa, und zwar glücklicherweise zu spät für die Ausstellung, zurückkehrte. Denn dadurch wurde es möglich, es in Berlin und andern deutschen Städten zur Ausstellung zu bringen.

Zu jener Zeit (1863) schwärmte man in Deutschland für die Historienmalerei der französisch-belgischen Schule, für die Werke Gallait's, Delaroche's, Ary Scheffer's, um nur die bedeutendsten Meister zu nennen. Zu diesen bildete nun Lessing's Gemälde einen eigenthümlichen Gegensatz: denn es besaß weder jene eclatante, farbensprudelnde Coloritwirkung, worin die französisch-belgische Schule theils durch die Lebhaftigkeit und den Glanz der stofflichen Localfärbung, theils durch fein combinirte Toncontraste excellirte, noch besaß es, in compositioneller Hinsicht, jenen

pikanten Esprit dramatischer Effectuirung, der sich dort nur selten, wie bei Delaroche und Ary Scheffer, mit nobler Simplicität verbindet: im Gegentheil, nichts konnte bescheidener, zurückhaltender, keuscher in der Farbenwirkung, nichts anspruchsloser, ja naiver in der Composition sein, als die Darstellung des Huß vor dem Scheiterhaufen. Woher also seine tief ergreifende, bei längerm Anschauen mehr und mehr überwältigende Wirkung? Daher, daß man sofort fühlte, wie der Künstler vollständig in seinem Werke aufgegangen und, ohne auf die Bewunderung der schaulustigen Menge zu rechnen, hinter demselben zurückgetreten sei; daher, daß der Beschauer den vollen Eindruck empfing, alle Mittel der Technik und der Composition sollten allein dem Ausdruck des poetischen Gedankens, welcher sich in dem tragischen Vorgange ausspricht, dienen; kurz, daß es dem Künstler um nichts weniger als um ein schönes und technisch wirkungsvolles Bild, sondern ausschließlich um die Veranschaulichung einer historisch bedeutsamen, dichterisch ergreifenden Idee zu thun war. Lessing offenbarte sich, mehr noch als in seinen frühern Gemälden, in seinem Huß vor dem Scheiterhaufen in eminenter Weise als der Maler des historisch-großen Gedankens in der Form lebendigster Anschaulichkeit, und dies möchte doch etwas mehr bedeuten als der Ruhm, ein großer Colorist oder ein stilvoller Componist zu heißen. Wer daher vor dieses Bild tritt, mag sich zunächst über die geringe Intensität seiner coloristischen Wirkung wundern; aber je mehr man sich in die Beschauung versenkt und die zur Darstellung gebrachte Idee auf sich wirken läßt, desto tiefer dringt der Inhalt in die Seele, die zuletzt mit der ganzen Wärme sympathischer Empfindungsinnigkeit erfüllt wird.

Noch einige Worte über den Inhalt der Composition. In der Nähe von Konstanz, dessen Thürme zu sehen sind, ist auf einer lichten Anhöhe der Scheiterhaufen, aus großen Bündeln Holz und Stroh bestehend, die um einen entlaubten Baum aufgethürmt sind, errichtet. Einer der Henker bringt noch mehr Holz herbei, während drei andere, mit Fackeln in den Händen, sich bereiten, Hand an den Verurtheilten zu legen. Den Richtplatz umgeben Bewaffnete. In einiger Entfernung vom Scheiterhaufen liegt Huß, inbrünstig betend, auf den Knien. Durch leichte Wolken bricht die Sonne hervor und erleuchtet sein gegen den Himmel gewandtes, von gläubiger Zuversicht strahlendes Antlitz. Beim Niederknien ist ihm die mit drei fratzenhaften Teufeln und mit der Inschrift „Erzketzer" bemalte Papierkappe vom Kopfe gefallen, welche von einem bewaffneten Bürger aufgehoben wird, um sie ihm wieder aufzusetzen. Während der Gefangene und sein Gefolge die Anhöhe erstiegen haben, hält der Herzog Ludwig von Baiern, vom Kaiser mit der Aufsicht über die Hinrichtung beauftragt, zu Pferde noch in der Ebene neben einem ebenfalls berittenen Bischof und einem Cardinal. Hinter dieser Gruppe trägt ein junger Soldat das Banner des Herzogs, während zwischen den Pferden hindurch ein alter Franciscanermönch Huß durch ein Augenglas betrachtet. Gegenüber diesen seinen Gegnern sind auf der linken Seite die Anhänger von Huß zu einer Gruppe vereinigt. An der Spitze derselben steht, die Blicke voll tiefen Mitgefühls auf den Märtyrer gerichtet, ein junges Mädchen; neben ihm betet ein böhmischer Ritter für ihn. Weiterhin erblickt man ein junges Weib, ebenfalls mitleidig auf Huß blickend, und eine alte Frau, aus deren Gesicht nur Neugierde

spricht, sowie mehrere andere Personen. Selbst zwei Mönche finden wir hier, einen vom Orden der Trinitarier und einen Augustiner, der, den Kopf zur Erde beugend und die Hände auf die Brust faltend, vor sich hinstarrt: vielleicht eine leise Anspielung auf Huß' Nachfolger Luther. Nahe dem Scheiterhaufen stehen ein junger Böhme, aus der Zahl derer, die Huß nach Konstanz begleitet hatten, und ein böhmischer Bauer, der mit geballten Fäusten seinen Stock unter dem Arm hält und voller Zorn auf den Herzog von Baiern blickt: ein Zeugniß der Aufregung, welche der Tod von Huß in Böhmen erregte und die einen der blutigsten und grausamsten Kriege veranlaßte, welche die Reformationsgeschichte aufzuweisen hat.

Bei allem Figurenreichthum der Composition und aller Prägnanz der Individualisirung concentrirt sich die ideelle Wirkung der ganzen Darstellung doch vorzugsweise in dem Ausdruck des Kopfes und in der Haltung von Huß. Ein französischer oder belgischer Maler — ich erinnere beispielsweise an Delaroche's Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal — würde die dramatische Wirkung hauptsächlich in den Reflex der tragischen Situation der Hauptperson auf die sie umgebenden Nebenpersonen gelegt und dadurch möglicherweise einen frappantern Effect erzielt haben. Lessing hat sich gerade nach dieser Seite hin sehr maßvoll gehalten. Indem er solche immer etwas an Theatereffect erinnernde indirecte Wirkung verschmähte, sammelte er die Strahlen der ideellen Wirkung vielmehr in die Hauptperson, gleichsam wie in einen Brennpunkt. Und mit welcher Tiefe und Kraft hat er dies zu erreichen verstanden. Dies bleiche Antlitz voll schmerzensreicher und doch so freudiger Glaubenszuversicht, diese hohe, edle Stirn, auf welcher sich die Glorie des duldenden Märtyrers mit der Ueberzeugungstreue eines wahrhaft frommen Gemüths verschmilzt, diese krampfhaft in heißem Flehen zum Erlöser ineinandergeschlungenen Hände: sie reden eine eindringlichere und deutlichere Sprache, als alle noch so scharf charakterisirten Mienen der ihn umgebenden Freunde und Feinde es vermöchten. Was die Technik, die oben schon mit einigen Worten gekennzeichnet ist, betrifft, so ist nur noch dies zu bemerken, daß auch in diesem Bilde jene dem sogenannten historischen Stil zukommende Freiheit in der Behandlung des Details nicht zu bemerken ist; im Gegentheil, wie die einzelnen Gestalten in fast gleichmäßiger Durchbildung und fast genremäßiger Weise individualisirt sind, so trägt auch die coloristische Ausführung, ohne gerade penibel zu sein, doch so sehr das Gepräge gewissenhaftester Solidität, daß in allen Theilen die Wahrheit der Natur zum vollen Ausdruck kommt. Einige Details, z. B. die nicht hinlänglich motivirte und darum affectirt erscheinende Seitenwendung des Herzogs, erinnern sogar noch leichthin an die conventionelle Rhetorik der altdüsseldorfer Schule; aber wie wenig fallen solche Reminiscenzen ins Gewicht gegen die packende Anschaulichkeit des tragischen Vorganges selbst und die erschütternde Wahrheit, mit welcher sich die Idee der Composition ausspricht. Was aber an dem Gemälde besonders hochzuschätzen ist, das ist sein echt deutscher Charakter: deutsch in der von allem Prunk virtuosen Machwerks freien Sorgfalt der Durchführung; deutsch in der Wahl seines Motivs, welches als die Idee der Geistesbefreiung auf religiösem Gebiet zu fassen ist; deutsch endlich in dem Gepräge bescheidener Anspruchslosigkeit, mit welcher der Künstler, nur erfüllt von der Begeisterung für jene Idee,

hinter seinem Werke verschwindet. Diese edle Objectivität allein würde das Gemälde für alle Zeit zu einem unvergänglichen Meisterwerk stempeln.

An den Huß vor dem Scheiterhaufen schlossen sich aus der düsseldorfer Zeit Lessing's noch das große Gemälde: Luther, die Bannbulle verbrennend, dessen Composition, da es kurz nach seiner Vollendung in den Privatbesitz nach Rotterdam kam, in Deutschland nur durch den danach gefertigten Kupferstich bekannt geworden ist, und die als Gegenstück dazu entworfene, aber als Gemälde nicht vollendete Composition: Luther, die 96 Thesen an die wittenberger Schloßkirche anheftend, an. Eine (oben bereits erwähnte) vergrößerte Wiederholung der Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V., die er als sein letztes größeres Werk ebenfalls noch in Düsseldorf ausführte, kann hier nicht weiter in Betracht kommen. Was den Inhalt der ersten beiden Darstellungen betrifft, so ist derselbe mit wenigen Worten zu kennzeichnen. Die Verbrennung der Bannbulle ist, wie stets bei Lessing, mit möglichster Treue in der localen Scenerie dargestellt; sie findet auf jenem Platze vor dem Elsterthor in Wittenberg statt, auf welchem Luther durch diesen entscheidenden Act am 10. Dec. 1520 den Bruch mit dem Papstthum vollendete. Es ist ein trüber kalter Wintertag. Vor dem aus verschiedenen päpstlichen Schriften errichteten und bereits angezündeten Scheiterhaufen steht, den Blick nach oben gewendet, der mannhafte Augustinermönch und wirft eben die Pergamentrolle in die Gluten. Ihm gegenüber erblickt man auf der linken Seite seine Freunde, unter denen man Melanchthon und Bugenhagen erkennt, während rechts sich Gruppen von Studenten und Bürgern, alle meisterhaft individualisirt, anschließen. Die zweite Composition zeigt an der Außenwand links den Anschlag der Thesen, davor eine Gruppe höchst malerisch mit Mantel und Baret bekleideter Studenten, rechts eine ähnliche Gruppe, in welcher man einen Ritter im Costüm Sickingen's oder Hutten's bemerkt. Im Mittelgrunde präsentirt sich rechts das bekannte Wirthshaus zum Rothen Ochsen, um welches sich einige Mönche, denen es bei der herrschenden Aufregung nicht recht geheuer zu sein scheint, fortschleichen, während im Hintergrunde noch mehr Bürger, zum Theil zu Pferde, heandrängen. Beide Bilder sind von Raab für die Kunstvereine von Hannover und Halberstadt gestochen; die Verbrennung der Bulle außerdem von Jansen.

Aus allen bisher erwähnten Werken Lessing's spricht — und hierin liegt sowol ihre große Bedeutung als auch ihre epochemachende Wirkung — sich in entschiedenster Weise das Streben nach Vertiefung in den wahren Gedankeninhalt der geschichtlichen Entwickelung aus. Man mag Lessing's Darstellungsweise in coloristischer Beziehung zu zahm, in compositioneller zu genrehaft nennen (solche Stichwörter sind übrigens sehr wohlfeil): den Ruhm wird man ihm lassen müssen, der erste deutsche, ja man kann sagen überhaupt der erste Maler gewesen zu sein, welcher, indem er die Menschengeschichte als Offenbarung des freien Geistes auffaßte, diese Idee als eigentliches Verwerthungsobject für die künstlerische Darstellung betrachtete. Die alten Meister, welche mitten in jener merkwürdigsten von allen Regenerations- und Umschwungsepochen lebten, schufen zwar auch Historiengemälde; aber in keinem von ihnen findet sich eine Spur von einer solchen Vertiefung in

die Idee der Geschichte; und dies nicht nur deshalb, weil sie den Ereignissen zu nahe standen, um sie schon in die nöthige objective Sehweite rücken zu können, sondern viel mehr noch darum, weil der Begriff des „Historischen" als des geschichtlich Bedeutsamen und ideell Epochemachenden damals überhaupt noch nicht zum Bewußtsein gekommen war. Wie man damals die geschriebene Geschichte wesentlich nur als Chronik der äußern Thatsachen verstand, so faßte man auch die gemalte Geschichte nur chronikalisch, höchstens nach ihrer äußerlich dramatischen Verwendbarkeit, auf. Lessing ist, wie gesagt, der erste gewesen, welcher die historische That als ein Moment der in der Weltgeschichte sich überhaupt offenbarenden Idee allgemein-menschlicher Entwickelung begriff und zur Anschauung brachte. Später hat man — in ein entgegengesetztes, aber ebenso falsches Extrem wie die blos chronikalische Behandlung der Geschichtsmalerei gerathend — die Darstellung des Ideeninhalts der Geschichte in abstracter Weise als bloße Symbolik der historischen Ideen behandelt: ein Verfahren, das durch eine aller realen Wahrheit, namentlich dem hiervon untrennbaren Gesetz der Raum- und Zeiteinheit ins Gesicht schlagende, rein mechanische Zusammenstellung (Combination statt Composition) von Personen und Dingen es absolut unmöglich macht, die Idee der geschichtlichen Entwickelung zur künstlerischen Anschauung zu bringen. Vielleicht hat diese durch ihre innere Unwahrheit gänzlich unkünstlerische Afterrichtung, die vorzugsweise von W. von Kaulbach aufs Tapet gebracht ist, dazu beigetragen, den Strom echter Historienmalerei, dessen Quelle in Lessing zu suchen ist, abzudämmen und in falsche Bahnen zu leiten. Denn wie heilsam auch der Einfluß Lessing's auf die Entwickelung der Geschichtsmalerei gewesen ist, so haben doch nur wenige Künstler (z. B. Leutze) jene schöne Einheit von idealer Inhaltlichkeit mit realer Anschaulichkeit der Darstellungsform in ihren Werken festzuhalten gesucht; die meisten sind theils nach der realistischen Seite, wie Karl Piloty, theils nach der idealistischen in einseitiger Weise abgewichen. Und so bleibt, abgesehen von den inzwischen errungenen Vortheilen in technischer Beziehung, auch heute noch Lessing als ein unerreichtes Vorbild für die deutsche Historienmalerei der Jetztzeit wie der Zukunft bestehen.

Als unser Meister im Jahre 1846 einen ehrenvollen und in jeder Beziehung annehmbaren Ruf nach Frankfurt a. M. als Director des Städel'schen Instituts abgelehnt hatte, glaubte man in Düsseldorf sicher zu sein, daß er sich auch künftig nicht von dem für ihn zu einer wahren Kunstheimat gewordenen Orte trennen werde. Wie man die Bedeutung Lessing's für das Gedeihen der düsseldorfer Künstlerschaft auch in weitern Kreisen zu würdigen wußte, dafür liefert der Umstand einen Beleg, daß, als jene Ablehnung des frankfurter Rufes bekannt wurde, die düsseldorfer Bürgerschaft zum Zeugniß ihrer Freude darüber ein großartiges Fest zu Ehren des Meisters veranstaltete. Um so schmerzlicher war daher zwölf Jahre später die Enttäuschung, als es hieß, Lessing sei zum Director der Gemäldegalerie in Karlsruhe ernannt und entschlossen, diese Stellung anzunehmen. In der Künstlerschaft brachte diese Nachricht eine allgemeine Bestürzung hervor, welche nur von den wenigen nicht getheilt wurde, die von vornherein die freisinnige Richtung und die Unabhängigkeit seines mannhaften Charakters perhorrescirt hatten.

Man fühlte nur zu gut, daß mit Lessing der Künstlerschaft eine der Hauptstützen für die gesunde Entwickelung der Düsseldorfer Malerschule entzogen wurde. Als einer der Mitbegründer des später so berühmt gewordenen Künstlervereins „Malkasten" sowie des außerordentlich thätigen Künstlerunterstützungsvereins hatte er von jeher, auch in praktischer Beziehung, einen bestimmenden Einfluß auf die internen Verhältnisse des Künstlerlebens ausgeübt; und so mochte auch ihm selbst die Trennung von den ihm lieb gewordenen Kreisen, sowie überhaupt der Abschied von Düsseldorf nicht leicht geworden sein.

Das Kunstleben stand damals dort in seiner schönsten Blüte; und nicht nur die bildenden Künste, auch Poesie und Musik verbanden sich zu einem harmonischen Ganzen voll heiterer, aber durch edelstes Streben begeistigter Gemeinsamkeit des Lebens. Wenn Lessing mit Ed. Bendemann, Th. Hildebrandt, Karl Sohn, Wilh. Schirmer u. a. den eigentlichen Stamm der sich bald weit verzweigenden Düsseldorfer Malerschule bildete, so sammelten sich um denselben doch noch manche andere bedeutende Männer verwandten Geistes: namentlich, außer dem schon genannten Schriftsteller von Uechtritz, Immermann, Schnaase, sowie F. Mendelssohn, Schumann, Ziller u. s. w. Welchen belebenden und fördernden Einfluß dieser Verkehr durch die stetig wirkende gegenseitige Anregung und den damit verbundenen Ideenaustausch auf die gesammte Künstlerschaft ausüben mußte, bedarf keines besondern Hinweises. Alles dies mußte Lessing nun aufgeben. Das erste große Künstlerfest, welches der Malkasten in dem von ihm erworbenen Jacobi'schen Garten veranstaltete, war zugleich das Abschiedsfest für den bescheidenen Meister. Der Gedanke, die hohe Verehrung und allgemeine Liebe, welche ihm die Künstlerschaft zollte, durch eine Darstellung seines Wirkens in anschaulicher Lebendigkeit zu versinnbildlichen, fand allgemeinen Anklang. Unter den Platanen und alten Ulmen des umfangreichen Gartens ritten die hohenstaufischen und salischen Kaiserfiguren, wie sie Lessing gestaltet, umher; man sah die Hussitenkrieger, um den begeisterten Prediger geschart, in malerischer Gruppirung gelagert und den glänzenden Zug der Mitglieder des Kostnitzer Concils, in ihrer Mitte den zum Scheiterhaufen verurtheilten Huß. Das Fest schloß mit der Ausführung des von Ziller für dasselbe componirten Lessing-Marsches. Als viele Jahre später (1873) der Malkasten in denselben Räumen den 25. Jahrestag seiner Begründung feierte, bei welchem auch der patriotische Sinn der für die endlich errungene Einheit Deutschlands begeisterten Künstler seinen lebhaften Ausdruck fand, wurde neben dem Fürsten Bismarck auch Lessing die Ehrenmitgliedschaft zuerkannt; denn obwol Lessing seit seinem Abgang nach Karlsruhe seine ehemalige Kunstheimat nicht wiedergesehen, so lebte doch die Liebe und dankbare Verehrung, welche man ihm gezollt, sowie die hohe Achtung vor seinem echt deutschen, durchaus freisinnigen Charakter ungeschmälert in aller Herzen.

Als Lessing seine Stelle als Galeriedirector in Karlsruhe antrat, hatte er kurz zuvor seinen 50. Geburtstag gefeiert, und, obwol er noch ungeschwächt an geistiger wie körperlicher Kraft war, zeigten doch seine spätern Werke eine allmähliche Abnahme an jener Energie der Gestaltung, welcher er die packende Wirkung seiner in Düsseldorf vollendeten Huß- und Luther-Bilder verdankte; ja wir werden sehen, daß — von seinen

Landschaften abgesehen, die unten im Zusammenhange zu betrachten sind — auch in seinen historischen Compositionen sich hin und wieder eine Rückwendung zu jener elegischen Stimmung bemerkbar macht, welche seine frühesten Gemälde charakterisirte. Viel mag dazu die plötzliche Losreißung von den ihm lieb gewordenen und anregenden Verkehr mit den düsseldorfer Fremden beigetragen haben: ein Verlust, für welchen ihm die erst im Aufblühen begriffene, damals erst vor wenig Jahren neubegründete Kunstschule in Karlsruhe nur einen geringen Ersatz gewähren konnte. Bald aber zeigte sich auch hier der Einfluß Lessing's, dem, neben dem Director der Kunstschule, J. W. Schirmer, vorzugsweise die rasche und gesunde Entwickelung der Schule zu danken ist. Denn wie in Düsseldorf, so wurde auch in Karlsruhe sein Haus schnell zu einem Sammelplatz der Künstler aller Richtungen, und er selbst, stets zu rathender und thätiger Beihülfe bereit, der feste Angelpunkt, um den sich das karlsruhe Kunstleben bewegte. Zwanzig Jahre lang hat Lessing dort in erfolgreicher Weise gewirkt, und daß auch ihm, dem rüstigen Streiter auf künstlerischer Arena für die Geistesfreiheit und Größe des deutschen Vaterlandes, in seinem Greisenalter das Glück zutheil wurde, die Vollendung des deutschen Einheitsdoms zu erleben, das betrachtete er selbst als den schönsten Lohn, den ihm das Schicksal für sein Streben und Wirken gewährte. Gleichsam um dieser Ueberzeugung einen symbolischen Ausdruck zu geben, wallfahrte er, der früher niemals Deutschland verlassen, nie nach Italien oder Frankreich gepilgert, nun, da der Elsaß und mit ihm der Steinbach'sche Riesenbau wieder deutsch geworden war, nach Straßburg, um das von Goethe so hoch bewunderte Münster zu sehen.

Werfen wir jetzt noch einen kurzen Blick auf die Werke, welche Lessing in seiner karlsruher Periode geschaffen. Es sind hauptsächlich folgende: Der betende Mönch am Sarge Kaiser Heinrich's VI. auf der Rheininsel; Kreuzfahrer, in der Wüste eine Quelle findend; endlich Luther's Disputation mit Eck auf der Pleißenburg bei Leipzig. Dieses letzte, im Jahre 1867 vollendete Gemälde schließt die Reihe seiner historischen Compositionen ab, da er von nun an bis zu seinem Tode sich fast ausschließlich der Landschaftsmalerei widmete, worin sich ebenfalls seine wiederkehrende Hinneigung zu lyrischer Empfindung und elegischer Stimmung documentirte.

Vornehmlich spricht sich dies in dem erstgenannten karlsruher Bilde aus, welches von der Kritik sehr verschieden beurtheilt wurde. Wenn man auch davon absehen will, daß es nur Aeußerlichkeiten, wie der auf dem rothen Bahrtuche gestickte kaiserliche Adler, sind, welche darauf hindeuten, daß im Sarge der kaiserliche Leichnam ruhend zu denken sei, so kann man sich doch des peinlichen Gefühls nicht erwehren, daß es sich hier nicht sowol um eine tragische Situation als um die Veranschaulichung einer Schmach handelt, an der Heinrich's eigener Sohn sich betheiligte, indem er es zuließ, daß der Körper seines todten Vaters durch die päpstliche Partei aus dem Grabe des lütticher Doms gerissen und auf die einsame kleine Maßinsel gebracht wurde. Auch darin kann das Tragische der Situation nicht gefunden werden, daß ein Mönch an diesem Sarge sein Gebet verrichtet, da man schlechterdings kein Motiv zu dieser Handlung zu erkennen vermag, die somit, wie die ganze Darstellung ihrem ideellen Inhalt nach, unverständlich bleibt. Das Gefühl ver-

söhnungsloser Traurigkeit, welches den Beschauer trotzdem beschleicht, erhält sogar eine gewisse pessimistische Schärfe durch den Contrast mit der im hellsten Sonnenschein uns durch die Mauerlücke der Ruine, worin der Sarg steht, entgegenlachenden Landschaft, die Lessing mit einer fast zu absichtlich erscheinenden Sauberkeit ausgeführt hat. Dieser Contrast wirkt selbst in technischer Beziehung um so peinlicher, als umgekehrt der Vordergrund, namentlich das Mauerwerk der Ruine sowie das Terrain, durchaus nicht detaillirt, sondern ziemlich untergeordnet behandelt ist. Nur der rothe Teppich, welcher als ironisches Symbol der gefallenen Größe wirken soll, ist wieder mit äußerster Naturtreue ausgeführt. Man erkennt in diesen und andern Momenten, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, einen gewissen Mangel an jener objectiven Ruhe, welche die frühern historischen Darstellungen Lessing's in so imponirender Weise auszeichnet.

Die Kreuzfahrer in der Wüste zeigen allerdings eine größere Objectivität, obwol auch hier die Stimmung noch etwas Gedrücktes hat; es ist, als ob Lessing mit dieser Scene ein Stück des historischen Weltschmerzes habe veranschaulichen wollen, indem er statt irgendeines siegreichen Kampfes gegen die Ungläubigen dem Beschauer eine Situation vorführt, in welcher sich episodenartig die Vergeblichkiet jener so viel Opfer an dem edelsten Blut Deutschlands fordernden Escapaden des mittelalterlichen Ritterthums wiederspiegelt. Wir sehen eine Schar anscheinend zufällig zusammengetroffener Pilger, unter denen sich wohlbewehrte Kreuzritter, Bischöfe, Mönche, Knappen und Weiber befinden, die endlich nach langem, mühseligem Umherirren in der schwülen, unwirthbaren Sandsteppe eine Quelle endeckt haben. Die Rosse öffnen schnobernd die Nüstern, den kühlen Dunst des lange entbehrten Labsals witternd; einige Männer schöpfen aus der Quelle, andere reichen die gefüllten Gefäße ihren Reisegefährten; wieder andere sind, zum Tode erschöpft, am Ufer niedergesunken, und endlich schauen die weiter zurück Stehenden theils kampfbereit, theils verzagt nach dem Feinde aus, der sich in der Ferne auf dem jenseitigen Ufer des Flusses zeigt. Unwillkürlich fragt man sich, was, wenn der Feind über die Ermatteten herfällt, ihr Schicksal sein werde? Alle diese Motive sind mit der dem Meister eigenen Geschicklichkeit zu einem compositionell durchaus harmonischen Ganzen verbunden und die einzelnen Gestalten, namentlich die Köpfe, in lebensvollster Weise individualisirt. Und dennoch vermißt man etwas: die Action geht zu ruhig vor sich; man kann sich nicht denken, daß diese Wüstenfahrer von solchem Durst gequält sind, wie es offenbar in der Intention des Künstlers liegt. Mann und Roß mußten gieriger über das Wasser herfallen, sich drängen, um zuerst zum Trunk zu gelangen; oder der Feind mußte, statt in weiter Ferne, schon in der Nähe sich zeigen, um der dürstenden Schar das Wasser auf Tod und Leben streitig zu machen: kurz es fehlt eine eigentlich dramatische Wirkung. Im übrigen ist die Malerei meisterhaft, zwar wesentlich realistisch, aber mit großer Feinheit behandelt.

In dem letzten, von der Hand des Meisters ausgeführten Historiengemälde: Luther's Disputation mit Eck, zeigt sich Lessing nun wieder völlig frei von jenem Anflug energieloser Sentimentalität, der sich in den beiden ebenerwähnten Compositionen bemerkbar machte; im Gegentheil möchte, selbst gegen die Compositionen der düsseldorfer Periode gehalten, eher eine Steigerung zu echt dramatischer Ob-

jectivität und zu intensiverer Kraftentwickelung der ideellen Gestaltung darin zu finden sein. Und daß dies entschiedene Gepräge ideeller Objectivität, verbunden mit dem ganzen Zauber dramatischer Lebendigkeit, auch sofort als packende Wirkung auf den unbefangenen Sinn des Publikums sich äußerte, dafür zeugte die allgemeine Bewegung, von welcher bei der Ausstellung des Bildes in der karlsruher Kunsthalle die ganze Stadt, der man keineswegs eine besondere Empfänglichkeit für Kunsteindrücke nachrühmen konnte, ergriffen wurde: eine Bewegung, welche nicht durch das Interesse an der malerischer Schönheit des Werkes allein, sondern mehr noch durch den hohen sittlichen Ernst der Composition und das charaktervolle Gepräge des dem Künstler innewohnenden Strebens nach geistiger Freiheit hervorgerufen wurde.

Unter den verschiedenen Disputationen Luther's hatte Lessing nicht ohne tiefere Intention diejenige zum Vorwurf seiner Composition gewählt, welche insofern zuerst einen öffentlichen und wesentlichen Charakter beanspruchte, als durch die Leidenschaftlichkeit seines Gegners, des Dr. Johann Eck, die Lehre Luther's zum ersten male zur Sache des Reiches und infolge dessen zu der der ganzen Kirche gemacht wurde: sie war der praktische Anfang des großartigen Culturkampfes, welcher zwar mit dem Dreißigjährigen Kriege seinen vorläufigen Abschluß fand, der aber stets von neuem bis in unsere Gegenwart hinein sich wieder anfachte und noch lange nicht beendet ist. Dieser Gedanke, dessen Inhalt kurz als der unversöhnliche Gegensatz zwischen Geistesfreiheit und Geistesknechtung, sowol in politischer wie in religiöser Beziehung, bezeichnet werden kann, bildet den eigentlichen Kern der gesammten Darstellung.

Die Disputation fand zu Leipzig in der Residenz des Herzogs Georg von Sachsen im Jahre 1519 statt. Der Herzog soll öfters den mehrere Wochen hindurch dauernden Verhandlungen beigewohnt haben, weshalb er denn auch in der Lessing'schen Composition, zwar im Hintergrunde, aber auf erhöhtem Sitze in der Mitte des Bildes, seine Stelle erhalten hat. Neben ihm sitzt der junge Herzog Barnim von Pommern, der damals schon der Lehre Luther's zugeneigt war. Dieser letztere nimmt selbstverständlich als ideeller Mittelpunkt der Darstellung die Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch: er ist stehend, sich über sein Pult vorbeugend, in lebhafter Rede begriffen dargestellt. Mit richtigem Takt ist Lessing in der Charakteristik des Reformators von dem etwas derben Typus, wie er durch die Gemälde Cranach's auf die Nachwelt gekommen ist, abgewichen: er erscheint hier noch als der ascetische Mönch voll jugendlicher Begeisterung in den Linien des schmalen und magern Gesichtsprofils, welche mit scharfer Bestimmtheit gezeichnet sind; nichts erinnert in dieser wesentlich ideal gehaltenen Persönlichkeit an die etwas hausbackene Behäbigkeit der spätern Erscheinung Luther's. Sein Gegner, in gespreizter Stellung, scheint, die eine Hand zur Faust ballend, nur mit Widerstreben den Strom seiner scholastischen Weisheit zurückzuhalten, um den Reformator damit niederzuschmettern. Auf seiten des letztern bemerkt man seine beiden Freunde, den leidenschaftlichen Bilderstürmer Karlstadt und den sanften, classisch gebildeten Humanisten Melanchthon, beide in sitzender Stellung und in ihrer verschiedenen Theilnahme an der Disputation meisterhaft individualisirt. Mehr im Hintergrunde

steht Bugenhagen, der spätere Prediger Dr. Pomeranus, gesenkten Hauptes nachdenklich den Worten Luther's lauschend; in seiner Nähe hat Lessing auch sein eigenes Porträt angebracht. Unter den zahlreichen Begleitern Eck's befinden sich meines Wissens keine bestimmten historischen Persönlichkeiten; insgesammt sind es aber höchst charakteristisch gezeichnete Köpfe und Gestalten, Repräsentanten des bornirten Mönchthums, der pedantischen Universitätsgelehrsamkeit, der fanatisirten Studentenschaft und des bigoten Bürgerthums. Ganz im Vordergrunde sitzt, mit dem Rücken gegen den Beschauer gewendet, auf hoch aufgestapelten Folianten der Narr des Herzogs. Mit weiser Berücksichtigung der dramatischen Hauptwirkung hat Lessing, um die Aufmerksamkeit nicht zu zerstreuen, die locale Umgebung mit großer Einfachheit behandelt und blos decorative Details vermieden: die Wand des Saales, welche den Hintergrund bildet, ist grau gefärbt und durch das sich darauf ausbreitende Licht sanft abgetönt; nur um die Monotonie der großen Mauerfläche zu unterbrechen, ist oberhalb des Sessels des Herzogs ein röthlicher Teppich angebracht. Der äußere Vorgang, eine Unterredung, bot für die dramatische Verwerthung nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten dar, namentlich in Hinsicht der Einheitlichkeit der Composition durch die gegensätzliche Gruppirung der beiden Streiter und ihrer Anhänger, die andererseits leicht zu einer allzu symmetrischen und somit unmalerischen Anordnung führen konnte. Es ist nun nach der compositionellen Seite hin nicht das geringste Verdienst Lessing's, daß er diese Schwierigkeiten in glücklichster Weise überwunden und, ohne die dramatische Contrastwirkung, worauf es hier allerdings wesentlich ankam, abzuschwächen, doch die einzelnen Momente des Vorgangs zu einem völlig in sich abgeschlossenen Ganzen zu verbinden gewußt hat. Auch in dieser Hinsicht darf man dieses sein letztes Werk zugleich als sein bedeutendstes und reifstes bezeichnen; und man hat dies auch dadurch anerkannt, daß bei der Trauerfeierlichkeit dies Gemälde es war, welches als lebendiges Zeugniß seines künstlerischen Wirkens hinter seinem Sarge aufgestellt war.

Als im Jahre 1867 das Directorat der düsseldorfer Akademie durch den Rücktritt Bendemann's erledigt war, bot man Lessing diese Stellung an, in der Ueberzeugung, daß er gern nach seiner alten Kunstheimat, mit welcher ihn so viele unvergeßliche Erinnerungen verknüpften, zurückkehren würde. Daß er diesem ehrenvollen Rufe nicht folgte, sondern in Karlsruhe blieb, hatte seinen Grund nicht nur darin, daß er hier, auch bei dem kunstsinnigen Fürstenpaare, stets Anerkennung und Liebe gefunden und in durchaus angenehmen Verhältnissen lebte, sondern auch wol in dem Gefühl, er werde bei den in Düsseldorf herrschenden zwiespältigen Zuständen als Akademiedirector in eine in vielem Betracht schwierige und für ihn bei seinem angehenden Greisenalter unbequeme Stellung gerathen. Ohnehin war seine Natur keine doctrinäre, wie die Schadow's und auch Bendemann's; zu wirken vermochte Lessing nicht sowol durch directe Lehre oder gar durch Organisation einer großen Kunstlehranstalt, als durch sein praktisches Beispiel, d. h. durch seine Schöpfungen, und dieser Einfluß blieb ihm auch in der Ferne. Auch sein Ehrgeiz, wenn davon bei seinem anspruchslosen Charakter, der allerdings mit hohem künstlerischen Selbstbewußtsein verbunden war, reden darf,

hatte seine volle Befriedigung gefunden. Schon 1832 hatte ihn die berliner Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt; im Jahre 1838 wurde auf der pariser Ausstellung seine „Hussitenpredigt" mit der großen Goldenen Medaille prämiirt, eine Auszeichnung, die er nur mit Cornelius und Rietschel theilte, und von Friedrich Wilhelm IV. erhielt er die Friedensklasse des Ordens pour le mérite. So blieb er denn in Karlsruhe und widmete sich, nach Vollendung seines letzten großen Historienbildes, noch fast 13 Jahre lang in rüstigster Kraft seinem künstlerischen Beruf, nunmehr aber ausschließlich im Gebiete der Landschaftsmalerei.

Von dieser Seite des Lessing'schen Kunstschaffens ist bisher nur ganz im allgemeinen die Rede gewesen, sodaß der Leser möglicherweise auf die Vermuthung kommen könnte, sie sei für die Charakteristik Lessing's als Künstlers nur von untergeordneter Bedeutung. Dies ist aber keineswegs der Fall; im Gegentheil, wenn man von der objectiv verschiedenen Stellung der beiden Gebiete, Historienmalerei und Landschaftsmalerei, in der gradnellen Stufenfolge der Gattungen, nach welcher der erstern selbstverständlich der höhere Rang gebührt, absieht, so möchte man eher behaupten, daß der Landschaftsmaler Lessing noch bedeutender, originaler und ergreifender in Wirkung erscheint als der Historienmaler Lessing. Denn der tiefe ideale Zug seines von keuscher Poesie erfüllten Gemüths, verbunden mit einer niemals ganz überwundenen Neigung zu elegischer Stimmung, machte ihn vorzugsweise geeignet, die Natur im Reflexlichte dichterischen Empfindens zu betrachten und die ganze Innigkeit solchen Empfindens als reale Naturwirkung im Bilde zu veranschaulichen. Seine Naturgedichte — denn so kann man die meisten seiner Landschaften nennen — üben daher auf jeden unbefangenen Beschauer einen unmittelbar das Gemüth ergreifenden Eindruck, der um so tiefer und nachhaltiger ist, als die Auffassungs- und Darstellungsweise der gewählten Motive eine durch und durch gesunde, im besten Wortsinne realistische ist und sich in keinem Punkte jene Absichtlichkeit weichlicher Effectuirung, die das Wesen der malerischen Sentimentalität bildet, bemerkbar macht. Man hat es seinen Wald- und Felsenbildern nachgerühmt, daß sie in den Details so naturgetreu und gewissenhaft ausgeführt seien, daß selbst Forstleute und Geologen keinen Fehler darin zu entdecken vermöchten. Dies wäre nun freilich ein ebenso zweifelhaftes Lob, als ob man das Urtheil eines Bereiters über ein Schlachtengemälde als maßgebend betrachten wollte. Immerhin aber liegt darin der Beweis, daß es Lessing, trotz aller idealen Inhaltlichkeit seiner Landschaften, mit der Realität der Naturerscheinungen, in denen sich dieselbe verkörpert zeigt, sehr ernst nahm, und dies ist es, was oben als Gesundheit seiner Naturdarstellung bezeichnet wurde. Daß trotzdem diese realistische Hülle für ihn immer nur das Mittel zum Zweck war, d. h. daß es ihm in erster Linie immer auf die idealistische Wirkung ankam und er sich niemals zu einem poesielosen Naturalismus, geschweige denn zu einem gleisnerischen Virtuosenthum, wie sie heute auch in der Landschaft an der Tagesordnung sind, verirrte, das stellt ihn mit den ersten Landschaftsmalern der Neuzeit, mit einem Blechen, Schirmer, Preller, A. Achenbach — bei aller Verschiedenheit ihrer Anschauungsweisen — mindestens auf gleiche Höhe.

Was oben einleitungsweise über den eigenthümlichen Gegensatz zwischen der Auffassungsweise der historischen und der landschaftlichen Motive in den Lessing'-

schen Gemälden bemerkt wurde, nämlich daß er den ideellen Gehalt der Geschichte in möglichst realistischer Weise, die reale Naturerscheinung dagegen möglichst idealistisch behandelte, findet eine interessante Bestätigung in dem Umstande, daß, während er in seinen Historiengemälden vorwiegend den Freiheitsbestrebungen des Protestantismus huldigte, in seinen Landschaften mit Vorliebe nicht nur überhaupt mittelalterliche, sondern speciell katholische Staffagen anzubringen suchte; derart, daß man sonderbarerweise den Landschaftsmaler Lessing ebenso sehr katholischer wie den Historienmaler der entgegengesetzten Tendenzen beschuldigte. Wer unbefangen und nur den künstlerischen Charakter Lessing's im Auge behaltend darüber urtheilt, erkennt gerade in jenem scheinbaren Widerspruche die völlige Freiheit seiner Anschauung von jeder solchen specifisch confessionellen Intention. Mönche, Eremiten und ähnliche Figuren haben für Lessing keinen andern als einen romantischen Werth, wie etwa auch Landsknechte, Räuber, Ziegenhirten, Zigeuner u. s. f.; daß aber in den katholischen Figuren und Kirchen — vom objectiv künstlerischen Gesichtspunkte aus — mehr Romantik, also auch mehr Naturpoesie für den Landschaftsmaler steckt als in protestantischen, dürfte wol kaum zweifelhaft sein. Andererseits aber erklärt sich auch daraus die oft bis zur schmerzlichsten Trauer gesteigerte Wehmuth, welche gerade die mit solchen Figuren staffirten Landschaften Lessing's durchzieht: es ist das Gefühl des tiefen Zwiespalts zwischen der Naturschönheit und dem Menschendasein in seiner geschichtlichen Beschränktheit, und in der Empfindung dieses Zwiespalts eben liegt das poetische Moment der malerischen Wirkung.

Schon in dem ersten, noch seiner berliner Zeit angehörigen Bilde spricht sich diese, wenn man will, weltschmerzliche Stimmung Lessing's in prägnanter Weise aus: es ist das Innere eines verfallenen Kirchhofs mit den Ruinen einer kleinen Kirche. Durch die schwarzen Wolkenmassen des gewitterschwangern Himmels bricht ein matter Sonnenblick hervor, der einen im Vordergrunde befindlichen großen Leichenstein mit fahlem Lichte erhellt. Lebendiges ist nichts auf dem Bilde vorhanden. Das Bild, auf der Ausstellung von 1826 in Berlin dem Publikum vorgeführt, machte außerordentliches Aufsehen und wurde sogleich vom Berliner Kunstverein angekauft; es war das nämliche, dessen Erfolg Lessing's Vater bestimmte, seinen Widerstand gegen den vom Sohne gewählten Beruf aufzugeben.

Es ist unmöglich, hier in eine nähere Beschreibung der zahlreichen Landschaftsgemälde Lessing's einzugehen, und muß ich mich begnügen, einige der bedeutendsten derselben namhaft zu machen. Unter seinen ersten in Düsseldorf gemalten Landschaften ist von hervorragender Bedeutung Das Schloß am Meere, eine auf schroffen, sich übereinanderthürmenden Felsenmassen emporsteigende mittelalterliche Burg, ferner aus dem Jahre 1830 eine Schlucht mit Ruinen, der Klosterhof im Schnee, staffirt mit einer Procession von Nonnen, die sich mit vorgetragenem Kreuze durch einen Säulengang nach der Kapelle bewegt, wo ein schwarzverhangener Sarg darauf hindeutet, daß hier ein Todtenamt für eine verstorbene Schwester gehalten werden soll: ein Bild der ödesten Erstarrung und entsagungsvollster Trauer. Einige Jahre später entstand ein zweiter Winterlicher Klosterkirchhof mit der Staffage eines alten Kapuziners, der eben ein Grab gegraben hat und, sich auf den Spaten stützend, nachdenklich in die frische Gruft hinabschaut. Einen schönen Contrast dazu bildet

die anmuthige Landschaft mit dem Gebirgskloster, durch welche ein Priester mit dem Allerheiligsten, gefolgt von einem Chorknaben, daherschreitet. Im Jahre 1835 malte Lessing seine Felsenlandschaft bei Regenwetter und die Herbstlandschaft mit zwei Reitern, 1836 eine große Eifellandschaft, 1837 die berühmte Landschaft mit der alten Eiche, mit einer Staffage von Wallfahrern, die vor dem an der Eiche angebrachten Muttergottesbilde ihre Andacht verrichten, sowie ein Felsiges Flußufer mit abziehendem Gewitter, etwas später die Gebirgslandschaft an der Mosel mit der Klosterkirche, die Waldlandschaft mit dem Bache; ferner 1846 die prächtige Berglandschaft mit brennendem Kloster, 1848 ein Bild, das zu seinen größten Meisterwerken gehört, die große Landschaft mit Landsknechten und Arkebusieren, die einen Kirchhof vertheidigen, und, nicht minder bedeutend, aus dem Jahre 1851 Die Vertheidigung eines Engpasses. Aus späterer Zeit erwähne ich noch die stimmungsvolle Eifellandschaft bei Gewitterstimmung.

Es steht zu hoffen, daß wir bei der von der Direction der berliner Nationalgalerie für den Herbst 1880 in Aussicht genommenen Ausstellung der Lessing'schen Werke die meisten derselben vereinigt sehen werden. Erst durch solchen Ueberblick über seine Werke wird man die Größe und Bedeutung dieses außerordentlichen Künstlers in vollem Maße zu erkennen und zu würdigen im Stande sein.

Als der karlsruher Künstlerverein im Jahre 1878 den 70. Geburtstag des ihm als Ehrenmitglied angehörigen greisen Meisters festlich beging, ahnte man nicht, daß diese Feier zugleich zum Abschiedsfeste für immer werden sollte. Denn bald nach diesem Tage, vielleicht selbst infolge der freudigen Aufregung, in welche er durch die Beweise von Liebe und Verehrung, deren Zeichen aus allen Kunststädten Deutschlands ihm entgegengebracht wurden, versetzt worden war, traf ihn ein leichter Schlaganfall, der sich nach einiger Zeit wiederholte. Dennoch schien er sich noch einmal emporzuraffen, als der im Frühling 1880 erfolgte Tod seiner treuen Lebensgefährtin, einer Schwester Adolf Schrödter's, ihn geistig und körperlich so niederbeugte, daß sich bald ein dritter Anfall einstellte, dem er nach wenigen Stunden am 5. Juni 1880 erlag. Die Begräbnißfeier gestaltete sich zu einem ebenso würdigen wie durch die allgemeine Betheiligung großartigen Traueract. Die dem eigentlichen Begräbniß voraufgehende Leichenfeier im Galeriegebäude wohnte auch der Großherzog von Baden in tiefer Bewegung bei. Der mit Kränzen und Blumen bedeckte Sarg war in dem Saale aufgestellt, in welchem sich das letzte Hauptwerk des Meisters: Luther's Disputation mit Eck, befindet. Nach der am Sarge gehaltenen Trauerrede wurde der von acht Künstlern getragene Sarg, dem zahlreiche Deputationen der verschiedensten Kunstinstitute sowie die Spitzen der Behörden folgten, hinaus zur letzten Ruhestätte begleitet.

Mit Lessing ist uns ein Künstler geschieden, der für alle Zeiten der deutschen Kunst als Vorbild hohen sittlichen Ernstes und echt künstlerischen Strebens voranleuchten wird.

Die centralen Alpenbahnen.

Von

Oswald Stein.

I.

Die ersten Bestrebungen, Deutschland und Italien mittels eines Schienenwegs durch die Centralalpen einander näher zu bringen, fielen in die Zeit der Eröffnung der ersten Eisenbahnen auf dem Continent. Im Jahre 1835 wurde die mit Locomotiven betriebene Eisenbahn zwischen Brüssel und Mecheln dem Verkehr übergeben. Dann folgte am 7. Dec. desselben Jahres die Nürnberg-Fürther Bahn, zu Anfang 1837 die erste Strecke der Leipzig-Dresdener Bahn und im Jahre 1838 die Bahn von Wien nach Wagram sowie jene von Berlin nach Potsdam. Trotz der Vorurtheile und sonstigen Schwierigkeiten, gegen welche die Förderer des modernen Transportmittels allenthalben ankämpfen mußten, ließen sich schweizerische Ingenieure nicht abhalten, für den Plan einer Ueberschienung der Alpen Anhänger zu gewinnen. In der Eidgenossenschaft war ein solches Beginnen um so mühevoller, als damals der kleinliche Cantönligeist noch überaus mächtig war. Es war gar nicht daran zu denken, daß die Gesammtheit der vielen Cantone und Municipien für die Unterstützung eines Unternehmens gewonnen werden konnte, gegen welches die wirklichen oder vermeintlichen Interessen der meisten „Souveränetäten" sprachen. Die innern Cantone hatten eben den alten, ungenügenden Saumpfad über den Sanct-Gotthard mit großen Kosten und Anstrengungen zu einer prächtigen Kunststraße erweitert und vervollkommnet; die westlichen Cantone waren höchstens für eine Bahn über den Simplon und wollten von einer weitern östlich gelegenen Alpenbahn nichts wissen. Außerdem setzte man Zweifel in die Zulänglichkeit der mechanischen Zugkraft zur Ueberwindung hoher Steigungen, und die Anlage von langen Tunneln wurde aus technischen und finanziellen Gründen gar nicht auf den Fragebogen gesetzt. Unter solchen Umständen nahm es nicht wunder, daß der Ingenieur La Nicca mit seinen Projecten einer Bahn über den Lukmanier oder den Splügen selbst in den zunächst interessirten Cantonen Sanct-Gallen, Graubünden und Tessin nur nach jahrelangen Bemühungen eine Partei um sich sammeln konnte, welche mit einiger Aussicht auf Erfolg für die Ausführung der Lukmanierbahn zu agitiren unternahm. Wirklich kam zwischen den drei Cantonen ein Staatsvertrag zu Stande, laut welchem eine den Lago-Maggiore mit dem Züricher- und Bodensee verbindende Eisenbahn hergestellt werden sollte. Zugleich wurde der

Versuch gemacht, den sardinischen Premierminister Cavour für den Plan zu gewinnen. Der weitausschauende Staatsmann erkannte sofort die Trefflichkeit des Projects und trug demselben seine Sympathien entgegen. Schon im Jahre 1846 erfolgte die Ertheilung der Concession für die Lukmanierbahn an eine turiner Gesellschaft und ein Jahr später der Beitritt Sardiniens zu jenem Staatsvertrage.

Inzwischen erregten die Fortschritte des Eisenbahnwesens, selbst bei den Geschlechtern der innern Cantone, allmählich Bedenken wegen der bleibenden Concurrenzfähigkeit der Sanct-Gotthardstraße. Im Jahre 1844 ertönte der erste Pfiff der Locomotive auf schweizer Boden. Sogar bei den eingefleischtesten Anhängern des Alten entwickelte sich die Ueberzeugung, daß man der Fortsetzung der deutschen und französischen Bahnen, die sich bereits den Grenzen genähert, ja bei Basel sogar überschritten hatten, auf die Dauer nicht widerstehen werde. Die Bewegung für Erbauung von Eisenbahnen ergriff nachgerade alle Cantone, und die innern Cantone stellten dem Lukmanier den Sanct-Gotthard gegenüber. Da machten die Freischarenzüge, der Sonderbundskrieg, die politischen Umwälzungen in Europa und die kriegerischen Ereignisse in Italien einen Strich durch alle Pläne, und mit der Niederlage der sardinischen Armee sank die Hoffnung der Lukmanierpartei; doch erholte sie sich schnell wieder, als nach der Rückkehr geordneter Zustände die erste schweizerische Bundesversammlung die englischen Ingenieure Swinburne und Robert Stephenson, den ausgezeichneten Sohn des berühmten Georg Stephenson, des Begründers des Eisenbahnwesens, als Experten für die Anlage eines schweizerischen Eisenbahnnetzes beriefen.

Der Bericht, welchen die beiden Sachverständigen am 12. Oct. 1850 dem schweizerischen Bundesrathe erstatteten, ist eins der merkwürdigsten Actenstücke für die Geschichte des Eisenbahnwesens. Hätten die Schweizer die Rathschläge der ehrlichen Ausländer mehr als die ihrer kurzsichtigen Kirchspielspatrioten befolgt, dann möchten heute ihre wirthschaftlichen und im Zusammenhange damit ihre politischen Zustände sich günstiger zeigen. Auch anderwärts würde es von unendlichem Vortheil geworden sein, wenn die Regierungen und Techniker den kurzen und klaren Bericht der englischen Ingenieure recht fleißig studirt und den Inhalt desselben den Verhältnissen ihrer Staaten und Verkehrsanstalten soviel als thunlich angepaßt hätten. Swinburne und Stephenson, diese vielgerühmten Baumeister und Erfinder, waren es, welche die Ueberlassung der großen Eisenbahnen an Privatgesellschaften als eine unheilvolle Maßregel bezeichneten und dem Princip des Baues und Betriebes der Eisenbahnen durch den Staat das Wort redeten. Außerdem gehörten die beiden Experten nicht zu jenen Politikern und Technikern, welche alle Bedenken wegen unzureichender Verkehrsmengen und mangelnder Rentabilität durch den Hinweis auf den volkswirthschaftlichen Nutzen solcher Unternehmungen übertrumpfen. Sie waren der Ansicht, daß man die Eisenbahnen lediglich nach den nächsten Bedürfnissen des Verkehrs und so bauen und betreiben müsse, daß sie nicht, statt zum Segen, zum Verderben und Fluch des Landes würden. Aus diesem Grunde wollten sie auch die Anlage von Tunneln auf das mindeste Maß beschränkt wissen und empfahlen den Bau von schiefen Ebenen und Steilrampen unter Anwendung von Specialsystemen für den Betrieb.

Von den Alpenbahnprojecten selbst zogen die beiden unparteiischen Fachmänner weder den Simplon noch den Sanct-Gotthard in ihre Berechnung. Sie sprachen sich einzig für den Lukmanier aus, welchen auch die physische Beschaffenheit, die geographische Lage, die äußerst sanft ansteigende nördliche Abdachung, die geringe absolute Höhe und seine Bedeutung als uralter Handelsweg unter allen Pässen der Centralalpen als den geeignetsten zur Ueberschienung empfahlen. Die Durchbohrung des Berges vermittels eines längern Tunnels glaubten sie nicht befürworten zu können, weil sie von der Meinung ausgingen, daß der Ingenieur nicht blos die Möglichkeit der Ausführung und des Unterhaltes solcher Werke erwägen, sondern seine Untersuchung auch auf die Möglichkeit der Rentabilität des Anlagekapitals, auf die Wahrung der finanziellen Interessen der Theilnehmer ausdehnen müsse. Diese Vorsicht veranlaßte die Experten, sogar die billigere Ueberschienung vorläufig von ihrem Programm abzusetzen. Dabei wiesen sie darauf hin, daß an der Verwirklichung einer Alpenbahn Deutschland und Italien ebenso viel wie der kleinen Schweiz gelegen sei, weshalb in Zukunft der Fall eintreten könnte, daß territoriale und politische Verhältnisse den Wunsch reifen möchten, die physischen und finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden.

Diese Prophezeiung erfüllte sich in der That. Zwar legte die schweizerische Bundesversammlung den Bericht der großen Fachmänner ziemlich unbeachtet zu den Acten. Gleichwol spannen andere den Faden La Nicca's fort. Zunächst faßte der Ingenieur Koller, der später, wenigstens dem Namen nach, als eidgenössischer Inspector bei der Sanct-Gotthardbahn amtete, zu Händen der Regierungen von Preußen, Sardinien und der Schweiz eine Denkschrift ab, in welcher er für den Sanct-Gotthard eine Lanze brach. Das spornte die Lukmanierpartei zu erneueter Thätigkeit an, welche noch durch den glänzenden Triumph gehoben wurde, den die Technik mit dem gelungenen Werk der 1853 eröffneten Bahn von Wien nach Triest über den Semmering errang. Mit den hochfliegendsten Hoffnungen wurden die Linien von Rorschach am Bodensee und von Rapperschwyl am Züricher-see nach Graubünden als Sectionen des großen Alpenbahnunternehmens in Angriff genommen; die Cantone Sanct-Gallen und Graubünden, das Königreich Sardinien sowie Stadt und Provinz Genua sagten Subsidien zu; es wurden Planaufnahmen und Kostenberechnungen veranstaltet und die Experten, Professor Culmann von Zürich und Oberbaurath Beckh von Stuttgart, erklärten in ihrem Memorandum: es unterliege keinem Zweifel, daß unter allen Alpenpässen der Schweiz und Piemonts bis zu den Meeralpen hin beim Lukmanier in technischer Beziehung die günstigsten Verhältnisse für eine Ueberschienung vorhanden seien. Zu ganz demselben Resultat gelangte die italienische Regierungscommission, welche nach dem für Sardinien so glücklichen und auch für das Lukmanierproject so vielversprechenden Ausgange des Feldzugs von 1859 zur Prüfung der Alpenbahnprojecte niedergesetzt worden war. Schon vorher war — ein Hebel mehr für den Lukmanier — der Tunnel durch den Mont-Cenis in Angriff genommen worden.

Es ist merkwürdig, daß alle großen Ingenieure und Politiker bis zum Jahre 1859 und darüber hinaus die Sanct-Gotthardbahn als ein ruinöses Unternehmen betrachteten. Minister Cavour, der eine Verbindung über die Alpen zur Rege-

neration Italiens in politischer und commerzieller Beziehung als eine Nothwendigkeit ansah, erklärte selbst noch nach seinen unerwarteten kriegerischen und diplomatischen Erfolgen, er habe den Sanct-Gotthard einläßlich ins Auge gefaßt, aber sich überzeugt, daß man ohne den Aufwand außerordentlicher Summen denselben nicht bewältigen könne und daß der Erfolg niemals der aufgewendeten Summe entsprechen werde. Und Cavour's berühmter Bauenminister Paleocapa, der Schöpfer des Mont-Cenistunnels, äußerte sich freimüthig gegenüber den schweizerischen Gesandten: „Als ich die Karte studirte, war ich ursprünglich für den Sanct-Gotthard eingenommen und gegen den Lukmanier. Sie werden mir glauben, daß ich, der mit Mühe und Noth dem italienischen oder damals piemontesischen Parlament die bis dahin unbekannte Größe eines unschachtbaren Tunnels durch den Mont-Cenis empfohlen, vor einem derartigen Kunstwerke nicht zurückschrecke und daß ich einen solchen Uebergang über den Sanct-Gotthard ebenfalls ins Auge gefaßt hatte. Aber als ich mich an Ort und Stelle begab, habe ich mich überzeugt, daß die Zugänge geradezu desperater Natur sind und daß die Natur da selbst der menschlichen Kunst spottet und in keinem Falle je eine Eisenbahn über diesen Paß ihrem Zwecke und den darauf verwendeten Opfern gehörig entsprechen wird, und von da an bin ich erst zum Lukmanier übergegangen."

Hätte man damals nach dem Wunsche Cavour's die Lukmanierbahn ungesäumt in Angriff genommen, so wäre es möglich gewesen, sie innerhalb drei Jahren fertig zu stellen und im Frühling 1863 dem Betriebe zu übergeben. Dann hätten die Handelsrichtungen Italiens noch vor der Eröffnung der Brenner- und Mont-Cenisbahn in die schweizerischen Bahnen eingelenkt, und was ein solcher Vorsprung von vier, beziehungsweise acht Jahren sagen will, das haben wir bei der Semmeringbahn erfahren. Trotzdem diese bereits 1853 eröffnet wurde, gelang es doch nicht, den deutschen Seestädten, welche um einige Jahre früher mit Wien durch die Eisenbahn verbunden worden waren, von Triest aus den inzwischen im Gebiete der Donau eroberten Markt abzukämpfen. Die Aussichten für den Lukmanier waren demnach äußerst günstig. An der Ausführung war beinahe nicht mehr zu zweifeln. Bereits hatte man die Plane ausgearbeitet, die Pflichtenhefte für die Unternehmer aufgestellt, einen Betriebsvertrag abgeschlossen, das nothwendige Kapital zusammengebracht, ja man hatte sogar schon die Arbeiten angefangen — und trotzdem gingen alle Berechnungen in die Brüche.

Das für die Schweiz verhängnißvolle Mislingen jahrzehntelanger Bemühungen in dem Augenblicke, da die Ausführung des Werkes fest gesichert schien, wird auf verschiedene Ursachen zurückgeführt. Nach der einen, bisjetzt noch niemals in Abrede gestellten Ansicht soll vor allen das Haus Rothschild hinter den Coulissen in bedenklicher Weise mitgespielt haben. Nach dem Verluste der Lombardei war nämlich Oesterreich alles daran gelegen, sich im Besitze Venetiens zu behaupten. Diesem Zwecke sollte die Anlage einer neuen Militär- und Handelsstraße über den Brenner zum Anschluß an die Pusterthalbahn in Franzensfeste, an die Salzkammergutbahn in Wörgl und an die bairischen Bahnen in Kufstein dienen. Die österreichische Südbahn, zugleich Besitzerin des oberitalienischen Eisenbahnnetzes, erhielt die Concession für die Brennerbahn. Um deren Rentabilität auf die Dauer zu

sichern, durfte die Lukmanierbahn nicht in Concurrenz treten. Zugleich entsprach die Verhinderung einer schweizerischen Alpenbahn den Absichten der österreichischen Regierung, welche die wirthschaftliche Entwickelung Italiens aus begreiflichen Gründen mit scheelen Augen betrachtete. Deshalb sah man es in Wien gern, als das bei der österreichischen Südbahn im hohen Grade betheiligte Haus Rothschild die Gesellschaft der Vereinigten Schweizerbahnen, welche gerade die Zufahrtslinien zum Lukmanier ihr eigen nannte, aber infolge kolossaler Ueberschreitungen der veranschlagten Baukosten in arge Finanzschwierigkeiten gerathen war, von sich in Abhängigkeit setzte: es streckte dem bedrängten Unternehmen Geld vor und kaufte eine genügende Zahl von Actien auf, um sich einer ergebenen Direction zu versichern. Der Plan gelang vollständig, und, um die Kraft einheitlicher Action zu lähmen, wurde dem Lukmanier aus dem eigenen Lager der Splügen an die Seite gestellt.

Als Bundesgenossen im Kampfe gegen den Lukmanier wie gegen den Splügen thaten die Anhänger des Sanct-Gotthard das Möglichste, um die Plane des edeln Ingenieurs La Nicca, den ein schweizerischer Schriftsteller den letzten Patrioten genannt hat, zu vereiteln. Durch das unglückselige Eisenbahngesetz von 1852 hatten die „Gründer" der großen Actiengesellschaften einen gewaltigen Einfluß in Staat und Gesellschaft gewonnen. Ganz besonders war dies bei den in Basel und Zürich residirenden Directionen der Central- und Nordostbahn der Fall, weil ja diese Linien die meiste Ausbeute versprachen. Durch allerlei Manipulationen brachte man es alsbald dahin, den Actien fette Dividenden — aus den von Jahr zu Jahr vermehrten Schulden — zu bezahlen. Das Publikum las mit Bewunderung die Curszettel, und nach dem Stande derselben bemaß sich der Einfluß der „Gründer" im öffentlichen Leben. Sie wurden allmächtig in den Gemeinden, in den Cantonen, in der Eidgenossenschaft. Die blendenden, freilich nur scheinbaren Erfolge in ihrer Geschäftsgebarung verschafften ihnen das Uebergewicht in der Politik. Dabei waren sie in der Wahl der Mittel nicht ängstlich. In dem durch jahrhundertelange Miswirthschaft der eidgenössischen Vögte gänzlich corrumpirten Canton Tessin brachten sie es „auf dem dort nicht ungewöhnlichen Wege" dahin, daß der Große Rath die für die Lukmanierbahn ertheilte Concession zurückzog.

Nun begann ein Schacher um die Erlangung der Concession für die Sanct-Gotthardbahn, wobei die Centraleuropäische Eisenbahngesellschaft, bei welcher der bekannte Dr. Stronsberg als Faiseur accreditirt war, den Sieg über die Vereinigung der nördlichen Sanct-Gotthardcantone und der Nordost- und Centralbahn davontrug. Jene Gesellschaft stand auf der Lauer, um die Entwickelung der Alpenbahnprojecte abzuwarten und dann ihre Rechte an den Meistbietenden abzutreten. Allein sie machte die Rechnung ohne die Gründer der Sanct-Gotthardvereinigung. Wenn auch diese im Canton Tessin für einmal den kürzern gezogen hatten, so gaben sie doch die Partie nicht im mindesten verloren. Es wurde in der zugewandten Presse „eidgenössisches Aufsehen" gegen die „ausländische" Compagnie verlangt und der Bundesrath in Bewegung gesetzt, um derselben auf die Finger zu schauen. Die Gesellschaft fing zwar an einigen Stellen zu bauen an, doch ließ sie die Fristen für Inbetriebsetzung der Linien verstreichen. Der Bundesrath warnte, drängte, untersuchte und entzog schließlich der Gesellschaft, die sich

über die nothwendigen Mittel zum Bau der Bahn nicht auszuweisen vermochte, die Concession.

Das geschah im September 1866. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sich die Aussichten der Lukmanierpartei zusehends verschlimmert. Cavour war gestorben; an Paleocapa's Stelle trat der Ingenieur Jacini, welcher sich in Anbetracht der total veränderten Verhältnisse in der Politik dem Sanct-Gotthardproject zuneigte, nachdem dem Könige von Italien von dem bei ihm beglaubigten Gesandten der Schweiz auf eine diesbezügliche Anfrage der Bescheid geworden war, daß die Schweiz weder dem Splügen noch dem Lukmanier die Zustimmung geben könne. Auch hier bemerken wir wieder den Einfluß der Sanct-Gotthardmänner, welche damals in den eidgenössischen Räthen den Ton angaben. Ferner ließen sie durch drei ihnen eng befreundete Fachmänner ein „commerzielles Gutachten" und durch den Oberbaurath Gerwig in Karlsruhe ein technisches Gutachten ausarbeiten, wodurch das öffentliche Interesse des In- und Auslandes dem Sanct-Gotthard zugewendet werden sollte. Beide Schriftstücke gipfelten in dem Satze: „Durch die Durchbohrung des Sanct-Gotthard wird der kürzeste und bequemste Weg zwischen Italien und Deutschland hergestellt und verdient dieses Project in betriebstechnischer und commerzieller Hinsicht den Vorzug vor allen andern. Allein die Kosten sind derart, daß ohne die Hülfe der interessirten Staaten das Unternehmen nicht wohl auszuführen ist."

Zu gleicher Zeit wurden alle Anstrengungen gemacht, um den Leiter der preußischen Politik, Herrn von Bismarck, für den Sanct-Gotthard zu interessiren. Doch entschied sich der preußische Premier nicht sogleich für die eine Richtung; im Gegentheil versicherte er den verschiedenen eidgenössischen Deputationen aus den Lukmanier- und Sanct-Gotthardcantonen, daß es ihm nicht darauf ankomme, welcher Alpenpaß überschient oder durchbohrt würde, wenn nur überhaupt eine schweizerische Alpenbahn zu Stande käme. Als er dann schließlich für den Sanct-Gotthard sich aussprach, feierten die Organe der Sanct-Gotthardvereinigung diesen Entschluß als eine Wirkung der staatsmännischen Kunst der züricher Politiker. Wer jedoch der Entwickelung der Dinge mehr auf den Grund sah, wußte eine bessere Erklärung. Ein Diplomat wie Herr von Bismarck pflegte früher aufzustehen als die Eidgenossen, welche bei ihm antichambrirten. Die Verhältnisse waren es, von denen sich der Leiter des preußischen Staates bestimmen ließ, einem Unternehmen Beifall zu zollen, dessen Schwierigkeit der Bewohner der Sandebenen des Nordens geringer erachten mochte als sein großer Vorläufer Cavour, der die Alpen und deren starre Natur täglich mit eigenen Augen prüfen konnte. Doch ein Mann, der so Großes im Sinne hatte, schlug alle die Hindernisse einer gewaltigen Natur nicht hoch an.

Allerdings wissen wir über die Verbindung des Sanct-Gotthard mit der im Jahre 1866 bethätigten nationalen Politik des preußischen und italienischen Cabinets nur wenig. Hätte General La Marmora den zweiten Band seines „Un poco più di luce" dem Druck übergeben dürfen, so würden wir wahrscheinlich in den Vorverhandlungen zum Allianzvertrage von 1866 auch den Sanct-Gotthard genannt sehen. Mit diesem Vertrage wurde später eine Stelle der Thronrede in Beziehung gebracht, mit welcher König Victor Emanuel im Jahre 1876 das Parlament eröff-

nete und in der er den Ankauf der oberitalienischen Eisenbahnen durch den Staat mit den Worten begründete: „Die Verpflichtung, einen mit einem befreundeten Souverän abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen, reifte bei meiner Regierung die Idee des Rückkaufes der Eisenbahnen."

Die Verstaatlichung der italienischen Eisenbahnen war ebenso wie die Sanct-Gotthardbahn der Ausfluß der nationalen Idee und Politik, wie sie durch die Partei der „Italia irredenta" heute noch vertreten wird. Ein begeisterter Vertreter der Nationalpartei war der Bautenminister Jacini, der einzige Vertraute des Königs, welcher außer dem Unterhändler Govone und dem General La Marmora in die Geheimnisse des Allianzvertrages eingeweiht war. Hätte damals Cavour noch gelebt, so würde er wahrscheinlich ebenfalls wie sein Schüler Jacini die Neigungen für die graubündener Pässe abgelegt und sich dem Sanct-Gotthard zugewandt haben. Der Tod kam ihm aber zu früh, um die Eindrücke der Constituirung des italienischen Königreiches voll und ganz auf sich wirken zu lassen. Jacini war jünger und für weitausschauende Plane empfänglicher. Er wollte schon nicht mehr an den Lagunen Venedigs stehen bleiben, er verlangte nach Triest, nach Trient und dem Tessin; auch die Wiedererlangung Nizzas und Savoyens liegt in den Planen der „Italia irredenta". Deshalb berücksichtigte er bei dem Project der schweizerischen Alpenbahn weniger die commerzielle als vielmehr die politische Seite. Eine Bahn über den Lukmanier oder Splügen hätte den italienisch sprechenden Canton Tessin nur gestreift, während ihn die Sanct-Gotthardbahn in der Mitte traf. Dazu kam nach dem Jahre 1866, als durch Napoleon's Einsprache die beabsichtigte Abtretung Südtirols und die unmittelbare Handreichung Italiens und Deutschlands über den Brenner vereitelt worden war, die weitere Erwägung zu Gunsten der Sanct-Gotthardbahn, daß eine Lukmanier- oder Splügenbahn zu nahe an Oesterreich und sozusagen unter den Mündungen der Uchatius-Kanonen lag.

Wäre es den beiden Alliirten blos um die Herstellung einer Handelsstraße zu thun gewesen, so würden sie wol dem Lukmanier den Vorzug gegeben haben, da diese Linie im Bau und Betrieb billiger zu stehen gekommen wäre. Das wußte der treffliche Ingenieur Jacini so gut wie La Nicca, aber jenen leiteten lediglich politische Beweggründe, als er Herrn von Bismarck sein Dogma mittheilte: man dürfe weder dem Lukmanier noch dem Simplon, der in erster Linie Frankreich dienen würde, sondern nur dem Sanct-Gotthard die Unterstützung leihen. Die Gründe, welche für diese Anschauung von Jacini geltend gemacht wurden, sind zum Glaubensbekenntniß aller italienischen Staatsmänner geworden. Beweis dafür, daß selbst die eifrigsten Anhänger der graubündener Projecte, ein Visconti-Venosta, ein Depretis, ein Zanardelli, unmittelbar nach ihrem Eintritt ins Ministerium sich an den Sanct-Gotthard kitteten.

Prinz Napoleon Jérôme, der Schwiegersohn des Königs Victor Emanuel, gab uns über die Ursachen jener Sinneswendung vor drei Jahren einige Aufklärung. Er deutete darauf hin, daß der Canton Tessin bei einem gelegenen Zeitpunkte von Italien annectirt werden würde. Das „Zu spät", welches die italienische Regierung dem Kaiser Napoleon antwortete, als er ihr im Jahre 1869 den Tessin als Köder hinwarf, hatte keineswegs den Sinn, daß die Ansprüche der Italia irredenta über-

haupt befriedigt seien. Hat doch das italienische Parlamentsmitglied Oberst Velini die Aeußerung des Prinzen Jérôme durch eine militärische Abhandlung erläutert, in welcher er die Annexion des stammverwandten Tessin als eine strategische und politische Nothwendigkeit in bestimmte Aussicht stellte. Einstweilen besorgen die unter der Firma von Freimaurerlogen im Tessin etablirten Ableger der Italia irredenta die Minirarbeit. Die Großloge Alpina in Bern sah sich deshalb veranlaßt, an alle Brudergesellschaften eine eindringliche Warnung vor den staatsgefährlichen Agitationen der tessiner Logen zu richten; allein trotzdem setzen diese ihre Thätigkeit mit Erfolg fort. Die Bundesbehörden selbst besitzen keine Macht, um dem Treiben zu wehren, und überdies trösten sie sich mit der Hoffnung auf die Neutralität und die Sanct-Gotthardbahn.

Entzweiten sich die Nachbarn, so calculirt man in der Schweiz, dann nähme der Bahnbetrieb in ihrem Lande einen ungestörten Fortgang; die Gegner hätten selbst das größte Interesse, daß die Schweiz inmitten des Krieges in aller Ruhe und Sicherheit ein ordentliches Geschäft mache. Sollte es gleichwol eine Macht wagen, in das neutrale Gebiet einzubrechen, so befinde sich die Sanct-Gotthardbahn immer noch in einer mehr geschützten Lage als irgendeine Bahn in den Centralalpen; denn der Sanct-Gotthard liege inmitten der Schweiz und eines mächtigen schwer zugänglichen Gebirgsstockes. Dabei wäre es auch möglich, das tessinische Contingent rasch mit den übrigen Eidgenossen zu vereinigen oder dem etwa bedrohten Tessin schnelle Hülfe zu bringen. Außerdem betrachteten die tonangebenden Persönlichkeiten in der Schweiz die Sanct-Gotthardbahn als das Band, welches den romanischen Tessin in politischer, ökonomischer und geistiger Beziehung aufs innigste mit den deutsch redenden Cantonen verbinden würde.

Alle diese Argumente lesen sich innerhalb des eng begrenzten Horizontes der Eidgenossenschaft ganz leidlich. Aber in Wirklichkeit werden sich die Dinge anders gestalten. Sowenig die Brennerbahn das Welschtirol von den Werbungen der Italia irredenta frei erhalten konnte, ebenso wenig wird es gelingen, den Tessin dauernd an die Eidgenossenschaft zu ketten. Die Lage, das Klima, die Sprache, die wirthschaftlichen Verhältnisse, die geistigen Beziehungen weisen den Tessin nach wie vor an Italien. Dazu kommt, daß die Tessiner ihrer Zusammengehörigkeit mit den „lieben" Eidgenossen nicht gerade die freundlichsten Erinnerungen verdanken; sie leiden in ihrer unseligen Zerklüftung heute noch unter den Folgen der langen Miswirthschaft, welche die Vögte der Urcantone so viele Jahrzehnte hindurch über das unglückliche Volk verhängt haben. Aber sogar angenommen, die Sanct-Gotthardbahn würde die erhofften Wirkungen äußern, so werden dennoch die Berechnungen der schweizerischen Militärs im Kriegsfalle nicht zutreffen. Bis die Bundesbehörden zu einem Entschlusse kommen, den Heerbann aufbieten, die mangelhaft organisirten Truppen aus allen Winkeln des Landes zusammentrommeln und irgendeine Aufstellung zu nehmen gedenken, werden die kriegsgeübten Armeen der ausländischen Großmächte mit affenartiger Geschwindigkeit die Zufahrtslinien zum Sanct-Gotthard besetzt und damit den Aufmarsch der Eidgenossen hinter ihren strategischen Linien verunmöglicht haben.

Uebrigens wird die Sanct-Gotthardbahn auch für Deutschland und Italien

verschiedene Enttäuschungen bringen. Unter dem Eindruck der großen Ereignisse von 1866 konnte es nicht fehlen, daß die Redner, welche im Norddeutschen Reichstage angesichts der 1867 erfolgten Eröffnung der Brennerbahn und der bevorstehenden Vollendung des Mont-Cenistunnels die Regierung zum Abschlusse eines Vertrags mit der Schweiz drängten, von der Sanct-Gotthardbahn eine Fülle von Vortheilen für den Handel und Verkehr Deutschlands sich versprachen. Wir machen dem Herrn Professor Dr. von Sybel und den übrigen Fürsprechern des Unternehmens keinen Vorwurf. Wären sie jemals in der Verwaltung einer Eisenbahn thätig gewesen, so hätten sie die Calculationen der Fachmänner mit der Vorsicht des Geschichtschreibers behandelt. Die schweizerischen Techniker schienen zwar, als die Prophezeiung Stephenson's sich erfüllte und territoriale sowie politische Verhältnisse die preußische und italienische Regierung zur Subventionirung einer schweizerischen Alpenbahn veranlaßten, von einer gewissen Scheu vor dem Monstrum des Sanct-Gotthard befallen zu werden; denn bei der Eröffnung der von Deutschland, Italien und der Schweiz beschickten internationalen Conferenz empfahlen sie die Anwendung eines Specialsystems zur Ueberwindung außergewöhnlicher Steigungen bei den Auffahrten zum großen Tunnel und die Einrichtung von Dampffähren auf dem Vierwaldstättersee und dem Lago-Maggiore statt der kostspieligen Zufahrtslinien. Die Conferenz verwarf diesen Vorschlag in der Meinung, daß eine derartige Bahn den Bedürfnissen des großen internationalen Güterverkehrs nicht entspräche. Am 13. Oct. 1869 wurde das Schlußprotokoll unterzeichnet, nach welchem die Ausführung des Unternehmens durch eine Gesellschaft erfolgen sollte; die interessirten Staaten verpflichteten sich, Beiträge zu leisten und dem schweizerischen Bundesrathe wurde zur Bedingung gemacht, den Bau gehörig zu überwachen.

Der endgültige Beitritt der norddeutschen Bundesregierung zu den Bestimmungen des Vertrags stieß jedoch wegen der Auseinandersetzung mit den süddeutschen Staaten auf Schwierigkeiten. Ueberdies regte sich die französische Eifersucht. Man war in Paris wegen der bekannt gewordenen Schutz- und Trutzbündnisse ohnehin in der übelsten Laune. Jetzt reizte die französische Presse nach Kräften gegen den Eroberungsmarsch Preußens über die Alpen. Der „Moniteur" schrieb: „Es ist einleuchtend, daß man gegen Frankreich und Oesterreich conspirirt, gegen ihre Handelsinteressen, gegen ihr industrielles und finanzielles Gedeihen, gegen ihre Sicherheit, wenn man die Millionen, mit denen man sonst so sparsam ist, verschwendet, um in einigen Stunden Kanonen, Munition und Soldaten von Berlin nach Florenz werfen zu können.... Wir wollen keine Preußen in der Schweiz." Noch während der Verhandlungen der internationalen Conferenz wurde im Gesetzgebenden Körper eine Anfrage an den Minister gestellt, doch nach wiederholter Ueberlegung fand Herr von Gramont, daß dem Sanct-Gotthardvertrage nicht die Wichtigkeit eines Kriegsfalles zukomme; sollte jedoch die Neutralität der Schweiz bedroht werden, dann sei Frankrich da, um sie zu schützen. Am Schlusse der betreffenden Sitzung des Gesetzgebenden Körpers ergriff noch der Republikaner Ferry, der nachmalige Unterrichtsminister im Cabinet Gambetta, genannt Freycinet, das Wort, um den bemerkenswerthen Ausspruch zu thun: „Wenn Sie in diesem Vertrage nur einen

Eisenbahnvertrag sehen wollen, so ist es, weil Sie noch dieselbe Mehrheit sind, die Sadowa geschehen ließ."

Auf Sadowa folgte Sedan. Noch während des Deutsch-Französischen Krieges, am Weihnachtstage 1870, wurde der Durchschlag des Mont-Cenistunnels vollzogen. Der Donner der Kanonen ließ die Nachricht von der gelungenen Großthat friedlichen Schaffens wenig beachten. Doch dem Kanzler des Deutschen Reiches war die Bedeutung derselben nicht entgangen; darum drängte er nach Herstellung des Friedens auf die definitive Ordnung des Sanct-Gotthardunternehmens. Am 31. Oct. 1871 wurden die Abmachungen der internationalen Conferenz durch einen zwischen Deutschland, der Schweiz und Italien abgeschlossenen Staatsvertrag sanctionirt. Italien machte sich verbindlich, 36 Mill. Mark, Deutschland 16 Mill. und die Cantone der Sanct-Gotthardvereinigung in Verbindung mit der Schweizerischen Nordost- und Centralbahn ebenfalls 16 Mill. Mark unverzinslicher und unkündbarer Subvention an die Bahn zu leisten. Der Rest der veranschlagten Bausumme im Betrage von 81,600000 Mark sollte durch Ausgabe von Actien und Obligationen beschafft werden. Die Financirung des Unternehmens ging rasch von statten. Betrachtete man doch allgemein die Sanct-Gotthardbahn unter einem andern Sehwinkel als demjenigen des Actienwesens. Die Autorität der hervorragendsten Techniker und Staatsmänner zweier Nationen schien als genügende Bürgschaft für die Güte des Voranschlages und des Finanzplanes zu gelten. Die Börse machte sich die allgemeine Meinung des Publikums tributpflichtig, die Sanct-Gotthardbahn wurde wie irgendein anderes Gründergeschäft behandelt, und so wanderten einzig an Provisionen an die 5 Mill. Mark in die Taschen des die Ausgabe der Actien und Obligationen besorgenden Consortiums.

Unter der Leitung des Oberbaurathes Gerwig von Karlsruhe begannen die Arbeiten an der Sanct-Gotthardbahn. Zunächst wurde der große Tunnel durch den Sanct-Gotthard dem Ingenieur Favre, dem energischen Erbauer des Mont-Cenistunnels, übergeben, der das große Werk bis zum 1. Oct. 1880 zu vollenden sich verpflichtete. Zugleich wurden die tessinischen Bahnen in Angriff genommen, dabei jedoch so verschwenderisch und leichtsinnig gewirthschaftet, daß der Kostenvoranschlag für diese Linien um beinahe das Doppelte überschritten wurde. Es gelang zwar, den wahren Sachverhalt noch einige Zeit zu verschleiern, aber dann trat das schleichende Mistrauen mit Einem mal so mächtig auf, daß eine Katastrophe unvermeidlich erschien. Oberingenieur Gerwig verließ das sinkende Schiff, der berühmte Ingenieur Hellwag übernahm die technische Leitung und stellte endlich! die genauern Pläne der Bahn her. Auf Grund dieser neuen und detaillirten Aufnahmen berechnete er im Jahre 1875 ein Deficit von 80 Mill. Mark!

An Anklägern war kein Mangel. Die Verwaltung der Sanct-Gotthardbahn wusch sich die Hände in Unschuld und lud alles auf die internationale Conferenz ab. Diese habe die mangelhaften Pläne, das unfertige Project, den ungenügenden Voranschlag über Bausch und Bogen zur festen Grundlage für ihre Beschlüsse gemacht. Sie habe das Kind in die Welt gesetzt, seinen Alimentationsfonds bestimmt und seine Laufbahn vorgezeichnet: höchster Punkt 1162 über Meer, kleinster Krüm-

nungshalbmesser 300 Meter, größte Steigung $2^1/_2$ Proc., doppelspurige Anlage, kostspielige Zufahrts- und Zweiglinien, und das alles in den wildromantischen Zerklüftungen der urner und tessiner Bergriesen, in den Eingeweiden des Sanct-Gotthard, in den unentwirrbaren Ruinen des Roßberges! Das Wichtigste habe die Conferenz vergessen, nämlich die Bestimmung im Protokoll niederzulegen, wer einzutreten habe, wenn die Voranschläge nicht eingehalten würden.

In italienischen Zeitungen wurden die schwersten Vorwürfe gegen die Verwaltung und sogar gegen den schweizerischen Bundesrath erhoben, welcher die ihm vertragsmäßig obliegende Pflicht der Aufsicht und Controle in unverantwortlicher Weise vernachlässigt habe. In der That mußte sich der letztere gestehen, daß er rechtlich und moralisch engagirt sei, obschon er in seiner unangenehmen Lage durch den Hinweis auf die Mitschuld der internationalen Conferenz eine Art von Entschuldigung fand. Die Regierungen in Berlin und Rom verschonten den schweizerischen Bundesrath mit Vorwürfen; aber als dieser eine neue Conferenz von Vertretern der drei betheiligten Staaten zusammenberief, legten die Repräsentanten Italiens und Deutschlands die Feststellung des neuen Kostenvoranschlags in die Hände des schweizerischen Bundesrathes. Der letztere faßte diese Vorsichtsmaßregel als ein Vertrauensvotum auf, während die Regierungen Italiens und Deutschlands nur einer wiederholten Berufung auf ihre Mitwirkung bei Aufstellung der Vertragsbasis vorbeugen, also ein für allemal durch die Leistung von je 8 weitern Mill. Mark von fernern Ansprüchen an ihre Mithülfe geschützt sein wollten. Den Mitgliedern der Conferenz war es nicht unbekannt geblieben, daß auch die revidirten Voranschläge nicht vollkommen zuverlässig seien und daß von dem Protokoll der vom Bundesrathe berufenen technischen Commission verschiedene, voneinander abweichende Ausgaben existirten. Deshalb sicherten sich die Delegirten Italiens und Deutschlands für alle Zukunft vor der Beschuldigung, daß sie zum zweiten mal an der Aufstellung des Bauprogramms und des Kostenvoranschlags den entscheidenden Antheil genommen. Sie sagten die Subsidien zu und machten für das Uebrige den schweizerischen Bundesrath verbindlich. Sollte daher nochmals eine gefährliche Ebbe in der Sanct-Gotthardkasse auftreten, dann werden Deutschland und Italien wol Mittel und Wege finden, um die Schweiz — denn mit dieser und nicht mit der Baugesellschaft wurde der Vertrag abgeschlossen — zur möglichst raschen Vollendung der Bahn anzuhalten.

Mit großer Mühe und Noth gelang es dem schweizerischen Bundesrathe, das Deficit durch Streichung der Doppelspur und einiger Linien auf 30 Mill. Mark zu verringern und den Rest der nothwendigen Subvention im Betrage von 5,200000 Mark für das bedeutend verkleinerte Netz der Sanct-Gotthardbahn von der Bundesversammlung und dem Volke aufzubringen. Gleichwol konnten ihn die erhaltenen Lehren und Vorwürfe nicht bestimmen, bei der Sanct-Gotthardbahn die so nöthige Reform an Haupt und Gliedern vorzunehmen. Die Direction handelte und händelte lustig fort, und der Bundesrath ließ es ruhig geschehen, daß der treffliche Ingenieur Hellwag, welcher wegen seiner offenen und ehrlichen Darlegungen misliebig geworden war, von dem Posten als Leiter der Bahn mit fast allen andern bei der Bahn angestellten deutschen Technikern entfernt wurde. Hellwag machte

die Sache bei Gericht anhängig und dieses verurtheilte die Gesellschaft zu einer Zahlung von 174000 Frs. an den gemaßregelten Ingenieur. Inzwischen war der Sanct-Gotthardtunnel so weit gefördert worden, daß das Gelingen dieses Riesenwerks nicht mehr in Zweifel gezogen werden konnte. Selbst der im Jahre 1879 unerwartet erfolgte Tod des Tunnelunternehmers Favre konnte den Fortschritt der Arbeit nicht mehr aufhalten. Endlich am Schalttage des Jahres 1880 verkündete der Telegraph, daß der Richtstollen durchschlagen sei.

Die Freude über das seltene Ereigniß wurde den nächsten Interessenten des Sanct-Gotthard durch die Nachricht getrübt, daß das österreichische Abgeordnetenhaus den Bau einer Bahn von Innsbruck über den Arlberg nach dem Bodensee und der Schweiz beschlossen habe. Freilich war der Schmerz ein getheilter. Denn mindestens ebenso wie die Sanct-Gotthardbahn werden durch die Arlbergbahn die bairischen Staatsbahnen geschädigt werden. Dieser linke Flügel der Brennerbahn verstärkt ja, namentlich wenn eine Dampffähre von Bregenz nach Friedrichshafen und Konstanz zum Anschluß an die würtembergischen und badischen Bahnen eingerichtet wird, nicht blos die Concurrenzfähigkeit der österreichischen Alpenbahnen gegenüber der schweizerischen Alpenbahn, sondern beeinträchtigt auch den Verkehr auf den bairischen Staatsbahnen, welche bislang eine bedeutende Einnahme aus dem Durchgangsverkehr von Rußland, dem Orient und Oesterreich nach Südwestdeutschland, der Schweiz und Frankreich gezogen haben. In Baiern rächt es sich eben gerade so wie in der Schweiz, daß man in Verkennung der zukünftigen Verkehrsentwickelung die Ausführung der natürlichsten Verbindungswege mit Italien — in der Schweiz der Lukmanierbahn, in Baiern der Fernbahn (Kempten-Innsbruck) — durch allerlei Kleinlichkeiten hintertrieb. Die österreichische Regierung setzte wol einmal in München an, um den Bau der Fernbahn als der kürzesten Route vom Mittel- und Niederrhein über den Brenner nach Italien zu erwirken; aber sie fand nur taube Ohren, weil man damals weder die Sanct-Gotthardbahn noch die Arlbergbahn für möglich hielt. Die Ausführung der wenig schwierigen und äußerst günstig situirten Fernbahn hätte vielleicht den Bau der Sanct-Gotthard- und Arlbergbahn verhindert. Nun kommen beide, machen aber trotzdem die Fernbahn nicht überflüssig. Diese wird selbst dann gebaut, wenn der große Verkehr aus Mitteleuropa nach dem Orient von den Alpenbahnen sich ab- und den Balkanbahnen zuwenden wird, ein Fall, der schon wenige Jahre nach der Eröffnung der Sanct-Gotthardbahn in Aussicht genommen werden darf.

Der Zeitpunkt der Eröffnung der Sanct-Gotthardbahn läßt sich mit einiger Genauigkeit auf die zweite Hälfte des Jahres 1882 angeben, immer vorausgesetzt, daß keine kriegerischen Ereignisse oder finanzielle Verlegenheiten den Fortgang der Arbeiten stören. Zweifellos wird sich dann eine für Mitteleuropa nicht unbedeutende Verkehrsänderung vollziehen. Vor allem wird Genua, welches mit Rücksicht auf die Sanct-Gotthardbahn seinen Hafen und seine Lagerhäuser erweitert hat, den adriatischen Häfen und Marseille Concurrenz machen. Neben Genua wird die Rheinstraße gewinnen. Aber die Transportquantitäten, welche der Durchgangsverkehr aus und nach Italien der Sanct-Gotthardbahn zuführen wird, werden

selbst im günstigsten Falle ziemlich weit hinter den Ansätzen zurückbleiben, welche die commerziellen Experten derselben zuerkannten.

Ueberhaupt haben Rentabilitätsberechnungen in der Regel einen zweifelhaften Charakter. Sie werden gewöhnlich nach den muthmaßlichen Baukosten calculirt, statt daß umgekehrt der Bau und Betrieb nach der mit einiger Sicherheit zu erwartenden Transportmenge eingerichtet wird. Bei der Sanct-Gotthardbahn wurde jene Methode um so bedenklicher, als man die Voranschläge auf ein höchst oberflächliches Project gründete. Je öfter man das Project musterte, desto mehr stellte sich heraus, daß der erste Voranschlag ungenügend war. Man gab also zuweilen wieder eine Ration Millionen zu und dem entsprechend änderte sich auch die Rentabilitätsberechnung. So nahm man ursprünglich im Jahre 1864 an, daß 180000 Personen und 270000 Tonnen über den Sanct-Gotthard gehen würden; im Jahre 1869 war man schon etwas kühner und nahm an, daß 200000 Personen und 400000 Tonnen Güter passiren; endlich nach dem großen „Krach" von 1876 rechnete man mit Zuversicht auf 260000 Personen und 500000 Tonnen. Die Brennerbahn hatte unter ungleich günstigern Verhältnissen nach zehnjährigem Betriebe einen Verkehr von 250000 Personen und 250000 Tonnen. Hierbei darf man nicht übersehen, daß die Brennerbahn einen sehr bedeutenden Localverkehr hat, während die Sanct-Gotthardbahn im Localverkehr kaum die Wagenschmiere verdienen wird.

Die Semmeringbahn weist allerdings nach fünfundzwanzigjährigem Bestande einen Verkehr von 440000 Personen und 500000 Gütertonnen auf; aber diese Linie hat ganz andere und unvergleichlich bessere Bedingungen der Existenz als die Sanct-Gotthardbahn. Bei jener ist Station an Station; sie führt durch dichtbevölkerte, industriereiche Bezirke, verbindet die zwei größten Handelsstädte Oesterreichs, beherrscht eine weitausgedehnte Verkehrszone, hat nach allen Richtungen Anschlüsse und Zufahrten, erfreut sich viel besserer Temperaturverhältnisse als jede andere Alpenbahn und hat die Vortheile einer altgewohnten Verkehrsroute voraus. Wol mündet auch die Sanct-Gotthardbahn im Norden auf ein industriereiches Gebiet aus; aber dieses bleibt, soweit es zu Deutschland gehört, zum großen Theil auf die deutschen Hafenplätze und die billige Wasserstraße des Rheins angewiesen.

Die obengenannten 260000 Personen und 500000 Tonnen sind eine Größe, von der sich nur wenige Leute eine Vorstellung machen können. Von den Gütern soll die Hälfte aus Rohmaterialien bestehen. Die Schweizer rechnen, daß sie künftighin ihr Getreide aus Ungarn über Oberitalien oder über Fiume-Genua beziehen werden. Genua soll auch der Stapelplatz des russischen, rumänischen und amerikanischen Getreides werden. Die erstere Annahme wird jedenfalls nicht zutreffen. Das ungarische Getreide wird seinen Weg nach der Schweiz wie bisher über Baiern und nach Vollendung der Arlbergbahn zum Theil über diese nehmen. Daß ungarisches Getreide nach der Schweiz den Weg zur See einschlagen werde, ist bei den Umständlichkeiten der öftern Verladung und der daraus erwachsenden Kosten nicht recht denkbar. Getreide aus Rußland, Rumänien und Amerika mag schon in Genua auf den Markt kommen; doch wird dieser Platz im Getreidehandel den Hafen von

Marseille mit seiner äußerst bequemen Transportgelegenheit nach der Schweiz nicht ausstechen können.

Außer dem Getreide hofft man auf große Steinkohlentransporte aus Deutschland nach Italien; man rechnet an die 200000 Tonnen. Wenn die Sanct-Gotthardbahn und deren schweizerische Anschlußbahnen so billige Pfennigtarife wie die deutschen Thalbahnen zu gewähren vermöchten, dann ginge es an, die Möglichkeit einer Concurrenz der deutschen mit der englischen Kohle in Oberitalien in Rechnung zu ziehen. So aber hat die englische Kohle, von den Eigenschaften derselben abgesehen, die Wasserstraße zur See voraus, welche viel niederere Preise zuläßt als die Beförderung über eine kostspielige Gebirgsbahn. Nach unserer Ansicht könnte es sogar dazu kommen, daß die englische Kohle den Weg über den Sanct-Gotthard nach der Nordschweiz finden und der deutschen Kohle auf diesem Gebiete eine schlimme Concurrenz bereiten wird. Allerdings würde die Sanct-Gotthardbahn dadurch einen Theil des ihr zugerechneten Verkehrs in Steinkohlen erhalten, aber auf Kosten der deutschen Production.

Was die Ein- und Ausfuhr der Schweiz außer in Getreide betrifft, so besteht die Einfuhr zumeist aus Artikeln, welche man nach wie vor nicht aus und über Italien, sondern auf andern Wegen beziehen wird. Die Ausfuhr aus der Schweiz beträgt jährlich ungefähr 220000 Tonnen; aber diese sind zum weitaus größten Theile auf andere Routen angewiesen. Der Aufschwung, welchen die italienische Production in Natur- und Kunsterzeugnissen durch die Sanct-Gotthardbahn nehmen wird, dürfte sich in noch bescheidenern Grenzen halten als bei der Brennerbahn. Italien hat, außer in Wein, Reis, Seide und Südfrüchten nicht viel zu exportiren, und diese Transportgegenstände allein werden der Sanct-Gotthardbahn keine Rente einbringen. Wenn die schon bestehenden Verkehrswege über den Mont-Cenis, Brenner, Semmering und die Verbindungen zur See die italienische Ausfuhr nicht in dem gehofften Maße beleben konnten, dann wird auch die Sanct-Gotthardbahn keine Wunder vollbringen, zumal sie vermöge ihrer schwierigern Entwickelung größere Taxen als die Concurrenten fordern muß. Stellt sie mindere Tarife auf, dann wird sie wol ein größeres Transportquantum erhalten, aber das Betriebsdeficit entsprechend erhöhen.

Wir haben die Verkehrsverhältnisse studirt, die Zolltabellen durchgesehen, alle Berechnungen und Hoffnungen abgewogen, aber wir lassen uns nicht von Redensarten blenden. Der Verkehr läßt sich eben nicht dictiren. Die Landkarten sind wie alles Papier geduldig, und man kann darauf Verkehrsrichtungen und Verkehrszonen ganz nach Belieben zeichnen. Man kann Zeitungsartikel, Broschüren und Bücher schreiben und in den höchsten Tönen von der Zukunft einer Bahn singen. Uebrigens wird so ziemlich das Gleiche wie von der Sanct-Gotthardbahn von allen ähnlichen Bahnen behauptet. Man hat es beim Mont-Cenis und Brenner erfahren, daß es vom Uebel ist, in solchen prosaischen Angelegenheiten Poesie zu treiben und statt mit sichern Thatsachen mit fliegenden Vögeln zu rechnen. Man wird bei der Sanct-Gotthard- und Arlbergbahn die gleichen Erfahrungen in neuer, verstärkter Auflage machen. Je mehr Alpenbahnen, desto mehr werden sich die vorhandenen

Verkehrsmengen auf die Concurrenten vertheilen. Und wenn die Sanct-Gotthardbahn einmal in Betrieb gesetzt sein wird, dann werden neue und alte Projecte nach und nach sich verwirklichen, der Simplon, der Fern, der Septimer, der Predil und die Tauernbahn.

Vielleicht schreiten inzwischen mit der Technik auch die Techniker fort, damit die später hinzutretenden Alpenbahnen, entsprechend den Anforderungen der Verkehrsbedürfnisse und den verfügbaren Mitteln, weniger kostspielig und doch leistungsfähig hergestellt werden. Gegenwärtig rechtfertigt man die noch immer übliche Bauart der Gebirgsbahnen mit dem Gewinn, welchen die Verminderung der Betriebskosten einbringe. Trotzdem ist der Betrieb selbst auf der Brennerbahn ein ganz unglaublich ruinöser und wird es bei der Sanct-Gotthardbahn noch mehr werden. Die maßgebenden Techniker treten eben immer in die alten Gleise und unterschätzen die anderwärts erreichten Fortschritte in der Construction der Maschinen, in der Anordnung der Züge, in der Ausnutzung des Rollmaterials u. s. w. Die Schweiz hat einen der genialsten Mechaniker, den Ingenieur Brown in Winterthur, aber der Mann kann schwerlich aufkommen, weil ihn die herrschende Schablonentechnik perhorrescirt.

Unsere Betriebsingenieure haben vor außergewöhnlichen Steigungen eine förmliche Angst. Und doch haben uns amerikanische Techniker den praktischen Beweis geleistet, daß man selbst Steigungen bis zu 4 Proc. unter wenig günstigen Temperaturverhältnissen und mit den größten Lasten überwinden kann, ohne die Maschinen, Wagen und Schienen ungebührlich abzunutzen. Wir denken hierbei nicht einmal an die Specialsysteme, wie das Zahnrad, sondern man ist im Stande, mit Adhäsionsmaschinen, allerdings von besserer Qualität und anderer Construction als die unserigen, den größten Anforderungen unter Gewährleistung der Sicherheit, Regelmäßigkeit und Oekonomie des Betriebes zu genügen. Die Berather der Sanct-Gotthardvereinigung wußten das wohl, doch als die internationale Conferenz von 1869 die diesbezüglichen Vorschläge verwarf und Deutschland und Italien ihre mildthätige Hand öffneten, hielt man wieder stramm zur alten Schablone. Freilich wäre auch mit Annahme jener Vorschläge der große Tunnel durch den Sanct-Gotthard nicht beseitigt worden. Es war dies auch nicht nothwendig, zumal diese Riesenarbeit nicht blos das gelungenste, sondern auch das verhältnißmäßig billigste Werk an der ganzen Bahnstrecke ist. Es kosten zwar die 14900 Meter des Tunnels an die 40 Mill. Mark; doch kam der Mont-Cenistunnel, obschon er um 2700 Meter kürzer ist, um etwa 15 Mill. Mark höher zu stehen. Was die Sanct-Gotthardbahn so theuer macht, das sind die Zufahrtslinien, welche sich in schwindelnden Höhen durch lange Galerien, über kühne Verbauungen, durch Krümmungen und Kehrtunnels zum Sanct-Gotthard emporheben. Hier gibt es noch manche harte Nuß zu knacken, und trotz der günstigen mit tüchtigen Unternehmern abgeschlossenen Bauverträge wird die Mutter Helvetia vielleicht noch einmal den Teller in die Hand nehmen und für ihr Schmerzenskind mildthätige Gaben sammeln müssen.

Der ursprünglich festgesetzte Termin der Eröffnung (Ende 1881) wird also nicht eingehalten werden, sondern dieselbe voraussichtlich erst zu Ende 1882 erfolgen. Mit

der Inbetriebsetzung werden sich verschiedene Aenderungen in den Verkehrsrichtungen vollziehen, aber keineswegs von der prophezeiten gewaltigen Bedeutung. Und selbst in dem Falle, daß die Sanct-Gotthardbahn durch die Cooperation der Reichseisenbahnen und der italienischen Staatsbahnen einen Verkehr gleich dem des Brenner sich zueignen könnte, darf eine Rendite des 34 Mill. Frs. betragenden Actienkapitals nicht erhofft werden. Und die 80 Mill. Obligationen werden höchstens nach einigen Jahren eine bescheidene Verzinsung aus den Betriebseinnahmen erhalten, und dann werden neue Concurrenten in den Alpen, besonders aber die in Sicht stehenden Balkanbahnen den Ertrag schmälern.

Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß die Verkehrsrevolution, welche Mitteleuropa im nächsten Decennium berühren wird, von der Sanct-Gotthardbahn ihren Ausgang nimmt, freilich mehr mittelbar als unmittelbar. Sie war ja ein Hauptbeweggrund für den Bau der Arlbergbahn, und diese wird weitere Projecte hervorrufen. Die Einrichtung einer direct auf die Sanct-Gotthardzone ausmündenden Dampffähre Bregenz-Konstanz-Friedrichshafen, der Bau der Fern-, Tauern- und Predilbahn zur geraden Verbindung Deutschlands mit Triest und ein Abkommen über die Theilung des Verkehrs auf Grund eines gemeinschaftlichen Tarifs liegen im Programm derjenigen Volkswirthe, welche das Zusammengehen Deutschlands und Oesterreichs im Interesse beider Länder mit Rücksicht auf das Vordringen des romanischen Elements und auf die Machtstellung im Orient anstreben. Diese Wünsche möchten vielleicht durch die Erwägung befördert werden, daß Deutschland keinen besondern Beruf hat, den Vortheil der französischen Gesellschaft wahrzunehmen, welche sich seit 1876 im Einverständniß mit Gambetta-Ferry in den Besitz der nördlichen schweizerischen Anschlußlinien an den Sanct-Gotthard gesetzt hat. Nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge liegt uns Deutschen ja Oesterreich näher als die Schweiz, welche zusehen mag, wie sie ihre vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen bezüglich der Zahl, Art und Schnelligkeit der Züge auf ihrer Alpenbahn lösen kann. Sollte sich gar die von Nationalrath Dr. Simon Kaiser ausgesprochene Befürchtung bewahrheiten, daß die Sanct-Gotthardbahn den wirthschaftlichen Niedergang der Schweiz beschleunigen und diese trotz Neutralitätsgarantie und Grenzbefestigungen auch politisch vom Auslande in Abhängigkeit bringen werde, nun denn, so schreiben wir auf den Schlußstein des Sanct-Gotthardtunnels: „Tu l'as voulu, George Dandin!“

Eine Alma mater des Orients.

Von

Rudolf Kleinpaul.

„Wer nicht lesen und schreiben kann, der ist nur ein halber Mensch", sagt das ägyptische Sprichwort, und es paßt wohl für ein Land, in dem die Kunst des Schreibens erfunden worden ist. Zwar dürfte mancher Europäer, der in ein ägyptisches Ministerium tritt, die Excellenz selbst nur für einen halben Menschen ansehen, wenn dieselbe die ihr vorgelegten Acten unter den obligaten Schaukelbewegungen ihres Oberkörpers liest und dann, statt zu unterschreiben, ihr Petschaft mit Tusche schwärzt, eine Ecke des Papiers mit der Zunge naß macht und ihr Handzeichen darauf drückt; damit nicht etwa ein Urkundenfälscher Copie davon nehmen könne, wischt sie es noch ein wenig mit der Fingerspitze aus. Er könnte an den letzten Connétable von Montmorency denken, der in der Ueberzeugung, es sei eine Schmach, Edelleute diese „Chicane" des Lesens und Schreibens lernen zu lassen, ebenfalls beständig einen Stempel bei sich führte. Ja, er könnte denken, der Minister mache es wie jener ägyptische Schulmeister, zu dem eine Frau kam, um sich einen Brief ihres Sohnes vorlesen zu lassen, und der das Buch mit sieben Siegeln schweigend ansah. Sie vermuthete eine traurige Nachricht. „Soll ich wehklagen, o Schêch?" „Thue also", erwiderte er und blickte mit ernster Miene wieder in den Brief. Offenbar war hier die Nachricht von etwas Fürchterlichem. „Soll ich meine Kleider zerreißen, mir das Haar ausraufen?" „Thue also." Und die Unglückliche stimmte wirklich mit ihren Verwandten die übliche Todtenklage an: „O, mein Sohn! O, mein Stern! O, du Kamel meines Hauses!" Am nächsten Morgen kam der Sohn heim; er war nicht todt, sondern frisch und munter; er hatte ja der Mutter geschrieben, es ginge ihm gut und er werde morgen eintreffen. Die Mutter eilt zu ihrem Schulmeister und bittet um Aufklärung. Der antwortet unverfroren: „Was du mir da sagst, meine gute Frau, habe ich alles gestern in deinem Briefe gelesen. Aber konnte es nicht Allah fügen, daß dein Sohn noch am letzten Meilenstein starb, und war es nicht besser, daß du dich vorbereitetest auf diesen Fall? Solches ziemet den Gläubigen; Thoren machen sich vorschnell Hoffnungen! Gehe hin und preise Gott!" Dadurch, wird versichert, kam der Schulmeister in den Ruf einer großen Weisheit.

Indessen wie reimte sich das mit dem türkischen Sprichwort zusammen: er kann nicht lesen und will Premierminister werden? Nein, nein, lesen und schreiben kann der Herr Minister, kann der Muselman im ganzen und großen überhaupt;

denn schon die mohammedanische Religion, deren erstes Gebot das Lesen des Koran ist, bringt es mit sich, daß der Orient weniger reich an Illiteraten ist als zum Beispiel Italien. Schreiben lernen sie sogar meist recht gut; die arabische Neschi, welche allgemein in Büchern und daher in Europa fast ausschließlich zum arabischen Druck gebraucht wird, ist eine schöne, schlanke Schrift, und die kunstvoll verschlungenen Züge nehmen sich auf dem Papier trefflich, wie Arabesken, aus. Wenn der Beamte die Urkunden mit einem Monogramm abstempelt, statt unterschreibt, so ist das nur eine jener mittelalterlichen Gewohnheiten, die man bei uns längst abgestreift, die sich aber im Orient mit merkwürdiger Treue erhalten haben. Bekanntlich ist das Wappen der Türkei, die sogenannte Thogra, selbst so ein Namenszug, nämlich der des regierenden Sultans; er wird in Tültschrift ausgeführt, einer Art arabischer Fractur, welche man zu Inschriften und Büchertiteln gebraucht, wobei die Buchstaben ineinander verschlungen werden; schon daraus geht hervor, daß sie durchaus keine offene Hand darstellen soll, weil diese ursprünglich das Handzeichen eines ungelehrten Sultans gewesen sei, etwa wie man bei uns drei Kreuze macht, oder wie Damville, der Sohn Anna's von Montmorency, wenn er ein Patent zu unterzeichnen hatte, hintereinander etwa zwanzig große, lange Krähenfüße zog, bis ihn sein Secretär am Arm ergriff und sagte: „Monseigneur, en voilà assez."

Wie gesagt, die edle Schreibkunst, welche die Araber dereinst zur Wissenschaft erhoben und in ihrer Encyklopädie obenangestellt haben, sie ist selbst ein redendes Beispiel für die Stagnation aller Dinge im Orient; und wenn einmal vor grauen Jahrhunderten ein Weiser Namens Ibn el-Abwab ein Gedicht über die Kunde der Schreibmaterialien verfaßt hat, so kann es wahrscheinlich noch heute mit Befriedigung gelesen werden. Denn wie schreibt der Aegypter? O, nach der Methode Thoth's, des ibisköpfigen Schreiblehrers und Bibliothekars. Sein Schreibtisch ist das Knie, seine Feder das Schreibrohr und sein Schreibzeug das uralte Pennal oder Kalamar, das im Mittelalter auch bei uns in Gebrauch gewesen ist, aber jetzt nur noch als eine Curiosität betrachtet wird, und das er, während er für das Rohr den griechisch-lateinischen Namen kalam beibehalten hat, diwâje benennt. Umgekehrt lebt der Name dieses merkwürdigen Geräthes bei Nationen fort, die längst darüber zur Tagesordnung übergegangen sind (italienisch calamaio, neugriechisch καλαμάρι, soviel wie Tintenfaß; veraltet auch französisch calmar). Es besteht aus Messing und hat ungefähr die Gestalt eines Hammers, dessen Stiel der Federköcher, dessen Haupt das Tintenfaß bildet; in letzterm befindet sich, wie mitunter auch bei uns in Bibliotheken, Bankhäusern u. dgl., Baumwolle, die mit Rußtinte getränkt ist. Es gehört zu den unentbehrlichen Requisiten, die der Orientale beständig bei sich führt und nebst dem Tabacksbeutel, der Geldbörse, dem gestickten Taschentuch und den Waffen in seinem ledernen Gürtel stecken hat. Manche kleine Züge des orientalischen Lebens erklären sich aus diesem Umstande. In dem bekannten Märchen aus Tausendundeine Nacht begegnet der Jude Isaak dem Bedreddin-Hassan außerhalb der Stadt Balsora, kauft ihm ein Schiff ab und läßt ihn die Urkunde darüber an Ort und Stelle ausfertigen. Ja, wie kann er das so auf offenem Felde? Er hat das Kalamar bei sich stecken. Dies kommt wiederholt in den genannten Märchen vor.

Der Tintenfisch, in welchem sich die Natur gefallen hat, dieses Werkzeug auf das genaueste nach Form und Inhalt nachzubilden, führt deshalb auch bei den Franzosen den Namen calmar (italienisch calamaio, spanisch calamar).

Wollte ich also diesen Aufsatz nach Art der jungen Weisen schreiben, denen er gewidmet ist, besser nach alter Leute und alter Götter Art: so müßte ich etwa zu einem Antiquitätenhändler gehen und solch ein messingenes Pennal aufzutreiben suchen, das dem Zahn der alles richtenden und verurtheilenden Zeit und Mode noch glücklich entrissen worden ist; ich müßte mir aus Syrakus, von dem Custoden des dortigen Museums, Herrn Politi, ein paar Blätter historisches Papier kommen lassen, wie es dieser treffliche Antiquar aus der Papyrusbinse fabricirt, und aus dem ersten besten Sumpfe ein paar Schilfhalme herausziehen, vom Mark befreien, trocknen und mit dem seiner angeborenen Bestimmung zurückgegebenen Federmesser zuschneiden und spalten. Wenn ich das alles beisammen hätte, so würde ich, um mich in die nöthige Stimmung zu versetzen, auf meinen Teppich kauern, zur Stärkung des Gedächtnisses den Oberkörper sanft hin- und herbewegen, und mein Tagewerk nur etwa unterbrechen, um, gegen Osten gewendet, die 99 schönen Namen Allah's herzusagen. Denn, würde ich mit dem heiligen Buch bekennen, wenn alle Bäume, die auf Erden sind, Schreibfedern wären und sieben Oceane voll Tinte, so würden sie doch nicht zureichen, die Wunder des Allmächtigen zu beschreiben.

Da ich aber aus jüngern Landen und, wie jener ägyptische Priester zum Solon sagte, von einem Volke stamme, das keine Greise hat, so mache ich's wie zuvor und nehme englische Stahlfedern, holländisches Papier, tiefschwarze Kaisertinte und, möchte ich's doch! deutschen Geist. Denn schon dem Sokrates, der seinen Göttern dafür dankte, daß er Mensch und nicht Thier, Grieche und nicht Barbar, Athener und nicht Thebaner geboren worden sei, könnte man heute folgendes Gebet entgegenhalten: Ich danke dir, Vater Zeus, daß du mich nicht in Hellas, sondern in Deutschland dein Licht hast erblicken lassen, wo man dich jetzt am allerbesten kennt und dich in grundgelehrten Werken in deine Elemente auflöst und Opern für dich schreibt; wenn sich aber gar ein Araber in die Brust wirft und Gott lobt, weil er ein Moslim (el-hamd lillâh, anâ Moslim), oder wenn so ein alter Kopte kommen und einen Stolz als Culturmensch fühlen wollte, weil er's zu allererst gewesen sei, o, Isis und Osiris! möchte man da ausrufen: sieht denn der Mann nicht, daß er erst von einem Brugsch seine eigene Muttersprache lernt? Wo wachsen die Aegyptologen wie die Pilze und wo liest Karlchen Mießnik die Hieroglyphen wie Wasser, in Aegypten oder Deutschland? Warum schickt denn der Pascha seine Söhne nach Paris, um einen Anflug von europäischer Bildung zu bekommen, und auf deutsche Universitäten, um zu erfahren, was Wissenschaft heißt? Was lernt ihr von uns und was lernen wir von euch? Könnt ihr nur eine Eisenbahn anlegen, nur einen Kanal graben, nur eine Brücke bauen ohne uns? Wahrlich, das Blättchen hat sich gewendet und der Stolz, mit dem der Franke in euere Bureaus, in euere Bazare, in euere Werkstätten und endlich in euere höhern und niedern Schulen blickt, ist bei weiser Beschränkung nationaler Vorurtheile und bei genügender Weite der religiösen Anschauungen wirklich ein gerechter; der arme

Fellah, der jeden gutgekleideten Europäer für ein Gefäß des Wissens, insbesondere für einen großen Arzt und Wunderthäter ansieht, schießt viel weniger weit vorbei.

Zu einem solchen Blicke in die Schulen hat der Reisende alle Tage Gelegenheit; in der Stadt Kairo gibt es im ganzen 220 Schulen mit 239 Lehrern und 7175 Schülern, in Altkairo 24 mit 29 Lehrern und 908 Schülern, in Bulak 31 mit 31 Lehrern und 1020 Schülern; fast mit jedem Brunnen oder Sebîl ist eine verbunden, um neben dem leiblichen auch den geistigen Durst zu stillen. Oft sieht man mitten im Gedränge und Getöse der Stadt, rings von der marktenden Bevölkerung umflutet, wie ein Wespennest ein solches Schulhaus hängen, wo zwischen vier nackten Wänden aus Nilschlamm ein paar hundert Kinder um ihren Meister hocken, der auf einem Schaffell sitzt. Man hört sie schon von weitem; denn alle Schüler lesen immer zu gleicher Zeit: das summt und brummt, arbeitet und schaukelt durcheinander und macht dumme Streiche; aber um dem letztern zu steuern, hat der Herr Lehrer mehrere Exemplare kräftiger Palmrippen neben sich; wird es ihm zu bunt, so schlägt er wol einmal in seinem Zorn mit einer Rippe die andere ein. Heißt unser Schulmeister doch ein Rechtsgelehrter oder Fikî (fakî), ist er doch ein der Jurisprudenz (ilm el-fikh) Beflissener, was man verstehen wird, wenn man bedenkt, daß die Begriffe von Recht und Religion im Islam durchaus ungeschieden auftreten und die Juristen Theologen sind und umgekehrt.

Seine Schule dagegen, die gewöhnlich sein Privatunternehmen ist, indem die Kinder die Woche ein bis zwei Piaster Schulgeld zahlen, nennt man Mekteb oder Kuttâb, weil darin Schreiben (katab) gelernt wird. Denn hier bekommt nun der arabische Knabe das famose Kalamar in die Hand; was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei zeiten. Vor sich auf den untergeschlagenen Beinen hält er eine Schreibtafel von Blech oder weiß angestrichenem Holz, vertical wie eine Malerpalette, und darauf malt er mit seiner in die dickflüssige Rußtinte eingetauchten Rohrfeder ein Elif und ein Be, die ersten Buchstaben des arabischen Alphabets (el-higâ). Ja, mit dem Arabischen wird in Aegypten zeitig angefangen: die Kehl- und Zischlaute, die das Kreuz der Orientalisten auf unsern Universitäten bilden, lernt hier solch ein Knabe; das rauhe Idiom der arabischen Sprache, das man mit dem Sausen eines Schwertes verglichen hat, tönt gesangartig in seinem Munde; die Ziffern, die nicht nur die Perser und die Türken, sondern nachgerade alle Völker des Abendlandes angenommen haben, sieht er im Original. Ist so der erste Grund gelegt, so schreibt ihm der Lehrer einige leichte Worte, etwa den Namen seines Schulfreundes und hierauf die 99 Namen auf die Tafel, in welche Mohammed die verschiedenen Eigenschaften Gottes eingetheilt hat und die, in einer bestimmten Reihenfolge zu einer Litanei verbunden, den Rosenkranz der Mohammedaner, den sogenannten Tesbih bilden; mit dem Namen Allah, d. i. dem Anbetungswürdigen, als dem hundertsten, welcher alle frühern Epitheta in sich faßt, wird er beschlossen.

Nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Lehrer aus einer der drei offenen Wandnischen das Buch der Bücher herunterlangt: den Koran, der dem Mohammedaner zugleich Bibel und Fibel und wie jetzt die erste, so die letzte Lektüre seines Lebens ist. Bei den Buchhändlern auf der Universitätsstraße hat sich jedes Kind

mit einem Exemplar versehen, wenn es anders die Kosten erschwingen kann; aus einem besondern Schrank ist es hervorgeholt worden, denn es ziemt sich nicht, daß die Heilige Schrift, die dereinst im siebenten Himmel aufbewahrt ward, untermischt mit andern Büchern liege; die Bücher werden nämlich im Orient nicht nach unserer Weise aufgestellt, sondern in Lagen übereinandergelegt. Der Koran besteht aus 114 Kapiteln, welche durch den Engel Gabriel gesondert an Mohammed abgeliefert worden sind; man nennt diese Kapitel „Zeichen" oder „Spuren" (arabisch surâ), weil sie mit charakteristischen Ueberschriften versehen sind, z. B. die Kuh, das Eisen, die Schlachtordnung u. s. w., und sie sind, obgleich eine wie die andere anfängt, „im Namen Gottes des Allbarmherzigen" (bismi-llahi-r-rahmâni-r-rahîm) innerlich und äußerlich sehr verschieden. In ganz besonderm Ansehen steht die 12. Sure, welche die Geschichte Josephs enthält, durch die Ausschmückung dieser Geschichte eine der lieblichsten unter allen, im höchsten die 36. Sure, die Mohammed selbst das „Herz des Koran" nannte und die man den Sterbenden in ihren letzten Zügen vorzulesen pflegt; sehr geliebt wird auch die 2. Sure, welche die charakteristische Stelle enthält: „Die Weiber sind euer Acker, kommt in euern Acker, auf welche Weise ihr wollt, weihet aber zuvor euere Seele." Unter allen die bekannteste ist aber die 1. Sure, der sogenannte Anfang (el-fatiha), das Hauptgebet aller Mohammedaner und gleichsam ihr Vaterunser; sie lautet: „Lob und Preis sei Gott, dem Herrn der Schöpfung, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen und zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die deiner Gnade sich erfreuen, und nicht den Weg derer, über welche du zürnest, und nicht den der Irrenden." Sie ist zugleich unter allen die kürzeste, und darum wird auch mit ihrer Erlernung in unserer Schule der Anfang gemacht; wenn dann der kleine Bedreddin-Hassan nach Hause kommt und seine Fatiha lesen und firm hersagen kann, so macht der gerührte Vater dem Fikî ein Geschenk, bringt ihm etwa eine Okka Korani, wie ein guter lichtbrauner syrischer Taback heißt.

Aber unser Bedreddin-Hassan, der so große Hoffnungen erweckt, soll ein Hafis werden und den ganzen Koran auswendig wissen; denn das ist nach streng mohammedanischen Anschauungen der Inbegriff der höchsten Bildung. Wie wenn man bei uns einen zum Professor machen wollte, der die Psalmen und die Hauptstücke des Katechismus auswendig weiß. Es wird also unter hartnäckigen Pendelschwingungen weiter gelesen und gelernt: nach der ersten Sure kommt die letzte an die Reihe, dann die vorletzte, dann die vorvorletzte u. s. w., von hinten nach vorn, bis das Kind mit der zweiten Sure endigt; sie pflegen nämlich von der letzten bis zur zweiten allmählich an Länge zuzunehmen, eignen sich wol auch in dieser Ordnung am besten für sein Alter und seine Fassungskraft. So geht es an vier bis sechs Jahre fort, und wenn ich auch zweifle, daß der Knabe nach Ablauf dieser Frist wirklich ein Hafis ist, so wird dennoch jetzt zur Feier der Beendigung seines ersten Cursus unter Beiziehung des Fikî ein Familienfest abgehalten (chatime).

Will man sich ein zutreffendes Bild einer solchen arabischen Schreibschule machen, so darf man nicht an die glänzend ausgestatteten Räume im classischen Lande der Schulen und Kasernen denken, wie wir sie gegenwärtig selbst auf Dörfern

finden; man muß Jahrhunderte zurückgehen. Man muß sich etwa den Holzschnitt von Hans Burgkmair und die mittelalterliche Volksschule betrachten, in der die Schüler, oft nur halb bekleidet, mit Schiefertafeln ausgerüstet, auf sehr niedrigen Bänken, ohne Tische, um den Lehrer versammelt saßen, welcher Stock, Ruthe und andere Strafmittel, wie die Narrenmütze und die Eselsohren, fast ebenso viel zu handhaben hatte wie seine sparsamen Lehrmittel; wo der Umfang eines Wissens, das mit unsäglicher Mühe, oft nach einer langen Reihe von Jahren beigebracht wurde, gleichfalls so gering war.

In einer Schule wie diese, bei einem sogenannten Hazzan, hat vermuthlich auch Jesus lesen und schreiben gelernt.

Wie gesagt, der Blick in eine solche Kinderschule ist dem Reisenden gegönnt, bisweilen sogar empfohlen, nur selten von dem in seiner Ruhe gestörten Pädagogen, und auch dann nur durch ein vertrauliches „Schmuz auf dein Haupt!" verwehrt. Anders mit der Hochschule El-Azhar, auf die wir uns bisjetzt nur gleichsam vorbereitet haben und deren Hallen erst geöffnet werden, wenn wir durch den Kawassen unsers Consulats dem Rector magnificus, dem Schêch-Mustapha el-Arussy, Haupt der Ulemas und der schafeitischen Sekte, ein polizeiliches Schreiben präsentiren. Mit einem solchen treuen Nubier, dem der deutsche Reichsadler auf seinem Aermel drollig steht, fahren wir im offenen Landauer die Muski hinauf und dann rechts in das arabische Gassenlabyrinth hinein, wo uns kaum unser behender Vorläufer oder Sâis Platz zu machen im Stande ist: durch Straßen, die oben durch die vorragenden durchbrochenen Fenstererker, die sogenannten Maschrebîyen, fast ganz geschlossen sind, bis wir endlich den Büchermarkt passiren und an einen der sechs Thore unserer Universität, dem Thor der Barbiere, halten, wo wir schon von außen die rechtgläubigen Häupter unter dem Schermesser erblicken: die Häupter, denn im Orient wird einem der Kopf nicht blos gewaschen, sondern auch rasirt. Das ist also der Vorhof zu der Moschee El-Azhar, von der man übrigens wegen der dichtanliegenden Häusermassen nichts weiter als die beiden buntbemalten Minarets bemerkt; denn eine alte und große Moschee ist eigentlich die Azhar und erweckt zugleich als solche das natürliche Interesse, das der neuangekommene Europäer für die mohammedanischen Culturstätten hat, daher wir zum Verständniß des Ganzen zunächst darüber einige Worte sagen müssen.

Kairo besitzt gegen 400 große Moscheen, die Gawâmi genannt werden (Singular gâmi), aber es hat das nicht dieselbe Bedeutung, wie wenn es von einer christlichen Stadt heißt, daß sie 400 Kirchen habe: die christlichen Kirchen sind sozusagen alle untereinander gleich, jede einzelne genügt sich selbst und ist etwas Vollendetes und Ganzes; anders bei den Gotteshäusern des Orients. Der gesammte Islam, der heute über ein Siebentel des Menschengeschlechts gebietet, hat eigentlich nur ein einziges Heiligthum, das ist die Moschee von Mekka mit der uralten Kaaba; alle übrigen Bethäuser streben ihr als ihrem gemeinsamen Mittelpunkte zu und sind gleichsam nur Warten, auf denen man Mekka erblickt. So hatten und haben die Juden einen einzigen, wirklichen Tempel in der Welt, das war der jerusalemer; außerdem nur Schulen und Synagogen, die man mit Unrecht

Tempel nennt. Dieser Gedanke bestimmt den Plan und die Anlage jeder einzelnen Moschee. Ein viereckiges Gebäude mit einem bleiernen Dach, umgeben mit einer Mauer, deren Eingänge mit Ketten verwahrt und so niedrig sind, daß man nur gebückt hineingehen kann, im Innern weiß angestrichene Wände, nur mit Arabesken und Sprüchen aus dem Koran geschmückt, der Boden mit Teppichen belegt und ohne Tische und Bänke; im Südosten eine Art von Kanzel (minbar) für den Imam und ein Podium, von welchem die niedern Geistlichen die Worte des Predigers für das entfernt stehende Volk wiederholen. Wo steht der Hochaltar? Der fehlt; es gibt gleichsam blos einen Wegweiser, der den Weg dazu bezeichnet. Das Wichtigste ist überall das, was die Mohammedaner schlechthin die Richtung (kible) nennen: ein Zeichen an der Mauer, das die Lage von Mekka angibt, der sogenannte Mihrâb. Wie der Araber Syrien als das von Mekka links (Schâm), das glückliche Arabien als das rechts (Yemen), Marokko als das westlich gelegene Land (Maghrib) auffaßt, so dreht er sich beim Beten beständig um Mekka im Kreise herum; er hat einen Heliotropismus wie die Sonnenblume; und weil er nach den Vorschriften seiner Religion als Betender rein und barfuß erscheinen muß, so wäscht er sich an dem Brunnen im Vorhof Hände und Angesicht und legt seine Schuhe an dem niedern Gitter desselben ab; denn es ist heiliger Boden, welchen er betritt.

Der Muselman befolgt überhaupt gern die Regel: den Kopf halte warm, die Füße kalt, und betrachtet einen Turban für nothwendiger als ein paar Schuhe. Er ist ungemein schnell dabei, sich derselben zu entledigen, und macht nicht nur seine Besuche in Strümpfen, eine Sitte, die sich sonst nur noch etwa in holländischen Bauerhäusern findet, sondern in Strümpfen setzt sich auch der Krämer auf seinen Ladentisch, der Musikant auf sein Orchester, der Passagier der dritten Klasse auf sein Plätzchen; wenigstens die rothen Babuschen legt er ab, die er mitunter über gelben Stiefeln trägt; unter vielen Dingen, die wir nach seiner Meinung verkehrt thun, ist auch das, daß wir im Hause den Hut abnehmen und die Stiefeln anbehalten. Mit den Schuhen in die Händ' kommst du durch den ganzen Orient.

Wir dagegen latschen altfränkisch in Strohpantoffeln durch das Thor der Barbiere in den Collegienhof hinein, wie wir es einst auf dem spiegelglatten Marmor der Walhalla bei Regensburg und im berliner Schloß gethan; es ist das eine Concession, die der ceremoniöse Orient dem Europäer macht. Denn, wie gesagt, unsere Universität ist noch immer eine blühende Moschee, und man kommt zunächst zum Beten in die Azhar. Zeugen davon sind an der Ostseite in der mit 380 Säulen bepflanzten Halle die vier Kibles, vor denen die vier rechtgläubigen mohammedanischen Sekten: die Schafeiten, die Hanefiten, die Malekiten und die Hanbaliten, knien, die Hände ans Ohrläppchen haltend, präsentiren und ihre an die Schreber'sche Zimmergymnastik erinnernden Niederwerfungen ausführen; für ebendieselben Sekten stehen um die Kaaba in Mekka vier Gebetshäuser herum; Zeugen nicht minder die drei, das große Waschbecken vertretenden Cisternen in dem viereckigen Hofraum, an denen die jungen Moslemin ihre rechtgläubigen Glieder abtümpeln, bevor sie ihre Turnübungen machen, wie es die Mekkapilger an dem heiligen Zemzembrunnen thun; dem letztern recht ähnlich ist der mit 14 Hähnen versehene Marienbrunnen aus schwarzem Marmor, der vor der Kirche zu Einsiedeln in der Schweiz steht;

Zeuge endlich das obligate zweite Bassin in einem kleinern Hofe seitwärts, zu dem ein Corridor führt; in diesem trifft man links sechs messingene Röhren, aus welchen man Wasser saugt, wie sie in der Stadt an vielen Häusern angebracht sind.

Schon das, dünkt mich, ist etwas Charakteristisches: daß sich nicht etwa in einer alten, sondern in einer gegenwärtigen Moschee, nicht etwa eine kleine, sondern die höchste Schule des ganzen Orients befindet, ja, daß eben das erwähnte, säulenbepflanzte Sanctuarium, wo die Gebete der vier Sekten zum Himmel ziehen, den Hauptlehrsaal abgibt. Güter verlassener Klöster wurden ja auch bei uns zur Gründung und Erhaltung öffentlicher Bildungsanstalten verwendet; das Gymnasium zum Grauen Kloster, die Fürstenschule zu Sanct-Afra erinnern ja sogar noch dem Namen nach an ihre ursprüngliche Bestimmung, und der Universität Leipzig überließ Kurfürst Moritz die Gebäude des Paulinerklosters. Aber abgesehen davon, daß eine Moschee nicht einem Kloster, sondern einer Kirche entsprechen würde, so wurden doch jene Klöster in Schulen erst verwandelt, nachdem diese aufgehoben worden waren, und man hielt nicht gleichzeitig in einem und demselben Raum Schule und Gottesdienst ab, betete und arbeitete nicht sozusagen durcheinander. Als dagegen der Fatimide Aziz-Billah, d. i. Aziz von Gottes Gnaden, im Jahre 378 der Hedschra (Ende des 10. Jahrhunderts) auf Vorschlag seines Vezirs Abu'l-Farag-Yakûb die Universität gründete, die man daher nach Analogie der Georgia Augusta Azizia Augusta nennen könnte: so bestimmte er die Moschee El-Azhar dazu, wie wenn der Kurfürst Georg II. seine Universität und das gesammte akademische Corps in der göttinger Hauptkirche Sanct-Johannis hätte unterbringen wollen —

Die Burschenschaft und die Landsmannschaft,
Die haben drin Platz zum Beten.

Eben damit hängt zusammen, daß gar keine eigentlichen Hörsäle eingerichtet wurden, sondern alles kunterbunt und ohne Sonderung in Einer großen Halle durcheinandersitzt, ein Auditorium am andern und ein Schwarm am andern hängt, ein Docent den andern und ein Schüler den andern überschreit, während die augenblicklich nicht hörenden Studenten gleichzeitig in dem großen Hofe gruppenweise auf Matten zusammenhocken, ihren Studien obliegen, memoriren und recitiren: also in dem Umkreis einer einzigen Moschee die tausendfachen Schallwellen von Gebeten, Vorlesungen und Declamationen wie in einem Meer zusammenschlagen.

Man kann dieses eigenthümlich summende, einem ungeheuern Bienenstock nicht unähnliche Gewühl etwa dem an der hamburger Börse, mittags zwischen 1 und 3 Uhr, vergleichen, wobei man sich vielleicht daran erinnern wird, daß man im Mittelalter die Collegien wirklich Börsen oder Bursen nannte und daß daraus der Ausdruck „Bursche" entstanden ist. Aber ich wüßte noch ein anderes, näher liegendes Institut, das der Moschee El-Azhar erstaunlich ähnlich gesehen haben muß. Das war der jerusalemer Tempel zu Christi Zeit, ebenfalls nicht blos Tempel, sondern zugleich Forum, Tribunal und Universität, auch er von Argumenten, von spitzfindigen Fragen und vom Gezänk der jüdischen Schulen widerhallend. Auf dem Platze dieses Tempels, der immer antichristlich gewesen ist, steht jetzt selbst eine Moschee. Der Islam ist überhaupt eine neue Auflage viel mehr des Judenthums als des Christenthums.

Nun Salâm alêkum, meine Herren Studenten, die ihr in blauen Hemden und in weißen Turbans, in Phantasiestellungen auf dem Boden hockt! Sâlam alêkum, ihr hoffnungsvollen Söhne Masr's, ihr schwarzbraunen Nubier, ihr Neger aus dem Sudan, ihr weißern Osmanlis, ihr Kurden und Hindus, ihr Bagdader und Yemenser, ihr Corps und Landsmannschaften! Und Alêkum salâm, hochwohlgeborene Professoren, ihr Häupter mit Hieroglyphenmützen, ihr armen, schwitzenden, graubärtigen Schêchs, die ihr ebenfalls mit gekreuzten Beinen auf der Erde sitzend über das Räthsel des Daseins grübelt! Friede, Freude euerm Hause! O, Licht der Gelehrsamkeit! Arabischer Musensitz! O, ihr von edler Liebe zur Wissenschaft entbrannten Softas! Sitis mihi molles!

Der Wasserträger, der, ein großes Thongefäß auf dem Rücken, mit blanken Messingschalen klappernd, eben durch das Colleg hindurchgeht, gibt mir zu diesem Schmollis erwünschte Gelegenheit.

Wie die niedere Schule nach dem Schreiben, so wird die Hochschule nach dem Lehren (daras) benannt: eine Universität heißt auf arabisch medrese, ein Professor muderris, das Studium dars; die Stadt Madras in Britisch-Indien hat ihren Namen von ihrer Universität, indem sie ursprünglich Madras Pattan, d. i. Universitätsstadt hieß. Die Azhar zählte im Jahre 1875 10780 Schüler und 321 Professoren, ungefähr die Hälfte weniger als sonst, aber immer noch bedeutend mehr als beispielsweise Wien, nach Paris die am stärksten besuchte Universität der Christenheit mit 230 Professoren und 4300 Studenten.

In der That wird die Azhar von Studirenden aus der Türkei und Kleinasien, aus verschiedenen Theilen Afrikas, aus Arabien, selbst Indien und den Sundainseln besucht. Jede dieser Landsmannschaften hat in den Colonnaden des Hofes, etwa wie im Kreuzgang eines Klosters, einen besondern Verschlag, eine sogenannte Halle oder einen Riwâk inne; die stärksten Riwâks sind die der ägyptischen Provinzen, zahlreich besetzt aber auch die der Ost- und Westafrikaner, der Syrer (250), der Yemenser (90) und der Türken (60), die beiden kleinsten der Riwâk der Bagdader (3) und der Mekka-Medinenser (2). Charakteristisch ist, daß die erblindeten Studenten ihren eigenen Riwâk haben (300), ein Beweis, wie viele Opfer die Augenentzündung, die auffälligste ägyptische Plage, fordert; pflegt man ihnen doch in allen Moscheen zu begegnen, wo sie gemeiniglich das Amt der Thürmer oder Mueddins versehen; auf diese Weise kann niemand von den Minarets herab in die Harems gucken und wie David eine Bathseba erblicken. Diese Blinden sind die intolerantesten unter den Einwohnern der Azhar-Moschee, die überhaupt einen Herd und eine Pflanzstätte des mohammedanischen Fanatismus bildet; auch sonst lassen sie sich nichts gefallen, namentlich keine Schmälerung der Kost, sondern durchziehen nöthigenfalls mit Knitteln bewaffnet und in drohender Haltung die Straßen von Kairo, ein widerliches Bild des anmaßenden und auf seine Rechte pochenden Unglücks.

Wie sie finden auch unbemittelte Studenten in den Nebenräumen der Moschee freie Unterkunft; einer großen Zahl von Armen dient der Hof als Nachtquartier; hier und da sieht man, wie sie ihre blauen Hemden flicken. Sie erhalten sich wie bei uns durch Stipendien, die bald in baarem Gelde, bald in Brot, Oel und Freitischen bestehen; von diesem Convict oder Imaret führt ein Thor der Universität den

Namen des Suppenthores (bâb esch-schôrabâ). Die Vorlesungen finden überhaupt unentgeltlich statt und jeder Riwâk erhält eine gewisse Dotation aus dem Einkommen der Moschee, das freilich durch Mehemed-Ali bedeutend geschmälert worden ist; die Professoren sollen dagegen nichts weniger als glänzend gestellt, gar nicht besoldet und auf freiwillige Geschenke reicher Schüler, Privatstunden, Bücherabschreiben oder einträgliche Nebenämter angewiesen sein; nur der Rector, welcher den Titel Schêch-el-Azhar, wir würden sagen „Senior" führt, bezieht ein Einkommen von etwa 20 Beuteln Silber, ein solcher beträgt 500 Piaster = 89,4 Mark (Kîs). Den Namen dieser Rechnungsmünze hat die Sitte veranlaßt, alles Silber und Gold, das in den Schatz des Großherrn niedergelegt wird, in ledernen Beuteln zu immer gleichen Summen zu verschließen.

Studirt wird wie bei uns gewöhnlich drei, mitunter vier bis sechs Jahre, und im Laufe derselben von jedem einzelnen das gesammte Gebiet der arabischen Wissenschaft erschöpft, die gleichsam noch embryonisch in der Theologie enthalten ist, wie sie bei den Griechen mit der Philosophie zusammenfiel: der schon erwähnte schöne Name des morgenländischen Studenten Softa, d. i. entflammt, ist soviel wie Theolog; denn wenn sein Herz für die Wissenschaft erglüht, so erglüht es für Gott allein; eigentliche Facultäten gibt es nicht. Die Religionslehre bildet daher auch den Kern des ganzen Unterrichts: sie hat einen theoretischen Cursus und das ist die Glaubenslehre; sie hat einen praktischen Cursus und das ist die Rechtswissenschaft; die Grammatik, welche beiden vorausgeschickt wird (ilm en-nahû), bildet nur eine Art von nothwendiger Propädeutik, namentlich für die, deren Muttersprache das Arabische nicht ist — das heilige Arabisch, welches für die Mohammedaner ganz denselben Werth hat wie das Latein für die römischen Katholiken und worin der Koran von ihnen ausschließlich gelesen werden darf. Wie gewiß viele Katholiken die lateinischen Worte bei der Messe nicht verstehen, so lernen persische, türkische und indische Kinder ihren Koran oft ganz mechanisch auswendig.

Es verlohnt sich der Mühe, einen kurzen Blick auf die beiden Hauptdisciplinen der Religionswissenschaft zu werfen, da sie gewissermaßen die Quintessenz des gesammten Islam enthalten. Die Glaubenslehre beginnt mit der Betrachtung der göttlichen Eigenschaften, deren Zahl auf 13 reducirt wird, der Ewigkeit, der Allmacht, der Allwissenheit Allah's u. s. w. Sie werden mit echt orientalischer Farbenglut geschildert. Will der Professor z. B. Allah's scharfes Gesicht beschreiben, so sagt er: wenn eine schwarze Ameise in der dunkelsten Nacht auf einem pechschwarzen Baume liefe, Allah würde sie erkennen und ihre Tritte hören. Will er seine Unnahbarkeit beschreiben, so sagt er: der verschießt seine Pfeile umsonst, der sie gen Himmel richtet, um Allah's Haupt zu treffen. Will er endlich die Einheit Gottes beweisen, so erzählt er, wie Abraham in einer Höhle erzogen ward, denn sein Vater war ein Heide und Nimrod tödtete damals alle neugeborenen Kinder; und wie er in seinem 15. Jahre heraustrat aus der Höhle. Erst verehrte er die unendlichen Gestirne als ebenso viele Götter; dann stieg der glänzende Stern Gad, unser Jupiter, herauf, und nun widmete er diesem, als dem Könige der Gestirne, ausschließliche Verehrung. Aber ein Stern nach dem andern und auch der Stern Gad ging unter. Nicht lange, so bewegte sich der Mond herauf

und schien des Propheten Anbetung zu fordern; aber als gar die Sonne in ihrer Glorie hervortrat, da glaubte er seiner Sache ganz gewiß zu sein und sprach: das ist mein Herr. Und doch, auch Mond und Sonne gingen unter. Da empfand Abraham, daß er sich nochmals überbieten müsse; er erhob sich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegrenzten, dem alle diese herrlichen, aber endlichen Wesen ihr Dasein zu verdanken haben, und betete den an, der Himmel und Erde aus Nichts erschaffen hat. So lautet eine Stelle in der sechsten Sure des Koran, deren hohe Schönheit bereits Goethe aufgefallen ist.

Hierauf folgen die sechs Hauptsätze der Glaubenslehre. Die beiden ersten sind: Es ist nur Ein Gott (la ilaha ill' allâh) und Mohammed ist sein Prophet (Mohammed rasûl allâh). Sie bilden das bekannte mohammedanische Glaubensbekenntniß, das von den Mueddins oder Thürmern verkündigt, von den heulenden Derwischen gebrüllt und bei allen Gelegenheiten wiederholt wird. Der dritte Hauptsatz handelt vom Koran, der dem Gläubigen als ein Werk Gottes gilt und sein beständiger Begleiter ist. Den vierten Hauptsatz bildet die Lehre von den Engeln, die in gute und böse, mit vielen Unterabtheilungen zerfallen. Hier ist ein Hauptsitz des mohammedanischen Aberglaubens. Der fünfte Hauptsatz umfaßt den Glauben an den unbedingten Rathschluß Gottes, der sechste endlich enthält die Lehre von den letzten Dingen.

Nach Beendigung des Religionsstudiums geht der Schüler zu dem der Rechtswissenschaft (ilm el-fikh) über, welche in zwei Theile zerfällt:

1) In die Lehre von den heiligen fünf Geboten. Diese sind a) du sollst den Koran lesen; b) du sollst täglich fünfmal beten; c) du sollst Almosen geben; d) du sollst Fasten im Monat Ramadan, solange die Sonne am Himmel steht; e) du sollst wenigstens einmal in deinem Leben die Kaaba besuchen.

Hinsichtlich der beiden letzten Gebote ist eine Dispensation möglich. Man kann statt die Wallfahrt nach Mekka selbst zu machen, einen Ersatzmann stellen oder die Kosten für diesen an die Armen vertheilen, und ebenso fastet wenigstens der Sultan, seiner vielen Geschäfte wegen, regelmäßig durch Vertretung. Ein frommer Muselman thut es für eine angemessene Belohnung an seiner Stelle, und um sicher zu sein, daß er sein Geld verdient, bewacht man ihn im Seraï wie den Dr. Tanner. Am Ende des Monats muß er noch einen Monat für seine eigene Rechnung fasten, aber dann überwacht man ihn nicht mehr. Bei den Christen ist eine solche Stellvertretung auch in Bezug auf das zweite Gebot möglich. Auf den wiener Friedhöfen müssen am Allerseelentag eine Menge alter Frauen anstatt der Hinterbliebenen beten und werden dafür bezahlt.

2) In die Lehre vom weltlichen Rechte. Auch Vorschriften des Civil- und Strafgesetzes, der Gesundheitspolizei und selbst der Politik stehen im Koran; die Jurisprudenz und Staatswissenschaft ist somit nur ein Theil der Exegese. Staat und Kirche sind überhaupt Eins im Orient: die Studenten reflectiren ebensowol auf geistliche wie auf weltliche Aemter und Würden, und der Padischah oder Großherr ist nicht blos Sultan, sondern auch Khalif. Es gibt nichts, was dem ähnlicher wäre als der Papst und der römische Kirchenstaat. Die Professoren tragen hier die sogenannten Grundlagen (ussul) und die abgeleiteten Sätze (furu), außerdem namentlich die sogenannten Fetwa vor, d. i. Aussprüche und Entscheidungen

berühmter Rechtsgelehrter für specielle Fälle, welche schon früher handschriftlich gesammelt, später, besonders in Konstantinopel und Indien, gedruckt erschienen sind. Proben enthält bekanntlich Goethe's „Westöstlicher Divan", zum Beispiel:

Der Mufti las des Misri Gedichte u. s. w.

Das sind die Hauptfächer, neben denen etwa noch Logik, Rhetorik und Prosodie getrieben werden; die Naturwissenschaften sind in der Azhar unbekannt und selbst Geometrie, Algebra, Geographie und Astronomie, diese von den alten Arabern so eifrig gepflegten, was sage ich, geschaffenen und benannten Wissenschaften in Vergessenheit gerathen. In der Mathematik werden jetzt europäische Werke bearbeitet, wie Legendre's „Geometrie" (Bulak 1840), ein frappantes Beispiel für die Umkehr des intellectuellen Stromes. Die gelehrten und einflußreichen Werke der mittelalterlichen Araber werden jetzt in Deutschland gedruckt und herausgegeben, wie die griechischen Classiker, ja selbst daran mögen sich die Epigonen nur selten betheiligen, und daß Sprenger zwei mohammedanische Gelehrte an seinem „Dictionary of the technical terms used in the sciences of the Musulmans" halfen, ist gewiß ein seltener Fall, während es dagegen seit Schlechta-Wssehrd's „Darstellung des europäischen Völkerrechts", dem ersten Buche eines Abendländers in türkischer Sprache (Wien 1847), vorkommt, daß die Europäer geradezu die Bücher für die Orientalen schreiben und als Mohammed's Rivalen in die Literatur des Morgenlandes eindringen.

Für jeden Cursus gibt es ein besonderes Lehrbuch, das der Professor bei seinen Vorlesungen zu Grunde legt, das er im eigentlichen Sinne vorliest, indem es aufgeschlagen vor ihm auf einem Pulte liegt, und Satz für Satz erklärt; die Studenten hören entweder nur zu oder schreiben aufmerksam nach. Wenn der Schüler das Buch auswendig weiß und interpretiren kann, so erhält er durch einen Eintrag in sein Exemplar die Erlaubniß, selbst Vorlesungen halten zu dürfen, wie wir sagen würden die Licentia docendi (igâze). Das Examen heißt imtihân.

El-Azhar, die Blühende, so heißt, mit einem Anklang an die herrlichen Namen Florenz und Athen, die kairiner Universität, die als die geachtetste Theologen- und Juristenschule von Indien bis nach Marokko anzusehen ist; so heißt ein Centralsitz wissenschaftlichen Lebens, wo Tausende von Söhnen der heißen Zone zusammenströmen, um, mit scharfem Verstande und einer wildwuchernden Phantasie begabt, den Worten von Männern zu lauschen, die oft eine staunenswerthe Gelehrsamkeit besitzen, die immer wiederkehrende Sehnsucht nach dem Uebernatürlichen zu stillen und sich für einen Gott zu begeistern, der weniger sympathisch als der christliche, aber ebenso erhaben und namentlich begreiflicher ist; so heißt ein Brennpunkt der menschlichen Cultur, der, einer Sonne vergleichbar, Licht und Aufklärung und weltbeherrschende Ideen verbreiten soll. Einen solchen zu finden, hat auf den ersten Anblick etwas Ueberraschendes, ich möchte fast sagen, etwas Demüthigendes. Eine von der unserigen himmelweit abstehende, aber nicht verächtliche Civilisation ist vom Islam ausgebildet worden; Europa hat kein Monopol der Wissenschaft; seine berühmtesten Namen sind in El-Azhar kaum genannt, vielleicht noch niemals ausgesprochen, gewiß nicht bewundert worden. „Gottes ist der Orient", sagt Goethe, „Gottes ist der Occident."

Noch mehr: diese Araber sitzen gleichsam als unsere alten Meister da. Wir dürfen nicht vergessen, daß die ersten Universitäten, die wir im 11. Jahrhundert in Italien finden, die Rechtsschulen zu Ravenna, Bologna und Padua und die medicinische Schule zu Salerno, unverkennbar unter dem Einfluß saracenischer Vorbilder, der Hochschulen zu Kairo, zu Bagdad, zu Cordova standen; daß uns die Araber damals an Bildung und wissenschaftlichem Geiste unendlich überragten, daß wir von ihnen rechnen, denken und vieles andere gelernt.

Ist es dennoch keine Ueberhebung, wenn wir uns als Europäer fühlen und bei dem Selbstbewußtsein verharren, mit dem wir hergekommen? Ich meine, es ist keine. Eben die Thatsache, daß wir die arabische Wissenschaft aufgenommen und weiter entwickelt haben, während sie die abendländische Wissenschaft verachten, spricht laut genug für uns. Wir sind Kosmopoliten und groß geworden durch Kosmopolitismus, nicht die Professoren einer Azhar, wo Neuerung (bida) als der schwerste Frevel betrachtet wird, und wo man sich dereinst nicht schämte, von den griechischen Philosophen und Mathematikern zu lernen, aber bald genug diese Erbschaft andern überließ und aus dem großen Strome der Entwickelung heraustrat, sich abschließend und in sich selbst zerfallend.

Die morgenländischen Sitten können denjenigen nicht befremden, der ein wenig vertraut mit der Culturgeschichte ist: der Orient steht in den meisten Dingen auf der Stufe, auf welcher das europäische Mittelalter stand und auf der bei uns nur die Krähwinkel zurückgeblieben sind. Wie diese Straßen, diese Häuser, diese Zimmer, so sahen vor Jahrhunderten unsere Straßen, unsere Häuser, unsere Zimmer aus; solche Erker, solche Betten, solche den Wänden entlang laufende Divans, solche primitive Waschtische, solche ungeschickte Steigbügel hatten wir: wie hätten wir andere haben sollen? Wir empfingen sie vom Osten. Allmählich machten wir sie besser.

Wir hatten auch solche Schulen und solche Universitäten: wir *hatten* sie, der Orient *hat* sie noch.

El-Azhar ist eine Sonne: aber die Sonne bleibt in ihrem Laufe nicht stehen, sondern beleuchtet ein Land nach dem andern und rückt und weicht und fördert neues Leben. Nicht daß ein Tag im Westen und ein Tag im Osten scheine, es scheint nur ein Tag, da wo die Sonne ist. Vielleicht daß sie auch Europa, das jetzt unter dem Scheitel ihrer Bahn liegt, wieder verlassen wird; wenn sie bei uns im Mittag steht, röthen bereits ihre ersten Strahlen die Küstenlandschaften einer neuen Welt. Dann müssen wir unsere Flügel entfalten, der Sonne nachzustreben.

Und eine Blume ist El-Azhar: aber die schönste Rose welkt, wenn man sie nicht begießt, und verliert ihren Duft an das gesunde Kraut, das auf dem Nachbarbeet entsprießt. „Einst", sagt der persische Dichter Saadi, „sah ich einen Rosenstock von einem Büschel Gras umgeben. Wie, rief ich aus, diese gemeine Pflanze, ist sie gemacht, mit Rosen zusammen zu leben? Und ich wollte das Gras ausraufen, als es demüthig zu mir sprach: «Schone mich, ich bin freilich nicht die Rose, aber an meinem Duft erkennt man, ich habe mit Rosen gelebt.»"

Gedichte

von

Stephan Milow.

Zwischen Entstehen und Vergehen.

1.

Es pocht mir die alte Frage
Aufs neue ans Herz mit Gewalt:
Wozu des Daseins Plage,
Das Ringen tausendfalt?

Eh du dich noch besonnen
In deiner treibenden Hast,
Gehst du, von Nacht umsponnen,
Schon ein zur ewigen Rast.

Und doch — wie freut mich's, zu schwärmen
In wechselnder Lust und Qual,
Am ewigen Licht mich zu wärmen —
Die Mücke im Sonnenstrahl!

2.

Bin ich nur ein Nichts? Ich lebe!
Wie ich froh die Schwingen hebe!
Werd' ich, welk' ich in der Zeit,
Trag' ich doch die Ewigkeit.

Bau' ich nicht das Weltenganze,
All das Sein im Sonnenglanze?
Meiner braucht, was ringsum treibt;
Bin ich nur ein Nichts, was bleibt?

Fühlen will ich mich allmächtig,
Mich entfalten reich und prächtig:
Werd' ich, welk' ich in der Zeit,
Trag' ich doch die Ewigkeit.

3.

Was bangst du, Herz, daß du zerstiebst!
O deine Glut, sie wird nicht sterben
Und nichts im Kreise, was du liebst,
Nichts wird vergehen und verderben.

Es stockt dein Puls — ist das der Tod?
Getrost und wehre diesem Truge!
Nicht in das Grab, ins Morgenroth
Tauchst unter du zu neuem Fluge.

4.

Ob noch so laut die Stunde schreite
Und ob sie thürme Schutt und Staub,
Ob rings ein Leichenfeld sich breite:
Was lebt, wird keinem Sturm zum Raub.

Und sinkt und splittert um mich alles
Und tobt auch noch so wild der Streit:
Ich hör' im Brausen des Zerfalles
Den Athemzug der Ewigkeit.

5.

Wie schön in der Vernichtung Schauer
Die Ewigkeit du fühlen kannst!
Wie heiß aus deiner stillen Trauer
Ums All du deine Sehnsucht spannst!

Rings wechselt alles um die Hülle,
Ein Wogen auf und ab im Rund;
Das ist das Leben, ist die Fülle,
Das thut die Werdekraft dir kund.

Und ob du auch zu holder Dauer
Die Einzelblüte nimmer bannst:
Wie schön in der Vernichtung Schauer
Die Ewigkeit du fühlen kannst!

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Der Sommer des Jahres 1880 ist ziemlich reich an größern Kunstausstellungen gewesen; namentlich hatte die allerdings nur eine Abtheilung der Gesammtausstellung bildende düsseldorfer Kunstausstellung, die nunmehr geschlossen ist, einen so großen Umfang und durch die Betheiligung unserer namhaftesten Künstler eine so hervorragende Bedeutung gewonnen, daß man für den Ausfall der sich unmittelbar anschließenden Kunstausstellung der berliner Akademie, welche Ende August eröffnet wurde, die ernstesten Besorgnisse hegen zu müssen glaubte; namentlich da auch die im Juli eröffnete brüsseler Ausstellung ein nicht unbedeutendes Contingent an deutschen Werken aufzuweisen hatte.

Glücklicherweise haben sich jene Besorgnisse so wenig bestätigt, daß die berliner Ausstellung, mit der wir uns heute etwas eingehender beschäftigen wollen, vielmehr zu den glänzendsten zählt, welche die Akademie überhaupt veranstaltet hat; zu den glänzendsten nicht nur hinsichtlich der bedeutenden Zahl der ausgestellten Werke — trotz der großen Strenge der Jury, welche nach Ausweis des Katalogs nicht weniger als 321 Gemälde zurückgewiesen hat — sondern auch hinsichtlich der hohen Stufe der Vollendung, zu welcher sich das technische Können heutzutage emporgearbeitet hat. In der That liefert die Ausstellung ein Zeugniß für die außerordentliche Virtuosität des Machwerks, und zwar nicht blos in einzelnen hervorragenden Beispielen besonders routinirter Künstler, sondern (und gerade hierin sehen wir ein charakteristisches Kennzeichen der gegenwärtigen Kunstentwickelung) gewissermaßen als Durchschnittsgepräge. Ein anderes, nicht minder charakteristisches Merkmal ist dabei — le revers de la médaille — die trotz dieses bedeutenden technischen Könnens (oder vielleicht wegen desselben?) damit fast ebenso durchgängig verbundene Ideenarmuth, welche durch die glänzende Darstellungsweise in verstärktem Maße in die Augen springt. Wir sind weit entfernt, die große Wichtigkeit des Machwerkes für den vollendeten Ausdruck einer künstlerischen Idee zu verkennen, sind vielmehr der Ansicht, daß eine Idee, welche als theoretischer Vorwurf für die Darstellung noch so inhaltsvoll und bedeutend sein kann, dennoch in der Gestaltung inhaltsleer und arm erscheinen muß, wenn dem Künstler die Kraft der Gestaltung, die Fähigkeit, sie in ihrer vollen Lebendigkeit bis in die kleinsten Züge hinein zum concreten Ausdruck zu bringen, abgeht. Andererseits freilich kann die höchste Ausbildung dieser Fähigkeit, die größte Virtuosität des technischen Könnens nicht für den Mangel oder die Armuth an Ideen entschädigen. Denn — dies kann den Künstlern heutigentags nicht oft genug ans Herz gelegt werden — niemals darf die Technik, ihr naturgemäßes Verhältniß zum ideellen Inhalt, nämlich daß sie nur Mittel zum Zweck ist, umkehrend, sich selbst als Zweck und die Idee nur als beiläufiges, meist dem Zufall oder dem subjectiven Belieben zu verdankendes Mittel zur Entfaltung eines glänzenden Machwerkes betrachten. Wo eine solche Tendenz sich in allgemeinerer Weise kundgibt — und die berliner Ausstellung liefert dafür

vielfache Belege — da kann man mit Sicherheit darauf schließen, daß sich die Kunstentwickelung in einem Uebergangsstadium befindet, das nothwendigerweise, sobald das Können bis zu einer gewissen Höhe gestiegen, zu einer Reaction der Idee gegen das Machwerk führen muß. Dieser Charakter des Uebergangsstadiums prägt sich auch besonders in der vielfach verkehrten Wahl der Motive, in dem ungesunden Streben nach abnormen, oder der Natur der Darstellungsmittel ganz widersprechenden Vorwürfen, in dem auffallenden Rückgang der ernstern Gattungen der Malerei, namentlich der religiösen und der Historienmalerei, sowie in der Sucht, zu allegorisiren u. s. f., in deutlicher Weise aus.

Was hier bemerkt ist, mag als Charakteristik der allgemeinen Physiognomie der Ausstellung aufgefaßt werden; die Belege für die Richtigkeit unserer Beobachtung werden sich aus der Betrachtung der verschiedenen Kunstgattungen, wie sie durch die hervorragendern Werke vertreten werden, ergeben.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den Katalog. Derselbe umfaßt etwa 1100 einzelne Werke unter 1047 Nummern; davon entfallen auf Oelgemälde 780, auf Aquarellen und Zeichnungen 100, auf Stiche, Lithographien u. s. w. 28, auf Werke der Bildhauerkunst 102 und auf architektonische Modelle und Entwürfe 172. Die Ausstellung der letztern ist eine neue Einrichtung, die seitens des Publikums dankbar acceptirt werden kann, da sie in der That recht viel des Interessanten darbietet. Noch einer andern neuen Einrichtung wollen wir in beiläufiger Weise erwähnen, auf welche, wie es scheint, die Akademie großen Werth legt, nämlich die Herausgabe eines illustrirten Katalogs neben der gewöhnlichen Ausgabe. Wir sind der Ansicht, daß ein von der Akademie herausgegebener illustrirter Katalog nur dann seiner Bestimmung entsprechen könnte, wenn nicht nur die Abbildungen — statt wie hier meist graphische Sudeleien — wirklich gediegene Kunstblätter repräsentirten, sondern auch vor allem eine Auswahl der hervorragendern und wirklich bedeutenden Werke, namentlich aus dem Bereich der Figurenmalerei, stattfinden würde. In der Form, wie er hier erscheint, ist von einer Repräsentation der Ausstellung oder gar, wie das Vorwort meint, von einem „getreuesten Bilde der jetzigen Kunstgeschichte" in den Abbildungen im entferntesten nicht die Rede.

Was die Vertretung einerseits der verschiedenen Kunstgattungen, andererseits innerhalb derselben der verschiedenen Schulen betrifft, so ist sie nach beiden Seiten hin eine sehr ungleiche. Im Fache der Oelmalerei überwiegt zunächst die Landschaft, wie gewöhnlich, in unverhältnißmäßiger Weise, da sie fast die Hälfte sämmtlicher Werke beigesteuert hat, darunter allerdings, wie anerkannt werden muß, viele von hoher Schönheit und echt künstlerischer Wirkung. Dann folgte das Porträt, welches von dem Rest abermals fast die Hälfte deckt, die Thier-, Stilleben- und Fruchtstückmalerei; ferner, in stets absteigendem Grade, die Genremalerei, die allegorisirende und antikisirende Malerei (letztere beiden mit zusammen etwa 20 Gemälden), endlich die Historienmalerei und die religiöse Malerei, jede etwa mit einem halben Dutzend Bildern. Diese Zahlenverhältnisse sprechen zu deutlich, als daß es erforderlich wäre, daraus noch besondere Schlüsse auf die in der heutigen Kunst vorwaltenden Richtungen zu ziehen. Aehnliche Verhältnisse zeigen sich im Bereich der Bildhauerei hinsichtlich der besondern Arten; auch hier überwiegt nächst der Porträtbüste das Thierstück und das leichte, gefällige Genre in merklichem Grade das Monumentale und Plastisch-Stilvolle: und so kann man im großen und ganzen das Facit ziehen, daß das Streben nach Anmuth und gefälliger Schönheit, oft verbunden mit einer gewissen Tendenz nach äußerlichem Effect, der berliner Ausstellung ihr charakteristisches Gepräge verleiht, welches durch die wenigen Werke ernsterer Richtung und tieferer Auffassung nur in geringem Grade modificirt wird.

Eine ähnliche Ungleichheit herrscht in der Vertretung der verschiedenen Schulen. Die berliner Ausstellung ist von jeher, wenigstens der Bestimmung nach, eine internationale gewesen; aber selten hat sie wol dieser Bestimmung weniger entsprochen als in diesem Jahre. Daß wir auch diesmal von National-Franzosen wenig oder nichts zu erwarten hatten, war vorauszusehen. Zwar führt bei manchem Künstlernamen der Katalog Paris als Wohnort an; aber ihre Besitzer sind entweder Deutsche oder Schweizer oder Schweden u. s. f. Aber auch aus Italien, Belgien und England, ja selbst aus Oesterreich sind nur sehr vereinzelte und nicht gerade immer bedeutende Namen zu verzeichnen. Das größte Contingent lieferte selbstverständlich Berlin, dann folgen Düsseldorf, München, Dresden, Karlsruhe, Weimar und einige andere Städte, die keine besondere Schule besitzen.

Wenden wir uns nach diesen allgemein orientirenden Vorbemerkungen zum künstlerischen Inhalt der Ausstellung selbst und beginnen, wie sich gebührt, mit den höhern Gattungen der Kunst, zunächst mit der religiösen Malerei. Wenn man die große Kluft in Betracht zieht, die sich schon seit langer Zeit zwischen dem allgemeinen Culturbewußtsein und jenem naiven Idealismus, auf welchem das eigentliche Wesen der religiösen Kunst beruht, aufgethan hat und die sich von Decennium zu Decennium mehr vertieft, so ist es im Grunde zu verwundern, daß heute überhaupt noch religiöse Bilder gemalt werden. Man darf diese Entnüchterung, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, wol nicht blos den materialistischen Tendenzen der modernen Zeit zuschreiben. Obwol sie damit in innerm Zusammenhange stehen mag, so würde doch selbst in dem Falle, daß diese Tendenzen im Laufe der Zeit wieder einer idealern Strömung wichen, daraus für eine Wiederbelebung der religiösen Kunst, gleichsam für eine moderne Renaissance nach dieser Richtung hin, kaum etwas zu erhoffen sein. Zwar sind wir der Ansicht, daß sich die Künstler sowol wie das Publikum, übersättigt von dem heutzutage etwas wild wuchernden Naturalismus, wieder idealern Zielen zuwenden werden; aber es wird dies sicherlich ein Idealismus sein, der, weit entfernt, sich mit dem religiösen Spiritualismus zu identificiren, sich mit dem gesunden Realismus verbinden wird. Wenigstens ist auf anderm Wege eine wahrhafte Regeneration unserer Kunstbestrebungen, auf welche die gegenwärtige Uebergangsepoche ersichtlich hindrängt, nicht zu erreichen; am allerwenigsten auf dem Wege eines Zurückschraubens zu frühern veralteten und abgethanen Kunstanschauungen. Ein solches Zurückschrauben wäre immer nur mit Hülfe der Reflexion möglich, und gerade diese Reflexion ist es, welche wie ein Mehlthau auf jener für alle echt religiöse Kunst unentbehrlichen Unmittelbarkeit der Glaubensempfindung, auf der Naivetät der Gläubigkeit liegen und sie ertödten würde. Die völlig reflexionslose Hingabe des Gemüths an das Dogma, welche eine geradezu unbedingte Selbstverständlichkeit seines Inhalts ausschließt, ist die nothwendige Voraussetzung für die religiöse Kunst. Ist solche Selbstverständlichkeit heute oder in Zukunft noch denkbar? Rafael war bekanntlich ein ziemlich lebenslustiger Cavalier von hoher geistiger Ausbildung, der vielleicht monatelang sich dem heitersten Lebensgenuß hingab; aber sobald er den Pinsel in die Hand nahm, bedurfte es bei ihm keines langen (wenn auch nur innerlichen) Auf-den-Knien-Liegens, wie bei unsern Nazarenern, um sich erst in die nöthige Stimmung zu versetzen, sondern die für seine künstlerische Conception nöthige Lebendigkeit der Anschauung war mit Einem Schlage vorhanden; daher die unendliche Hoheit und göttlich-menschliche Schönheit seiner Madonnen, jene Frische und selige Heiterkeit seiner Gestalten, welche von allem ascetisch Sentimentalen, von allem künstlich Verhimmelnden, wodurch sich die Madonnen unserer modernen Nazarener kennzeichnen, so himmelweit entfernt ist. Aber in neuester Zeit sind wir auch schon über diese Phase der religiösen Sentimentalität hinausgekommen: die Führich, die Deger, die Ittenbach, die

Pfannschmidt u. s. f. sind heute überwundene Standpunkte; man hat erkannt, daß die religiöse Empfindelei etwas Ungesundes an sich hat, und versucht nun, mit der Empfindelei auch die Empfindung selbst verbannend, die religiöse Malerei möglichst naturalistisch zu behandeln, d. h. man ist außerordentlich virtuos in der Technik, aber auch ebenso nüchtern und prosaisch in der Auffassung geworden.

Zwar zeigt sich hier und da noch ein Anklang an die frühere Richtung, wie in G. Spangenberg's Drei Frauen am Grabe des Herrn und in Waldschmidt's Christus consolator; aber aus keinem von beiden ziemlich umfangreichen Gemälden, abgesehen von der Schwächlichkeit der technischen Leistung in dem letztgenannten, weht uns ein Hauch wahrhaft religiöser Empfindung entgegen. Die Drei Frauen in dem Spangenberg'schen Gemälde, so brav dasselbe, namentlich auch in der Behandlung der Engelerscheinung, gemalt ist, verrathen in ihrem Ausdruck und ihrer etwas theatralischen Haltung höchstens eine Ueberraschung, aber nichts weniger als Innigkeit der Empfindung. Das technisch, auch in anatomischer Beziehung, bedeutendste Werk in diesem Gebiet ist ohne Zweifel Bruno Piglheim's (in München) Moritur in Deo, darstellend einen nackten Märtyrerleichnam am Kreuze, über welches sich ein Engel, gleichsam dessen Seele in Empfang nehmend, herabbeugt. Die Figuren sind lebensgroß; ein Umstand, der, in Verbindung mit der zwar ernstgetönten, immerhin aber durchaus realistischen Coloristik, die namentlich bei dem Engel allzu derb erscheint, sowie mit der compacten Formbehandlung, dem fast ins Allegorische hinüberstreifenden Motiv nothwendig widerstrebt. In Michael's Hiob, der von seinen Freunden getröstet wird, fällt die ebenfalls entschieden realistische Behandlung weniger auf, weil es sich hier um ein biblisches Genremotiv handelt, dessen Inhalt als solcher der Wirklichkeit angehört. Dasselbe könnte man von Hagen's Barmherzigem Samariter sagen, wenn das Gemälde in seiner Hauptfigur nicht allzu sehr das triviale Modell, namentlich auch im physiognomischen Ausdruck, verriethe. Schließlich sei nach einer großen und umfangreichen Composition von A. Pichler (in München) erwähnt, welche den Tod Jakob's darstellt. Das Bild ist als kolossale Skizze in Sepiaton behandelt, und eigentlich mehr Zeichnung als Gemälde. Seine Betrachtung verlangt einen ziemlich bedeutenden Abstand, und da dieser ihm bei der Aufstellung nicht gewährt, sondern es in eine spitze und ohnehin ziemlich dunkle Ecke gedrängt ist, so können wir über seine Wirkung nicht urtheilen. Daß es auf eine gewisse Größe der Stilisirung Anspruch machen darf, möchten wir indeß doch anerkennen. Was sonst noch an religiösen Gemälden vorhanden, übergehen wir besser mit Stillschweigen.

Was die Historienmalerei betrifft, so müssen wir von vornherein bei Betrachtung der einschlägigen Gemälde auf den höhern Begriff dieses Wortes, wie er namentlich durch die großen Geschichtsbilder von K. F. Lessing zur Geltung gebracht ist, verzichten. Von diesem Standpunkt betrachtet, würde diese Gattung auf der Ausstellung überhaupt ausfallen. Zwar gibt es zwei kolossalle und meisterhaft ausgeführte Gemälde, welche ein paar der Geschichtschronik entnommene Vorwürfe behandeln. Sie haben den uns bisher unbekannten böhmischen Maler Váceslaw Brozik (in Paris) zum Verfasser und stellen dar, das eine: Die Gesandten Ladislaus', Königs von Ungarn und Böhmen, am Hofe Karl's VII. von Frankreich (1457), das andere: Zusammentreffen des Kaisers Karl IV. mit Petrarca und Laura im päpstlichen Schlosse zu Avignon. Der Gegenstand des letztgenannten kennzeichnet sich schon im Titel als bloßes Genremotiv mit historischem Hintergrunde; aber auch das erstere erhebt sich in seiner Composition kaum über diese Sphäre hinaus zur Darstellung eines geschichtlichen Acts, höchstens könnte es als Ceremonienbild oder als Darstellung einer Staatsaction bezeichnet werden. Denn es handelt sich darin um die Werbung Ladislaus' um die Hand der Tochter des französischen Königs, Magdalena. Daß es dem Künstler selber wesentlich nur um

großartige Prachtentfaltung zu thun war, geht schon aus der im Katalog hinzugefügten Erklärung hervor, wonach „für diese Gelegenheit die Großherren und Prälaten von Oesterreich, Ungarn und Böhmen auserwählt worden waren“ und „ihr Gefolge aus 700 Pferden und 26 Fuhrwerken bestanden“ habe, weshalb sie denn auch „in allen Ländern, die sie durchzogen, Bewunderung erregten“. Als Quelle ist die Geschichte der Herzoge von Burgund von de Barante angeführt. Wie es Ausstattungsstücke auf dem Theater gibt, die von vornherein keinen Anspruch auf dramatischen Inhalt machen, sondern nur durch den materiellen Glanz der Scenerie eine rein sinnlich-ästhetische Augenweide bezwecken, so hat sich auch die Malerei dieser an sich ziemlich inhaltsleeren Darstellungsweise bemächtigt. Wer höhere Ansprüche an ein Geschichtsbild stellt, wird dem Brozik'schen, technisch in der That höchst bedeutenden Werke gegenüber fast peinlich berührt durch den Gedanken, daß so viel künstlerischer Geschmack, so viel Meisterschaft in der Behandlung der technischen Darstellungsmittel an einen im Grunde doch ziemlich armseligen Inhalt verschwendet ist. Welch Meisterwerk ersten Ranges wäre das Bild geworden, und welche eingreifende, epochemachende Wirkung hätte es hervorgebracht, wenn der Künstler, statt dieser indifferenten und im Grunde langweiligen Staatsaction einen wahrhaft großen Moment der Geschichte, eine echt dramatische Action zum Vorwurf sich gewählt hätte. Man bewundert hier das Können, die Harmonie der malerischen Wirkung, die vorzügliche Gruppirung der zahlreichen Figuren, besonders auch die reizende, echt mädchenhafte Erscheinung der schönen Magdalena, und geht dann, ohne tiefer ergriffen zu sein, vorüber! Wir verzichten, auf das zweitgenannte, nicht minder meisterhaft ausgeführte Gemälde näher einzugehen, da wir dabei die obigen Worte nur wiederholen könnten.

Ganz entgegengesetzter Natur ist A. von Werner's Sturm auf die Spicherer Höhen am 6. Aug. 1870. Hier haben wir also einen in Wahrheit geschichtlichen Act; aber er ist keineswegs im großen monumentalen Stil, sondern nur genrehaft, nämlich als Episode im beschränktesten Sinne des Wortes, aufgefaßt. Die Composition macht nämlich den Eindruck, als ob sie aus einem größern Bilde herausgeschnitten sei, so wenig ist das Ganze zu einer in sich abgeschlossenen Handlung gestaltet. In kleinem Rahmen zusammengefaßt, würde die Darstellung durch ihre Lebendigkeit und Prägnanz sicherlich interessiren; hier aber in kolossalem Maßstabe mit lebensgroßen Figuren erscheint sie allzu aphoristisch, gleichsam wie eine Illustration zum Text eines Fachjournals. Daß A. von Werner seiner Composition gerade diesen episodenhaften Charakter verliehen hat, ist um so auffallender, als das Bild für die Decoration einer Wand des Rathhaussaales zu Saarbrücken bestimmt ist und also für den Künstler doppelte Veranlassung vorlag, den Gegenstand in monumentaler Weise zu stilisiren. Aber es scheint, als ob die Empfindung für monumentale Stilisirung A. von Werner ebenso sehr wie dem genialen Menzel abgeht, der sein berühmtes großes Gemälde: Ueberfall bei Hochkirch, bekanntlich in ganz ähnlicher genrehaft-episodenhafter Weise behandelt hat. Das A. von Werner'sche Bild, in streng architektonischer Umrahmung, ist von den beiden Bildnissen des Fürsten Bismarck und des Grafen Moltke flankirt, die, von frappanter Porträtwahrheit, dennoch, da sie dieselbe monumentale Bestimmung wie das Hauptbild haben, den Mangel an Stilisirung empfinden lassen. An sonstigen Kriegsbildern ist die Ausstellung sehr arm, da außer Franz Adam's erstem Entwurf zu seinem großen der Nationalgalerie angehörigen Sedanbilde und Emil Hünten's Attake des 2. Husarenregiments Nr. 9 bei Hébécourt nichts von Bedeutung vorhanden ist.

Die fühlbare Lücke an Historiengemälden wird — leider! — durch die verhältnißmäßig zahlreichen Gemälde mit allegorisirenden und der antiken Welt entnommenen Motiven ausgefüllt. Wir wollen hier auf die Incongruenz solcher Motive mit den technischen Darstellungsmitteln der Oelmalerei nicht näher eingehen,

da uns dies zu weit führen würde.*) Die zur zweiten Art gehörigen Bilder sind theils mythologischen, theils genrehaften Inhalts, theils beschränken sie sich auch lediglich auf figürliche Staffirung mehr oder weniger stilisirter Landschaften. Unter den erstern nimmt Wertheimer's Perseus und Andromeda durch ernste Coloritwirkung eine hervorragende Stellung ein. Auch Ed. Hübner's Iphigenie auf Tauris, eine Illustration der bekannten Goethe'schen Worte: „Das Land der Griechen mit der Seele suchend", ist edel in der Haltung, aber dem Kopfe fehlt die der classischen Schönheit nöthige Reinheit des Profils. Alma-Tadema's Ave Caesar Jo Saturnalia, eine Scene aus dem Leben des Kaisers Claudius darstellend, ist leider nur im Katalog vorhanden, oder war doch, während wir dies schreiben, noch nicht ausgestellt. Ein von antikem Geist durchwehtes Bild ist der Cyniker vor dem Tempel der Cythere von Hermann Scheider, wogegen uns die sogenannte Antike Idylle von Fr. Leinecker ziemlich verfehlt erschien. Die Figuren in dem Kanoldt'schen Gemälde: Aeneas und Dido auf der Jagd, haben nur als Staffage für die übrigens vortrefflich stilisirte Landschaft Bedeutung, sind aber nicht einmal original, sondern (wie der Katalog mittheilt) einer Keller'schen Composition entnommen.

Wenn antike Motive sich hauptsächlich deshalb nicht für die Malerei — außer etwa für decorative Wandmalerei — eignen, weil die gesammte antike Anschauungswelt und Weltanschauung wesentlich plastischer Natur ist, so tritt bei der allegorisirenden Malerei der Widerspruch zwischen dem gedankenhaft-abstracten Inhalt und dem realistischen Darstellungsmittel des Colorits in noch crasserer Weise zu Tage. In der That werden von den Künstlern sowol antike wie allegorische Motive auch meist nur aus äußerlichen Gründen gewählt. Es ist so bequem, an einer Venus oder Bacchantin — wie in dem schön gemalten nackten Weibe von Kraus — zu zeigen, welche Reize dem virtuosen Pinsel zu Gebote stehen. In dieselbe Kategorie gehören unter den allegorischen Bildern Dielitz' Alpenmärchen, Bürck's Gloria victori, Koner's Frühling, Wendling's Jo Bacche und mehrere andere der Art. Das erstgenannte stellt eine nackte junge Dame mit fliegendem Haar dar, welche mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der äußersten Kante eines schroff in den Abgrund fallenden Felsens sitzt, während sie lächelnd auf den schlafenden mittelalterlich costümirten Jäger niederblickt, dessen Armbrust am Felsen lehnt. Die Position der ganz realistisch und, wie man nicht leugnen kann, mit großem Geschick gemalten Jungfrau wäre in der That höchst bedenklich, wenn der Beschauer nicht aus den an ihren Schultern befestigten Schmetterlingsflügeln die Beruhigung schöpfte, daß sie nur im Traum des Jägers existiren solle. Für ein Traumgebilde sieht sie freilich sehr wirklich aus. Wenn hier jedoch wenigstens in der Intention des Künstlers eine gewisse Motivirung zu erkennen ist, so fällt der sogenannten Gloria victori von Bürck gegenüber jede Möglichkeit einer Erklärung fort: ein kolossales gelbbraunes Flügelroß, mit den derben Hufen die Luft schlagend, hoch über dem Meere in Wolkendunst und Gewandgeflatter schwebend; als Reiter ein antiker Krieger, der mit der Linken das abgeschlagene Haupt eines Feindes emporhält und zu einer ganz nackten Mädchengestalt emporblickt, die halb kniend, halb liegend auf dem linken Flügel des hippologischen Ungeheuers ruht und in der Rechten einen Lorberzweig emporhebt: das ist, was wir in kolossalen Verhältnissen und in derbster Naturalistik der Gestaltung und Färbung ausgeführt erblicken! Erwägt man dabei, daß Bürck ein Schüler Gussow's, des Realisten par excellence, ist, so kann man eine derartige Extravaganz nur psychologisch durch einen Sprung aus einem Extrem ins entgegengesetzte erklären. Dabei wollen wir nicht verkennen, daß trotz aller Monstrosität der Composition sich in der Gesammt-

*) In dieser Hinsicht können wir auf das in dem Artikel „Ueber moderne Wandmalerei" (S. 95, 100—102 dieses Bandes) Gesagte verweisen.

gestaltung ein gewisser Schwung der Phantasie, ja sogar eine Großheit der Anschauung erkennen läßt, die, auf den richtigen Weg ästhetischer Wahrheit und poetischer Einfachheit gelenkt, vielleicht wahrhaft Großes leisten würde. Namentlich sind die Linien des weiblichen Körpers von der Spitze des linken Fußes bis hinauf zu der emporgestreckten rechten Hand von anmuthsvollster Schönheit und edelster Schwingung. Am Können liegt es also auch hier nicht, aber an der Klarheit und unbefangenen Reinheit künstlerischer Empfindung. Fast noch unverständlicher ist das Gemälde Steinhardt's (in Rom): Peccatum-Mors — wir können hierbei nicht die Bemerkung unterdrücken, daß schon die Wahl solcher gekünstelten Titel, namentlich die gerade auf dieser Ausstellung sich vielfach kundgebende Sucht, die Bezeichnungen der Bilder zu latinisiren, als ein Kennzeichen von mangelnder Einfachheit und Unbefangenheit zu betrachten ist — ein Weib, das von einem mit rothem Mantel und Schlapphut bekleideten Todtengerippe in Lebensgröße umarmt wird! selbstverständlich alles in derbster Naturwirklichkeit dargestellt. Wir könnten noch mehrere solcher tollhäuslerartigen Phantasieausgeburten anführen, ziehen es aber vor, auf eine ebenfalls dem allegorischen Genre angehörende Composition hinzuweisen, welche den allein richtigen Weg zeigt, auf welchem der Widerspruch zwischen Inhalt und Darstellungsweise zu vermeiden ist: wir meinen des greisen Julius Hübner (in Dresden) für die Decoration eines Treppenhauses ausgeführtes Frescogemälde: Dunkle Mächte. Zwar will uns die Wahl eines solchen, mehr als düstern Vorwurfs gerade für die Ornamentirung eines Treppenhauses, und läge dieses selbst in einer Leichenhalle, nicht einleuchten; aber hiervon abgesehen, müssen wir anerkennen, daß die ganze Behandlung desselben, sowol compositionell wie technisch, ein echt monumentales, ja großartiges Gepräge besitzt, das vielfach an die gigantische Compositionsweise von Cornelius erinnert. Die Darstellung ist streng architektonisch gegliedert. Der von einem Rundbogen überspannte Mittelraum zeigt die großgedachte Figur der Nacht in sitzender Stellung, welche über die auf ihren Knien hingestreckten Gestalten des Todes und des Schlafes ihr Gewand breitet. In den Zwickeln über dem Bogen erblickt man rechts die Furien, links die Parzen, während die Predelle in der Mitte einen schlangenumspielten Medusenkopf zeigt als Träger von zwei Fruchtguirlanden. Das Ganze ist in einem durchaus discreten Halbfarbenton gehalten, wodurch die Darstellung mehr den Charakter einer großen Cartonzeichnung als den eines Gemäldes gewinnt.

Beiläufig wollen wir noch erwähnen, daß von dem Verfasser der Gloria victori noch eine Reihe von sehr coloristisch, im Stil der Rahl'schen Compositionen für die Universität in Athen, gehaltenen Oelskizzen ausgestellt ist, welche, für die Aula eines Polytechnikums bestimmt, die verschiedenen industriellen Gebiete in symbolischen Frauengestalten versinnbildlichen. Erwähnen wir schließlich noch die wunderliche, grün in grün gemalte Sommernachtsidylle von Rheinfelder-Anspach (in Weimar), welche eine unabsehbare Menge liliputanischer Engelgestalten im Mondschein tanzend darstellt, so können wir mit der Uebersicht über die allegorisirende Malerei abschließen, ohne zu fürchten, etwas Wichtiges vergessen zu haben.

Im Anschluß daran sind noch einige Gemälde namhaft zu machen, deren Motive der germanischen Mythe entnommen sind: vor allem A. von Heyden's Wittich's Rettung, darstellend den kühnen Recken, welcher die Söhne Königs Ezel und den Bruder Dietrich's von Bern erschlagen hat und, von letzterm verfolgt, vom schroffen Felsen ins Meer sich stürzend, von dem Meerweibe Wachildis, seiner ewig jugendlichen Ahne, zum Meeresgrunde entführt und so gerettet wird. Die Hauptperson ist auch hier die märchenhafte Gestalt der Meerjungfrau, die ganz im Vordergrunde aus den Wellen emportaucht und dem Beschauer ihren schönen Rücken bis zum Anfang der Fischflossen, in denen die Schenkel endigen, zur Betrachtung preisgibt. Der Nibelungensage sind die Vorwürfe zweier Gemälde von Franstadt (in Antwerpen) entlehnt. Sie stellen dar, das eine, wie Hagen und Volcker vor Kriem-

hildens Saal saßen, das andere den Traum Kriemhildens. Man kann ihnen ein gewisses alterthümliches Gepräge in der Auffassung der Motive nicht absprechen; nur die Gestalt der Kriemhild hat, wenigstens in dem zweitgenannten Bilde, etwas Porzellanartiges und außerdem modern Zartes, das dem Charakter dieser mannhaften Heroine wenig entspricht; außerdem sind die localen Details mit allzu großer Sauberkeit ausgeführt, z. B. der Mosaikfußboden, in welchem man die einzelnen Steine zählen kann, die Teppiche u. s. w.

Wenden wir uns nunmehr den der lebendigen Wirklichkeit entnommenen Darstellungsgegenständen zu, welche uns das ernstere und heitere Genre darbietet. Eine besondere Klasse derselben bilden jene theils studienhaften, theils porträtmäßig gehaltenen Einzelfiguren, die ohne inhaltsvollere Bedeutung nur durch den Reiz des Pikanten und Sinnlich-Schönen interessiren wollen. Wir fassen sie unter der Rubrik der „Salongemälde" zusammen. Eins der interessantesten ist Gustav Richter's Italienisches Mädchen, das als Pendant zu seinem berühmt gewordenen Italienischen Knaben einer frühern Ausstellung behandelt ist; ferner gehören dahin: die sogenannte Schwerttänzerin von Hochhaus, ein auf einem Divan hingestrecktes halbnacktes Weib von ziemlich gemeinen Zügen, das ein Schwert in die Höhe hebt, ferner Kraus' bereits erwähnte Bacchantin, Grün's Maria Stuart, eine theatralische Halbfigur, welche die bekannten Verse „Eilende Wolken u. s. w." declamirt, O. Begas' Gretchen, Biermann's Esther und Benedetta, Döppler's Blumenorakel, Engel's Fischerin, Sichel's Rêverie, Teschendorff's Zeitvertreib u. m. a. Da, wie bemerkt, diese Klasse von Bildern ihrer Bestimmung nach auf einen eigentlichen Inhalt im ideellen Sinne des Wortes verzichtet, um den Hauptaccent der Wirkung auf die Anmuth der äußern Erscheinung zu legen, so wenden naturgemäß die Künstler ihre ganze Sorgfalt einerseits auf die pikante Zeichnung, andererseits auf die frappirende Farbenstimmung. Dabei läuft denn auch manche wohlfeile Effecthascherei mit unter, wie beispielsweise in der obenerwähnten Schwerttänzerin, deren Oberleib und Kopf in einem dunkelwarmen Ton sich von einem in kaltem, ganz hellem Seegrün gehaltenen Hintergrunde abheben, und ähnliche Bravourstückchen virtuoser Pinselfertigkeit.

Das ernste Genre ist numerisch nur schwach vertreten. Als eins der vorzüglichern Werke auf diesem Gebiete und überhaupt zu den gediegenern Arbeiten der Ausstellung gehörig müssen wir Karl Becker's Othello bezeichnen. Das Motiv ist jener bekannten Scene entnommen, in welcher Othello, um sich gegen den Vorwurf der Bezauberung Desdemona's zu vertheidigen, vor dem versammelten Rathe die Entwickelung seines Liebesverhältnisses erzählt. Es sind die ebenso rührenden wie einfachen Schlußworte seiner Rede: „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand; ich liebte sie, weil sie mir Mitleid schenkte", welche dem Künstler zunächst bei seiner Darstellung vorgeschwebt zu haben scheinen. Dabei müssen wir auf einen auch in ästhetischer Beziehung wichtigen Punkt der Composition aufmerksam machen, worin sich der feine Takt des Künstlers offenbart. Es bleibt für den Maler immer eine misliche Aufgabe, Themata aus Gedichten, namentlich Dramen, zu wählen. Denn abgesehen davon, daß doch immer nur Ein Moment der dramatischen Action, welcher also aus dem Fluß der Handlung herausgerissen und gleichsam fixirt erscheint, zur Darstellung gebracht werden kann, so darf auch nicht unberücksichtigt bleiben, daß dieser Moment selbst bereits durch den Dichter in bestimmter künstlerischer Gestaltung vorliegt und also von dem Maler gleichsam in eine andere Kunsttonart transponirt werden muß. Dadurch erhalten fast alle solche Gemälde den Charakter bloßer Illustrationen, welche sehr selten der besondern subjectiven Vorstellung, die jeder Leser des Gedichts sich stets bildet, entsprechen. Karl Becker hat diese Klippe mit glücklichstem Takt dadurch vermieden, daß er nicht die Scene vor dem Rathe selbst schildert, sondern nur den Inhalt der Othello'schen Erzählung, welchen Shakspeare ja auch

nicht auf die Bühne gebracht hat, als Object der Darstellung behandelt. Gegeben durch das Drama ist nur der sich vertheidigende Othello, nicht die durch seine Darstellung des Hergangs geschilderte Situation selbst: und gerade diese hat der Künstler, und zwar in einer ebenso lebendig frischen wie von jedem theatralischen Pathos freien Weise zur Anschauung gebracht. In einer im altvenetianischen Stil prachtvoll ausgestatteten offenen Säulenhalle steht Othello, sich in bequem nachlässiger Haltung auf die Balustrade lehnend, mit etwas vorgebeugtem Haupte seine Abenteuer schildernd: vor ihm, zurückgelehnt in einen Fauteuil, die gespannteste Aufmerksamkeit und innigstes Mitleid verrathend, sitzt Desdemona, während ihr Vater Brabantio, hinter ihr sitzend, sich mit dem rechten Arm auf die Rücklehne des Fauteuils aufstützt und ebenfalls eifrig den Worten Othello's lauscht. Wir haben nur den kleinen Einwurf gegen die im übrigen meisterhafte Composition zu machen, daß die Blicke sowol Desdemona's wie Brabantio's nicht auf Othello, sondern etwas links von demselben vorbei gerichtet erscheinen: ein Fehler, der indeß leicht abzuändern sein dürfte. Daß Becker, der Maler altvenetianischer Intérieurs par excellence, alles Stoffliche, namentlich die prächtigen Gewänder sowol Othello's wie seiner Zuhörer, die Teppiche u. s. w., sowie die ganze Localität mit gewohnter Virtuosität ausgeführt hat, bedarf kaum einer besondern Erwähnung; aber auch hinsichtlich der Gesammtharmonie des Bildes können wir nicht umhin, einen entschiedenen Fortschritt zu klangvollerer und feinerer Coloritwirkung zu constatiren; namentlich ist von einer gewissen Schwere und Unvermitteltheit der Farbencontraste, die in frühern Gemälden mit altvenetianischen Motiven von Becker wol mitunter bemerkbar war, nichts zu spüren. Ebenfalls aus Shakspeare, aber in directer Weise als Illustration einer dramatischen Scene ist das Motiv zu dem Bilde John Gilbert's: Der Mord des Herzogs von Gloster, entnommen, dessen Ausführung übrigens eine tüchtige Technik verräth.

Unter den übrigen Genregemälden ernsterer Richtung erwähnen wir noch Borgmann's (in Karlsruhe) Bettlerin, Hildebrandt's (ebenda) Zechende Landsknechte, Schauer's Tell und Rudolf Jordan's Schiffbruch an der Küste der Normandie, ein Werk feiner Charakteristik der bekannten volksthümlichen Typen, das aber in seiner etwas monotonen und ziemlich stumpf gehaltenen Farbenstimmung gegen die es umgebenden Producte heutiger Coloristik stark abfällt. Von ergreifender Wirkung ist auch die unter dem Titel „Alles dahin" von Struys (in Weimar) geschilderte Trauer eines Landmanns am Todtenbett seiner dahingeschiedenen Frau, obwol es uns scheint, daß eine Verschärfung des Effects durch die schon stark an das Verwesungsstadium erinnernde Leichenfarbe nicht nöthig gewesen wäre. Auch Stegmann's (in Dresden) Parmeggiano während der Erstürmung Roms verdient wegen der feinen Tonstimmung und der gelungenen Charakteristik der eindringenden Kriegsknechte hervorgehoben zu werden; nicht minder Hans Dahl's Ein Spiel der Wellen, obschon das Motiv, ein halbtodtes Weib, das sich, lang ausgestreckt, an den Bord eines schon von den stürmischen Meereswellen bereits überspülten Bootes anklammert, nicht nur etwas fremdartig erscheint, sondern auch durch seine versöhnungslose Tendenz die Empfindung peinlich berührt.

An Schilderungen fremdländischer und einheimischer Volksscenen, bei denen es wesentlich auf die typische Charakteristik ankommt, sind ebenfalls einige interessante und zum Theil vorzüglich individualisirte Darstellungen zu notiren; in erster Reihe müssen wir Bockelmann's Letzte Augenblicke eines Wahlkampfes nennen, worin die verschiedene Parteistellung der zahlreichen sich durcheinanderdrängenden Figuren selbst in physiognomischer Beziehung mit außerordentlicher Meisterschaft behandelt ist. Gleiche Anerkennung verdient Fritz Werner's Scene aus der dresdener Galerie, worin namentlich auch die Behandlung der die Wände bedeckenden alten Meisterwerke bewundernswürdig ist. Menzel's Zurückkehrende Procession excellirt ebenfalls durch prägnante Charakteristik; nur erscheint die Composition

für die Kleinheit des Formats etwas zu skizzenhaft behandelt; was das Colorit betrifft, so können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der geniale Meister in letzter Zeit mehr und mehr in einen schwärzlich-bunten Ton — der scheinbare Widerspruch in diesem Ausdruck kennzeichnet genau das, was wir meinen — gefallen ist, der nicht angenehm wirkt. Reich an feiner Charakterisirung ist ferner Nicolet's Marktscene in Düsseldorf, ein sehr figurenreiches und mit großer Sorgfalt durchgeführtes Bild. Unter den Scenen fremdländischen Charakters ist eigentlich nur das vortreffliche Gemälde von W. Gentz: Koranvorlesung, als gediegene Arbeit hervorzuheben, da E. von Ranconnet's Hindufrauen am Valkeschwarteich in Bombay höchstens als ganz flüchtige Farbenskizze, allerdings von großer Tonfeinheit, Geltung beanspruchen kann, sofern von Zeichnung, geschweige von Composition darin — wie es scheint mit Absicht — keine Spur zu erkennen ist. Endlich wollen wir auch Löwenthal's deutsche Studenten der Theologie auf dem Monte-Pincio in Rom als ein nicht ohne pikante Feinheit behandeltes und auch in der Farbe recht harmonisches Bild erwähnen.

Das humoristische und naive Genre ist diesmal weniger als sonst vertreten. Hübsch in der Idee und mit Liebe durchgeführt ist Antonie Volkmar's Gemälde mit dem Titel: Bin ich versetzt worden?, darstellend zwei junge Mädchen, die eine kranke Freundin besuchen, welche, durch ihre Krankheit verhindert, an dem feierlichen Act des Schulschlusses nicht hat theilnehmen können und nun die obige Frage an ihre Schulfreundinnen richtet. Schon daß die Situation, obschon in voller Objectivität dargestellt, so deutlich zu erkennen ist, muß als ein Vorzug des Bildes hervorgehoben werden, da gerade in heutiger Zeit das Gesuchte und Unklare in den Genrecompositionen mehr und mehr überhandzunehmen scheint. Auch Weese's Ueberraschung, eine elegante junge Dame, die in Begleitung ihres Hündchens aus dem schattigen Park aufs freie Feld tritt, wo sie sich plötzlich zwei der Ruhe pflegenden Vagabunden gegenüber sieht, ist mit großem Geschick durchgeführt. Nordenberg hat in seiner Schwierigen Correspondenz eine durch ihre derbe Charakteristik sehr drollige Scene im innern Schiffsraum geschildert: ein alter Matrose dictirt einem jungen, lächelnd zu ihm aufschauenden Burschen einen Brief. Eine andere Briefscene stellte Defregger mit gewohnter Meisterschaft in seinem Liebesbriefe dar. Nennenswerth sind noch die zwar etwas glatten, aber in der Wirkung anmuthigen Bildchen von Meyer von Bremen: Großmutters Erzählung, Liebesgeständniß und Brüderchen schläft, Karow's Schützenkönig und Der schwarze Mann von Gentzmer: zwei Kinder, die sich vor einem Schornsteinfeger fürchten, von welchem der Beschauer indeß nur den Schatten auf einer Bretterwand zu sehen bekommt; was uns hübsch erfunden zu sein scheint. Was endlich L. Knaus' Gemälde: Ein unwillkommener Kunde, betrifft, so können wir unser Befremden darüber nicht verhehlen, daß ein Künstler von solcher Meisterschaft, der gleichsam spielend und in souveräner Weise alle technischen Darstellungsmittel beherrscht und schon so wahrhaft Bedeutendes an feinster psychologischer Charakteristik geleistet hat, zu Motiven so trivialer Art sich herablassen kann. Selbst die Feinheit und Frische des Colorits hat, wie es scheint, darunter gelitten. Auf eine nähere Kritik des Bildes einzugehen, wollen wir uns daher lieber versagen, da es wirklich zu unbedeutend ist.

Von den überzahlreichen Porträts der Ausstellung hätten, ohne der letztern Eintrag zu thun, füglich zwei Drittel ganz fortbleiben können, die ebenso gleichgültige und uninteressante Persönlichkeiten darstellen, wie sie ohne besondere künstlerische Feinheit ausgeführt erscheinen. Wir beschränken uns daher auf die Erwähnung der verhältnißmäßig geringen Anzahl derjenigen Bildnisse, welche, ganz abgesehen von ihrem Darstellungsinhalt, in der Auffassung und technischen Behandlung das Gepräge echter Kunstleistungen zeigen. Hierzu gehören vor allem

die Bildnisse von G. Richter, Fr. Kaulbach (Hannover), der besonders in der anmuthsvollen Auffassung edler Weiblichkeit excellirt, und von dessen Sohn Fritz A. Kaulbach, der zu einer ernstern Tonstimmung als sein Vater hinneigt, Graef, dessen Porträts eine fast stereoskopische Klarheit der plastischen Formenbehandlung zeigen, Sichel, dessen Bildniß der Dame in blauseidenem Kleide von berückender Schönheit ist, Pohle, Ziegler, Schrader, Holter, Biermann, Graf Harrach und Heydeck, welche alle den Charakter echter Kunstwerke, wenn auch von verschiedenartigster Wirkung in Bezug auf Haltung, Ausdruck und Tönung, offenbaren. Besonders erwähnen müssen wir noch zwei Bildnisse von Gussow, von denen das eine eine junge Dame mit schwarzem Haar in weißer Gewandung auf unbestimmt rosafarbenem Hintergrunde, das andere ein noch dem Backfischalter angehöriges schmalwangiges Mädchen in schwarzer Kleidung mit feuerfarbenen Schleifen im Haar und an der Brust auf rehfarbenem Hintergrunde darstellt: Tonverbindungen und Contrasteffecte, deren Kühnheit um so außerordentlicher erscheint, als es dabei dem Künstler in eminentem Grade gelungen ist, alle Tongegensätze zu durchaus harmonischer, wenn auch etwas absonderlich wirkender Stimmung zu vermitteln. Endlich sind noch zwei ziemlich umfangreiche Gemälde von Munkacsy, die eigentlich schon dem höhern Genre angehören, zu erwähnen. Sie stellen dar, das eine das Atelier des Künstlers mit seinem eigenen und dem Porträt seiner Frau und Die beiden Familien. Das erstere zeigt den Künstler im Atelliercostüm vor einem Gemälde, über welches er, wie es scheint, das Urtheil seiner neben ihm sitzenden Gattin erwartet; das andere stellt ein elegantes Intérieur, offenbar den Salon der Künstlerwohnung, dar, worin man außer der Familie des Künstlers noch eine andere Familie, nämlich eine Dogge mit ihren Jungen, erblickt. Die Meisterschaft, mit der nicht nur die Personen und Thiere, sondern alles Stoffliche, woran beide Compositionen überreich sind, durchgeführt erscheinen, ist in der That bewundernswürdig. Das Colorit der Bilder ist in jenem etwas kühlen, aber höchst feinen Grundton gehalten, welcher die prägnante Schärfe der eleganten Zeichnung durch den reinen Metallklang überall harmonisch vermittelter Localfärbung zu plastischer Bestimmtheit erhebt.

Auch bei Erwähnung der Landschaften, zu denen wir nunmehr übergehen, können wir uns auf nähere Beschreibung nicht einlassen, sondern müssen uns darauf beschränken, die hervorragendern Werke, welche als gediegene Vertreter der vier Hauptrichtungen, nämlich der stilisirten Landschaft, der Stimmungslandschaft, der Effectlandschaft und der Vedute, wohin wir denn auch die Architekturbilder rechnen können, namhaft zu machen. Unter den Landschaften erster Art nennen wir als gediegene Werke, außer den schon erwähnten beiden in dem Stil von Blechen behandelten Landschaften von Kanoldt mit antiken Staffagen, Lichtenfels' Gipfel des Aetna, ein langgestrecktes, in tiefbraunem Ton gehaltenes Gemälde von ernster Schönheit, Cohen's etwas bunte Landschaft mit dem Raub des Hylas, Stäbli's Landschaft aus der Gegend des Ammersees, Erdmann's Römische Campagna und F. v. Schennis (in Weimar) etwas curiose, in durchgängig graugrünem Ton gehaltene Phantasielandschaft Am Abend. Am zahlreichsten ist die Stimmungslandschaft vertreten, welche freilich oft nahe an die Grenze der Schöngegend-Malerei streift. Zu den vorzüglichern Bildern dieser Art gehören die Werke von Gude, Stäbli, Wilberg, Hertel, Vosberg, Max Schmidt, Koken und Dreßler (in Breslau); auch müssen wir die außerordentlich fein gestimmte Winterlandschaft, Der letzte Schnee betitelt, von F. v. Klever (in Petersburg) hierher rechnen. Auch an trefflichen Effectlandschaften fehlt es nicht; namentlich gehören dazu die beiden Landschaften von Oswald Achenbach, die zauberhafte Quelleinsamkeit von Rudolf Schick und namentlich die große und außerordentlich wirksame Sommernacht bei den Lofoden von Oesterley in Ham-

burg), in welcher uns nur die Luftzeichnung etwas gekünstelt erschien. Außerdem nennen wir noch die Arbeiten vom Grafen Harrach, Koerner, Grafen Kalkreuth, von Meckel, von Kameke; als besonderes Genre die orientalischen Landschaften von Berninger (in München): Der Golf von Algier und Die Rast in der Wüste, welch letztere namentlich auch durch die Staffage von beladenen Kamelen interessirt. Auch von Fischer ist eine etwas düster gehaltene tropische Landschaft ausgestellt. Zahlreich ferner ist die sogenannte Genrelandschaft, d. h. Landschaft mit vorwaltender Staffage von Menschen und Thieren, vertreten; doch haben wir in dieser Zwittergattung ebenso wenig Hervorragendes entdecken können wie im Gebiet der Architekturmalerei, mit Ausnahme des gediegenen Bildes von A. Holländer (in Florenz), Kirche San-Francesco in Assisi, welches sich durch poetische Auffassung und klares Colorit auszeichnet, und etwa P. Ritter's (in Nürnberg) Der schöne Brunnen in Nürnberg, in welchem es nur dem Vordergrunde an hinlänglicher Kraft mangelt.

Unter den Thierstücken sind als gediegene Leistungen zu notiren Ahrendt's Chausseewalze, vor welche ein Zug von sechs kräftigen Pferden gespannt ist, deren energische Zeichnung zu loben ist, Tiratelli's (in Rom) Kämpfende Stiere, M. Delfs' (in Hamburg) Requisitions- und Gefangenentransport, Gabani's (in Rom) Pferde in der Campagna und die vortrefflich gezeichneten Schaf- und Rinderbilder von Mali (in München), die auch in landschaftlicher Beziehung künstlerischen Werth haben. Dagegen fallen die Brendel'schen Schafställe und die Waldlandschaft mit Schafen trotz der pikanten Staffirung der letztern mit einer badenden Schäferin ziemlich ab. Auch im Frucht- und Blumenstück sowie in der Stilllebenmalerei hat die Ausstellung zahlreiche und zum Theil künstlerisch sehr werthvolle Arbeiten aufzuweisen, und zwar sind es vorzugsweise die von weiblicher Hand, in denen sich nicht nur die liebevollste Sorgfalt der Ausführung, sondern auch die größte Energie und Feinheit der coloristischen Behandlung sowie echt künstlerischer Geschmack offenbart. Namentlich müssen wir hervorheben den reizenden dreitheiligen Wandschirm von Baronesse Preuschen (in Darmstadt), welcher unter dem Titel Sub rosa ein in der Farbenstimmung sehr ernst gehaltenes, höchst geschmackvoll arrangirtes Stillleben darstellt, nicht minder Helene Stromeyer's (in Karlsruhe) Brunnen in Lichtenthal, Marie Oesterley's (in Hannover) Im Frühling sowie den ebenfalls mit einem Stillleben bemalten eintheiligen Ofenschirm von Johanna Borchart (in Karlsruhe); nicht zu vergessen die trefflichen Päonien und Früchte mit Blumen der talentvollen und bereits renommirten Anna Peters (in Stuttgart). Von gediegenen Werken männlicher Hand erwähnen wir H. Friedrich's (in Dresden), Kunz' (in München) und Albert Hertel's Stillleben sowie das Fruchtstück und das Stillleben von Grönland, der sich nur meist im Format vergreift und außerdem in der Ausführung einer für dieses, hauptsächlich durch das reizvolle Detail wirksame Gebiet unpassenden Freiheit der Behandlung huldigt.

Indem wir hier mit der Oelmalerei abschließen, gehen wir — unter Verzichtleistung auf eine Besprechung der architektonischen Modelle und Entwürfe, die nur in einer Fachzeitung von Interesse sein könnte — sogleich auf die Aquarellen und Zeichnungen über, an die sich dann die Erwähnung der hervorragendern Arbeiten aus dem Gebiet der graphischen Künste anschließen mag. Die Aquarellmalerei hat in neuerer Zeit, namentlich durch das Studium der englischen und französischen Aquarelliſten, die im großen und ganzen immer noch unerreichbar dastehen, auch in Deutschland einen großen Aufschwung genommen. England ist nur zweimal, durch Dobson's Luscinda und Gilbert's Standartenschlacht, ein figurenreiches, mit großer Virtuosität ausgeführtes Gemälde, Frankreich dagegen gar nicht vertreten. Passini (in Venedig) hat wieder eins seiner fein charakteri-

sirten und technisch bewunderungswürdigen Genrestücke, betitelt In der Sakristei, eingesandt. Unter den deutschen Arbeiten verdienen die großen stimmungsvollen Veduten: Antikes Theater bei Syrakus, das Olympeion bei Syrakus und Ansicht von Innsbruck von Edgar Meyer Anerkennung. Außerdem sind zu nennen die etwas trockenen Mußestunden in Heringsdorf von A. von Werner, der Abend bei Misdroy von Teschendorff, Seemann's Italienischer Hirt, Stoltenberg's arabische Veduten und Dreßler's (in Berlin) idealisirte Landschaften. Höchst interessant, obschon nach des Künstlers Manier etwas skizzenhaft behandelt, sind die Reisestudien von Ad. Menzel, namentlich durch die feine, oft nur mit wenigen Strichen angedeutete Individualisirung der Formen. Auch von Skarbina, der einer ähnlichen Manier huldigt, sich aber sonderbarerweise auf die Darstellung der geschmacklosen Zeit des ersten französischen Kaiserreichs verlegt hat, deren Formen auf ernste Motive angewandt (wie in dem von uns oben unerwähnt gebliebenen Oelgemälde Sonnenuntergang), in den Eindruck einer unfreiwilligen Komik umschlagen, sind mehrere Aquarellen mit ähnlichen Motiven: Incroyable und Sitzende Dame (Empirestudie), vorhanden, welche den routinirten Techniker verrathen. Als erwähnenswerth nennen wir noch die Arbeiten von L. Spangenberg, Streckfuß, R. Werner, Pflugradt, Scherfling und Karl Grunert. Auch die Pastellbilder von Rosa Petzel, zwei weibliche Porträts darstellend, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, ebenso wenig die mit Geschick gemachten Kohlenzeichnungen von A. Hintze und die großen Zeichnungen (Grisaille) von Hermann Kaulbach (in München) für die Gustav-Freytag-Galerie, darstellend Immo und Hildegard und Friedrun als Himmelskönigin.

Unter den Namen der Kupferstecher fehlen diesmal mehrere der bedeutendsten, wie Mandel, Eichens, Habelmann u. a.; von den erschienenen sind hervorzuheben Raab mit einem Stich nach der Madonna von Tizian und einem Rahmen mit sieben Radirungen nach van Dyck und Karl Becker mit einem Stich nach Palma Vecchio.

Indem wir unsere flüchtige Uebersicht über die hervorragendern Werke der Ausstellung mit einer kurzen Besprechung der plastischen Werke schließen, können wir nicht umhin, die Bemerkung voranzuschicken, daß auch die Arbeiten auf diesem Gebiet im allgemeinen hinsichtlich der Wahl der Motive wie in der Auffassung und Behandlung derselben jene Merkmale einer gewissen Unsicherheit und Zerfahrenheit an sich tragen, welche wir oben als unverkennbare Symptome einer Uebergangsepoche bezeichnet haben. Es waltet nämlich vielfach in der Wahl der symbolischen Motive, die ja hier vorzugsweise Berechtigung haben, ein Haschen nach absonderlichen und der plastischen Gestaltung widerstrebenden Ideen statt, wie z. B. in Reusch's Dämon des Dampfes. Der Sockel wird durch die Trümmer eines explodirenden Dampfkessels gebildet, aus welchem strahlenförmig der Dampf emporspringt. Auf und zwischen diesen sehr massiven Strahlen erhebt sich nun die ebenfalls compact gedachte, im übrigen aber vortrefflich modellirte Figur des Dämons, eine nackte Mannesgestalt von grimmigem Ausdruck mit Fledermausflügeln, die in beiden krampfhaft auseinandergestreckten Händen die zerbrochenen Enden einer Kette hält, deren Schlußringe noch an den Handgelenken befestigt sind. Die Bedeutung des Ganzen ist ja ziemlich klar; es ist nur die Frage, ob dergleichen plötzliche Bewegungsmomente, in so derb realistischer Weise plastisch fixirt, nicht einen allzu crassen Widerspruch enthalten, um ästhetisch möglich zu sein. Außerdem wäre, selbst hinsichtlich der Grundidee, der Einwurf am Platze, daß hier nur die zerstörende Gewalt des Dampfes, nicht aber die für die moderne Culturentwickelung so außerordentlich wichtige Kraft desselben im Dienst der menschlichen Intelligenz und gebändigt durch dieselbe zur Darstellung gebracht ist. Gleichwol müssen wir die Arbeit hinsichtlich der Originalität der Erfindung sowie der tech-

nischen Behandlung als eins der Hauptwerke der Ausstellung bezeichnen. Unter den sonstigen allegorisirenden, mehr oder weniger realistisch gehaltenen Symbolgestalten heben wir noch hervor: die beiden für den Bronzeguß zur Aufstellung im Sitzungssaale der Reichsbank bestimmten Figuren des Friedens und des Sieges, die erstere von A. Wolff, die zweite von Siemering, welche zu beiden Seiten der recht gefälligen Gruppe einer die Kaiserbüste bekränzenden Victoria von Eberlein aufgestellt sind; ferner R. Henze's (in Dresden) Grabfigur der Trauer in Marmor, die sich durch edle Haltung und saubere Ausführung auszeichnet. Auch die Bronzefigur für das Kriegerdenkmal in Hannover von Volz macht einen würdigen, echt monumentalen Eindruck; nicht minder die beiden altgermanischen Dioskuren, zwei Obotriten, sich und ihre Pferde zum Kampf rüstend; sie sind in bronzirtem Zink von Czarnikow und für die Schloßbrücke in Schwerin in kolossalem Maßstabe ausgeführt. Im antiken Genre sind hervorzuheben: die sauber (in Marmor) ausgeführte Figur des Paris von Unger, eine schöne jugendliche Gestalt, die sich mit dem linken Arm auf den langen Schäferstab stützt, während zu ihren Füßen ein Hund kauert; Bergmeier's sehr energisch componirte Gruppe Orpheus in Verzweiflung über den Tod der Eurydice, von Hofer's Raub der Proserpina, ebenfalls eine lebendig gestaltete Gruppe (in Marmor), in welcher nur, von der rechten Seite gesehen, der Körper der weiblichen Gestalt, namentlich auch hinsichtlich der Haltung des Kopfes, eine etwas steife Linie bildet, und Voß' (in Rom) gefällige Marmorgruppe: Amor, von der Psyche umarmt. Hoffmeister's Amor, einen Pfeil schärfend, ist etwas genrehaft behandelt, Ohmann's Faun und Satyr zu gekünstelt in der Gruppirung. An anderweitigen, dem eigentlichen Genre angehörigen Werken in größerm Maßstabe nennen wir die sitzende Gestalt des in einem Buche lesenden Anachoreten von Klein, eine mit michelangelesker Derbheit behandelte fast kolossale Figur, den, wie es scheint, in melancholische Gedanken versunkenen sitzenden Hofnarren von Hofmeister, eine im Gedanken originelle und vortrefflich modellirte Gestalt, sowie die ganz modern gedachte, aber recht anmuthige Figur des Tauben fütternden Mädchens von Pfuhl.

An Porträtfiguren und Büsten ist die Ausstellung zwar überreich, aber fast in allen überwiegt eine entschieden realistische Auffassung über ideale Charakterisirung der Persönlichkeit. Zu den wenigen, welche etwas strenger und sozusagen monumentaler gestaltet sind, gehören die Büsten von Manthe, Wiese, Bergmeier und Pfuhl.

Politische Revue.

22. September 1880.

In die Ferien der gesetzgebenden Versammlungen fallen mehrere Ereignisse von Wichtigkeit für die kommenden Sessionen. Das erste ist die Spaltung der nationalliberalen Partei, die schon lange in der Luft lag, indem die diplomatisirende Führung von Bennigsen's allen denen unbequem war, welche nicht gesonnen waren, der Opportunitätspolitik immer von neuem liberale Principien zu opfern. Die Organe des größern treu gebliebenen Theiles der Partei erheben den Alarmschrei über die Secession; sie erklären sie für unbegründet, indem die Kluft der Meinungen keineswegs eine so große gewesen sei, um ein ferneres Zusammengehen unmöglich zu machen, und besonders das Programm der Secessionisten von der ganzen Partei unterschrieben werden könne; sie erklären vom vornehmen Standpunkte der neuen Realpolitik das Hervorheben von Principien für einen Rückfall in die Kindlichkeit der politischen Bewegung, gleichsam für eine vormärzliche Velleität; sie sehen selbst für das Bestreben, eine große liberale Partei zu bilden, diese Anfänge so ungünstig wie möglich an, indem statt dessen nur die Zersplitterung der Partei dadurch gefördert werde.

Daß eine Partei ihren Zusammenhalt verloren hat, wenn sie bei wichtigen Fragen in den Abstimmungen auseinandergeht, ist doch fraglos und es dient nur zur Klärung der Situation, wenn sich unvereinbare Elemente trennen. Mag man die wirthschaftlichen Fragen für ein neutrales Gebiet erklären, da ja auch innerhalb der conservativen Parteien in Bezug hierauf keine vollständige Einstimmigkeit herrschte: die Spaltung in der Kirchenpolitik war jedenfalls von weit tiefer greifender Bedeutung. Doch abgesehen von den Verhandlungen und Abstimmungen, wo sie überhaupt zu Tage traten . . wie oft haben, als der Zusammenhalt der Partei noch für das höchste Dogma galt, viele Mitglieder derselben ihm zu Liebe Zugeständnisse gemacht und diese oder jene Position ihrer persönlichen Ueberzeugung aufgegeben. Nicht der offene Zwiespalt, sondern die latente Verleugnung der Principien im einzelnen Fall, um die Partei, welche im großen und ganzen für den Hort derselben galt, nicht zu schädigen, war das schleichende Uebel, von welchem nur ein kühner Entschluß befreien konnte. Viele Gesammtabstimmungen der Partei, an denen auch die jetzigen Secessionisten sich betheiligten, standen im offenbaren Widerspruch mit den Principien des Liberalismus. Den Alp der politischen Casuistik abzuschütteln, dazu trieb eine Art von Gewissensregung . . . und das ist die eigentliche Bedeutung der Secession.'

Unter den Führern derselben befinden sich Forckenbeck und andere, welche seit dem berliner Städtetage auf die Bildung einer großen liberalen Partei hingearbeitet haben. Nun erscheint es freilich als ein Widerspruch, diese bilden zu wollen dadurch, daß man eine neue liberale Fraction ins Leben ruft; praktischer wäre offenbar eine Verschmelzung mit der Fortschrittspartei gewesen, wenn diese durch gegenseitige Zugeständnisse hätte ins Leben gerufen werden können; doch trotzdem daß die letztere die Secession freudig begrüßt und ein Zusammenwirken mit derselben in Aussicht gestellt, auch bei der Wahlagitation, wie bei der magdeburger Ergänzungswahl für Herrn von Sybel, freilich ohne Erfolg, indem Lasker mit seiner Candidatur nicht durchzudringen vermochte, schon zu thatsächlicher Wahrheit gemacht hat, so handelt es sich immer nur um ein Nebeneinander der beiden Parteien. Die Parteibildungen der Parlamente haben stets eine gewisse Sprödigkeit; sie haben ihre Geschichte, ihre Fahnen, wie die Regimenter; es wird schwer sein, sie in Fluß zu bringen für eine Neugestaltung. Offenbar denkt die neue deutschliberale Partei auch kaum an Erfolge auf dem jetzigen parlamentarischen Boden: sie betrachtet sich aber als den Nucleus für eine neue Zellenbildung, für eine große Organisation bei den künftigen Wahlen. Die Entscheidung hierüber ist in die Hand des Volkes gegeben; an der Wahlurne nur vollziehen sich die großen Neubildungen der Parteien.

Die Vorgänge selbst, über welche die Zeitungen berichten, waren die folgenden. Zuerst hatte sich Lasker von der nationalliberalen Partei „abgesprengt"; er war ein Secessionist auf eigene Faust; er gab das Beispiel, ohne sich indeß an die Fortschrittspartei anzuschließen, sowenig er sich bisher an die neue deutschliberale angeschlossen hat. Der Austritt der Abgeordneten, welche die letztere bildeten, erfolgte am 30. Aug.: wenigstens wurde an diesem Tage das Programm der neuen Gruppe veröffentlicht. Es rechtfertigte gleich von vornherein die Secession mit der Ueberzeugung, „daß die nationalliberale Partei gegenüber den wesentlich veränderten Verhältnissen nicht mehr von der Einheit politischer Denkart getragen wird, auf der allein ihre Berechtigung und ihr Einfluß beruhten". Dann betont das Programm die Wirksamkeit eines wahrhaft constitutionellen Systems, festen Widerspruch gegen die rückschrittliche Bewegung, das Festhalten an den nicht leicht errungenen politischen Freiheiten, mit denen die wirthschaftliche eng verbunden sei. „Nur unter Wahrung der constitutionellen Rechte, unter Abweisung aller unnöthigen Belastungen des Volkes und solcher indirecten Abgaben und Zölle, welche die Steuerlast vorwiegend zum Nachtheil der ärmern Volksklassen

verschieben, darf die Reform der Reichssteuern erfolgen. Mehr als für jedes andere Land ist für Deutschland die kirchliche und religiöse Freiheit die Grundbedingung des innern Friedens; dieselbe muß aber durch eine selbständige Staatsgesetzgebung verbürgt und geordnet sein. Ihre Durchführung darf nicht von politischen Nebengedanken abhängig gemacht werden, die unveräußerlichen Staatsgesetze müssen gewahrt und die Schule darf nicht der kirchlichen Autorität untergeordnet werden." Dieses Programm trägt 28 Unterschriften; darunter finden sich die Namen Bamberger, Braun, von Forckenbeck, Meyer, Rickert, von Stauffenberg. Am meisten wandte sich die Kritik des Programms gegen den einen Satz: „das einige Zusammengehen der liberalen Partei in den wesentlichen Fragen, das Aufhören verwirrender und aufreibender Kämpfe verschiedener liberaler Fractionen erscheint uns als die unerläßliche Voraussetzung für das erstrebte Ziel." Wie, rufen die Gegner, und um dies Ziel zu erreichen, die Bildung einer neuen Fraction, die abermalige Zersplitterung der Liberalen ... ist dies nicht ein thatsächlicher Widerspruch? Es läßt sich nicht leugnen, daß die Deutschliberalen sich in einem Dilemma befinden, indem sie einerseits ihren Austritt aus der bisherigen liberalen Partei rechtfertigen, andererseits aber die allgemeinen Grundlagen für eine liberale Partei der Zukunft legen müssen; sie müssen gleichzeitig hervorheben, was sie jetzt trennt und was sie später vereinigen soll. Gerade der Hinblick auf eine große deutschliberale Partei, deren Kern sie jetzt bilden wollen, mag die etwas allgemeine Fassung des Programms rechtfertigen, denn die Thüren sollen nach rechts und links offen stehen. Der Hauptnachdruck ist wol auf das wahrhaft constitutionelle System zu legen, das heißt auf eine parlamentarische Regierung, in welcher die Minister aus den Majoritäten des Parlaments hervorgehen. Davon sind wir bekanntlich in Deutschland noch weit entfernt und einen Theil der Schuld tragen unsere parlamentarischen Zustände überhaupt, denen eine sichere Mehrheit und zwei große Parteien, wie die Whigs und Tories, fehlen. Gelingt es den Secessionisten in der That, eine große liberale Partei zu bilden, wie es ihre Absicht ist, so würde auch die Majorität im Parlament aufhören, eine schwankende zu sein.

Weit bestimmter sprach sich der Abgeordnete Rickert in einer bereits vor der ausdrücklichen Secessionserklärung der Linken der Nationalliberalen gehaltenen Rede in Danzig aus; er hob hervor, eine durchgreifende Besserung unserer innern Verhältnisse sei nur zu erwarten, wenn wir zu großen Parteien gelangten; die Conservativen hätten es verstanden, sich von Köller bis zu Stöckel zu vereinigen. Die Ziele einer großen liberalen Partei formulirt Rickert dahin, es gelte jetzt Front zu machen gegen alle rückschrittlichen Bewegungen der Conservativen und des Centrums, es gelte das, was die Liberalen in langer mühsamer Arbeit errungen, zu vertheidigen. Aufrechterhaltung der Falk'schen Politik in Schule und Kirche, Aufrechterhaltung der Delbrück'schen Zoll-, Münz- und Handelspolitik, Ruhe und Sicherheit für das gesammte Erwerbsleben der Nation, Abwehr aller bedenklichen wirthschaftlichen und Steuerexperimente, volle Aufrechthaltung der Rechte der Volksvertretung: das sei das gegebene Programm für die liberale Partei. Rickert, der eigentlich nicht zum linken Flügel der nationalliberalen Partei gehört, ist zu seiner jetzigen Opposition vorzüglich durch die Wirthschaftspolitik der Regierung, die einen Theil der Partei für sich hatte, gedrängt worden, wie er denn auch in seiner Rede die Verurtheilung jener Wirthschaftspolitik in den Vordergrund stellte.

Wie es scheint, wird die neue Partei vorzugsweise in Preußen auf einen Boden rechnen können, in welchem sie Wurzeln schlagen kann. In Süddeutschland verhalten sich wenigstens die tonangebenden Parteiorgane kritisch und ablehnend; dasselbe ist in Sachsen der Fall. Der Reichsverein wenigstens hat auf die Secessionisten sein Interdict geschleudert: gleichwol ist damit nicht gesagt, daß die Spaltung nicht auch hier allmählich die festgefugte Parteiorganisation ergreifen

wird. Die Hannoveraner haben sich dicht um ihren Bennigsen geschart; dieser misbilligt die Secession auf das entschiedenste: ist sie doch wesentlich ein Protest gegen seine Parteileitung; doch lebt er, wie die „Nationalliberale Correspondenz" erklärt, der Hoffnung, „daß die Gemeinsamkeit der Bestrebungen, wie sich auch in Zukunft naturgemäß ergeben werde, wenigstens die schlimmsten Folgen, welche die Secession für die Sache des gemäßigten Liberalismus haben könnte, verhüten werde". Aehnlich sprach er sich vor den versammelten Parteigenossen in Hannover aus. Von einer liberal-conservativen Partei will er indeß, wie er schon vorher in Baden seinen Parteigenossen erklärte, nichts wissen. Die freiconservativen Blätter nehmen indeß ein Zusammenwirken der jetzigen, gewissermaßen purificirten nationalliberalen Partei mit den Freiconservativen in sichere Aussicht. Die Verdienste der nationalliberalen Partei um die Einigung Deutschlands sind in den deutschen Staaten außerhalb Preußens und in den annectirten Ländern innerhalb desselben noch in so lebendiger Erinnerung, daß man hier den Zusammenhalt der Partei gewünscht hätte, indem man den Nachdruck auf das „Nationale" legt, gegenüber manchen hier und dort auftauchenden particularistischen Bestrebungen. Es ist begreiflich, daß hier überall die Trennung der Partei weniger Zustimmung findet.

Die andern Vorgänge von Wichtigkeit in der parlamentarischen Pause betreffen die Neubesetzung wichtiger Reichs- und Staatsämter. Das Schmerzenskind Elsaß-Lothringen beschäftigt die deutsche Presse angelegentlich: der neue Statthalter, General von Manteuffel, wird von einer großen Zahl von Blättern angeklagt, das Deutschthum nicht mit der nöthigen Energie zu schützen, den Franzosen und Ultramontanen gegenüber zu viel Liebenswürdigkeit zu entwickeln. Es ist bekannt, daß der Staatssecretär Herzog, der für ein straffes Beamtenregiment zur Niederhaltung der französischen Gelüste eintrat, sich gegenüber dem mit größerer Machtvollkommenheit ausgerüsteten Statthalter nicht zu behaupten vermochte. Sein Rücktritt besonders gab das Signal zu den heftigen Angriffen der Presse auf die Politik des Statthalters. Lange Zeit hindurch hieß es, der Posten eines Staatssecretärs werde nicht wieder besetzt werden; da überraschte die Nachricht, daß kein Geringerer als der Nachfolger Delbrück's im Präsidium des Reichskanzler-Amtes, Hofmann, diese Stellung einnehmen wird, die gegen die Machtstellung des Statthalters nicht scharf genug abgegrenzt erscheint: doch mag über diese fließenden Grenzen vielleicht die Geschmeidigkeit hinweghelfen, mit welcher Hofmann bisher seinen hohen schwierigen Posten behauptet hat. Wird nun der neue Staatssecretär sich in Opposition gegen das Verwaltungsprincip des Statthalters setzen? Die Klagen gegen denselben gehen besonders von den deutschen Beamten aus, welche sich bei dem Liebäugeln des Herrn von Manteuffel mit den Protestlern und den Klerikalen wie „aufgegeben" fühlen inmitten einer feindlichen Bevölkerung. Ein Correspondent der „Kölnischen Zeitung" erklärte geradezu, daß, dank einer verfehlten Verwaltungspolitik des Statthalters, in Einem Jahre für das Deutschthum alles verdorben worden sei, was in acht Jahren mühsam zu Stande gebracht war. Gegen eine so fulminante Anklage nahm ein Theil der süddeutschen Presse Herrn von Manteuffel in Schutz. Wir meinen, daß man dem persönlichen Auftreten des Statthalters Dinge schuld gibt, die aus ganz andern Gründen hervorgehen. Ob Elsaß-Lothringen mit straffem Beamtenregiment regiert, ob die Zügel des Regiments mehr gelockert werden: das wird in Bezug auf die innere Annexion der Reichslande an das Deutsche Reich und auf die Gewinnung der widerstrebenden Elemente keinen so tiefgreifenden Unterschied machen. In einem Jahrzehnt vollziehen sich solche Annäherungen nicht. Wenn aber die Elsaß-Lothringer in neuester Zeit wieder franzosenfreundlicher scheinen, so darf man nicht vergessen, daß die Consolidirung der französischen Republik nach Beseitigung der Mac-Mahon'schen Misregierung wieder eine größere Anziehungskraft auf alle Gemüther ausüben muß,

die einmal in französischen Traditionen aufgewachsen sind. Sie sehen ein großes Staatswesen auf der Grundlage vollkommen politischer Freiheit aufgebaut und einen außerordentlichen nationalen Wohlstand, ein reorganisirtes großes Heer ... und fortwährend selbst von den Machthabern des Staates tönt in leiserer oder lauterer Verheißung die Kunde herüber, daß Frankreich seine verlorenen Kinder sich wiedergewinnen will. Ist es da ein Wunder, wenn das Franzosenthum im Elsaß wieder stolzer und siegsgewisser auftritt? Der Neigung zu ungünstigen Vergleichen zwischen dem neuen und dem alten Vaterlande kommen mancherlei Misstände in der Entwickelung des Reiches, besonders seiner wirthschaftlichen Lage entgegen. In der jetzigen politischen Weltlage, bei den fortwährenden Gerüchten von antideutschen Allianzen, bei der beständigen Spannung auf eine Krisis, welche auf Unkosten Deutschlands die Karte Europas abermals revidirt, werden die Bewohner der Reichslande, soweit sie deutscher Art und deutschem Sinn entfremdet sind, sich schwer an den Gedanken einer dauernden Zugehörigkeit an das Reich gewöhnen; sie werden diese nur als ein Provisorium betrachten. Wir meinen, es wird eines abermaligen Sieges über Frankreich bedürfen, um die Reichslande wahrhaft und dauernd mit dem Deutschen Reiche zu verschmelzen.

An Hofmann's Stelle ist der Oberpräsident von Schleswig-Holstein, von Bötticher, gerückt, als Präsident des Reichsamtes des Innern: er hat durch die Gunst des Kanzlers eine rasche Carrière gemacht; schon im Jahre 1878 war er von ihm neben Varnbüler und Tiedemann als Vertrauensperson in die Zolltarifscommission des Bundesrathes berufen worden. Das preußische Portefeuille für Handel und Gewerbe aber, das durch Hofmann's Abgang ebenfalls erledigt worden, hat zu allgemeiner Ueberraschung kein Geringerer übernommen als Fürst Bismarck selbst, trotz seiner oft beklagten Ueberlastung mit Aemtern: man erwartet natürlich wichtige Umgestaltungen auf diesem Gebiete, namentlich die Wiedereinführung der Innungen und Beschränkungen der Gewerbefreiheit.

Die Chronik der jüngsten Zeit berichtet aus Deutschland von dem bei der Wittelsbach-Feier des bairischen Königshauses verübten Attentat des münchener Mob auf die deutsche Reichsfahne, welches wahrscheinlich infolge ultramontaner Hetzereien stattfand; sie berichtet dagegen auch von dem glänzenden Empfange, welcher dem Kronprinzen des Deutschen Reiches überall bei seiner süddeutschen Inspectionsreise zutheil wurde; sie berichtet ferner von der Vollendung des Kölner Doms, von einem Ereigniß, bei welchem man nicht ohne Wehmuth des Königs Friedrich Wilhelm IV. gedenken muß, dem das Schicksal nicht vergönnt hat, irgendeins der Ziele zu erreichen, die er mit solcher Begeisterung anstrebte. Sein glücklicherer Nachfolger, dem es gelang, das Deutsche Reich unter Dach und Fach zu bringen und sich die Kaiserkrone auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs glorreich zu erkämpfen, wird nun auch als des Deutschen Reiches Schirmherr das kölner Dombaufest, das Fest des vollendeten majestätischen Baues, mit seiner Gegenwart verherrlichen.

Die europäische Lage gewährt nicht mehr die unbewölkte Aussicht auf dauernden Frieden: der immer engere Zusammenschluß Deutschlands und Oesterreichs vollzieht sich infolge der drohenden Aspecten, welche verschiedene deutschfeindliche Allianzen bieten, mögen sie sich auch zunächst nur in unsichern Umrissen am Horizont abzeichnen. Die Begegnung der beiden Kaiser in Ischl, der Besuch des österreichischen Reichskanzlers von Haymerle bei dem deutschen Reichskanzler, der Besuch des Kronprinzen Rudolf am berliner Hofe beweisen zur Genüge, daß die Annäherung der beiden europäischen Centralstaaten eine immer engere wird. Kaiser Franz Joseph bereist jetzt seine Staaten: Böhmen, Mähren, Galizien; er bringt allen persönlich in Erinnerung, daß die Kaiserkrone der Ausdruck und die Gewähr der Reichseinheit ist, und erklärt dies auch in seinen Antworten auf die Anreden, aus denen, mehr oder weniger vernehmlich, doch immer die nationalen Präten-

sionen herausklingen. Die Polen feiern den Kaiser mit Enthusiasmus: in der That sind von allen „annectirten" Polen die österreichischen diejenigen, deren politische Machtstellung und Selbständigkeit am wenigsten an die Lage eines besiegten Volksstammes erinnert. Doch weder der altpolnische Glanz, mit welchem die Jagellonenstadt Krakau den Kaiser empfing, noch die Feste in Lemberg vermochten dem mit den Polen deutsch redenden Monarchen irgendwelche Zugeständnisse oder Verheißungen abzugewinnen, welche den weiter gehenden Wünschen der polnischen Nationalität auch nur mit leiser Andeutung entgegenkommen. Daß die Kaiserreise ihre Spitze gegen Rußland gekehrt habe, ist ebenso wenig zuzugeben. Der Kaiser wohnte den Manövern in der Nähe von Lemberg bei, wie er den Festungsmanövern bei Olmütz beigewohnt hatte; doch an der Kriegsbereitschaft der österreichischen Armee wird man wol in Rußland nicht zweifeln.

Für die auswärtige Politik Oesterreichs mochte es als ein günstiges Zeichen gelten, daß die Fürsten von Serbien und Rumänien sich in Ischl bei der Zusammenkunft der beiden Kaiser einfanden; es war dies ein Beweis dafür, daß sie in die Machtsphäre der centraleuropäischen Allianz einzutreten wünschen und aus den Umgarnungen des Moskowiterthums sich herausseh̃nen. Diese beiden Staaten gelegentlich gegen Rußland ausspielen zu können, würde die Lage der deutsch-österreichischen Politik wesentlich verbessern. Mit Serbien indeß einen Handelsvertrag zu Stande zu bringen, ist Oesterreich noch immer nicht gelungen. Es will als der meistbegünstigte Staat angesehen werden: die Serben aber wissen wohl, daß die Magyaren jeden Handelsverkehr mit ihnen von Haus aus in Acht erklären.

Seitdem die 17 cisleithanischen Landtage im Juli geschlossen wurden, hat die innere Politik Oesterreichs Ferien. Auf diesen Landtagen wurden die Budgets durchberathen und manches Gesetz von provinzieller Bedeutung durchgesetzt. An ultramontanen Anträgen und Ergüssen fehlte es nicht; die Bischöfe im tiroler Landtage erhoben Protest gegen die Gleichberechtigung der Confessionen; der Erzbischof Rudigier sang im oberösterreichischen dem Concordat ein Loblied. Auch der Nationalitätenwirrwarr gab die unvermeidlichen Lebenszeichen: Polen und Ruthenen bekämpften sich auf dem galizischen Landtage; auf dem krainer erhoben sich die Slowenen gegen die Deutschen, auf dem triester gegen die Italiener. Der große Schützentag, der zur Versöhnung der Nationalitäten beitragen und „ganz Oesterreich" zur Geltung bringen sollte, wurde nur ein Festtag der Deutsch-Oesterreicher.

Daß der Kaiser von Oesterreich gerade jetzt seine Völkerschaften und seine Truppen mustert, hängt immerhin mit der bedrohlichen Weltlage zusammen. Die orientalische Frage stellt neue Verwickelungen in Aussicht, und in Frankreich ist eine unerwartete Krisis eingetreten. Durch die russenfreundliche Politik Gladstone's, der ins Cabinet den Haß mitgenommen hat, den er als fanatischer Volksredner gegen die Türkei predigte, und dessen Gesinnungen gegen Oesterreich, trotz aller diplomatischen Betheuerungen, von entschiedenster Feindseligkeit sind, hat sich eine vollständige Wandlung in der gegenseitigen Stellung der europäischen Mächte vollzogen: England hat die Frontstellung gänzlich gewechselt. Zunächst freilich! zeigt ja die Flottendemonstration das europäische Concert in ungefährdetem Zusammenklange: unter dem Oberbefehle des englischen Admirals Seymour haben sich 17 Kriegsschiffe im Hafen von Ragusa versammelt. Die Osmanen fürchten allerdings kein neues Navarino und hätten auch schwerlich einen Grund zu solcher Befürchtung. Außer dem bunten Flaggenspiel und dem prächtigen Aufmarsche der europäischen Marine ist nur das Bombardement von Dulcigno in das Actionsprogramm derselben mit aufgenommen; es soll den Beschlüssen des Berliner Congresses betreffs der türkisch-montenegrinischen Grenzregulirung endlich der nöthige Nachdruck gegeben werden. Die Verhandlungen hierüber ziehen sich, seitdem sie einen vermeintlichen Abschluß in der Convention zwischen der Türkei und Montenegro am 12. April

1880 gefunden, in die Länge, indem die Türkei erklärte, diese Convention nicht ausführen zu können. In einer Collectivnote der Großmächte vom 3. Aug. wurde der Pforte für die Uebergabe Dulcignos an Montenegro eine dreiwöchige Frist gestellt. Die Türkei bat wegen der Schwierigkeiten der Ueberlieferung um Verlängerung dieser Frist; es schien in der That, als würde die Pforte endlich den Forderungen der Großmächte gerecht werden. Riza-Pascha besetzte Dulcigno mit türkischen Truppen, um die Festung den Montenegrinern zu überliefern. Da plötzlich, während die Flaggen aller europäischen Staaten in dem Hafen von Ragusa wehen, rückten 8000 Mann der albanesischen Liga, die schon längst in Skutari auf der Lauer lagen, in Dulcigno ein. Die Türken räumen ohne Blutvergießen den Ort und überlassen es der europäischen Flotte, die Hafenstadt mit ihren Kugeln von den albanesischen Eindringlingen zu säubern, die sich um Europa durchaus nicht bekümmern. So ist dem auf dem Wasser schwimmenden europäischen Concert wenigstens ein Actionsfeld gegeben. Mag die vereinigte Flotte auch Dulcigno in Trümmer schießen, sie wird damit nichts anderes erreichen, als den Krieg zwischen den Montenegrinern und Albanesen zu hellen Flammen anzufachen und damit die ganze orientalische Frage wieder in Fluß zu bringen. Der türkisch-griechische Conflict ist noch ungelöst; Griechenland hält die Hand am Schwert, allerdings schon seit langer Zeit und bis zur Ermüdung; auch ein türkisches Heer steht an der griechischen Grenze. Mit dieser größern Frage hat die Flottendemonstration nichts zu thun; was über Dulcigno hinausgeht, ist für sie ein Noli me tangere und jedes weiter gehende Einschreiten würde die Armada nach allen Winden auseinanderwehen. Gladstone hätte gern in einer neuen westmächtlichen Allianz die orientalische Frage gelöst; doch Frankreich, die Schutzmacht Griechenlands, wich vorsichtig zurück und ist nicht gesonnen, in der Ferne seine Kraft zu zersplittern. Die bulgarischen Wühlereien in Macedonien, die ganze Russificirung Bulgariens, die Agitation für ein Großbulgarien auch in Ostrumelien: alles deutet darauf hin, daß schwere Verwickelungen im europäischen Osten drohen, denen gegenüber besonders der große Donaustaat vor allem Stellung zu nehmen hat. Die preußischen Offiziere und Beamten in Konstantinopel haben doch nur den Zweck, in der Türkei im Nothfalle eine „nützliche" Bundesgenossin zu sichern; denn gegenüber einem französisch-russisch-englischen Triumvirat gilt es für Berlin und Wien am Bosporus eine Stütze zu finden. Zwar heißt es neuerdings, daß Italien, erbittert über das Vorgehen der Franzosen in Tunis, und um sich die Herrschaft über das Mittelmeer nicht entwinden zu lassen, geneigt sein würde, einer deutsch-österreichischen Allianz beizutreten; doch die Gelüste der Italia irredenta nach Triest und Welschtirol lassen eine solche Bundesgenossenschaft mehr als zweifelhaft erscheinen.

Die neueste Krisis in Frankreich, eine Cabinetskrisis, die sich leicht zu der Fragestellung: ob Grévy oder Gambetta, hätte zuspitzen können, beleuchtet alle diese Verwickelungen wie mit einem elektrischen Licht. Gambetta's Rede in Cherbourg ist noch unvergessen, obschon die Presse in Europa etwas leichthin darüber zur Tagesordnung übergegangen ist; der französische Volkstribun hat dem Revanchegedanken insoweit Ausdruck gegeben, als sich dies irgend mit seiner immerhin hervorragenden officiellen Stellung vertrug. Wenn Freycinet der Rede Gambetta's die Spitze abzubrechen suchte in einer den Geist des Friedens athmenden Rede, so beweist dies nur, daß Freycinet den Frieden will, Gambetta aber nicht, wenigstens nicht, sobald sich eine günstige Gelegenheit bietet, ihn zu brechen. Daß aber Freycinet nicht der einflußreichere Staatsmann ist, beweist die gegenwärtige Krisis und sein plötzlicher Rücktritt. Gambetta wird nie an Freycinet's Stelle rücken; sein Ehrgeiz geht höher; doch wenn Gambetta an Grévy's Stelle getreten, dann darf Rußland den Antrag erneuern, den es nach Varnbüler's allerdings irriger Mittheilung an Waddington gerichtet haben sollte, und wird gewiß keine Ablehnung zu fürchten

brauchen. Die jetzige Krisis in Frankreich ist aber ganz danach angethan, derartige Perspectiven zu eröffnen. Die kirchenpolitische Frage hat das Cabinet Freycinet aus den Fugen gerückt.

Mit dem letzten August war die den Jesuiten gewährte Frist zur Räumung ihrer Domicile und Anstalten abgelaufen; es ist mit diesem Orden jetzt in Frankreich gründlich aufgeräumt worden. Das Decret vom 29. März traf nun die andern, in dem Concordat des Jahres 1802 nicht anerkannten geistlichen Congregationen; sie sollten bis zum 20. Juni nachträglich um die staatliche Anerkennung einkommen. Das hat indeß nur ein einziger Frauenorden gethan; die übrigen warteten das Resultat der Verhandlungen des Vaticans mit dem französischen Premierminister ab, und dieses war die Vorlage einer Erklärung, in welcher sie die Republik anerkennen und sich dieser unterordnen. Diese Declaration hatte zur Voraussetzung, daß sie dann in ihrem Besitzstande geschützt wurden. Jedenfalls blieb dies eine brennende Frage, deren Erledigung von höchster Wichtigkeit war.

Herr von Freycinet hatte die Verhandlungen mit dem Vatican offenbar auf eigene Hand geführt; es muß fraglich erscheinen, ob er sich dabei persönlich gebunden hat. Der Verlauf der Ministerkrisis macht dies mehr als wahrscheinlich; denn nachdem anfangs der Telegraph die Nachricht gebracht hatte, daß die widerstrebenden Minister, welche an der strengen Ausführung der Decrete gegenüber den Congregationen festhielten, zurückgetreten seien, kam bald darauf die Mittheilung von dem Rücktritt Freycinet's und der Neubildung des Cabinets durch Ferry. Deutschland wird mit Bedauern hören, daß der Friedensapostel Freycinet, wenn auch infolge seiner Mäßigung auf anderm Gebiete, die oberste leitende Stellung in Frankreich aufgegeben hat; offenbar stand ihm jetzt Gambetta feindlich gegenüber und wäre Freycinet geblieben, so hätte die Krisis gewiß auch das Oberhaupt der Republik berührt. Freycinet's Rücktritt ist daher ein Sieg des Redners von Cherbourg . . . und wird so im Auslande auch empfunden werden.

Auf die Consolidation der Republik bleiben diese Vorgänge in den Regierungskreisen indeß ohne Einfluß: die monarchischen Parteien haben fast allen Boden verloren. Entscheidend waren besonders die Wahlen in die Generalräthe, deren Session am 16. Aug. eröffnet wurde; die republikanische Partei hat in 82 Departements den Sieg davongetragen und zählt jetzt aus ihren Reihen 14 Generalrathspräsidenten mehr als früher. Der Senat kann nicht mehr für eine antirepublikanische Körperschaft gelten; alle Erneuerungen desselben verstärken das Uebergewicht der Linken. Auch der Staatsrath ist kürzlich im republikanischen Sinne reorganisirt worden: er besteht aus drei Räthen vom Cassationshofe, drei Staatsräthen und dem Justizminister, und bildet bei Competenzconflicten die höchste Instanz. Dies ist insofern von Wichtigkeit, als für die Besitzstörungsklagen der Jesuiten und der andern Congregationen, die von einzelnen Gerichten angenommen worden sind, die Regierung an den Staatsrath recurriren wird. Die Armee aber ist reorganisirt und hat republikanische Führer erhalten: kein Mislaut störte das Fest der Fahnenweihe. So muß Frankreich, trotz der Wandlungen in der ministeriellen Leitung, gegenwärtig als ein starker, einheitlich regierter Staat betrachtet werden, der mit seiner ganzen Machtfülle auf der Lauer liegt, um einen Bundesgenossen für das Programm von Cherbourg zu gewinnen.

In England ist am 2. Sept. die erste Session des Parlaments unter dem Ministerium Gladstone geschlossen worden. Die Thronrede konnte zwar die Beziehungen Englands zu den andern europäischen Mächten als durchaus friedliche bezeichnen, hatte aber doch manchen wunden Punkt zu berühren: die Hartnäckigkeit der Türkei gegenüber der Regulirung der türkisch-montenegrinischen und der griechischen Grenze, die Vorgänge in Irland und Afghanistan u. a. Was Irland betrifft, so ist die irische Pächterentschädigungsbill im Oberhause gescheitert und

die gute Ernte der letzte Hoffnungsanker der Regierung. An Tumulten hat es auf der Grünen Insel nicht gefehlt; einzelne Meetings sind nicht blos blutig, sondern stürmisch verlaufen; ein Schiff im Hafen von Cork ist beraubt worden; gleichwol erklärte der Unterstaatssecretär für England, Forster, Mitte August, daß die Regierung nicht an eine Verstärkung der Truppen in Irland denke, und hierin ist auch seitdem keine Wandlung eingetreten. Den Anforderungen der Homerulers kann indeß das whigistische Cabinet sowenig genugthun wie früher das torvistische. Das Haupt dieser Partei, Parnell, verlangte für Irland ein gesondertes Parlament und eine gesonderte Verwaltung, mit andern Worten, einen Dualismus, der den Zusammenhang zwischen England und Irland auf denjenigen einer Personalunion zurückführen würde. So weit kann auch Gladstone nicht entgegenkommen, schon einige Etappen früher hat ihn ein Theil seiner Anhänger verlassen.

Einer noch schmerzlichern Enttäuschung sollte der Premier in Bezug auf die Zustände in Afghanistan ausgesetzt sein. Kaum hatte am 26. Juli der Marquis of Hartington über die Regelung der Angelegenheiten Afghanistans im Unterhause sich ausgesprochen, allerdings ohne ein festes Vertrauen in die neuen Einrichtungen zu setzen; kaum hatte er das Actenstück vorgelesen, durch welches Abdurrahman-Khan zum Emir von Nordafghanistan in Kabul ernannt worden war, als gleich darauf die Nachricht von der empfindlichen Niederlage eintraf, welche General Burrow bei Kandahar durch Ejub-Khan erlitten: eine Niederlage, auch empfindlich für die militärische Ehre der Engländer; denn der Rückzug artete in völlige Flucht aus. Ejub-Khan schloß inzwischen Kandahar ein. Zwar rückte General Roberts sogleich von Kabul zur Hülfe und zum Entsatz herbei, und er wetzte die Scharte, die den englischen Waffen geschlagen worden war, wieder in einem siegreichen Treffen aus, welches die Flucht Ejub-Khan's nach Herat zur Folge hatte. Gleichwol sind die Zustände in Afghanistan noch immer unsicher genug, und selbst die Absicht des friedliebenden Premier, die englischen Truppen ganz aus Afghanistan zurückzuziehen und die Beaconsfield'sche Politik in Asien thatsächlich zu verleugnen und aufzugeben, könnte den abziehenden englischen Truppen noch manche Schlappe zuziehen.

Belgien feierte das Fest seiner funfzigjährigen nationalen Unabhängigkeit, zu welchem es Gäste aus allen Ländern Europas eingeladen hatte. Der wichtigste Tag der lange dauernden Festwochen war der 16. Aug. Die beiden Kammern waren in einer Plenarsitzung versammelt: die wenigen Mitglieder der damaligen provisorischen Regierung waren anwesend und einer derselben sprach es aus, daß alles, was die Erhebung des Jahres 1830 und der erste Congreß beabsichtigt hatte, zur Zufriedenheit des Landes verwirklicht worden sei. In der Nationalausstellung antwortete der König auf die Rede des Ministers des Innern und des Präsidenten der Deputirtenkammer, indem er das gute Einvernehmen hervorhob, welches zwischen Belgien und den Großmächten herrsche, die seine Unabhängigkeit garantirten. Der große allegorische Festzug mit seinen Gruppen und eine von 900 Sängern ausgeführte Festcantate schlossen die Feier des 16. Aug. Wir hoffen nicht, daß die verbreitete Meinung, man werde nicht mehr alt, wenn man sein Jubiläum gefeiert habe, auf den belgischen Staat Anwendung finde: jedenfalls ist die Spannung zwischen Deutschland und Frankreich eine Gefahr für ihn, da gerade Frankreich, bei den Bollwerken, die jetzt in den deutschen Grenzlanden bestehen, im Falle der Offensive geneigt sein würde, Belgien zum Kriegstheater zu machen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Der Antiquar.

Novelle

von

Emil Taubert.

(Fortsetzung.)

III.

Die nächsten zwei Wochen befestigten den Bund der Liebenden in der herzlichsten Weise. Fast jeden Abend kam der Freund, und die Laube hallte wider von ernstem und heiterm Gespräch und frohsinnigem Gelächter; so oft der Antiquar einmal abberufen wurde, einem verspäteten Kauflustigen Auskunft zu ertheilen, ertönte der Schall der an der Ladenthür befestigten Glocke den Verlobten als ein Zeichen, daß nun Hand zu Hand, Lippe zu Lippe sich finden dürfe, und der junge Gelehrte ermüdete nicht, bald in römischer, bald in deutscher Sprache die zärtlichen Empfindungen seines Herzens auszuplaudern: er wäre von der Geliebten verstanden worden, auch wenn er in indischer oder chinesischer Zunge sich hätte ausdrücken wollen.

Unter dem jungen berauschenden Liebesglück rückte die Habilitirungsschrift in sehr verlangsamtem Tempo vorwärts. Als daher Martin nach einem seligen Abende, an welchem er der Nähe Toni's zum größten Theile ohne Zeugen froh geworden war, zu später Stunde heimkehrte, sah ihn die Marmorenle mit so vorwurfsvollen Augen an, daß er sofort beschloß, sein wissenschaftliches Gewissen zu beruhigen und die laue Sommernacht der Arbeit zu widmen. Bald stieß er auf eine Stelle seiner Abhandlung, zu deren vollster Klarlegung er einer Sammlung gelehrter Notizen bedurfte, die er schon in Italien, bei seinem Studium in der vaticanischen Bibliothek, auf verschiedenen kleinen Blättern zusammengestellt hatte. Jetzt suchte er nach diesen werthvollen Zetteln und wühlte ungeduldig in den mannichfachen Schubfächern des väterlichen Schreibtisches, wobei er Lampe und Augen zu gesteigertem Dienste zwang. Aber dieser Schreibtisch glich einem Gebäude, an welchem mehrere Generationen thätig gewesen, die zu den alten Räumen stets neue Gemächer und kleine An- und Ausbauten hinzugefügt. So verwirrte die Fülle von Kasten und Kästchen, die er aufzog und zuschob, auch heute, wie schon oft, den nächtlichen Arbeiter, und die nach außen überall hervortretenden, geschmackvollen Ornamente der Renaissance, Wunderwerke des Kunsthandwerks, vermochten nicht, ihn mit der seltsamen Launenhaftigkeit der ganzen Anlage durch ihre anmuthigen Linien auszusöhnen.

Da richtete er rathlos seine Blicke auf ein schmales, hart unter der Platte des Tisches angebrachtes Fach. Unter alten Papieren und Briefschaften entdeckte er endlich hier die durch ein Bändchen zusammengeschlossenen Zettel, die er hastig durchblätterte; doch noch fehlte der eine, welcher gerade die unentbehrlichsten Notizen enthalten mußte. Aergerlich begann er aufs neue zu kramen und verdrossen das schon hundertmal Ergriffene durcheinanderzuwerfen in unwilligem Selbstgespräche, als er das feine Spitzchen eines Papieres, das herausgeglitten sein und sich verschoben haben mußte, zwischen den Fugen der Platte und eines darunter befindlichen, dem bezeichneten schmalen Fache benachbarten Kästchens hervorschimmern sah. Aber neue Verlegenheit! Das Schlüsselchen zu diesem Kästchen, in dem er die Briefe seines Vaters bewahrte, ließ sich nicht finden.

So begann er, äußerst vorsichtig, um das Blatt, das die Frucht wochenlangen und mühseligen Forschens barg, nicht zu beschädigen, zu tasten, zu klopfen, zu pochen und zu zupfen, ohne daß er auch nur um ein Härchen breit den Zipfel des eingeklemmten Zettels vorwärts hätte bewegen können.

Schon schmerzten ihn die Fingerspitzen, als hätte er schneidige Halme aus widerspenstigen Gesteinfugen gerupft. Da gerieth, wie er unter dem Vorsprung der ziemlich dicken Platte tastete und tupfte, seine Hand auf eine leise, knopfartige, aber kaum bemerkliche Erhöhung, und unter dem völlig unbeabsichtigten Druck seines Daumens sprang plötzlich, wie durch ein Federwerk hervorgeschnellt, aus der Platte selbst ein kleiner, äußerst flacher Behälter hervor, aus welchem einige sorgfältig zusammengefaltete, völlig vergilbte Papiere hervorsahen. Der eingeklemmte Zettel wurde dadurch aus seiner Haft befreit und flatterte zu Boden. Martin hob ihn auf und würdigte das soeben noch mit so großer Begier ersehnte Blatt, das wirklich die vermißten Notizen zeigte, nur eines flüchtigen Blickes; denn sein ganzes Interesse war durch den unvermutheten Fund in Anspruch genommen und durch den kunstvoll in den Tisch hineingearbeiteten, geheimnißvollen Behälter. In der ersten Erregung glaubte er eine schriftliche Aufzeichnung seines Vaters aufgespürt zu haben und griff nicht ohne Rührung nach den gelben, unansehnlichen Blättern, deren äußerste Ränder unter seinen zitternden Fingern leise bröckelten; aber nur ein Blick auf die Handschrift genügte, um ihn sofort seinen Irrthum erkennen zu lassen. Mit fieberhafter Spannung entfaltete er das erste Blatt und begann zu lesen, die Worte halblaut sich vorsprechend:

„Ich muß mein Herz erleichtern, das namenlose Qual bedrückt. Ich habe niemand, dem ich mich mittheilen könnte, als mich selbst. Zwar Ihm dürfte ich mich erschließen, dem Redlichen, dem Treuen; aber Er ist selbst so elend, so gramvoll, daß es Grausamkeit, daß es Hohn wäre, sein Herz noch mehr beschweren zu wollen. Für mich ist kein Trost, und doch ist es einige Linderung der Pein, die eigenen Qualen zu zergliedern, den eigenen Kummer zu seciren, wie der Arzt den Leichnam, der Arzt, der den Herd der Krankheit aufspürt, obwol es zu helfen und zu heilen zu spät ist."

Martin hielt inne und überlas den traurigen Eingang der Enthüllungen eines Unglücklichen zum zweiten mal. Wer mochte der Schreiber sein? Er spähte nach dem Ende der Aufzeichnungen; aber auch hier fehlte der Name. Doch wie? Waren ihm diese

Schriftzeichen nicht längst vertraut? Mit großer Hast holte er das Exemplar der Virgilausgabe des Professors Hartmann herbei und verglich die handschriftlichen Aufzeichnungen in demselben mit der Schreibart des Verfassers der aufgefundenen Bekenntnisse. Seine Vermuthung bestätigte sich: das waren dieselben, bis ins einzelne miteinander verwandten Buchstaben, von gleicher Form, gleicher Größe; sogar die stets etwas seitliche Stellung des i-Punktes stimmte in beiden Schriften überein. Selbstbekenntnisse des Professors Hartmann, des heimgegangenen Vaters seiner Toni! Wie sehr diese sich ihm aufdrängende Gewißheit ihn erregte, bewies das Schwanken der Blätter in seinen Händen. Immer hatte dieser Schreibtisch für Martin etwas Geheimnißvolles, Märchenhaftes gehabt; immer hatte über dem wunderbaren Bau die Eule genistet und über verborgenen Schätzen gebrütet, die ein Zufall an das Licht hatte bringen sollen. Hatte der Vater von diesem versteckten Behälter gewußt? Wie hatte er den Schreibtisch erworben? Martin stand vor Räthseln, deren Lösung er von der weitern Durchsicht der Aufzeichnungen erwarten zu dürfen glaubte. Er las weiter:

„Wie glücklich lebte ich die ersten Jahre meiner Ehe mit meiner angebeteten Toni!"

Der Name erschreckte den Leser, und er bedurfte einiger Augenblicke der Sammlung, ehe er fortzufahren vermochte.

„Nichts stellte sich zwischen uns, kein Argwohn, kein Mistrauen, nur daß ich mitunter eine Kälte an ihr zu bemerken glaubte, die sie meine Zärtlichkeiten mehr dulden als beanspruchen, mehr abwehren als erwidern ließ.

„Da zog Freimund, der berühmte Maler, in unsere Stadt, und mit ihm zog mein Unglück ein. In dem Hause des reichen Bankiers Moses, dessen Sohn ich für die Universität vorbereitete und der mich nur zu häufig aus Dankbarkeit für die glänzenden Fortschritte des zärtlich geliebten Kindes in seine Cirkel lud, lernte ich, lernte mein Weib den Meister kennen. Moses hatte ihn in die Stadt berufen, um ihn das Bild seiner außerordentlich schönen, aber flatterhaften und gefallsüchtigen Gattin malen zu lassen. Der Künstler, der bald der Mittelpunkt der Gesellschaft in dem Hause des begüterten Mäcens wurde, interessirte auch mich auf das lebhafteste. Ein reicher Geist, eine Summe Achtung gebietender Bildung, eine bezaubernde Liebenswürdigkeit!

„Ein lebendiges, allzu geräuschvolles, gesellschaftliches Treiben begann in den gastfreien Räumen des Geldmannes, ein Treiben, das mir zuletzt beschwerlich ward, weil die langen Winterabende der wissenschaftlichen Arbeit mehr und mehr entzogen werden mußten. Toni sprach von dem Fremden häufig und mit einer Lebendigkeit, die ich früher nie an ihr wahrgenommen hatte. Sie blühte und strahlte; das Blut schien schneller durch ihre Adern zu wallen, Körper und Geist sich schwellender zu entfalten. Sie war jung und dürstete nach Lebensfreude; mein bescheidenes Heim ward ihr zu eng; ich entschuldigte sie, gab nach und opferte dem Vergnügen, freilich einem immer geistig belebten Vergnügen, meine Muße. Daß Freimund sie offenbar vor andern Frauen auszeichnete, daß manches boshaft neckende Wort an mein Ohr schlug, kümmerte mich wenig. Ich kannte keine Eifersucht, ich glaubte aus vollster Seele an mein Weib, das ich liebte, das die Sonne meines Lebens war."

Das Blatt war zu Ende. Eine ungeheuere Bangigkeit beschlich den Leser, die ihm fast den Muth raubte, das Schriftstück weiter zu durchblättern. So war der Vater doch in dieser Stadt gewesen, in welcher Martin sein Glück begründen wollte, so hatte er in verhängnißvollen Beziehungen zu dem Hartmann'schen Hause gestanden! Eine Gewitterwolke von Ahnungen zog unheildrohend um sein Haupt; aus ihr konnte der tödliche Blitzstrahl jeden Augenblick herniederfahren. Er seufzte und spähte aufs neue in die vergilbten Blätter, welche erzählten:

„Bald wurde ich bedenklicher. Toni fing an, während die Berufspflicht mich zurückhielt, ohne meine Begleitung die Gesellschaft aufzusuchen. Ich ließ es geschehen in der feigen Befürchtung, mein Vorwurf werde nur ihren Widerstand herausfordern. Noch mehr bekümmerte es mich, als ich sie immer rückhaltsloser an die Frau des Bankiers, von der sie im Anfang eine instinctive Scheu getrennt, sich anschließen sah; sie wohnte den stundenlangen Sitzungen bei, während welcher das Porträt der gefeierten Geldaristokratin nur langsame Fortschritte machte; mit dem Maler und der leichtsinnigen Freundin, ohne daß der vielbeschäftigte Bankier die letztere begleitet hätte, stürmte sie im teppichbehangenen Schlitten dahin auf der winterlichen Promenade; im Theater zeigten sich die beiden Frauen nie ohne den Künstler; sie wurden zum Tagesgespräch; der Name meiner Toni klang von den Zungen unwürdiger Spötter, und ich hatte oft das unsaglich beklemmende Gefühl, als ob die Augen meiner Studenten, wenn ich den Hörsaal betrat, mit forschender Neugier auf mir hafteten.

„Der Friede, der meine stille Häuslichkeit geschmückt, war unwiederbringlich verloren. Ich bat, ich warnte; da flossen die ersten herben Worte von ihren Lippen. Ich heftete mich von nun an ihre Sohlen, begleitete sie auf allen ihren Ausflügen, so weit es mein Beruf gestattete, und vermochte doch die geschwätzige Nachrede nicht mehr zum Schweigen zu bringen. Dabei litt meine Gesundheit, und bald genug sah ich mich genöthigt, das Zimmer zu hüten.

„Anfangs blieb auch sie daheim und pflegte mich, als wenn Pflicht und Gewissen sie bannten. Kaum aber hatte ich mich einigermaßen erholt, als sie die alte Sehnsucht und Unruhe mit erneuter Gewalt erfaßte. Die Beweise meiner Zärtlichkeit und Anhänglichkeit langweilten sie, und ihre Gedanken und Wünsche strebten weit über die Grenzen der stillen Häuslichkeit hinaus. Ich griff mein kleines Vermögen an, ich überschüttete sie mit Geschenken, um sie zu fesseln; aber für einen andern schmückte sie sich mit meinen Gaben, um einem andern zu gefallen, befragte sie ihre Spiegel.

„Sie wechselte mit ihm Briefe, ich wußte es; aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihren Schreibtisch zu durchstöbern, den Spion zu spielen. Ein Dieb, ein Schleicher zu werden, um mich am Ende doch nur um meine eigene Glückseligkeit zu bestehlen — ich konnte den Gedanken nicht ertragen.

„Während ärztliche Vorschrift mich noch an das Haus fesselte, stürmte sie wieder hinaus in die glänzenden Festlichkeiten. Mehr aber denn je glühte ich für sie mit einer Leidenschaft, die mich um so mehr verzehrte, als ich nicht besitzen sollte, was mir vor Gott und Menschen gehörte. Bitten und betteln zu müssen, wo man zu fordern ein Recht hat, zu schwach zu sein zu gebieten, wo befehlen eine Pflicht

ist! Solche Gedanken zerrütteten mein Hirn, und doch blieb ich hülflos und rathlos und fand nicht die Energie, die allein die Unglückliche vor dem Aeußersten hätte bewahren können.

„Und wenn ich ihrer in stiller Nacht harrte, vergebens bemüht, einen kläglichen Trost aus meiner Wissenschaft zu schöpfen, und wenn ich die Hausthür ächzen, den Wagen fortrollen hörte und das Rauschen ihres Gewandes endlich auf der knisternden Schwelle vernahm, o wie klopfte mein Herz ihr dann entgegen mit stürmischem Schlag, wie kämpfte ich meine Schande nieder, um mich — ich Unglückseliger! — von dem Stolz, von der prangenden Hoheit ihrer Erscheinung beschämen zu lassen! O, dann dieses glückstrahlende Lächeln um ihre schwellenden Lippen, diese verführerische Pracht ihres Wuchses, dieses Aufleuchten des Triumphes aus ihren Augen! Mit dem nagenden Weh im Herzen, erlag ich dem dämonischen Zauber; kein Wort des Vorwurfs entrang sich dem dürstenden Munde, den ein flüchtiger Kuß in Fesseln schlug. Ein freundliches «Gute Nacht» hallte noch lange in meinen Fieberträumen nach.

„Ich durfte meine Berufsarbeit wieder aufnehmen. Als ich das erste mal aus dem Hörsaal heimkehrte, vernahm ich eine liebe, wohlbekannte Stimme aus dem Gemach meines Weibes. Ich öffnete leise die Thür und sah Ihn, den Oftbewährten, Redlichen vor ihr in die Knie gesunken, die Hände flehend zu ihr emporgehoben, und hörte ihn sie mit eindringlichen Worten beschwören, umzukehren und treu an mir zu halten, der sie liebe und verehre einer Gottheit gleich, der man keine Sünde zutraue, ohne sich selbst zu versündigen.

„Sie stand entrüstet auf, verwies ihm mit kalten Worten seinen Vorwitz, warf stolz den Kopf in den Nacken und verließ das Gemach. Da erhob auch er sich, wendete sich um, erblickte mich, eilte auf mich zu, umarmte mich, sein Haupt an meine Brust lehnend, und seufzte: «Es ist vergebens!» Dann riß er sich los und entzog sich mir. Der Arme! Er leidet mehr als ich!“

Martin hielt abermals ein. Ein Schatten flog über seine Augen und verdunkelte ihm die Handschrift. Wer war der Er, den der Schreiber erwähnt? Wer dieser Unbekannte, zu dem ein tiefes Mitgefühl ihn hinzog? Und weiter verfolgte er die seltsame Beichte:

„Das Bild der Frau Moses war lange vollendet, aber noch immer weilte der Fremde in der Stadt. Der Beifall, den sich das herrliche Porträt auf öffentlicher Ausstellung erworben, führte dem Meister weitere Bestellungen aus den höchsten Kreisen zu.

„Da faßte ich einen Entschluß, den gewagtesten vielleicht, den ich hätte fassen können.

„Um dem lästigen Stadtgeschwätz mit Einem Schlage die Spitze abzubrechen, beschloß ich, ein Bildniß Toni's von dem Meister malen zu lassen, und zwar im eigenen Hause, da derselbe über kein Atelier in der Stadt verfügte und auch die Frau Moses in des Bankiers eigenen Räumen hatte porträtiren müssen.

„Freimund ging auf das Anerbieten mit unverhohlener Freude ein. Das geräumige, neben meiner Arbeitsstube gelegene, die günstigste Beleuchtung gewährende Bibliothekzimmer wurde zu dem Zwecke eingerichtet. Mein kühner Plan gelang

über alle Erwartung. Die beiden, die ein so tiefes Interesse aneinander gefesselt hatte, konnten sich sehen und sprechen und so verhindert werden, an fremdem Orte sich und mich in der unvorsichtigsten Weise bloßzustellen.

„Der Maler hatte den Takt, nie während meiner Abwesenheit zur Sitzung zu erscheinen, obwol er fast täglich vorsprach. Mir aber vergönnten die eingetretenen Osterferien, zwanglos zugegen zu sein, und ich hatte die Genugthuung, Toni und den Künstler an ein ruhiges Gleichmaß ihres Verhaltens und ihrer Zwiesprache zu gewöhnen und sie in ein gegenseitiges Einvernehmen hinüberzuleiten, das dem einer herzlichen Freundschaft wol entsprach.

„Nur dann und wann, wenn die Frau des Bankiers oder ihre Freundinnen dem Atelier einen Besuch abstatteten, schlug der Ton einer edeln Zurückhaltung in leidenschaftlichere Accorde um; aber diese Stunden gingen schnell vorüber, und das Recht der guten Sitte blieb gewahrt. O welche Freude zeigte Er, als ich ihm diese Mittheilungen machte!

„Der Zeitpunkt meiner Ferien nahte heran, da ich einer Philologenversammlung einen Vortrag zugesagt hatte und mich deshalb zur Reise nach einer süddeutschen Universitätsstadt rüsten sollte. Schon war ich im Begriff abzuschreiben, als mir Freimund an demselben Tage eröffnete, er könne das Bild nicht vollenden, weil er schon morgen in die Heimat zurückzureisen genöthigt sei. Unser Abschied war herzlicher, als ich je für möglich gehalten hätte. Auch Toni schien ruhig und gefaßt. Wir begleiteten den Meister nach dem Bahnhofe, wo sich seine Freunde und Verehrerinnen zahlreich eingefunden hatten. Der Zug dampfte fort, die Tücher wehten — noch ein letztes Winken, und ich athmete auf, wie von schwerer Last befreit, und hob mein Weib in den Wagen, ohne daß ich, außer einer auffälligen Blässe, besondere Spuren einer sie erschütternden Erregung hätte wahrnehmen können. Das Bild Toni's sollte ich nie wiedersehen; er führte den köstlichen Raub von dannen, er sollte mir noch Köstlicheres rauben!

„Am Abende meiner kurz darauf erfolgenden Abreise trat ich in Toni's Gemach. Sie hatte mir, was ich zu meinem Ausfluge nöthig hatte, sorgfältig zusammengelegt. Ich dankte ihr mit herzlichen Worten, als sie mit ungewohnter Innigkeit mich umschlang und mir unter heißen Thränen, die ich für einen Erguß der Reue und Zerknirschung nehmen mußte, die zärtlichsten Namen gab, ohne jede eigentliche Beichte und Bitte um Verzeihung; und wie gern ersparte ich ihr jede demüthigende Beschämung, beglückt, aus dem Aufruhr ihres Wesens auf die heilbringende Krisis, auf die Genesung ihres Herzens schließen zu dürfen! Ich suchte sie zu beruhigen und erbot mich, meine Abreise um Stunden zu verschieben, damit sie sich rüsten könne, mich zu begleiten; aber sie sagte mit einer seltsamen Traurigkeit, in welche es wie leises Wetterleuchten ferner, süßer Hoffnung hineinglänzte: es sei besser so; sie müsse sich mit sich selbst zurechtfinden, und die Einsamkeit werde ihr wohlthun; sie werde das Haus nicht verlassen und in der Stille eine neue Ausstattung sich bereiten, eine Ausstattung von Frieden und Trost, von Glück und Treue, und ich solle mich bei meiner Rückkehr dieser Schätze freuen.

„So schied ich denn von ihr. Ich pries mich glücklich, während der Zug dahinbrauste, glücklich wegen der Selbstläuterung, die in ihr sich zu vollziehen schien.

„Mein Vortrag war gehalten und mit ungetheiltem Beifall entgegengenommen worden. Da wurde ich jäh aus meiner Sorglosigkeit durch eine Depesche aufgeschreckt, die von Ihm herrührte und mich zur schleunigsten Heimkehr aufforderte.

„Ich wußte nun, was mir bevorstand; ich klagte mich an, durch meine Schwäche das Unheil befördert, durch die unselige Bildnißmalerei dem Feuer der Leidenschaft nur neue Nahrung gegeben zu haben. Ich flog hinein auf den ehernen Gleisen in die Schmerzensglut, die ich selbst entzündet, einem Vogel gleich über brennendem Walde, der vergebens strebt, den hinaufleckenden Flammen zu entflattern, welchem Rauch und Qualm in die Lüfte folgen, und der mit versengten Flügeln auf die lohenden Wipfel herabstürzt. Ach, wie bald sollte auch ich mit gebrochenen, glutgelähmten Schwingen auf die öden, ausgebrannten Trümmer meines Glückes niederfallen!

„Auf dem Bahnhofe sah ich Ihn mit verstörtem Antlitz. Er empfing mich, ein Bote des Schreckens, mit der unheilvollen Kunde: «Entflohen!» Ich, dem das furchtbare Wort in die Ohren dröhnte, mußte Ihn stützen, der es gesprochen. Endlich hatte er sich so weit gefaßt, daß er mir im Wagen, der mich nach meinem Hause brachte, in abgerissenen Worten zuzuflüstern vermochte, man habe mich grausam getäuscht; die plötzliche Abreise des Malers sei nur ein Fallstrick gewesen, um auch mich, den überlästigen Wächter, zu sorglosem Abschiede zu bewegen; meine Abwesenheit habe meiner Frau die Gelegenheit zur Flucht ermöglichen sollen; Toni sei dem Künstler gefolgt, er könne nicht sagen, nicht ahnen, wohin; er habe, aus Liebe zu mir, nicht im Stande, meine Leichtgläubigkeit zu theilen, von unaussprechlicher Angst umhergetrieben, mein Haus umschlichen, da er seit jener herzlosen Abweisung nicht mehr den Muth habe finden können, der bethörten Frau sich zu nähern; an den ersten beiden Abenden habe er bis zu später Stunde Licht in ihrem Zimmer bemerkt, ein stilles, ruhiges Licht, und er habe sich der tröstlichen Hoffnung hingegeben, dort oben wache ein einsam schlagendes Frauenherz, das in ernstem Ringen mit sich selbst den Weg zur Pflicht zurückzufinden und die Weihe der Entsagung zu erkämpfen strebe; in der Nacht nach dem dritten Tage habe ihn ein angstvoller Traum vom Lager gescheucht; so sei er in das Dunkel hinausgeeilt und habe dann, in einen Winkel des gegenüberliegenden Hauses hineingedrückt, wieder das Fenster Toni's beobachtet; aber der stille, ruhige Lichtschein sei einem wandernden Flackerfeuer gewichen; bald habe es hier, bald dort hinter den Scheiben aufgeleuchtet; bald hier, bald dort habe sich der Umriß ihrer Gestalt hinter den Vorhängen erkennen lassen, als wenn mit großer Hast zu schnellem, unaufschiebbarem Aufbruche gerüstet würde.

„«Dann», fuhr er fort, und seine Lippen zuckten schmerzlich, «kam ein Miethwagen über das Pflaster gejagt und hielt vor deinem Hause. Noch eine Weile ängstlichen Harrens, und die Fenster lagen dunkel und trübe. Das Thor ward aufgeschlossen, und zwei Mägde brachten Koffer und Kisten, die auf dem Gefährt ihren Platz fanden. Gleich darauf erschien Toni, verhüllt und verschleiert, und doch mir erkennbar wie in Tagesglut, obwol Wolken den Mond verbargen. Sie wechselte wenige Worte mit dem Kutscher, winkte den Mägden und stieg in den Wagen. Da fuhr ich mit Blitzesschnelle aus meinem Versteck über den Fahrdamm,

riß von meiner Seite aus den Schlag auf, während sie eben die Thür auf der ihrigen zuschlug und die Rosse anzogen, und saß bald ihr gegenüber auf dem Rücksitze. Das Rasseln der Räder verschlang ihren Schrei, den der Schrecken ihr erpreßt hatte, zumal sie im ersten Augenblicke mich nicht zu erkennen vermochte. Ich ergriff ihre Hände, ich bat und beschwor sie, ich flehte und stammelte. Da schlug sie den Schleier zurück, blickte mich verächtlich an, und der Widerschein der Wagenlaterne zeigte mir den vollen Haß in ihren schönen Zügen. Als ich mit erzwungener Ruhe erklärte, daß ich sie begleiten und nicht von ihrer Seite weichen werde, sie möge wollen oder nicht, wohin sie auch ihre Schritte zu lenken willens sei, da schalt sie mich einen hämischen, von dir bestellten Aufseher, dessen unberechtigter Tyrannei sie um jeden Preis sich entziehen werde; ich möge es denn erfahren, daß sie ein Joch abzuschütteln strebe, das sie nicht länger zu tragen die Kraft habe; daß sie zu Freimund reise, ihrem Schützer, der sie gegen eine Welt von Vorurtheilen und Hemmnissen vertheidigen werde.

„«Da rollte der Wagen auf die lange, steinerne Brücke, die auf das jenseitige Ufer unsers Stromes führt, wo die Bahnhöfe liegen. Sie beugte sich einen Augenblick hinaus und befahl dem Kutscher zu warten. Dann — und ich hätte sie nicht hindern können, wie sie mit der entschlossenen Gewalt der Leidenschaft die Fesseln meiner Finger abstreifte — schlüpfte sie aus dem Gefährt hinaus und eilte auf das Geländer der Brücke zu, die, von den Strahlen des Mondes hell und grell beschienen, in mitternächtlicher Einsamkeit mir unter dem schneidigen Sturme, der über sie hinraste, zu schwanken schien. Kein menschliches Wesen außer dem Kutscher, der überdies vollauf zu thun hatte, die dampfenden, scheu gewordenen Pferde zu zügeln, war Zeuge der folgenden Scene. Kaum hatte ich die Flüchtige erreicht und war vor ihr niedergesunken, um in jäher Angst ihre Füße zu umklammern, als sie sich mit unerklärlicher Leichtigkeit und Kühnheit auf die steinerne Brustwehr hinaufschwang und mir, hochaufgerichtet, die Worte zurief, sie werde sich vor meinen Augen in den Fluß stürzen, wenn ich ihr nicht gelobe, sie auf der Stelle freizugeben und ungehindert ziehen zu lassen. Schrecken und Staunen zugleich lähmten mir die Kraft. Während ich in einer Art von dumpfer Betäubung und Verzauberung, noch immer kniend und die Arme ausstreckend, zu ihr emporstarrte und in meiner Verzweiflung ihr zurief, sie möge herabkommen, ich wolle ja thun nach ihrem Willen, da sprang sie hernieder, stürzte an mir vorbei, als wollte sie mit ihrem gigantischen, über den schimmernden Damm flüchtenden Schatten um die Wette laufen, und kletterte hastig in den Wagen. Die Thür klirrte, und das Rasseln der Räder verhallte im Winde. Ein unsaglicher Schmerz hielt mich nieder; ein Vorübergehender, der mich von plötzlichem Unwohlsein befallen wähnte, half mich emporrichten; aber noch lange lehnte ich an der Brustwehr, auf der sie stehend die Drohung ausgesprochen, ehe ich mein furchtbar klopfendes Herz so weit beschwichtigte, daß ich zu gehen vermochte. Endlich tauchte der Riesenbau des Bahnhofes vor mir auf, und schweißbedeckt erreichte ich die Abfahrtshalle. Zu spät! Die Laternen des letzten Wagens des hinausrollenden Eilzuges gossen einen flüchtigen Schimmer auf die Schienen; der Schimmer verschwand, und mit ihm der letzte, trügerische Funke der Hoffnung, die mich bis hierher aufrecht erhalten hatte,

der letzte Lichtglanz eines verlöschenden Glückes; ich streckte die Arme; es drängte und rauschte an mir vorbei; meine Augen dunkelten, und ich brach ohnmächtig zusammen.»

„Was ich empfunden, während Er mir das erzählte, war der Wahnsinn des Schmerzes, und doch mußte ich, der nach Trost lechzte, Ihn trösten, der mir die Kunde gebracht und nun in dumpfem Hinbrüten neben mir im Wagen saß.

„Bald standen wir im Zimmer meiner Frau, mitten unter aufgerissenen Kästen und Behältern, aus denen sie das Nöthigste für ihre Flucht zusammengerafft. Ein trauriges Bild der Verwirrung, ein Bild des schrecklichsten Einbruches, der die Kleinode meines Glückes und Friedens entwendet. Auf dem Schreibtische Toni's lag ein flüchtig gefalteter und noch flüchtiger gesiegelter Brief, den ich diesem Blatte anhefte. Ich hatte Mühe, in meiner Erregung die mit unsicherer Hand hingeworfenen Zeilen zu entziffern, und las:

„«Mein armer Eduard, vergib, vergib! Ich habe gerungen zwei lange Tage, um an Dir festzuhalten als ein treues Weib. Aber die Leidenschaft läßt sich nicht niederkämpfen, die unentrinnbare, die mich um so fester umstrickt, je mehr ich ihr zu entweichen strebe. Wie könnte ich Dir länger angehören, das Bild des fremden Mannes in meinem Herzen? Besser ist's, wir scheiden, als daß ich Dein Leben Dir länger vergälle. Ich folge der Einladung Freimund's, der mein Schützer sein wird, und von dem ich nicht zu lassen vermag, ohne hoffnungslos zu verzweifeln. Als ich ihn kennen lernte, flammte es in mir auf und durchglühte mich mit namenloser Sehnsucht. Ich flatterte hinein in die Glut, ich ward ihrer Qualen froh, ich liebte — liebte zum ersten mal.

„«Tief bereue ich den Irrthum, in welchem ich die Freundschaft, die mich an Dich fesselte, mit der zwingenden Allmacht der Liebe verwechselt habe. So mußte ich Dich elend machen, und so entrinne ich Dir nun, um Dein Elend nicht qualvoll zu verlängern. Du wirst mich nicht freisprechen können; aber Du wirst mich entschuldigen in dem Gedanken, daß es feige wäre, die gebieterische Stimme dieser, nach Art einer allen Widerstand niederbeugenden Naturgewalt mich fortreißenden Leidenschaft zu verleugnen, daß es vergeblich wäre, ihr zu trotzen, und Heuchelei, Dir ein Glück vorzuspiegeln, an dessen Wahrhaftigkeit Du selbst nicht länger zu glauben vermagst.

„«Lange, lange habe ich es gefühlt: Deine Welt ist nicht die meine, und mir mangelt alles, um sie zu der meinigen zu machen. Dich entzückt die Stille der Arbeit, ein Stillleben der Beschaulichkeit, der Genuß der Weisheit der Folianten; mich drängt es hinaus in das volle, das rauschende Leben, in die Selbstvergessenheit, die mir Feste und Freuden gewähren; mich lockt die Gesellschaft der Menschen, ängstet der abgeschlossene Cirkel der Bücherwelt, und der Lebensdrang, der in mir mächtig ist, will sich bethätigen und strebt in die Fernen.

„«Es ist nicht Deine Schuld, mein Freund, daß Du nicht den Weg zu meinem Herzen gefunden. Habe Dank für die liebevolle Mühe, mit der Du ihn gesucht, für die Sorgfalt, mit der Du Dein Weib Dir zu erziehen trachtetest; aber Deine Erziehung mußte dennoch scheitern; denn die widerstandslose Leidenschaft ist kein schmiegsamer Zögling, sondern eine eigenmächtige Selbstherrscherin, die aller Lehre spottet. Darum laß mich ihm folgen, der mir bietet und verheißt, wonach ich

dürfte. Forsche nicht, wohin wir uns begeben! Ein abgeschiedener Flecken der weiten Erde wird uns bergen, bis Du die Schritte zur Scheidung, die doch nun unumgänglich ist, wirst eingeleitet haben. Vergib mir, wenn Du es vermagst, verdamme mich, wenn Du mußt, aber bedauere mich nicht! Und so empfange den letzten Gruß von Deiner selig unseligen Toni.»

„Das Schreiben entfiel meinen Händen, und ich blickte verzweifelnd auf die Unordnung rings um mich her, auf die Zeichen ihrer Flucht. Es überlief mich ein Grauen, wenn ich mir vorstellte, wie sie in der Stunde ihres gewaltsamen Scheidens so ruhig, so klar, so vernünftig kalt ihr und mein Wesen sich hatte zergliedern können. Da fiel mein Auge auf eine zurückgelassene Schleife, die ich so oft an ihrer Brust gesehen; ich ergriff die theuere Reliquie in bitterstem Sehnsuchtsleid und preßte sie an meine Lippen, und vermochte nicht einmal zu zürnen, wo ich hätte verdammen müssen. Ich liebte sie, liebte sie mehr denn je, mit der eigensinnigen Gewalt der Hoffnungslosigkeit, die an keine Erwiderung mehr glauben kann."

Martin durchmaß, bleich und aufgestört, sein Zimmer. Ihm war, als wäre es die Aufzeichnung seiner eigenen Zukunft, was er hier durchblätterte, als müsse er über kurz oder lang dieselben, hier geschilderten Schmerzen durchkosten und einer Liebe verlustig gehen, die ihn so unendlich beglückte. Dann las er weiter, doch mühsamer als bisher; denn die Schrift des Professors wurde undeutlicher, unsicherer, haltloser, je mehr er in seinen Seelenschmerzen wühlte, und der Gram selbst schien ihm die zitternde Hand geführt zu haben. Er entzifferte:

„Nun begannen die schweren Tage der Heimsuchung. Ich war nicht fähig, meine Vorlesungen wieder aufzunehmen, und mußte mich beurlauben lassen. In meiner Gebrechlichkeit vermochte ich keinen Entschluß zu fassen, keinen Pfad, kein Ziel zu erspähen. Nachstellungen und Nachforschungen, welche die wenigen Freunde forderten, widerstanden mir und ekelten mich an; ich täuschte mich mit dem Wahne, sie werde, sie müsse zurückkommen, und ihre Reue könne nicht inniger sein als meine Sehnsucht, ihr zu verzeihen. Umsonst! Ich schleppte mich hin und wünschte mir den Tod.

„Doch Er! Je mehr ich hinsiechte, schien er an Kraft zu gewinnen; er sorgte für mich mit rührender Ausdauer; er faßte für mich Entschlüsse, schmiedete für mich Plane, er schrieb für mich, wenn mir die Feder zu entfallen drohte; er, der sonst so Schwächliche, Bängliche, leicht Verzagte, beschämte mich durch seine Haltung; er richtete sich auf, um auch mich aufzurichten; er beherrschte sich, um nicht meinen Gram zu mehren; nun war Er der Tröster, seit ich keinen Trost mehr wußte; und nun ich rathlos und hülflos umhertastete, ward Er mein Führer; ich litt — und er handelte.

„Zwei Monde waren seit der Flucht meines Weibes verstrichen. Endlich hatte Er es mir abgerungen, daß ich ihm meine Zustimmung ertheilte, in die Heimatstadt des Malers zu reisen und die Fährte der Flüchtigen aufzuspüren. Er hatte ihn gesehen, beobachtet, umspäht; denn acht Tage vor seiner Ankunft war Freimund, durch unaufschiebbare Pflichten gezwungen, aus seinem Schlupfwinkel in sein Haus, in sein Atelier zurückgekehrt. O, wie mich der Brief erschütterte, den der Treue mir gesendet!

„Was ich bei der Anwesenheit des Meisters in unserer Stadt als ein zweifel-

haftes Gerücht vernommen, hatte sich bestätigt. Freimund ist seit Jahren verheirathet. Sein Weib ist unglücklich, unglücklich durch ihn, da dienstbeflissene Zungen guter Freundinnen ihr das nur mühsam verheimlichte Verhältniß ihres Gatten zu meiner Toni hinterbracht. Wie ein Schatten schleicht sie durch die Räume; wie ein fleischgewordenes Gewissen heftet sie sich mit abgehärmtem Angesicht an seine Fersen; mit stummem Flehen tritt sie in seine Werkstatt, still und unbemerkt, ihn zur Beichte, zur Rückkehr zu ihr zu bewegen; er entflieht ihr, wirft den Pinsel fort und wendet sich von ihr mit unversöhnlichem Hasse. Und Freimund hat einen Sohn, ein seelenvolles, liebenswürdiges Kind! Wenn ihn die Mutter an der Hand führt, um durch den Anblick der süßen Unschuld des Vaters Herz zu läutern und zu reinigen, so stößt der Unselige den Knaben von sich wie jene, die ihn geboren. So quillt Leid aus Leid in traurigem Wechsel. Er ist verheirathet! Der Elende!"

„Der Elende", schrie Martin auf und verbarg in mächtiger Erschütterung sein Gesicht. Wie qualvoll bestürmte ihn dies Urtheil über den geliebten Vater, wie stand die Sterbestunde desselben so deutlich wieder vor seinem Geiste, wie erregte ihn die Schilderung des Jammers seiner Mutter, zu deren Bild er die nassen Augen aufhob!

Eine halbe Stunde wol mochte vergangen sein, als er zu lesen fortfuhr:

„Er nützte die Zeit, die der Maler in seinem Hause zuzubringen genöthigt war, und erkundete mit vieler Schlauheit den Schlupfwinkel, ein abgelegenes Dorf der Bairischen Alpen, in welchem der Künstler mein bethörtes Weib zurückgelassen hatte. Es gelang dem Unermüdlichen, dem Meister, der bei der Hast und Unruhe seines Schaffens schon eifrig auf seine baldige Wiedervereinigung mit Toni zu sinnen schien, einen Vorsprung abzugewinnen. Er traf die Flüchtige in ihrer Gebirgseinsamkeit und sah sie schwelgen in den Wonnen der Erinnerung, schwelgen in sehnsüchtiger Erwartung des Wiedersehens; aber er öffnete ihr die Augen und zeigte ihr den Abgrund, an dessen Rand sie wandelte, und verrieth ihr, daß ihr Liebhaber verheirathet sei, eine Mittheilung, die sie fast von Sinnen brachte. Was sich dann weiter zwischen ihnen zugetragen, habe ich nie erfahren können; der Zartfühlende, mich zu schonen, bewahrte er ein hartnäckiges Schweigen trotz meiner oft wiederholten Bitten. Der Arme, was mag er in jenen Stunden gelitten und gerungen haben!

„Gleich nach seiner Rückkehr eilte er zu mir, um mir zu melden, wo und wie er sie gefunden; er habe sie zu überreden vermocht, zu ihrer alten Mutter und zu ihrer braven Schwester sich zu begeben, und er selbst habe sie dorthin geleitet; dort weile sie nun in treuer Obhut, aber weigere sich auf das bestimmteste, zu ihrem Gatten zurückzukehren; ihr bleibe nichts als das Gefühl der Leere und Oede ihres gegenwärtigen Lebens; sie wolle den Entschluß ihres Mannes erwarten, der nun doch die Scheidung betreiben müsse, und dann in freudloser Thätigkeit ihre Tage fortzufristen suchen.

„Er sagte das alles mit einer herzbewegenden Traurigkeit, und heftete nun sein Auge mit fieberischer Spannung auf meine Lippen, als er die Frage that: «Du hast die Beweise ihrer großen Schuld. Willst du dich von ihr lossagen?»

„Seine Erzählung hatte mich furchtbar erregt, ich kämpfte und rang mit mir und brachte endlich die Gegenfrage hervor: «Was würdest du thun, Geliebter, wenn ein schweres Schicksal dich in meine Lage hätte versetzen wollen?»

„Da trat Er leise vor mich hin, verschränkte die Arme und sagte, indem sein feuchtes Auge die ganze Tiefe seines Gemüthes widerstrahlte:

„«Ich würde harren und das Beste von der heilenden Zeit erwarten; ich würde mir vorstellen, daß die Verirrte, vielleicht aufs neue von dem Liebenden ins Garn gelockt, keinen Zufluchtsort, keinen sicherern und zuverlässigern haben könne als die Brust ihres Gatten; ich würde mir sagen, daß sie vielleicht einst anzupochen begehrte, auf den Knien liegend, an die heimatliche Pforte dessen, den sie so tief gekränkt; ich würde mir, geduldig und ergeben, mein Ohr offen halten, um dereinst das schüchterne, das verzagte Pochen nicht zu überhören; ich würde meine Arme breiten, täglich, stündlich, und nicht ablassen zu rufen: ‚Rette dich zu mir! Hier ist deine Heimat, hier dein Schutz, hier das Erbarmen, das ohne Ende ist!'»

„Ergriffen von der Feierlichkeit seines Tones, drückte ich Ihm die Hand und sprach: «Wir armen, staubgeborenen Menschen! Wie oft ergreift uns die Sehnsucht, theilzuhaben an der Schöpferwonne Gottes! Aber unsere Kraft reicht nicht hinan, wir haften am Staube, und im ersten Auffluge erlahmen unsere Schwingen: — und doch, doch gibt es eine That, deren Hochgefühl auch in uns einen Abglanz der Seligkeit des Unendlichen zu erwecken vermag, die That der Vergebung, die göttliche Wonne des Verzeihens.»

„Mein erster Gedanke nach dieser Zwiesprache war, zu Toni zu eilen und sie aus den Armen ihrer guten Mutter zurückzuempfangen. Aber mein Leiden wuchs von Tag zu Tag, und der Arzt untersagte mir jede Aufregung. O Qual, sie nur zehn Stunden entfernt zu wissen und doch an der Scholle kleben zu müssen!

„Wieder mochten so in dumpfem Harren zwei Monde verflossen sein.

„Da kam Er und brachte mir die von seinem Gewährsmann aus der Heimatstadt des Künstlers ihm zugegangene Nachricht, daß die Gattin Freimund's nach kurzem Krankenlager gestorben sei, daß der Gram ihr das Herz gebrochen habe; der Maler selbst habe seinen kleinen Sohn in fremde Hände gegeben und sei bald nach dem Begräbniß auf die Wanderschaft gegangen; niemand wisse wohin, niemand, zu welchem Zweck, er müßte denn in der Fremde dem Gefühl seiner Verschuldung entfliehen wollen.

„Wir pflogen Rathes miteinander. Ich war nahe daran, mich über mich selbst zu erheben und Toni, mit wie großen Schmerzen auch immer, ganz zu entsagen, und es schien mir eine wehmüthige Freude, ihr Glück, nach dem sie so lange gebangt, durch Aufopferung aller meiner Hoffnungen zu begründen. Aber Er widerrieth auch diesmal und warnte mich vor dem Künstler, von dessen Leichtsinn und Flatterhaftigkeit er damals nur zu viel vernommen; sie werde zuletzt, sie müsse kommen, er sei dessen gewiß, und ihm würde es der schönste Triumph seines Lebens sein, dereinst unsere Hände ineinanderzulegen, die Verirrte dem Verzeihenden entgegenzuführen. Und wie bald schien nicht seine freudige Voraussagung sich auf das herrlichste erfüllen zu wollen!

„Nach einigen Tagen empfing ich einen Brief ihrer Mutter; es vollziehe sich

eine merkwürdige Veränderung in dem Verhalten der Tochter; sie fange an, von mir zu sprechen und leise auf die Möglichkeit eines Wiedersehens hinzudeuten; eine gewisse Sicherheit, daß sie auf meine volle Verzeihung bauen dürfe, erhöhe ihre Lebenskraft; von Freimund rede sie nie und scheine sich immer mehr in den Gedanken hineinzuträumen, daß der stille Friede meines Hauses ihr wieder zutheil werden könne; eine wunderbare Anmuth habe sich über ihr Wesen gebreitet, die so bestricke, daß auch die Mutter ihr nicht länger zu zürnen vermöge.

„Wie erfrischten mich diese Zeilen! Ein Arzt, auch der beste, hätte mich nicht schneller zu kräftigen vermocht. Noch keine Woche war seit jener Zuschrift verflossen, als ich mit Ihm, der mich durchaus begleiten wollte, in einem Wagen des Eilzuges saß, welcher mich nach dem Wohnort der Mutter Toni's führen sollte. Ich wollte der Armen den ersten Schritt ersparen, sie überraschen, sie an mein Herz drücken, nicht wie eine Verlorene, die man wiedergefunden, sondern wie eine Wiedergefundene, die man aufs neue zu verlieren fürchtet. Ein Bräutigam fuhr ich dahin, wie ehedem, in den lachenden Sommermorgen hinein und lauschte trunken dem Jubiliren der Lerchen, das von den nahen Aeckern herüberklang.

„Und nun verließen wir die Bahn und standen nach kurzer Wanderung vor dem wohlbekannten Hause. Mich überkam eine seltsame Bangigkeit. Ich war es, der da mit schüchternem, verzagtem Pochen auf der Schwelle stand, demüthig um Einlaß bittend, aber kein Ohr schien wach, mein angstvolles Klopfen nicht zu überhören. So hatte sie heimkehren sollen, und so kam ich zu ihr!

„Endlich ward geöffnet. Ihre Schwester Maria trat uns entgegen; sie erblaßte, als sie unserer ansichtig wurde, und forschte ängstlich und spähte, als müßte noch jemand hinter uns stehen und sich verbergen, und fragte zuletzt tonlos, wo wir Toni gelassen und warum wir sie nicht mitgebracht. Ein Wort gab das andere. «Zum zweiten mal entflohen!» — das war das traurige Ergebniß unserer Unterredung. Mutter und Schwester jammerten; Er sah verstört darein, und ich hatte Mühe, mich aufrecht zu erhalten.

„Wieder und wieder ließ ich mir erzählen, wie Toni drei Tage vor unserer Abreise plötzlich den Entschluß kundgegeben, unverzüglich zu mir zu eilen und die Versöhnung anzubahnen; sie habe auch jede Begleitung abgelehnt, innig bittend, sie zeugenlos, in heimlicher Stille mit ihrem Gatten sich verständigen zu lassen; so habe man ihr nachgegeben, aus Furcht, diese schöne Regung ihres Herzens durch Widerspruch zu ersticken, und in der freudigen Hoffnung, mir in so unerwarteter Weise den Frieden wiederzugeben.

„War es denn möglich? Hatte sie so durch eine Lüge, durch die schlimmste, die sie wählen konnte, die Gelegenheit zur Flucht sich erkauft?

„Maria und die Mutter, außer sich vor Schmerz, erschöpften sich in leidenschaftlichen Anklagen gegen die Entwichene; auch ich ließ mich in meiner namenlosen Pein zu harten Worten hinreißen.

„Da trat Er mit seinem liebevollen Wesen mitten unter uns und sagte mit fester Stimme, man solle die Schuldige nicht ungehört verdammen.

„Und er schlich in das Zimmer, das sie schon, als sie noch Braut war, bewohnt, und kramte und wühlte in den Sachen, die sie zurückgelassen, und entdeckte in

einem Schreibmäppchen, das sie in der Erregung der Flucht zu schließen und zu bergen vergessen, einen erst vor kurzem an sie gerichteten Brief Freimund's, den er uns vorzulesen sich beeilte.

„Eine glühendere, eine leidenschaftlichere Sprache habe ich kaum je vernommen. Ein wahrhaft vulkanischer Ausbruch der Empfindungen!

„Nun sei er frei, nun fordere er sie zurück; er habe sein armes Weib zu Grunde gerichtet, um ihr zu leben; die Gewissensqualen, die an ihm nagen, könne nur ihre Schönheit hinwegglächeln; sie sei sein Weib durch das Recht einer Leidenschaft, die keine göttlichen noch menschlichen Gebote kenne; er wolle sie verherrlichen durch seine Kunst; er erinnere sie an die Seligkeit, die ihnen beiden geworden; er wolle sie trösten um alles Leid, das sie um ihn erfahren; er harre ihrer in dem Alpenthal, zu dem sie die Wege wisse, um sie von dort in die Gefilde Italiens zu führen; mit seinem Reichthum wolle er sie schmücken wie eine Fürstin; er wolle ihr dienen und huldigen ohne Ende, und der unversiegliche Born seiner schwärmerischen Liebe solle ihr perlen und rauschen bis an den Tod!

„«Und diese dithyrambische Sprache», fuhr Er fort, nachdem er den Brief aus der Hand gelegt, «sollte ihre Sinne nicht verwirren, ihr Herz nicht verführen, ihr Wesen in seinen Grundfesten nicht erschüttern? Mußte diese begeisterte Huldigung eines hochbegnadigten Künstlers sie nicht zur Selbstüberschätzung verleiten, sodaß sie sich außer dem Gesetz erklärte, das die Sterblichen bindet, ihr nicht jene selbstherrliche Willkür nahe legen, sodaß sie kein Mittel scheute, dem Vergötterer an das Herz zu fliegen? O, bedenkt ihre Jugend, ihre Schönheit! Bedenkt, welcher Dämon in diesem Manne wohnt! O, es gibt eine Sünde, die durch den Sünder geadelt wird! Glaubt mir, Toni verdient mehr unser Mitleid als unsern Haß. Und der Rausch wird verfliegen, und das Elend wird ihr Genosse sein. Wie dann? Wohin soll sie flüchten, wenn wir sie verstoßen?»

„Er stand mitten im Zimmer, ein Prediger der Liebe, die Blicke verklärt, die Arme wie zum Segen erhoben. Niemand sprach einen Laut; nur das Geflüster der Linden vor dem offenen Fenster klang herein wie eine schüchterne Fürbitte der alten Bäume, in deren Schatten das Kind gespielt, das Mädchen geträumt, die Braut der Wiederkehr des Geliebten geharrt. Da erhob sich die Mutter zuerst und ging auf Ihn zu und drückte ihm stumm die Hand, Maria folgte, und ich zog ihn an meine Brust.

„Der Brief Freimund's wies uns die Spuren der Flüchtigen; doch sie hatte einen zu großen Vorsprung und mußte sich längst mit dem Maler vereinigt haben. Es blieb nichts übrig, als sich zu gedulden, bis kühlere Besonnenheit einen Entschluß zu zeitigen fähig wurde.

„Wol selten hat eine traurigere Tischgenossenschaft um die Tafel gesessen, als wir am Abend dieses kummervollen Tages. Ich stahl mich hinaus in den Garten; es war mir ein schmerzliches Bedürfniß, die Plätzchen und die Lauben aufzusuchen, wo ich während meiner Bräutigamszeit so selige Stunden mit Toni zugebracht; da rankten am Spalier die Gewinde des wilden Weines und wucherten so üppig wie ehedem; aber der Abendwind seufzte, der sie regte, und pflückte die falben Blätter herab wie zu einem Todtenkranze, sie auf das Grab meiner Hoffnungen

zu legen; da plätscherten aus der Mitte des Gartens die Springquellstrahlen herüber und schimmerten wie ehedem durch die hangenden Zweige; aber sie rauschten und sprudelten nicht im trunkenen, übermüthigen Spiele, sondern sangen ein trauriges Klagelied.

„Am nächsten Vormittage brachen wir auf. Während der ganzen Rückreise ängstete mich sein krankhaftes Aussehen, sein Frösteln und Zittern, obwol er es mir zu verbergen strebte und sich anstrengte, mich durch eifrige Zwiesprache von meinem Gram abzulenken und über sein Befinden zu täuschen.

„Bald nach unserer Zurückkunft verschlimmerte sich sein Zustand in gefahrdrohender Weise. Ich nahm Ihn in mein Haus und pflegte ihn und hegte ihn, gleichwie er selbst so oft an meinem Krankenlager gesessen.

„Ich weiß nicht, was mir die Kraft gab, den neuen Schlag weit mannhafter zu ertragen als den ersten. Das Leid stählt zuletzt und festigt. Ein Nervenfieber hatte den Freund erfaßt. Es war die Sorge um ihn, die mich nicht zusammenbrechen ließ, die grenzenlose Furcht, in ihm den treuesten Rathgeber, den uneigennützigsten Kameraden zu verlieren. Jetzt fühlte ich erst im ganzen Umfange, als er hülflos daniederlag, was er mir stets gewesen und was ich ohne ihn sein würde: eine Beute der Verzagtheit, des Trübsinns, des Zweifels. Seines Beistandes bar, konnte ich zu keinem sichern Entschlusse gelangen, wie ich die Flüchtige zur Rückkehr bewegen möchte. Ich schrieb in langen Zwischenräumen drei oder vier Briefe unter der Adresse des Meisters an Toni; nach langem Hin- und Herwandern kamen sie als unbestellbar zurück, und ich sah keinen Ausweg, den Zufluchtsort des Paares in dem weiten Italien zu ermitteln.

„Meinen Arbeitstisch hatte ich an das Bett des Kranken gerückt; von meinem geliebten Virgil schweiften meine Blicke zu dem Fiebernden. Dabei litt ich unsäglich in dem Gedanken an das Schicksal Toni's, und dies um so mehr, als auch Er in seinen Fieberträumen sich ewig mit der Unseligen beschäftigte, laut ihren Namen rief und mit Gewalt vom Lager zu springen drohte, sie von der Felsenklippe, auf welche sie in seinem Traume gestiegen war, mit tastenden Armen zurückzureißen.

„Es stand schlimm um ihn; die Aerzte schüttelten den Kopf und gaben ihn verloren. Wochenlang lag er ohne Bewußtsein, und ich mußte vor Erschöpfung die Nachtwachen aufgeben. Aber endlich kam die Genesung, freilich mit so langsamen, leisen Schritten, als sorge sie, das entschlummerte Fieber von neuem aufzuwecken. Um so lauter schlug mein Herz in freudiger Bewegung, und mit Entzücken hing ich an den Lippen des zufrieden lächelnden Arztes. Oft, wenn ich an seinem Lager saß und seine feuchte Hand in der meinen hielt, stellte ich mir vor, wie ich mit gleicher Treue und Hingabe mein armes Weib hätte pflegen wollen, wenn sie, siech an Leib und Seele, sich hätte zurückretten mögen in meine stille Zelle, und oft wurde die Täuschung so lebendig, daß ich mich verwunderte, nicht Toni, sondern den Genossen meines Grames auf dem Lager neben mir zu erblicken.

„Ein halbes Jahr bereits war seit seiner Erkrankung dahingegangen, und Er war im Stande, auf Stunden das Bett zu meiden und in meinem Lehnstuhl zu ruhen, als sich sein Antlitz seltsam umflorte und der freundlich stille Ausdruck, den

es seit den Tagen der Genesung angenommen, einer sanften, milden Wehmuth zu weichen begann. Dann haschte er wol nach meiner Hand und blickte mich mit inniger Theilnahme an, wie jemand, der eine schmerzenvolle Botschaft zu berichten hat, dieselbe aus seinen Zügen halb errathen läßt, den Hörer vorzubereiten auf das Unerwartete. Es war mir, als wolle er durch sein stilles, feierliches Wesen mich hinüberleiten aus meinem Gram in eine stille Ergebung, die auch das Schwerste, das Aeußerste geruhig zu vernehmen vermag.

„Eines Tages erhielt ich ein schwarzgesiegeltes Schreiben aus Rom. Es trug — mit welchem Zittern hatte ich es erbrochen! — die Unterschrift Freimund's. Ich hefte den Brief diesem Blatte bei, einen Brief, der mich den Meister nicht ganz verdammen läßt."

Martin hielt ein und betrachtete mit tiefer Rührung die verblaßten Schriftzüge der väterlichen Hand. Die Farbe wechselte häufig auf dem Gesicht des Lesers, und die Erregung desselben hallte wider in dem zitternden, gebrochenen Klange seiner Stimme, wie er den Inhalt des Bogens sich laut wiederholte:

„Mein theuerer Herr Professor, o daß ich sagen dürfte, mein theuerer Freund!

„Unendliches Weh habe ich über Sie gebracht, unendliches Herzeleid Ihnen zugefügt! Sie haben ein Recht, mich zu hassen, und ich muß es dulden und darf nicht murren. Bei Ihrer staunenswerthen Seelengüte, die Ihre Gattin nicht oft genug zu rühmen wußte, haben Sie es verschmäht, die Entscheidung zwischen Ihnen und mir auf die Spitze eines Degens zu stellen, der Willkür einer Kugel zu überantworten und nach dem Leben dessen zu trachten, dem Ihre Toni ihre volle Liebe zu schenken den Muth besaß, zu dem sie ein gleichsam unabwendbares Verhängniß hinzog.

„Aber, verehrungswürdiger Freund, kein Eisen, kein Blei hätte mich so unheilbar verwunden und demüthigen können, als Ihre stille Größe, Ihre Nachsicht, Ihre Selbstbeherrschung, die mich stets von neuem mit den quälenden Vorwürfen überschütteten, die Ehre eines Mannes von der Lauterkeit und Reinheit Ihres Charakters angetastet zu haben. Die unbegrenzte Achtung vor Ihnen war ein Stachel, der sich immer herber einbohrte in jede Seligkeit, in jeden Ueberschwang meines Glücks. Wohlmeinende Freunde, die ich im Hause des Bankiers Moses gewonnen, wurden nicht müde, Ihre Duldung und Güte zu schildern, die Art, mit der Sie Ihr Weib vertheidigten mit blutendem Herzen, und den größten Theil ihrer Schuld auf die eigenen Schultern nahmen. Welche Hochherzigkeit, welche Seelengröße! Die Scham vor mir selbst beugte mich nieder in schwerer Stunde, und der Engel, der in Gestalt Ihrer Gemahlin mir die Pforten des Paradieses erschlossen, ward oft zum Cherub, der mich gerade mit seinem süßesten und glückstrahlendsten Lächeln aus dem Eden des Friedens in das Elend der Selbstqual verbannte.

„Ich schreibe diese Zeilen in namenloser Trauer, schreibe sie an der Seite der holdseligsten Todten, die je ein Sterbelager geschmückt. Fassen Sie sich und vernehmen Sie eine Botschaft, die uns, die wir nach anfänglicher Annäherung durch eine nicht zu überbrückende Kluft getrennt wurden, nun durch den bittersten, gemeinsamen Schmerz vereinigt. Ihre, unsere Toni ist nicht mehr. Sie ruht neben

mir in feierlicher Hoheit. Kein Zug des Leidens trübt ihre schönen, stillen Züge, keine Furche peinvoller Gedankenqual hat sich in ihre weiße, reine Stirn gegraben, keine Todesangst das friedliche Lächeln von ihrem Munde hinweggefoltert. Der Tod hat sie in den Schlaf geküßt, hat mit dem milden Hauch seiner zuckenden Lippen sie heilig, sie sündelos gesprochen.

„Genosse meines unersetzlichen Verlustes, ich darf mir das Zeugniß geben: ich habe sie glücklich gemacht in den wenigen Monden, welche ein freundliches Geschick mir an ihrer Seite vergönnte. Ich kämpfte meine Gewissensqualen nieder, um die ihrigen nicht zu erwecken. Im blinden Egoismus der Leidenschaft hatte ich sie an mich gerissen; durch die liebevollste Hingabe an sie, durch eine Selbstentäußerung, mit der ich mich nur in sie hineinzufühlen strebte, vermochte ich sie mir zu erhalten. Ich lauschte auf ein jedes Zucken ihrer Wimpern, das für mich eine Sprache hatte, auf jedes schnellere Athmen, dessen Bedeutung ich erlernte, auf jedes Schütteln ihrer Locken, dessen Ursache ich nachsann. Ich riß gewaltsam alles aus meiner Seele, den Gedanken an mein Weib, das der Gram um mich dahingerafft, an den fernen Sohn, den ich von mir verbannt, um die Ruhe und Sicherheit zu bewahren, die allein die Bürgschaft ihres Vertrauens, ihrer Wonne zu sein vermochten; denn ich wußte, daß, wenn sie bemerkte, was ich mitten im Taumel der Liebe litt, dies sie grenzenlos elend hätte machen müssen. So blieb ich fest, und sie genoß nicht nur, sie *glaubte* an ihr Glück.

„Sobald ich nur einen leisen Schatten der Schwermuth auf ihrer Stirn gewahrte, entführte ich sie zu neuen Städten oder Thälern. Wie blühte sie auf in der lauen Luft des Meergestades! Wie prangte sie auf Festen, auf dem Corso, in den Theatern! O, wie sie das mannichfaltige Neue sich zu eigen machte! Unter dem Segen ihrer Anmuth erwuchsen mir strahlende Bilder. Ja, ich darf mir das Zeugniß ablegen: ich habe sie glücklich gemacht, und sie hat mich zu einer Höhe der Empfindung emporgehoben, die das Strafbare unserer Beziehung in den Stunden der höchsten Begeisterung wie in einem nebelumhüllten Thale verschwinden ließ. Das war die Sonnenhöhe unserer Liebe!

„Lassen Sie mich Ihnen die letzten Stunden ihres Lebens schildern! Als sie am Morgen ihres Sterbetages zu kränkeln begann, saß ich an ihrem Lager nieder, um es bis zu ihrem letzten Athemzuge nur auf kurze Minuten wieder zu verlassen. Ich wollte nach dem Arzt schicken, aber sie lächelte und meinte, sie fühle kaum einen Schmerz, und es sei wol die Ueberfülle ihres Glücks, die sie in seliger Ermüdung zu ruhen zwinge, um Kraft zu sammeln für noch schönere, lichtere Tage. Sie schlummerte mit kurzen Unterbrechungen, während welcher sie harmlos mit mir plauderte.

„Am Nachmittag ward sie mit einem mal sehr ernst und träumerisch still und ergriff plötzlich meine Hand und sagte mit beklommenem Athem, es sei doch möglich, daß der Tod sie abberufen wolle mitten aus ihrem wonnigen Glück; es gelang mir, sie zu beruhigen, und sie lächelte dankbar zu mir hinauf. Dann begann sie von Ihnen zu sprechen, viel und lange, und wir redeten von Ihnen wie von einem alten, oft bewährten, schmerzlich vermißten Freunde; es thue ihr so wohl, aus der fast blendenden Sonne der glücklichsten Gegenwart sich einmal in den kühlen

Schatten der nordischen Heimat hinüberzuträumen; sie höre die Linden im Garten ihrer Mutter rauschen und das Geschwätz des Springbrunnens, sie spähe in das dämmerige Arbeitszimmer ihres Gatten und lausche auf das wohlbekannte Knistern seiner Papiere und Zettelchen, auf das Schwirren seiner arbeitsamen Feder.

„Und wie sie nun sah, daß ich nicht zürnte, sondern, von dem weichen Klang ihrer Stimme und von dem Zauber ihrer Erinnerung mit fortgerissen, mit aufrichtigster Bewunderung von Ihnen sprach, da fuhr sie fort und flüsterte, ihr Gatte müsse es jetzt hören in der Stille der Arbeit, wie sie im Geiste an seine Thür poche und mit verzagtem Herzen auf der Schwelle knie.

„Darauf sank sie zurück und schlief wieder ein; aber es war ein unruhiger Schlummer; sie veränderte ihre Lage in jedem Augenblick; ich fing an besorgt zu werden, schlich auf den Zehen hinaus und befahl dem Diener, nach dem Arzt zu laufen; dann kehrte ich zurück und lauschte ihrem Athmen in räthselhafter Bangigkeit.

„Nach einer halben Stunde erwachte sie, richtete sich auf und sagte, als sie die Zeichen der Sorge in meinen Zügen bemerkte: «Geliebter, betrübe dich nicht! Ich werde genesen, bald genesen.» Dann winkte sie mir, näher an sie heranzurücken, und flüsterte mir unter einem Strome gewaltsam hervorbrechender Thränen in das Ohr, sie habe eben im Traume den Weg gefunden, den sie und ich fortan zu gehen hätten; sie müsse zu ihrem Gatten zurückkehren, es sei unwiderruflich; ich möge mich ansiedeln in ihrer Nähe; wie sie einst, als ich ihr Bild in dem Hause ihres Mannes malte, in herzlicher Freundschaft mit mir verkehrt, so wolle sie fortan zu mir stehen in einem unerschütterlichen Bunde der Seelen; ihr Gatte selbst werde der Hüter sein und wachen über dem neuen Glück; an seiner Selbstbeherrschung und Hoheit wolle sie sich bilden und erziehen; der Quell seiner Treue und Liebe sei unversieglich, und sie wolle ihm selbst in gläubigem Vertrauen ihr Kindlein in die Arme legen, auf daß es nach seinem Beispiel sich entwickele; auch dieses Schwerste werde er über sich gewinnen, denn er sei ein Heiliger im Vergeben; sie wisse dies Alles durch Ihn, der sie einst aus dem Alpendorfe in das Mutterhaus geführt, und dessen letzte, während der Genesung nach schwerer Krankheit ohne Wissen ihres Gemahls ihr nachgesendete Zeilen sie endlich, nach langem Umherirren des Schreibens, aufgefunden hätten.

„Da entstürzten auch meinen Augen heiße Thränen, und ich kniete vor ihr und konnte in der erhabenen Feierlichkeit dieser Stunde nichts thun, als ihr immer von neuem wiederholen, daß ihr Wille auch der meine sei. Ich fühlte mich fähig und stark, mich zu der Größe der Geliebten, zu Ihrer Größe, mein theuerer Freund, emporzuschwingen; ich fühlte mich fähig und stark durch die Heiligung, mit der die Worte Toni's mich durchdrungen hatten; die Sünde fiel von mir ab wie eine überreife Frucht, die ihren Zweig herabgebeugt und belastet, bis der reine, lautere Athem des Morgenwindes sie hinweggestreift. Mir war, als umflatterten mich in heiligem Schauer die Manen meines unglückseligen Weibes.

„Als sie mich so in der Weihe ihrer eigenen Stimmung sah, ward sie ganz ruhig und trocknete ihre Thränen und umarmte mich und preßte meine Hände. Sie war schön, makellos schön, aber nie hinreißender in ihrer Anmuth als in dieser Stunde gewesen.

„Der Arzt erschien und beruhigte mich vollends; es sei eine Ueberreizung der Nerven, welche Ruhe und Schonung schnell beseitigen würden. Sie verlangte ihr Kindchen zu sehen, das ich ihr durch die Pflegerin bringen ließ. Sie tändelte und scherzte mit ihm in holder, mütterlicher Freude, bis ich es fortzubringen befahl aus Sorge, sie möchte sich durch das glückselige Spiel zu sehr erregen.

„Dann lächelte sie mich an und sagte: «Vielleicht ist das alles, Geliebter, was ich dir vorsprach, nur ein süßer, doch wesenloser Traum! Aber der Versuch soll und muß gewagt werden. Morgen werde ich Kraft haben, aufzustehen und die ersten Vorbereitungen zu unserer Abreise zu treffen. Ich muß ja gesunden, um ihn wiederzusehen und seine Vergebung zu erwerben. Habe die Güte, mein lieber Freund, und schreibe an Hartmann, schreibe, was dir dein Herz eingibt. Rücke das Tischchen an mein Bett, Geliebter! Wir wollen meinem Manne nach so viel Leiden wenigstens die Vorfreude nicht länger hinausschieben, die ihm die Ankündigung meiner Rückkehr bereiten wird. Grüße ihn viel tausendmal von seiner Toni und laß auch Ihn grüßen, dessen freundlich liebe Gestalt, die Gestalt des opferfrohen Vermittlers, so oft in meinen Träumen mit liebevollem Heimwinken erscheint.»

„Ich wollte fragen, wer dieser Vermittler sei, von dem sie mir noch nie gesprochen; aber ich sah sie die Augen schließen und rückte das Tischchen, wie sie gebeten, an ihr Lager und begann in tiefer Ergriffenheit diesen Brief zu Papier zu bringen. Dann und wann blickte ich zu ihr hinüber; dann und wann schlug sie die Augen auf und schien auf das Schwirren meiner Feder zu lauschen mit heimlichem Genusse an dem eintönigen Geräusch.

„Plötzlich schreckte ich auf. Sie mußte mit der Sicherheit und Lautlosigkeit einer Nachtwandlerin ihr Lager verlassen haben; mit festgeschlossenen Lidern stand sie an meiner Seite, die eine Hand auf das Herz gepreßt, mit der andern und mit weit vorgestrecktem Arm nach meiner Schulter tastend. Ich hob sie empor, ich trug sie auf ihr Bett und behielt die halb Aufgerichtete in meinen Armen. Auf meine inbrünstigen Fragen öffnete sie noch zweimal, dreimal die Augen, ohne ein Wort mehr zu sprechen, und lächelte mir zu mit einer Verklärung, die nicht mehr dieser Welt gehörte. Ich fühlte, wie ihr Körper in meinen Armen von Minute zu Minute schwerer ward, fühlte es mit unendlichen Qualen, und ließ nach einer kurzen, kummervollen Frist — eine Todte auf die Kissen niedergleiten!

„Es ist still um mich her, grauenhaft still. Von draußen nur klingt leise das Wiegenlied herein, mit welchem die Wärterin den kleinen, ahnungslosen Pflegling in den Schlaf summt.

„Wohl kann ich mir vorstellen, daß es Ihnen ein schmerzlicher Trost sein müßte, die Verklärte in heimischer Erde bestattet zu wissen; aber ich weiß auch, daß Sie dem Wunsche der Verstorbenen nicht widerstreben werden, dem wiederholt und noch drei Tage vor ihrem Scheiden, wie in wehmüthiger Vorahnung ihres baldigen Endes, mit sehnsüchtiger Innigkeit kundgegebenen Wunsche, daß sie, falls der Tod sie in Italien abberufen sollte, an keiner andern Stätte lieber möchte gebettet sein als auf dem weihevollen Friedhofe der Protestanten zu Rom, in der Nähe der Pyramide des Cestius. Und dort mag ihr denn das Grab werden!

„Leben Sie wohl, mein armer Freund! Schicksal, Verhängniß und Leidenschaft ließ uns um den Besitz der Lebenden streiten; die Todte darf uns gemeinsam gehören, und über ihrem Grabe sollen sich schattend ausbreiten die Palmenzweige des Friedens und der Versöhnung. Leben Sie wohl und drücken Sie auch Ihm die Hand, dem Unbekannten, dessen Ueberredung mit dem Vorgefühl des nahenden Todes sich so wunderbar vereinigte, um das Herz Toni's zu Ihnen zurückzulenken. Leben Sie wohl!"

Martin sah eine geraume Weile, nachdem er den Brief des Vaters gelesen, zu dem Bilde seiner Mutter hinauf. Er hatte das Schreiben mit sich steigernder Stimme, von einer Erregung erfaßt, die sein ganzes Inneres aufwühlte, laut vor sich hin gesprochen; jetzt war es ihm, als hätte er diese Beichte des Vaters der Mutter selbst anvertraut, und die Züge derselben im Bilde schienen ihm nun von sanftem Feuer der Versöhnung durchgeistigt. Der Gedanke an seine Aeltern ließ ihn alles andere vergessen, und die Erwähnung des Kindes Toni's schien er völlig überhört zu haben. Er söhnte die Todten aus, wie konnte er der Lebenden gedenken? Die Lampe war dem Erlöschen nahe; er zündete ein Licht und durchforschte nach langem Sinnen mit erneuter Begierde die weitern Selbstbekenntnisse des Professors:

„Als ich das Schreiben zu Ende gelesen, wollte ich laut aufstöhnen; aber ein Blick auf Ihn, den ich auf meinem Lehnstuhl am Fenster schlummern sah, genügte, um mich zu beherrschen. Ich barg den Brief an meiner Brust und schlich in mein Bibliothekzimmer. Dort überließ ich mich zwanglos meiner Trauer und meinen Thränen. O, so hatte doch Toni an meine Thür pochen wollen, wie Er es prophezeit, so hatte sie in der Stunde des Sterbens mir das Leben wiedergeben wollen!

„Ich setzte mich nieder an meinen Lesetisch und stützte mein niedersinkendes Haupt auf eine Folioausgabe Virgil's, und dann begann ich mechanisch zu blättern in dem Buche, und die Seiten flüsterten und rauschten leise, wie die Cypressenzweige flüstern und rauschen mochten über den Gräbern an der Pyramide des Cestius, vielleicht schon über dem Grabe meiner Toni.

„Dann fing ich an, nachzusinnen, wie ich Ihm am schonendsten die Trauerbotschaft mittheilen könnte, ohne seinen Zustand zu verschlimmern. Ich begab mich in das Studirzimmer zurück und trat behutsam zu ihm heran, als er die Augen aufschlug und mir die Hand entgegenstreckte, die Spuren der Thränen auf meinem Gesicht bemerkend.

„«Du hast geweint», sprach er kummervoll und blickte mich mit einem Ausdruck des innigsten Mitgefühls an. «Ich weiß alles, was du zu sagen dich fürchtest. Ich schlief nicht fest, als du den Brief empfingst, und du hast, ohne es zu wollen und zu wissen, den größten Theil desselben in deinem Schmerze laut gelesen.»

„Ich erschrak heftig, aber er drückte mir die Hand, wie um mich zu beruhigen, und fuhr fort: «Sorge nicht! Ich wußte längst, was uns bevorstand, und suchte dich deswegen auf diese Stunde vorzubereiten. Dreimal in den letzten Tagen erschien mir die nun Verklärte im Traum im weißen Todtenkleide. So schickte sie, die uns so fern war, ihre Gedanken zu mir herüber, dem alten Vermittler

zwischen dir und ihr; und ihre Gedanken kleideten sich in ihre Gestalt und sahen mich mit ihren sehnsüchtigen Augen an und flehten um Vergebung. Es ist kein Aberglaube, der aus mir spricht, aber der Glaube an sie und ihre Rückkehr, der nicht zu Schanden werden sollte. Ja, Liebster, der Aberglaube knechtet die Seele, aber der Glaube befreit sie und macht sie hellseherisch; der Aberglaube rechtet und hadert und kennt keine Duldung, aber der Glaube richtet nicht und verzeiht. So sah ich sie, als wollte sie ihr Sterben verkündigen, und jedesmal hatte sie das Kindlein auf dem Arm und legte es in meine Hände und deutete auf die Thür deines Zimmers, als sollte ich dir's bringen. So laß uns den Schmerz gemeinsam tragen, laß uns gemeinsam das Andenken an die theuere Todte hüten und bewahren!»

„Ich war keiner Antwort fähig, und wir saßen lange, Hand in Hand, schweigend nebeneinander.

„Am nächsten Tage schickte ich einen Brief an Freimund, wenige Worte, die mich Stunden gekostet hatten. Mein erster Gedanke war gewesen, nach Italien zu reisen und den Grabhügel meiner Toni zu umarmen; aber es war mir nicht möglich, jetzt wenigstens noch nicht möglich, dem Künstler zu begegnen und die dargebotene Rechte zu ergreifen; auch Er widerrieth und bat mich, zu warten, bis ich mehr Ruhe und Fassung gefunden haben würde.

„Indessen erholte Er sich zusehends und weit schneller, als der Arzt gehofft. Mein Kummer, mein Leid war es, was ihn kräftigte. Er war eine Natur, die sich hingeben, die sich opfern mußte, welcher Pflege, Rath und Beistand nothwendig war wie Luft und Licht. Als er mich so schwer gebeugt sah, überwand er sich selbst, um mir überwinden zu helfen. Ich war genöthigt, meine Vorlesungen wieder aufzunehmen, meine Herausgabe des Virgil zum Abschluß zu bringen; überall stand er mir bei mit Vernachlässigung seiner eigenen Interessen; trat ich aus dem Portal der Universität, so konnte ich gewiß sein, ihn an den Eingangspfeilern lehnen zu sehen; er nahm meinen Arm und geleitete mich nach Haus; er schrieb für mich, er besorgte die Correctur der Druckbogen und forschte Tag für Tag in meinen Augen, ob er nicht einen verborgenen Wunsch in denselben erspähen möchte.

„Und es gab einen solchen verborgenen Wunsch! Fast ein Jahr war seit Toni's Tode verflossen, und noch immer weilte Freimund in Rom. Seine Anwesenheit hielt mich noch fern, und auch meine dringenden Arbeiten und Berufspflichten sprachen gegen die geplante Reise. Nie hätte ich es über das Herz gebracht, Ihn zu dem Ausfluge zu bereden; denn ich wußte, daß auch Er einer Begegnung mit dem Maler auszuweichen strebte.

„Aber wie rührend wußte Er mir meinen Wunsch abzulauschen, wie aufopfernd bezwang er sich, denselben zu erfüllen! Aus der Unruhe meines Wesens mußte er herausgespürt haben, was mein Inneres bewegte.

„Er brachte in stiller Abendstunde das Gespräch auf Toni's Kind und forschte mich aus, ob ich den Anblick desselben ohne jede Bitterkeit ertragen könnte, ob ich mir die Kraft zutraute, die Verzeihung, die der Verklärten mein Herz gespendet, durch das lebendige Zeugniß ihres verbrecherischen Bundes nicht erschüttern zu lassen, ob ich meiner selbst so ganz sicher wäre, um nicht ungerecht gegen ein

Wesen zu sein, dessen Eigenart vielleicht die liebevollste Nachsicht in der Erziehung nöthig machen würde.

„Diese Fragen, die ich mir selbst hundertmal vorgelegt, berührten sich so innig mit meinen geheimsten Gedanken, daß ich die versteckte, freundschaftliche Absicht, in der sie gethan wurden, völlig übersah und mit Eifer entgegnete, es sei das Kind ein Theil von Toni's Wesen, dessen Besitz mir kein geringer Trost sein würde; Freimund werde es auf die Dauer vernachlässigen, wie seinen eigenen Sohn; sein Wandertrieb werde ihn wieder erfassen, das Kind ihm unbequem werden, während es mir meine Einsamkeit verklären, seine Erziehung mich erquicken, sein unschuldiges Gebet ein steter Fürsprecher für die mir und ihm entrissene Mutter sein werde.

„Er drückte mir die Hand, lächelte geheimnißvoll und verließ mich. An den nächsten zwei Tagen verwunderte ich mich nicht wenig, ihn nicht am gewohnten Platze am Eingangsportal der Universität zu erblicken. Im Glauben, er sei erkrankt, eilte ich in seine Wohnung, um zu meiner nicht geringen Ueberraschung zu erfahren, daß er Maria, die Schwester Toni's, abgeholt, und mit ihr eine Reise unternommen habe. Wohin? Ich wußte es nun, ich errieth es, ich bewunderte ihn und harrte klopfenden Herzens auf seine Rückkehr.

„Zwei Wochen gingen hin in peinvoller Erwartung. Ueber die Art seiner Begegnung mit dem Maler, ob Er ihm das Kind habe abringen müssen oder ob jener es willig habe ziehen lassen, ist mir nie Kunde geworden. Alles verschwieg er stets hartnäckig, was mir Aufregung oder Entrüstung hätte verursachen können. Auch von Maria, die er nicht zu überreden vermochte, mit dem Verführer ihrer Schwester zusammenzutreffen, war nichts als unhaltbare Vermuthungen zu erlangen.

„Die Sonne war im Sinken begriffen; ich saß am Abend des stillen Sonntags, mit den Schlußzeilen der Vorrede zu meinem Commentar zur Aeneide beschäftigt, an meinem Schreibtisch, des glücklich vollendeten Werkes froh. Der Segen eines Feierabends nach langer, beschwerlicher Arbeit strömte auf mich nieder.

„Da tönte aus der Ferne das Rollen eines Wagens. Ich schreckte auf und horchte gespannt, wie ich die Tage über so oft gehorcht. Das Rollen wuchs, mein Herz klopfte heftig; jetzt unterschied ich den Hufschlag eiliger Pferde; die Räder rasselten — und diesmal lärmte es nicht vorbei, wie so oft, sondern es hielt plötzlich, hielt vor meinem Hause. Ich wollte aufspringen, und war doch wie gelähmt; auf der nahen Treppe erklangen Schritte, ich vermochte die Stimme des Freundes und Maria's zu erkennen; die Magd öffnete, und ich vernahm das fröhliche Jauchzen eines Kindes; der Athem versagte mir, und ich mühte mich vergebens aufzustehen; schon tönten hastige Wechselreden aus dem Bibliothekzimmer; die Thür ward aufgerissen; mit einer gewaltsamen Anstrengung brach ich den Bann und raffte mich empor; da standen sie auf der Schwelle, ich taumelte ihnen entgegen; Er, mit hochaufleuchtenden Blicken, nahm das Kind aus den Armen Maria's und legte es in meine zitternden Hände; es lächelte, ohne sich zu fürchten, ohne zu schreien, zu mir empor mit Augen, welche die Farbe der Augen Toni's trugen, und seine blonden Haare umrahmten das kluge Gesichtchen, und es schüttelte, im kindlichen Spiel sich aufrichtend, die Locken, wie einst die Mutter sie geschüttelt hatte.

„Maria entriß mir das Kind, da meine Knie zu wanken begannen, und ich schloß den treuen Genossen meiner Schmerzen und Freuden an das ungestüm klopfende Herz.

„Ich sollte noch mehr überrascht werden. Ohne daß ich das Geringste wahrgenommen hatte, war von einer vertrauten Freundin Maria's Toni's abgelegenes und seit ihrem Tode von mir nicht mehr betretenes Toilettenzimmer in eine freundliche Kinderstube umgewandelt worden. Maria versprach, die nächste Pflege zu übernehmen, und bettete dort das süße Geschöpf, das unter ihrer sorgfältigen Obhut die weite Reise mit vielen Unterbrechungen hatte zurücklegen müssen.

„Zum ersten mal seit langer Frist klangen an meiner Abendtafel die Gläser freudig aneinander. Nie habe ich Ihn glücklicher gesehen als in dieser Stunde. Im Fortgehen flüsterte er mir zu, nun erst sei er ruhig; nun erst habe er den Willen der Sterbenden erfüllt; denn jedesmal, wenn sie ihm im Traum erschienen, habe sie das Kindlein auf dem Arme gehabt und in seine Hände gelegt und auf die Thür meines Zimmers gedeutet.

„Um Mitternacht erhob ich mich nach wohlthuendem, tiefem Schlummer von meinem Lager und schlich an die sanft angelehnte Thür des Kinderzimmers und legte mein Ohr daran. Und wie ich das stille und friedliche Athmen der Kleinen vernahm, überkam auch mich ein stiller Friede, und mir war, als gleite ein geliebter Schatten durch das Gemach und lege geisterhaft mit mir sein Ohr an die Pforte und lausche mit mir auf die Odemzüge seines, meines Kindes."

Hier brachen die Aufzeichnungen ab, und Martin warf in größter Erregung die Bekenntnisse auf den Tisch. Jeder Gedanke an den Vater, an die Mutter, an den Edelmuth des Schreibers, wurde verdrängt durch die furchtbare Ahnung eines sich ihm immer mehr aufhellenden Zusammenhanges der geschilderten Ereignisse, welcher sein junges Liebesglück grausam zu vernichten drohte.

Eins schien nur zu gewiß, zu unabweisbar: daß Toni die Tochter seines Vaters war, die der Professor in sein Haus genommen, und die nach dessen Tode der Antiquar in sein stilles Heim verpflanzt hatte; eins drückte ihn mit vernichtender Schwere nieder, daß seine Braut — zugleich seine Schwester sein mußte. Er verwünschte sein Dasein und sein Studium, durch welches er auf die Auffindung der verhängnißvollen Bekenntnisse geführt worden war; aber das ernste Auge der Mutter, von deren Bild er die Richtschnur seines Handelns und jeden sittlichen Einfluß auf sein Denken und Fühlen zu empfangen einst an der Leiche seines Vaters sich gelobt hatte, strafte ihn, und er schlug beschämt die Blicke nieder und brütete in stummer Verzweiflung vor sich hin.

Dann begann er nach tausend Möglichkeiten zu haschen, um seine Toni für sich zu retten. Am Ende klammerte er sich mit aller Kraft an die Hoffnung, Toni sei das rechte Kind des Professors und seiner Gattin, und der erstere habe dasselbe damals vielleicht in fremde Obhut, vielleicht der Großmutter übergeben, um es bei den Wirren, die nach Freimund's Ankunft in dem sonst so friedlichen Haushalt entstanden waren, in seiner Pflege keinen Abbruch erleiden zu lassen, und aus diesem Grunde sei des entfernten Kindes in den Aufzeichnungen nicht gedacht

worden. Wie gewaltsam auch schließlich diese Annahme war, sie gewährte dem Grübelnden doch einigen Trost.

Dann zog es ihn, wie in jener Nacht, wieder in das Zimmer, in welchem er die Gemälde und Skizzen aus der Hinterlassenschaft des Vaters aufbewahrte; wieder stand er sinnend vor den Bildnissen der Professorin, wieder bestrickte ihn das verführerische Lächeln im unsichern Flackerlicht der Kerze, und wieder empfand er ein geheimnißvolles Grauen vor der dämonischen Macht dieser Schönheit, obgleich er sich die auffallende Aehnlichkeit der Geliebten mit der Frau auf dem Bilde weniger wie je zu verhehlen vermochte; aber die Unschuld und Sittigkeit in den Zügen der Verlobten bestärkten ihn in der Ueberzeugung, daß sie nicht ein Pfand zügellos fortstürmender Leidenschaft, sondern eine Zeugin des reinen und seelischen Verhältnisses sei, das vor dem Einzuge des Malers in das Professorhaus zwischen den beiden Ehegatten bestanden habe.

Dann ergriff er die Kerze und stellte sich vor den in demselben Gemache angebrachten venetianischen Spiegel, um, vielleicht das erste mal in seinem Leben, sich in die Betrachtung des eigenen Angesichts zu verlieren, welches das köstlich geschliffene Glas in klarer Reinheit zurückstrahlte; mit sichtbarer Angst forschte er in den eigenen Zügen, ob ihm, wie einst dem sich selbst bespiegelnden Narcissus, aus seinem Antlitz dasjenige Toni's als seiner Schwester entgegenschauen möchte, die gemeinschaftlichen Bande des Blutes mit qualvoller Mahnung zu verrathen; aber zu seiner Freude vermochte er auch nicht die geringste Familienähnlichkeit zwischen ihr und sich aus seinem Spiegelbilde herauszulesen, nichts, das sie als Bruder und Schwester gekennzeichnet hätte; und so träumte er sich immer mehr in die Hoffnung hinein, daß der Maler nicht der Vater der Geliebten sein könne; jedoch ein Grauen beschlich ihn bei dieser mitternächtigen Selbstschau, wie ihm das eigene, bleiche und verstörte Angesicht entgegenstarrte, als müsse er jeden Augenblick einen Toni verwandten Zug im eigenen Bilde gewahr werden, einen Zug, der ihm auf der Stirn oder den Wangen der Braut, bei ihrer nächsten Begegnung, wie ein schreckhaftes Merkmal einer verbrecherischen Stunde hätte erscheinen müssen; und er zuckte zusammen, als er plötzlich, über das eigene Haupt hinwegschauend, in dem Glase die zauberhaft lächelnden Lippen und die sündigen Augen der Verführerin erblickte, deren Bild dem Spiegel gegenüber an der Wand befestigt war; und er floh vor diesen Lippen und diesen Augen, wie in jener Nacht, und kehrte, die Thür hastig hinter sich zuschlagend, in sein Arbeitszimmer zurück.

In grenzenloser Verwirrung durchwanderte er den Raum, bis er zuletzt vor Erschöpfung in einen Armsessel sank und in einen leichten Schlummer verfiel; aber dann und wann öffnete er die Augen und blickte verträumt umher; seltsame Bilder narrten ihn; so oft er nach der Marmoreule schaute, sah er auf ihrem Schnabel die Hornbrille des Antiquars, und der Vogel schob sie hin und wieder und blätterte unaufhörlich nicht in seinem versteinten Buche, sondern in den vergilbten Blättern des Professors. Endlich suchte Martin sein Lager auf, um in bleiernem Schlafe aller Sorgen und Zweifel ledig zu werden.

(Schluß folgt.)

Drei Jahre der Präsidentschaft von Rutherford B. Hayes.

Von

Rudolf Doehn.

Die eigenthümlichen und in gewisser Beziehung abnormen Verhältnisse, unter denen Präsident Rutherford Birchard Hayes am 5. März 1877 an die Spitze der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika trat, sind von uns in einem frühern Aufsatze ausführlich dargelegt worden*) und können deshalb hier füglich übergangen werden. In seiner Inauguralrede hob Präsident Hayes vorzugsweise drei Punkte als maßgebend für seine Administration, die mit Recht als eine Reformregierung bezeichnet werden darf, hervor: 1) Wiederherstellung der localen Selbstregierung in allen frühern Sklavenstaaten der Union; 2) Reform im öffentlichen Aemterwesen; 3) Einführung einer wohlgeordneten Finanzpolitik. Was den ersten dieser drei Punkte anbetrifft, so wollte er vor allen Dingen der unter seinem Amtsvorgänger, dem Präsidenten U. S. Grant, in manchen der frühern Sklavenstaaten herrschenden Misregierung politischer Abenteurer (Carpetbagger) und der corrumpirenden Einwirkung der dort bestehenden Militärwirthschaft ein Ende machen. Der darauf bezügliche Passus der Inauguralrede lautet also: „Die dauernde Pacificirung der Union nach solchen Grundsätzen und Maßregeln, die dazu angethan sind, allen freien Bürgern vollständigen Schutz in dem ungetrübten Genusse aller ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu sichern, bildet denjenigen Theil unserer öffentlichen Obliegenheiten, den alle einsichtigen und patriotischen Bürger der Republik als den allerwichtigsten betrachten. Viele der unheilvollen Wirkungen des blutigen Bürgerkrieges, durch den vorzugsweise die Südstaaten litten, sind noch immer nicht beseitigt. Die großen Segnungen, welche früher oder später der aufrichtigen und allgemeinen Annahme der legitimen Ergebnisse jenes Krieges sicher folgen werden, sind noch nicht verwirklicht. An der Schwelle dieses Gegenstandes begegnen uns schwierige Fragen, welche große Verlegenheiten bereiten. Die Bevölkerung jener Staaten ist noch immer vielfach verarmt und genießt noch nicht völlig den unschätzbaren Segen einer weisen, ehrlichen und friedlichen Selbstverwaltung in localen Dingen. Was immer auch für Meinungsverschiedenheiten betreffs der Ursachen

*) Vgl. „Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten im Jahre 1876“ („Unsere Zeit“, Neue Folge, XIII, 1., 918 fg., 2., 29 fg.).

dieser Lage der Dinge bestehen mögen: Eins ist doch klar und unbestritten, nämlich, daß im Laufe der Ereignisse der Zeitpunkt gekommen ist, wo eine solche Verwaltung durch alle verschiedenartigen Interessen jener Staaten, öffentliche wie private, zur gebieterisch erheischten Nothwendigkeit geworden ist. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß nur eine locale Verwaltung, welche die Rechte aller Bürger, ohne Unterschied von Abstammung und Farbe, anerkennt und unverletzlich aufrecht erhält, die wahre Selbstverwaltung ist. Mit Bezug auf die zwei abgesonderten Rassen, deren eigenthümliche Beziehungen zueinander die beklagenswerthen Verwickelungen und Verlegenheiten, welche in jenen Staaten existiren, hervorgerufen haben, muß es eine Verwaltung sein, die sich loyal und aufrichtig der Constitution sowie den Gesetzen, den Gesetzen der Nation wie der Einzelstaaten, unterwirft, die ganze Constitution acceptirend, wie sie ist, und derselben getreulich gehorcht. Ruhend auf dieser sichern und dauerhaften Grundlage kann eine segensreiche Localverwaltung aufgebaut werden, aber auch in keiner andern Weise. In der Förderung eines solchen Gehorsams gegen den Buchstaben und den Geist der Constitution (to the letters and the spirit of the Constitution) verlieren alle sogenannten Parteiinteressen ihre scheinbare Wichtigkeit, und der Parteipolitik mag hier wol gestattet werden, ihre sonstige Bedeutsamkeit in den Hintergrund treten zu lassen. Es handelt sich um die Frage, ob in den südlichen Staaten der Union unverzüglich eine geordnete, friedliche und freiheitliche Regierung eingeführt werden soll, unter der die Bevölkerung einen politischen und socialen Aufschwung nehmen kann, oder ob Gewalt und Barbarei herrschen sollen. Es ist dies eine Frage, bei welcher jeder Bürger der Nation lebhaft interessirt ist, betreffs welcher wir nicht in einem parteigängerischen Sinne entweder Republikaner oder Demokraten, sondern Mitbürger und Kinder eines Volkes sein sollten, denen die Interessen des gemeinsamen Landes und der gemeinsamen Freiheit theuer sind."

Präsident Hayes verkannte nicht, daß durch die Befreiung der Neger eine vollständige Umwälzung in dem ganzen Arbeitssystem der Vereinigten Staaten, vorzugsweise des Südens, hervorgerufen worden war. Eine Million Menschen, von den drückenden Fesseln der Sklaverei befreit und mit den Rechten freier Bürger betraut, stand ihren frühern Herren und Gebietern gleichberechtigt in politischer und socialer Beziehung gegenüber. Die nationale Regierung hatte als Haupturheberin der Sklavenemancipation auch die moralische Verpflichtung, ihren ganzen durch die Constitution und die Bundesgesetze ihr übertragenen Einfluß dazu anzuwenden, daß die farbigen Bürger auch in der legitimen Ausübung ihrer ihnen gesetzlich zustehenden Rechte geschützt würden. Während Hayes nun erklärte, daß er jedes ihm, als dem Haupt der Regierung, zukommende verfassungsmäßige Mittel in Anwendung bringen werde, um den aus Sklaven zu freien Bürgern gewordenen Negern ihre Rechte zu wahren, appellirte er mit eindringlichen Worten an das Humanitäts- und Rechtsgefühl aller Unionsbürger, namentlich der Südländer, ihm im Interesse der Wohlfahrt der ganzen Republik in seinem Streben hülfreich zur Seite zu stehen und zu dem Ende alle gehässigen Rassen- und Parteivorurtheile aufzugeben. „Das allgemeine Stimmrecht", sagte er in richtiger Erkenntniß der Sachlage, „sollte auf allgemeiner Bildung beruhen. Zu diesem Zwecke

sollte eine liberale und dauernde Fürsorge getroffen werden zur Errichtung und Unterstützung der Freischulen durch die Regierungen der einzelnen Unionsstaaten, die im Nothfalle den legitimen Beistand der nationalen Autorität erhalten würden. Mögen sich meine Mitbürger in den Südstaaten versichert halten, daß es mein aufrichtiger Wunsch ist, ihre wahrhaften Interessen, die Interessen der weißen und farbigen Bevölkerung ohne Unterschied, zu fördern und mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft eine Politik zu verfolgen, die aus unsern politischen Angelegenheiten für alle Zeit die farbige Linie und die trennende Unterscheidung zwischen dem Norden und Süden entfernt, sodaß wir nicht nur einen geeinigten Süden oder einen geeinigten Norden, sondern eine geeinigte amerikanische Nation, ein geeinigtes Vaterland haben."

Leider wird die nachstehende Darstellung zeigen, daß diese ebenso patriotischen wie berechtigen Wünsche des Präsidenten Hayes mehr durch die Schuld der Südländer als durch die Schuld der Nordländer wenig oder gar nicht in Erfüllung gegangen sind. Um zwei Punkte kurz vorwegzunehmen, sei nur erwähnt, daß in den meisten Südstaaten zur Hebung des Unterrichtswesens unter der Administration des Herrn Hayes so gut wie nichts gethan worden ist; auch haben die frühern Sklavenhalter es nicht verstanden, durch humane Behandlung sich die Zuneigung und Achtung ihrer farbigen Mitbürger zu erwerben. Wiederholt wies Hayes in seinen Botschaften an den Congreß darauf hin, daß im Süden das Volksschulwesen sehr im argen liege; und so geschah es, daß schließlich im Februar 1880 der republikanische Senator von Massachusetts im Bundessenat eine Bill einbrachte, welche die Schaffung eines National-Schulfonds bezweckte. Die in dieser Bill enthaltenen Bestimmungen sind kurz folgende: Der Nettoertrag, welchen die Bundesregierung durch den Verkauf öffentlicher Ländereien und durch die Einnahmen im Patentamte erzielt, sowie alle Darlehen und sonstigen Gelder, welche die Unionsregierung von Eisenbahnen zurückerstattet erhält, sollen „für ewige Zeiten" zur Förderung der Erziehung des Volkes verwendet werden. Alle diese Einkünfte soll die Regierung in vierprocentigen Bonds anlegen und dieselben sollen einen dauernden National-Schulfonds bilden. Alle etwaigen Geschenke und Vermächtnisse für diesen Zweck sollen ebenfalls dem Fonds hinzugefügt werden. Die Zinsen dieses Fonds, sowie die Hälfte der im Jahre 1880 durch den Verkauf öffentlichen Landes erzielten Nettoeinkünfte sollen von der Unionsregierung, resp. von der zu bildenden Erziehungscommission, nach dem Maßstabe der Bevölkerung unter sämmtlichen Unionsstaaten und Territorien vertheilt werden. Die letztern würden dann natürlich verpflichtet sein, die ihnen zugetheilten Summen in Uebereinstimmung mit dem nationalen Zweck des Fonds zur Förderung ihres Schulwesens zu verwenden. Als Senator Hoar diese Bill, die leider wol nicht sobald Gesetzeskraft erlangen wird, einbrachte, wußte er sehr gut, daß viele Unionsstaaten einen solchen Zuschuß aus der Bundeskasse nicht nöthig haben; aber es war ihm hauptsächlich darum zu thun, dem so arg daniederliegenden Schulwesen in den Südstaaten auf die Beine zu helfen. Gerade im Süden mit seiner, trotz der massenhaften Auswanderung der Farbigen seit Anfang des Jahres 1879, immer noch zahlreichen unwissenden Negerbevölkerung ist die Verbesserung und Vermehrung der Freischulen

dringendes Bedürfniß, und gerade dort geschieht bisjetzt in der ganzen Union am wenigsten, um diesem Bedürfniß abzuhelfen. Die durch den unseligen Bürgerkrieg ruinirten, verschuldeten und theilweise am Rande des Bankrotts stehenden Südstaaten besitzen kaum die Mittel, um die wünschenswerthe Anzahl von Schulen zu errichten und zu erhalten, und die traurige Folge davon ist, daß der größte Theil der ärmern Bevölkerung dort ohne jegliche Schulbildung heranwächst. Aber nicht nur die Mittel fehlen, sondern in manchen Südstaaten fehlt auch der gute Wille, die nöthigen Maßregeln zur Hebung und Ausbildung der farbigen Bevölkerung einzuführen.*) Auf die schlechte Behandlung, welche den Negern im Privat- und im öffentlichen Leben seitens der demokratischen Partei in verschiedenen Südstaaten zutheil wird, und auf die bösen Folgen dieser schlechten Behandlung kommen wir später bei Besprechung der Negerauswanderungen zurück.

In Bezug auf die Reform im öffentlichen Aemterwesen, wo seit der Präsidentschaft Andrew Jackson's der Grundsatz: „Dem Sieger gehört die Beute" („To the victor belong the spoils"), als durchschlagende Regel galt, sagte Präsident Hayes in seiner Inauguralrede: „Ich lenke die Aufmerksamkeit der Nation auf die große Nothwendigkeit einer Reform im Civildienst, nicht nur einer Abstellung gewisser Misbräuche, sondern einer Veränderung des ganzen Anstellungsystems, einer Reform, die eine durchgreifende und vollständige Rückkehr zu den Grundsätzen und Gebräuchen der Gründer unserer Republik in sich schließt. Diese großen Männer erwarteten weder noch wünschten sie von Staatsbeamten einen einseitig parteigängerischen Dienst; sie wollten, daß die Staatsbeamten ihre Stellungen nur der Regierung und dem Volke verdanken sollten; sie wollten, daß diesen Beamten ihre Stellen so lange gesichert seien, als ihr Charakter fleckenlos und die Vollziehung ihre Functionen befriedigend bleibe. Sie waren der Ansicht, daß die Verleihung eines Amtes nicht eine bloße Belohnung für reine Parteidienste bilden oder auf Empfehlung von Congreßmitgliedern erfolgen solle. Der Umstand, daß die beiden

---

*) In einer vielbesprochenen Rede, welche der Finanzminister Sherman im Jahre 1879 im Cooper-Institut zu Neuyork hielt, sprach er ausführlich über das Schulwesen im Süden der Union; er sagte unter anderm: „In folgenden Südstaaten wird per Kopf der Bevölkerung an Schulsteuer (schooltax) erhoben: in Arkansas 62¾ C., in Nordcarolina 68 C., in Alabama 1 Doll. 2 C., in Georgia 1 Doll. 10 C., in Tennessee 1 Doll. 58 C., in Virginia 1 Doll. 98 C. und in Kentucky 2 Doll. Sie werden diese Zahlen richtig beurtheilen, wenn ich Ihnen sage, daß der Staat Michigan, welcher mit Nordcarolina ungefähr die gleiche Bevölkerung hat, ein halb mal so viel zur Erhaltung der Schulen bezahlt als der ganze Süden. Jowa allein zahlt nahezu so viel wie alle Südstaaten zusammen. Der Staat Neuyork bezahlt für Schulzwecke eine halbe Million mehr als alle Staaten, die sich von der Union im Rebellionskriege losreißen wollten, Maryland, Westvirginien und Missouri noch dazu gezählt. Kansas zahlt zwölfmal mehr als Arkansas für die öffentlichen Schulen. Der Staat Arkansas hatte im Jahre 1878 weniger Schulen als 1872, wo die demokratische Partei dort ans Ruder gelangte. Es scheint zur Politik dieser Partei zu gehören, die Unwissenheit unter der Masse des Volkes aufrecht zu erhalten; aber trotzdem erhalten jetzt infolge der Fürsorge der republikanischen Bundesregierung gegen 600000 Negerkinder Schulunterricht. Dies ist ein erfreulicher Umstand, denn Kenntnisse, durch Liebe zur Freiheit gewonnen, werden sich zur rechten Zeit in segensreicher Weise bemerkbar machen."

großen politischen Parteien des Landes (die Republikaner und die Demokraten), als sie vor der Wahl ihre Principien proclamirten, der Frage einer Reform des Civildienstes einen hervorragenden Platz einräumten und deren Nothwendigkeit in ähnlicher Weise begründeten wie ich, darf mit Recht als ein Beweis für eine solche Maßregel angesehen werden. Es ist der ausgesprochene Wille des ganzen Volkes, daß eine gründliche Reform im Aemterwesen platzgreife, und beide Parteien sind verpflichtet, einer solchen Reform ihre rückhaltslose Unterstützung angedeihen zu lassen. Der Präsident der Vereinigten Staaten verdankt seine Wahl dem Stimmrechte und den Bemühungen einer politischen Partei, deren Mitglieder die Grundsätze ihrer Parteiorganisation als wichtig und wohlthätig für das allgemeine Beste hochhalten; aber bei alledem sollte er stets der Thatsache eingedenk sein, daß derjenige seiner Partei am besten dient, der seinem Lande am besten dient (he serves his party best who serves the country best). Zur Förderung der von uns angestrebten Reform befürworte ich ein Amendement zur Bundesverfassung, welches für das Amt des Präsidenten eine Dauer von sechs Jahren vorschreibt, die Wiederwahl aber verbietet."

Der dritte Hauptpunkt der Inauguralrede betraf die Finanzfrage. In Bezug hierauf erklärte Herr Hayes, daß der seit dem September 1873 begonnene Druck zwar noch immer auf den verschiedenen commerziellen und industriellen Interessen des Landes laste, daß aber doch bereits Symptome eines Ueberganges zu bessern Zeiten bemerkbar seien. Das uneinlösbare Papiergeld rufe ein verderbliches Schwanken im Geldwerthe hervor; das einzig sichere Papiergeld sei das, welches auf einer Hartgeldbasis beruhe und zu jeder Zeit schnell und leicht umtauschbar in klingende Münze sei; er befürworte mithin eine möglichst baldige Wiederaufnahme der Baar = oder Hartgeldzahlung und empfehle eine darauf abzielende Gesetzgebung.

Getreu diesen in seiner Inauguralrede ausgesprochenen Ansichten schritt Präsident Hayes sofort zur Lösung der im Süden der Union herrschenden Wirren. Namentlich waren es die beiden Staaten Südcarolina und Louisiana, wo die Verwickelung so hoch gestiegen war, daß sich in jedem dieser Staaten zwei Gouverneure und zwei Gesetzgebungen feindlich gegenüberstanden und keine Partei der andern weichen wollte. Was den Streitfall in Südcarolina anlangt, so war die von Hayes befolgte „Versöhnungspolitik" (reconciliation policy) in verhältnißmäßig kurzer Zeit von einem günstigen Resultat begleitet. Auf einer Zusammenkunft in Washington City verglichen sich schon in der ersten Hälfte des April der demokratische Gouverneur Hampton und sein republikanischer Gegner Chamberlain dahin, daß letzterer mit seinem Anhange freiwillig zurücktrat. Etwas länger währte es in Louisiana. Hier war seit Beendigung des Bürgerkrieges der Haupttummelplatz der „Carpetbaggers", jener Politiker aus dem Norden, die mit leerem Schnappsack nach dem Süden zogen, um mit gefülltem wieder heimzukehren, und deshalb platzten auch hier die Parteigegensätze am schroffsten aufeinander. Häufiger als in irgendeinem andern der vom Norden überwundenen und reconstruirten Südstaaten führten in Louisiana die verschiedenen Parteiinteressen zu offener Fehde und nährten einen Haß zwischen den Republikanern und Demokraten, sowie zwischen der weißen und farbigen Rasse, der jedem friedlichen Ausgleich

der Gegensätze ein unüberwindliches Hinderniß zu bieten schien. Nach längern Verhandlungen räumte jedoch auch hier der republikanische Gouverneur Packard dem Demokraten Nicholls seinen Platz, sodaß in der zweiten Hälfte des April die verhängnißvollen Gouverneursstreitigkeiten im Süden geschlichtet waren. Es hat übrigens nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa längere Zeit vielfach die Ansicht vorgeherrscht, daß zwischen dem Gouverneur Hampton von Südcarolina und dem Gouverneur Nicholls von Louisiana einerseits und dem Präsidenten Hayes und der Bundesregierung andererseits „eine Art von Vertrag oder Uebereinkunft" (a sort of agreement or compact) stattgefunden habe bei der Ausgleichung und Beilegung der südlichen Wirren. Allein diese Ansicht ist irrig. Eine Uebereinkunft oder Vertrag der gedachten Art ist von seiten der Hayes-Administration in keiner Weise eingegangen worden, weil dadurch die Würde und die Autorität der Bundesregierung offenbar verletzt worden wäre. Die Führer der südlichen Demokratie, insbesondere Hampton und Nicholls, haben freiwillig die bündigsten Zusagen gemacht, daß sie die Farbigen im Einklang mit den betreffenden Amendements zur Bundesconstitution freundlich behandeln, keine Rachepolitik treiben und den Staats- und Bundesgesetzen gemäß die Verwaltung in ihren Staaten führen würden. Präsident Hayes zog die Bundessoldaten nicht sowol infolge dieser Versprechungen aus dem Süden zurück, als vielmehr aus dem Grunde, weil keine gesetzliche Veranlassung dazu vorlag, ein Militärregiment im Süden aufrecht zu erhalten. Die Südpolitik des Präsidenten Hayes war mithin nicht auf Versprechungen zweier südlicher Gouverneure basirt, sondern auf dem durch die Verfassung der Vereinigten Staaten garantirten Grundsatze, daß jeder Einzelstaat der Union das Recht der localen Selbstregierung, das Recht, seine innern Zwistigkeiten allein zu schlichten, besitzt. Nur in Ausnahmefällen und von den gesetzmäßigen obersten Behörden der Einzelstaaten darum angegangen, darf die amerikanische Bundesregierung in den Einzelstaaten interveniren. Zu dem angedeuteten Misverständnisse hat vor allen Dingen die demoralisirende Willkür, die militärische Gewaltherrschaft des frühern Präsidenten Grant beigetragen, der es so leicht und so bereitwillig unternahm, aus politischen Parteigründen in die gesetzlichen Rechte der Einzelstaaten einzugreifen. Diese eigenmächtige Handlungsweise des Expräsidenten Grant hat unter vielen amerikanischen Parteipolitikern und auch in weitern Kreisen eine vollständige Begriffsverwirrung hervorgebracht, sodaß man alles für erlaubt, ja für geboten erachtete, was der einseitige Parteivortheil erforderte; die Hayes'sche Südpolitik ist aber keine Frage des Parteivortheils (expediency), sondern in erster Linie eine Frage des Rechts (a question of right) gewesen. Aufgabe der südlichen Politiker und Staatsmänner aber ist es, die öffentlichen Angelegenheiten der Südstaaten so zu leiten, daß die Bundesregierung nicht wieder Veranlassung finde, im Interesse der ganzen Union, also auch im Interesse der Südstaaten selbst, in letztern militärisch zu interveniren.

Wenn indeß die von Hayes den Südstaaten gegenüber befolgte Versöhnungspolitik bei einem nicht geringen Theile der republikanischen Partei, namentlich bei den herrsch- und ämtersüchtigen Anhängern und Freunden der Grant-Administration,

den sogenannten „Stalwarts", keinen Anklang fand, vielmehr große Unzufriedenheit hervorrief, so fühlte man sich in denselben Kreisen durch die im öffentlichen Aemterwesen von der neuen Administration eingeführten Reformen nur noch empfindlicher verletzt. Schon der Umstand, daß Präsident Hayes einem geborenem Deutschen und entschiedenen Gegner des Expräsidenten Grant, Karl Schurz, das wichtige Ministerium des Innern übertragen und den gemäßigten Demokraten David M. Key aus Tennessee als Generalpostmeister in sein Cabinet berufen hatte, erregte den Unwillen der Grant-Partei in hohem Grade; dieser Unwille steigerte sich aber fast bis zu bitterm Haß und entschiedener Feindschaft, als Hayes und seine Minister bei der Anstellung von nationalen Beamten, ganz im Einklang mit der Inauguralrede, mehr auf Fähigkeit und Reinheit des Charakters sahen als auf geleistete Parteidienste. Viele der leitenden Führer der republikanischen Partei, wie z. B. Conkling aus Neuyork, Cameron aus Pennsylvanien, Blaine aus Maine, Logan aus Illinois u. s. w., klagten laut darüber, daß der Präsident bei seinen Amtsernennungen, ganz abweichend von der bisher befolgten Regel, wenig oder gar keine Rücksicht auf ihre persönlichen Wünsche und auf die Förderung des politischen Parteiinteresses nehme; und es fehlte nicht viel, daß Hayes von dieser Seite her zum Verräther an der Partei, die ihn zum Präsidenten erwählt, erklärt wurde, als er im Juni 1877 durch einen Regierungserlaß den Bundesbeamten bis zum gewissen Grade jede agitatorische Theilnahme bei öffentlichen Wahlbewegungen, namentlich durch Geldbeiträge, untersagte. Diese an sich gewiß auffällige Erscheinung im politischen Leben der Amerikaner findet aber leicht ihre Erkärung, wenn man das Aemterwesen in den Vereinigten Staaten etwas näher betrachtet. Man hat im Scherze wol das Volk der Nordamerikanischen Union „eine Nation von Aemterjägern" genannt; dieser Bezeichnung liegt jedoch mehr Wahrheit zu Grunde, als man vielleicht im Ernst gedacht hat. Im Anfang des Jahres 1878 erschien in Amerika ein sogenanntes „Blaubuch", in welchem auf Grund officieller Unterlagen alle Bundesbeamten der Union, deren Zahl sich damals auf 85880 belief, ziemlich genau angegeben waren. „Das ist", sagte der „New-York Herald", „ungefähr 1 Bundesbeamter auf je 450 Personen der Gesammtbevölkerung der Vereinigten Staaten oder 1 auf je 90 Stimmgeber." Die zahlreichen Beamten der 38 Einzelstaaten sind selbstverständlich hier nicht mitberechnet. Bei einer so großen Beamtenzahl kann man sich aber billigerweise nicht mehr über die große Anzahl der „Aemterjäger" im Bundesdienste wundern; denn wenn nur 5 Bewerber für jede Stelle da sind, so weist das immer noch 1 Aemterjäger unter je 18 Stimmgebern auf. Fügt man nun noch, die vorstehende Berechnung als richtig angenommen, die Staats- und Gemeindebeamten der einzelnen Unionsstaaten hinzu, so wird das Resultat in der That ein schreckenerregendes. Man darf ja sicher annehmen, daß sich in den verschiedenen Aemtern, vom Constabler aufwärts, hier ebenso viele Leute befinden wie im Dienste der Bundesregierung, und da stellt sich denn heraus, daß auf je 45 Stimmgeber ein Mann kommt, der sich vom Volke ernähren läßt; es müssen also 45 Bürger einen andern erhalten, damit sie ordentlich regiert werden können. Und wenn man auch hier nur fünf Personen annimmt, die sich um jedes Amt bewerben, so zeigt das, daß der neunte Bürger

der großen nordamerikanischen Republik gern ein öffentliches Amt haben möchte. Dies ist aber ohne Zweifel ein Zustand der Dinge, welcher nothwendig zur politischen Demoralisation führen muß, um so mehr, wenn die Aemter nicht sowol nach Verdienst und Würdigkeit, als vielmehr nach dem Werthe der geleisteten Parteidienste vergeben werden. Man könnte allerdings wol mit Recht einwenden, daß der „New-York Herald" bei seiner Berechnung die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten zu niedrig angesetzt habe; dafür aber ist die Zahl der Aemtersucher jedenfalls nicht hoch genug angenommen worden, und so muß das obige Resultat der ganzen Berechnung als im wesentlichen richtig angesehen werden.

Das unabhängige Auftreten des Präsidenten Hayes und der Mehrzahl seiner Minister sowie deren geringe Rücksichtnahme auf die speciellen Wünsche der republikanischen Parteiführer bei Vertheilung der öffentlichen Aemter führte, wie bereits angedeutet, in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein vollständiges Erkalten der Beziehungen zwischen der Unionsregierung und einer nicht geringen Anzahl der republikanischen Congreßmitglieder herbei. Dazu kam, daß auch die demokratischen Parteihäupter Herrn Hayes, trotz seiner ehrlichen Versöhnungspolitik, andauernd bekämpften, und so geschah es, daß nicht nur ein Theil der Republikaner, sondern auch fast die gesammte demokratische Partei dem Präsidenten und seinen Ministern, zumeist Schurz, in der Ausübung ihrer Aemter alle möglichen Schwierigkeiten bereiteten und sie als die „freundlosen Zerstörer" (friendless destroyers) der republikanischen Partei hinzustellen bemüht waren. Allein die Wunden, welche diese Partei empfing oder vielmehr schon empfangen hatte, rührten in Wahrheit von ganz andern Händen her. Das corrupte und corrumpirende Regierungssystem des Präsidenten Grant war es gewesen, was das Ansehen der republikanischen Partei geschwächt hatte, sodaß dieselbe bei verschiedenen Staats- und Congreßwahlen den Demokraten gegenüber unterlag und bald nicht nur im Repräsentantenhause des Congresses, sondern auch im Bundessenat die bisher besessene Majorität verlor. Nur der ehrenhaften Verwaltung Hayes' ist es zuzuschreiben, daß sich im Laufe der Zeit wieder ein Umschwung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Republikaner bemerklich machte; und was die angebliche „Freundlosigkeit" der Hayes-Regierung anbetrifft, so besteht dieselbe einfach oder doch zumeist nur in der Desertion derjenigen Politiker, welche den Präsidenten und seine Minister nicht für ihre eigennützigen Zwecke und Ziele ausnützen konnten.

Was die Finanzfrage, den dritten Hauptpunkt, den Präsident Hayes in seiner Inauguralrede hervorhob, anbetrifft, so werden wir hinlänglich Gelegenheit haben, darzuthun, daß er in dieser Hinsicht mit seinem Finanzminister John Sherman seine volle Schuldigkeit gethan und nicht nur den öffentlichen Credit der Union gesichert, sondern auch zur Förderung des Wiederaufblühens der Geschäfte in den Vereinigten Staaten, allen gegentheiligen Bestrebungen zum Trotz, wesentlich beigetragen hat.

Wir können hier nicht umhin, mit einigen Worten des großen Eisenbahnaufruhrs zu erwähnen, der im Sommer des Jahres 1877 in den Vereinigten Staaten ausbrach und in mancher Beziehung als eine zweite Auflage der Greuelscenen der pariser Commune jenseit des Oceans angesehen werden darf.

Dieser unheimliche Aufruhr, welcher in der zweiten Hälfte des Juli weithin über die Nordamerikanische Union seine Schatten warf und an den einzelnen Orten zu den blutigsten Scenen führte, begann mit einem unbedeutenden Strike von Eisenbahnarbeitern, nahm aber bald eine so rapide Ausbreitung an und ließ einen so trotzig gewaltigen Geist zu Tage treten, daß er nicht nur für die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sondern auch für andere Länder eine lehrreiche Warnung sein kann. Am Montag, 16. Juli, verweigerten etwa 40 Heizer und Bremsensteller zu Baltimore an der Baltimore- und Ohioeisenbahn wegen Herabsetzung des Lohnes den Dienst; dasselbe geschah zu Martinsburg, einem Städtchen in Westvirginien, das an der ebengenannten Bahn gelegen ist. Die meisten amerikanischen Eisenbahnen hatten unter dem Druck der schlechten Zeiten zu leiden gehabt, und so wollten auch sie die nöthigen Ersparnisse einführen. Leider fingen sie bei den schlechtest bezahlten Angestellten an, und diese erklärten, eine weitere Verringerung ihrer Löhne, die für Bremser und Feuerleute z. B. etwa 6 Doll. die Woche betrugen und jetzt um 10 Proc. herabgedrückt werden sollten, nicht ertragen zu können und lieber die Arbeit niederlegen zu wollen. So weit waren die Arbeiter unzweifelhaft in ihrem Rechte. Sie gingen aber weiter; sie trieben solche Arbeiter, die ihre Stelle einnehmen wollten, mit Gewalt hinweg und verhinderten die Abfahrt der Frachtzüge. Damit begann ihr Unrecht. Die Staatsbehörden schritten dann auch ein, indem sie die Miliz zur Aufrechterhaltung der Ordnung ausrücken ließen. Es kam zu einem Zusammenstoß; die wenig disciplinirten Milizen erwiesen sich zu schwach, und Gouverneur Matthews von Westvirginien wandte sich nun an den Präsidenten Hayes und bat auf Grund der vierten Section des vierten Artikels der Bundesconstitution um Hülfe von seiten der Vereinigten Staaten. Präsident Hayes erließ sofort, am 18. Juli, im Einklang mit der Bundesverfassung eine öffentliche Proclamation, in welcher er allen Personen, die sich des besagten „aufhetzenden und aufrührerischen Betragens" schuldig gemacht hatten, befahl, sich an oder vor dem 19. Juli, mittags 12 Uhr, friedlich in ihre Heimat zu begeben, künftig von gewaltthätigen Unternehmungen abzulassen und den gesetzlichen Staatsbehörden Gehorsam zu erweisen; außerdem erbat sich der Präsident zur Aufrechterhaltung der Gesetze und zur Wahrung des öffentlichen Friedens die Mitwirkung und den Beistand aller guten Bürger. Inzwischen hatte aber der Aufstand, wie dies einmal in den amerikanischen Verhältnissen, die in so vieler Beziehung an das Riesenhafte streifen, begründet liegt, in unglaublich kurzer Frist gewaltige Dimensionen angenommen und sich vom Atlantischen Meere bis zum Stillen Ocean erstreckt. Die mit Blitzesschnelligkeit aufeinanderfolgenden Aufstände der Heizer, Bremser, Frachtverlader, Locomotivenführer und sonstiger Arbeiter an einer ganzen Anzahl der größten Eisenbahnen der Union waren gewissermaßen vorbereitet durch die seit längerer Zeit an vielen Orten bestehenden Arbeitervereine oder „Trades-Unions". Binnen wenigen Tagen hatte der zu Baltimore in Maryland und zu Martinsburg in Westvirginien begonnene Aufstand die Eisenbahnbeamten in den Staaten Neuyork, Delaware, Neujersey, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Kentucky Missouri, Nebraska und Californien in seinen Strudel hineingerissen; der gesetzwidrigen Selbsthülfe folgten nur zu schnell der offene Aufruhr und die zügellosesten

Pöbelherrschaft mit Brandstiftung, Raub und Mord. Und so geschah es, daß die Sympathien, welche anfangs von manchen Seiten den aufständigen Eisenbahnarbeitern, namentlich den von der Baltimore- und Ohioeisenbahn, entgegengebracht worden waren, schwanden, ja daß manche dieser Arbeiter selbst sich bereit erklärten, zur Unterdrückung der wilden Greuelthaten zu helfen, die an die schlimmsten Petroleumsaturnalien der pariser Commune erinnerten.

Zu den Städten, in welchen der Aufruhr zuerst seine grausigsten Bacchanalien feierte, gehörte das an der Grenze von Ohio und Pennsylvanien auf einer von dem Alleghany- und Monongahelaflusse gebildeten Landzunge gelegene Pittsburg. Da dieser Ort eine der bedeutendsten Fabrikstädte der Vereinigten Staaten ist, unter seiner Bevölkerung sehr viele Arbeiter zählt und den Knotenpunkt mehrerer großer Wasser- und Eisenbahnstraßen bildet, so nahmen die Unruhen hier sehr bald einen äußerst bedrohlichen Charakter an. Schon am 19., 20. und 21. Juli stellten hier die Arbeiter an den verschiedenen Eisenbahnen, da ihre Forderungen von den Eisenbahnverwaltungen nicht bewilligt wurden, ihre Arbeit ein und unterbrachen damit den Verkehr. Es geschah dies um so leichter, als schon seit Jahren durch Gewerkvereine in den Eisenbahnleuten das Gefühl kameradschaftlicher Interessengemeinschaft geweckt und gefördert war. Am 21. und 22. Juli trat die Hauptkrisis ein. Milizsoldaten, die unter dem Befehl des Generals Pearson von Philadelphia her angekommen waren, gaben in regelloser und unüberlegter Weise Feuer auf die versammelte Menschenmenge. Ueber den dadurch veranlaßten Verlust von Menschenleben geriethen aber viele Bürger, die sich bis dahin ruhig verhalten hatten, ebenso sehr in Wuth wie die Striker, und in weniger als einer Stunde eilten Tausende von Arbeitern der Walzwerke, Kohlenminen und Fabriken nach dem Schauplatze des Conflicts, um Rache an den Milizen und den höhern Eisenbahnbeamten zu nehmen. Am 22. Juli, einem Sonntage, tobte der Aufruhr am wüthendsten; das Militär war in die Flucht geschlagen und vollständig machtlos; die von Bürgern unterstützten Striker hatten den Sieg davongetragen. Jetzt trat der eigentliche Pöbel auf den Kampfplatz, und das Vernichtungswerk nahm in der greulichsten Gestalt seinen Anfang. Raub, Brand und Mord waren an der Tagesordnung. Sämmtliche Eisenbahnstationsgebäude wurden eingeäschert, die theuern und prächtigen Passagier- und Schlafwagen den Flammen übergeben, eine große Anzahl von Locomotiven wurde vernichtet, reichbeladene Fracht- und Güterwagen wurden erbrochen und geplündert, mit Oel und Kohlen beladene Karren in Brand gesteckt. Halberwachsene Knaben, Weiber und Kinder betheiligten sich an dem Werk der Zerstörung und der Plünderung. Der zur Rettung herbeigeeilten Feuerwehr erlaubten die Tumultuanten nicht, das Feuer zu löschen; vielmehr zündeten sie das noch nicht zerstörte Eigenthum der Eisenbahncompagnien an. Nur das Eigenthum einzelner Privatleute wurde geschont. Endlich, gegen Abend des 22. und am Morgen des 23. Juli, ermannte sich der bessere Theil der pittsburger Bürgerschaft, da das durch den Gouverneur Hartranft vom Präsidenten Hayes erbetene Bundesmilitär nicht zeitig genug oder doch nur in unzureichenden Massen erschien. Es bildeten sich Vigilanzcomités; und da viele strikende Arbeiter, die mit den plündernden und raubenden Mobelementen nichts zu thun haben

wollten, sich mit den organisirten und bewaffneten Bürgern zur Herstellung der Ordnung verbanden, so gelang es, die schlimmsten Unruhstifter zu verhaften. Am 30. Aug. war endlich in Pittsburg die Ruhe wieder vollständig hergestellt; die meisten Eisenbahnarbeiter nahmen die Arbeit wieder auf, und unter dem Schutze einiger Miliztruppen und weniger Unionssoldaten konnte der regelmäßige Eisenbahnverkehr wieder eröffnet werden. Der in Pittsburg angerichtete Schade wurde auf mehr als 5 Mill. Doll. geschätzt.

Nächst Pittsburg war es die „Gartenstadt" Chicago, wo der gesetzlose Mob seine Orgien feierte. Hier kam es wiederholt zu blutigen Straßenkämpfen, und leider muß constatirt werden, daß sich nicht wenige Deutsche unter den Tumultuanten befanden. Aber schon am 29. Juli konnte der Mayor Heath öffentlich bekannt machen, daß die Striker wieder zur Arbeit zurückkehrten, die schlimmsten Tumultuanten besiegt und das Eigenthum geschützt sei. General Sheridan, der am 29. Juli dort anlangte, telegraphirte an die Bundesregierung zu Washington: „Ich sehe die Unruhen hier noch nicht als ganz beendigt an, doch scheint mir die eigentliche Gefahr vorüber zu sein." Und diese Anschauung bestätigte sich. Drei Tage hindurch dauerten hier die Pöbelausschreitungen; und wenn man Neuyork wegen der schlimmen Elemente, die es in seiner Bevölkerung birgt, als das tonangebende Paris der Neuen Welt bezeichnet hat, so verdient Chicago gewiß aus demselben Grunde den Namen des nordamerikanischen Marseille.

Auch in Saint-Louis im Staate Missouri, wo das deutsche Element so mächtig ist, kamen einige Arbeitseinstellungen vor; jedoch gelang es dem Mayor Henry Overstolz, einem geborenen Deutschen, mit Hülfe von Bürgersoldaten und einigen Unionstruppen die Stadt vor größern Unglücksfällen zu bewahren. Hier waren es vorzüglich die Anhänger der rothen Internationale, welche Aufruhrscenen ins Werk zu setzen bemüht waren; nachdem jedoch die Führer derselben, James MacCarthy und Peter Lofgreen, gefänglich eingezogen waren, konnten auch am 30. Juli in Saint-Louis Ruhe und Ordnung als wiederhergestellt betrachtet werden. Als eine rühmliche Ausnahme von der willfährigen Vereinigung der industriellen und gewerblichen Arbeiter mit den strikenden Eisenbahnarbeitern ist hier die Handlungsweise der Setzer der drei größern deutschen Zeitungen von Saint-Louis: der „Westlichen Post", des „Anzeiger des Westens" und der „Amerika", hervorzuheben. Als die Tumultuanten, unter denen sich auch viele Deutsche und Neger befanden, in hellen Haufen in die Arbeitslocale der genannten Blätter eindrangen und die dort beschäftigten Setzer unter den heftigsten Drohungen zum Aufgeben ihrer Arbeit aufforderten, weigerten diese sich standhaft und blieben auf ihrem Posten. Etwas wilder als in Saint-Louis ging es in dem benachbarten, auf der linken Seite des Mississippi, im Staate Illinois, gelegenen Städchen Ost-Saint-Louis her, wo verschiedene Eisenbahnen zusammentreffen. Allein zu so großen Ausschreitungen wie in Chicago und Pittsburg kam es auch hier nicht.

Dagegen ließ es sich die „Königin am Stillen Meere", das schon so oft in Asche gelegte San-Francisco, nicht nehmen, in seinen Mauern die Fackel des Aufruhrs zu schwingen; auch hier kam es zum Blutvergießen, und nur dem energischen Einschreiten der Sicherheitscomités, in denen die vornehmsten Bürger der Stadt

mitwirkten, war es zu danken, daß das Mobregiment nicht überhandnahm und nur die sogenannten „Hoodlums", d. h. die eingefleischten Chinesenfeinde, die Gelegenheit wahrnahmen, eine Chinesenhetze zu veranstalten, wobei sie die Docks zerstörten, an denen sich die Dampfer zu befinden pflegen, welche den Verkehr mit China und Japan vermitteln. Indeß war auch in San-Francisco am 29. Juli die Ordnung ziemlich wiederhergestellt.

Am längsten gärte es in den Kohlenregionen Pennsylvaniens, wo seit einiger Zeit der nur aus Katholiken bestehende blutige Geheimbund der „Molly Maguires"*) sein unheimliches Wesen trieb. Noch am 30. Juli waren hier in den Counties Luzerne, Lehigh, Schuylkill und Carbon die Unruhen und Strikes nicht beigelegt. Bemerkenswerth ist übrigens die Umsicht und Energie, womit der Gouverneur von Neuyork und auch der Mayor der Stadt Neuyork den strikenden Arbeitern und den socialdemokratischen Aufwieglern gegenübertraten, weshalb auch die Unruhen daselbst keinen allzu hohen Grad erreichten. Am 25. Juli versuchten die Internationalen und einige gleichgesinnte Arbeitervereine in der Stadt Neuyork in einer großen Volksversammlung, die auf dem Tompkins Square stattfand, die gewöhnlich zu Unruhen geneigte Menge zum Parteinehmen für die strikenden Eisenbahnarbeiter zu bewegen; allein alle aufrührerischen Reden fruchteten nichts; nur nach der Versammlung fand bei der Räumung des Platzes ein kleiner Conflict statt, der aber sehr bald durch die Polizei unterdrückt wurde. Noch eine andere Thatsache aus dem Staate Neuyork mag hier erwähnt werden. Die Eisenbahnarbeiter an der Neuyork-Central- und Hudson-Rivereisenbahn hielten sich vollständig von dem Aufstande ihrer Collegen an andern Bahnen fern; dies wurde auch von dem Präsidenten der genannten Bahn, William H. Vanderbilt, sofort dadurch anerkannt, daß er den Unterbeamten dieser Bahn ein Geschenk von 100000 Doll. machte und ihnen in öffentlichen Blättern das Versprechen gab, ihren Lohn, sobald die Verhältnisse es erlauben würden, zu erhöhen.

Die Ursachen dieser geschilderten Eisenbahnunruhen sind höchst mannichfaltiger Art. Als eine der ersten und hauptsächlichsten Ursachen ist die vielverbreitete Geschäftskrisis anzusehen, welche im Sommer 1877 in den Vereinigten Staaten herrschte, das Verdienst in allen Zweigen des Gewerbes, des Handels und der Industrie kürzte und Hunderttausende einer lohnenden Beschäftigung beraubte; daß sich aber der Eisenbahnstrike zu einer Revolte und zu einem Aufruhr von so großen Dimensionen gestaltete, ist vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß sich unbeschäftigte Arbeiter anderer Branchen, Herumstreicher (tramps) und neuerungssüchtige Internationale mit den Strikenden vereinigten und diese zu Thaten hinrissen, zu denen sich die Eisenbahnbediensteten allein nimmermehr entschlossen haben würden. Präsident Hayes und seine Minister hielten, solange die Unruhen dauerten, tägliche Cabinetssitzungen ab und thaten, was in ihrer Macht stand, zur Unterdrückung derselben. Der Congreß stellte später auf Anregung des Präsidenten Hayes Untersuchungen in Betreff der stattgehabten Unruhen an, indem er ein Comité ernannte,

*) Vgl. Arthur von Studnitz, „Nordamerikanische Arbeiterverhältnisse" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1879), S. 280 fg

welches den eigentlichen Ursprung des Aufruhrs prüfen und Mittel und Wege zur Abstellung etwaiger Uebelstände angeben sollte. Es wurden dann auch Schritte gethan, das Eisenbahnwesen zu reformiren und es mehr unter die Controle der Bundesregierung zu bringen; doch hat diese Angelegenheit bisjetzt noch immer keinen vollständigen Abschluß gefunden. Das erwähnte Comité berief unter andern auch mehrere Wortführer der Socialdemokraten vor seine Schranken und forderte sie auf, ihre staatlichen und socialen Verbesserungsplane darzulegen. Hier zeigte es sich aber, daß die internationalen Weltverbesserer meistens über klingende Phrasen und wohlfeile Gemeinplätze nicht hinauskamen und sich überdies nur zu oft miteinander in Widersprüche verwickelten.

Das Jahr 1877 war, abgesehen von den unter allen Umständen bedenklichen Eisenbahnunruhen, auch in mancher andern Hinsicht für die Hayes-Administration kein glückliches. Die kostspieligen und blutigen Kämpfe mit den Indianern, nur zu oft hervorgerufen durch die Habgier und Unredlichkeit der betreffenden Bundesbeamten (Indianeragenten) und die Gewaltthätigkeiten der weißen Grenznachbarn, dauerten mit kurzen Unterbrechungen fast das ganze Jahr hindurch fort. Die durch die letzte Präsidentenwahl veranlaßten Streitigkeiten wollten noch immer kein Ende nehmen und trugen zur Hebung des Ansehens und der Machtstellung des Präsidenten wenig bei; die republikanische Partei war in sich nicht einig und verlor infolge dieser Uneinigkeit und unter den Nachwirkungen der corrupten Grant-Regierung im Volke immer mehr an Boden, sodaß sogar der Heimatsstaat des Präsidenten Hayes, Ohio, bei den im Herbst dort stattfindenden Staatswahlen an die Demokraten verloren ging. Unter solchen Umständen trat am 15. Oct. der Congreß zu einer außerordentlichen Session zusammen, vornehmlich um das in der letzten Sitzung nicht erledigte Kriegsbudget, d. h. die für die Erhaltung der Bundesarmee nöthigen Geldbewilligungen, zu berathen. Allein es war nicht sowol die Armeebill, welche dieser Extrasitzung des Congresses ihren Stempel aufdrückte, als vielmehr eine wichtige Finanzmaßregel, welche durch ein Mitglied des Repräsentantenhauses, Bland, in Vorschlag gebracht wurde und nicht nur die Wiedereinführung der Doppelwährung bezweckte, sondern auch ganz dazu geeignet war, den Nationalcredit der Vereinigten Staaten schwer zu schädigen. Nichtsdestoweniger wurde diese Bland'sche Silberbill, so genannt, weil sie die Ausprägung minderwerthiger Silberdollars als gesetzlichen Zahlungsmittels empfahl, im November vom Repräsentantenhause angenommen. Selbstverständlich konnte sich der Präsident, ohne mit der von ihm verfolgten Finanzpolitik in Widerspruch zu treten, mit dieser Bill nicht in allen Punkten einverstanden erklären, wenn er auch der Einführung der Doppelwährung bis zu einem gewissen Grade nicht abgeneigt war. Dies geht aus der Jahresbotschaft hervor, welche er in herkömmlicher Weise am 3. Dec. an den Congreß richtete.

Nachdem er in etwas zu optimistischer Weise die Wirkungen seiner den Südstaaten gegenüber eingeschlagenen Politik geschildert hatte, ging er sofort auf die Finanzfrage über. Dem in den weitesten Kreisen der Union sich geltend machenden Verlangen nach dem Silberdollar, dem „Dollar der Väter", nachgebend, erklärte er sich zu Gunsten der Einführung der Doppelwährung, doch mit dem ausdrück-

lichen Vorbehalt, es sei bei jeder die Silberwährung betreffenden gesetzgeberischen Maßregel darauf Bedacht zu nehmen, daß die Zahlung des Kapitals und der Zinsen der Nationalschuld nicht in einem Münzfuße erfolgen müsse, der von geringerm Werthe sei als derjenige der bestehenden Goldwährung. Der betreffende Passus in der Botschaft lautete: „Alle Bonds, welche seit dem 12. Febr. 1873 ausgegeben worden sind, damals, als Gold das einzige, unbegrenzte vollgültige Metallgeld (the only unlimited legal-tender metallic currency) des Landes war, sind mit Recht in Goldmünze zu bezahlen oder in Münze von gleichem Werthe mit Gold. Während der Zeit, als diese Bonds ausgegeben wurden, war der Golddollar der einzige Dollar, den die Regierung gegen Ausgabe von Bonds empfangen konnte und empfing. Von unsern Staatsgläubigern zu verlangen, einen Dollar an Zahlungsstatt anzunehmen, der einen geringern Werth repräsentirt, würde von ihnen als eine Verweigerung (repudiation), die volle Verbindlichkeit einzulösen, betrachtet werden." Von der öffentlichen Schuld der Vereinigten Staaten trugen übrigens damals 729,000000 Doll. 6 Proc. und 708,000000 Doll. 5 Proc. Zinsen; als den besten Weg, die Zahlung so hoher und vieler Zinsen von der Union abzuwenden, erkannte der Präsident eine zu vortheilhaften Bedingungen entrirte Neufundirung der Nationalschuld. In ähnlich befriedigender Weise wie über die Silber- und Goldfrage ließ sich Hayes über die durch das Gesetz vom 14. Jan. 1875*) auf den 1. Jan. 1879 festgesetzte Wiederaufnahme der Baar- oder Hartgeldzahlungen (resumption of specie payments) vernehmen. Er sagte in dieser Beziehung unter anderm: „Nach einer genauen und gründlichen Untersuchung, welche anzustellen ich für meine Pflicht hielt, sehe ich mich immer mehr in der Meinung bestärkt, welche ich bei der Annahme der Wahl zum Präsidenten und bei meiner Inauguration öffentlich aussprach und die dahin geht, daß die Politik der Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung auf jede passende Art (by every suitable means) verfolgt werden sollte und daß keine Gesetzgebung weise handeln würde, welche die Wichtigkeit dieser Angelegenheit unterschätzte und die Erreichung dieses Zieles verzögerte. Ich habe sicherlich weder die Neigung noch das Recht, die Aufrichtigkeit und die Ehrlichkeit entgegengesetzter Meinungen in dieser Sache in Frage zu stellen; ich möchte auch die beträchtlichen Schwierigkeiten und die gelegentlichen Unbequemlichkeiten weder verbergen, noch zu gering anschlagen, die bei diesem Vorwärtsschreiten der Nation zu ihrem frühern Zustande allgemeinen und dauernden Wohlstandes eintreten möchten; aber ich muß doch meiner innersten Ueberzeugung treu bleiben, daß irgendein Schwanken in der Absicht oder eine Unsicherheit in der Ausführung die bei dem Uebergange von uneinlösbarem zu einlösbarem Papiergelde unvermeidlichen Missstände nicht nur nicht vermeiden oder veringern hilft, sondern vielmehr nur dazu dient, die Störungen in den Werthen zu vergrößern und zu verlängern. Wenn aber diesen Werthschwankungen kein Ende gemacht wird, so müssen daraus nothwendig verderbliche Unordnung, Unehre und Unglück (serious disorder, dishonor and disaster) für die finanziellen Angelegenheiten der Regierung und des Landes

*) Das obengenannte Gesetz kam vornehmlich durch die Bemühungen des jetzigen Finanzministers John Sherman zu Stande.

erwachsen." Mit Recht hob Hayes noch hervor, daß die mit einem uneinlösbaren Papiergelde stets verbundenen Werthschwankungen vor allen Dingen die gewöhnlichen Handarbeiter, mochten dieselben dem Tagelöhner oder dem Handwerkerstande angehören, am empfindlichsten treffen müßten. Die reichen speculirenden und unternehmungslustigen Volksklassen, die mit dem Gelde „Geschäfte" machen, leiden bekanntlich nicht immer, sondern haben vielmehr öfters sehr hohen Gewinn von einem an Werth stets veränderlichen Papiergelde; anders aber ist dies mit den für Gehalt und Lohn arbeitenden Leuten; für diese ist es zu allen Zeiten und an allen Orten von der größten Wichtigkeit, daß sie für ihre Arbeit, mag es Kopf- oder Handarbeit sein, in solchem Gelde bezahlt werden, welches in sich den Kaufwerth trägt, der mit der Arbeit, welche es erzeugt, in vollstem und sicherstem Einklang steht. Dieser für jedes Volk so wünschenswerthe, möglichst unveränderliche Geldwerth konnte aber, nach der richtigen Anschauung von Hayes, für das amerikanische Volk nur durch die Wiederaufnahme der Baarzahlung erreicht werden.

In der Botschaft war ferner constatirt, daß die Einnahmen und Ausgaben für das am 30. Juni 1877 endende Fiscal- oder Finanzjahr einen Ueberschuß von 30,340577 Doll. 69 C. ergeben hatten. Für das nächste Finanzjahr (vom 30. Juni 1877 bis 1. Juli 1878) schätzte der Finanzminister John Sherman die Einnahmen der Union auf 265,500000 Doll. und die Ausgaben auf 232,430643 Doll. 72 C., sodaß sich ein Ueberschuß von 33,067456 Doll. 28 C. ergeben mußte, welcher nahezu den Amortisationsfonds dieses Finanzjahres deckte. Der Jahresbericht des Finanzministers stellte übrigens die Thatsache fest, daß die Einnahmen der Bundesregierung im letzten Fiscaljahre um 18,481452 Doll. 54 C. gegen das Vorjahr abgenommen hatten; die Ursache hiervon wurde vorzugsweise in der verminderten Einfuhr und in dem Sinken der Preise für Waaren gesucht, welche ad valorem taxirt wurden. Während desselben Zeitraums hatte sich aber der Exporthandel verhältnißmäßig beträchtlich vermehrt. Der Totalexport belief sich auf 658,637457 Doll. an Werth, und die Einfuhr auf 402,092540 Doll., woraus sich zu Gunsten der Vereinigten Staaten eine Handelsbilanz von 166,539917 Doll. ergab. Präsident Hayes empfahl Sparsamkeit in allen Regierungszweigen und eine Taxe von 2. C. per Pfund auf Kaffee und von 10 C. per Pfund auf Thee, wodurch eine Einnahme von etwa 12 Mill. Doll. erzielt werden würde; dafür glaubte er, daß eine Reihe anderer drückender Steuern abgeschafft werden könnte. Das Binnen-Steuersystem entstand in den Vereinigten Staaten hauptsächlich durch die Ausgaben, welche der Bürgerkrieg hervorgerufen hatte. Ein großer Theil dieser Steuern war schon abgeschafft, und es konnten, wie Hayes meinte, nach Einführung der von ihm proponirten Kaffee- und Theesteuer alle übrigen Inlandsteuern, außer denen für Spirituosen, Taback und Bier, ebenfalls fallen gelassen werden. Von der Bundesschuld waren in einem Zeitraum von etwas länger als einem Jahre 3,775000 Doll. abbezahlt worden.

In Bezug auf die Schiffahrtsinteressen der Union bemerkte die Botschaft, daß der Handel der Vereinigten Staaten mit dem Auslande zwar sehr zugenommen habe, daß derselbe aber hauptsächlich durch fremde Schiffe vermittelt werde. Die weitere Ausdehnung des Handels sei offenbar für die Union von unberechenbarer

Wichtigkeit, man müßte daher der Schiffahrt unter allen Umständen die größte Aufmerksamkeit zuwenden; namentlich müsse der Handelsverkehr zwischen Süd- und Nordamerika mehr, als bisher geschehen, gepflegt werden. Dieser letzte Punkt kam auch bei Gelegenheit des Stiftungsfestes zur Sprache, welches im Mai 1877 die Handelskammer von Neuyork feierte und dem Präsident Hayes und der Staatssecretär William M. Evarts beiwohnten. Es wurde da besonders der Concurrenz gedacht, welche Deutschland in Süd- und Mittelamerika den Vereinigten Staaten bereite.

Auf den Bericht des Kriegsministers übergehend, zeigte der Präsident, daß die Unionsarmee nicht müßig gewesen sei, sondern im verflossenen Jahre zur Unterdrückung von Unruhen in den Indianergebieten, namentlich gegen den Stamm der Nez Percés, sowie zur Erhaltung der Ordnung an der mexicanischen Grenze und im Innern bei Gelegenheit der Eisenbahnunruhen große Dienste geleistet habe. Ueber die Indianerfeldzüge enthielt der beigelegte Bericht des Kriegsministers nähere Einzelheiten. Dieser machte den Vorschlag einer Reorganisation der Bundesarmee in dem Sinne, daß der Präsident die Befugniß erhalte, die Infanteriecompagnien im Fall der Noth von 50 auf 100 Mann und die Artilleriebatterien von 75 auf 120 Mann zu erhöhen. Er zeigte, daß die bisherige Militärorganisation den verschiedenartigen Ansprüchen, die an sie gestellt würden, nicht wohl genüge. Die Nordamerikanische Union hat mit einer verhältnißmaßig sehr geringen Anzahl Soldaten (etwa 25000 Mann) eine sehr ausgedehnte Grenze zu bewachen. Es wurde aber, wie bereits angedeutet, keine permanente Verstärkung der Armee, sondern nur eine Reorganisation derselben verlangt, welche den Zweck hatte, die Macht der Bundesregierung unter ganz besondern, genau definirten Umständen zu erhöhen. Allein die demokratische Partei, welche stets die Anwendung des Militärs zum Schutze der Reinheit und Unverletzlichkeit der Stimmurne fürchtet, war und ist noch jetzt gegen jede Verbesserung des Militärwesens im nationalen Sinne. Der Bericht des Generalpostmeisters wies, wie gewöhnlich, ein Deficit auf, und zwar von etwas mehr als 5 Mill. Doll.; was das Justizdepartement anlangte, so befürwortete der Präsident die Vorschläge des General-Staatsanwalts, so z. B. die Ernennung weiterer Bundesrichter oder die Creirung eines neuen Appellationsgerichtshofes, um die Erledigung der Geschäfte, die sich im Laufe der Jahre und bei der Zunahme der Bevölkerung sehr vermehrt hatten, besser und schneller zu ermöglichen.

Von hoher Wichtigkeit war, was der Minister des Innern, Karl Schurz, in seinem Bericht über die verhängnißvolle Indianerfrage, den Schutz der Staatswaldungen, die Bevölkerung des Wüstenlandes in den westlichen Unionsgebieten, über die Pacificeisenbahn u. s. w. vorbrachte. Schurz erklärte z. B., daß man die Indianer nicht civilisiren könne, solange man ihre Lust zum Jagen durch unbegrenzte Waffen- und Munitionslieferungen seitens der Bundesregierung ermuthige. Der besitzlose Jäger muß, um der Civilisation zugänglich gemacht zu werden, nach der Schurz'schen Ansicht allmählich in einen Ackersmann verwandelt werden; er muß weniger Pferde und dafür mehr Nutzvieh, wie Rinder, Kühe und Schafe, besitzen. Manche Indianerstämme werden voraussichtlich erst Hirten und dann

Landwirthe. Dies scheint in der That auch für die Rothhäute der natürliche Weg der Civilisation zu sein. Sie beginnt mit dem persönlichen, durch Arbeit erworbenen Eigenthum und hört mit der Abschaffung desselben wieder auf. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man den Indianern, die mit irgendeinem Amte seitens der Union betraut werden, in den meisten Fällen unbedingtes Vertrauen schenken kann. An diese moralische Eigenschaft will Schurz bei den von ihm vorgeschlagenen Civilisationsversuchen angeknüpft wissen, und der Erfolg ist bisjetzt für ihn gewesen. Vor allen Dingen verlangte er im Jahre 1877 und verlangt er auch jetzt, daß man den Indianern gegenüber jederzeit und in jeder Hinsicht Wort halte und daß man ihnen nichts verspreche, was man nicht zu halten gesonnen sei oder zu halten vermöge. In diesen Worten dürfte aber in der That auch der eigentliche Kern des Indianerproblems für die Vereinigten Staaten liegen. Die von Schurz gemachten Vorschläge, gleichweit von einer romantischen Humanitätsschwärmerei, wie von einer herzlosen Vernichtungspolitik entfernt, haben stets die Billigung des Präsidenten Hayes, öfter auch die des Congresses gefunden und zu guten Resultaten geführt.

Was die Staatswaldungen betrifft, so wies Schurz unwiderleglich nach, daß der Holzdiebstahl an vielen Orten der Union, namentlich in den entlegenen Territorien, ein systematisch organisirtes Geschäft sei und die dadurch hervorgerufene schnelle Entholzung des Landes jeden denkenden Unionsbürger mit großer Besorgniß erfüllen müsse. Es sei von competenter Seite ausgerechnet, daß schon in 20 Jahren der Holzbedarf in den Vereinigten Staaten aus den eigenen Wäldern nicht mehr befriedigt werden könne, wenn man in der bisherigen Weise zu wirthschaften fortfahre. Ueber die Privatwaldungen, so hieß es in dem Schurz'schen Bericht, habe die Regierung keine Macht; man könne nur hoffen, daß auch die Privatleute künftig mit ihren Wäldern schonungsvoller umgehen würden; die Bundesregierung aber könne und müsse erstens dem Holzdiebstahl auf den öffentlichen Ländereien ein Ende machen, und zweitens die in ihrem Besitze befindlichen Wälder gegen schlechte Ausholzung wahren, indem man eine weise rationelle Forstcultur einführe. Nach beiden Richtungen hin machte der Minister des Innern detaillirte praktische Vorschläge, welche zwar die vollste Billigung des Präsidenten Hayes erhielten, von den durch Parteileidenschaften beherrschten Congreßmitgliedern aber nur wenig beachtet wurden. Obschon von Schurz genügende Beweise dafür beigebracht worden waren, daß nicht nur finanzielle Gründe, sondern ebenso sehr die Interessen des Ackerbaues und der Gesundheit einen wirksamern Schutz der Holzländereien erforderten, so muß doch der Beschluß des Congresses, dem gemäß die von der Unionsregierung zur Processirung der Holzdiebe geforderte Geldsumme auf 5000 Doll. herabgesetzt wurde, einen durchgreifenden Schutz der öffentlichen Waldländereien factisch unmöglich machen.

Hinsichtlich der Reformen im öffentlichen Aemterwesen hielt Präsident Hayes selbstverständlich überall die von ihm in seiner Inaugurationsrede niedergelegten Grundsätze aufrecht. Ebenso empfahl er wiederum die Besserung des Erziehungswesens. Es sei vergeblich, auf das allseitige Gedeihen eines freien Gemeinwesens zu hoffen, wenn man ‚nicht die größte Sorge trage für die sittliche und intellec-

tuelle Bildung des Volkes, welches die Quelle aller Macht sei. Nicht weniger als der siebente Theil der stimmberechtigten Bevölkerung der Union sei des Lesens und Schreibens unkundig. (Dies bezog sich natürlich vorzugsweise auf die Neger.)

Was Hayes in seiner Botschaft über die Beziehungen der Vereinigten Staaten zum Auslande bemerkte, können wir hier, als von untergeordneter Bedeutung, füglich übergehen; nur das sei erwähnt, daß er die Beziehungen zum Deutschen Reiche als sehr befriedigend hinstellte, die Aufmerksamkeit der nationalen Volksvertretung auf die bevorstehende Weltausstellung in Paris hinlenkte und hinsichtlich des russisch-türkischen Krieges hervorhob, daß die Vereinigten Staaten ihre bisherige Neutralität den kämpfenden Mächten gegenüber aufrecht erhalten würden.

Leider fanden die vielfach sehr beachtenswerthen Vorschläge, welche die eben skizzirte Botschaft enthielt, bei dem durch wilde Parteileidenschaften zerissenen Congreß wenig oder keine Beachtung; derselbe that vielmehr in manchen Punkten das gerade Gegentheil von dem, was der Präsident angerathen hatte, und die besser gesinnten Bürger der Republick waren froh, als sich die beiden Congreßhäuser nach einer nahezu acht Monate langen Sitzung Ende Juni 1878 vertagten.

Wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und um zu zeigen, wie weit der Haß der beute- und herrschsüchtigen Grant-Republikaner gegen die Reformregierung des Präsidenten Hayes ging, müssen wir noch einmal auf das endgültige Schicksal der auch in Europa vielbesprochenen Silberbill Bland's zurückkommen.

Nach längern heftigen Debatten wurde die Bland'sche Silberbill in der zweiten Hälfte des Februar (1878) von beiden Congreßhäusern angenommen, allerdings mit einigen, die schlimmsten Seiten der Bill wesentlich einschränkenden Amendements. Diese Amendements beschränkten 1) die Prägung des Silberdollars auf ein Minimum von 400000 Doll. per Monat; sie verlangten 2) eine internationale Münzconferenz und autorisirten 3) die Ausgabe von Silbercertificaten auf Silberdepositе im Betrage von 10 Doll. und mehr; sie machten 4) das Silber zum gesetzlichen Zahlungsmittel, wo nicht ausdrücklich Verwahrung dagegen eingelegt wurde, und setzten 5) fest, daß mindestens für 2 Mill. Doll. Silber jeden Monat von der Bundesregierung behufs sofortiger Prägung gekauft werden sollte. Präsident Hayes blieb seinen Grundsätzen getreu, unterzeichnete die von den Demagogen und habgierigen Besitzern reicher Silberminen durchgesetzte Bill nicht, legte seine Veto dagegen ein und motivirte letzteres in einer vom 28. Febr. 1878 datirten Botschaft, die mit den Worten schloß:

„Der Hauptfehler der Bill besteht aber darin, daß dieselbe keine Bestimmung enthält, welche früher contrahirte Schulden von der Wirkung der Bill ausnimmt, im Falle die Münze, welche durch das Gesetz geschaffen wird, fortdauernd von geringerm Werthe sein wird als die, welche das einzige gesetzliche Zahlungsmittel zu der Zeit war, in welcher die Schulden contrahirt wurden. Wenn man jetzt, um einen Vortheil aus der Entwerthung des Silbers bei Bezahlung von Schulden zu erzielen, die Prägung eines mit gesetzlicher Zahlungskraft versehenen Silberdollars beabsichtigt, von weniger Werth als ein Dollar in Gold oder Papier im Handelsverkehr, welches jetzt das gesetzliche Geld des Landes ist, so wird eine

solche Maßregel, wie nicht in Frage gestellt werden kann, vor dem Urtheile der gebildeten Welt als ein Wortbruch dastehen. Was alle früher contrahirten Schulden betrifft, so sollte der Silberdollar nur zu seinem Marktwerthe zum gesetzlichen Zahlungsmittel gemacht werden. Der feststehende Werth (standard value) sollte ohne Zustimmung beider Parteien des Contracts nicht geändert werden. Nationale Versprechungen sollten mit unwandelbarer Treue gehalten werden. Es gibt keine Macht, die eine Nation zwingen kann, ihre Ehrenschulden zu bezahlen, der Credit der Nation hängt von ihrer Ehre ab. Die Nation schuldet das, was zu erwarten sie ihre Creditoren verleitet oder was zu erwarten sie denselben gestattet hat. Ich kann eine Bill nicht genehmigen, die nach meinem Urtheil zur Verletzung heiliger Verpflichtungen ermächtigt. Die Verpflichtungen der nationalen Ehre stehen über allen Fragen des Gewinns oder des öffentlichen Vortheils. Die unerschütterliche Erhaltung der nationalen Ehre ist das Gebot der reifen Erfahrung und der höchsten Pflicht und sollte immer sorgsam von der Executive, dem Congreß und dem Volke gehütet werden. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß, wenn unserm Lande durch eine Prägung des Silberdollars Vortheil gebracht werden soll, dies nur durch die Ausgabe von Silberdollars mit vollem Werth, durch welche niemand betrogen wird, geschehen kann. Ein Geld, welches weniger werth ist, als es zu sein vorgibt, wird zuletzt nicht nur die Creditoren, sondern alle betrügen, welche in einem legitimen Handel beschäftigt sind, und niemand gewisser als diejenigen, deren tägliches Brot abhängig von ihrer Hände täglicher Arbeit ist."

Man hätte denken sollen, daß die klare, eindringliche, die Ehre der amerikanischen Nation über alles stellende Botschaft von dem Congreß wenigstens einer kurzen Prüfung unterzogen worden wäre; allein das geschah nicht. Die Parteileidenschaften und der Silberschwindel hatten so tiefe Wurzeln bei den damaligen Gesetzgebern des amerikanischen Volkes geschlagen, daß dieselben die Achtung vor dem Präsidenten und die Sorge für den Credit der Vereinigten Staaten beiseitesetzten und sofort nach Verlesung der Vetobotschaft zur endgültigen Abstimmung über die Bill schritten. Das Veto des Präsidenten wurde in beiden Congreßhäusern, ohne jegliche Debatte, in summarischer, für das Haupt der Nation geradezu beleidigender Weise — im Senat mit 46 gegen 19, im Repräsentantenhause mit 196 gegen 73 Stimmen — überstimmt. Zum ersten mal in der Geschichte der Vereinigten Staaten ereignete es sich, daß ein Veto des Präsidenten sich nicht nur als absolut ohnmächtig erwies, sondern die Zahl der Anhänger einer mit dem Veto belegten Maßregel vermehrte, statt sie zu verringern. Mochte es immerhin eine Art von Genugthuung sein, daß wenigstens ein Factor der Regierung, die Executive, die Stimme gegen die Benachtheiligung der Creditoren der Republik erhob, es konnte dadurch nicht verhindert werden, daß der nationale Credit erschüttert wurde, wie sich dies bald durch den Zurückfluß amerikanischer Bonds aus Europa documentirte. Der Geschäftsverkehr wurde gelähmt und das Ansehen des Präsidenten sank, da die Führer der Grant-Partei ihn im Stiche ließen. Die Demokraten innerhalb und außerhalb des Congresses wiesen die Versöhnungspolitik des Herrn Hayes mit Hohn zurück und wurden nicht müde, seine Erwählung als eine ungesetzliche darzustellen und durch irgendwelche verfassungswidrige Mittel

rückgängig zu machen. Um diesem unerquicklichen, nicht nur die Gesetzgebung, sondern auch den allgemeinen Geschäftsverkehr stark gefährdenden Zustande ein Ende zu machen, sahen sich die republikanischen Congreßmitglieder veranlaßt, den Rechtstitel des Präsidenten durch ein Votum des Repräsentantenhauses unantastbar zu machen, dem sich auch die große Mehrzahl der demokratischen Deputirten anschloß, um nicht in offener Weise als revolutionär zu erscheinen. Der Repräsentant Burchard aus Illinois brachte eine Resolution ein, durch welche erklärt wurde, „daß, nachdem die beiden Congreßhäuser des 44. Congresses in vorschriftsmäßiger Weise die Herren Hayes und Wheeler zum Präsidenten und zum Vicepräsidenten der Union erklärt hätten, kein späterer Congreß und keins der beiden Häuser allein befugt sei, jene Erklärung einer Revision zu unterziehen, und daß jeder Versuch dieser Art, jenen Beschluß und den darauf beruhenden Rechtstitel zu beseitigen, ein revolutionäres Verfahren sein würde". Das Repräsentantenhaus nahm diese Resolution mit 215 gegen 21 Stimmen an.

Die Annahme der Bland'schen Silberbill hatte aber noch andere böse Folgen als die oben geschilderten. Der Sieg der Silberleute rief eine gewaltige Agitation zu Gunsten der Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes hervor, und die Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung am 1. Jan. 1879 fand die erbittertsten Gegner. Nicht nur die Demokraten, welche früher in Finanzfragen eine gesunde Politik verfolgt hatten, begünstigten in ihrer Mehrzahl die ungemessene Vermehrung des genannten Papiergeldes, sondern es trat auch eine eigene Partei, die sogenannte „Nationale Papiergeld-Arbeiterpartei" („National-Greenback-Labor-Party") ins Leben, die sich später mit den Anti-Chinesenagitatoren in Californien und mit socialdemokratischen Elementen verband, um jedes geordnete Finanz- und Staatswesen zu bekämpfen. Die Hauptführer dieser Partei waren im Osten der Union der verrufene Demagoge Benjamin F. Butler, welcher schon der demokratischen und der republikanischen Partei angehört, aber nacheinander beide Parteien verrathen hatte, und im Westen der californische Arbeiteragitator Denis Kearney. Das Stichwort dieser Leute war: „Packt das Kapital bei der Kehle" („Grasp the capital by the throat"). In einzelnen Unionsstaaten gelang es sogar dieser „Greenback-Arbeiterpartei", einige ihrer Vertreter in Staatsconventionen (z. B. in Californien), in Staatsgesetzgebungen (z. B. in Massachusetts) und in den Congreß zu wählen.

Allein trotz der bösen Nachwirkungen der Bland'schen Silberbill auf commerziellem, industriellem und politischem Gebiete traten schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1878 wiederum deutliche Anzeichen von der unverwüstlichen Lebenskraft der Nordamerikanischen Union hervor. Einerseits nahm der Export der Amerikaner, der wesentlich zu Goldpreisen stattfand, ganz bedeutende Dimensionen an und lieferte damit den Beweis, daß die Beziehungen der Union zum Weltmarkt wieder normal zu werden anfingen; andererseits verschaffte namentlich die feste Haltung des Präsidenten Hayes und seines Finanzministers Sherman in der Finanzfrage der Regierung bei allen gutgesinnten Bürgern die verdiente Anerkennung. Die große Mehrzahl der republikanischen Partei stand treu zur Bundesregierung, welche sich weder durch die demokratischen noch durch die republikanischen Heißsporne

von dem einmal betretenen Wege einer gemäßigten Reform abdrängen ließ. Selbst so enragirte Grant-Männer wie der Bundessenator Roscoe Conkling von Neuyork suchten wieder Fühlung mit der Hayes-Administration zu gewinnen, als die verbissenen Demokraten, die sogenannten „Bourbonen" des Südens, mit ihren Umsturzideen immer kühner hervortraten und nicht nur ihre Absicht erklärten, das Gesetz, welches die Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung am 1. Jan. 1879 bestimmte, umzustoßen, sondern alle theuer erkauften freiheitlichen und nationalen Errungenschaften des blutigen Bürgerkrieges über den Haufen zu werfen. Die Südstaaten bedienten sich im Sommer 1878, trotz der Versöhnungspolitik des Präsidenten Hayes, dem Norden gegenüber nahezu wieder derselben übermüthigen und verletzenden Sprache, die sie vor dem Rebellionskriege gegen ihn zu führen gewohnt waren. Ein vollständiger Sieg der demokratischen Partei bei den kommenden Herbstwahlen würde nicht nur das erneuerte Uebergewicht des Südens in der Landesverwaltung der Union befestigt, sondern möglicherweise auch den Congreß veranlaßt haben, den angeblich durch Betrug gewählten republikanischen Präsidenten Hayes durch ein Impeachmentverfahren aus dem Weißen Hause zu entfernen.

So geschah es denn, daß im Hinblick auf die Wahlen, welche im Herbst (1878) in einer großen Anzahl von Unionsstaaten vor sich gingen, der republikanische Norden auf Grund der finanziellen und nationalen Frage sich immer mehr einigte gegenüber dem, wenn nicht secessionistisch, doch arg particularistisch gesinnten und für unendliche Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes schwärmenden Süden. Nach einem harten Kampfe trugen denn auch die Republikaner über ihre Gegner den Sieg davon. Nur der Süden und ein Theil des Westens der Union gab den Verlockungen der Demokraten und den Papier- und Silbergeldleuten Gehör, während der Osten, der Norden und die Mehrzahl der westlichen Staaten für eine gesunde Finanzpolitik in die Schranken traten und damit der Administration des Präsidenten Hayes ein nicht zu verkennendes Vertrauensvotum gaben. So ermuthigt und gestärkt gingen dann auch der Präsident und der Finanzminister Sherman mit aller Energie daran, die vom Volke indossirte Wiederaufnahme der Baarzahlung kräftig ins Werk zu setzen.

Am 2. Dec. 1878 trat der 45. Congreß zu seiner letzten Sitzung zusammen. In der Botschaft, welche der Präsident den versammelten Gesetzgebern übersandte, nahm er der republikanischen und der demokratischen Partei gegenüber dieselbe objective Stellung ein, welche er während der letzten Herbstwahlen einzunehmen für seine Pflicht gehalten hatte. Nachdem er zunächst des allmählichen Wiederaufblühens der Geschäfte, welches nur vorübergehend durch das pestartige Auftreten des Gelben Fiebers gestört worden war, Erwähnung gethan, ging er ausführlich und mit strengem Ernst auf die schweren Gesetzwidrigkeiten ein, die in einigen Südstaaten, namentlich in Südcarolina und Louisiana, vorgekommen waren. Er wies darauf hin, daß die Südstaaten und deren Bevölkerung, die frühern Sklavenhalter, nach Niederwerfung der Rebellion die Oberhoheit der Nationalregierung in Washington-City, die Unverletzlichkeit und Fortdauer der Union, sowie das 13., 14. und 15. Amen-

dement zur Bundesverfassung, welche den Farbigen und frühern Sklaven Freiheit und Gleichheit in Bezug auf bürgerliche und politische Rechte zusichern, ohne Rückhalt anerkannt hätten. Wenn dennoch die farbige Bevölkerung in einzelnen Südstaaten während der letzten Herbstwahlen in der freien Ausübung ihres Wahlrechtes gewaltthätig beschränkt worden sei, so sei es die heilige Pflicht des Congresses, diese Angelegenheit unparteiisch und gründlich zu untersuchen, um so mehr, als aus jenen durch Gewaltthaten getrübten Wahlen verschiedene Congreßmitglieder hervorgegangen seien. Hayes gab keinen Augenblick die versöhnliche Politik, welche er bei der Uebernahme der Präsidentschaft dem Süden gegenüber in Wort und That documentirt hatte, auf; aber er erklärte zugleich, daß kein in seiner Macht liegendes Mittel unversucht bleiben sollte, „um eine volle unparteiische Untersuchung der begangenen Verbrechen und die Ueberführung und Bestrafung der Schuldigen herbeizuführen". Alsdann schilderte der Präsident mit kurzen Worten die fast durchweg befriedigenden Beziehungen der Union zum Auslande und wandte sich darauf zur Besprechung der Finanzfrage, wobei er den officiellen Bericht seines Finanzministers zu Grunde legte. Er erklärte dem Congreß offen, daß er seine frühere Stellung in der Finanzfrage nicht geändert habe, weder in der Silberfrage noch in Bezug auf die Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung, und sagte unter anderm: „Man lasse es erkennbar werden, daß der Congreß für das kommende Jahr (1879) sich aller Experimentirungskünste auf dem Gebiete der Finanzen und des volkswirthschaftlichen Lebens enthalten werde, und man wird sehen, wie die Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung, die zur festgesetzten Zeit durchgeführt werden muß, das Wiederaufleben eines gesunden und rührigen Geschäftsbetriebes zur Folge haben wird. Man lasse den heilenden Einfluß der Zeit, der ungebrochenen Energie unsers Volkes und den mächtigen Reichthümern des Landes gute Gelegenheit zur Wirksamkeit, dann wird die Befreiung aus den jetzt noch mehrfach herrschenden Schwierigkeiten ganz gewiß nicht ausbleiben." Nach einer kurzen Hinweisung auf die Berichte des Kriegsministers, des Marineministers und des Generalpostmeisters und die damit zusammenhängenden Vorschläge kam der Präsident auf den umfangreichen und interessanten Bericht des Ministers des Innern. Hier berührte er zunächst die Indianerfrage und unterstützte den von Karl Schurz gemachten Vorschlag, aus gesetzliebenden und friedlichen Indianern selbst eine berittene Polizei zu machen. Während man die militärischen Vorkehrungen nicht unterlassen dürfe, sei doch das Hauptaugenmerk immer darauf zu richten, daß das Indianerproblem durch humane Mittel gelöst werden müsse. Man solle nicht vergessen, daß die Indianer die Urbewohner des Landes und dessen ursprüngliche Besitzer gewesen seien; der Boden, auf dem das amerikanische Volk mächtig und glücklich geworden, habe früher ihnen gehört. Man möge deshalb nicht lässig werden in den Versuchen, den Indianern die Wohlthaten eines civilisirten Lebens zukommen zu lassen, um so mehr, als sie offenbar sich für eine bessere Erziehung ihrer Kinder mehr und mehr interessirten. Der Präsident wies auf einen Versuch hin, der mit 50 Indianerkindern, Knaben und Mädchen, gemacht worden sei, die man in das Hampton Normal-Ackerbauinstitut in Virginien brachte, um sie dort zu erziehen, damit sie erwachsen zu ihren Stämmen zurückkehren und diesen zum Vorbilde und

zu Lehrern und Dolmetschern werden könnten. Wenn die vom Congreß dem Indianerbureau überwiesenen Geldmittel es erlaubt hätten, so hätte man wol 1000 solcher Indianerkinder zu civilisirten Menschen machen können. Auf die Waldschutzfrage übergehend, empfahl der Präsident mit Herrn Schurz dringend dem Congreß, durch größere Geldbewilligungen durchgreifendere Maßregeln zu ermöglichen. Die Botschaft bestätigte, daß der genannte Minister mit den ihm zu Gebote gestellten Mitteln sowol in der Waldschutzfrage wie für die Ackerbauinteressen und das Patentwesen das Mögliche gethan habe, aber der Congreß habe ihn bei seinen Bemühungen nur sehr schwach unterstützt. Schließlich betonte Hayes die Nothwendigkeit, für die Congreßbibliothek neue Räume zu schaffen und dem berühmten, in seiner Art einzig dastehenden Smithsonian-Institut das zur Herstellung eines Nationalmuseums erforderliche Geld zu bewilligen. Charakteristisch für die im nationalen Sinne centralisirende Politik des Präsidenten war dessen oben bereits erwähnte Empfehlung, das Erziehungswesen mehr als bisher der nationalen Gesetzgebung zu unterstellen. Erwähnt mag noch werden, daß Hayes der Bundesgesetzgebung mittheilte, daß die Entschädigungssumme von $5^1/_2$ Mill. Doll., zu deren Zahlung die Vereinigten Staaten durch eine aus Amerikanern und Engländern bestehende Commission, die in Halifax tagte, wegen unbefugter Fischereien in canadischen Gewässern verurtheilt worden waren, an England und Canada ausgezahlt worden sei.

Eine der ersten wichtigen Fragen, die auf dem Congreß zur Sprache kamen, war die fatale Chinesenfrage, die schon wiederholt die Bundesgesetzgebung beschäftigt hatte und zu einer der brennendsten politischen Tagesfragen herangereift war. Mitte Februar 1879 faßte nach längern Berathungen der Congreß den Beschluß, daß fortan „auf keinem Schiffe mehr als 15 Chinesen in die Vereinigten Staaten einwandern sollten". Es leben gegenwärtig in Californien etwa 110000 Chinesen und in den andern Pacificstaaten ungefähr 25000; daß die Söhne des Himmlischen Reiches bei aller ihrer Arbeitsamkeit in vieler Beziehung der am Stillen Meere wohnenden Bevölkerung der Union sehr lästig geworden waren, unterliegt keinem Zweifel, doch konnte dadurch das radicale Vorangehen des Congresses kaum gerechtfertigt werden. Für den erwähnten Beschluß stimmten sowol Mitglieder der republikanischen wie der demokratischen Partei, wenn auch die letztern in größerer Anzahl. Es war offenbar, daß die Majorität, welche die Anti-Chinesenbill annahm, sich dazu wesentlich durch politische oder vielmehr demagogische Gründe bestimmen ließ; denn diese Bill stand mit dem noch jetzt zu Recht bestehenden Burlingame-Vertrag, der die Verhältnisse zwischen den Vereinigten Staaten und China regelt, in dem schneidendsten Widerspruch. Allein man wollte sich für die kommenden Congreßwahlen sowie für die Präsidentenwahl im Jahre 1880 die Stimmen der Pacificstaaten, namentlich Californiens, sichern. Daß die Annahme der Anti-Chinesenbill wesentlich auf Drängen von Californien im Congreß durchgesetzt wurde, geht unter anderm daraus hervor, daß die unruhigen Elemente jenes Staates sogar mit Aufruhr und Secession zu drohen wagten, wenn die Bundesgesetzgebung die Chineseneinwanderung nicht durch einschneidende Maßregeln zu beschränken bereit sein würde. „Lange genug", so schrieben Blätter in San-Fran-

cisco, „haben wir in Californien Schutz gegen die Mongoleneinwanderung erbeten, aber nur Spott und Hohn darauf vom Osten der Union erhalten. Californien wird sich auf diese Weise nicht länger mishandeln lassen. Wenn man ihm nicht die drückende Last der Chinesen abnimmt, so muß und wird es sich auf seine eigenen Füße stellen und am Stillen Meere eine besondere Wahlrepublik bilden. Californien ist so groß wie die Neuenglandstaaten, Neuyork, Pennsylvanien und Ohio zusammen; dieses mächtige und von der Natur reich ausgestattete Gebiet kann sehr wohl ein selbständiges Reich bilden." Allein diese Drohungen machten auf den Präsidenten Hayes wenig Eindruck und hinderten ihn nicht, die Anti-Chinesen-bill mit seinem Veto wirksam zu belegen. Die Californier kamen denn auch bald wieder zur Besinnung und beruhigten sich. Das Veto des Präsidenten war treffend damit begründet, daß internationale Verträge nicht zur Competenz des Congresses gehörten und daß ein plötzliches Zerreißen der bestehenden Verträge den amerikanischen Handel sehr schädigen würde. Hatte doch China in dem letzten Fiscaljahre für etwa 23 Mill. Doll. Waaren von den Vereinigten Staaten bezogen und für ungefähr 18 Mill. Doll. seiner eigenen Producte dorthin entsandt. Im übrigen hat Präsident Hayes in letzterer Zeit drei Commissare nach China geschickt, um mit der dortigen Regierung über eine zweckmäßige Revision des Burlingame-Vertrags und über die Einwanderungsfrage zu verhandeln.

Was die Finanzfrage anbetrifft, so ging, allen schlimmen Prophezeiungen zum Trotz, die so bitter und leidenschaftlich bekämpfte Wiederaufnahme der Hartgeld-zahlung am 1. Jan. 1879 in ruhiger und geordneter Weise von statten. Nach sechzehnjährigem Irren in der Wüste uneinlösbaren Papiergeldes kehrten die vereinigten Staaten am genannten Tage wieder zu gesunden Finanzzuständen zurück, in denen 100 Cents ein Dollar sind und jeder, der kauft oder verkauft, borgt oder leiht, genau weiß, was er gibt oder erhält. Die amerikanische Geschäftswelt fügte sich vertrauensvoll in die neue und bessere Ordnung, in allen großen Handels- und Fabrikstädten der Union, in Neuyork, Boston, Philadelphia, Cincinnati, Louisville, Chicago, Saint-Louis u. s. w. fand die Resumption glücklich und ohne nennenswerthe Störungen statt. Der Uebergang aus dem Zustande des Schwindels und des Schwankens im Geldmarkt zu einer ehrlichen Finanzwirthschaft war um so leichter, als in der Hoffnung auf bessere Zeiten der Papiergelddollar dem Golddollar so ziemlich gleichgekommen war und die Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung factisch schon *vor* dem für sie gesetzlich bestimmten Tage begonnen hatte. Bald zeigte es sich, daß die Folgen dieser Finanzmaßregel nur wohlthätige und keine schlimmen waren und daß, was man auch sonst an der Administration des Präsidenten Hayes auszusetzen hatte, in Bezug auf Ehrenhaftigkeit und finanziellen Erfolg ihr keine frühere vorzuziehen war.

Ueber die Thätigkeit des 45. Congresses in seiner letzten, am 4. März 1879 zum Abschluß gekommenen Sitzung ist wenig Erfreuliches zu berichten. Die demokratische Partei verhinderte jede, das Gemeinwohl fördernde Maßregel und war nur darauf bedacht, ihre politische Machtstellung zu vermehren. In den Staats-

senaten von Virginien und Alabama wurden Beschlüsse gefaßt, welche an Unionsfeindlichkeit der berüchtigten Nullificationserklärung John C. Calhoun's vom Jahre 1832 vollkommen gleichkamen. Die particularistische Theorie von den „Staatsrechten" (States-Rights) kam darin in aller Schärfe zum Vorschein. Die betreffenden Beschlüsse lauteten aber also: „Jeder Einzelstaat der Union ist allein berechtigt, jede Person innerhalb seiner Grenzen in ihrem Leben, ihrem Eigenthum, ihrer Freiheit und ihren Rechten zu schützen. Die auf die bürgerliche Gleichstellung der Neger mit den Weißen bezügliche «Civilrechtsbill» und die Gesetze des Bundescongresses, welche sich auf die Durchführung des 13., 14. und 15. Verfassungsamendements beziehen, sind nicht rechtsbeständig, sondern ungültig (null and void). Das Höchste, was die Vereinigten Staaten in einem Falle thun können, in welchem es sich um einen Streit darüber handelt, wem ein gewisses Recht zustehe, der Union oder dem Einzelstaate, besteht darin, daß sie erklären, die Handlungen eines Einzelstaates seien ungesetzlich; niemals aber dürfen die Vereinigten Staaten zu einer That schreiten, um die Entscheidung eines Vereinigten-Staatengerichts in Wirksamkeit zu setzen. Die Einmischung von Bundesgerichtshöfen in die Rechte des Staates Virginien muß durch passende Gesetzgebung verhindert werden."

Diese Beschlüsse des virginischen Staatssenats zielten nur zu deutlich darauf hin, daß die Zustände vor dem Secessionskriege wiederhergestellt würden, und daß alles, was dieser Krieg entschieden hatte, als nicht geschehen betrachtet werden sollte. Die Einzelstaaten sind souverän; sie können thun, was sie wollen; sie können sogar die durch die genannten Verfassungsamendements aufgehobene Negersklaverei wieder einführen und andere Handlungen vornehmen, welche das Bundesobergericht als verfassungswidrig bezeichnet. Die Regierung der Vereinigten Staaten kann in solchen Fällen nur „erklären", der Einzelstaat handle ungesetzlich, aber etwas dagegen „thun" darf sie nicht. Diese Lehre ging offenbar weiter als die Calhoun's, ja, noch weiter als die Rebellendemokratie unter Jefferson Davis im Jahre 1861 ging. Damals behauptete der rebellische Süden nur, es sei ungesetzlich von seiten der Bundesregierung, zur Aufrechterhaltung der Bundesgesetze sofort Soldaten marschiren zu lassen, sie müsse diese Gesetze zuerst durch Civilbeamte auszuführen versuchen. Damit war wenigstens das Recht der nationalen Regierung, allgemeine Landesgesetze auch überall durchzuführen, anerkannt. Dies wurde jetzt von dem Staatssenat in Virginien geleugnet. Bundesbeamte hatten nach dessen Ansicht überhaupt kein Recht, in den Einzelstaaten der Union irgendeine Handlung vorzunehmen. Wenn sie es doch thaten, so warf man sie in das Gefängniß. Dies geschah auch in der That mit einem Vereinigten-Staatenmarschall in Alabama, der bei Gelegenheit von Congreßwahlen die Befehle eines höhern Bundesgerichtshofes vollzog. Der Staatssenat von Alabama hatte auch einen Ausschuß für „auswärtige Beziehungen" (foreign relations) eingesetzt und demselben die Instruction ertheilt, ein Gesetz zu berathen, demgemäß die Wahlmänner für Präsidenten und Vicepräsidenten der Union nicht mehr durch das Volk, sondern durch die Legislaturen der Einzelstaaten gewählt werden sollten, bis die betreffenden Bundesgesetze widerrufen seien.

Es ist selbstverständlich, daß solche Vorgänge in den Südstaaten im Norden der Union sehr böses Blut machten und die alten Leidenschaften und Antipathien zwischen den beiden Landestheilen in hohem Grade wieder wach riefen. Verschärft wurde dieser Gegensatz noch durch das Benehmen der demokratischen Parteiführer im Congreß. Dies zeigte sich namentlich bei der Berathung der sogenannten „Pensionsbill", welche kurz vor dem Schlusse der Session zu den lebhaftesten Debatten Veranlassung gab und schließlich auch Gesetzeskraft erhielt. Diese Bill kostete, wie selbst deren Vertheidiger zugaben, den Vereinigten Staaten jährlich mindestens 20 Mill. Doll.; sie war darauf berechnet, unter dem Scheine der Dankbarkeit und Fürsorge für invalide Soldaten Stimmen bei den kommenden wichtigen Wahlen zu gewinnen. Aus diesem Grunde stimmten denn auch mehrere republikanische Congreßmitglieder für die Bill, da sie nicht gewillt waren, die durch dieselbe in weiten Kreisen hervorgerufene Popularität den Demokraten allein zu überlassen. Die Pensionsbill sichert nämlich nicht nur den Veteranen aus dem englisch-amerikanischen Kriege von 1812 und aus dem mexicanischen Kriege, sie mögen invalid sein oder nicht, nachträglich verhältnißmäßig hohe Pensionen zu, sondern auch allen Soldaten, die in den verschiedenen Indianerkriegen oder sonst jemals die Uniform der Union trugen. Es liegt auf der Hand, daß Hunderttausende von gewesenen Soldaten nun Pensionsansprüche erhoben und daß Betrügereien und Bestechereien von neuem Thür und Thor weit geöffnet wurde. Die Debatte aber, welche durch die Pensionsbill in der Nacht vom 2. auf den 3. März 1879 im Bundessenat hervorgerufen wurde, ist zu interessant und zu charakteristisch, als daß wir hier nicht etwas näher auf dieselbe eingehen sollten.

Als nämlich der Theil der Bill, welcher auf die Veteranen aus dem mexicanischen Kriege Bezug nimmt, zur Berathung kam, stellte Hoar, republikanischer Bundessenator aus Massachusetts, das Amendement, daß der verrätherische Expräsident der südlichen Conföderation, Jefferson Davis, obschon er während des Krieges mit Mexico im Unionsheere diente, als späterer Todfeind der Union von der Pensionsberechtigung ausgeschlossen würde. Dies vielleicht nicht ganz zeitgemäße Amendement rief unter den demokratischen Senatsmitgliedern die wüthendsten Zornausbrüche hervor, denen gegenüber aber Hoar vollkommen seine Ruhe bewahrte. Namentlich war es Lamar, ein südlicher Senator und früherer Offizier in der Rebellenarmee, dessen Zorn bis zur Weißglühhitze ging und der sich zu den heftigsten persönlichen Angriffen gegen Hoar hinreißen ließ. Mit der geballten Faust ihm drohend, bezeichnete er das Amendement des Senators von Massachusetts als eine „unüberlegte, freche Beleidigung" (a wanton insult). Senator Edmunds von Vermont, der gerade den Vorsitz führte, rief Herrn Lamar zur Ordnung, allein dieser Ordnungsruf wurde von der Majorität des Senats nicht aufrecht erhalten, und so ereignete sich die wunderbare Thatsache, daß officiell in den Acten des Senats der Vereinigten Staaten verzeichnet steht, wie der Antrag, Jefferson Davis von den Pensionsberechtigten auszuschließen, als eine „freche Beleidigung" der Helfer und Freunde der südlichen Rebellion angesehen wurde. Die Debatte dauerte vor überfüllten Galerien noch stundenlang fort. Die südlichen Senatoren hielten die wärmsten Lobreden auf den frühern Präsidenten der südlichen Conföderation und

verglichen ihn mit den größten Helden des alten Griechenlands und Roms. Jefferson Davis' Name wurde mit allem, was edel und ritterlich, in Verbindung gebracht; sein Ruf und sein Andenken, so hieß es, werde wie das Andenken von George Washington in der Geschichte fortleben, er behaupte für alle Zeit in dem Herzen des Volkes des Südens der Union seinen Platz. Seine etwaigen Fehler seien die eines ganzen Volkes und seine Schuld werde von vielen getheilt, die jetzt im Bundessenat der Vereinigten Staaten säßen. Senator Hoar erwiderte einfach und ruhig: „Jefferson Davis habe niemals, weder durch Wort noch durch That, Reue wegen der Rebellion gezeigt, wie dies z. B. seitens derjenigen Senatoren geschehen sei, die mit ihm den Rebellionskrieg entzündet hätten. Er habe niemals versucht, das verlorene Bürgerrecht wiederzubekommen; es sei der Unionsregierung unwürdig, den Mann durch Pensionsertheilung zu ehren, der die Union habe zerstören wollen und auch jetzt allem Anscheine nach Rebellionsgedanken hege." Endlich traten dann auch einige republikanische Senatoren für die Ansichten von Hoar in die Schranken und zwangen Herrn Lamar, einzugestehen, daß die Unionsregierung unter republikanischer Leitung eine seltene Milde gegen Jefferson Davis und alle südlichen Rebellen an den Tag gelegt habe. Allein keine Rede war von so mächtiger, so wahrhaft erschütternder Wirkung als die wenigen Worte, die der leider seither verstorbene Senator von Michigan, Zacharias Chandler, sprach. Es war nahezu 3 Uhr morgens, als sich Chandler von seinem Sitze erhob und die Senatoren also anredete: „Es sind jetzt ungefähr 20 Jahre her, als ich mit Herrn Jefferson Davis in dieser Kammer aufstand und mit ihm beim allmächtigen Gott schwor, die Verfassung der Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten. Jefferson Davis war aus dem Cabinet von Franklin Pierce ausgetreten, kam in den Senat der Vereinigten Staaten und leistete den Eid zugleich mit mir, treu und gehorsam der Regierung dieses Landes zu sein. Vier Jahre hindurch saß ich mit Jefferson Davis in dieser Körperschaft und sah, wie Tag für Tag Anstalten gemacht wurden, diese Regierung zu stürzen. Mit Verrath im Herzen und Meineid auf den Lippen (with treason in his heart and perjury upon his lips) leistete er den Schwur, die Regierung zu stützen, deren Sturz er beabsichtigte. Herr Präsident, es war Methode in diesem Wahnsinn. Im Bunde mit andern Männern des Südens und mit Ministern des Präsidenten James Buchanan wurden die sorgsamsten Vorkehrungen von ihm für das, was folgen sollte, getroffen. Das Heer der Union wurde über das ganze weite Gebiet des Landes hin zerstreut, sodaß es in der Noth keine Hülfe leisten konnte. Die Kriegsschiffe wurden in entfernte Meere entsandt, wo immer die Winde sie hinwehten und die Wogen sie trugen, sodaß sie zum Niederwerfen der Rebellion nicht benutzt werden konnten. Der Schatz der Union wurde geleert, bis wir Bonds und Papiergeld ausgeben mußten, deren Zinsen in Gold zahlbar waren, die aber selbst im Werthe sanken und oft keinen Käufer fanden. Die Rebellen gingen gar sorgsam zu Werke. Eine anscheinend unschuldige Clausel in einer Armeebill bestimmte, daß der Kriegsminister nach seinem Belieben (in his discretion) solche und so viele Waffen aus den Arsenalen verkaufen konnte, als ihm passend erschien. Herr Präsident, im letzten Februar waren es 18 Jahre, da saß ich in diesen Hallen und hörte, wie Jefferson Davis

seine Abschiedsrede hielt, uns über die Pflichten belehrte, die wir noch der Verfassung dieser Regierung schuldig wären, uns dann verließ und die Rebellion gegen die Regierung begann, der zu dienen er geschworen. Ich blieb hier während der ganzen Dauer des Rebellionskrieges. Ich sah unsere braven Soldaten zu Tausenden, fast möchte ich sagen, zu Millionen, auf den Schauplatz des Krieges ziehen. Ich sah ihre gelichteten Reihen wiederkehren. Ich sah Dampfboot nach Dampfboot, einen Eisenbahnzug nach dem andern die Verwundeten heimbringen. Ich besuchte meinen Freund, den General Burnside, der jetzt Senator ist, als er die Potomacarmee commandirte, und ich sah Schmerzensscenen, die das Herz erschüttern machten. Ich sah Witwen und Waisen, die jener ruchlose Krieg geschaffen. Zu jener Zeit dachte ich nicht, daß die Zeit kommen würde, wo ich es erleben sollte, im Senat der Vereinigten Staaten Jefferson Davis bei seinen Lebzeiten lobpreisen zu hören, von den noch lebenden Rebellen hier in diesen Hallen des Senats der Vereinigten Staaten. Wahrlich, Herr Präsident, ich bin darüber fast betäubt (amazed), aber ich kann den Herren aus dem Süden hier sagen, daß sie den Geist des Nordens wenig kennen, wenn sie hierher kommen mit hochtönenden Redensarten auf den Lippen und Lob häufen auf denjenigen, den jeder Mann und jede Frau und jedes Kind im Norden für einen doppelten und dreifachen Verräther erklärt."

Kein Senator wagte Chandler's Rede zu unterbrechen. Niemand fühlte sich beleidigt. Die Worte des republikanischen Senators enthielten eine niederschmetternde Wahrheit, aber die Pensionsbill wurde doch angenommen, wenn auch die auf Creirung neuen Papiergeldes abzielenden Vorschläge des Demokraten Voorhees keinen Anklang fanden.

Die im wesentlichen sehr unfruchtbare, zumeist nur mit politischen Parteistreitigkeiten hingebrachte letzte Session des 45. Congresses ging zu Ende, ohne daß die für das mit dem 30. Juni 1880 endende Finanz- oder Fiscaljahr nöthige Bewilligung einiger zur Fortführung der Regierungsgeschäfte erforderlichen Geldmittel, z. B. der Gelder für die Erhaltung der Armee, stattgefunden hatte. Den Demokraten war die für Aufrechterhaltung der Ordnung bei den nationalen Wahlen im Süden möglicherweise sehr nöthige Bundesarmee stets ein Stein des Anstoßes, daher die durch sie verzögerte Annahme der sogenannten Appropriationsbill. Zu dem Ende sah sich Präsident Hayes gezwungen, die beiden Congreßhäuser zu einer kostspieligen Extrasession auf den 18. März 1879 nach Washington City zu berufen. Die Demokraten hatten ja in dem neuen (46.) Congreß sowol im Repräsentantenhause wie im Bundessenat die Mehrheit, und es konnte nicht wundernehmen, wenn sie von diesem Umstande für ihr Parteiinteresse, namentlich in Hinsicht auf die im Jahre 1880 stattfindende Präsidentenwahl, den ausgiebigsten Gebrauch zu machen versuchten. Allein dieser Versuch mislang vollständig. Die besagte Extrasession des 46. Congresses erreichte, nachdem sie länger als 100 Tage gedauert, über 1 Mill. Doll. gekostet und dem amerikanischen Volke nur sehr wenige, wahrhaft wohlthätige Gesetze gebracht hatte, am 1. Juli 1879 ihr Ende. Von den nahezu 3000 Gesetzesvorschlägen oder Bills, welche dem Congreß zur Berathung vorgelegt wurden, hatte nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl Gesetzeskraft

erlangt, und eine noch geringere Anzahl von Gesetzesvorlagen, die in der That in Wirksamkeit traten, konnte als nutzbringend für das Gemeinwohl bezeichnet werden. Bei weitem die meiste Zeit der theuern und unerquicklichen Extrasession wurde mit politischen Parteistreitigkeiten, mit politischen Intriguen, mit Präsidentenwahlplanen, mit Schaffung von Campagnematerial für das Jahr 1880 und mit bis dahin glücklich abgeschlagenen Versuchen, dem Silber- und Papiergeldschwindel Thür und Thor zu öffnen, vergeudet. Von allem, was die demokratische Partei durch diese Congreßsitzung erringen zu können erwartete, war nichts, gar nichts in Erfüllung gegangen. Alle ihre Plane scheiterten und der Weg ins Weiße Haus wurde, statt leichter und ebener, nur schwieriger und unwegsamer. Präsident Hayes behielt dieselbe Gewalt über die Bundesarmee, die er früher besessen; seine ihm nach dem Gesetze zukommende Machtstellung wurde nicht erschüttert, die von ihm für das Heer geforderten Gelder schließlich bewilligt. Die den Demokraten so verhaßten Bundeswahlgesetze wurden weder aufgehoben noch abgeändert, die für die Legislative, für die Executive und für das Gerichtswesen verlangten Geldmittel wurden nicht zurückgehalten, mit einziger Ausnahme von 600000 Doll. für die Bundesmarschälle und Oberaufseher (Supervisors) bei den nationalen Wahlen; allein auch diese Beamten blieben dennoch im Amte und erfüllten ihre vom Gesetz ihnen vorgeschriebenen Pflichten. Kurz die vom 18. März bis 1. Juli 1879 währende Extrasitzung des Congresses war für die Demokraten eine gänzlich verfehlte; denn dieselben waren trotz ihrer relativen Majorität in beiden Congreßhäusern nicht im Stande, auch nur eine einzige ihrer verwerflichen Maßregeln durchzusetzen. Daß dies nicht geschah, war ein Verdienst der wohldisciplinirten und diesmal einigen republikanischen Partei; noch mehr Anerkennung aber gebührte in dieser Beziehung dem Präsidenten Hayes, der in fester Hand das Steuer des Staatsschiffes hielt, jeden constitutionswidrigen Gesetzesvorschlag der Demokraten mit einem durch sachliche Gegengründe und Gesetzesstellen wohlmotivirten Veto belegte und sich dadurch bei Freund und Feind Achtung und Anerkennung erwarb. Diejenigen, die früher Hayes einen schwachen, energielosen Mann zu nennen pflegten, hatten jetzt Grund genug, ihre Meinung zu ändern. Er bewies den demokratischen Reactions- und Umsturzplänen gegenüber eine vielfach unerwartete Fähigkeit und Zähigkeit des Charakters und wandte dadurch unberechenbares Unheil von der Union ab. Das Volk der Vereinigten Staaten wird dies nicht vergessen. Nach vier Richtungen hin versuchten die Demokraten verfassungs- und gesetzwidrige, zum Theil geradezu revolutionäre Plane zur Ausführung zu bringen. Zunächst war es, wie bereits angedeutet, ihre erklärte Absicht, die gesetzlichen Schutzmittel aus dem Wege zu räumen, welche Gewalt und Betrug bei den Nationalwahlen verhindern; dann wollten sie der Executive, wenn nicht ganz, doch theilweise die constitutionelle Macht über die Bundesarmee entziehen; drittens beabsichtigten sie Einem Zweige der Regierung, der Legislative, die höchste Gewaltausübung zu vindiciren; und da diese drei einander ergänzenden Maßregeln fehlschlugen, bemühten sie sich, es der Executive unmöglich zu machen, die Reinheit der Wahlen den bestehenden Gesetzen gemäß zu schützen und die fälligen Bundessteuern mit Erfolg einzuziehen. Man sollte denken, daß ein solches Vorangehen einer politischen Partei hinreichen

würde, dieselbe für alle Zeit machtlos und unschädlich zu machen. Dennoch aber scheint dies bisjetzt hinsichtlich der demokratischen Partei in Amerika nicht der Fall zu sein; letztere hofft vielmehr nach wie vor, in der im Jahre 1880 stattfindenden Präsidentenwahl den Sieg davonzutragen. Andererseits hatte indeß das Auftreten der demokratischen Partei in der erwähnten Extrasession des Congresses auch seine guten Folgen. Indem diese Partei, die Partei der frühern Sklavenhalter, mit verletzendem Uebermuth direct und indirect die Sklavenhalterrebellion glorificirte, die nationale Autorität der Bundesregierung zu schmälern suchte, die particularistische Staatenrechtslehre in den Vordergrund stellte und drohend auf die „Einigkeit des Südens" hinwies, trug sie in hohem Grade zur Klärung der Verhältnisse und zur Einigung der republikanischen Partei bei. Dies zeigte sich bei Gelegenheit der wichtigen Wahlen, die im September, October und November 1879 in verschiedenen Einzelstaaten der Union vorgenommen werden mußten. Der herausfordernden Haltung des „einigen Südens" trat in imposanter Weise der „geeinigte Norden" gegenüber und erklärte damit deutlich, daß er sich die freiheitlichen und nationalen Errungenschaften des Bürgerkrieges nicht so leicht wieder entreißen lassen würde. Die Republikaner siegten nämlich bei den genannten Herbstwahlen über die Demokraten, oft mit wahrhaft überwältigender Stimmenmehrheit in folgenden Unionsstaaten: Californien, Colorado, Massachusetts, Pennsylvanien, Wisconsin, Nebraska, Minnesota, Ohio und Neuyork; in Connecticut und Neujersey war die Majorität der Legislatur republikanisch, was von besonderer Wichtigkeit, weil dadurch die Erwählung von republikanischen Bundessenatoren gesichert wurde.

Unter dem Eindruck dieser Wahlen trat am 1. Dec. 1879 der 46. Congreß zu seiner ersten ordentlichen Sitzung in der Bundeshauptstadt zusammen. In seiner Botschaft, welche Präsident Hayes dem Congreß übersandte, hob er zunächst die für das Geschäftsleben und den Credit der Vereinigten Staaten äußerst wohlthätige Wirkung der am 1. Jan. 1879 erfolgten Wiederaufnahme der Hartgeldzahlung hervor und beleuchtete, wie gewöhnlich, auf Grund des ausführlichen Jahresberichts des Finanzministers John Sherman die finanziellen Zustände des Landes. Danach beliefen sich die sämmtlichen ordentlichen Einnahmen der Union während des mit dem 30. Juni 1879 endenden Finanzjahres auf 273,827184 Doll. 46 C.; die ordentlichen Ausgaben während desselben Zeitraumes waren 266,947083 Doll. 53 C., sodaß ein Jahresüberschuß von nahezu 7 Mill. Doll. vorhanden war. Für das Finanzjahr 1879/80 war die officielle Schätzung folgende: wirkliche Einnahmen während des ersten Quartals, beginnend am 1. Juli 1879, waren 79,834663 Doll. 61 C., angenommene Einnahmen für den Rest des Jahres 208,156336 Doll. 39 C., sodaß die Totalsumme der wirklichen und der angenommenen Einnahmen für das laufende Finanzjahr 288 Mill. Doll. betrug. Man wird nicht umhin können, dies Jahresbudget für ein ziemlich günstiges zu erklären; keine europäische Nation hat ein ähnliches aufzuweisen.

Das Kriegsdepartement der Vereinigten Staaten verlangte für das mit dem 30. Juni 1881 abschließende Finanzjahr 40,380428 Doll., eine geringere Summe, als sie je während der letzten zwölf Jahre von einem amerikanischen Kriegsminister

verlangt worden war. Für das Finanzjahr 1880—81 schätzte übrigens der Finanzminister die Einnahme wieder auf 288 Mill., die Ausgaben aber wegen der vom Congreß beschlossenen hohen Pensionen auf 278 Mill., sodaß noch immer ein Ueberschuß von 10 Mill. Doll. bleiben würde. Was die stehende kampffähige Armee der Vereinigten Staaten anlangt, so stimmten der Kriegsminister und der General William T. Sherman dahin überein, daß dieselbe auf voll 25000 Mann gebracht werden müsse, abgesehen von 3460 Mann, die zu sonstigen militärischen Diensten nöthig seien.

Hinsichtlich des vielbesprochenen Versuchs, allgemein gültige Bestimmungen über die Gold- und Silberwährung herbeizuführen, meinte Präsident Hayes, „da der Vorschlag einer gemeinsamen Maßnahme der Vereinigten Staaten und der bedeutendsten Handelsnationen Europas, ein permanentes Werthverhältniß von Gold und Silber durch ein Weltmünzsystem (a recognized money of the world) herzustellen, noch immer in der Schwebe ist, so möchte er dem Congreß anempfehlen, keine neuen Maßregeln mit Bezug auf diesen Gegenstand zu treffen". Am 8. Dec. wurde von Voorhees, einem demokratischen Bundessenator von Indiana, ein Antrag eingebracht, der sich gegen eine zu Gunsten der unbeschränkten Silberausprägung stattfindende Verminderung des Umlaufs von Papiergeld aussprach; doch hatte dieser Antrag glücklicherweise keinen Erfolg. Dagegen drang Präsident Hayes in seiner Botschaft entschieden auf Zurückziehung der sogenannten „Legal-Tendernoten", die während des Bürgerkrieges in der Noth mit Zwangscurs geschaffen wurden. Leider ist dieser weise und ehrliche Vorschlag des Präsidenten in Betreff der Legal-Tendernoten bisjetzt nicht in Erfüllung gegangen; dagegen ist Aussicht vorhanden, daß durch Ausgabe von $3\frac{1}{2}$proc. Bonds die Höhe der von den Vereinigten Staaten zu zahlenden Zinsen wesentlich vermindert wird.

Die Botschaft handelte ferner ausführlich über die Reform im Civildienst und die Beziehungen der Union zum Auslande. In Bezug auf den Bau eines Kanals durch Centralamerika erklärte Präsident Hayes, daß ein solcher nur „unter den schützenden Auspicien" (under the protective auspices) der Vereinigten Staaten vorgenommen werden könne. Aehnliche Anträge wurden im Congreß gestellt und Präsident Hayes erklärte später in einer besondern Botschaft, daß ein interoceanischer Kanal gegen den Willen der Vereinigten Staaten nicht zu Stande kommen werde. Damit ist der Erfolg der bekannten Bemühungen Ferdinand von Lesseps' unzweifelhaft sehr in Frage gestellt.

Es würde uns zu weit führen, hier noch auf das einzugehen, was die Botschaft hinsichtlich des Justiz- und Schulwesens, der öffentlichen Ländereien, des Ackerbaues und der Polygamie der Mormonen empfahl; nur das sei noch kurz bemerkt, daß der Präsident behufs der Lösung der Indianerfrage sich wiederum vollständig mit den Ansichten und Vorschlägen des Ministers Schurz im Einklang befand und die Indianer möglichst zum Ackerbau und zur Viehzucht bewogen haben wollte.

Die Thätigkeit des Congresses im Jahre 1880 war überhaupt eine sehr geringe. Die Vorbereitungen der Parteien für die bevorstehende Präsidentenwahl

absorbirten fast alles öffentliche Interesse, und die Congreßmitglieder scheuten sich offenbar, irgendwie entscheidende Schritte zu thun, die in dieser Hinsicht böse Einwirkungen auf die genannte Wahl haben könnten. Man begnügte sich in der Bundesgesetzgebung mit mehr oder weniger untergeordneten Fragen. Die Demokraten thaten alles, um sich für den Fall, daß die Wahl des Präsidenten an den Congreß gelange, in beiden Häusern die Majorität zu sichern; die Republikaner dagegen suchten die Bestrebungen der Demokraten illusorisch zu machen. Beachtenswerth sind indeß die Versuche, welche gemacht wurden, um die sehr gesunkene Handelsmarine der Union zu heben und die Eisenbahntarife besser zu regeln; auch wurden Schritte gethan, das so wichtige Einwanderungswesen von Bundes wegen zeitgemäß zu ordnen. Im übrigen müssen wir uns eine Schilderung der bedeutendsten Ereignisse, welche in das vierte und letzte Administrationsjahr des Präsidenten Hayes fallen und die Präsidentenwahl im Jahre 1880 betreffen, für einen besondern Artikel vorbehalten. Ein Endurtheil über die Hayes-Administration ist noch verfrüht, aber so viel dürfte schon jetzt feststehen, daß die Geschichte dieselbe in allen Hauptfragen für eine gerechte und weise, das Wohl des ganzen Volkes ins Auge fassende bezeichnen wird. Ohne sich zu sehr einer einseitigen Parteipolitik hinzugeben, hat Präsident Hayes die guten Grundsätze der republikanischen Partei in freiheitlicher und nationaler Beziehung mit fester und starker Hand aufrecht erhalten gegen die freiheits- und unionsfeindlichen Bestrebungen der in ihrer großen Mehrzahl ebenso herrschsüchtigen wie particularistisch gesinnten Demokraten. Wenn Rutherford B. Hayes Anfang März 1881 das Weiße Haus verläßt, so wird vielleicht kein strahlender Ruhmesglanz sein Haupt zieren, aber das Zeugniß wird ihm der unparteiische Geschichtschreiber geben müssen, daß er ein ehrlicher Reformpräsident war, daß er viel dazu beigetragen hat, die republikanische Partei aus der moralischen Versumpfung zu retten, der sie unter der Grant-Administration zu verfallen drohte, daß ihm das Wohl seines ganzen Volkes höher stand als der Beifall seiner Partei.

Zum Schluß sei noch kurz erwähnt, daß zu Anfang des Jahres 1879 eine Massenauswanderung der Neger aus den Südstaaten, namentlich aus Mississippi und Louisiana, nach dem Norden und Nordwesten der Union eintrat. Zu vielen Tausenden verließen die armen, bedrückten Schwarzen ihre Heimat, um der gesetzwidrigen und grausamen Behandlung der südlichen Demokraten zu entgehen. Das Problem des Zusammenlebens der weißen und der schwarzen Rasse ist damit in ein neues Stadium getreten. Wol ist es möglich, daß die ausgewanderten Schwarzen sich in ihrer neuen Heimat besser befinden werden als in der alten; allein über das Endresultat dieser Frage ist noch kein sicheres Urtheil zu fällen. Hat doch die Auswanderung nach dem „fernen Westen“ (the Far West) in der letzten Zeit nicht nur seitens der farbigen, sondern auch seitens der weißen Rasse, aus dem Osten der Union und aus Europa, ganz gewaltige Dimensionen angenommen.

Korfu.

Eine Studie

von

Ferdinand Gregorovius.

II.

Korfu hat ein Janusgesicht, welches nach dem Morgen- und Abendlande blickt. Auf diesem geschichtlichen Berührungspunkt Griechenlands und Italiens, wo sich die Wasser der Adria mit denen Joniens vermischen, erscheint es naturgemäß, daß die Nationalelemente beider Hälften der antiken Welt neben einander friedlich fortbestehen. Während das hellenische Festland eine bunte Schichtung fremdartiger Völkerstämme auf sich nahm, hat diese Insel seit dem 13. Jahrhundert nur die Einwanderung der Italiener von Neapel und von Venetien her aufgenommen.

Der lateinische Feudaladel bemächtigte sich der besten Güter Korfus und drückte das einheimische Landvolk zu Zinsbauern herab. Neben die byzantinische Kirche stellte sich die römische, jene beschränkend und anfangs bedrückend; schon die Anjous errichteten hier ein lateinisches Erzbisthum, und gestatteten dem griechischen Metropoliten nur den Titel des Protopapa. Die Republik Venedig verfuhr wie sie; doch sie war schonender und immer hat sie in der Levante den staatsklugen Grundsatz der Toleranz durchgeführt.

Privilegien schützten die Nationalität und den Cultus der Jonier, und weil die anatolische Kirche die einheimische nationale Macht blieb, so stand auch die griechische Sprache des Volkes in ihrem Schutz. Diese Kirche erlangte freilich erst im Jahre 1817 ihre alten Rechte als ionische Staatskirche wieder, und die italienische Sprache hörte erst im Jahre 1852 auf, die amtliche zu sein. Das griechische Selbstbewußtsein hat unter der lateinischen Fremdherrschaft bei den Joniern so gut fortgelebt wie in Attika und in Morea, und zu keiner Zeit haben jene ihren Zusammenhang mit der großen hellenischen Familie ganz eingebüßt. Die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande ist aber die glänzendste Eigenschaft aller Hellenen überhaupt. Niemals hätte eine griechische Provinz ihr altes, wenn auch unterdrücktes und zerrissenes Mutterland für ein fremdes Adoptivland aufgegeben, wie deutsche Provinzen in Bezug auf das ihrige dies gethan haben.

Rom und Byzanz, Lateinerthum und Griechenthum, sind politische, kirchliche und nationale Mächte, die sich nicht vermischen können. Venedig hat hellenische

Länder beherrscht und ausgebeutet, aber weder die Kraft noch das Princip gehabt, die Griechen zu romanisiren. Die hellenische Cultur war, wie im Alterthum der römischen, so im Mittelalter auch der romanischen lange Zeit geistig überlegen. Erst nach dem Falle Konstantinopels unter die Türkengewalt erschien der Genius Griechenlands als schutzflehender Flüchtling im Abendlande, und hier hielt er einen Triumphzug, von welchem die moderne Civilisation datirt. Das erste enthusiastische Philhellenenthum begann im Abendlande; Griechenland fand hier seine literarische Auferstehung und Fortdauer, und die einzig mögliche Versöhnung zwischen Byzanz und Rom wurde in der italo-hellenischen Renaissance erreicht. Damals ist Korfu die Station des westwärts flüchtenden Griechenthums geworden. Die Mythe des Ulyß erneuerte sich in anderer Gestalt; denn der schiffbrüchige Homer selber und mit ihm die Weisen und Dichter von Hellas genossen das Gastrecht in Korfu.

Auch Venedig wurde, gerade weil es die Jonischen Inseln besaß, eine Pflegerin des Hellenenthums. In Padua blühte schon seit 1407 eine griechische Schule; in Venedig entstand im Jahre 1500 die hellenische Akademie (Νεακαδημία), und später das griechische Institut τῆς Κοινότητος. Aldus Manutius druckte dort die griechischen Texte, und in gleicher Thätigkeit bemühte sich der korfiotische Hellenist Sophianos, einer der Gründer der neugriechischen Literatursprache. Wenn die Phäakeninsel im Alterthum nicht vermocht hat, durch literarischen und künstlerischen Ruhm zu glänzen, so hat sie doch seit dem 16. Jahrhundert, mit ihren ionischen Schwesterinseln vereint, an der geistigen Wiedergeburt der griechischen Nation sich ruhmvoll betheiligt. Ihre griechische Schule wetteiferte mit jenen andern in Konstantinopel, in Janina, auf dem Athos, in Bukarest. Dichter und Philologen zierten sie, wie Davaris und Sophianos, die Schüler des Johannes Laskaris, wie Trivolis, Phortios und Antonios Eparchos, mit welchem Melanchthon im Briefwechsel stand. Im Jahre 1657 entstand hier die erste neugriechische Akademie, die sich bis 1716 erhielt und im Jahre 1732 erneuert wurde. Wie im gesammten Hellas, nahm die griechische Literatur seit dem 18. Jahrhundert auch hier einen neuen Aufschwung; Korfu ehrte sich durch die wissenschaftlichen Verdienste seiner Bürger Eugenios Vulgaris und Nikephoros Theotokis.

Im Jahre 1808 wurde die Akademie als ionische neu eingerichtet; aus ihr entstand 16 Jahre später die griechische Universität, deren erster Kanzler der berühmte Philhellene Lord Guilford gewesen ist. Mustoxidi lehrte an ihr; zu seinen Verdiensten um die antiquarische Durchforschung seiner Heimatinsel gesellte er noch andere; als Textkritiker, als Uebersetzer griechischer Geschichtschreiber ins Italienische, als Gründer des wichtigen periodischen Sammelwerks „Hellenomnimon". Segensreich hat die Universität Korfu die Stellung einer Centralanstalt der wissenschaftlichen Bildung für ganz Griechenland bis zum Jahre 1865 ausgefüllt, wo sie mit der Universität Athen vereinigt worden ist. In Korfu dauert sie nur als ein Lyceum fort. Ich erwähnte schon eines Schülers des Mustoxidi, des Herrn Romano, der hier Professor der griechischen Literatur ist. Seine Kenntnisse der urkundlichen Geschichte der Jonischen Inseln, die ihn befähigen würden, das Werk seines Lehrers zu vollenden, hat er unter andern auch durch seine im Jahre 1870 in der Druckerei Jonia zu Korfu erschienene Uebersetzung einer Schrift Hopf's

(„Graziano Zorsi, Herr Leukadiens") bewiesen, da er dieselbe mit einer umfangreichen gelehrten Einleitung versehen hat.

Wenn Romano mir als ein Repräsentant der wissenschaftlichen Bedeutung erschien, deren Höhepunkt Korfu in der Uebergangszeit mit Mustoxidi erreicht hat, so stellte er mir zugleich die internationale Richtung dar, welche die Insel selbst als westöstliche Culturstation einnimmt. Alle Gelehrte, die vom Abendlande nach Griechenland gehen, berühren Korfu. Romano ist bekannt mit Curtius, wie er es mit Hopf gewesen ist; Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener suchen ihn auf. Er ist im Besitz der Cultursprachen des Abendlandes; er kennt Rom und liebt die Italiener. So ehrte ich in ihm auch den Repräsentanten des noch fortdauernden geistigen Zusammenhanges der Jonier mit dem großen Culturlande Italien, auf dessen Universitäten noch bis auf Mustoxidi ihre talentvollsten Männer studirt haben.

Für halbe Italiener gelten die Jonier überhaupt den heutigen Griechen des Festlandes, welche Italien und seine Sprache nicht lieben, weil ihre geschichtliche Beziehung zu jenem Lande eine weit andere gewesen ist als die der Heptanesier. Denn die Erinnerung an die lateinisch-fränkische Invasion und ihr Feudalwesen ist im übrigen Griechenland nicht mit dem dankbaren Bewußtsein des Schutzes gegen die Barbarei und anderer Wohlthaten verknüpft, sondern mit jenem der gewaltsamen Zerstörung und Zersetzung der nationalen Eigenthümlichkeit. In Korfu dagegen war mir immer zu Muthe, als sei ich schon in Italien; mit jedem Gebildeten konnte ich italienisch reden. Mehr als 4000 Italiener wohnen noch hier neben den Griechen, als katholische Gemeinde, deren Haupt der Erzbischof ist. Anders als die vereinzelten Franzosen in Corsica, bilden sie hier einen Niederschlag der Geschichte von Jahrhunderten, und also ein legitim eingebürgertes Volkselement. Doch ist es vorauszusehen, daß die Vereinigung Korfus mit Griechenland das allmähliche Aufzehren dieses geschichtlichen Elements durch das Griechenthum zur Folge haben wird.

Den kosmopolitischen Zug Korfus verstärkt ein zahlreiches Judenthum. Wann zuerst die Hebräer in dies ihr Eldorado der Levante eingewandert sind, weiß ich nicht zu sagen. Die Geschichte ihrer ionischen Diaspora ist dunkel. Diese Menschen kamen truppweise, flüchtig zuerst aus dem Orient. Im 12. Jahrhundert wollte Benjamin von Tudela nur einen Juden in Korfu gefunden haben. Ich nehme deshalb an, daß sie später infolge des Umsturzes des byzantinischen Kaiserthums durch den lateinischen Kreuzzug nach Korfu einzuwandern begonnen haben. Unter den Anjous waren sie hier schon zahlreich; ihr ältestes Privilegium datirt von 1323. Dreiundsechzig Jahre später galten sie schon als so einflußreich, daß unter den Boten Korfus an den Senat Venedigs, dem sich die Insel übergab, auch ein Jude, David Semo, genannt wird. Die Griechen mishandelten sie, durch Steinigung und Plünderung, durch Schändung ihrer Kirchhöfe. Eine boshafte Sage machte Korfu sogar zum Geburtsort des Judas Ischarioth. Schon dem Engländer Bromton wurde am Ende des 12. Jahrhunderts ein Castell nicht hier, sondern am epirotischen Ufer als dieser Ort gezeigt. Es ist seltsam, daß er später nach dem korfiotischen Dorfe Iskaria verlegt wurde, in welchem man

zugleich den Namen des Homerischen Scheria wiederfinden wollte. So hat man die Odyssee mit dem Judenthum in Verbindung gebracht.

Die venetianische Regierung verbot im Jahre 1406 die Steinigung der Juden; sie legte ihnen dafür einen Tribut von 300 Dukaten auf. Die Juden aber wünschten lieber „mäßig" gesteinigt zu werden, als Geld zu zahlen. Fortdauernd schützte sie die Republik; als sie im Jahre 1571 alle Juden aus ihren Staaten vertrieb, nahm sie nur die in Korfu aus. Der Marschall Schulenburg, ein Protestant, begünstigte sie. Kirkwall behauptet, daß er, um die von ihnen bei der türkischen Belagerung bewiesene Tapferkeit zu ehren, einem Fort dem Namen Abramo gegeben hat. Im Jahre 1760 zählte man schon 1171 Juden in Korfu, darunter viele mit großem Reichthum. Ich habe in meiner Skizze „Der Ghetto und die Juden in Rom" die prachtvolle Procession beschrieben, welche die Synagoge Korfus im Jahre 1780 zu Ehren des katholischen Erzbischofs gehalten hat. Heute ist ihre Zahl auf 5000 angewachsen. Korfu hat also Stoff genug zur Entwickelung der „Judenfrage", während auf Zante kaum 300, auf Kephalonia etwa 40, auf dem griechischen Festlande nur sehr wenige Hebräer leben. Zur Zeit der französischen Regierung wurde das gelbe Schandzeichen der Juden Korfus abgeschafft, und die Engländer haben hier wie in Zante auch den Ghetto aufgehoben. Er ist ein ansehnliches Quartier mit guten Straßen und Häusern.

Noch ein viertes Nationalelement tritt in Korfu auf, das albanesische vom nahen Festlande. Aber dies ist hier nur zu Gast. Denn niemals hat Heptanesien, wie Attika, Böotien, Korinth, Euböa, Hydra und andere Inseln, die massenhafte Einwanderung und Ansiedelung der Albanesen erfahren. Selbst dem schrecklichen Ali-Pascha gelang es nicht, sich der Jonischen Inseln zu bemächtigen. Sie haben nur flüchtige Epiroten mehrmals beherbergt. Täglich kommen Albanesen herüber, als Arbeiter oder in sonstigen Geschäften. Man erkennt sie sofort nicht nur an ihrem Nationalcostüm, sondern an ihrem Rassetypus. Sorglos und vornehm, wie ein geborener Held, als wäre er sich seines pelasgischen Adels bewußt, schreitet der ärmlichste Albanese einher, im zottigen Vlies, den rothen Fes auf dem Kopfe, Gamaschen und Schnabelschuhe an den Füßen. Als Lastthier geht neben ihm das Weib, den Sack oder das Holzbündel auf dem Kopfe, und so noch die Spindel drehend. Auch in ihm ist Stoff für Heldenthaten, gleich jenen der Weiber Pargas und Sulis. Selbst das dürftigste Weib trägt Stickereien am wollenen Kittel. Ich sah einmal ein albanesisches Bettelkind, dessen zerrissenen Rock die Mutter geflickt hatte; die Naht an diesen Flicken war mit rothen Fäden zu einer zierlichen Stickerei gemacht. Ich sah auch wohlhabende Albanesen, Frauen in den prächtigsten Costümen, ähnlich denen in Eleusis und Argos. Große silberne Kugeln oder Münzen aus dem purpurnen Mieder herabhängend; den Hals, die Ohren schwer mit Gold beladen; das Gewand, die rothen Schuhe in Gold gestickt; den Kopf in gelbe Schleier gehüllt: so schritten sie familienweise, wie antike Chöre, über die Spianata.

Dieser Platz ist das abendliche Theater für die bunte levantinische Welt. Hier wandeln in den Alleen Einheimische und Fremde. Der Rasenplatz ist mit Tischen besetzt für die Kaffeetrinker. Knaben spielen und Lämmer grasen um den

Rundtempel Maitland's. Reiter kommen auf kleinen türkischen Pferden vorüber; schwarze, langhaarige Popen, Türken, Albanesen, griechische Offiziere, fremde Schiffer gehen hin und her. Engländer, einst Herren in Korfu, jetzt nur Touristen, stürmen vorbei, mit helmartigen Filzhüten. Die Militärmusik zieht zum Concert auf. Alles ist voll Behagen; nichts treibt und drängt einander. Man genießt in phäakenhafter Ruhe die Abendkühle und den Blick auf das Meer. Sobald es dunkelt, wird die Spianata verlassen. Leuchtfliegen schwärmen um die Gebüsche, und aus den Pinienwipfeln tönt der bange Klagerus der Eule. Er mahnt mich an die Mondnächte auf der Akropolis Athens.

Das griechische Osterfest gab dem Leben Korfus einen besondern Reiz. Abends schien jede Gasse des Marktviertels ein orientalischer Bazar zu sein. Blecherne Oellampen erleuchteten grell die Butiken in den Straßenhallen, worin ein buntes Allerlei zu Verkauf stand: türkische Süßigkeiten ekelhaften Ansehens, Fenchelhonig, Chalèva und Leka, in Oel Gebackenes, gelber Caviar in Fässern, schwarze Oliven, rothe Ostereier, in Hühnerformen von Teig steckend, massenhafte bunte Wachskerzen auf Tischen, Haufen Maisbrotes auf den Straßen liegend, Haufen von Orangen; Weinschenken mit Fähnchen, welche die Weinsorte angeben, wie κρασι ἀσπρον von Kephalonia, Kaffeeschenken, Barbierstuben, Kämmerchen, worin Handwerker arbeiten, alles grell und bunt ausgeflittert, wie im Bazar Athens. Durch das Menschengewühl arbeiten sich mühsam Treiber von Eseln hindurch, welche buntbemalte Wassertönnchen auf dem Rücken tragen.

Man strömt in die Kirchen, nach der Kathedrale Spiliotissa oder nach Sanı Spiridion, wo die weltberühmte Mumie des Schutzpatrons Korfus verwahrt liegt. Ich hörte dort die Responsorien am Abend des Grünen Donnerstages, und bedauerte, daß die Griechen stets in einem näselnden Tone singen, der die alten schönen Gesänge entstellt. Man küßte mit Inbrunst den Reliquienschrein. Am Charfreitagabend zog die Procession des Grabes Christi mit Fackeln durch die Stadt. Sie wiederholte sich am Vormittag des Ostersonnabends. Feierlich schritten daher Behörden, Militär und die Geistlichkeit mit dem Erzbischof, meist würdevolle Gestalten in Prachtgewändern, auch jugendliche Johannesköpfe darunter mit lang wallenden Haaren. Man trug eine rothe Fahne mit dem Bilde Spiridion's, Kreuze, vergoldete Laternen auf Stäben, große gelbe Säulen, woraus wohlriechende Flammen brannten. Es folgte ein kleiner vergoldeter Sarkophag, bedeckt mit blauem Sammt, dann eine vergoldete Sänfte. In diesem bizarren Gehäuse steckte die Mumie Spiridion's; ihr schwarzes Gesicht mit dem zur Seite gedrehten Halse nickte gespensterhaft hin und her. Wunderlicherweise ist diese abgöttisch verehrte, sehr einträgliche Reliquie das Privateigenthum der Familie Vulgaris.

Als die Procession am Regierungspalast durch das festlich geschmückte Volk dahinzog, das Meer und die Berge im Hintergrunde, gab sie ein wirklich schönes Bild. In die Trauerklänge der Chöre mischte sich das Blöken der Osterlämmer, die an Hausthüren und Bäumen angebunden ihr Opferschicksal erwarteten; denn neben ihnen standen schon blutgierige Bursche, das Messer in der Hand.

Wir gingen nach der Spiliotissa, das „Gloria" zu hören; doch die ganze Feier war hier ohne die Würde des römischen Cultus. Ein Priester gab ein Zeichen

gegen die Eingangspforte: Böller donnerten, Glocken erklangen, das Volk strömte hinaus — Christus war auferstanden. Augenblicklich verwandelte sich die stille Fastenzeit in das wüsteste Gelärm. Aus jedem Hause knallten Schüsse; aus den Fenstern fielen krachend irdene Töpfe nieder, zum Schimpf des Judas Ischarioth und als Symbol der ehemaligen Steinigung der Juden. Vor den Hausthüren erstach man mit wetteifernder Furie Lämmer und malte mit ihrem Blut Kreuze auf die Pfosten. Die Idylle Korfus war mit einem mal ausgelöscht, und das durch die Religion. Die ganze Insel wurde zur Schlachtbank. Den Tag über erwürgte und briet man vor der Porta Reale Lämmer und Schafe: Blutlachen sammelten sich auf dem Boden. Jeder Korfiote schien mit dem Fleischerhandwerk vertraut zu sein wie ein antiker Mensch. Der Spruch: „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier", galt hier nimmer. Die lateinische Kirche hat diese blutigen Osteropfer nicht beibehalten; in der griechischen sind sie ein Rest des Judenthums und Heidenthums zugleich. Das ewige Morden der Opferthiere, die heiligen oder vielmehr scheußlichen Festhekatomben sind der widerlichste Zug im Alterthum. Die Götter Griechenlands triefen von Blut.

Die dogmatischen Unterschiede des griechischen und lateinischen Glaubens sind nicht sehr groß: denn ihr Schisma wurzelt doch nur im Machtbegriff des Papstes; gleich, wie ein Ei dem andern, sind beide Kirchen im Cultus der Jungfrau Maria und der Heiligen, im Wunder-, Zauber- und Aberglauben, in der Unzahl der Festtage.

Ich floh gern in die ewig reine Natur der Insel, in die heiligen Schatten ihrer Olivenwälder hinaus, und weil die Stadt Korfu der Betrachtung wenig darbietet, so wollen wir uns aufmachen, erst ihre Umgebung nach beiden Seiten zu sehen und dann ins innere Land zu wandern.

Sir Howard Douglas hat den schönen Fahrweg durch die venetianischen Bastionen der Stadt gebrochen, welcher jetzt als Via Marina von der Spianata nach Castradis oder Garitza hinabführt. Diese Vorstadt liegt im Kreise um den Hafen des Alkinoos, welchen die Citadelle und eine Landzunge begrenzen. Dann setzt sie sich zu einem andern Borgo fort, Molin a vento oder Anemomilo genannt, von einem stumpfen Thurm am Meere, der einst zu einer Windmühle gedient hat. Die Landzunge steigt zu belaubten Hügeln auf, welche die Villa Reale tragen. An diesem heute verlassenen Golf Castradis standen einst die Arsenale und das Forum Korkyras; über die heutigen Vorstädte hinaus und bis zur Landzunge aufwärts lag überhaupt die antike Stadt. Castradis entstand aus ihren Trümmern sicherlich schon in früher byzantinischer Zeit, obwol die älteste Erwähnung dieses Ortes, wie Romano mir zeigte, erst in einer Urkunde vom 18. Aug. 1370 gefunden wird. Es steht darin geschrieben: „In loco, qui dicitur Castradi."

Beide idyllische Strandorte erinnerten mich an Marinen Corsicas, namentlich an Luri. Hier ist alles Garten und Gemüseland. Häuser, worin man antike Fragmente eingemauert sieht, einstöckig, bizarr und klein, stehen unter Cactus, Cypressen, Palmen und Lorberbäumen; kleine Kirchen zwischen ihnen, als wären sie Villen, in Gärten und auf stillen Plätzen. Schafe weiden im Grase. Frauen

sind an gemauerten Cisternen still geschäftig; Männer graben das Gartenland, wie Laertes beim Homer. Manche Häuser sind nach außen fensterlos; bisweilen sah ich Jalousien aus Blättern geflochten; im Innern saubere Kammern, ein weißgedecktes Bett, darüber die Panagia mit einem Lämpchen.

In Anemomilo steht unter hohen Palmen die älteste Kirche Korfus, die einzige byzantinischen Stils, ein kleiner Kuppelbau; sie ist den Heiligen Jason und Sosipater geweiht, und so blieb der Argonautenname doch auf dieser Insel. Jene ersten Apostel des ionischen Christenthums gelten als Schüler Sanct-Paul's, in deren Namen er einmal die Römer gegrüßt hat. Mustoxidi setzt den Bau der heutigen Kirche in das 12. Jahrhundert. Zwei griechische Inschriften, dunkel an Sinn, sind an ihrem Portal eingemauert. Das Innere ist leider übertüncht. Der Narthex mit zwei antiken Säulen hat drei Bogen, den drei Absiden entsprechend.

Das Kloster an dieser Kirche ist untergegangen; einst hat in ihm Katharina Centurione als Nonne den Fall von Byzanz beweint, die Gemahlin des letzten Paläologen Thomas, des Bruders und Erben des letzten Herrschers auf dem byzantinischen Cäsarenthrone. Hier ist sie auch am 16. Aug. 1462 gestorben. Reste ihres Grabsteins will Buchon in der Kirche entdeckt haben. Das große Trauerspiel des Untergangs der letzten Paläologen ist so ergreifend wie das der Hohenstaufendynastie. In Klöstern oder sonst im Elend sind sie verdorben. Thomas starb als Pensionär des Papstes in Rom, sein Bruder Demetrios als Mönch in Adrianopel, seine Tochter Helena, Königin der Serben, als Nonne in Leukadia. Von seinen Söhnen verkam der eine in Konstantinopel, der andere bettelhaft in Rom. Unter den Palmen der kleinen Kirche durchdrang mich die Vorstellung des byzantinischen Unterganges um so gewaltiger, weil jetzt die Stunde naht, wo die Schicksalsmacht auch den Thron des Sultans Mohammed in demselben Byzanz zermalmen wird. Wer wird ihr Vollstrecker sein? Wer dort den großen Einzug halten und die Worte wiederholen, mit denen jener furchtbare Eroberer den öden Palast der Cäsaren betreten hatte: „Die Spinne hängt ihr Gewebe auf im kaiserlichen Palast, und der Eule Nachtgesang durchtönt die Thürme zu Afrasiab"?

Von Castradis führt ein Weg zum Borgo Stratia, wo verlassen die alte Basilika der Panagia Paläopolis liegt.

Die Absis ist jetzt der Fahrstraße zugekehrt, das Portal in Pflanzenwuchs versunken. Schwalben fliegen im öden Raume umher, Grabsteine zeigten mir, daß Familien, die ein Recht darauf haben, sich hier begraben lassen. Das Portal der Basilika ist zusammengesetzt aus Marmorstücken und Säulen, deren Basen in der Erde stecken. Ueber dem Architrav mit einer byzantinischen Inschrift ist der Löwe San-Marco's in Stein gegraben, sodaß hier alle drei geschichtliche Epochen beisammen sind: Korkyra, Byzanz und Venedig. Die Kirche ist aus Trümmern eines Tempels erbaut.

Ihr wichtiger Zuname Paläopolis beweist, daß sie auf dem Gebiete der antiken Korkyra steht, die ringsumher unter Blumen- und Gemüsegärten begraben liegt.

Man zeigte einst Wheler die Lage dieser Altstadt auf der Landzunge und nannte sie deshalb Chersopolis. Er sah noch viele Ruinen an beiden Häfen; man wies ihm die Gärten des Alkinoos auf einer Fläche, welche die Antiquare Chrysida

nannten. Heute sieht man sich auf dem alten Stadtgebiete vergebens nach hervorragenden Trümmern um. So wenig antike Reste auf der Insel überhaupt noch über dem Boden vorhanden sind, hat ein junger französischer Gelehrte, Othon Riemann, eben erst verzeichnet in den „Recherches archéologiques sur les Isles Ioniennes" im achten Heft der „Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome" (Paris 1879).

Korfu hat kein Nationalmuseum, außer der ungeordneten Sammlung von Antiquitäten im Lyceum. Es befremdete mich, auch auf dem englischen Friedhofe antike Grabstelen und Sculpturen unter freiem Himmel aufgestellt zu finden, und zwar als Rest der Sammlung des Ritters Woodhouse. Diese selbst hat Vischer im Jahre 1853 noch an Ort und Stelle gesehen und von ihrem Reichthum berichtet, an Gefäßen und Terracotten, an Schmucksachen, Cameen, ionischen Münzen und Inschriften auf Erz. Die Sammlung kam ins Britische Museum. Schon lange zuvor wurden Alterthümer aus Korfu nach Venedig geführt, namentlich ins Museum Nani. Ich sah einige Antiquitäten auch beim deutschen Consul Fels. Landleute bringen solche, doch immer seltener, meistens Münzen; und an Münztypen war Korkyra reicher als Athen. Viele führen den Pegasus, wie jene Korinths.

Das berühmteste und best erhaltene Alterthum Korfus ist heute das Grabmal des Menekrates, ein Rundbau aus Kalksteinquadern, nicht ganz ausgegraben, jetzt umgittert und mit Cypressen umpflanzt. Man fand es im Jahre 1843 beim Abtragen einer Bastion, nebst andern Gräbern. Alterthümliche Hexameter auf seinem Gesimse (Kirchhof setzt sie ins 6. Jahrhundert) bekunden, daß die Korkyräer dem Menekrates aus dem lokrischen Oeanthe, der zur See verunglückt war, dies Denkmal als ihrem Proxenos gesetzt haben. Die Proxeni waren öffentliche Gastfreunde eines fremden Staates und ihm in politischen und Handelsgeschäften dienstbar. So ist Alcibiades der Proxenos Spartas gewesen. Mehrere Decrete der Proxenie des korkyräischen Stadtrathes auf Erz haben sich erhalten; man findet sie in den Inschriftensammlungen bei Mustoxidi und Böckh abgedruckt. Gegnern der Phäakenprätension Korfus könnte es zum Argument dienen, daß der Name Phäax, welcher in Athen häufig war, auf Korkyra nur einmal inschriftlich vorgefunden ist. Eine Inschrift ist Philo geweiht, als Sieger in Olympia; dorthin, wie nach Delphi haben die Korkyräer Weihgeschenke gestiftet, je einen ehernen Stier.

Gegenüber der Panagia Paläopolis liegen die modernen Gärten des Alkinoos, d. h. ein großer Park mit der Villa Reale. Ich habe schönere Villen genug gesehen, aber keine von herrlicherer Lage, als diese hier hoch auf dem Meeresufer. Das Casino ist nur ein bescheidener Sommersitz von wenigen Räumen. Lord Maitland erbaute es, die englische Regierung trat es den Jonischen Inseln ab. Viel Köstliches haben die Lords mit Korfu dahingegeben, die Landsitze, die Kanalfahrten, die Wettrennen am See Kalichiopulo, die Jagdpartien in Kataito und an andern Ufern Albaniens. Die Insel war 50 Jahre lang das Paradies englischer Sportsmänner.

Der Park in Korfu ist reicher als der in Athen. Ein Triestiner, dort Gartendirector, führte uns in ihm umher. Der letzte Winterfrost hat auch ihn beschädigt, wenn auch nicht so arg, wie den Schloßgarten Athens, wo wir die Palmenhaine

der Königin Amalia und Hunderte von Orangenbäumen erfroren sahen. Hier waren Zuckerrohr- und Kaffeebäume zu Grunde gegangen, nicht die Eucalyptus, während solche derselbe Frost auf dem Pincio in Rom getödtet hatte. Die Banane reift im Klima Korfus, aber nicht die Dattel.

Die ganze Landzunge, worauf der Park liegt, ist ein fortgesetzter Garten. Es gibt dort kleine Villen von entzückender Schönheit, wie jene des Herrn Vasilakis, wo man eine unbeschreibliche Mannichfaltigkeit von Land- und Meerscenerien überblickt. Welche Rosenfülle ringsumher und Blütenpracht der Ericabäume! Dies Landhaus ist zu phäakenhaft schön für einen Deputirten der Boule Athens. Es ist ein Musensitz für einen Ariost.

Mit gutem Grunde sucht man die Stelle der Akropolis Korkyras auf der Höhe dieser Landzunge, etwa da, wo der kleine anmuthige Weiler der Hagia Analipsis steht. Dort dehnt sich eine grüne Hochfläche bis zum steilen Ufer des Cap Sanct-Elia hin, beschattet von riesigen Olivenbäumen. Wir sahen hier blühende Jünglinge vereinigt beim Kugelspiel, und gedachten der Spiele der Phäaken bei Homer. Das Volk pflegt hier beim Feste der Himmelfahrt zu tanzen; eine solche Scene hat Warsberg beschrieben. In Wahrheit, dieser Platz ist ein olympischer Festsaal, herrlich umwölbt von stillen Olivenhainen. Wir stiegen weiter aufwärts zur Kapelle der Himmelfahrt, und dort fanden wir Frauen, welche die Heiligenbilder mit Myrten umkränzten zum Fest des Charfreitags.

Von hier aus blickt man auf den See oder Golf Kalichiopulo hinab, der im Alterthum der Hylläische Hafen gewesen ist. Die Landzunge trennt ihn vom Golf Castradis, dem Hafen des Alkinoos. Er zieht sich tief ins Land hinein, wo er als Lagune versumpft. Schilf wächst an seinen Ufern. Nekrotalassa, Todtes Meer, nannte ihn schon Porcacchi. Laubbedeckte Hügel, worauf die Orte Viro, Psoraus und Skilopatris stehen, umkränzen ihn, und weiterhin steigen zwei charaktervoll geformte Berge auf, eine Pyramide, welche die cypressenumkränzte Kapelle der Hagia Kyriaki trägt, und die massive Kuppe der Hagia Deka, so genannt vom Ort der zehn Heiligen, der diesem Berge an die Brust geheftet ist.

Der See öffnet sich ins Meer zwischen Landvorsprüngen, die sich einander so nähern, daß die Hafeneinfahrt leicht abgesperrt werden konnte. Hier lagen in Sicherheit die Triremen der Korkyräer, wie im Mare piccolo Tarents die der Tarentiner. Der schöne Golf ist längst versandet; nur Fischerbarken befahren ihn.

Man gelangt an seine Ausmündung, wenn man unterhalb der königlichen Villa weiter geht am schattigen Berggelände durch sanfte Gründe voll südlicher Pracht des Baumwuchses und Blumenflors, welche frische Quellen tränken. Hier ist ein Eden der Natur, dessen beglückenden Frieden das Wort nicht sagen kann. Lachende Kinder kommen auf den Weg gesprungen; sie bieten Blumen dar, sie laden den Wanderer ein, in die Gärten zu treten und von der Lotosfrucht zu pflücken nach Herzenslust. Glanzvoll wölbt sich der Himmel über diesen dunkeln Baumwipfeln; ionische Ostern in der Luft und der Aether Homer's! Ueberall sieht man Lämmer unter den Olivenbäumen grasen; von ihren sanften Klagelauten hallen die Thäler und Meergestade wider. Sie machen zur Osterzeit die ganze Insel vollends zu einer classischen Idylle.

Nun blitzt schon durch das Laubgitter der Gärten die Purpurflut des Hylläischen Sees herauf. Sie lockt hinunter zu seinen Gestaden, aber wir steigen noch aufwärts, um ein volles, ganzes Bild zu haben. Ich stand ergriffen, als ich dies eines Tages erblickte, ja mir entdeckte: ein strahlender Golf liegt in der Tiefe ausgegossen, zwischen dunkeln Höhenzügen, umschlungen von sanften Ufern, traumhaft still — zwei kleine Eilande in seiner Flut — darüber hinaus das offene Meer und die Gebirge von Epirus, duftumschleiert. Dies ist Diana's Spiegel; Endymion schläft hier in Myrtenhainen. Nymphen steigen hier, wenn das Mondlicht auf den Wellen zittert, zum unbelauschten Bade nieder.

Wo der Hylläische See mündet, liegen jene Inselschollen, seltsame Gebilde, von der Flut zurückgespiegelt. Die nächste ist durch einen schmalen Molostreifen mit dem Ufer unter uns verbunden. Ein kleines Nonnenkloster, mehr feenhaftes Spielwerk, als ein Bau zu nennen, bedeckt die flache Scholle. Wenige Minuten von ihr entfernt liegt die andere, eine höhere Klippe, wie ein marmornes Schiff geformt, und dort umstehen Cypressen, gleich Säulen eines Tempels, die Zelle des Pantokrator.

Von der Küste jenseits tritt ein Ufersaum in den Golf; auch er trägt ein Heiligthum, die Kapelle Sanct-Nikolaus, des Heiligen, der zum Meergott der christlichen Griechen geworden ist. Weiterhin ragen ernste Berge auf, die von Santi-Deka, von Kyriaki, von Benizze, und reihenweise sinken sie als Caps ins Meer. Die Stelle, von der man dies ideale Naturgemälde, eins der berühmtesten der Insel, betrachtet, heißt un cannone oder one-gun battery.

Am Ufer unten, wo der Molo beginnt, steht ein Stein mit schneeweißen Linnen bedeckt, darauf eine grüne Sparbüchse von Holz. Auf ihr ist geschrieben: „M. Θ. Βλαχερναις." Das wunderliche Nonnenkloster heißt also in Blachernis oder Vlachérena, wie hier von den Griechen gesagt wird. Diese Inschrift entführte mich nach Byzanz, in das kaiserliche Viertel der Blachernen, wo die berühmte Palastkirche der Pulcheria stand. Ihr Name wanderte mit den Byzantinern ins Abendland. Zu Ravenna erscheint er im frühen Mittelalter, und selbst auf dem Aventin in Rom gab es einen Ort, der in Blachernis genannt wurde. So trug die Namen geweihter Locale erinnerungsvolle Andacht der Menschen in die Länder fort; eine Kirche in Rom ward in Hierusalem genannt, in Lateranis nannte Karl der Große seinen Palast in Aachen, und das Palatium lebte fort als Pfalz.

Die Inselscholle ist so zwerghaft klein, daß sie eben ausreichte zum Nisten für ein Halcyonenpaar. Eine Nonne bewohnt sie. Die Schwester von Blachernä schmückte eben, am Charfreitagsmorgen, die Pforte ihres kleinen Tempels, und schon hatte sie die alten byzantinischen Heiligenbilder drinnen mit Lorbern frisch umkränzt. Sie selbst, schon alternd, sah nicht ascetisch aus, wie ein Heiligenbild; vielmehr ruhte ein heiteres Genügen auf ihrem milden Angesicht von edelm griechischen Typus. Wie märchenhaft ist das ganze Wesen hier, dies stille Thun der Priesterin, welche Myrtenguirlanden um die Pforte flicht, während die Meereswellen das kleinste aller Eilande umflüstern. Das Wohnhäuschen an der Kapelle hat zwei kleine Räume und ohne ein Obergeschoß. Ein Bänkchen zum Ruhen steht an der Thür. Sogar ein ummauertes Gärtchen, zwei oder drei Schritte im

Geviert, befindet sich neben der Kapelle. Ein Grabstein liegt in ihm mit einem schwarzen Kreuz, darüber eine einsiedlerische Weinrebe rankt. Dem Grabe zu Seiten zwei blühende Levkoienpflanzen, ihm zu Füßen ein Rosmarinbusch und ein Rosenstrauch. Auf dem Stein las ich geschrieben: „ΘΕΟΔΩΤΗΣ ΜΟΝΑΧΗΣ ΕΣΩΘΗ ΤΗΝ ΙΟΥΝΙΟΥ 1863." Hier also liegt die Nonne Theodotis bestattet, und bald wird ihre Nachfolgerin Anastasia ihr zur Seite ruhen. Dies ist der kleinste Friedhof, den ich irgend gesehen habe, und doch hätte er Raum genug für eine Semiramis.

Noch freut sich Anastasia auf ihrem Eiland des Lebensabends. Zwar wenn in Winterstürmen die empörten Wogen zur Kapelle emporschäumen, mag sie sich furchtsam in ihrer Zelle verschließen, aber die stürmischen Tage und Nächte sind hier seltener als die ätherklaren, und dies verlassene Wesen beschirmt, so glaube ich, die Homerische Leukothea. Der Nonne fehlt es auch nicht an lebendigem Verkehr mit der Welt draußen; denn während wir bei ihr waren, kamen zu ihr Mädchen zum Besuch, die von Sanct-Nicolaus übersetzten. Sie flüsterten mit ihr geheimnißvoll, ich glaube von Liebesleid und Lust; die schönen Jungfrauen Korfus beichten wol auf der Inselscholle vor dem einsamen Altar der Madonna in Blachernis und holen sich Trost und Rath von ihrer frommen Priesterin.

Wir riefen das andere Eiland an; der Fährmann dort löste eine Barke, kam und führte uns schnell hinüber, ein grauer Mönch mit verwildertem Bart und und unter buschigen Brauen versunkenen Falkenaugen. Die Klippe Pantokrator (zwei Brüder bewohnen sie) hat etwa 30 Fuß Höhe und 600 Fuß Umfang. Sie ist terrassenförmig mit kleinen Gärten voll Cactus, Rosen, Lorbern und Cypressen geziert. Ueber Stufen steigt man zu einer Plattform, die eine Weinlaube überdacht, und hier steht die gekuppelte Kapelle und vor ihr eine Cisterne. Der jüngere Mönch, ein schöner, stattlicher Mann von stillem Ernst, war eben mit dem Zurüsten von Osterkerzen beschäftigt. Das schwarze lange Gewand, das schwarze Baret auf dunkelbartigem Haupte zeichnet die griechischen Mönche vortheilhaft vor den lateinischen aus. Ich sah oft unter ihnen Menschen von imponirender Würde und athletischer Mannesschönheit; so fanden wir sie im Höhlenkloster des Parnès bei Phyle, wo sie uns frei und stolz entgegentraten, ein jeder ein Modell zu einem Palikarenkapitän.

Der Mönch hier würdigte uns kaum eines Blicks und ließ uns frei gewähren. Ich sah griechische und italienische Inschriften auf den Außenwänden seines Kirchleins, und glaubend, daß sie historische Daten enthielten, las ich sie und erstaunte dann über ihren profansten, modernsten Inhalt. Sie sind höfische Erinnerungen an Besuche fürstlicher Personen, Georg's I. und der Königin Olga, der Großfürsten Alexis und Konstantin, die hier „ein herrliches Symposion" gehalten hatten, des Erzherzogs Rudolf und seiner kaiserlichen Mutter. „Elisabeth von Oesterreich ruhte hier; für sie hauchten die Lüfte milder, und gern bewahrt diese Klippe, die ihr Blumen bot, die Erinnerung an sie. 1861." „Elisabetta d'Austria qui si posando per lei spiraro le aure più miti e lo scoglio che per lei dava fiori ama serbarne memoria." In der That, eine recht artige Inschrift, die ein Troubadour nicht besser hätte verfassen können, und diese Huldigung hat ein Mönch an seine

Kirche geheftet. Die Kaiserin, welche in Korfu die Villa Reale bewohnte, verbrachte manche Stunde hier auf der Inselklippe. Für ernste contemplative Menschen, fato profugi, wäre sie ein rechter Aufenthaltsort. Hier hätte Phranza seine Geschichte der letzten Zeiten des byzantinischen Reiches verfassen sollen; hierher sollte man invalide Staatsmänner verbannen, ihre Memoiren zu schreiben. Der Hauch dieser Meereslüfte würde in ihre Betrachtung der Nichtigkeit der Welt und ihrer eigenen Werke hinüberfließen und sie selbst versöhnlicher stimmen.

Gut, daß die Nonne drüben schon alt ist, sonst würde es hier ein zweites Sestos und Abydos geben, wenn auch ein minder tragisches; denn die beiden Eilande liegen einander noch näher als die Herren- und Fraueninsel im Chiemsee. Pondikonisi, Mäuseinsel, heißt übrigens in Korfu diese Mönchsklippe. Weil sie die Gestalt eines Schiffes hat, weil ihre Plattform von Stein ganz wie das Verdeck eines solchen aussieht, so bezeichnet man sie auch als das von Poseidon versteinerte Phäakenschiff. Wir werden noch eine andere Scholle erblicken, die dafür gilt, aber mit minderm Recht als diese hier, die doch immerhin auf dem Wege nach Ithaka gelegen ist.

Vom Klostereiland kann man zur Nikolaus-Kapelle übersetzen und dann nach Gasturi emporsteigen. Dieser Ort ist durch seine entzückende Lage berühmt. Er senkt sich in eine vom üppigsten Baumwuchs bedeckte Schlucht hinab. Die malerischen weißen Häuser mit kleinen Höfen und Gartenterrassen haben fast überall eine Veranda aus Olivenstämmen. Die Frauen Gasturis gelten als die schönsten der Insel nächst denen von Levkimo. Ihrer viele sahen wir die Felsengassen auf- und absteigen, weißgeschleiert, schwarz oder blau gekleidet, mit goldgestickten Miedern, die Haarzöpfe mit rothem Band durchflochten und turbanartig um den Kopf gewunden.

Um das Wunder des Orts, die große Platane, zu sehen, gingen wir in die Schlucht hinunter, und hier im Labyrinth paradiesischer Gärten irrend, wo Philomele ihre süßesten Lieder sang, erblickten wir eine wahrhaft classische Scene. Im Waldesschatten majestätischer Bäume stand um einen großen gewölbten Brunnen von Stein eine Schar schöngeschmückter Frauen, diese Wasser schöpfend, jene plaudernd, die gefüllten Krüge neben sich, einige sie auf den Köpfen davontragend, andere erst herbeikommend. Die edeln Gestalten in ihren farbigen Gewändern machten, umfaßt vom Dämmerschein verschlungener Baumwipfel, durch welche breite Sonnenlichter auf den Boden fielen, ein Gemälde von so zaubervollem Halbdunkel und so einfach großem Stil, daß es Tizian oder Rubens würde begeistert haben. Hier stand auch ganz nahe die Platane, eine Urgestalt, wol tausendjährig; gen Himmel steigend wie ein Dom, senkte sie aus grünen Laubwolken mythische Stille und Dunkel nieder.

Alle Orte hier in der Nähe, Santi-Deka, Garuna, die Kapelle Kyriaki über der Villa Braila bieten ähnliche Reize wie Gasturi dar und entzückende Aussichtspunkte auf Meer und Land. Wir stiegen wieder aufwärts und kamen an der Volksschule Gasturis vorbei, dem Demotikon Scholeion. Wie anders sieht dies Schulgebäude aus, als unsere luftigen, vielfensterigen Kasernen der Jugend: es ist ein altes schwarzes Haus, seltsamerweise mit einem gothischen Dach versehen, als gehörte deutsche Gothik zum Schulbegriff. Die obern Fenster haben keine

Scheiben, nur hölzerne Läden, die untern Eisengitter, wie Carcer. Ein schöner Knabe, Aristides, sagte uns, daß hier 32 Schüler unterrichtet werden.

Knaben und Frauen führten uns abwärts nach Benizze. Die herrliche Straße schlängelt sich die Küste nieder, durch Olivenhaine. Hohe Myrtenbüsche, Mastix und Arbutus fassen sie ein; die sanften Berghänge bedeckt der Frühling mit rothen Orchideen und goldig gefärbten Margheriten. Schafheerden weiden hier und da; es sind Locale für die Hirtenidyllen des Longus und Theokrit. Nun wird der Blick auf den Sund ganz frei; wir gelangen zum Strande, wo unter Orangengärten in wonniger Einsamkeit die kleine Marine Benizze steht, am Ufer des Sundes, gegenüber der epirotischen Bai Gomenizza, wo einst die Flotte Don Juan's d'Austria sich versammelt hatte. Ein Paar Kähne am Molo, Menschen auf den Steintreppen der Häuser, stumm auf das Meer blickend. Wir fragen nach einem Gastwirth. Ein Mann kommt herab; in seinem Garten stellt er einen Tisch auf, und wir genießen unter Orangenbäumen beim Summen der Bienen unser Mahl, blutdunkeln süßen Wein schlürfend, treffliches Brot essend und Orangen Benizzes, die weit und breit berühmt sind. Nur einen kleinen Zweig bot uns der Wirth, aber an ihm hingen dicht gedrängt sechs dieser köstlichen Goldfrüchte.

Auf dem Strande sind wir weiter gegangen, Sanct-Nikolaus zu erreichen. Bis ins Meer hinein stehen hier die Olivenbäume, die Welle benetzt ihren Fuß. Nach einer halben Stunde dieser schönen Wanderung versperrte uns eine Klippenmasse den Strand; wir kletterten aufwärts durch die Wildniß von Myrten- und Mastixdickicht und verloren uns dann in Weingärten, bis wir auf den Waldpfad gelangten, der längs der Wasserleitung abwärts führt. So stiegen wir nach Sanct-Nikolaus hinunter, um von hier zu jenem Nonneneiland überzufahren, das wir am Charfreitag besucht hatten. Es war heute Ostermontag und ein Fest auf der Herreninsel; denn die Panagia von Virò war dort zu Besuch gekommen. Menschenschwärme bedeckten das Eiland, ringsum viele Barken. Die Madonna wurde eben wieder eingeschifft. Auf der Festbarke stand ein Mann mit einer Fahne, dem Labarum, in der Hand; ein anderer trug das Heiligenbild, und ringsumher saßen Priester. Barken folgten als Geleit. So ruderten sie nach Sanct-Nikolaus hinüber unter Böllerschüssen. Hier ordnete sich die Procession und zog dann längs des Meeres mit wehenden Fahnen und Schleiern feierlich dahin, die Heilige nach Virò zurückzubringen. Wir sahen dies prächtige Schauspiel von der Fraueninsel aus, wo Anastasia, bei jedem Böllerschuß sich bekreuzend und an die Brust schlagend, es mit Andacht betrachtete.

So reich an Uferformen, wie das südöstliche, ist das nordwestliche Gestade der Stadt Korfu nicht, aber es ist eigenartig schön. Dort liegt zunächst der große Hafen. Vom Ufer her beherrscht ihn die Fortezza-Nuova, eine stumpfe Felskuppe, deren Bastionen jetzt unbrauchbar sind. Im Meere verriegelt ihn eine flache Insel, im Alterthum Ptychia, zur Zeit Venedigs Vido genannt von einem Feudalherrn Guido Malipieri. Die Franzosen zerstörten ihre Olivenwälder, um dort Forts anzulegen, und auch diese haben die Engländer gesprengt. Noch bedecken sie als wüste Trümmermassen die kahle Inselscholle. Der prachtvolle Hafen, einer der

schönsten der Levante, harrt des erneuerten Lebens, und dies wird sich einstellen, wenn Griechenland erblüht, wenn es das epirotische Festland in sich aufgenommen und den Isthmus Korinths durchstochen hat. Dann kommt die neue Zeit für Korfu; dann wird es wieder, wie Korkyra, die Königin der Jonischen Meere sein.

Auf dieser Seite stehen die Vorstädte San-Rocco und Manduchio, zu denen man vom Strande selbst oder aus der Stadt durch die Porta Reale gelangt, die ins innere Land führt. Korfu hatte einst vier Stadtthore, welche der angiovinischen Eintheilung der Insel in die vier Districte entsprachen: Mezo mit der Hauptstadt, Agirù mit Angelocastron, Oros mit Kasopo und Alefkimo mit Gardichi. Die Stadtthore sind mit den Mauern und Bastionen gefallen, bis auf jene alte hochgewölbte Porta Reale, an der noch das Wappen Venedigs zu sehen ist.

Nahe bei San-Rocco steht ein Kloster mit hohem Glockenthurm, Platiterrä genannt, ein kleines, innen reich geschmücktes Gebäude, merkwürdig durch die Gruftkapelle der Kapodistrias. Vor kurzem stand ich zu Nauplia vor der Kirche, wo der unglückliche erste Präsident Griechenlands ermordet worden war, jetzt blickte ich mit Antheil auf sein Grab. Ein grauer Marmorstein bedeckt es, und nichts steht darauf geschrieben als die Worte: „I. ΚΑΠΟΔΙΣΤΡΙΑΣ ΚΥΒΕΡΝΗΤΗΣ ΤΗΣ ΗΛΛΑΔΟΣ." Der Titel reicht hin zur Unsterblichkeit. Das andere volle Urtheil der Geschichte über diesen Mann ist noch nicht spruchreif. Wir haben Lobschriften auf ihn von seinen Anhängern und sein gehässiges Porträt von einem unberufenen Deutschen. Mit Recht verdammt Warsberg die inhumane Biographie des Kapodistrias von Mendelssohn-Bartholdy, dem talentvollen Sohne des berühmten Componisten, und mit Recht hält er ihr die Urtheile des Grafen Prokesch entgegen. Mendelssohn war noch sehr jung, als er diese Schrift verfaßte; sie trägt den Stempel jener craß absprechenden Juvenilität, welche deutschen Gelehrten oft bis weit über ihre literarischen Anfänge hinaus eigen zu sein pflegt. Wer kann sich einbilden, daß Kapodistrias, ein genialer, im Privatleben tadelloser Mann, mäßig, einfach, rastlos arbeitend, einsam wie er war, nichts im Sinne hatte als die Knechtung Griechenlands unter Rußland? Er irrte und scheiterte in seiner Aufgabe, ein Chaos zu ordnen. Aber sein Vaterland hat er sicherlich geliebt, wie Pasquale Paoli das seinige. Es ist kein Wohlgefühl, was man an seinem Grabe empfindet, es ist Misgefühl. Sein Nachruhm ist von Zweifeln getrübt, sein Werk durch den Fluch der Diplomatie verkümmert worden. Wie viel glücklicher hat sich das kleine Belgien unter einer fremden Dynastie entwickelt; wie beneidenswerth war Cavour und ist Italien. Selbst das unauflösbar scheinende Problem, welches in Rom begriffen liegt, wurde diesem durch die Zustimmung Europas hinweggeräumt. Was Rom für Italien, das ist für Hellas Byzanz. Der Instinct der Hetärie sah das Ziel der Wiedergeburt Griechenlands richtig dort. Aber das byzantinische Problem ist die furchtbare slawische und die europäische Weltfrage, woran Hellas zu Grunde geht. Die naturgemäße Hauptstadt eines lebensfähigen Griechenlands ist Konstantinopel allein, und Athen nur ein heiliges Ilium, ein antiquarischer Begriff und ein nationaler Nothbehelf.

Es sieht fast wie Ironie aus, wenn ich vom Grabe des Kapodistrias unmittelbar zu dem Friedhofe der Juden hinübergehe — aber da liegt er ganz nahe, auf

einem großen ummauerten Hügel unter dem Fort Abramo. Im Schoße Abraham's ruhen also hier wirklich die Juden. Fürwahr, nirgends sonst in der Welt sind sie glücklicher als in Korfu. Cypressen stehen auf dem Hügel; hohes, wehendes Gras bedeckt ihn, woraus weiße Leichensteine ragen. „In Gras und Blumen" scheinen die Kinder Israel gern zu liegen; denn auch im Circus Maximus Roms ist ihr Friedhof so mit langhalmigem Gras über und über zugedeckt.

Wir sind nahe bei Manduchio, einer langen Vorstadt am Meere, welche von Schiffern bewohnt ist. Hier hatten die vor Ali-Pascha flüchtigen Pargioten gastliche Aufnahme gefunden; wir sahen die Häuserreihe, die ihnen eingeräumt worden war. Manduchio steigt zu den Hügeln des Mont-Oliveto auf, wo schöne Gärten und Landhäuser stehen; dann geht die Straße abwärts, und vor den Blicken entfaltet sich eine weite, wundervolle Meerlandschaft, eine Tiefebene, die der Fluß Potamo durchströmt. Die hohe Bergwand des Pantokrator oder Salvator gibt ihr den prächtigsten Abschluß. Sie lagert sich quer über die Insel und trennt ihr nördliches Gebiet, Oros, von den andern Districten. Man hält den Salvator für den antiken Isthone, worauf die vertriebene Aristokratenpartei Korkyras, deren tragische Schicksale Thucydides erzählt, sich verschanzt hatte. Doch mit gleichem Rechte kann auch der Berg Santi-Deka dafür gelten.

Auf Korfu überrascht nicht wenig der Anblick eines Flusses, dessen Wassermenge mit den Naturbedingungen der Insel im Misverhältniß erscheint. Der Potamo ist ihr größester Fluß neben dem von Messongi, hier so breit wie der Anio bei Rom, doch minder lebhaft. Eine steinerne Brücke von nur einem Bogen führt über ihn, ein Werk der Venetianer, erbaut im Jahre 1787 vom Provveditor Enrico Erizzo, wie die Inschrift meldet. Der Fluß kommt durch schöne Wiesen daher, an einem Höhenzuge, worauf der Ort Potamo liegt, dessen hoher Kirchthum die Landschaft überragt. Wenige Minuten unterhalb der Brücke ergießt er sich auf einem angeschwemmten Ufer ins Meer. Hier hatten die Türken im Jahre 1716 ihr Lager aufgeschlagen.

Und hier ist auch die Stelle, wo wir Odysseus in dem sanft wallenden Strome sich retten sehen, wo er im nahen Oleasterdickicht in Schlaf sinkt, und dann, vom Geschrei der ballspielenden Mädchen erweckt, wie ein schwarzgemähnter Berglöwe sich erhebt und vor Nausikaa tritt. Nichts hat mir in Korfu solche Freude gemacht, als diese Landschaft zu sehen, auf welche die bezaubernste Dichtung aller Zeiten, die Nausikaaepisode, verlegt wird. Der Genosse der achäischen Heroen, der Freund der Göttin Athene, der Held, welcher Ilium erobert hat, wird plötzlich als Schiffbrüchiger, einem schrecklichen Wilden ähnlich, nackt unter eine Schar holdester Jungfrauen versetzt. Aller Heldenherrlichkeit ist er entkleidet, in das Heroenthum der Natur allein, seiner eigenen und der Seele Nausikaa's, ist die Lösung des großen Schicksals gelegt. Die hohe Einfalt dieser Scene mit ihren Contrasten ist der Gipfelpunkt der naiven Poesie der Alten, und doch dämmert schon in Nausikaa die Seelenhaftigkeit moderner Gefühlsweise leise auf. Drei Frauengestalten der antiken Dichtung stehen auf dieser physiognomischen Grenze: Nausikaa, Antigone und Iphigenia.

An der Brücke des Potamo stellte ich mir vor, wie unhaltbar die Wolf'sche

Theorie über den Ursprung der Homerischen Gedichte ist, wenigstens was die Odyssee betrifft. Die Einheit ihres Planes und dessen wundervolle Durchführung fordert auch die Einheit des Dichtergenies; aber die höhere Menschlichkeit der Odyssee nöthigt zu der Annahme, daß ihr Dichter viel später lebte als der Sänger der achilleischen Ilias. Die landschaftliche Scenerie am Potamo entspricht in ihrer heroischen Größe vollkommen der Homerischen Handlung: ein sanfter Strom durch Wiesengründe wallend zum Meere, dunkelbebuschte Hügel nicht weit vom Fluß, im Hintergrunde das Gebirge in erhabenen Massen über der Flut gelagert. Es ist nichts lyrisch und romantisch hier wie am See Kalichiopulo, alles weit, groß und stilvoll, ein Heldenepos der Natur. Diese Meerlandschaft, die schönste, die ich in Korfu sah, möchte ich gemalt sehen von einem Künstler großen Formgefühls, wie Claude und Poussin.

Von der Brücke sind wir landein, 16 Millien weit, nach Paläocastrizza gefahren, durch Thalgründe und über Höhen auf tadelloser Fahrstraße. Das Straßennetz, welches die ganze Insel durchzieht, ist das schönste Denkmal, das sich die Engländer mit echtem Römersinn in Korfu gesetzt haben. Leider sah ich manche Wegstrecke schon in Verfall. Wir kamen an einer Landwirthschaft der Familie Kapodistrias vorüber und sahen rechts daneben den schönen, waldumkränzten Golf Govino, wo die alten Arsenale der Venetianer in Trümmer sinken; denn dort befand sich einst die Station für ihre Kriegsgaleren.

Auf den Abhängen des Salvator zeigen sich die Ortschaften Ipso, Korakiana, Spartilla und Skriperò. Dann nehmen uns Olivenwälder in ihre Schatten auf. Es sind wirkliche Wälder. Nirgends scheiden Grenzen das Eigenthum, außer daß hier und da besonders vornehme Bäume eine Marke in Ziffern tragen. Wie viele Erben mögen wol der Reihe nach solch einen ehrwürdigen Baum besessen haben. Mancher zählt mehr Jubiläen als Reiche und Dynastien; mancher hat noch die Lanzen der Byzantiner und Normannen an diesen Küsten blitzen gesehen. Erst in Korfu habe ich die Naturpracht des Oelbaumes kennen gelernt. Er wächst hier völlig frei in die Luft empor, bis zu 60 Fuß Höhe. Der Stamm zerspaltet sich immer, selbst bei jungen Bäumen. Dann nimmt er die bizarrsten Formen an; er wird ein laokoontisches Wurzelgeflecht, das nach oben strebt; wie ein Schlangenknäuel, ein riesiger Polyp, windet sich das Geäst drachenförmig umher, grau, geschuppt, porig wie Schwämme. Der Stamm klafft zu gothischen, zu byzantinischen Pforten und Fenstern auseinander, durch welche das blaue Meer scheint. Bald sind es Laubaltane, hangend auf gewundenen Säulen, wie jene unter dem Baldachin des Sanct-Peter in Rom. Oelbaum und Cypresse sind die Herrscher im Reiche der Vegetation dieser Insel, wie in Attika Oelbaum und Pinie. Oft sah ich wilde Cypressenfamilien an einsamen Orten aufgeschossen, um die alte königliche Mutter junge Wildlinge. Nichts Lieblicheres, als solch ein nymphenhaft zartes Cypressenkind. Es ist begreiflich, daß auf diesen Küsten noch der Glaube an die Dryaden fortlebt.

Die Olivencultur ist jetzt in Korfu mehr entwickelt, weil die bäuerlichen Eigenthumsverhältnisse sich verbessert haben. Man umgräbt die Bäume, wie in Attika. Die Frucht fällt von selbst herab und wird vom December bis zum Juni gesammelt.

Eine Stunde lang sind wir durch öde Heiden gefahren und auch an einem kleinen Landsee vorübergekommen. Alles ist still und starr, je höher man in das Berggebiet gelangt. Selten sieht man Menschen auf den Feldern, selten Bauern, welche, quer auf dem Esel sitzend, die Straße herabkommen, in der Tracht der Inselgriechen, mit blauen Pluderhosen und dem rothen Gürtel, einen Strohhut oder Fes auf dem Kopfe. In den Bergschluchten haust der Schakal, aber nur nachts wagt sich das furchtsame Thier aus seinem Versteck.

Hoch über den Hängen eines grauen Berges steht der weiße Ort Lakones und weiterhin Makradis. Die Dörfer Korfus sind, aus Furcht vor den Meerpiraten, meist auf Bergen gebaut. Jetzt wird das Jonische Meer tief unten sichtbar; in wechselnden Scenen strahlt es aus Felsenbuchten von oft wildester Form hervor, mit engen, schneeweißen Strandsäumen, von rothen Klippen umstarrt. Reihen von Caps schieben sich in die Flut und in ihr stehen zersprengte Riffe. Keine menschliche Gestalt belebt diese großartigen verlassenen Ufer; ihr Schweigen durchbricht nur das harfenstimmige Geschrei der wilden Glari oder Möven, die rastlos über den blauen Fluten flattern. Es ist eine schiffbrüchige, Homerische Einsamkeit hier. Die ganze Küste Korfus am Jonischen Meere ist hafenlos, bis auf den Strand Timone.

Wir gelangen an den Fuß eines Vorgebirges, welches sich in breiten Massen in die Wellen hineinlagert, das antike Cap Phalakron, im Mittelalter Hagios Angelos genannt. Daneben zerklüftete Berge, grau und verwittert, auf dem höchsten Gipfel stehen zerfallene Mauern alter Castelle, eine minder steile Bergkuppe krönt ein Kloster. Wir sind in Paläocastrizza. Der Wagen bleibt an der Felsenbucht und wir steigen aufwärts zum Kloster. Cypressen, Oliven, Arbutus und Ericabäume, hohe Euphorbien, Salbeisträucher mit großen gelben Blüten, Lentiscus und Myrten umwildern die in Terrassen bebauten Felsen, und großartige Blicke öffnen sich auf die klippenumstarrten Buchten und das weite Meer tief unten, das von keinem Segel belebt ist. Es ist ein Gemälde, ähnlich jenem am fernen Cap der Circe in Latium.

Vor dem Portal des Klosters, worauf ein Heiligenbild befestigt ist, mit der Inschrift: „Η Κυρια η Πορταιτισσα", sitzt der Igumenos mit einer Schar schwarzer Mönche, mit orientalischer Gleichgültigkeit uns entgegensehend und so auch empfangend. Wir treten in die Kirche, die leer und dürftig aussieht. Säulenartige Osterkerzen sind in ihr aufgestellt. Zellen labyrinthischer Anlage auf Terrassen mit Fruchtbäumen bilden die Wohnungen der Mönche. Nichts Wilderes sah ich noch in Korfu, als dies Paläocastrizza: es ist ein Ort für Shelley's Alastor, den Geist der Einsamkeit. Vielleicht wirkt die feierlich erhabene Natur auf das Gemüth der Mönche ein, die hier hausen. Sie erschienen uns verschlossen wie Trappisten. Es wunderte mich, daß sie der Nachtigall, deren Lied von unten herauf aus Myrtengebüschen erscholl, nicht zuriefen, daß sie schweigen solle. Dies Kloster ist eins der wenigen, welche die Engländer nicht aufgehoben haben. Das größeste überhaupt auf den Jonischen Inseln ist heute San-Gerasimo in Kephalonia.

Nahe hier liegen auf dem Cap Hagios Angelos die Trümmer der einst gewaltigen Feste Angelocastron. Diese Engelsburg, welche Marmora dem Kaiser Michael Komnenos, andere dem Despoten Michael Angelos von Epirus zuschreiben,

war lange Zeit das Haupt des Districts Agirù. Die Saracenen zerstörten die Stadt, aber die Burg dauerte fort. Ein ganzes Jahr lang belagerten sie die Venetianer, nachdem sie Korfu übernommen hatten. Sie verfiel in unbekannter Zeit.

Der Anblick dieser Trümmer ruft die Epoche des lateinischen Feudalismus ins Gedächtniß zurück. In Griechenland haben ihn die Türken gründlich ausgetilgt. Es gibt dort keinen Adel mehr, nur auf den Jonischen Inseln hat das abendländische Feudalwesen fortgedauert. Venedig fand Korfu, schon von den Anjous her, in Baronien getheilt und einen alten Adel vor, dessen angesehenste Häupter die Goth, die Aleman und Kavasilas waren. Dann verdrängten venetianische Geschlechter, die Tron, Duodo, Barbaro, Malipieri, Cornaro, jene Familien. Im 17. Jahrhundert war die Insel in 14 Lehen getheilt. Schwer hat das Regiment der venetianischen Aristokratie auf dem Landvolke gelastet, aber doch niemals so schwer als in Kreta; auch blieb der Insel Korfu, unter dem Schutze der Republik, das schreckliche Los erspart, welches die Türken den hellenischen Ländern bereitet haben. Darum ist sie noch heute ein blühender Fruchtgarten. Die Regierung Venedigs war weise und schonend; und erst die Erschlaffung der alternden Republik verdarb hier die Justiz und alle andern Verhältnisse. Dann ist auch über Korfu die Französische Revolution dahergefahren und hat aus ihrem Triptolemoswagen die Saat neuer Ideen ausgestreut. Das Baronalsystem kam zum Fall; durch Ablösung der Feudallasten wurde die Gründung eines besitzenden Bauernstandes angebahnt.

Heimkehrend besuchten wir das Dorf Potamo. Es ist, wie Europulos in seiner Nähe, hoch und schön gelegen und im Laub der Gärten begraben. Die Häuser haben meist Hallen mit weißen Säulen oder Pilastern, nach italienischer Art. Mir fiel die Sauberkeit dieser Ortschaft auf; aber alle Dörfer sind reinlich, welche Gartenbau betreiben und keine andere Viehzucht haben als die der Schafe und Ziegen. Potamo lag unter dem Druck der Langweile des Ostersonntags; es war festlich öde; wenige Knaben spielten Ball im Schatten der Olivenbäume. In der Kaffeeschenke saßen Menschen stumm und regungslos. Ein alter Mann trat herein, setzte sich schweigend nieder und forderte nichts. Auf meine leise Frage an den Wirth, ob ich dem anscheinend Armen eine Erfrischung darbieten dürfe, bejahte er das, und ich ließ ihm Kaffee reichen. Der Alte erhob sich freudig überrascht von dieser Aufmerksamkeit, trat auf uns zu und dankte für die kleine Gabe mit dem würdevollsten Anstand. Glücklicher Süden und Orient, wo die Natur auch den ärmsten Menschen wohlgeboren macht. Mancher Hochwohl- und Hochgeborene bei uns ist minder wohlgeboren durch sie als der Sauhirt Eumäos im Homer. Alles muß der Mensch des Nordens mühsam lernen und erringen; das Höchste, wozu er sich zu bringen hat, die Natur, ist Product der Schule der Reflexion. Es fiel mir bei der Betrachtung der Art dieses wohlgeborenen Armen ein, daß Homer deshalb das Nationalgedicht der Griechen ist, weil er ihre Natur ganz wiedergibt, das göttlich Geschenkte in ihr, den angeborenen Adel, die Anmuth, den Anstand, die demokratisch-gesellige Gleichheit der Griechenmenschen. Darum ist man beim Homer immer in der besten Gesellschaft; darum darf er allen Personen die edelsten Prädicate geben: „wohlgeboren, heilig, herrlich, edel, erhaben, göttergleich."

Wie schön wäre es zu wandern auf dem Rande des belaubten Bergthales um Potamo und Europulos. Ich erinnerte mich hier lebhaft an Vescovato in Corsica; dort freilich sind die Landschaften von Kastanienbäumen, hier von Olivenbäumen bedeckt. Häckel hat in einer lesenswerthen Skizze über Korfu sich verwundert, daß so wenig Maler hierher und nach Corsica reisen. Schade darum. Aber Reisen kostet Geld, und beide Inseln liegen weitab von der Straße des kaufenden Publikums und seinem Modebedürfnisse hergebrachter Veduten. Corsica lohnt überall die Mühe des Künstlers; es ist großartiger und reicher an Naturschönheiten als Korfu; auch mit dem Juwel aller Naturplastik, mit Capri, kann sich Korfu nicht messen. Ich habe dies schöne Phäakeneiland gerade in Bezug auf die Aufgabe des Künstlers betrachtet und komme zum Schluß, daß es doch mehr für die Phantasie des Dichters ist als des Malers. Die Vegetation ist hier zu üppig; Oelwälder umhüllen den plastischen Leib der Insel von Kopf bis zu Fuß. Die malerisch ragende Pinie fehlt. Es fehlt die Ruine des Alterthums und des Mittelalters, welche der italienischen Landschaft ein so zaubervoll wirkendes geschichtliches Leben gibt. Aber was könnte nicht ein Künstler von großem Sinn schaffen, malte er hier die Marinen und Golfe, die warmtönigen Buchten am Felsenstrande, die bacchantischen Hügel und idyllischen Thäler, und die einzig große, heroische Scenerie des Sundes von Epirus. Nicht die Formenplastik ist es hier, woran er seine Meisterschaft zu bewähren hätte, sondern die allumathmende ambrosische Luft und Farbenharmonie. Wer nicht den Aether Joniens im künstlerischen Gefühl hat, darf hier keinen Strich versuchen. Das Licht ist die Götterweihe dieser seligen Natur. Es ist dieselbe zauberische Beleuchtung, in der für uns die Gestalten der antiken Götter- und Menschenwelt dastehen. Sie alle sind vom Aetherglanz umflossen.

Wir sind noch mehrmals quer durch die Insel nach dem ionischen Küstenlande gefahren. Schön ist dort Peleka. Man gelangt dahin durch ein blühendes Hügelvorland, worauf die Orte Grabatadis, Viro und Castellani stehen. Hoch an Felsen, mit zerrissenen Gassen auf nacktem Gestein, liegt Peleka, als Ort reizlos außer seiner Lage. Das Wesen der korfiotischen Dörfer, in denen nirgends ein monumentales Gebäude hervortritt, hat nichts von der phantasiedurchdrungenen Bauart des italienischen Mittelalters. Die Baronalschlösser fehlen, selbst die Kirchen sind unansehnlich, und oft nur durch den Glockenstuhl von den Wohnhäusern unterschieden.

Kinder tanzten um uns her, Blumen darbietend, nicht bettelhaft, nur scherzend. Statt Kyrie (Herr) sagten sie auf türkisch Efendi, was sie wol von den Albanesen gelernt haben. Sie führten uns zur Felsenhöhe, wo sich Kalksteinmassen obeliskenartig aufgethürmt haben, während die üppigste Flora ihre Flanken bedeckt. Dort saßen Frauen, Schafe hütend. Der Blick von hier umfaßt den ganzen Inselrücken von Meer zu Meer. Korfu und seine Vorstädte zeigen sich auf gehobenem Küstensaum, und darüber hin glänzt der Kanal aus seinem Rahmen, den Gebirgen der Chimarra und des Pindus. Auch der blitzende Spiegel Diana's, der See Kalichiopulo, liegt in seinen Ufern vor den Blicken da. Nordwärts umfassen Berge ein langes, weites Hochthal, das von Ropa; es grünt von Saaten, weiße Straßen ziehen an

seinem Rande zu Ortschaften hin, und hier und da schimmert vom Abendlicht ein Sumpf, wie in der Ebene Marathons. Darüber hinaus entfaltet sich der Salvator in seiner vollen Majestät. An der andern Seite tief unten das Jonische Meer, in welches kühn geschwungene Caps niedersteigen.

Auf der Heimfahrt begegneten wir vielen Landleuten, die mit Brot belastete Esel vor sich hertrieben. Alle sahen sauber und civilisirt aus. Ein stattlicher Mann hatte vor sich auf dem Pferde ein verhülltes Weib, das einer Türkin glich. Mädchen am Wege schlugen sittsam die Blicke zu Boden und sahen nimmer auf, wenn Wanderer vorüberkamen. Die Tracht ist hier in der Regel blau von Farbe. Weite gelbe Tücher umrahmen geheimnißvoll den Kopf, und werden auf türkisch über den Mund gezogen.

Auf derselben Westseite der Insel ist auch San-Teodoro sehenswerth, wohin uns der deutsche Consul und seine Gemahlin zu führen die Güte hatten. Herr Fels ist seit lange in Korfu angesessen und angesehener Chef eines Handelshauses von großer Wirksamkeit. Er ist Lindauer von Geburt; die heiße Sommerzeit bringt er, statt in seinem schönen Hause unweit des Palastes Kapodistrias, in seiner fernen Villa am vergißmeinnichtblonden „Schwäbischen Meere" zu. Der freundliche Zufall fügte es, daß wir uns eine Woche später in Gesellschaft dieser liebenswürdigen Landsleute in Korfu heimwärts einschifften.

Wir kamen erst an einem großen Gebäude vorbei, worin die Engländer eine agrarische Schule angelegt hatten: es ist ein schlimmes Zeichen, daß sie eingegangen ist, wie jene Ackerbauschule des Grafen Kapodistrias in Tyrinth. Wir sahen auch auf unserm Wege die Quelle Kressida, und manches freundliche Dorf auf den Hügeln, wie Chimarra, Kalafationis, Sinaradis, Kuramadis und die beiden Garuna an der Bergkuppel der heiligen Zehn. San-Teodoro besteht nur aus ein paar Häusern und einer Kirche, auf luftiger, weit überschauender Höhe. Ein ganz engländisch aussehender alter Korfiote empfing uns dort in seiner einfachen Villa und führte uns zu der Stelle, wo beide Meere sichtbar sind und sich das Panorama Pellicas wiederholt.

Der Halbengländer war eben erst in sein Landhaus heraufgezogen, auf welchem in großen Lettern Villa Psorulla geschrieben steht. Er nöthigte uns gastlich einzutreten. Seine Gattin, eine Griechin von Leukadia, richtete eben die Zimmer ein. An den Wänden hingen hier Porträts französischer Generale aus dem italienischen Kriege von 1859, dann das Bildniß Cavour's, und ein grell gemaltes des Lord-Obercommissars Sir Frederick Adams mit zinnoberrothem Gesicht, vielen Orden und Schleifen auf der tapfern Brust. Psorulla war und ist noch ein Schneider und unter dem englischen Protectorat reich geworden. Er besitzt noch eine zweite Villa unten, worin der österreichische Consul übersommert, und ein schönes Haus in Castradis, welches auch zinnoberroth angestrichen ist wie das Gesicht des Sir Frederick. Es macht ihm Ehre, daß er sich seines Metiers nicht überhoben hat, vielmehr hat er sich zum Hofschneider des Königs Georgios I. ernennen lassen. „Fünfundfunfzig Jahre mußte ich arbeiten, um auf diese Höhe zu kommen; zur Zeit der Engländer verdiente ich 5 Pfd. täglich, heute nicht mehr 5 Frs. Aber auch wenn man erworben hat, soll man nicht aufhören zu arbeiten." So sagte

dieser Weise, indem er uns mit den Manieren eines perfecten Gentleman nöthigte, das vortreffliche Bier zu trinken, welches er uns einschenkte. Seine Kleidung und Art waren ganz die eines Engländers, und mit mehr Recht als der Goethe'sche Wilhelm Meister konnte er einen Lord vorstellen. Ich betrachtete diese korfiotische Charakterfigur mit Aufmerksamkeit, als das geschichtliche Product des englischen Protectorats, als Personification des Wohlstandes, welches Jonien unter ihm genossen hat. Wenn sein Bildniß auf die Nachwelt käme, so würde man es später in London zeigen und als Demonstration darunter schreiben: „Naturwahres Conterfei eines Joniers, wie er in der Zeit der beglückenden Regierung Englands ausgesehen hat."

Wenn England viele solcher species by means of natural selection, namentlich im ionischen Parlament selbst, zu Stande gebracht hätte, so besäße es die sieben Inseln noch heute; denn nicht sentimentale Großmuth, sondern die einstimmige, patriotische Forderung jenes Parlaments am 5. Oct. 1863 und die Achtung vor dem Urtheil Europas zwang die englische Regierung, die Schlüssel der Levante an Hellas auszuliefern. Würde England das gethan haben, wenn es den nahen Losbruch der orientalischen Krisis geahnt hätte? Welche unermeßlich wichtige, gewaltige Station wäre nicht heute Korfu im Besitz einer Weltmacht wie England! Es ehrt die Jonier, daß sie die Fleischtöpfe Britanniens hingegeben haben für die Spartanersuppe Griechenlands. Non de solo pane vivit homo. Im übrigen ist die Geschichte der Siebeninseln unter dem englischen Protectorat ein ehrenvolles Blatt in den Annalen der großen Weltmacht, und diese Fremdherrschaft war die wohlthätigste, humanste, welche griechische Länder seit Aemilius Paulus erfahren haben. Der Titel eines Lord-Obercommissars auf Korfu dünkt mir beneidenswerther als der eines Vicekönigs von Indien. Es führten ihn folgende Männer: der harte, eigenwillige Lord Maitland bis 1824, Sir Frederick Adams von 1824 bis 1832, der Erbauer des Casino und des Aquäducts von Benizze; der liberale Lord Nugent bis 1835; Sir Howard Douglas bis 1841; Mackenzie bis 1843; Lord Seaton bis 1849; Sir Henry Ward bis 1855; Sir John Joung bis 1859; Gladstone interimistisch, und endlich Sir Henry Knight Storks von 1859—64. Es ist zu bedauern, daß die bleibenden Wohlthaten des Protectorats durch einiges getrübt worden sind, was bittere Empfindungen bei den Joniern zurückgelassen hat; ich meine die durch Maitland aufgezwungene engherzige Verfassung, dann die Auslieferung Pargas an Ali-Pascha, die Niederhaltung des ionischen Patriotismus im griechischen Befreiungskriege, und schließlich beim Abzug der Engländer die Neutralisirung, die Zerstörung der mit ionischem Gelde gebauten Festungen, und die Pensionen für die englischen Beamten. „Was it necessary, that the burden of their recompense should be thrown by millionaire England upon bankrupt Greece?" So fragt Kirkwall, und derselbe englische Schriftsteller behauptet, daß seine Regierung für die Inseln noch viel mehr hätte thun können, als sie gethan hat. In Athen, so sagt er, welches doch ganz neu ist, sei das Erziehungswesen besser eingerichtet als auf den Jonischen Inseln, welche England 50 Jahre lang regiert hat. Doch darüber steht mir kein Urtheil zu.

Unsern Abschied von Korfu nahmen wir auf einer Fahrt am 5. Mai, dem Fest Sanct-Georg's, nachdem uns Kanonenschüsse zu Ehren des königlichen Namensvetters dieses heiligen Drachentödters geweckt hatten. Einen Blick auf die Landschaft Oros, den Norden der Insel, wollten wir scheidend mit uns nehmen, und Herr Romano hatte die Liebenswürdigkeit, uns dorthin zu geleiten. Wir nahmen den Weg nach Paläocastrizza bis zum Landhause ai dottori, wo die Verschwörung der unglücklichen Brüder Bandiera soll geplant worden sein. Der Morgenhimmel Joniens war vom reinsten Blau, so diaphan, daß ein antik geübtes Auge die alten Götter darin sehen konnte, wenigstens so deutlich wie hinter dem Gazevorhang in Gluck's „Orpheus und Eurydice". Nur Poseidon fehlte, weil er, wie ich glaube, wegen des Sanct-Georgsfestes zu den langlebigen Aethiopern verreist war. Die Oelbäume, unsere alten ehrwürdigen Freunde, grüßten uns noch festlich zum Abschied von Berg und Thal. Nie vergesse ich euch, heilige Olivenwipfel, und nie die Eleusinischen Mysterien einer Waldnachtweihe!

Vor uns lag das Gebirge Pantaleone oder Panteleimon, ein Zweig des Salvator, und auf seinem Abhange machten wir in Skripero halt, einem ansehnlichen Bergdorfe unter weißlichgrauen Felsenmassen. Das Volk hatte wieder phäakischen Feiertag, den vierten in der Reihe. Männer und Frauen, die hier der Rede Antwort gaben, saßen müßig vor den Thüren. Die Frauen alle trugen die Mersa, den Kopfputz der mit Band durchflochtenen Zöpfe, worüber das weiße Schleiertuch herabfällt. Das kurze Mieder, worin die Brüste frei ruhen, vom schneeweißen Tuch bedeckt, der dunkle Rock mit rothem Saum, erinnerten mich an die Costüme Soras und Pontecorvos. Nur ist hier alles phantastischer. Die Tracht scheint albanesisch zu sein, wie es sicher die Schnabelschuhe mit rothen Quasten sind. Das Bergvolk hier, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, lebt meist von Maisbrot, welches hart und schwer ist. Doch fanden wir in Skripero gutes Weizenbrot aus dem nahen Korakiana, wo die besten Bäcker Korfus zu Hause sind. Korakiana heißt Rabendorf, von Korax. Viele Orte, die wir ringsum sahen, Dukadis, Liapadis, Gardeladis, sind von Familien genannt, welche clanartige Stämme bilden. Dukadis ist der Plural von Duka, und fast alle Menschen dort heißen so. Liapis ist der Albanese von Epirus; der Name deutet also doch wol auf epirotische Einwanderung.

Prachtvolle Blicke auf dies paradiesische Stück Erde und seine Meere öffnen sich, wenn man die gewundene Fahrstraße zwischen Felsen und Oelwald aufwärts zum Paß Panteleimon steigt. Der Bergrücken riegelt die Insel ab; daß hinter ihm noch ein großes Küstengebiet, ein vom übrigen Korfu abgetrenntes neues, fremdes Zauberland verborgen liegt, ahnt nicht, wer unten ist. Als wir nun den Paß erreichten, jubelten wir vor Ueberraschung auf. Ich empfand hier genau, was ich einst empfunden hatte, als ich auf jenem Bergpaß in Corsica stand, wo in Meeresfernen zuerst Sardinien sichtbar wird. Wie mächtig muß die Empfindung gewesen sein, welche einst die Seele des Vasco Nuñez de Balboa erfüllte, als er vom Paß in Darien plötzlich die Küsten des Stillen Oceans erblickte; daran dachte ich hier, weil von der Kindheit her dieser Zug des Nuñez mein Lieblingsstück unter allen Geschichten der Conquistadores geblieben ist.

Auf öden Felsen sitzend, an einer altersgrauen Kapelle, blickten wir hinab auf das farbenglühende Gemälde unter uns, auf eine zum Meere absinkende große Landschaft mit schwellenden Hügeln, welche Dörfer krönen, auf grüne Fluren, reich an Oliven und Weincultur, auf sanfte Ebenen, welche weiße Straßen durchziehen, auf geheimnißvolle Küsten und stille Ufersäume, und die weite, schrankenlose See. In ihr, dem Inselrande nahe, und doch fern genug, um der Phantasie Raum zu geben, ruhen zauberisch vier kleine Eilande, vom Purpurlicht des Meeres gleich Chrysolithen blitzend, phantastische Erscheinungen, wie aus der Märchenwelt. Welche Wesen bewohnen sie? Haben sie die Natur Ariel's? Was empfinden, was treiben sie in dieser lichtumflossenen Einsamkeit der Flut? Rechts hin über dem Meere stehen ernst und riesengroß die akrokeraunischen Berge des Festlandes.

Dies Gemälde ist so schön und so luftig zart, daß man fürchten möchte, es unter dem Anschauen zerrinnen zu sehen, wie die Phantasmagorie Prospero's, die als „leeres Schaugepräng" erblaßt. Ich drückte es tief in meine Erinnerung ein: es war mein Abschied von Griechenland: ich will es mir wieder hervorzaubern, wenn mich der gestaltlose Nebel des Nordens umfängt.

Die geheimnißvollen Eilande drüben — wie schade, daß sie Namen haben, sie sollten immer namenlos bleiben — sind die Tetranisia der Alten, und Othonische Inseln nennt sie Prokopius. (Nun ist ihr Zauber durch diese gelehrsame Bemerkung schon zerstört.) Salmatraki, Diapulo, Othonus und Erikusi nennt man sie heute. Von ihnen ist Othonus (oder Fano) bewohnt, nicht von den luftigen Geistern Ariel's, sondern von armen, hart ums Leben kämpfenden Fischern, die dort eine kleine Marine haben. Weil man zur Homerischen Scheria auch die Insel der Kalypso in diesen Meeren suchte, so hat man Othonus dazu gemacht; ganz widersinnig, da doch Odysseus 17 Tage zur Fahrt von jenem Eiland der Kalypso zu den Phäaken gebraucht hat. Dem Prokop wurde Othonus so bezeichnet. Zwischen dieser Felseninsel und Diapulo steht eine weiße Meerklippe, die aus der Ferne ganz und gar einem Segelschiff gleichsieht. In der That hielt sie mein Bruder dafür; und dies ist das fabelhafte Riff, welches auch als das versteinerte Phäakenschiff gilt. Prokopius erzählt, daß er in Casiope, welches noch zu seiner Zeit dort unten am Strande dauerte, ein marmornes Schiff gesehen habe, das als das versteinerte Phäakenschiff ausgegeben wurde; aber er war klug genug, es für ein Weihschiff des Jupiter Casius zu halten.

Die Straße herab kam eine Schar weißgeschleierter Mädchen, die eine Heerde Schafe nach Castellanus trieben. Da wir schon solche Begleiterinnen bei uns hatten, arme Kinder und Mädchen, die uns gefolgt waren, und da auch jene andern sich bald zu uns gesellten, um ein kleines Geschenk zu empfangen, so machten diese Gruppen in ihrer phantastischen Gewandung ein prachtvolles Bild auf dem wilden Felsenrande des Bergpasses. Die Mädchen trieben die Heerde weiter, und sie verschwanden bald auf dem breiten Fahrwege hinter Felsvorsprüngen. Zwei Straßen führen dort unten zu den Ortschaften Castellanus, Valagno, Agro, Chorepiscopus, Spagus (εἰς τοὺς πάγους); die eine geht nach Peruladis, die andere nach dem größesten Ort in Dros, nach Karusadis. Man gelangt dann weiter bis zum kleinen Hafen Sidari.

Wir blickten mit Verlangen auf diese Ortschaften, welche deutlich sichtbar auf sonnigen Hügeln unter dunkeln Baumgruppen lagen, alle traumhaft still und die Phantasie anlockend, ihre versteckten Idyllen aufzusuchen. In Wahrheit, wir rissen uns nur gewaltsam von dem Anblick dieser fremdartigen Gestade los und verzichteten mit Schmerz darauf, an jenen weltverlassenen Ufern zu wandern. Aber das Lloydschiff, welches uns nach Brindisi führen soll, naht schon dem Hafen Korfus. Was ist es auch weiter? Ein Bild zum Bild, ein Traum zum Traum gereiht: das ist unser Wanderleben. Wir sind auf das Schiff Delfino gestiegen, und bei Buthrotum vorbei zwischen dem Cap Scala und Casiope ins offene Meer hinausgefahren:

Provehimur pelago vicina Ceraunia juxta:
Unde iter Italiam, cursusque brevissimus undis.

Karl Georg von Wächter.

Von

Hermann Seeger.

Der gefeierte Rechtslehrer, dessen Andenken die folgenden Blätter gewidmet sind, hat das schönste Denkmal sich selbst gesetzt, indem er es gleich wenigen verstand, seinem ganzen Leben und Wirken den Stempel seiner eigenartigen, ebenso liebenswürdigen als geistig bedeutenden Persönlichkeit aufzudrücken. Wie Wächter sprach, so schrieb er, und er sprach wie er dachte und fühlte. Noch die Schriften seines Greisenalters tragen ganz denselben Ton, welcher den einstigen Zuhörern nach Jahrzehnten in der Erinnerung gegenwärtig geblieben ist. Und Rede wie Schrift waren bei höchster Einfachheit der Form von einem Gehalt erfüllt, welcher in dem weiten Gebiete seines Forschens und Lehrens nirgends hinter den höchsten Leistungen der zeitgenössischen Rechtswissenschaft zurückstand. Die ernste, im alten Würtemberg mit Strenge durchgeführte Schulung in den Sprachen und der Literatur des classischen Alterthums, selbständiges, gründliches Studium der Philosophie, welche in seinen Jugendjahren unbedingt als die Königin der Wissenschaften anerkannt war, befähigten ihn sofort bei seinem ersten Auftreten, die Ergebnisse der beiden mit der Rechtslehre am nächsten verwandten Wissenschaften mit glücklichstem Erfolge auf die seinige anzuwenden, ohne daß er sich dabei jemals von den eigenthümlichen Aufgaben juristischen Denkens und Forschens auch nur um eines Schrittes Breite entfernt hätte. Angehöriger einer ehrenwerthen Staatsdienerfamilie, die vor und gleichzeitig mit ihm seinem Heimatlande eine Reihe von Würdenträgern und einen Künstler ersten Ranges geschenkt hat, wußte er das anererbte Pflichtgefühl des deutschen Beamtenstandes, den Sinn für Recht und Gerechtigkeit seinen Schülern als selbstverständliche Grundlage der Berufsthätigkeit in die Gesinnung zu pflanzen. Im Privatleben durch persönliche Verbindungen, Neigung und gesellige Talente zu den feinen Genüssen aristokratischen Lebens hingezogen, bewegte er sich doch in allen Kreisen mit vollendeter Liebenswürdigkeit und natürlicher Vornehmheit, welche das erkältende Gefühl des Abstandes an Rang und Bedeutung nirgends aufkommen ließen. In den Kreisen näherer Freunde, der Amtsgenossen und ständischen Collegen gern zwangloser Unterhaltung sich hingebend, verstand er es doch, jede in das Gespräch hineingeworfene ernste Frage sofort mit dem ganzen Ernst und der vollen Würde des Gelehrten und Staatsmannes zu erfassen. So war Wächter durch seine ganze Persönlichkeit in einziger Weise zur

Lösung der mannichfaltigen Aufgaben befähigt, welche Lebensgang und Beruf ihm anwiesen.

Der akademischen Jugend war er der hochverehrte Lehrer und Meister der Wissenschaft, zugleich aber der väterlich wohlwollende Freund, in dessen gastlich geöffnetem Hause der junge Mann sich in schönen Stunden wie an den älterlichen Herd versetzt fühlen konnte. Den beiden Rechtsfacultäten, welchen er angehörte, war er das unermüdlich thätige Mitglied, dem keine Berufsarbeit je zu unbedeutend oder zu mühsam gewesen wäre, der Universität seines Heimatlandes ein Curator im wahren Sinne des Wortes, ein treu besorgter Fürsprecher für die Ueberführung ihrer Anstalten und Lehrmittel von dem dürftigen aus der guten alten Zeit überkommenen Bestand zu einer Ausdehnung und Vervollkommnung, in welchen sie den rasch gesteigerten Ansprüchen des 19. Jahrhunderts ganzes Genüge zu thun vermögen. Als Präsident der würtembergischen Abgeordnetenkammer, als vieljähriger Leiter der Deutschen Juristentage bewährte er neben der selbstverständlichen Schärfe der Auffassung eine mit den freundlichsten Formen gepaarte Festigkeit und Würde, welche die Verhandlungen durch das eigene Beispiel in die richtigen Formen leitete und jede Gefahr einer Störung von vornherein fern hielt.

Die Lebensumstände und Schicksale Wächter's sind unmittelbar nach seinem Hinscheiden Gegenstand mehrfacher eingehender Darstellung geworden. Mittheilungen aus dem engsten Kreise der Familie und wol auch der leipziger Collegen geben die Nekrologe in Nr. 27 der „Schwäbischen Kronik" (zweiten Abtheilung des „Schwäbischen Merkur"), Sonntagsbeilage vom 1. Febr., und in Nr. 48 und 49 der Beilage zu der augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 17. Febr. 1880. An sie reihen sich eine Abhandlung Mandry's in der besondern (wissenschaftlichen) Beilage des „Staats-Anzeiger für Würtemberg", Nr. 3, vom 18. Febr. 1880, die mit Erweiterungen herausgegebene Rede Windscheid's bei der Gedächtnißfeier der leipziger Juristenfacultät vom 29. Febr. 1880, ein Vortrag Dernburg's in der Juristischen Gesellschaft zu Berlin, Mittheilungen von Schwarze's im 31. Bande des „Gerichtssaal", S. 561 fg., Aufsätze im würtembergischen „Gerichtsblatt", Bd. XVII, Nr. 14, und in dem würtembergischen „Archiv für Recht und Rechtsverwaltung", XXI, 137 fg., der letztere von dem Sohne des Verstorbenen, Dr. Oskar von Wächter, verfaßt. Es kann nicht die Aufgabe sein, die in diesen Arbeiten berichteten Einzelheiten hier zu wiederholen; immerhin aber mögen auch die folgenden Mittheilungen an die Lebensgeschichte Wächter's sich anknüpfen.

Am 24. Dec. 1797 in dem würtembergischen Amtsstädtchen Marbach geboren, verlebte Wächter die zehn ersten Jahre seines Lebens daselbst, die folgenden bis 1810 in der durch den Reichs-Deputationshauptschluß an Würtemberg gekommenen vormaligen Reichsstadt Eßlingen, die Zeit vom 14. bis nach angetretenem 16. Lebensjahre in Stuttgart. Sein Vater war Jurist: zu der Zeit, als der Sohn geboren wurde, Oberamtmann in Marbach, von 1807 bis 1811 Rath an dem ersten (Criminal-)Senat des Oberjustizcollegiums, 1811 Stadtdirector zu Stuttgart, Oberregierungsrath und Mitglied des Oberconsistoriums; er starb 1839 als Consistorial-

präsident. Unter den zahlreichen Seitenverwandten sind in weiten Kreisen bekannt geworden der Historienmaler Eberhard von Wächter, geboren 1762, der unter den ersten Begründern einer neuen Kunstrichtung in Deutschland nächst Carstens und Schick in der Geschichte der Malerei mit Ehren genannt wird, und der Rechtsgelehrte Karl Eberhard Freiherr von Wächter-Spittler, in seinen Jugendjahren Amtsgenosse Karl Georg's in Tübingen, würtembergischer Minister 1849—64.

Die Verhältnisse, unter welchen Karl Georg von Wächter aufwuchs, waren für die Entwickelung eines kräftigen, allen Anregungen offenen Geistes ungemein günstig. Die ersten Eindrücke empfing er aus dem bescheiden bürgerlichen Landleben der heitern Weingegend am mittlern Neckar; geschichtliches Interesse weckte die kleine, aber einst so kräftige Reichsstadt mit ihren alterthümlichen Gebäuden und ihren Ueberlieferungen; frühzeitige Gewöhnung an die Umgangsformen der vornehmern Welt mußte durch die Zugehörigkeit zu einer hochgeachteten und einflußreichen Familie gefördert werden. Aber nur als günstige Voraussetzungen für den Erfolg der eigenen Arbeit dienten diese Dinge dem jungen Gelehrten. Was er in seiner Laufbahn erreicht hat, das verdankt er alles sich selbst: seinem frühzeitig durchgebildeten wissenschaftlichen Talent, der Selbstbeherrschung, womit er einem erregbaren Gemüthsleben die Früchte abgewann, ohne seinen Gefahren zu verfallen, und vor allem dem eisernen Fleiß, der ihn befähigte, ein Arbeitsgebiet von nahezu unerreichtem Umfang zu beherrschen. Diese Eigenschaften bewährte er vor allem schon in seinen Studienjahren. Mitbegründer der tübinger Burschenschaft im December 1816, wußte er die Theilnahme an dem von politischen Idealen und überschäumendem Jugendmuth erfüllten Studentenleben mit der gewissenhaftesten Benutzung der Zeit zur nüchternen Verstandes- und Gedächtnißarbeit zu vereinigen. Schon als Student, wie ein älterer Zeitgenosse, der würtembergische Märzminister Römer, zu sagen pflegte, studirte Wächter auf den Professor; das Andenken der fast peinlichen Gewissenhaftigkeit, womit er selbst die kleinste Zwischenzeit zwischen studentischen Lustbarkeiten für sein Studium ausnutzte, hat sich ein halbes Jahrhundert hindurch bei den alten Jugendgefährten erhalten.

Nachdem er von 1815 bis 1817 in Tübingen vornehmlich unter Schrader, dem begeisterten Bearbeiter der römischen Rechtsquellen, studirt, im Winter 1817—18 zu Heidelberg Thibaut und Welcker gehört, sodann im folgenden Herbst und Winter die Facultäts- und die Dienstprüfung bestanden hatte, wurde er am 19. März 1819 zum Assessor des (Appellations-)Gerichtshofes in Eßlingen, dem er zuvor nur acht Tage lang als Referendar angehört hatte, und am 13. Aug. desselben Jahres zum außerordentlichen Professor an der Juristenfacultät zu Tübingen ernannt. Ohne Zweifel verdankte er diese rasche Beförderung in erster Linie dem günstigen Ergebniß jener Prüfungen, wie Windscheid vermuthet, und dem guten Andenken, in welchem er seit seinen Studienjahren bei den tübinger Rechtslehrern geblieben war. Doch hatten im damaligen Würtemberg auch andere sich eines ähnlich günstigen Anfanges zu erfreuen. Die Verdoppelung des Staatsgebietes und der Bevölkerung durch die Erwerbungen von 1803 bis 1810, welche dem Lande durchaus nicht eine entsprechende Zahl brauchbarer Beamten zugeführt hatten, und die Organisationsgesetze König Wilhelm's hatten den Bedarf an wissenschaftlich gebildeten

Männern außerordentlich vermehrt, während der Nachwuchs durch die lange Kriegszeit gelichtet und durch beschränkende Verordnungen des Regierungsvorgängers über die Zulassung zum akademischen Studium in engen Grenzen gehalten worden war. Die Universität Tübingen, bis in das dritte Jahrzehnt unsers Jahrhunderts in der Hauptsache auf den Ertrag ihres längst unzulänglichen Vermögens eingeschränkt, war überdies mit den Pensionen emeritirter und den Besoldungen leistungsunfähig gewordener Professoren belastet und infolge hiervon für die Befriedigung des Lehrbedürfnisses vielfach auf die Anstellung besoldeter Privatdocenten und außerordentlicher Professoren angewiesen, welche sie den jüngern Altersklassen der abgegangenen eigenen Schüler zu entnehmen pflegte.

Die Berufung Wächter's war dadurch veranlaßt, daß die Juristenfacultät im Frühling 1819 bei Verhandlungen über die Besetzung einer Lehrstelle für juridische Praxis und Criminalrecht im Anschluß an andere Vorschläge, deren Verwirklichung sie gleichzeitig wünschte, Wächter als einen Mann empfohlen hatte, der sich durch seine vorzüglichen Talente und Kenntnisse auszeichne und zugleich durch seine übrige gelehrte Bildung und lebhafte Neigung für die Wissenschaften sehr gute Anlage zu einem Docenten zu haben scheine. Hierbei war das Augenmerk der Facultät wesentlich auf das Strafrecht gerichtet, und diesem Fache widmete Wächter seine erste Vorlesung im Winter 1819—20, wie später sein erstes größeres Buch. Doch trug er gleichzeitig schon vom zweiten Halbjahre an das römische Privatrecht vor; im Sommer 1820 las er über die Institutionen neben Strafrecht und einem Examinatorium über Pandekten, von da an gewöhnlich im Winter über die Pandekten oder deren ersten Theil, im Sommer über das Strafrecht, die Institutionen und das römische Erbrecht oder Familien- und Erbrecht. Vom Sommer 1825 an trat hierzu eine regelmäßig wiederholte Vorlesung über würtembergisches Privatrecht. Die ungemeine Anstrengung, die Tüchtigkeit und der Erfolg, womit der junge Lehrer diesen weitgezogenen Wirkungskreis ausfüllte, ist in den Facultätsacten aus den ersten Jahren mehrfach bezeugt; ein Denkmal der gewissenhaften Gründlichkeit, womit er von Anfang an gearbeitet hatte, ist sein 1825 und 1826 erschienenes „Lehrbuch des römisch-deutschen Strafrechts", ein Werk, das für alle spätern Bearbeitungen des in ihm behandelten Stoffes eine reiche Fundgrube und ein unübertroffenes Vorbild geblieben ist. Während dieses Buch vorzugsweise dem positiven Rechte gewidmet ist, behandelte Wächter die Philosophie des Strafrechts in den Vorlesungen als wichtigen, ja unentbehrlichen Theil seiner Aufgabe. Dies ergibt sich aus einem ausführlichen, an die Facultät gerichteten Votum vom 22. Aug. 1822, welches dazu bestimmt war, die besondere Schwierigkeit der Strafrechtslehre für minder begabte und nicht philosophisch geschulte Studenten zu erklären, und zugleich wol auch die eigene Behandlungsweise gegenüber den Bedenken zweier älterer Mitglieder wider die „metaphysische Sprache und Terminologie mancher neuern Schriftsteller" rechtfertigen sollte. Der Docent, sagt Wächter in diesem interessanten Actenstücke, könne sich nicht begnügen, den Inhalt der Gesetze (etwa mit einer kurzen Beurtheilung) einfach darzulegen und ihre Lücken nach dem Geiste der ganzen Gesetzgebung auszufüllen, sondern er sei genöthigt, viel zu philosophiren, um seinen Zuhörern etwas zu geben, was sie denjenigen, welche, nach seiner An-

sicht in sich falsche, Philosophien in die Gesetze hineinzutragen suchten, entgegensetzen könnten, und um gegen diejenigen, die blos das philosophisch Richtige auch als anwendbar gelten lassen wollen, d. h. die Mehrzahl, den Inhalt der Gesetze auch als philosophisch richtig, wo es gehe, nachzuweisen. Die eingeschränkte Art und Weise, wie Wächter die Unentbehrlichkeit der Strafrechtsphilosophie für den akademischen Lehrvortrag hier begründet, erklärt sich aus der eigenthümlichen Veranlassung und dem Zwecke des Votums; sicherlich war ihm, der treue Anhänglichkeit an die Theorie seines Lehrers Welcker sein ganzes Leben hindurch bewahrt hat, die Forschung nach den letzten Gründen von Recht, Staat und Strafe und die Mittheilung der gewonnenen rechtsphilosophischen Ueberzeugung an die Schüler zumal in jener Zeit, in welcher die Reform auch des geltenden Strafrechtes sich nach Wächter's eigenen Worten „von der Philosophie aus vollzog", eine um ihrer selbst willen zu erfüllende hochwichtige Aufgabe.

Daß Wächter inmitten seiner anstrengenden Berufsthätigkeit ein liebenswürdiger College war, zeigen manche kleine Züge. So verzichtet er bei seinem Eintritt in das Spruchcollegium freiwillig auf den ihm von dem Dekan zugedachten Vorrang vor den Privatdocenten Classius und Michaelis; ausdrücklich wird in einem bei den Acten befindlichen Votum neben der Tüchtigkeit und dem Eifer seine Bescheidenheit gerühmt, und nirgends findet sich eine Spur davon, daß er den Einfluß, welchen seine Familienverbindungen gewähren konnten, zur Verbesserung seiner äußern Stellung angewendet hätte. Aus seinem Leben in jener Zeit erinnert er sich später gern an die erste Vorbereitung seiner Vorlesungen, namentlich an die Wintermorgen, welche er von 4 Uhr an, nachdem er den Ofen selbst geheizt, bei glimmender Pfeife mit Lust und Behagen dieser Arbeit zu widmen pflegte.

Am 14. Juni 1822 wurde Wächter zum ordentlichen Professor ernannt; sein Gehalt, welcher bis dahin 700 Fl. jährlich (nicht, wie in dem Nekrolog der „Schwäbischen Kronik" gesagt ist, 1200 Fl. und 75 Scheffel Dinkel und Haber) betragen hatte, stieg nun auf 1267½ Fl., nämlich 462 Fl. in Geld und Naturalien im Gesammtwerthe von 805½ Fl. Am 10. des folgenden Monats überreichte er der Facultät seine erste Druckschrift, eine lateinische Abhandlung über die „Condictio causa data causa non secuta" bei Innominatcontracten. Auf den Grund dieser Arbeit, wodurch eine wichtige Lehre des römischen Privatrechtes bleibende Förderung erhielt, verlieh ihm die Facultät am 16. Juli den Doctorgrad. In demselben Sommer, am 6. Juni, hatte er durch die Vermählung mit Emilie Johanna Baumeister aus Hamburg den glücklichen Hausstand begründet, der ihm bis an sein Lebensende erhalten blieb. Zwei Söhne, Oskar und Alfred, und zwei Töchter, Julie und Malwine, die sämmtlich den Vater überlebten, entstammen jener Verbindung.

Schon drei Jahre nach seinem Eintritt in die Juristenfacultät und den akademischen Senat, am 15. Sept. 1825, wurde Wächter durch die Wahl der Collegen für das Winterhalbjahr 1825—26 als Rector an die Spitze der Universität berufen. In dieser Stellung blieb er bis zum 22. Jan. 1829, da die Staatsregierung das in der damaligen Universitätsverfassung begründete Wahlrecht des

Senats im Zusammenhang mit einem allgemeinen Plane zu einer neuen Organisation der Hochschule durch Verfügung vom 17. Febr. 1826 provisorisch suspendirt hatte und infolge hiervon eine Neuwahl mit der Wirkung unterblieb, daß der im Amte befindliche Rector dasselbe weiter verwaltete. Jener Organisationsplan fand, nachdem ein von dem Senat im allgemeinen mit warmer Zustimmung aufgenommener Entwurf des Ministers Schmidlin von 1828 gescheitert war, seinen vorläufigen Abschluß in dem organischen Statut vom 18. Jan. 1829, welches das Rectoramt aufhob und dem vom Könige auf Lebenszeit ernannten Kanzler die Vorstandschaft der Universität übertrug. Wächter wurde nun „zum Beweise der Zufriedenheit des Königs mit den von ihm während der letzten Jahre geleisteten Dienste" zum Vicekanzler ernannt und behielt als solcher, da der Kanzler, der berühmte Mediciner Autenrieth, wegen der ihm nach der Landesverfassung zukommenden Landstandschaft viel von Tübingen abwesend war, einen bedeutenden Antheil an der Leitung der Universitätsgeschäfte. Am 20. Oct. 1830 wurde Wächter auf seine wiederholte Bitte auch dieses Amtes enthoben, nachdem er noch im Frühling desselben Jahres die Grundzüge der Organisation von 1829, namentlich die Einrichtung des ständigen Vorstandes, in einer Schrift „Ueber die neue Organisation der Universität Tübingen" vertheidigt hatte. Welche Arbeitslast von ihm, namentlich während des Rectorats, hatte bewältigt werden müssen, ergibt sich daraus, daß der Rector im Senat, welchem in den Angelegenheiten der Universitat eine weit ausgedehnte Selbstverwaltung zustand, nach damaliger Einrichtung nicht blos Vorsitzender, sondern auch in der Regel der einzige Referent war, mithin alles vortragen und zur Ausfertigung vorbereiten, alle vom Senat ausgehenden Berichte, Ausschreiben u. s. w. verfassen mußte.

Neben diesen Amtsgeschäften und den Vorlesungen, welche fast den zweifachen Umfang eines gewöhnlichen Lehrauftrages ausfüllten, fand Wächter Zeit und Muße zur Fortsetzung seiner vorzugsweise dem Strafrechte gewidmeten literarischen Wirksamkeit. Dem Lehrbuche des Strafrechtes folgte zunächst eine Reihe gediegener und scharfsinniger Recensionen, welche in der 1826 von ihm mit tübinger Collegen gegründeten „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft" niedergelegt sind. Eine dieser Besprechungen galt der durch wichtige Veränderungen bedeutsamen neunten Auflage des Strafrechtslehrbuches von Feuerbach; in demselben Jahre (1826) folgten Aufsätze über Droste-Hülshoff's Einleitung in das Criminalrecht, über das Erkenntniß des Oberlandesgerichts zu Breslau wider die Mitglieder des Jünglingsbundes und über den zweiten Theil des „Handbuches des Criminalrechtes und der Criminalpolitik" von Henke. Der dritte und fünfte Band, 1827 und 1829, brachten Recensionen der beiden von Hitzig herausgegebenen Zeitschriften für Strafrechtspflege, der sechste, 1829, eine Besprechung des würtembergischen Criminalrechtes von Knapp und eine Uebersicht über die Literatur des würtembergischen Straf- und Privatrechtes aus dem Jahrzehnt von 1820 bis 1829. Gleichzeitig mit den letztern Arbeiten erschien in dem neuen Archiv des Criminalrechtes eine Revision der Lehre von dem Selbstmord; der folgende Jahrgang derselben Zeitschrift enthält neben einem Aufsatz „Ueber die lateinischen Uebersetzungen der Carolina" den Vorläufer einer 1833 erschienenen umfassenden geschichtlich-dogmatischen Arbeit

„Ueber das Verbrechen der Gewaltthätigkeit". Hierzu kam 1832 ein selbständig herausgegebenes Buch „Ueber die Strafarten und Strafanstalten Würtembergs".

Durch die strafrechtlichen Schriften dieser und der folgenden Jahre hat Wächter auf die gesammte Gestaltung der Strafrechtswissenschaft einen wahrhaft Epoche machenden Einfluß ausgeübt. Er war der erste, welcher die berechtigten Forderungen der geschichtlichen Juristenschule innerhalb des Strafrechts wahrhaft erfüllte, indem er die alten Quellen des positiven Rechtes und dessen geschichtliche Entwickelung zum Gegenstande der gewissenhaftesten Bearbeitung machte, den Inhalt dieser Quellen in umfassender Weise ergründete und diesen gelehrten Untersuchungen zugleich werthvolle Ergebnisse für die Gegenwart und Fortentwickelung des Rechtes abgewann. In dem Lehrbuche, welchem der Verfasser die Form eines Grundrisses mit Anmerkungen gab, ist der mannichfaltige Stoff, der theils auf dem Römischen Rechte, theils auf der Peinlichen Gerichtsordnung Karl's V., theils auf der Doctrin und Praxis der Folgezeit beruhte, nach echt geschichtlicher Methode musterhaft gesichtet und dargelegt; die zahlreichen, oft auch angedeuteten Auslegungen einzelner, namentlich römischer Quellenstellen sind fast durchaus trefflich gelungen; in manchen Lehren ist ein wahrer Augiasstall voll scholastischen Wustes und veralteter Irrthümer ausgeräumt; überall wird auf den wirklichen Sinn der Gesetze zurückgegangen, ohne daß darum die umbildende Macht des Gewohnheitsrechtes verkannt wäre. In der Abhandlung über den Selbstmord bekämpft Wächter die irrige Ansicht, als ob die Bestimmungen des Gemeinen Rechtes über die Folgen dieser Handlung eine Bestrafung des Selbstmordes als solchen enthielten; in der Revision der Lehre von dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit beseitigt er eine allgemein verbreitete Unklarheit der Auffassung durch die Darlegung der Gesichtspunkte, aus welchen das crimen vis einerseits in den Gesetzen der sinkenden Republik und des Kaisers Augustus, andererseits von den römischen Juristen der Folgezeit behandelt worden ist, und durch die Nachweisung, daß dem Begriff jenes Verbrechens in seiner Abklärung zu dem Thatbestande der Verletzung der Willensfreiheit eine bleibende Stelle auch im System des Deutschen Rechtes gebühre. Ueberall erscheinen in diesen wie in den spätern Schriften Wächter's das Verständniß des geltenden Rechtes und die Gewinnung des richtigen Maßstabes für seine Beurtheilung als Ziel und Abschluß der geschichtlichen Forschung. So hat er neben die überwiegend philosophische Methode seiner Vorgänger Feuerbach, Grolman und Welcker in mustergültiger Durchführung die geschichtlich-dogmatische gestellt, welcher die Wissenschaft seit ihm eine Reihe der hervorragendsten Leistungen, die Gesetzgebung die unentbehrliche Zubereitung des von ihr zu Grunde gelegten Stoffes verdankt.

Nach dem Rücktritt von der Stelle des Vicekanzlers blieb Wächter nur noch kurze Zeit in dem tübinger Lehramte. Im Frühling 1833 folgte er einem Rufe nach Leipzig, nachdem er unmittelbar zuvor eine Anstellung an der neuerrichteten Universität Zürich abgelehnt hatte. Auf dem neuen Boden gewannen seine Lehrvorträge nach dem Zeugniß Schwarze's, der sich selbst unter den Zuhörern befand, durch die mit vollendeter Beherrschung des Stoffes verbundene Klarheit, Lebendigkeit und vornehme Einfachheit der Form sofort den entschiedensten und nachhaltigsten

Erfolg. Eine reichhaltige praktische Thätigkeit entfaltete Wächter zugleich in dem ungemein beschäftigten Spruchcollegium; als er sich von dessen Arbeiten nach zwei Jahren mit Rücksicht auf seine Studien und literarischen Plane dispensiren ließ, blieb er infolge seiner Ernennung zum Rath an dem neuerrichteten Appellationsgericht zu Leipzig in dem von ihm um der Wissenschaft selbst willen stets hochgehaltenen Zusammenhange mit der Rechtsanwendung. Zugleich setzte er seine schriftstellerische Wirksamkeit in demselben Geiste wie in den vorangegangenen Jahren fort. Die umfangreichste Schrift aus demselben ist ein die Lehre von den geschlechtlichen Verbrechen umfassender Band Abhandlungen, durch welche eine Lücke der Strafrechtsliteratur in maßgebend gebliebener Weise ausgefüllt wurde. Zugleich erschienen die ersten der quellen- und literaturgeschichtlichen Arbeiten, welche ein Jahrzehnt später in dem vortrefflichen Werke „Gemeines Recht Deutschlands, insbesondere Gemeines Deutsches Strafrecht" ihren Abschluß fanden. An der in jener Zeit überaus regen Thätigkeit für Reform des Strafrechtes mittels neuer Gesetzgebung betheiligte sich Wächter durch öffentliche Begutachtung der damals neuesten Strafgesetzentwürfe — für Baiern von 1831 und für Würtemberg von 1832. Ungleich wichtiger aber war für das letztere Werk der Einfluß, welchen die seinen zahlreichen Schülern durch die Lehrvorträge überlieferten wissenschaftlichen Ansichten Wächter's ausübten.

Der geistige und persönliche Zusammenhang, in welchem Wächter mit der alten Heimat blieb, mußte, so sehr ihn auch der leipziger Wirkungskreis befriedigte, bei dem ersten Anlaß dazu führen, ihn selbst Würtemberg und seiner Hochschule zurückzugeben. Dieser Anlaß fand sich schon 1835 durch die Erledigung des tübinger Kanzleramtes, das ihn durch königliche Entschließung vom 2. Dec. 1835 übertragen und am 2. April 1836 von ihm angetreten wurde. In warmen tiefempfundenen Worten gibt ein Schreiben Wächter's an den akademischen Senat in Tübingen vom 15. Dec. 1835 die Freude über die Rückkehr in das Heimatland und an die Hochschule kund, an welche ihn das Band der innigsten ungeheucheltsten Anhänglichkeit knüpfe; zugleich aber rühmt er die besondere Gunst der Verhältnisse, welche ihm in seinem Beruf an der Universität Leipzig zur Seite gestanden und eine Lage geschaffen habe, welche beinahe nichts zu wünschen übriggelassen habe. Für die Annahme des Rufes mag neben jener aufrichtigen Liebe zu Land und Leuten der Heimat entscheidend in die Wagschale gefallen sein, daß dem neuen Kanzler vermöge des ihm nach der würtembergischen Verfassung zukommenden Sitzes in der Abgeordnetenkammer ein bedeutender politischer Wirkungskreis und hiermit einem Juristen wie Wächter bestimmender Einfluß in den Geschäften der Gesetzgebung in Aussicht stand. Schon im Sommer 1836 konnte er zu dem Zustandekommen der Gesetze über Ablösung der Fronen, der Beden und anderer Feudalabgaben so wesentlich beitragen, daß der König ihm hierfür besondere Genugthuung ausdrücken ließ; im Jahre 1838 gab ihm die ständische Berathung des Strafgesetzbuches Gelegenheit, dieses Werk, wenn auch nicht durchgängig, so doch in wichtigen Punkten nach seinen wissenschaftlichen Ansichten zu gestalten; in der Zeit von 1839 bis 1848 stand er infolge wiederholter Wahl als Präsident an der Spitze der Abgeordnetenkammer. Da er in der letztern Eigenschaft seinen bleibenden Wohnsitz in Stuttgart nehmen mußte und hierdurch von der Pflicht zu Vorlesungen an

der Universität entbunden war, ergab sich für ihn in den langen Zwischenzeiten zwischen den einzelnen Landtagen eine in deutschen Amtsverhältnissen seltene Muße für wissenschaftliche Arbeiten. Die wichtigste Frucht dieser Muße war das in den Jahren 1839, 1842, 1846 und 1851 in fünf Abtheilungen erschienene „Handbuch des im Königreiche Würtemberg geltenden Privatrechts". Dieses Werk enthält in seinem ersten Bande eine als Vorbild für jedes andere deutsche Gebiet mustergültige Geschichte des würtembergischen Rechts und der auf die Entwickelung des Privatrechts Einfluß übenden staatlichen Zustände; der zweite Band, welcher die dritte, vierte und fünfte Abtheilung des Ganzen umfaßt, gibt in vortrefflicher Darstellung die allgemeinen Lehren des gemeinen römisch-deutschen Privatrechts mit ergänzender Hinzufügung der in Würtemberg geltenden particulären Rechtssätze. Der Verbreitung des zweiten Bandes außerhalb Würtembergs hat es unzweifelhaft Eintrag gethan, daß Wächter seine Arbeit, welche in Wirklichkeit eins der besten Werke über den allgemeinen Theil des Pandektenrechts ist, in seiner treuen Hingebung an die engere Heimat unter deren besonderer Flagge in die Literatur einführte. Dem Handbuche zur Seite gingen drei Hefte Erörterungen aus dem römischen, deutschen und würtembergischen Privatrecht; sie waren zur nähern Ausführung einzelner Lehren bestimmt und schlossen sich in würdiger Weise an frühere von Wächter seit 1831 größtentheils im „Archiv für civilistische Praxis" veröffentlichte Abhandlungen an, welchen eine Reihe privatrechtlicher Lehren wichtige Förderung verdankt. Dem Strafrechte gewidmet waren in diesem Zeitraume neben dem obenerwähnten Werke, worin Wächter den Begriff des gemeinen deutschen Rechts klar stellt und den Entwickelungsgang des alten gemeinen Strafrechts sowie die unleugbare Thatsache seiner Selbstauflösung auf Grund der eingehendsten Forschungen über Geschichte der Gesetzgebung, der Literatur und der Rechtspflege schildert, namentlich die Beiträge zur deutschen Geschichte, insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts — Vorträge mit Excursen über Femgerichte, Faust- und Fehderecht, Entscheidung über die Thatfrage, gerichtliche Verfolgung der Hexen und Zauberer vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Den Anlaß zu der Ausarbeitung dieser Vorträge hatte die herkömmliche Verpflichtung des Kanzlers geboten, die jährliche Vertheilung der akademischen Preise in Tübingen mit einer wissenschaftlichen Rede einzuleiten.

In die akademische Lehrthätigkeit selbst, welche Wächter vom Herbst 1836 bis zum Winter 1838/39 mit Vorträgen über Pandekten und Strafrecht in Tübingen wieder aufgenommen hatte, trat er nach neunjähriger Unterbrechung mit der alten Kraft und Frische im Herbst 1848 von neuem ein, nachdem für ihn infolge der durch das Märzministerium vollzogenen Auflösung der Ständeversammlung das Amt als Präsident der Abgeordnetenkammer fortgefallen war. Ueber den Eindruck und Erfolg dieser Vorlesungen, an welchen auch ich als Zuhörer theilnahm, berichtet ebenso anschaulich als zutreffend aus eigener Erinnerung Mandry in seinem Nekrolog. Zu der ungeschwächten Lebendigkeit und der Klarheit des Vortrags waren nun die vollendete Sicherheit und das Ansehen des Meisters getreten, in welchem die Schüler gleich allen würtembergischen Juristen einen der ersten Männer des Faches verehrten.

An den politischen Kämpfen jener Zeit betheiligte sich Wächter als Mitglied des Vorparlaments und seines Funfziger-Ausschusses, sodann als Redner in den liberal-conservativen Vereinen, welche bundesstaatliche Einigung unter der Führung Preußens als einziges Mittel zur Selbsterhaltung der Nation und zur Wahrung der bedrohten Staatsordnung anstrebten, endlich als Mitglied der Abgeordnetenkammer in einzelnen wichtigen Verhandlungen, namentlich in der Sitzung vom 9. Jan. 1849, in welcher die Volksvertretung sich in dem Kampfe gegen den nach Stuttgart übergesiedelten Rest der Nationalversammlung auf die Seite des würtembergischen Ministeriums stellte. In den Fragen der innern Politik vertrat Wächter seinen bisherigen, nach süddeutschen Begriffen wesentlich conservativen Standpunkt; namentlich blieb er, wie ich mich aus seinen Gesprächen erinnere, entschiedener Gegner des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, das in die von der Nationalversammlung beschlossene Reichsverfassung und im wesentlichen auch in das würtembergische Gesetz von 1849 über die Einberufung einer Versammlung von Volksvertretern zur Berathung einer Revision der Verfassung Eingang gefunden hatte. Als aber die würtembergische Staatsregierung nach wiederholter Auflösung der so gewählten Versammlungen und bei völliger Aussichtslosigkeit weiterer Versuche zur Verständigung mit einer solchen über jene Revision die nach der Verfassung von 1819 gebildete Ständeversammlung durch Verordnungen vom 19. März und 21. April 1851 wieder in das Leben rief, glaubte Wächter, von der Rechtsansicht ausgehend, daß diese Maßregel mit dem Wahlgesetze von 1849 nicht vereinbar sei, der an ihn ergangenen Aufforderung nicht Folge leisten zu können, und stellte deshalb das Kanzleramt mit der Bitte, in seiner akademischen Lehrstelle belassen zu werden, zur Verfügung des Königs, worauf er unter Gewährung dieser Bitte von dem Kanzleramt entbunden wurde. Der Gegensatz, in welchem Wächter sich bei diesem Schritte zu der Regierung befand, war nach meiner persönlichen Erinnerung, womit seine Erklärung gegenüber dem akademischen Senat zusammenstimmt, nicht sowol ein politischer als ein staatsrechtlicher: eine Meinungsverschiedenheit über die Frage, ob nach dem Gesetze von 1849 die auf Grund desselben zu berufende Versammlung zeitlich unbeschränkt bis zum Zustandekommen der Verfassungsrevision oder nur für die Dauer der Verhandlungen über dieselbe an die Stelle der Ständeversammlung getreten sei. Nach der von Windscheid berichteten Mittheilung eines Ständemitgliedes lag ein weiterer Grund für Wächter's Entschluß darin, daß er sich in der Kammer zu bestimmt für das Ausscheiden der privilegirten Klassen, d. h. des Adels, der Geistlichkeit und des Kanzlers, aus der Volksvertretung ausgesprochen hatte. Dies mag sich auf private Aeußerungen im Kreise der ständischen Collegen bezogen haben; öffentliche Erklärungen solcher Art sind mir nicht erinnerlich und aus den von mir verglichenen Protokollen nicht zu ersehen. Jedenfalls nahm Wächter an, daß die Wiederherstellung der alten Ständeversammlung durch die in den Wahlen sich kundgebende Zustimmung des Volkes rechtliche Gültigkeit erhalten könne, und hätte er aus diesem Grunde, wie ich mich aus einem Privatgespräch entsinne, keinen Anstand genommen, als gewählter Abgeordneter einer Stadt oder eines Bezirks in den Landtag einzutreten. In einem frühern Gespräche, zu der Zeit, als die preußischen Unionspläne noch Aussicht auf

Erfolg boten, hatte er die Erlassung bundesgesetzlicher Normativbestimmungen für die Landtage der Einzelstaaten als ein Mittel bezeichnet, durch welches für die dem Bunde beitretenden Staaten das allgemeine und gleiche Wahlrecht wieder beseitigt werden könnte.

Kurze Zeit nach der Niederlegung des Kanzleramtes erhielt Wächter die Berufung zu der bis dahin von Heise bekleideten Stelle des Präsidenten des Oberappellationsgerichts zu Lübeck. Er folgte dem Rufe und verließ unter herzlichen Abschiedsworten an den Senat der Universität zum zweiten mal das engere Vaterland. Den gleichzeitigen Entschluß, aus der akademischen Laufbahn für immer zu scheiden, machte er zum Glück für die Wissenschaft und ihre Literatur rückgängig, indem er im Sommer 1852 die ihm schon 1849 und 1851 angebotene Professur des Römischen Rechts in Leipzig annahm. Die gewaltige Arbeitskraft, welche Wächter auch in jenem hohen Richteramt bethätigte, konnte ihre vollen Früchte nur in einem Beruf und in Arbeiten tragen, wodurch er für ganz Deutschland und auf die Zukunft ebenso sehr wie auf die Gegenwart zu wirken im Stande war. Die Gelegenheit hierzu bot sich ihm zunächst wieder in der akademischen Lehrthätigkeit, welche, in Wechselwirkung mit dem stetig zunehmenden Besuche der leipziger Hochschule stehend, sich auf einen bis zu den Zahlen 200 und 300 steigenden Kreis von Zuhörern erstreckte und neben dem römischen Privatrecht das gemeine deutsche, sächsische und thüringische Strafrecht umfaßte. In engster Beziehung zu den Vorlesungen standen zahlreiche und gehaltvolle gedruckte Beilagen, durch welche er den Schülern einzelne Lehren des Pandekten- und des Strafrechts im Anschluß an den mündlichen Vortrag näher erläuterte. Den letztern scheint Wächter in geringerm Umfange als früher auf Nachschreiben der Zuhörer eingerichtet zu haben; die mir bekannt gewordenen Collegienhefte aus der zweiten leipziger Zeit sind viel kürzer als die in meinem und meinen Altersgenossen Besitze befindlichen aus den Jahren 1848—51. Eine völlig umgestaltete und vervollständigte Ausgabe der Beilagen zu den Vorlesungen über Strafrecht beabsichtigte Wächter noch in seinen letzten Lebensjahren als Ersatz für eine zweite Auflage des längst vergriffenen Strafrechtslehrbuches im Buchhandel zu veröffentlichen; erschienen ist von diesem Werke zwei Jahre vor seinem Tode eine erste Lieferung, welche die Grundbegriffe, eine philosophische Einleitung, Ausführungen über das römische Strafrecht und sehr eingehende Mittheilungen über die Geschichte des deutschen bis zur Gegenwart enthält. Eine andere sehr werthvolle, obwol gleichfalls nicht beendigte Arbeit, welche durch dieselbe Vorlesung veranlaßt war, ist das 1857 erschienene „Handbuch des königlich sächsischen und thüringischen Strafrechts". Dieses Werk, welches die Darstellung des Landrechts durchaus an die allgemeine deutsche Strafrechtswissenschaft anknüpft, war, wie Binding mit Recht hervorhebt, das erste und zugleich vortreffliche Vorbild für erschöpfende systematische Bearbeitung des damals auf Particulargesetzen beruhenden geltenden Strafrechts. Dem Privatrecht der Adoptivheimat hatte Wächter schon sofort nach dem Wiedereintritt in dieselbe das 1853 erschienene Gutachten über den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für Sachsen gewidmet. Aber mit so unermüdlicher Theilnahme er die Landesgesetzgebung verfolgte, vermochte doch niemand schärfer als er zu

erkennen, daß zur Herstellung eines vollkommen befriedigenden Zustandes im deutschen Rechtsleben, ja sogar für eine wahrhaft und dauernd blühende Wissenschaft des lebendigen Rechtes die Schaffung einer gemeinsamen gesetzlichen Grundlage unentbehrliche Vorbedingung sei. In diesem Sinne hatte er schon 1844 in der Schrift über „Das gemeine Recht Deutschlands" den im Zollverein liegenden „kräftigen Keim für Gemeinsamkeit des Rechts" und die durch diesen Bund geschaffenen Anfänge einer gemeinschaftlichen Gesetzgebung mit Freuden begrüßt; einen Auftrag der würtembergischen Regierung zu gesetzgeberischen Arbeiten hatte Wächter, wie er 1850 in einer seiner Vorlesungen erwähnte, mit dem Vorschlage beantwortet, über eine Vereinbarung zu gemeinsamer Codification mit einer Reihe anderer deutscher Regierungen in Verhandlung zu treten, mit deren Einleitung er selbst im Anfange des Jahres 1847 von dem Könige betraut wurde. Als nach den wiederholten Veränderungen der politischen Lage die Aussicht auf die Schaffung eines neuen gemeinsamen Rechtes für ganz Deutschland sich eröffnete, war Wächter einer der eifrigsten und gewichtigsten Fürsprecher dieser Plane, deren Vorbedingungen und Ausführung er in dem gründlich und lichtvoll wie immer geschriebenen Artikel „Gesetzgebung" in Welcker's „Staats-Lexikon" (1862) erörterte.

Im Deutschen Juristentage, der sich seit seiner Gründung im Jahre 1860 die Förderung der Rechtseinheit als Hauptaufgabe gesetzt hatte, entwickelte er als Mitglied und sechsmaliger Vorsitzender hervorragende, vom höchsten Vertrauen der Fachgenossen getragene Wirksamkeit. Als es sich bei der Errichtung des Norddeutschen Bundes darum handelte, eine wahrhaft einheitliche Rechtsgesetzgebung durch entsprechende Normirung der Bundescompetenz vorzubereiten, kämpfte Wächter mit dem vollen Nachdrucke seines Wortes und Ansehens für die Ausdehnung jener Competenz auf die gemeine Gesetzgebung über das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren. Dem ersten großen Werke der Bundesgesetzgebung, dem Strafgesetzbuche, widmete er, als es noch im Entwurfe vorlag, sofort eine umfassende Beurtheilung und später eine Reihe scharfsinniger, noch immer mit ungemeiner Frische und Anschaulichkeit geschriebener Abhandlungen über besonders schwierige Punkte. Ungeachtet der Bedenken, welche er in manchen und wichtigen Beziehungen gegen Methode und Inhalt dieses Gesetzes hegte, erkannte er sofort an, daß in ihm als der Quelle eines wahrhaft gemeinen Strafrechtes ein unschätzbares Gut errungen sei; dieses neue gemeine Recht behandelte er nun als die Hauptaufgabe der Vorlesungen, und freudigen Muthes erklärte er, daß der Rechtsstoff, auf dessen Gebiet er selbst unter den Mitlebenden das Größte geleistet hatte, das alte gemeine und das bisherige Landesrecht, der Geschichte anheimgefallen sei.

Neben der öffentlichen Wirksamkeit erfüllte Wächter bis in seine letzten Lebenstage mit der größten Gewissenhaftigkeit auch alle die einzelnen Aufgaben, zu denen ihn die Amtspflicht oder das Vertrauen Einzelner berief. An den noch immer sehr zahlreichen Geschäften des Spruchcollegiums, dessen Vorstand er seit 1863 als Ordinarius der Juristenfacultät war, betheiligte er sich mit der größten Hingebung, und hierzu kamen nicht blos die Gutachten, welche er den um solche nachsuchenden Parteien in ihren Rechtssachen abgab, sondern auch die bereitwillige

Beantwortung der Fragen, welche von frühern, in die Praxis übergetretenen Zuhörern nicht selten an ihn gerichtet wurden. Auch schriftstellerische Arbeiten über einzelne Gegenstände der Rechtswissenschaft sind von ihm bis zur Erfüllung des 80. Lebensjahres noch in stattlicher Zahl erschienen. Die letzte derselben war der Hochschule, an welcher er seine Studien gemacht und die ersten wissenschaftlichen Erfolge errungen hatte, gewidmet: eine Beurtheilung der Entscheidungsgründe zu dem Schiedsspruche des Oberappellationsgerichts in Lübeck in der Berlin-Dresdener Eisenbahnsache, als Festschrift zur vierten Säcularfeier der Universität Tübingen 1877 erschienen. Drei Jahre darauf raffte der Tod den mehr als achtzigjährigen Gelehrten am 15. Jan. 1880 dahin, nachdem er noch im Jahre vorher von dem Könige von Sachsen in den erblichen Adelstand erhoben worden war.

Es ist oft beklagt worden, daß Wächter in seiner vielseitigen, immer neue Aufgaben ergreifenden Thätigkeit nicht die Muße gefunden hat, seine größten Werke dem Umfange nach zu vollenden: die Handbücher des würtembergischen Privatrechts, des sächsischen und thüringischen Strafrechts zum Abschluß zu bringen, das „Lehrbuch des Strafrechts" in neuer, den gesammten Stoff darstellender Bearbeitung erscheinen zu lassen. Die Befürchtung liegt nahe, daß dies der unmittelbaren Wirkung dieser Bücher und dem Andenken seines Namens in künftigen Zeiten, welche nicht mehr unter dem Eindrucke der persönlichen Erinnerung an den großen Rechtslehrer stehen werden, Eintrag thun wird. Der Wissenschaft aber und dem Rechtsleben konnte es nur förderlich sein, daß er, was von Einem Mann nach dem Maß menschlicher Kräfte und menschlicher Lebensdauer geleistet werden konnte, auf so viele Punkte vertheilt, daß er hiermit eine Fülle von Anregungen gegeben hat, deren vollständige Nutzbarmachung für einzelne Fächer und Lehren er mit Ruhe den in seiner Richtung weiter arbeitenden Männern der jüngern Generation überlassen konnte.

Charlotte Brontë.
(Currer Bell.)

Eine biographische Skizze

von

Leopold Katscher.

Merkwürdigerweise gibt es eine ganze Reihe berühmter englischer Autoren, die in Deutschland stark gelesen werden, ohne daß über ihren Lebenslauf oder ihre Werke in deutscher Sprache etwas Wesentliches geschrieben worden wäre. Zu diesen in biographisch-kritischer Hinsicht vernachlässigten Zierden der englischen Literatur gehört auch die hochbedeutende Verfasserin von „Jane Eyre" (oder „Die Waise aus Lowood"), welches Werk sowol in seiner ursprünglichen Form als Roman wie auch in der viel dargestellten Birch-Pfeiffer'schen Dramatisirung sich in den Ländern deutscher Zunge der ausgebreitetsten Popularität erfreut. Erstens dieser Umstand, zweitens der Eintritt des fünfundzwanzigsten Jahrestages des am 31. März 1855 erfolgten Hinscheidens unserer Autorin lassen es uns angemessen erscheinen, uns mit dem Leben und Wirken dieser ungemein interessanten und liebenswerthen Frau zu beschäftigen. Auf die dankenswertheste Weise wird uns die Aufgabe erleichtert durch das vor kurzer Zeit stattgehabte Erscheinen eines demselben Gegenstande gewidmeten Buches, das auf diesen in vielen Beziehungen ein ganz neues Licht wirft: „Charlotte Brontë; a monograph by T. Wemyss Reid. With illustrations" (London, Macmillan and Co.).

Dieses Buch ist ein höchst schätzenswerther Beitrag zur neuern Literaturgeschichte Englands; denn der Verfasser ergänzt und bezeichnet auf Grund der ihm zur Verfügung gestellten umfangreichen Correspondenz Charlottens mit ihren intimsten Freundinnen und auf Grund authentischer Mittheilungen competenter Personen die Lücken und Unrichtigkeiten in der 1856 veröffentlichten Brontë-Biographie der hervorragenden Romanschriftstellerin Mrs. Gaskell. Diese ist allgemein als eine der besten Lebensbeschreibungen anerkannt, die es überhaupt gibt; es ist eine in das Wesen der Heldin liebevoll eingehende Musterbiographie. Allein sie leidet an zwei Nachtheilen: zunächst wurde sie bereits einige Monate nach Charlottens Tode geschrieben, sodaß manches sich dem Auge der Verfasserin nicht im richtigen Lichte zeigen konnte; und dann machten sich Rücksichten auf allerlei damals noch lebende Personen geltend, Rücksichten, die Mrs. Gaskell abhielten, alles niederzuschreiben, was sie auf dem Herzen hatte. Herr Reid hat daher wohlgethan, eine neue Darlegung des Lebens und Charakters seiner Heldin zu geben.

In einem Essay über Alfred de Musset an anderer Stelle haben wir die Bemerkung gemacht, es gebe einzelne Autoren, deren Lebensgeschichte ein ebenso hohes Interesse darbietet wir ihr Schaffen, ihre Werke. Auf niemand findet dies eine umfassendere Anwendung als auf Charlotte Brontë und ihre beiden Schwestern Emily und Anne. Das kleine, schüchterne, excentrische Weib aus der englischen Grafschaft Yorkshire, das sich 1847 unter dem Pseudonym „Currer Bell" wie ein Schatten in die belletristische Literatur schlich, um schon nach kaum acht Jahren einer äußerst erfolgreichen Wirksamkeit sich geräuschlos wieder fortzustehlen, ist nicht nur wegen ihrer Schriften, sondern auch wegen ihrer Persönlichkeit ein Gegenstand großen Interesses. Bekanntlich ist die Wirklichkeit häufig romanhafter als die romanhaftesten Erzeugnisse der Phantasie; die Lebensgeschichte der Autorenfamilie, deren hervorragendstes Mitglied Charlotte war, klingt vom Anfang bis zum Ende wie ein Roman, und zwar wie ein sehr spannender und ziemlich düsterer. Namentlich Charlottens Laufbahn ist merkwürdig, rührend und tragisch.

Im Spätherbst des Jahres 1847 bewunderte das englische Lesepublikum einen Roman, der plötzlich erschienen war, ohne vorher im geringsten angezeigt worden zu sein und ohne daß man den Namen des Verfassers jemals vorher gehört hätte. „Jane Eyre" von „Currer Bell" bildete das Tagesgespräch der sich für die Literaturbewegung interessirenden Kreise, die sich sowol über den Autor als auch über den eigentlichen Zweck des Buches die Köpfe zerbrachen. „Jane Eyre" war kein gewöhnliches Werk und machte demgemäß eine ungewöhnliche Sensation. Stellenweise durch Gedankenplumpheit und durch Unbeholfenheit im Ausdruck entstellt und die Feder eines Neulings verrathend, war dieser Roman durch und durch vom Feuer eines mächtigen Genius belebt. Man merkte, daß der Verfasser von den vorherrschenden Geistesströmungen nur wenig beeinflußt sei, daß er das Althergebrachte, das Conventionelle entweder nicht kannte oder gründlich verachtete; allein das Publikum ließ sich trotz alledem im Sturm erobern, wenn auch gegen seinen eigenen Willen. Freilich erhob sich, wie das meistens der Fall ist, in den Reihen der Kritik ein wilder Kampf gegen den Einfluß des neuen Schriftstellers; vorderhand aber hielt das Geniale der unerwarteten literarischen Erscheinung jede Opposition nieder und „Jane Eyre" wurde unter großer Anerkennung verschlungen. „Ich erinnere mich", schrieb Thackeray später, „gar wohl des Vergnügens, des Entzückens und der Bewunderung, mit denen ich das Exemplar von «Jane Eyre» durchlas, das mir von einem Autor zugesandt wurde, dessen Name und Geschlecht mir damals unbekannt waren; obgleich über Hals und Kopf beschäftigt, konnte ich die Bände nicht aus der Hand legen, ehe ich sie vollständig durchgelesen hatte." Selbst diejenigen, die den Roman Currer Bell's nicht empfehlen zu können glaubten, diejenigen, denen die darin vorkommende häufige Vorführung großer Leidenschaften und Missgeschicke nicht genehm war, diejenigen, welche Currer Bell's Unwissenheit in Dingen der höhern Gesellschaft scharf tadelten, konnten nicht verhehlen, daß das Buch einen unerklärlichen Zauber auf sie ausübe.

In England herrschte um die genannte Zeit ein wahres „Jane Eyre"-Fieber. Dieses Buches Ruhm und Einfluß drang sehr rasch auch über das Weltmeer; in

Amerika wurde die Geschichte der englischen Gouvernante nicht minder gierig gelesen wie in London. Zufällig erschien dieses, untrügliche Spuren einer ungeübten Hand aufweisende Werk gleichzeitig mit einem andern Meisterwerk: Thackeray's erstem größern Roman; aber anfänglich machte „Jane Eyre" weit mehr Aufsehen als „Vanity Fair", und der bisher gänzlich unbekannte Currer Bell errang in wenigen Wochen einen größern Ruhm, als Thackeray in vielen Jahren hatte erringen können. Um so stärker war die Reaction, als sich die erste Erregung der literarischen Welt gelegt hatte und einer ruhigern Betrachtung wich. Die Fehler des Buches waren leicht herauszufinden; des Verfassers Unbekanntschaft mit dem technischen Hülfsapparat der professionellen Schriftstellerei lag klar zu Tage und es konnte daher den Recensenten nicht schwer fallen, schneidige Artikel gegen den sich eindrängenden Neuling zu schreiben. „Jane Eyre" enthielt viel rein realistische Seelenmalerei; Currer Bell maß darin Tiefen, die das Senkblei der gewöhnlichen Romanschreiber nicht hätte ergründen können, und behandelte einander widerstreitende Leidenschaften mit meisterhafter Kühnheit. Diesen Vorzügen standen aber große Mängel gegenüber: die üblichen Nebensächlichkeiten, die Scenerie, selbst der Dialog ließen viel zu wünschen übrig. Man gab dem Autor zu verstehen, daß ihn in diesen Dingen jeder Recensent, jeder gewöhnliche Theaterschriftsteller übertreffen könne. Wol erhob sich da und dort eine kräftige Stimme zu Gunsten von „Jane Eyre"; so schrieb „Fraser's Magazine" Ende 1847: „Eine Seele spricht hier zu Seelen", und „Blackwood's Magazine" im Frühling 1848: „Es ist kein Buch für prüde Weiber, keins für verweichlichte, geschmacklose Männer, sondern eins für fühlende Herzen und für den kritischen Verstand; von diesem Standpunkte aus ist das Buch genußreich." Im großen und ganzen jedoch sprach sich die Kritik ungünstig aus. Man nannte das Buch „unschicklich und unsittlich", warf dem Autor vor, „einer heidnischen Religionslehre" anzuhängen, erklärte die Sprache für „roh, ungestüm, gemein", den Ton für „locker, geschmacklos". Von dem Roman zu seinem Verfasser war nur ein Sprung. Die literarischen Kaffeeschwestern wußten nicht recht, was sie mit dem funkelnagelneuen Autornamen beginnen sollten. Die sonderbarsten Gerüchte über die Person Currer Bell's schwirrten durch die Luft. In Einem Punkte waren sämmtliche Kritiker einig: darin nämlich, daß „Jane Eyre" nicht blos ein Roman sei, sondern eine Selbstbiographie, in der aus dem wirklichen Leben gegriffene, traurige Erfahrungen der Heldin niedergelegt sind. Und man war höchst neugierig, wer diese wunderbare Gouvernante sei und wo sie lebe. Den verbreitetsten Glauben fand die von der großen, zopfigen „Quarterly Review" aufgestellte Theorie, Jane Eyre und Becky Sharp, die verworfene Heldin von Thackeray's „Vanity Fair", seien blos zwei verschiedenartig gemalte Porträts eines und desselben Originals: nämlich einer von Thackeray aufgegebenen ehemaligen Maitresse, der sie als Becky Sharp geschildert und an dem sie Rache genommen, indem sie ihn in „Jane Eyre" als Rochester malte. Diese wunderbare Hypothese krönte die ehrwürdige Zeitschrift mit folgendem Schlußurtheil: „Wenn wir das Buch überhaupt einer Dame zuschreiben sollen, so bleibt uns nichts übrig, als es einer zuzuschreiben, die aus irgendeinem triftigen Grunde längst die Gesellschaft ihres eigenen Geschlechts verwirkt hat." O über diese tiefe Weisheit! Es war dies dieselbe „Quarterly

Review", die einige Jahre vorher George Sand weit unter Dumas und Paul de Kock gestellt, sie als die „gemeinste Feder, deren Erzeugnisse je öffentlich verkauft worden sind", bezeichnet und behauptet hatte, ihre Werke „würden in jedem andern Lande öffentlich vom Henker verbrannt werden!" Wie wunderten sich die klatschsüchtigen Kritiker und die neugierige Lesewelt, als das Geheimniß schließlich an den Tag kam, als man erfuhr, die Verfasserin von „Jane Eyre" sei keine anrüchige Person, die blos ihre eigenen traurigen Erfahrungen geschildert habe, sondern „eine Art ernster Jeanne d'Arc", ein reines, sanftes, hochherziges Mädchen, das stets ein Leben von Geduld, Ergebung und Selbstverleugnung geführt hatte und dessen Neigungen sich kaum über die Mitglieder ihrer Familie und über einige intime Freundinnen hinauserstreckten! Und als man endlich dies alles wußte, war die Verwunderung nur noch größer als vorher; daß die junge Tochter eines Landpredigers in einem entlegenen yorkshirer Dorfe ein solches Buch geschrieben haben könne, wurde als achtes Weltwunder betrachtet.

Erklärlich wird dieses Wunder durch einen Einblick in die Lebensgeschichte und die Charakterindividualität unserer Heldin. Sie wurde am 21. April 1816 zu Haworth (in der Nähe von Bradford) geboren und war das vierte Kind des dortigen Pfarrers, der ursprünglich „Prunty" geheißen, aber schon in Irland, seiner Heimat, den besser klingenden Namen „Brontë" angenommen hatte. Die Mutter starb kurz nach der Geburt der jüngsten Tochter, Anna, und hinterließ ihrem Gatten sechs kleine Kinder, deren ältestes erst $7\frac{1}{2}$ Jahre alt war, die aber alle eine seltene geistige Begabung zeigten. Das Wesen des alten Brontë übte einen weittragenden Einfluß auf die Entwickelung des Charakters und des Geistes seiner Kinder. Er war äußerst excentrisch und wunderlicher Natur, ein seltsames Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften. Er behandelte die meisten Leute freundlich und hatte eine große Freude an der strengen Rechtschaffenheit der yorkshirer Bauern. Als seine Tochter Charlotte berühmt wurde, gewährte ihm das außerordentliches Vergnügen und er schnitt aus den Zeitungen jede auf sie Bezug habende Notiz heraus. Aber im großen und ganzen hatte er sein Leben lang nur für Eine Person wirkliche Sympathien, und zwar für sich selbst. Leidenschaftlich, eigensinnig, eitel, gegen die Mitglieder seines eigenen Haushalts in der Regel kalt und abstoßend, entfaltete er in hohem Maße viele der Eigenthümlichkeiten, die Charlotte später dem Mr. Helston ihres Romans „Shirley" zuschrieb. Die Fremden, die ihm begegneten, fanden in ihm einen ängstlich höflichen Gentleman von altem Schrot und Korn; nur wer längere Zeit in seinem Hause weilte, kannte ihn von seiner natürlichen Seite. Eines Tages verdroß es ihn, daß seine Gattin ein sehr hübsches Kleid zum Geschenk erhalten hatte; ein Wort von ihm hätte genügt, der sich vor ihm fürchtenden Frau die Lust zum Tragen des Kleides zu benehmen; aber in seiner Leidenschaftlichkeit zerschnitt er es und übergab ihr die Fetzen. Schon zu Lebzeiten des vielgeprüften Weibes nahm er die Gewohnheit an, allein zu speisen. Ohne Unterlaß trug er geladene Pistolen bei sich, die er, wenn er in Zorn gerieth, in den Hinterhof hinaus abschoß, was so oft vorkam, daß die Dorfbewohner sich förmlich daran gewöhnten, aus dem Pfarrhause Schüsse kommen zu hören. Ein fester Glaube an die Größe seiner eigenen Weisheit

gehörte zu seinen hervorragendsten Merkmalen, und er war vollkommen überzeugt, niemand sei so scharfsinnig, den er nicht foppen könne. Erstaunlich war die Beharrlichkeit, mit der er jede Sache, selbst die ungerechteste, verfolgte, deren er sich einmal angenommen; natürlich hatte dies oft die größten Peinlichkeiten im Gefolge.

Nach dem Tode der Mutter kam eine alte Tante herbei, um die Kinder zu überwachen und zu unterrichten; aber auch sie behandelte die Kleinen mit großer Gleichgültigkeit, sodaß diese zu sonderbaren, vereinsamten, altväterlichen Geschöpfen heranwuchsen, die von der Außenwelt gar nichts wußten; denn nicht einmal mit den Dorfkindern durften sie verkehren. Sie waren gänzlich aufeinander angewiesen und so ruhig und gesetzt, daß, als sie nach einer Reihe von Jahren die Sonntagsschüler des Dorfes zu sich luden, um sie zu unterhalten, sie außer Stande waren, dies zu thun; sie mußten die Kinder erst bitten, ihnen das Spielen beizubringen, denn sie hatten es niemals gelernt. Die sechs Brontë'schen Kinder verbrachten ihre Zeit auf eine bei ihresgleichen sehr ungewöhnliche Weise; als Charlotte noch nicht sechs Jahre zählte, beschäftigten sich die Geschwister bereits mit Literatur und Politik. In einem Alter, in welchem andere Kinder ausschließlich an Puppen und Bleisoldaten denken, debattirten die wunderbaren Kleinen im Pfarrhause zu Haworth über den Herzog von Wellington und verfochten die Sache des Torysmus mit überraschendem Eifer. Ungemein ergreifend ist die folgende Episode, die geeignet ist, uns einen Begriff zu geben von dem idealen Leben, das die uns hier zunächst interessirende Charlotte als Kind führte. Im Alter von sechs Jahren las sie des puritanischen Kesselflickers Bunyan berühmte „Wallfahrt des Pilgers" und fühlte sich von dieser großartigen Allegorie mächtig angezogen. Sie hielt alles für wahr und wirklich und faßte den Entschluß, ebenfalls der „Stadt der Zerstörung" zu entrinnen und die „himmlische Stadt" zu sehen. Aber wo war diese glanzvolle Stadt mit ihren goldenen Straßen, ihren Perlenthoren, ihren Juwelenmauern und ihrem Lichtthrone zu finden? Der einzige Ort, der ihr der Schilderung Bunyan's zu entsprechen schien, war die Fabrikstadt Bradford! Sie hatte nämlich die Dienstboten in der Küche mit Begeisterung von Bradford sprechen hören und machte sich denn in der That eines Tages (1822) auf den Weg dahin. Sie mochte etwa eine Stunde auf der Landstraße dahingeschritten sein, als sie an eine Stelle kam, an welcher überhängende Bäume die Straße verdunkelten; Charlotte dachte, sie habe bereits das Bunyan'sche „Thal des Todesschattens" erreicht, fürchtete sich, weiter zu gehen, kauerte sich nieder und wurde bald von dem sie suchenden Dienstmädchen entdeckt und nach Hause gebracht.

Nicht gering war auch der Einfluß, den die Beschaffenheit der Landschaft, in der sie aufwuchsen, auf die kleinen Brontës ausübte. „Noch heute", sagt Reid in seinem eingangs erwähnten Buche, „da das Dampfroß Haworth täglich mehreremal passirt, gleicht dieses Dorf nicht andern Orten. Es ist ein kleines Fabrikdorf, das zwischen den Hügeln und dem Marschlande versteckt liegt, die sich vom Herzen der Grafschaft Yorkshire bis zu dem der Grafschaft Lancashire hinziehen. Und es trägt das Gepräge seiner geographischen Lage. Im Sommer und Herbst ist das ausgedehnte Moor prächtig anzusehen. . . . Aber in den traurigen, bleiernen Wintertagen sehen wir Haworth in seiner wahren Gestalt. Selbst der Eisenbahn

ist es nicht gelungen, es mit der Außenwelt in nähern Zusammenhang zu bringen; man kann sich daher vorstellen, daß zur Zeit, da es noch keinen Bahnhof besaß und ganz abgelegen und unbeachtet war, seine Einwohner einen Theil der die Abgeschlossenheit begleitenden Eigenthümlichkeiten besitzen mußten, durch die sich die Bewohner von Zermatt und Pontresina auszeichneten, ehe sie von der Sommertouristen-Cultur beleckt wurden." Inmitten des einsamen stillen Moorlandes lebend, und an Beobachtung des Firmaments und des Wetters gewöhnt, sogen die jungen Brontës eine große Liebe zur freien Natur, ein Vergnügen an stürmischen Winden und wilden Wolkengebilden ein. Man konnte die sechs armen Würmchen oft Hand in Hand das Moor durchschreiten sehen.

Als Charlotte ihr achtes Lebensjahr zurückgelegt hatte, schickte man sie in eine von einem Geistlichen gehaltene Schule nach Cowan-Bridge, wo sich bereits drei ihrer Schwestern befanden. Es ist dies dieselbe Schule, die sie nachträglich in „Jane Eyre" nach Lowood verlegte und so grauenerregend schilderte. Die Zöglinge litten Hunger, Kälte und Feuchtigkeit und die beiden ältesten Schwestern Charlottens starben an den Folgen der dort erlittenen grausamen Behandlung; auch wurde die Gesundheit Emily's und Charlottens daselbst auf immer untergraben. Zum Glück blieben die beiden letztern nicht lange an dem abscheulichen Orte, sondern wurden wieder nach Hause gebracht. Charlotte war das älteste der überlebenden vier Kinder, welche die Jahre von 1825—31 im Vaterhause verbrachten, ohne daß sich jemand sonderlich um sie bekümmert hätte. Der Alte nahm an ihnen kein genügendes Interesse, um sich aus seinem Egoismus reißen zu lassen; die ewig kranke Tante glaubte ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie den Kleinen einige Lectionen gab und sie anhielt, täglich ein gewisses Quantum weiblicher Handarbeiten zu machen. Im übrigen blieben sie sich selbst überlassen, und schon im ersten Jahrzehnt ihres Lebens vertrieben sie sich die Zeit mit Versuchen auf dem Gebiete der Romanschriftstellerei. Einige von Mrs. Gaskell mitgetheilte Proben beweisen, daß namentlich Charlotte bereits damals Kernigkeit und Originalität an den Tag legte. Die Kritik hat der spätern Schriftstellerin vorgeworfen, sie übertreibe in ihren Romanen die Frühreife der Kinder; allein was bei andern wirklich Uebertreibung gewesen wäre, war bei Currer Bell nur die getreue Wiedergabe ihrer eigensten Erfahrungen.

Im Jahre 1831 erachtete Herr Brontë es für angemessen, seine nunmehr älteste Tochter abermals zur Schule zu schicken. Diesmal lief die Sache besser ab; denn Charlotte kam nach Roehead in das Mädchenpensionat der guten und leutseligen Miß Wooler, die ihre lebenslängliche Freundin und Correspondentin wurde. Hier lernte sie auch Miß Ellen Nussey kennen, eine Mitschülerin, die sie sich zur einzigen eigentlichen Vertrauten erkor und mit der sie bis zu ihrem Tode in ununterbrochener persönlicher oder schriftlicher Verbindung blieb. Reid basirt sein Buch vorwiegend auf die ihm vorliegenden Briefe Charlottens an diese übrigens noch unter den Lebenden weilende Dame, Briefe, die von Originalität der Denkweise, von gesundem Urtheil, von großem kritischen Verständniß für Menschencharakter und Bücher, sowie von erstaunlicher Gemüthstiefe zeugen. Anfänglich verblüffte Charlotte ihre Mitschülerinnen; sie war ganz außerordentlich

schüchtern, konnte nicht spielen und war in Sachen der Politik, der Kunst und der Literatur ungemein bewandert, während sie von manchen alltäglichen Dingen keinen Begriff hatte. Ihre hochentwickelte Kurzsichtigkeit erhöhte ihre Abneigung gegen das Spielen und so lag sie denn ohne Unterlaß ihren Studien ob, die ihre Sehnsucht nach ihren heißgeliebten Geschwistern eindämmen halfen. Mitte 1832 kehrte sie ins Vaterhaus zurück und brachte diesen nunmehr bei, was sie selbst in Roehead gelernt hatte. Die nun folgenden drei bis vier Jahre gehören zu den glücklichsten im Leben dieser Familie; die Kinder waren die Kälte und Excentricität des Vaters und die Gleichgültigkeit der Tante bereits gewohnt und erfreuten sich einer heilsamen, gesunden, viel Gutes für die Zukunft versprechenden Zufriedenheit. Sie setzten ihre literarischen Privatübungen fort und Charlotte sandte einige ihrer Gedichte an Southey, mit der Bitte um sein Urtheil. Er antwortete sehr freundlich, ermuthigte sie aber nicht zu weitern Leistungen dieser Art.

Patrick Branwell Brontë, der einzige Sohn des haworther Pfarrers, war ein ganz ungewöhnlich begabter Junge, das begabteste Mitglied dieser so begabten Familie. Als er sein 18. Jahr erreichte, wurde beschlossen, daß er Maler werden und an der königlichen Kunstakademie zu London studiren solle. Um die hiermit verbundenen Kosten erschwingen zu helfen, entschloß sich Charlotte 1835, Lehrerin oder Gouvernante zu werden. Um zu ermessen, welche Selbstverleugnung für sie hierzu gehörte, muß man bedenken, wie außerordentlich schüchtern sie war und wie peinlich die Gegenwart von Fremden auf sie, und noch mehr auf ihre Schwester Emily einwirkte, was in Anbetracht der Weise, in der sie erzogen wurden, nicht wundernehmen kann. Wenn die Schwestern, was doch hier und da nicht zu vermeiden war, mit unbekannten Personen zusammenkamen, fand ihre frohe Laune augenblicklich ein Ende und machte einer starken geistigen Niedergeschlagenheit, einer grausamen Verlegenheit, einem trüben Schweigen Platz. Ganz anders waren die Geschwister untereinander, und Charlotte namentlich auch in Gesellschaft ihrer Schulcolleginnen und intimen Freundinnen; da lachte sie mit den andern und war selbst einem tüchtigen Spaß nicht abgeneigt. Auch widerspricht ihr neuer Biograph der Behauptung der Mrs. Gaskell, daß Charlotte oft geheimen Schreckniſſen und abergläubischen Schwärmereien ausgesetzt gewesen sei; Reid erklärt sie für furchtlos und führt als Beleg hierfür Folgendes an: „Als in dem alten Schulhause zu Roehead das Gerücht entstand, daß in den obern Stockwerken ein Gespenst sein Unwesen treibe, zögerte Charlotte Brontë nicht, in der finstern Winternacht allein hinaufzugehen, während ihre ängstlichen Mitschülerinnen unten zitternd um den Kamin herumstanden.“ Diese Furchtlosigkeit schloß die erwähnte Schüchternheit nicht aus, und es war daher, abgesehen von dem engen Bande, das die Schwestern verknüpfte, und von der Unkenntniß, in der Charlotte hinsichtlich der Außenwelt lebte, kein geringes Opfer, einen Entschluß zu fassen wie den angedeuteten. Allein ihr stets hervorragendes Pflichtgefühl ließ sie nicht lange zögern. Glücklicherweise wurde sie in den Schulen und Häusern, an und in denen sie sich ihrer neuen Thätigkeit widmete, recht gut behandelt, und mit Recht widerspricht Reid — auf Grund von Briefen — der Gaskell'schen

Version, als sei das Gegentheil der Fall gewesen. Auch fand sie einigen weitern Trost in der Correspondenz und dem zeitweiligen Zusammentreffen mit ihren Schwestern und Freundinnen. Selbstverständlich konnte ihre neue Laufbahn aber trotz alledem weder ihren persönlichen Neigungen noch ihren geistigen Fähigkeiten entsprechen; in einem ihrer Briefe an Miß Nussey heißt es denn auch:

„Ich fühle mich unglücklich, wenn ich an die Nothwendigkeit denke, mein Leben als Gouvernante hinzubringen. Das Haupterforderniß für eine solche scheint die Gabe zu sein, alles von der leichten Seite zu nehmen und sich überall, wohin sie der Zufall verschlägt, behaglich und heimisch zu fühlen; dazu taugt unsere ganze Familie nicht."

Charlottens Charakter erscheint uns von seiner edelsten Seite, wenn wir erfahren, daß sie sich trotz der Peinlichkeit des ihr unsympathischen Gouvernantenlebens nicht abhalten ließ, eine höchst günstige Gelegenheit zur Gründung eines eigenen Herdes unbenutzt zu lassen. Was hätten die Nachbeter der scharfsinnigen Theorie der „Quarterly Review" — die Verfasserin von „Jane Eyre" sei eine unmoralische Person, die ein unmoralisches Buch geschrieben habe — gesagt, wenn sie den nachfolgenden Brief gelesen hätten, der die Gründe darlegt, aus denen das hochherzige Mädchen einen in jeder Beziehung vortheilhaften Heirathsantrag ablehnte?

„Du fragst mich, ob ich von T. Brief hatte; ja, vor einer Woche. Ich bekenne, daß mich dessen Inhalt ein wenig überraschte; aber ich habe darüber Stillschweigen beobachtet, und hätte auch Dir gegenüber die Sache unberührt gelassen, würdest Du mich nicht darüber befragen. T. schreibt, er habe sich in X. behaglich niedergelassen und es gehe ihm mit seiner Gesundheit weit besser. Sodann deutet er an, er wolle über kurz oder lang heirathen, und bittet mich, seine Frau zu werden. Der Brief enthält keinerlei Phrasen und Schmeicheleien und ist in einem vernünftigen Tone geschrieben, der T.'s Urtheilskraft alle Ehre macht. Allerdings sind einige Punkte seines Vorschlages sehr verlockend. ... Aber andererseits stellte ich mir zwei Fragen: Liebe ich T. so, wie eine Frau ihren Gatten lieben soll? Und bin ich danach angethan, ihn glücklich zu machen? Leider verneinte mein Gewissen beide Fragen. Ich war mir bewußt, T. zu achten und ihm gut zu sein, weil er ein liebenswürdiger, gutgesinnter Mann ist; aber ich fühlte, daß ich für ihn nicht jene innige Zuneigung hege, die mich gegebenenfalls für ihn sterben ließe. Wenn ich jemals heirathen soll, so müßte diese Vorbedingung vorhanden sein. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sich mir nie wieder eine so gute Gelegenheit darbieten wird; allein was thut's? Ueberdies wußte ich, daß T. mich viel zu wenig kennt; er wäre erstaunt, sähe er mich in meinem natürlichen Wesen; er würde mich für eine wilde, enthusiastische Schwärmerin halten. Ich könnte nicht den ganzen Tag über ruhig dasitzen und meinem Gemahl ein ernstes Gesicht vormachen; ich würde lachen, spotten und alles aussprechen, was mir in den Sinn käme. ... Könnte ich es unter solchen Umständen mit meinem Gewissen vereinbaren, einen ernsten, ruhigen Mann wie T. zu heirathen? Nein; ich hätte ihn nur getäuscht, und ein solcher Betrug ist unter meiner Würde. Ich schrieb ihm daher einen ausführlichen Brief, in welchem ich auf möglichst milde Weise ablehnte und auch die Gründe der Ablehnung offenherzig angab. ..."

Ein Wendepunkt im Leben Charlottens, eine beträchtliche Erweiterung ihres Gesichtskreises trat mit ihrem Aufenthalt in Brüssel ein. Sie sowol wie ihre beiden Schwestern, die ebenfalls Gouvernanten geworden waren, hatten gefunden, daß ihr Einkommen nicht hinreiche, die Ausgaben des auf Abwege gerathenden Bruders zu bestreiten; sie waren daher nach einigen Jahren ins Vaterhaus zurückgekehrt. Im Jahre 1842 nun beschäftigten sie sich mit dem Gedanken, in Haworth eine höhere Mädchenschule zu begründen, und um sich hierauf entsprechend vorzubereiten, begaben sich Charlotte und Emily nach der belgischen Hauptstadt. Emily kehrte bald zurück, während Charlotte mehr als zwei Jahre lang im Héger'schen Institut verblieb. Natürlich sah und lernte sie in der ausländischen Großstadt viel Neues; ihre größte Errungenschaft aber war die große Selbstkenntniß, die sie sich in dem fremden Lande aneignete. Viel zu leiden hatte sie seit der Abreise ihrer Schwester dadurch, daß sie ihre Lieben lange nicht wiedersah und niemand hatte, mit dem sie sich nach Herzenslust über die Vorgänge in ihrem Innern hätte ausplaudern können; sie mußte daher ihre lebhaften Gemüthsbewegungen schweigsam in sich schließen und ein ruhiges, kaltes Aeußeres erkünsteln, während in ihrer Brust ein angstvolles Herz fieberhaft schlug. „Mein früherer Enthusiasmus", schreibt sie kurz vor ihrer Wiederkehr an Miß Nussey, „ist gezähmt und gebrochen; ich habe weniger Illusionen; ich sehne mich jetzt nach einer umfassenden Thätigkeit, nach einem Lebensziel." Mit geläutertem Gemüth und zahmerm, aber keineswegs schwach gewordenem Charakter kehrte sie aus Brüssel nach Hause zurück. Reid weist nach, daß die wahre Geschichte der brüsseler Episode und der Bedeutung, die dieselbe für das Leben unserer Heldin hatte, weder in Mrs. Gaskell's Biographie noch in Charlottens Briefen — sie sagte ausdrücklich, sie könne dem Papier nur wenig anvertrauen — zu suchen sei, sondern in dem Roman „Villette"; dieses Meisterwerk Currer Bell's enthält Enthüllungen über die wichtigsten Punkte der Herzensgeschichte der Verfasserin, und Lucy Snowe ist das getreueste Bild, das von Charlotte Brontë selbst existirt; ein gut Theil der seltsamen Erlebnisse Lucy Snowe's sind buchstäblich nichts anderes als Erlebnisse Charlottens.

Im haworther Pfarrhause gab es mittlerweile nicht viele gute Tage, denn der Alte war von einem bösen Augenleiden heimgesucht und sein einziger Sohn, der wieder zu Hause wohnte, bildete nunmehr den Fluch und die Last der Familie, deren Stolz und Hoffnung er einst gewesen; denn er hatte sich der Trunksucht und Ausschweifung ergeben. Dies war mit ein Grund, warum aus dem Schulproject nichts wurde, trotzdem man damit einen Versuch machte; überdies war Haworth so entlegen und so wenig anziehend, daß niemand seine Töchter dahin schicken wollte. Charlotten wollte bei ihrem größern Horizont das einengende, eintönige Gefangenleben auf dem kleinen Dorfe nicht mehr zusagen und sie sehnte sich trotz aller erfahrenen Bitternisse nach dem reichen, vielgestaltigen Leben Brüssels zurück. Aber sie unterdrückte in ihrer Pflichttreue ihre Ungeduld, ihre Hoffnungen und Neigungen, um ihre Rolle als älteste Schwester — unterdessen war auch die Tante gestorben — wieder zu übernehmen und das Hauswesen zu leiten. Sie brachte es zu Wege, daß ihr Geist trotz allen Misgeschicks und allen Zwanges nicht krankhaft oder melancholisch wurde. Ihr Charakter war viel zu hochherzig, als daß

sie jemals der Selbstsucht Raum gegeben hätte. „Sie war", bemerkt Herr Reid treffend, „keins der krankhaften Geschöpfe, die über die Leiden des Daseins brüten und der Ansicht sind, daß die Welt gar nicht würdig sei, so ausgezeichnete Bewohner zu haben, wie sie es sind.... Von dem bei jungen Leuten so häufigen Selbstbemitleiden findet sich in ihren Briefen keine Spur." Nein, wahrlich nicht, eher das Gegentheil, d. h. sie geht in ihrer Correspondenz oft gar streng mit sich ins Gericht. Sie war nicht nur frei von krankhaftem Selbstbewußtsein, sie interessirte sich auch in hohem Grade für andere, verstand es, sich in die Freuden und Leiden anderer hineinzuleben, und nahm an dem Schicksal anderer den lebhaftesten Antheil, freilich nicht wahl- und ziellos, sondern dort, wo es ihr nöthig schien, mit scharfem kritischen Blick. Viele, die mit ihr in Berührung kamen, ahnten nicht, wie genau sie von der schlichten Pfarrerstochter beobachtet wurden. Ja, ihre Beobachtungsgabe war sehr scharf, und lange, ehe sie als Schriftstellerin auftrat, machte sich in ihren Briefen die Charakterkenntniß geltend, die man später in ihren Romanen bewunderte.

Da sie, wie wir gesehen, außer Stande war, ihre Sehnsucht nach auswärts zu befriedigen, dieses Sehnen aber irgendeiner kräftigen Ableitung bedurfte, und da sie ferner wünschte, dem niederschlagenden Einfluß der häuslichen Sorgen und des Kummers über ihres Bruders Verfall zu entgehen, nahm sie ihre Zuflucht zur Dichtkunst. Sie hatte von Kindheit auf Verse geschrieben; dieselben waren aber ziemlich mittelmäßig gewesen; jetzt hatte sie viele neue Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt; ihr Gemüth war tiefer, ihr Geschmack feiner geworden und sie weihte sich nun neuerdings insgeheim dem Dienste der Muse. Diese geheime Bethätigung ihrer Begabung gewährte ihr Trost und Vergnügen; ihre Briefe aus jener Zeit beweisen, daß ihr Geist wieder ins Gleichgewicht kam. Eines schönen Tages entdeckte sie durch einen Zufall, daß auch Emily ihr Herz zu den Füßen der Muse ausgeschüttet hatte. Emily konnte sich ob der ihr unerwünschten Entdeckung gar nicht beruhigen und grollte ihrer ältern Schwester nicht wenig, ließ sich aber rasch versöhnen, als Charlotte sich zu derselben Sünde bekannte; um das Kleeblatt zu vervollständigen, rückte auch Anne mit dem gleichen Geständniß heraus. Keine Schwester hatte die andere eingeweiht! Das Facit war, daß die drei Mädchen eine Reihe ihrer Gedichte zu einem Bändchen vereinigten, das sie auf eigene Kosten unter dem Titel „Poems, by Currer, Ellis and Acton Bell" drucken ließen. Diese literarische Leistung blieb fast gänzlich unbeachtet, sowol zur Zeit ihres Erscheinens als auch seither. Dieser Miserfolg war zum Theil unbegründet; denn wenn die Gedichte auch nicht gerade als classisch gelten können, so sind sie andererseits doch auch keine hohlen, krampfhaften Ausbrüche weltschmerzlicher Mädchen, sondern kräftige, ruhige, aufrichtige Seelenergüsse. Man sieht es ihnen an, daß sie ihren Verfasserinnen vom Grunde des Herzens kommen, daß sie geschrieben wurden, weil die Schwestern etwas zu sagen hatten. Die Palme von den drei pseudonymen Poetinnen trägt Emily (Ellis Bell) davon, nicht Charlotte, auf deren Talent die mit der Anwendung von Reimen und Versmaßen verbundenen Einschränkungen nicht selten hemmend einwirkten. Niemand, nicht einmal der alte Brontë, ahnte, wer die Dichterinnen waren.

Als die drei Schwestern sahen, daß es mit den poetischen Versuchen nichts sei, beschlossen sie, sich an größere Prosawerke heranzuwagen. Sie dachten vielleicht auch daran, daß sie dadurch Geld verdienen könnten; vornehmlich aber war es ihnen darum zu thun, sich von den düstern Sorgen ihres Lebens durch Schilderung erdachter Personen und Ereignisse, sowie durch Darlegung der Gedanken, die sie sich seit vielen Jahren über alles Mögliche gemacht, zu retten. Sie hielten eine lange Berathung ab, in welcher sie die Titel, die handelnden Personen und die Handlungsumrisse von drei Romanen feststellten, deren jeden eine von ihnen abfassen sollte. Mit Recht bedauert Reid, daß kein Bericht über den Verlauf dieser merkwürdigen literarischen Conferenz existirt, von der Charlotte stets mit Liebe und Zärtlichkeit sprach. Die drei angehenden Belletristiker machten sich ohne viel Federlesens an die Arbeit, verriethen jedoch keiner menschlichen Seele das Geringste von ihrem Thun und Treiben; nicht einmal der Vater und der Bruder ahnten, was die um den Tisch herum sitzenden und emsig schreibenden Mädchen im Schilde führten. Vor dem Zubettgehen theilten sie einander allabendlich mit, was sie tagsüber geschrieben, und legten an alles gegenseitig die Sonde der Kritik. Die drei Romane betitelten sich: „The Professor", von Currer Bell (Charlotte), „Wuthering Heights", von Ellis Bell (Emily), „Agnes Grey", von Acton Bell (Anne), und wurden nach Vollendung an einen londoner Verleger geschickt. Der neugierige Briefträger fragte den alten Pfarrer, wer der „Herr Currer Bell" sei, der aus London so häufig Briefe erhalte; der ahnungslose Mann antwortete: „In meinem Pfarrbezirke gibt es keinen Herrn dieses Namens." Während nun die Manuscripte Emily's und Anne's angenommen wurden, sah sich ein Verleger nach dem andern genöthigt, das Charlottens abzulehnen; aber die Herren Smith, Elder and Co. gaben ihr verschiedene Winke für die Zukunft. Sich dieselben zu Nutze machend, schrieb sie einen zweiten Roman: „Jane Eyre", und sandte ihn der genannten Firma ein (Ende August 1847), die ihn sofort druckte. Das Weitere haben wir bereits mitgetheilt. Ihren großen Erfolg und den damit verbundenen Umschwung in ihren Lebensverhältnissen ertrug Charlotte sehr ruhig und gelassen. Die neue Situation machte sie glücklich, aber ihr bescheidenes Wesen blieb davon unberührt; sie hielt sogar nach wie vor jedermann, selbst ihren Verlegern gegenüber, ihre Pseudonymität aufrecht. Nur ihrem Vater mußte sie sich schließlich entdecken; sich ein Herz fassend, ging sie eines Tages in dessen Studirzimmer und platzte heraus:

„Papa, ich habe ein Buch geschrieben."

„Wirklich, meine Liebe?"

„Ja, und ich wünsche, daß du es leseſt."

„Ich fürchte, daß dies meine Augen zu sehr anstrengen würde."

„Aber es ist nicht handschriftlich, sondern gedruckt."

„Ei, meine Liebe, du hast nicht bedacht, wie kostspielig das ist. Du wirst dadurch Verluste erleiden, denn wie willst du den Verkauf eines Buches bewerkstelligen?"

Auch über diesen Punkt beruhigte sie den Greis, indem sie ihm die auf eine hohe Summe lautende Anweisung zeigte, die das Honorar für „Jane Eyre" bildete.

Auch las sie ihm eine Reihe von Recensionen vor und übergab ihm ein Exemplar des Buches. Bei Tische sagte er dann gelassen: „Mädchen, wißt ihr, daß Charlotte ein Buch geschrieben hat? Dasselbe ist besser, als ich erwartet hätte." Den Verlegern hätte sie sich vielleicht niemals entdeckt, wäre ihr nicht zu Ohren gekommen, daß das Gerücht verbreitet sei, sie habe Thackeray in „Jane Eyre" als Rochester satirisirt und sogar dessen Privatleben in die Oeffentlichkeit gezerrt. Sie war darüber um so mehr entrüstet, als sie eine eifrige Verehrerin der Werke Thackeray's war, von dessen Privatangelegenheiten aber keine Kenntniß hatte. Sie fuhr daher mit Anne nach London, um mit den Verlegern über diesen Punkt zu sprechen. Im Geschäftslocal der Herren Smith, Elder and Co. wollte man sie nicht zum Chef der Firma lassen, weil sie sagte, eine Anmeldung unter ihrem Namen wäre nutzlos. Das Wortgeplänkel lockte den Chef aus der Schreibstube herbei; unwillig fragte er: „Junge Dame, was können Sie von mir wollen?" Sie antwortete: „Ich komme aus Yorkshire und wünsche mit Ihnen privatim zu sprechen. Ich habe «Jane Eyre» geschrieben." „Sie haben «Jane Eyre» geschrieben!" rief der Verleger vergnügt aus und führte die beiden Mädchen zu seiner Mutter, die sich ihrer liebevoll annahm. Sie gingen mit Mr. Smith in die Oper und ließen sich von ihm einen Theil der hauptstädtischen Sehenswürdigkeiten zeigen, lehnten es aber ab, die Bekanntschaft literarischer Größen zu machen, und kehrten nach wenigen Tagen in die Heimat zurück, wo ihrer böse Zeiten harrten. Im September 1848 starb der immer lasterhafter gewordene, gänzlich heruntergekommene Patrick Branwell, der den Schwestern viele kummervolle Stunden bereitet hatte. Kaum drei Monate später schied auch Emily aus dem Leben; Charlotte, Anne und der Vater erkrankten und im Mai 1849 hauchte auch die zarte, sanfte Anne ihre reine Seele aus, sodaß die furchtbar heimgesuchte Charlotte innerhalb weniger Monate vollständig geschwisterlos wurde. Der Tod jedes einzelnen der drei Geschwister war mit merkwürdigen, romanhaften Umständen verbunden; allein es würde uns zu weit führen, diese Dinge, so interessant sie auch sein mögen, hier zu erzählen.

Von nun an behandelte Herr Brontë sein jetzt einziges Kind mit auffallender Zärtlichkeit und ihm zu Liebe that die pflichttreue Tochter, die sich natürlich vereinsamter als je fühlte, als wäre ihr der Aufenthalt zu Hause angenehm. Innerlich litt sie freilich furchtbar; allein sie wies alle Einladungen, sich auswärts zu zerstreuen, zurück und suchte nur im literarischen Schaffen Trost, indem sie den bereits begonnenen Roman „Shirley" vollendete, in welchem sie ihre Schwester Emily so darstellte, wie sie sie in nahezu dreißigjährigem, intimem Verkehr kennen gelernt hatte. „Shirley" ist Currer Bell's glänzendstes und gesundestes Werk. Shirley selbst ist Emily; in Caroline Helston lassen sich die Umrisse des Wesens von Charlottens mehrfach erwähnter vertrautester Freundin Ellen Nussey erkennen; der Charakter des Mr. Helston hat viele Züge mit dem des alten Brontë gemein. Die Charakterzeichnung in diesem Roman ist durchweg äußerst gelungen und dasselbe läßt sich von den lebensvollen Schilderungen des yorkshirer Lebens und Treibens zu Anfang unsers Jahrhunderts sagen. Das Erscheinen von „Shirley" erregte einen allgemeinen Sturm der Bewunderung; selbst die Kritiker, die „Jane Eyre" gründlich getadelt hatten, konnten das neue Buch nicht genug loben. Der Umstand,

daß man bereits allgemein wußte, wer „Currer Bell" sei, brachte ihr zahlreiche Einladungen aus londoner Collegenkreisen ein und sie ließ sich schließlich überreden, auf einige Wochen nach London zu kommen, um in Gesellschaft zu gehen und literarische Bekanntschaften zu machen. So lernte sie denn endlich Thackeray, Mrs. Gaskell, Miß Martineau u. s. w. persönlich kennen. In den nächsten Jahren besuchte sie London noch zu wiederholten malen; allein das lebhafte und geschäftige Gesellschaftstreiben behagte ihr niemals recht; auch war es ihr peinlich, oft von den allgemein herrschenden Meinungen und Ansichten abweichen zu müssen. So z. B. schrieb sie an eine Freundin:

„... Ich habe Macready zweimal spielen sehen, einmal als Macbeth, das andere mal als Othello. Ich verblüffte eine große Tischgesellschaft durch meine offenherzige Bemerkung, daß mir sein Spiel nicht gefalle. Es gehört jetzt zum guten Ton, über sein «glänzendes» Spiel entzückt zu sein; ich aber finde dasselbe höchst unwahr und gekünstelt. Ueberhaupt ist unser ganzes jetziges Bühnenwesen nichts als hohler Unsinn. Possen werden ziemlich gut dargestellt; auf diesem Felde erfassen die Schauspieler ihre Rollen richtig und lassen ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Aber von der Tragödie, von Shakspeare verstehen sie nichts.*) Ich sprach diese meine Ansicht unverhohlen aus und brachte dadurch ein bestürztes Schweigen der ganzen Gesellschaft hervor. Ich mußte mich oft zu andern Meinungen bekennen als die übrigen, und verletzte daher die Leute bei mehr als einer Gelegenheit. Es scheint unter anderm jetzt auch Mode zu sein, den schwülstigen, verworrenen, unverständlichen Stil der Elizabeth Barrett-Browning'schen Poesie zu bewundern. Man citirte einige diesbezügliche Gedichte und erwartete, daß ich davon begeistert sein werde; ich bereitete jedoch abermals eine Enttäuschung...."

Bei ihren spätern Besuchen in der Hauptstadt stellte sie die Bedingung, nicht „lionized" zu werden, d. h. nicht in Gesellschaft gehen zu brauchen. Ihre alte Schüchternheit konnte sie eben niemals ganz ablegen. Aus diesem Grunde und weil es ihr nicht zusagte, einen Gegenstand großer Aufmerksamkeit zu bilden, behandelte sie auch die vielen Besucher, die der Ruhm Currer Bell's in das haworther Pfarrhaus lockte, mit scheuer Gleichgültigkeit, während ihr Vater solchen Fremden gegenüber überschwenglich zuvorkommend und höflich war. Um so größeres Vergnügen gewährte Charlotten ihr Briefwechsel mit ihren alten und neuen Freunden und Freundinnen. Ihre Briefe zeugen von scharfer Beobachtungsgabe und großer Menschenkenntniß sowie von dem lebhaften Interesse, das sie jederzeit für die Geschicke ihrer Bekannten an den Tag legte. Als Illustration hierzu wollen wir nur Einen Brief, ein wahres Musterstück an Gefühlsadel und Charakterzeichnung, hier anführen:

„Ich schicke Dir Qu.'s Brief zurück. Die Angelegenheit dünkt mir höchst peinlich und in ihren Anfängen, ihrem Verlauf und ihrem Ende durchaus unwürdig.

---

*) Dieses ganze Urtheil könnte in denselben Worten ebensowol im Jahre 1880 geschrieben worden sein, denn es trifft noch heute von A bis Z zu; der Unterschied ist nur, daß Macready nicht mehr lebt; aber was hier von Macready gesagt wird, findet buchstäblich auf Irving, den heutigen Macready, Anwendung.

Qu. ist dabei die einzige schuldlose Person; sie steht zwischen ihrem rohen Vater und ihrem kalten, lieblosen Freier, wie die liebe Unschuld zwischen zwei verbissenen Schurken. Es scheint allzu streng zu sein, diesen Vergleich auf V. anzuwenden; allein wie ich jetzt sehe, verdient er das. Wenn er nicht in der Lage ist, eine Frau zu ernähren, wenn er keinen Penny sichern Einkommens hat, sollte er nicht daran denken, ein Mädchen zu heirathen, das außer Stande ist, von ihrer eigenen Hände Arbeit zu leben. Sein Mangel an Aufrichtigkeit, seine doppelte Fälschung des Sachverhalts spricht genügend gegen ihn und gewährt einen Einblick in seine verborgensten Beweggründe, einen Einblick, den ich gar nicht schildern mag. Uebrigens gleicht er vielleicht nur der Mehrheit der Männer. Diejenigen Männer, die eine bewegte Jugend hinter sich haben und deren Gefühle und Leidenschaften daher vorzeitig abgestumpft und erschöpft sind, können mit einer Heirath nur Eins bezwecken: die egoistische Förderung ihrer Interessen. Und solche Leute heirathen — machen zu ihrem Alterego — junge, bescheidene, aufrichtige, herzensreine Mädchen mit unverwelkten Gefühlen und fesseln dadurch solche Tugend und Lebenskraft an ihr eigenes verblühtes Dasein, solche Treuherzigkeit an ihre eigene Hohlheit, solche Uneigennützigkeit an ihre eigene häßliche Habsucht! Bedenke ich dies, so erbebt meine Seele bis in ihre tiefsten Tiefen. Die Natur und die Gerechtigkeit verbieten das Zustandekommen solcher Ehen. Ich schreibe diesen Brief in großer Erregung. Qu.'s Brief lüftet den Schleier von einem großen Betrug und zeigt den Vater und den Freier, wie sie im dunkelsten Schatten lauern und aus den gemeinsten Motiven handeln; die beiden kennen gegenseitig ihre Werthlosigkeit und haben daher keine Achtung voreinander. Diese Dinge bringen mich in Wuth. . . ."

Im Jahre 1850 wurde Charlotten abermals ein Heirathsantrag gemacht, und zwar von einem wohlhabenden londoner Kaufmann, den sie seit einiger Zeit kannte und in ihren Briefen häufig erwähnte. Der Grund, warum nichts aus der Sache wurde, war anfänglich derselbe wie beim ersten mal; sie achtete den Herrn hoch, aber sie fühlte keine Liebe zu ihm. Schließlich wäre wahrscheinlich doch etwas zu Stande gekommen, denn Charlotte war sehr unschlüssig; allein plötzlich mußte der Freier als Leiter eines neuen Unternehmens auf fünf Jahre nach Australien gehen, und die beiden sahen einander nie wieder.

Mit der Abfassung ihres vierten Romans begann Charlotte im Herbst 1851. „Villette" ist ein höchst merkwürdiges Buch; die Verfasserin hielt es für ihr bestes Werk und hat darin ihre intimsten Erfahrungen und ihre gereifteste Weisheit niedergelegt. Aber unter welcher Seelenpein brachte sie es hervor! Davon hat der Leser desselben bei seiner Lektüre keine Ahnung. Jeder Satz wurde ihrer Feder abgerungen, als wäre er ein Blutstropfen gewesen; oft fühlte sie sich versucht, das Papier zu zerreißen und das Schreiben auf immer aufzugeben. Unter Qualen, die theils von physischen Leiden, theils von der Seelenangst herrührten, die sich ihrer bei der Schilderung der betrübendsten Ereignisse ihres Lebens bemächtigte, wurde „Villette" stückweise aufgebaut; von Zeit zu Zeit unterbrach monatelange Krankheit die Arbeit; zuweilen auch fehlte es der Autorin an der Inspiration, ohne die sie trotz des ungestümen Drängens ihrer durch den riesigen

Erfolg von „Shirley" nach weitern Manuscripten Currer Bell's lüstern gemachter Verleger nichts schaffen konnte. Fünfviertel Jahre bedurfte sie zur Fertigstellung von „Villette". Sie selbst hielt diesen Roman, wie gesagt, für ihre beste Leistung; sie wollte jedoch auch das Urtheil anderer hören, namentlich darüber, ob sie die handelnden Personen, die sammt und sonders der Wirklichkeit entnommen waren, nicht allzu getreu gezeichnet habe. Sie schickte daher das Manuscript dem Original des darin vorkommenden „Dr. John" ein. Der Herr merkte nichts davon, daß er in dem Roman eine Rolle spiele, und gab daher ein unbefangenes Urtheil über denselben ab, sodaß Miß Brontë wußte, sie habe die Grenze zwischen Belletristik und Biographie nicht überschritten. Die meisten Leser von „Villette" werden sich darüber wundern, daß der Ausgang der Erzählung in Schwebe gelassen ist. Die Verfasserin that dies ihrem Vater zu Liebe. Sie war nämlich fest entschlossen, Lucy Snowe nicht die glückliche Gattin Paul Emanuel's werden zu lassen; sie wollte Lucy's Los nicht günstig gestalten; Lucy sollte dasselbe Leben voll Unannehmlichkeit durchmachen, das ihrer Schöpferin beschieden war, und sie sollte es in derselben Weise ertragen wie diese; sie sollte am Ende allein bleiben, für immer der Hoffnung beraubt, den Nachmittag ihres Lebens im Sonnenschein der Liebe und einer ihr angemessenen Umgebung zu verbringen. Aber der alte Geistliche, der nicht ahnte, daß eine Parallele zu Lucy Snowe's Geschichte sich zum Theil unter seinem eigenen Dache abgespielt hatte, konnte dem von seiner Tochter beabsichtigten düstern Schluß keinen Geschmack abgewinnen und bewog sie durch eindringliches Bitten, die Erzählung, wenn auch nicht glücklich, so doch wenigstens in Ungewißheit enden zu lassen.

Selbst das that sie ungern, aber als gute Tochter that sie es schließlich. Ganz unerbittlich jedoch blieb sie ihren Verlegern gegenüber, als diese mit verschiedenen Theilen des Buches unzufrieden waren und Aenderungen vorgenommen wissen wollten. Auch mehrere andere Personen, die das Manuscript lasen, sprachen sich über einen Theil des Inhalts misbilligend aus. Charlotte nahm jeden Tadel bescheiden entgegen, trachtete die Einwendung zu verstehen und war gern bereit, sich über jeden einzelnen Punkt mit den Tadlern auseinanderzusetzen und ihnen ihre Gründe und Gegeneinwendungen mitzutheilen. Sie zeigte keine Spur von Reizbarkeit; es schmerzte sie nur, daß sie auf den Geist anderer mit „Villette" nicht den Eindruck machte, auf den sie gerechnet hatte; allein sie weigerte sich standhaft, an dem Ergebniß so vieler schwerer Stunden, an der reifen Frucht ihres tiefsten Denkens und Fühlens die gewünschten Aenderungen vorzunehmen. „Die Leser", schreibt sie an ihre Verleger, „müssen sich mit dem begnügen, was ich ihnen biete; meine Palette enthält keine hellern Farben; wollte ich versuchen, das Roth stärker und das Gelb glänzender zu machen, so würde ich blos kleckseu."

Was den Beurtheilern des Manuscripts entgangen war, wurde vom Publikum und der Kritik sofort wahrgenommen, als das Buch gedruckt vorlag. Die Blätter jeder Partei und Richtung hatten nicht genug Worte der Bewunderung für die Verfasserin, die im Stande war, aus so einfachen Charakteren und gewöhnlichen Ereignissen ein so bedeutendes Kunstwerk zu schaffen. Das, was man „populär" im engern Sinne nennt, konnte „Villette" freilich nicht werden; denn Miß Brontë

hatte sorgfältig alles Sensationelle vermieden und war nur den ernsten Geboten einer Eingebung gefolgt, die ihr nur in Zwischenräumen zu Gebote stand, dann aber einen eigenthümlichen Zauber auf sie ausübte. Charlotte hatte eine Reihe demuthvoll ertragener Leiden ohne viel poetisches Beiwerk und ohne Zuhülfenahme erstaunlicher Zwischenfälle zu einer Herzensgeschichte verwoben, wie die englische Literatur deren nur wenige besitzt.

In Currer Bell's „Shirley" spielen drei Vicare eine hervorragende Rolle und am Schlusse der Erzählung heißt es, daß einer von ihnen, der Heuchler Malone, durch „einen echten Christen" ersetzt wurde. Alle diese Personen waren der Wirklichkeit entnommen und das Original des „echten Christen" war Herr Nicholls, einer der Unterpfarrer des alten Brontë. Nicholls, dessen in Charlottens Briefen oft Erwähnung geschieht, hatte seit mehrern Jahren in Haworth ein bescheidenes, anspruchsloses Leben geführt. Er war unausgesetzt ein stiller Beobachter der wackern Pfarrerstochter gewesen und hatte zu ihr eine innige und wahre Liebe gefaßt, wovon sie jedoch keine Ahnung hatte. Erst 1853 machte er ihr ein Geständniß, das sie sehr überraschte. Sie war nicht abgeneigt, seine Gattin zu werden; aber ihr Vater verhielt sich gegen die Aufmerksamkeit, die Nicholls ihr schenkte, streng ablehnend. Die Bitterkeit und das Abstoßende seines Wesens zeigten sich wieder in ihrer ganzen Stärke, nachdem er seit einigen Jahren ziemlich weich und zärtlich gewesen. Zu dieser Zärtlichkeit hatte der Greis auch guten Grund; er wußte, wieviel er ihr zu danken hatte; durch ihre literarischen Erfolge war sein eigener Ehrgeiz mehr als befriedigt; er sonnte sich im Lichte ihres Ruhmes. Aber als er einen andern sich zwischen sie und ihn stellen sah, einen, der kein Götze der großen Welt war, sondern „blos" der brave Mann, der seit Jahren in seiner Nähe lebte, da trat seine ganze Eifersucht, seine ganze Charakterherbe von neuem hervor. Er bereitete seiner Tochter und ihrem Freier so unsäglich bittere Tage, daß jene diesem einen abschlägigen Bescheid ertheilte und Nicholls seine Stelle niederlegte, um Haworth zu verlassen. Der verblendete Alte freute sich offen darüber und verletzte seine Tochter aufs tiefste durch hämisches Beschimpfen des ohnehin ungemein Gekränkten. Charlotte, das treue Kind, opferte ihre Wünsche denen ihres grausamen Vaters, aber die stille — sich nur in Briefen an Miß Nussey äußernde — Entrüstung über dessen große Ungerechtigkeit, sowie das innigste Mitleid für den aus Liebe zu ihr leidenden Mann nagten an ihrem Herzen, und während der Monate, die der Abreise des Herrn Nicholls folgten, welkte sie so auffallend dahin, daß der Vater erschrak. Charlotte schrieb nichts mehr, ihr Geist war niedergeschlagen, ihre Gesundheit stark angegriffen, ihr Gemüth belastet. Schließlich sah der Alte ein, daß dem ein Ende gemacht werden müsse; er forderte daher Charlotte eines Tages auf, ihren Freier nach Haworth zurückzurufen und alle Anstalten zu treffen, um sobald als möglich Hochzeit machen zu können. Diese fand am 29. Juni 1854 statt und nun begann — nach einer mehrwöchentlichen Reise in Irland — ein neues, ein glückliches Leben für die vielgeprüfte Charlotte. Da sie sich nicht entschließen konnte, sich von ihrem greisen Vater zu trennen, blieb sie mit ihrem Gatten nach wie vor im Pfarrhause von Haworth wohnen. Zu literarischen

Arbeiten fand sie auch jetzt keine Zeit, denn ihr erster Gedanke war die Sorge für die Bequemlichkeit ihres Gatten. Ueberdies war dieser gegen literarischen Ruhm absolut gleichgültig und man konnte ihm durchaus nicht den Vorwurf machen, er habe Charlotten ihres Ruhmes halber geliebt; im Gegentheil, er wünschte, daß sie das Schriftstellern gänzlich aufgebe und auf neue Lorbern verzichte. Da sie des Trostes, den ihr das Schreiben bei ihrer frühern Vereinsamung gewährt hatte, nicht mehr bedurfte, fügte sie sich gern diesem Wunsche Nicholls'; nur einmal, als die Inspiration mit besonderer Gewalt über sie kam, schrieb sie in aller Eile die ersten Seiten einer neuen Erzählung: „Emma", in der abermals ihr Lieblingsthema, die Geschichte eines freund- und freudlosen Mädchens, behandelt werden sollte.

Mit einem Manne verheirathet, der durch Jahre geduldiger Treue seine aufrichtige Liebe zu ihr dargethan hatte, schien Charlotte Brontë, im Gegensatze zu ihrer Lucy Snowe, einen Lebensnachmittag voll Frieden und Sonnenschein vor sich zu haben. Der hochloyale, feste Charakter Nicholls' bildete eine kräftige Stütze für die junge Frau, aus deren Gemüth jedes peinliche Gefühl verschwunden war. Ihre Briefe aus dieser Zeit spiegeln ihre glückliche Stimmung in erquickendster Weise wieder. Leider aber sollte das ihr beschiedene Glück nur von sehr kurzer Dauer sein; Mitte Januar 1855 erkrankte sie schwer und schon am 31. März desselben Jahres schied sie in ihrem 39. Jahre nach blos neunmonatlicher Ehe aus dem Leben. Ihr wackerer Mann versüßte ihr die letzten Wochen ihres kurzen Daseins durch aufopfernde Pflege. „Ich muß Dir", schrieb sie einige Tage vor ihrem Tode an Miß Nussey, „eine Versicherung ertheilen, die Dich gewiß trösten wird: die Versicherung, daß mein Gatte der zärtlichste Pfleger, die freundlichste Stütze, der beste Trost ist, den je ein Weib hatte. Seine durch traurige Tage und schlaflose Nächte hart auf die Probe gestellte Geduld läßt ihn nie im Stiche." Für den Charakter dieses Mannes ist es auch bezeichnend, daß er nach Charlottens Tode das Pfarrhaus nicht verließ, sondern treu bei seinem Schwiegervater ausharrte, bis dieser (1861) im Alter von 85 Jahren starb; die Hingebung, mit der er den gebeugten, so schwer heimgesuchten, nunmehr ganz kinderlosen Greis pflegte, gehört zu den rührendsten Punkten der rührenden Geschichte dieser Familie.

Currer Bell's erster, von den Verlegern, wie wir gesehen, abgelehnter Roman wurde nach ihrem Tode veröffentlicht. „The Professor" konnte schon deshalb kein großes Aufsehen machen, weil ein beträchtlicher Theil des Inhalts von der Verfasserin in „Villette" neuerdings verwendet worden war. Sieht man hiervon ab, so muß man „The Professor" als eine recht verdienstliche Leistung anerkennen. Das größte Interesse an diesem Roman muß aber der Literarhistoriker haben; denn jener wirft neues Licht auf die geistige Entwickelung Charlotte Brontë's und zeigt ihre Anschauungen über das Romanschreiben deutlicher als ihre übrigen Werke. In allen ihren Schriften strebt sie danach, das Leben getreulich so darzustellen, wie sie es sah. Selbst in „Jane Eyre" — welches Buch doch gewiß auch romantische Zwischenfälle und Situationen enthält — hat sie die erlaubten Grenzen nicht überschritten. Namentlich aber im „Professor" wollte sie ein Menschenleben naturwahr schildern. Ihr Held sollte „niemals einen Pfennig einneh-

men, den er nicht verdient hatte"; er sollte nicht durch plötzliche Glücksfälle „im Handumdrehen reich und angesehen werden" und auch „kein schönes Mädchen und keine vornehme Dame heirathen"; er sollte „als Adamssohn Adam's Bestimmung theilen und lebenslänglich nur einen gemischten und mäßigen Freudenbecher zu leeren bekommen". Beim Abfassen von „The Professor" blieb sie ihren Vorsätzen treu, und die Folge ist, daß die englische Literatur keinen nüchternern und thatsächlichern Roman kennt als diesen. Trotzdem enthält er Schönheiten, die nicht zu verachten sind. Die Handlung spielt in Brüssel, von wo Charlotte kurz vor dem Beginn ihrer Schriftstellerlaufbahn zurückgekehrt war, und ist im großen und ganzen dieselbe wie in „Villette"; aber welcher Unterschied zwischen den beiden Büchern! Als unsere Heldin den „Professor" zu schreiben begann, hatte sie ihre Jugendillusionen zwar bereits verloren, allein sie war doch erst 30 Jahre alt und hatte den warmen Glauben an eine bessere Zukunft, der jedem jungen Herzen selbst bei den ärgsten Schicksalsschlägen zu eigen ist, noch nicht aufgegeben. Sie war unglücklich zurückgekehrt und fühlte lebhaft die Beschränktheit ihres Daseins in dem kleinen Haworth; aber sie hegte die Hoffnung auf schönere Tage und auf Befriedigung ihrer Fähigkeit, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Daher rührt es, daß der „Professor" zwar auch ein trauriges und eintöniges Buch, aber weit lebens- und hoffnungsvoller ist als Charlottens spätere Werke; ein schöner Glaube an das schließliche Beglücktwerden aller Kummervollen zieht sich durch das Ganze, und den Schluß bildet eine Scene der Ruhe und des Friedens.

Ganz anders „Villette". Dieses Buch wurde erst sechs Jahre nach dem „Professor" begonnen. In der Autorin Augen war die grausame Wirklichkeit des Lebens nicht mehr von einem aus Gefühl und Phantasie gewebten Schleier verhüllt; die öde Gegenwart, die voraussichtliche düstere Zukunft stimmten das überdies älter gewordene Mädchen schwermüthiger denn je. Als Kunstwerk ist „Villette" dem „Professor" unendlich überlegen, und das Genie der Verfasserin ist darin geläuterter, maßvoller und geht mit einem hoch ausgebildeten Geschmack Hand in Hand. Aber was die Stimmung betrifft, so ist sie in „Villette" aus den genannten Gründen bei weitem trauriger. „Eine ganze Welt von Leiden, Kummer und geduldiger Ergebung", bemerkt Herr Reid treffend, „liegt zwischen den beiden Werken." Als „Villette" geschrieben wurde, hatte das Peinigende der Erinnerung an die brüsseler Herzenserfahrungen infolge des mildernden Einflusses der Zeit bereits erheblich nachgelassen; aber mittlerweile waren die geliebten Geschwister gestorben und jede Aussicht auf eine glückliche Zukunft geschwunden. Darum liegt dem letzten Erzeugniß der Feder Currer Bell's ein Ton vollkommener Hoffnungslosigkeit zu Grunde. Nur das Genie einer Charlotte Brontë konnte ein solches Werk davor bewahren, unter der Last seiner eigenen Düsterkeit zusammenzubrechen; daß diese eindringliche, tragische Seelenstudie im Stande war, nicht nur die Psychologen, sondern auch die ganze Leserwelt zu fesseln, kann als ein seltener literarischer Triumph angesehen werden. Stellt man „The Professor" und „Villette" zusammen und liest beide Bücher im Lichte aller zwischen ihrem Entstehen vor sich gegangenen Ereignisse in Charlottens Leben, so gewähren sie einen richtigern

Einblick in das Gemüth der Verfasserin, als selbst die beste kritische Analyse oder die detaillirteste biographische Darstellung gewähren könnte.

Der Grundzug des Charakters unserer Heldin war ihr unerschrockenes Pflichtgefühl in allen Dingen. Wir erinnern nur an die außerordentliche Hingebung und Selbstverleugnung, mit der sie ihrem Vater seine häufige Ungerechtigkeit und Grausamkeit vergalt. Einen weitern schönen Zug ihres Wesens bildete ihre hochgradige literarische Gewissenhaftigkeit. Sie schrieb nicht, um Geld zu verdienen, obgleich ihr dies bei dem geringen Einkommen ihres Vaters und dem Andrängen ihrer Verleger nahe liegen mußte. Sie schrieb nur, wenn sie etwas auf dem Herzen hatte und ihr Inneres sie antrieb, ihren Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Und wenn ihr beim Aufbau einer Charakterzeichnung hier und da die nöthige Eingebung fehlte und sie stecken blieb, versuchte sie es nicht, das Porträt nach den Vorschriften der „Kunstgerechtigkeit" zu vollenden, sondern sie wartete ruhig, bis die erwünschte Erleuchtung über sie kam. Kam diese nicht, so verschmähte sie noch immer die literarischen Kunstgriffe der Romanschreiber von Profession und ließ die betreffende Gestalt lieber unvollendet. Kein Wunder dann, wenn ihre Bücher ihr Gemüth widerspiegelten. Aber man lasse sich durch deren Düsterkeit nicht zu der Annahme verleiten, daß Charlottens Geist krankhaft angelegt war. In ihrer Jugend war sie ein glückliches, muthiges, geistig aufgewecktes, sich für alles interessirendes Mädchen, und auch später verlor sie ihre Geistesstärke nur dann, wenn sich zu ihrem Gemüthsgram noch heftiges Körperleiden gesellte. Hätte ihre schwächliche, kränkliche Constitution nicht so großen Einfluß auf ihren Geist gehabt, so wäre dieser wahrscheinlich ein sehr gesunder und gleichförmiger gewesen. Aber er zeigte sich trotz alledem fähig, die unangenehmsten Schicksalsschläge beherzt und ohne Ostentation zu ertragen, und setzte sie in den Stand, sich bis zu ihrer Sterbestunde auf das lebhafteste um die Wohlfahrt der ihr theuern Personen zu bekümmern, ihre Sympathien überallhin zu spenden, wo sie es für nöthig und nützlich erachtete, und das verödete Pfarrhaus zu Haworth aufs verständigste in Ordnung zu halten. Das alles können krankhaft angelegte Naturen nicht thun.

Wir schließen mit einigen Stellen aus dem Buche des Herrn Reid: „Die Rohheit, die man ihren Schriften anfänglich vorwarf, ist in Wirklichkeit nichts anderes als die Einfachheit und Reinheit, die Aufrichtigkeit und Unbewußtheit, die ein reines Herz bei der Behandlung großer Lebensprobleme naturgemäß an den Tag legt. ... Wenn wir uns von der Schriftstellerin zum Weibe, von den geschriebenen Seiten zu deren Schreiberin wenden und den Inhalt ihrer Romane außer Acht lassen, um uns ihrer eigenen Lebensgeschichte zu erinnern, ... so finden wir, daß die Künstlerin größer ist als ihre Werke, das Weib edler und reiner als die Schriftstellerin. Ihr Leben führt uns noch besser als ihre Werke die Lehren des Muthes, der Selbstverleugnung und der geduldigen Ergebung vor Augen, deren die arme Menschheit fortwährend so dringend bedarf."

Die Familie der Sonne.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

III.

Daniel Titius, ein wittenberger Professor der Mathematik, fand 1766 eine algebraische Formel auf, in welche die Entfernungen der Planeten von der Sonne annähernd derartig hineinpaßten, daß man sie damit in Theilen des Abstandes der Sonne von uns annähernd ausrechnen kann. Diese Formel wird häufig fälschlich das Bode'sche Gesetz der Planetenabstände genannt und findet sich in jeder populären Astronomie vor. Nur stimmte dieselbe insofern mit der Wirklichkeit damals nicht überein, als sie zwischen Mars und Jupiter einen Planeten angab, welcher vermißt wurde; neuerdings aber zeigt sie eine erhebliche Abweichung von der Wahrheit für Neptun. Sie hatte die Veranlassung gegeben, nach diesem Planeten zwischen Mars und Jupiter zu fahnden. Zach stellte 1785 rein speculatorisch die Elemente seiner Bahn auf und schickte sich an, den Thierkreis nach einem beweglichen Lichtpünktchen zu durchforschen: „à chercher une aiguille dans une botte de foin", wie Quetelet sagte, eine Arbeit, die Zach allein allerdings, wie er bald einsah, unmöglich zu Ende bringen konnte. Er vereinigte deshalb um sich eine Anzahl Astronomen, welche 1800 als Gesellschaft zur Anfertigung einer ausführlichen Sternkarte der Ekliptik zusammenkam. Um dieselbe Zeit nun, als der junge Hegel in Jena denselben Astronomen mit der Macht seiner Logik zu beweisen suchte, daß sie hier auf ganz „falscher Fährte" seien, diese aber unbekümmert darum unter andern auch den Tiroler Piazzi in Palermo zur Theilnahme an der großen Arbeit auffordern wollten, war von diesem letztern ein Brief an Bode in Berlin unterwegs, in welchem er ihm mittheilte, daß er in der Neujahrsnacht 1801 einen beweglichen Stern gesehen habe, welcher wol ein Planet sein könnte, und dieser Stern wurde in der That bald darauf von Bode wie Zach als jener innerhalb der fatalen Lücke gesuchte Himmelskörper erkannt. Piazzi gab ihm darauf den Namen Ceres Ferdinandea. In demselben Jahre rechnete der junge Gauß nach seiner kurz vorher neuentwickelten Methode die elliptische Bahn des Planeten aus, nach welcher Olbers am Jahrestage der ersten Entdeckung, in der Neujahrsnacht 1802, den verlorenen Planeten zuerst wiederfand. Derselbe

Astronom und Arzt fand aber bald darauf, am 28. März, noch einen zweiten Planeten auf, dessen Bahn ebenfalls in jene Lücke eingeschlossen ist. Dieser erhielt den Namen Pallas. Im Jahre 1804 fand Harding die Juno, 1807 endlich wiederum Olbers die Vesta.

Daß diese vier Entdeckungen nur die Vorläufer einer großen Anzahl weiterer Auffindungen von kleinen Planeten in jener „Lücke" gewesen sind, weiß jedermann. Allerdings hatte es zuerst den Anschein gehabt, als seien jene vier Körper dort allein, da lange Zeit nach der Entdeckung der Vesta kein neuer Planet mehr aufgefunden wurde. Der fünfte, Asträa, welchem Mädler einen besondern Nachtrag zur zweiten Auflage seiner „Astronomie" glaubte widmen zu müssen, wurde erst 1845 von Hencke aufgefunden. Von nun an folgten sich die Entdeckungen schnell, und in dem Augenblicke, während welchem wir diesen Aufsatz schreiben — bis er gedruckt ist, werden es vielleicht ein Dutzend mehr geworden sein — kennt man deren 213. Man wird es begreifen, daß wir hier weder die Entdeckungsgeschichte dieses Schwarmes noch ihre Namen wiedergeben. Man findet dort Göttinnen aus allen Mythologien friedlich nebeneinander, und einigen galanten Astronomen wollte es sogar belieben, die Namen ihrer Geliebten zu verewigen, indem sie ihnen solch eine neu gefundene planetarische Welt zu Füßen legten.

Diese Entdeckungen von kleinen Planeten sind heutzutage von keinem größern Werthe als zum Beispiel die Auffindung einer neuen Moosart oder eines Infusionsthierchens, und die enorme Zeit, welche zur Entdeckung, Elementen- und Ephemeridenrechnung, Wiederaufsuchung und Ortsbestimmung einer so großen Anzahl von ganz unwichtigen Weltkörpern verwandt wird, steht in keinem entfernten Verhältniß zur Nützlichkeit der Arbeit. Die Bahn eines kleinen Planeten aus seinen ersten Beobachtungen und mit dieser seinen Weg für alle spätern Zeiten auszurechnen, erfordert aber heutzutage nicht mehr das geringste intellectuelle Vermögen, und mit der von Professor Tietjen in Berlin im „Berliner astronomischen Jahrbuche" von 1879 herausgegebenen Anleitung kann jeder Schüler, der nur mit Logarithmen umzugehen gelernt hat, solche Rechnung ausführen, ohne auch nur zu wissen, welchen Zweck die ganze Arbeit hat. Dasselbe Jahrbuch gibt nun für 1880 nicht nur die Orte von 59 im laufenden Jahre sichtbar werdenden kleinen Planeten, von Tag zu Tag während ihrer Sichtbarkeit, sondern ferner von 199 Planeten, die zu drei Viertheilen in dieser Zeit gar nicht sichtbar werden können, ebenfalls den Ort von 20 zu 20 Tagen. Die deutsche Pedanterie in Sachen der Wissenschaft ist ja bekannt, hier ist ein frappantes Beispiel. Keine andere Nation gibt sich nur im entferntesten diese Mühe. Die „Connaissance des temps" berücksichtigt die kleinen Planeten gar nicht; der „Nautical Almanac" gibt nur die Orte der ersten vier als Anhang.

Aber kehren wir zu unserm Gegenstande zurück, der uns allerdings von unserm Standpunkte aus wenig oder gar kein Interesse darbietet. Die kleinen Planeten erscheinen alle vollkommen durchmesserlos, die vier ersten siebenter bis achter Größe, während die zuletzt entdeckten meistens der 13. oder 14. Größenklasse angehören, also überhaupt nur mit sehr guten optischen Hülfsmitteln als äußerst schwache Lichtpünktchen erkennbar sind. So ist es begreiflich, daß wir über ihre physische

Beschaffenheit nichts wissen. Was ihre wahre Größe betrifft, so läßt sich dieselbe allerdings mit Zuhülfenahme einer annehmbaren Hypothese annähernd bestimmen, nämlich der, daß man die lichtreflectirende Fähigkeit dieser Körper dem Mittel derjenigen der großen Planeten gleichsetzte. Dann gibt uns ihre Helligkeit das Verhältniß ihrer Oberflächen zu den bekannten Planeten an. Auf diese Weise fand Klein, daß der größeste unter ihnen, Ceres, 46 Meilen Durchmesser besitzt, der kleinste dagegen, Istria, Nummer 183, hätte nach derselben Rechnung nur etwa 3 Meilen im Durchmesser. Uns genügt es indeß, zu wissen, daß diese Himmelskörper von einer Kleinheit sind, die ihnen verbietet, irgendwelche Rolle im großen System, dem sie angehören, zu spielen.

Einige Beobachter glaubten an einigen Planetoiden Helligkeitsschwankungen bemerkt zu haben, welche periodisch aufzutreten schienen und danach entweder auf sehr große und starken physischen Veränderungen unterworfene Atmosphären an ihnen hindeuten, oder eine unregelmäßige Gestalt derselben verrathen könnten. Aber diese Beobachtungen sind nicht verbürgt; das Spectroskop endlich sagt uns selbst über die hellsten ebenso wenig. Vogel meint, daß eine gewisse Linie im Spectrum der Vesta möglicherweise von einer den Planeten umgebenden Dunsthülle herrühren könnte.

Während alle großen Planeten Bahnen beschreiben, welche wenig von der Kreisbahn abweichen und sich unter sehr spitzigen Winkeln um eine bestimmte Ebene gruppiren, so besitzen hingegen sehr viele Planetoiden ziemlich flache Bahnellipsen und können sich zuweilen sehr beträchtlich von der Ebene der Erdbahn entfernen. Diese Verschiedenheit zeigt ohne Zweifel auf eine verschiedene Thätigkeit derjenigen Kräfte hin, welche zur Zeugung der Planeten und ihrer Bewegung mitgewirkt haben. Es ist, zuerst von Olbers, darauf hingewiesen worden, daß diese kleinen Körper Fragmente eines größern ursprünglichen Planeten sein könnten, der durch eine ungeheuere Katastrophe zertrümmert worden sei. Die dabei den einzelnen weggeschleuderten Stücken mitgetheilte Geschwindigkeit und deren besondere Richtung konnte dann allerdings eine Vergrößerung der Excentricität und der Neigung der Bahn hervorbringen. Diese beängstigende Hypothese darf aber erst dann für wahrscheinlich gehalten werden, wenn wir keine andere finden können, welche eine weniger vehemente Handlung der Natur voraussetzt; denn wir bemerken plötzliches zerstörendes Eingreifen der Natur überall nur als sehr seltenen Ausnahmefall. In Bezug auf unsern Planetenschwarm würden wir außerdem kaum eine vage Vorstellung davon haben können, wie solche Katastrophe zu Stande gekommen wäre. Ein von außen her in das Sonnensystem eindringender, durch seinen Stoß den ursprünglich supponirten Planeten zerschlagender Körper hätte durch seine Gegenwart auch die übrigen Planeten stören müssen, was nicht geschehen ist; wir müssen also die zersprengende Kraft den innern feurigen Reactionen des Planeten zuschreiben, welche wiederum schwerlich mächtig genug gedacht werden können, um den Trümmern eine derartig beschleunigte Bewegung zu ertheilen, wie die Excentricitäten einiger jener Bahnen andeuten. Es gibt aber eine andere Hypothese, welche, keine Katastrophen voraussetzend, den Vorzug vor der ersten besitzt, daß für sie Analogien am Himmel vorzuzeigen sind. Man kann nämlich annehmen, daß

der ursprünglich von dem Sonnenäquator losgelöste ziemlich breite Ring aus gasiger Materie sich gleichzeitig zu verschiedenen Kernen, statt nur zu einem einzigen, verdichtet hat, dann konnte ein z. B. an der obern oder hintern Fläche befindlicher Knoten, durch einen nahe stehenden beeinflußt, eine Bahnbewegung annehmen, wie wir sie an einzelnen jener Planeten beobachten. Wir sehen und können sogar mit größerer Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß sämmtliche planetenbildenden Ringe sich ursprünglich in viele Kerne theilten. Nur besaßen die Ringe der großen Planeten alle je einen besonders an Masse vorwiegenden Hauptkern, welcher die übrigen mit sich vereinigte. Der Ring, welcher sich nach Bildung des Jupiter von der Sonne löste, unterschied sich von den ältern wie von den jüngern nur dadurch, daß seine Materie gleichmäßiger in ihm ausgetheilt war, folglich keinen Hauptkern hervorbringen konnte. Daß solche gleichmäßigere Vertheilung die seltener verkommende sein muß, liegt auf der Hand und steht mit dem Vorhandenen im Einklang. Das System des Saturn, die vielseitigste von allen secundären Welten des Sonnensystems, wird uns später eine analoge Erscheinung zeigen; der Milchstraßenring und viele ringförmige Sternhaufen haben wahrscheinlich einen ähnlichen Ursprung gehabt.

Wenn diese Erklärung die richtige ist, so haben wir ohne weiteres keinen Grund, die Bahnen der kleinen Planeten innerhalb des ihnen angewiesenen Raumes besonders gruppirt anzunehmen, da wir die Vertheilung der ursprünglichen Kerne im Ringe zuerst ohne besondere Wahl geschehen ließen. Nun aber mußte sich bald der Einfluß der ungeheuern Masse des Jupiter auf die Bewegung der einzelnen Kerne kundgeben. Derselbe kann auf zwei verschiedene Arten wirken, entweder so, daß seine Anziehung einen kleinen Planeten zu einer gewissen Zeit um ein bestimmtes Stück aus seiner Bahn von der Sonne hinwegzieht, in welches er ihn aber später, in anderer Lage zu ihm befindlich, langsam selber wieder zurückbringt, sodaß er die allgemeine Form der Bahn der Planeten gar nicht verändert, oder Jupiter konnte derart wirken, daß der Planet beständig andere Bahnellipsen annimmt. Der erstere Fall der speciellen Störung ist der allgemeinere, der zweite aber tritt dann ein, wenn die Umlaufszeiten zweier aufeinander störend wirkender Planeten ein in ganzen Zahlen ausdrückbares Verhältniß besitzen, wenn sie, mathematisch gesprochen, commensurabel sind. Dann ist der schwache Körper lebensunfähig. Seine Bahn wird entweder immer weiter oder immer enger werden, er selber also in die Sonne stürzen oder in die kalte Unendlichkeit des Weltalls hinabgestoßen werden. Innerhalb des Ringes nun, welcher von den kleinen Planeten eingenommen wird, gibt es verschiedene Stellen, an welchen Jupiter solche sich summirenden Störungen auf etwa dort befindliche Körper ausüben müßte. Haben hier also vordem solche existirt, so hat sie Jupiter hier fortgewiesen und im Ringe folglich eine Lücke hervorgebracht. In der That sind nun diese durch Rechnung im voraus bezeichenbaren Lücken dort wirklich vorhanden. Hierauf hat seinerzeit Kirkwood in den „Monthly Notices", XXIX, 96, zuerst aufmerksam gemacht. Er fand damals, allerdings nur 97 Asteroiden in die Untersuchung ziehend, daß unter ihnen die größte Lücke da erkennbar sei, wo zwei Umläufe Jupiters gleich sieben des Planeten sein würden. Er gibt im ganzen sechs Lücken an, welche den Verhältnissen $^1/_2$, $^4/_9$,

$^3/_7$, $^2/_5$, $^1/_3$, $^2/_7$ entsprechen. Wenn man dieselbe Betrachtung auf alle jetzt bekannten Planeten ausdehnt, so findet man unter der großen Zahl allerdings einige Ausnahmen; es sind ein paar winzige Planeten entdeckt worden, welche sich vereinzelt in solchen Lücken bewegen. Namentlich da, wo vier Umläufe Jupiters gleich denn des Planeten sein würden, befinden sich drei Asteroiden: Xantippe, Laurentia und Menippe, deren Umlaufszeiten diesem Verhältniß sehr nahe kommen; aber diese Körper bewegen sich alle in abnormen Bahnen, welche in der That kräftige Störungen verrathen, und es ist zweifellos, daß sie einst aus jener Lücke verschwunden sein werden. Einer ähnlichen Erscheinung werden wir noch bei der Besprechung des Ringsystems des Saturn begegnen. Sie erinnert uns an jenes Princip der Ausmerzung des Bestandunfähigen, welchem nach Darwin unsere irdische Lebewelt ihre stufenweise Entwickelung zu immer höher organisirten Formen verdankt. Hier sehen wir Himmelskörper aus einem Schwarme ausgestoßen, welche, zwar mit den übrigen ohne Auswahl von der blinden Natur geschaffen, sich dann als im Widerspruche mit der Organisation des vorhandenen Systems stehend erwiesen hatten. Du Prel hätte in seinem Buche über den Kampf ums Dasein am Himmel diese Thatsache glücklich verwenden können, wenn er von derselben unterrichtet gewesen wäre.

Die kleinen Planeten bilden ein Zwischenglied im System der Sonne und scheiden zwei Gruppen der größern voneinander, welche in allen Hauptmomenten ihrer Beschaffenheit von Grund auf verschieden sind. Diese beiden Gruppen — wir wollen sie durch die Benennung innere und äußere Planeten unterscheiden, wohl wissend, daß manche Schriftsteller Mars schon zu den äußern zählen — bezeichnen offenbar zwei ganz verschiedene Epochen der schöpferischen Thätigkeit der Sonne, während in der Zeit des Uebergangs aus der einen in die andere eine Periode kritischen Zustandes herrschte, aus welcher die kleinen Planeten hervorgingen. Die Schöpfungskraft der Sonne war vordem eine ungemein viel größere: alle Planeten jenseit des Asteroidenringes besitzen ganz bedeutend größere Dimensionen als die innern, welche in der Erde ihren größten Repräsentanten aufweisen.

Von allen ist Jupiter der wichtigste. Sein Durchmesser übertrifft den der Erde beinahe um das Elffache und aus seinem Volumen könnte man gegen 1300 Kugeln von der Größe unserer weiten Erdenwelt schneiden. Seine Masse, also auch seine ausstrahlende Anziehungskraft, ist nur 1050 mal kleiner als die der Herrscherin des Systems, und diese Kraft benutzt er, um gleich der Sonne ein System unterthäniger Welten in starken Banden um sich zu führen. Diese gewaltige Kugel dreht sich in nicht mehr als 9 Stunden und 55 Minuten einmal um ihre Achse, sodaß unser Tag zweiundeinhalbmal länger ist als der auf dem Jupiter. Die hieraus entspringende ungemein große Wirkung der Schwungkraft auf seinem Aequator trieb die verschiebbaren Massentheile des Planeten weit vom Centrum hinweg: wir können von unserm Standorte aus eine bedeutende Abplattung an dessen Polen leicht constatiren. Sein polarer Durchmesser ist etwa um den 16. Theil des äquatorialen kleiner als der letztere.

Wenn schon diese angeführten Verhältnisse die gründliche Verschiedenheit der

Jupiterwelt von der unserigen genügend kundthun, so finden wir des weitern dafür die sprechendsten Belege in allen Kenntnissen, welche wir über die physische Constitution des Riesenplaneten gesammelt haben. Zunächst ergab sich, daß die Dichtigkeit seiner Masse um viermal geringer als die der Erde und folglich kaum bedeutender ist als die des Wassers. Wir könnten schon hieraus folgern, daß Jupiter eine flüssige Kugel, ein ungeheuerer, im Weltall schwebender Tropfen sei, wenn keine schwerer wiegenden Gründe dafür aufzuweisen wären. Proctor, der bekannte englische Publicist populärer astronomischer Schriften, hat hierüber in seinem Buche „Our place among infinities" (von Schur unter dem Titel „Unser Standpunkt im Weltall" ins Deutsche übertragen) einen recht interessanten Essay veröffentlicht. Ehe wir aber dessen Raisonnements folgen können, müssen wir den Erscheinungen einen Blick zuwenden, welche die Oberfläche des Jupiter uns darbietet.

Selbst der Laie wird, sobald er ihn durch ein gutes Fernrohr betrachtet, sofort den Eindruck empfangen, daß jene parallelen Streifen, welche die Planetenscheibe in verschiedenen Breiten und Lichtstärken überziehen, wolkenähnliche Gebilde seien, und wird keinen Augenblick darüber in Zweifel bleiben, daß jene Gestaltungen keine continentalen Configurationen einer festen Oberfläche andeuten. Die Wolkenstreifen laufen alle in der Richtung des Aequators und scheinen so die verschiedenen klimatischen Zonen auf Jupiter abzugrenzen. Sie erscheinen in stärkern Instrumenten oft sehr complicirt gekräuselt und erweisen sich bei fortgesetzter Beobachtung als unbeständige Objecte, welche unbegreiflich schnell ihre Gestalt oder Farbe wechseln können. So beobachtete z. B. South am 3. Juni 1839 einen dunkeln Fleck von 5000 geographischen Meilen Durchmesser, welcher nach Verlauf einer halben Stunde fast in seiner ganzen Ausdehnung plötzlich heller als seine Umgebung geworden war. Diese Vorgänge müssen uns unwillkürlich an die gewaltigen Revolutionen erinnern, welche wir in der Atmosphäre der Sonne auftreten sehen, und es ist kaum möglich, dieselben anders als durch großartige Reactionen des Innern der Planetenkugel nach außen hin zu erklären. Im Gegensatze zu solchen schnellen Veränderungen treten manchmal Flecke auf, welche lange Zeit hindurch fast vollständig constante und scharfe Contouren besitzen, und deshalb sicher anderer Natur als jene wechselnden Wolkenbildungen sein müssen. Das interessanteste Beispiel derselben bietet der große intensiv roth leuchtende Fleck, welchen man während der ganzen zweiten Hälfte des Jahres 1879 an vielen Orten beobachtete. Oeffentlich wurde auf denselben zuerst durch Bredichin in Moskau aufmerksam gemacht. Tempel in Florenz erinnert sich indeß, ihn schon während der Opposition von 1878 gesehen zu haben; allerdings sei er damals viel weniger intensiv und groß gewesen. Dr. Lohse auf der Sonnenwarte zu Potsdam verfolgte ihn seit dem 5. Juni 1879. Er schreibt darüber in den „Astronomischen Nachrichten" vom 14. Oct. desselben Jahres: „Was die physischen Eigenschaften des rothen Fleckes anlangt, so möchte ich hervorheben, daß sich an den Rändern der Planetenscheibe in hohem Grade seine Intensität und Färbung verliert, wol ein Anzeichen, daß über ihm sehr dichte Gas- oder Dampfmassen lagern. Helle Wolken, wie sie Herr Bredichin in der Nachbarschaft des Fleckes gesehen, sind von mir ebenfalls beobachtet worden; auch besitzt der Fleck an seinem vorausgehenden Ende einen zart grauen Fortsatz

von der Form eines umgekehrten Kommas." „Nebenher", schließt Lohse, „sei noch bemerkt, daß die besprochene auffällige Erscheinung auf dem Jupiter mit dem Wiedereintritt der Thätigkeit in der Sonnenatmosphäre (Fleckenbildung) zusammenfällt."

Alle Beobachter constatiren die vollkommene Constanz des merkwürdigen Gebildes während der ganzen Opposition, und manche haben ihn deshalb zu einer Neubestimmung der Rotationsdauer des Planeten benutzt, so Pratt in Brighton, welcher die letztere gleich 9 Stunden 55 Minuten 33.91 Secunden findet, etwa 8 Secunden größer als die gewöhnlich angenommene. Die Abweichungen dieses Mittelwerthes aus 321 Revolutionen von den einzelnen beobachteten Umdrehungsdauern zeigen durchaus nichts Gesetzmäßiges, woraus man auf eine merkliche eigene Bewegung oder langsame Veränderung des Fleckes schließen könnte.*)

Eben dieses Umstandes wegen scheinen manche Astronomen der Meinung zugeneigt, man sehe hier zum ersten mal ein Stück der wirklichen Oberfläche Jupiters. Da indeß der Fleck allseitig von Wolkenzügen gewöhnlicher Art umgeben ist, so fordert die soeben gemachte Annahme immer noch eine Erklärung für die Constanz dieser Wolkenlücke. Uns scheint es richtiger, an dieser Stelle nur in der Wolkenschicht den Reflex von Vorgängen zu vermuthen, welche von uns ungesehen auf der eigentlichen Oberfläche des Planeten sich über begrenzte Regionen erstrecken.

Wir sagten, daß jener Fleck eine intensiv röthliche Färbung besitzt. Wir haben in Bezug hierauf nachzuholen, daß gewöhnlich die Scheibe und der äquatoriale Streifen derselben grau oder graublau erscheinen, während die hellern Regionen einen Anflug von Gelb zeigen. Die beiden dunkeln Streifen, welche in veränderlicher Form den hellen äquatorialen Streifen auf der nördlichen und südlichen Halbkugel begrenzen, haben dagegen eine dunkelrothe Färbung, deren Nuance von der des großen neuen Fleckes unschwer zu unterscheiden ist. Aber wie die Gestalt jener Streifen, so ist auch ihre Färbung keineswegs constant. Während der Jahre des letzten Sonnenfleckenmaximums, 1871—73 etwa, leuchteten die äquatorialen Gegenden des mächtigen Planeten in außergewöhnlich röthlichem Lichte, auf welchem sich die dunklern Zonen scharf contrastirend abhoben. Diese Coincidenz der Epochen ist auffallend. Es wäre ebenso schwer als voreilig, einen Grund dafür anzugeben, wie die Schwankungen der Sonnenthätigkeit, welche auf der Erde nur eine äußerst geringe Schwankung des Erdmagnetismus erwiesenermaßen hervorruft, auf dem fünfmal entferntern Jupiter so energische Reactionen verursachen könne. Jedenfalls aber sehen wir in diesen Vorfällen selber einen verwandten Zug zwischen beiden Körpern, welcher an keinem andern des Systems beobachtet worden ist. Wir erkennen auf dem Jupiter noch lebhafte, wahrscheinlich periodisch an Intensität schwankende Veränderungen seiner Oberflächenbeschaffenheit oder seiner offenbar ungemein großen Dunsthülle:

---

*) Vgl. „Monthly Notices", Januar 1880, S. 153. Die vorläufigen Resultate aus Beobachtungen des Fleckes, welche ich mit dem Zehnzöller der Sternwarte zu Genf gegenwärtig (Herbst 1880) ausführe, ergeben die Ausdehnung des merkwürdigen Fleckes merklich größer als im Jahre 1879; die von Pratt gefundene Umlaufszeit scheint indeß nach den Beobachtungen von 1880 nur einer geringen Correction zu bedürfen.

Veränderungen, wie sie nicht leicht anders als durch ungeheuere plutonische Revolutionen auf dem Planeten erklärbar sein möchten. In der That wäre die Annahme eines starren Gesteinpanzers, dem der Erde gleich, welcher die Reactionen des glühendflüssigen Kerns nach außen hin bannen könnte, für Jupiter im Widerspruch mit den bekanntesten Principien der Physik. Proctor, auf dessen vorhin erwähnte Schrift wir nun zurückkommen, gibt dazu einen einfachen Beweis. Er geht davon aus, daß der bloße Anblick der Wolkenzüge auf Jupiter die ungemeine Tiefe derselben, also eine sehr hohe Atmosphäre des Planeten außer Zweifel setzten. Nun weist er darauf hin, daß Druck immer Wärme erzeugt, und kommt auch unter den geringsten Annahmen solcher Wärmeentwickelung zu dem Resultat, daß auf dem Grunde der von uns gesehenen Dunstschichten nichts Schmelzbares festbleiben könne. Andererseits ist es ohne weitere Annahme im Widerspruche mit unsern experimentellen Erfahrungen, daß man überhaupt bis zu solcher Tiefe hin die Jupitersatmosphäre noch gasförmig, beweglich findet. Denn unter gehörig erhöhtem Drucke gehen alle Gase in Flüssigkeiten über, wie uns ja in jüngster Zeit die schönen Versuche von Raoul Pictet in Genf und Cailletet in Paris gezeigt haben. Daß wir sie in der That gasförmig sehen, beweist uns deshalb unmittelbar ihre äußerst hohe Temperatur, welche allein im Stande ist, diesem Druck die Wage zu halten, da Temperaturerhöhung bekanntlich die Verflüchtigung unterstützt, also dem Drucke entgegenwirkt. So kommen wir auf die einfachste Weise zu dem Schlusse, daß der Jupiterskörper eine ganz bedeutende eigene Wärme besitzen muß. Dieselbe hat ihren Ursprung im Planeten selbst, der sich nach obigem Raisonnement nur im feuerflüssigen Zustande befinden kann, einem Stadium, welches die Erde schon längst hinter sich hat. Wenn sich somit Jupiter als relativ bedeutend jünger als unser Planet erweist, während er absolut doch ungemein viel älter sein muß, so hat dieses durchaus nichts Auffälliges, sobald man seine große Masse in Rechnung zieht. Die ursprüngliche Gasmasse gebrauchte zunächst viel mehr Zeit, um sich zu verdichten, und konnte andererseits ihre dadurch in allen Theilen des Innern erzeugte Wärme nur bedeutend langsamer ausstrahlen als die Erde, weil die Ausstrahlung mit der Oberfläche zunimmt, diese aber im Verhältniß zum wärmehaltenden Volumen der Kugel beim Jupiter kleiner ist als bei der Erde.

Obigem Raisonnement liegt als einzige Voraussetzung das Vorhandensein einer sehr großen Atmosphäre um Jupiter zu Grunde, und hierfür sprechen außer jenem Augenschein des äußern Anblickes der Planetenscheibe viele unangreifbare Thatsachen. Zunächst weist dieselbe das Spectroskop nach: Vogel, Huggins u. a. haben im analysirten Lichte des Jupiter Absorptionsstreifen wahrgenommen, welche mit denen unserer Erdatmosphäre mit Ausnahme eines ziemlich breiten, den Planeten charakteristischen Streifens übereinstimmen. Dieser letztere deutet auf eine durchaus erklärliche Verschiedenheit der Zusammensetzung seiner Dunsthülle hin. Alle Streifen des Spectrums aber, welche nicht dem reflectirten Sonnenlicht angehören, werden deutlich breiter, wenn man das Instrument auf die zwischen den hellen Streifen der Jupiterscheibe befindlichen dunklern Regionen richtet, ein „schlagender Beweis dafür, daß die dunkeln Theile auf dem Jupiter tiefer gelegen sind. Das Sonnen-

licht muß hier einen größern Weg durch die Atmosphäre zurücklegen und wird infolge dessen eine stärkere Veränderung erleiden".*) Eine derart sichtbare Veränderung aber kann nur bei sehr beträchtlichen Tiefendifferenzen stattfinden. Es sei hier übrigens einzuschalten, daß mit jenen dunklern Theilen auf dem Jupiter nur jene zwischen den Wolkenstreifen, welche stärker Licht reflectiren, befindlichen Stellen gemeint sind. Es treten rundliche, dunkle Stellen auf, welche die Streifen zu unterbrechen scheinen. An diesen hat man zuweilen sehr große Eigenbewegungen wahrgenommen. So maß J. Schmidt in Athen im Mai 1862 einen solchen, welcher damals eine Bewegung von 28 Meilen in der Stunde relativ zu einem Punkte der Jupiteroberfläche besaß, Kunde von einer Luftströmung gebend, die an Kraft alle Bewegungen in unserer Atmosphäre weit übertrifft, dagegen analogen Erscheinungen auf der Sonnenoberfläche ebenbürtig angereiht werden kann.

Es ist schon früher gelegentlich aufgefallen, daß Trabanten vom Jupiter, welche für unsern Standort hinter den Planeten traten, einige Zeit lang durch die leuchtende Scheibe hindurch gesehen werden konnten. Wenn diese Erscheinung nicht auf einer optischen Täuschung beruht, was bei ältern Beobachtungen wegen der Unvollkommenheit der damals angewandten Hülfsmittel allerdings nicht unmöglich ist, so würden sie das Vorhandensein einer sehr großen, an Intensität nach außen abnehmenden Atmosphäre documentiren. Ihre Dämpfe bilden dann für uns die Umgrenzung der Scheibe des Planeten, während Lichtstrahlen ihre äußern Theile noch merklich durchdringen. Aber Eine Wahrnehmung dieser Art, welche ganz neuen Datums ist, bleibt jedenfalls von obigem Zweifel frei. Am 14. Sept. 1879 ging Jupiter über den 64. Stern im Wassermann hinweg. Die astronomischen Ephemeriden, welche dem beobachtenden Astronomen als Handbuch und Leitfaden dienen, hatten sämmtlich vergessen, auf diese seltene Erscheinung der Bedeckung eines ziemlich hellen Sterns durch einen Planeten im voraus aufmerksam zu machen: daher mag es wol kommen, daß bisjetzt nur von einer Sternwarte, Melbourne, die Beobachtung des Ereignisses gemeldet wurde.**) Auf dieser aber haben drei Beobachter die gleiche Wahrnehmung gemacht, daß der Stern bei seiner Annäherung an Jupiter sichtlich dunkler wurde und, an den Rand der Planetenscheibe tretend, nicht plötzlich verschwand, wie z. B. Sterne, welche vom Monde bedeckt werden, sondern ganz allmählich an Glanz abnahm, als wenn er successiv sein Licht durch immer dichtere Gasschichten zu senden habe. Einer der melbourner Beobachter aber, der mit dem bedeutendsten Instrument bewaffnet war, ein Herr Turner, meldet, daß er den Stern nach seinem Eintritt in die Scheibe während mindestens 10 Secunden durch die Atmosphäre des Planeten hindurch mit abgeschwächtem Lichte sehen konnte. Ob dagegen eine andere Erscheinung, deren Realität allerdings ebenso wenig angezweifelt werden kann wie die vorhin angeführten, aus dem Einflusse einer sich schnell stellenweise ausdehnenden oder zusammenziehenden Dunsthülle genügend erklärt werden kann, bleibt zweifelhaft. Wir führen sie namentlich ihrer Merkwürdigkeit wegen mit an. „Am 26. Juni 1828", so schildert Klein

*) Vgl. Vogel, „Untersuchungen u. s. w.", S. 33.
**) Vgl. „Monthly Notices", Januar 1880, S. 140.

in seiner „Durchmusterung des Himmels" (Braunschweig 1880) die räthselhafte Erscheinung, „wurde der zweite Mond, nachdem er in die Scheibe Jupiters eingetreten, 12 oder 13 Minuten später außerhalb des Randes gefunden, wo er mindestens 4 Minuten sichtbar blieb und dann plötzlich verschwand. Diese wunderbare Erscheinung ist von Smyth berichtet worden, aber sie wurde gleichzeitig von zwei andern competenten Beobachtern bestätigt, von denen Maclear 12 und Pearson 35 Meilen von Smyth in Bedford entfernt wohnten." Wenn man sich Jupiter von einer weiten, zum großen Theil durchsichtigen Dunsthülle umgeben denkt, deren Diaphanitätsgrad aber schnellen Veränderungen unterworfen ist, so würde die Sache zu erklären sein. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten.

Wenn der Schatten eines Satelliten auf die Oberfläche Jupiters fällt, so erscheint derselbe tiefschwarz. Hieraus aber zu schließen, daß diese von der Sonne nicht beleuchtete Stelle vollkommen lichtlos sei, wäre falsch. Sonnenflecke erscheinen auch schwarz, obgleich man weiß, daß das Licht, welches uns von ihnen zuströmt, das der vollen Mondscheibe an Intensität bei weitem übertrifft. Die Flecke sind nur wegen der Contrastwirkung der hellen Umgebung scheinbar schwarz. Tritt der Satellit nun selber vor die Scheibe des Jupiter, so sollte er für uns vollständig unsichtbar werden, wenn Jupiter wie der Satellit an und für sich dunkel ist und dieselbe das Licht rückstrahlende Fähigkeit besitzt. In Wirklichkeit aber erscheinen die Satelliten oft als tiefdunkle Scheiben auf dem Planeten und solcher Helligkeitsunterschied ist durch ein etwaiges Fehlen von weißleuchtenden Wolkenschichten um den Satelliten durchaus nicht allein erklärbar. Dagegen wird die Annahme, Jupiter sei noch im geringem Grade selbstleuchtend, durch diese Erscheinung gestützt. Hierfür spricht außerdem die ungewöhnliche Intensität des Planetenlichtes, welche namentlich in ihrer Wirkung auf photographisch präparirte Platten auffallend ist. Bond, der berühmte amerikanische Astronom und Himmelsphotograph, fand die Expositionszeit für Jupiter 27 mal kürzer als für den Mond. Browning und Zöllner kamen von verschiedenen Seiten zu demselbem Resultat, daß Jupiter noch selbstleuchtend sein müsse.

Hier erkennen wir abermals eine Aehnlichkeit zwischen Jupiter und der Sonne. Ihr mächtigster Sohn rivalisirt mit der königlichen Mutter; wenngleich sie als dienender Trabant umkreisend, hat er gleich ihr aus sich ein Weltsystem geschaffen, über welches er regiert. Während auf ihm selber, wie auf der Sonne, Leben nach irdischen Begriffen nicht existiren kann, so steht andererseits der Vermuthung nichts entgegen, daß sich organische Entfaltung im System des Jupiter, auf seinen Satelliten, reichlich ausbreitet, deren Gedeihen durch die Wärme ausstrahlende Wirkung des regierenden Planeten, welche die größere Entfernung der Sonne unschädlich macht, unterstützt werden mag. „Wenn wir die Kraft in Betracht ziehen", sagt Proctor in seinem früher schon citirten Aufsatze, „welche der Jupiter infolge seiner Größe und Nähe besitzen muß, die Trabanten mit reflectirtem Licht zu erleuchten und sie mit seiner eigenen Hitze zu erwärmen, so finden wir im Jupitersystem eine Harmonie und Schönheit, welche wir bisher vermißt haben; wenn wir ferner bedenken, welche Pflichten die Sonne ihrer Familie gegenüber erfüllt, wollen wir dann diesen Gesichtspunkt etwa verwerfen, weil «die hellern und größern Körper

den kleinern nicht dienen sollen»? Selbst der eifrigste Vertheidiger der Theorie des Lebens in andern Welten braucht sich nicht zu beklagen; denn er findet vier Welten, wo er nur eine vermuthete."

Den Begriffen zwar, welche wir uns von einem tertiären Weltsystem aus dem Verhältniß von Erde und Mond zu entwickeln geneigt sind, würde obige Ansicht direct widersprechen. Da wir erkannt haben, daß der Mond ein erkalteter, ausgestorbener Weltkörper ist, dessen Mission gegenwärtig nur noch ist, der bevölkerten Erde dienstbar zu sein, da wir weiter sehr gern Einrichtungen, wie wir sie in unserer Nähe wahrnehmen, für allgemein halten, so liegt uns der voreilige Schluß nahe, das System des Jupiter sei, falls es wirklich derart aufgebaut ist, wie wir es oben schilderten, ein abnormer Fall. Das wäre aber ein falscher Schluß; denn wir haben das System des Jupiter als ein kleines Sonnensystem, Sonne und Jupiter als ein Doppelsternsystem anzusehen. Aehnliche doppelte Sonnen, wovon die schwächere um die stärkere kreist, jedoch die stärkere zwingt, eine kleinere Bahn um das Schwerecentrum des Ganzen zu beschreiben, gibt es zu Tausenden am Himmel; allerdings haben wir keine entdecken können, welche so ungleiche Verhältnisse der Größe, Schwerkraft und Lichtintensität aufwiesen wie das System Sonne-Jupiter, aus dem einfachen Grunde, weil ein Stern wie Jupiter in Fixsternentfernungen mit unsern optischen Mitteln nicht mehr wahrgenommen werden kann. Die erwähnte Meinung, daß hier ein so großer Körper kleinern diene und daß sein Zweck eben in dieser Dienstbarkeit aufgehe, deshalb zu bekämpfen, weil hier vom Standpunkte einer teleologischen Weltanschauung der große Oberflächenraum Jupiters für die Entwickelung des Lebens unbrauchbar befunden wird, wäre durchaus unlogisch; ein Hinweis auf die ungeheuere Sonne genügt dies darzuthun. Ihre Licht- und Wärmewirkungen, in der Entfernung Jupiters 27 mal schwächer als bei uns, bedürfen einer Unterstützung, um ein ähnliches Leben auf den Satelliten hervorzurufen wie bei uns; diese finden sie in ihrer zweiten nähern Sonne, dem gewaltigen Jupiter. Wollten wir aber in dem Gebiet der Hypothesen, in welches wir uns bei Besprechung der zweckmäßigen Einrichtung anderer Welten stets wagen müssen, noch weiter vorgehen, so hätten wir nur an die Untersuchungen von Ritter über die Wärmezunahme der Sonne zu erinnern, von welcher wir bereits im ersten Abschnitt dieser Arbeit sprachen. Hiernach müßte die Sonne im Laufe folgender Weltepoche noch ganz bedeutend heißer und deshalb wol auch lichtstärker werden. Es wäre also recht wohl denkbar, daß zu einer Zeit, da die Satelliten ihre Mission erfüllt hätten und auf der Stufe unsers Mondes angekommen sind, ferner aber der Körper des Jupiter dichter geworden und eine feste Kruste um sich gebildet hat, einst ähnliche Bedingungen der Licht- und Wärmezufuhr für die Oberfläche Jupiters existiren werden, als wir sie für die Erde beobachten. Dann steht der Entwickelung des Lebens auf der weiten Oberfläche des mächtigsten Bruders der Erde nichts mehr entgegen. Aber verlassen wir dieses unsichere Gebiet der Speculation.

Das System des Jupiter ist bekanntlich ein ziemlich ausgedehntes. Der erste Satellit ist bereits weiter vom Centrum seines Hauptplaneten entfernt als unser Mond vom Erdmittelpunkt; seine Größe übertrifft die unsers Trabanten gleichfalls

um ein Meßbares. Der zweite Trabant, mehr als halbmal mehr entfernt als der erste, ist fast ebenso groß wie unser Mond, während die beiden entferntesten bedeutend größere Körper sind. Der dritte übertrifft im Durchmesser den Mond um mehr als die Hälfte und ist folglich linear noch um 100 Meilen größer als der kleinste der Hauptplaneten, Mercur. Der vierte ist beinahe ebenso groß als dieser Planet. Der dritte ist $2^1/_2$ und der vierte $4^1/_2$ mal entfernter vom Centrum des Systems als der erste Trabant. Wir erkennen in diesen Verhältnissen Aehnlichkeiten mit denen im Sonnensystem: erstens nehmen die Abstände progressiv zu, und zweitens sind die größern Satelliten die äußern.

Die letzten beiden Himmelskörper sind groß genug, um von unserm Standpunkte aus mit bloßem Auge wahrgenommen werden zu können, wenn man das blendende Licht Jupiters vom Auge abhält; jedenfalls genügt das schwächste Fernrohr, um das interessante Schauspiel der relativen Bewegungen dieser vier begleitenden Lichtpunkte zu verfolgen. Die Verfinsterungen der Monde, welche in den Schatten des Hauptplaneten eintreten, ihr Wiedererscheinen, das Vorüberziehen der Satelliten vor dem Jupiter, und des ihnen folgenden oder vorangehenden Schattens, welcher auf der Oberfläche des Planeten diejenigen Länderstrecken bezeichnet, wo in solchen Augenblicken eine totale Sonnenfinsterniß stattfindet: dieses Schauspiel, mit nur einigem Nachdenken verfolgt, muß den hartnäckigsten Antikopernikaner — und unter skeptischen Laien gibt es deren noch hier und da — gewinnen, und ist das beste Mittel, jungen Leuten die Einrichtungen des Planetensystems klar vor die Augen zu führen. Die messende Beobachtung dieses Schauspiels gibt auch, worauf Laplace aufmerksam machte, ein Mittel an die Hand, die Entfernung Jupiters von uns auf sehr einfache und anschauliche Weise zu finden. Beobachtet man nämlich die Verfinsterung eines Satelliten vollständig, so ergibt sich daraus ohne weiteres der Ort am Himmel, wo der Schatten Jupiters in jenem Augenblicke die Bahn des Satelliten durchkreuzte. Dieser Punkt muß natürlich der Sonne genau gegenüberliegen. Eine Linie von demselben zum Centrum Jupiters gezogen hat also dieselbe Richtung wie die Verbindungslinie zwischen den Centren von Jupiter und Sonne. Denken wir uns nun ein ebenes Dreieck zwischen der Erde und letztern Gestirnen construirt, so gibt diese Richtung Sonne-Jupiter mit der direct zu messenden Richtung Sonne-Erde einen Winkel des Dreiecks ab. Ein zweiter Winkel ist aus den Richtungen Sonne-Erde und Erde-Jupiter auch direct zu messen. Setzen wir nun die Entfernung der Sonne von der Erde gleich Eins, so haben wir drei Stücke eines ebenen Dreiecks, aus denen jeder Schüler die andern Stücke, d. h. die Entfernungen Jupiter-Sonne und Jupiter-Erde in Vielfachen der Sonnenentfernung finden kann. Daß dieselben Verfinsterungen der Jupitertrabanten bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zuerst dazu gedient haben, die Geschwindigkeit des Lichts zu messen, ist sehr bekannt, sowie daß dieses Verdienst Olaus Römer zukommt. Man hatte seit der Entdeckung dieser Körper nämlich bemerkt, daß die Zeiten des Anfangs einer Verfinsterung zu früh oder zu spät stattfanden, je nachdem Jupiter seinen mittlern Abstand von uns noch nicht erreicht oder überschritten hatte, kurz, daß ein periodischer Fehler in der sonst sehr leichten Vorausberechnung jenes Phänomens begangen wurde, der sich

vom Abstande Jupiters abhängig zeigte. Römer wies nach, daß man die Beobachtungen mit der Rechnung in Uebereinstimmung bringen könne, wenn man annimmt, das Licht gebrauche elf Minuten, um von der Sonne zu uns zu gelangen. Heute, wo man Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes mit größter Präcision durch physikalische Experimente rein terrestrischer Natur bestimmt hat, könnte man jene periodischen Differenzen umgekehrt benutzen, um die Entfernung Jupiters von uns ohne weiteres in Einheiten eines beliebigen irdischen Maßes, z. B. der geographischen Meile, zu bestimmen.

In starken Instrumenten erscheinen die Jupitersmonde deutlich als Scheiben, deren Dimensionen meßbar, wenn auch so klein sind, daß keine Details auf ihren Oberflächen wahrgenommen werden können. Wenigstens müssen die Beobachtungen einiger Astronomen älterer sowol als neuerer Zeit als zweifelhafte bezeichnet werden. Dawes und Secchi haben Zeichnungen von Flecken gegeben, welche sie auf dem größten, dem dritten Monde gesehen zu haben glauben; diese Zeichnungen haben miteinander gar keine Aehnlichkeit. Wichtiger und mit weniger Unsicherheit behaftet sind jedenfalls gewisse Beobachtungsreihen über die periodischen Helligkeitsschwankungen der Satelliten. Herschel, der namentlich für derartige Untersuchungen außerordentlich routinirt war, hatte bereits behauptet, die Lichtstärke aller Satelliten erreiche jedesmal in ein und derselben Stellung eines jeden zum Centrum des Jupiter ein Maximum. Die Untersuchungen hierüber sind später von Engelmann in Leipzig mit den verfeinerten Werkzeugen der Neuzeit wieder aufgenommen worden und haben zu demselben Resultat geführt. Für dieses Factum ist derzeit nur eine Erklärung möglich: die Oberflächen der Satelliten besitzen ausgedehnte Flecke von geringerer Reflexionsfähigkeit als ihre Umgebung, und diese Flecke kehren jedesmal nach einem Umlauf des betreffenden Satelliten in dieselbe Lage zu dem Planeten zurück; dies will aber nichts anderes heißen, als eine Rotationsdauer des Satelliten um seine Achse ist gleich einer Revolutionsperiode desselben um das Centrum seines Systems. Wir begegnen hier also derselben Gleichzeitigkeit, wie sie für unsern Mond stattfindet. Die spectroskopische Beobachtung der Satelliten läßt die Vermuthung, sie möchten Atmosphären von ähnlicher Beschaffenheit wie die des Jupiter besitzen, wenigstens aufdämmern. Wäre diese Vermuthung einmal fester zu begründen, so fänden darin unsere oben gegebenen Speculationen über die Einrichtung des Jupitersystems eine neue Unterstützung. Seine secundären Glieder sind großentheils mit den Eigenschaften von Planeten behaftet, während sie andererseits durch ihre Rotations- und Revolutionsbewegung den Charakter tertiärer Weltkörper beibehalten. Durch diese glückliche Vereinigung von Eigenschaften würde wenigstens eine Oberflächenhälfte jedes Satelliten die Nähe des gewaltigen Jupiter durch dessen strahlende Wirkungen wohlthuend empfinden. Vom ersten Satelliten aus betrachtet erscheint Jupiter als eine kolossalische Scheibe von mehr als 18 Grad Durchmesser, während die Sonne dort nur 6 Minuten Durchmesser hat, folglich mehr als 170 mal kleiner erscheint. Für diesen innersten Satelliten ist Jupiter noch 34 mal größer als für uns die Sonne. Selbst der entfernteste Satellit sieht den Centralkörper des secundären Systems noch immer mit einem Durchmesser von über 4 Grad und 8 mal größer, als uns die Sonne erscheint. Daß daher Jupiter, dem man

eine bedeutende eigene Wärme nach allem, was unsere Untersuchungen ergeben haben, nicht mehr absprechen kann, sehr fühlbare Eingriffe in ein etwaiges Leben auf seinen Satelliten haben muß, ist begreiflich, und wir erkennen gleichzeitig ohne weiteres die charakteristische Verschiedenheit jener Naturthätigkeit von der irdischen.

Entfernen wir uns noch um ein Glied weiter in den Raum hinaus, so begegnen wir der noch in viel bedeutenderm Maße merkwürdigen und von der unserigen vollständig abweichenden Weltorganisation des Saturn. Wir gehen hier noch eine Bildungsstufe weiter in die Vorwelt des Systems zurück. Wie der Geologe, welcher in immer tiefere Schichten der Erdkruste eindringt und in jeder tiefern Schicht immer mehr abweichenden Thier- und Pflanzentypen begegnet, welche vorweltliche Zeitepochen bevölkerten und deren Studium den gesuchten Faden des biologischen Entwickelungsganges unserer Erdenwelt vervollständigt, so haben wir im Saturn auch gewissermaßen ein Modell aus vorirdischen Weltperioden vor uns, nur mit dem begünstigenden Unterschiede, daß wir es hier nicht mit einem todten Petrefact, sondern mit einem lebenden Individuum zu thun haben, dessen nothwendig langsamere Entwickelung uns jene frühere Lebensstufe schneller alternder Geschwister repräsentirt.

Für das künstlich verschärfte Auge gibt es am gestirnten Himmel keinen wunderbarern Anblick als Saturn mit seinen Ringen und Monden. Ein ungeheueres Weltsystem von eigenthümlichster Organisation zieht mit all seinen Gliedern vor der unendlichen Welt der Fixsterne vorüber. In wenigen Stunden einer günstigen Nacht können wir bereits das staunenswerthe Schauspiel der wechselseitigen Anziehungskräfte einerseits der Sonne auf das gesammte secundäre System, andererseits des Saturn auf seine ihm unterthänige Welt genießen. Langsam sieht man das ganze System seinen Ort in Bezug auf naheſtehende Fixsterne verändern, während die in der Ebene der Ringe vertheilten Lichtpünktchen, die Satelliten — Saturn hat deren so viel, als die Sonne große Planeten besitzt, acht — sich viel schneller in Bezug auf den Centralplaneten scheinbar für uns in sehr langgestreckten Ellipsen fortbewegen. Gibt es ein anschaulicheres Bild von der Wirkung der Schwere, als diese langsam hinziehende ungeheuere Kugel, welche ein System freischwebender Ringe und eine Schar kleinerer sie umkreisender Weltkörper auf ihrem majestätischen Wege um die Sonne mit sich führt?

Saturn ist bekanntlich der zweitgrößte Planet im Sonnensystem. Sein Durchmesser beträgt am Aequator 15700, von Pol zu Pol aber nur 14100 geographische Meilen, was immerhin noch ungefähr acht Zehntel der betreffenden Dimensionen beim Jupiter ausmacht. Auch bezüglich seiner sphärischen Form zeigt dieser seltsame Planet Aehnlichkeit mit seinem nähern Nachbar Jupiter. Er ist, wie wir aus oben gegebenen aus den Bessel'schen Messungen gefolgerten Zahlen entnehmen, an den Polen stark abgeplattet, und zwar noch bedeutender als Jupiter. Seine Abplattung ist die größte im Sonnengebiete, etwa gleich einem Zehntel. Aus dieser Wahrnehmung allein dürften wir schon schließen, daß Saturn gleich Jupiter sehr schnell um seine Achse rotiren müsse. In der That haben Beobachtungen von Herschel, die später von Hall in Washington durch Untersuchungen mit Hülfe des

26zölligen Objectivs sehr nahe bestätigt worden sind, eine Umlaufszeit von 10 Stunden 16 Minuten ergeben, sodaß die gewaltige Kugel nicht bedeutend langsamer umschwingt als die des Jupiter.

Beobachtungen über die Revolutionszeit eines Himmelskörpers sind immer nur möglich, wenn derselbe auf seiner scheinbaren Scheibe Zeichnungen, Farbennuancen zeigt, welche längere Zeit ihre relative Lage zu den Polen der Kugel nicht merklich verändern. Saturn hat solche Flecke nur sehr selten besessen. Gewöhnlich erscheint die Kugel nur mit verschiedenen hellen Zonen überzogen, deren Ausdehnung nicht sehr constant bleibt. Gegen den Aequator hin sind dieselben regelmäßig dunkler und erscheinen hier oft, wiederum ein ähnlicher Zug mit Jupiter, wie mit hellen ungleichartig beränderten und veränderlichen Wolkenstreifen überdeckt. Gegen die Pole hin nimmt man fast niemals Details wahr; wohl aber vermuthete Herschel, der trefflichste aller Beobachter, eine periodische Veränderlichkeit der Lichtintensität der Saturnhemisphären und zwar der Art, daß die Halbkugel, welche ihr 14 Jahre umfassendes Winterhalbjahr hat, immer heller erscheint als die entgegengesetzte. Diese Erscheinung, welche Herschel übrigens unter aller Reserve mittheilt, erinnert uns an die Polarflecke des Mars, deren Entstehung wir nach höchster Wahrscheinlichkeit in meteorologischen Processen auf dem Mars, welche denen der Erde analog sind, zu suchen haben. Die gleiche Erklärung könnte aber auf Saturn nicht übertragen werden, dessen ungemeine Aehnlichkeit mit Jupiter uns dieselben zwingenden Argumente für den noch sehr heißen Zustand seiner Materie an die Hand gibt. Die Masse des Saturn ist weniger dicht als Wasser. Meere, welche bei meteorologischen Processen doch eine so bedeutende Rolle spielen, können folglich nach unsern Begriffen auf der Saturnkugel nicht existiren, weil das dichte Wasser dem Centrum zuströmen und dort einen flüssigen Kern bilden müßte. Wohl aber ist es möglich, daß die langjährige Bestrahlung der einen Hälfte des Saturn durch die Sonne von Einfluß auf die Beschaffenheit der Atmosphäre sein könne.

Daß die scheinbare Scheibe des Saturn mit ihrem Lichtnuancirungen wie bei Jupiter nur die Oberfläche einer mit undurchdringlichen Dünsten ganz angefüllten Atmosphäre ist, kann kaum in Zweifel gezogen werden. Vogel vor allen andern hat durch seine vielfach citirten spectroskopischen Untersuchungen das Vorhandensein einer solchen gleichfalls als sehr wahrscheinlich hingestellt. Dieselbe enthält nach ihm viel Wasserdampf und zeigt durch eine charakteristische Absorptionsbande im rothen Theile des Spectrums, welche bei den übrigen Planeten nicht auftritt, abermals eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Jupiter. Diese Atmosphäre ist jedenfalls sehr tief und muß bis zu einem Punkte hinabsteigen, wo ihr Druck die ausdehnende Kraft der innern Wärme überwindet, wo vielleicht eine blasenartige, flüssige Schale den wol noch gasförmigen Kern umgibt. In dieser Beziehung können wir natürlich nur auf allgemeinen physikalischen Eigenschaften der Materie beruhende Muthmaßungen machen, haben aber auf jeden Fall Grund, auch für die Oberfläche des Saturn die Möglichkeit einer Entfaltung organischen Lebens stark in Zweifel zu ziehen.

Wenden wir uns nun jener eigenthümlichen Ringbildung zu, welche den Anblick des Planeten von dem irgendeines andern himmlischen Objects so wunderbar

unterscheidet, aber trotzdem, physikalisch oder genetisch betrachtet, im Sonnensystem sowol als im Weltall außerhalb unserer Fixsternation der Milchstraße, seinesgleichen besitzt. Welchen Anblick schematisch das Ringsystem darbietet, wird wol allen unsern Lesern bekannt sein. Die wahre Entfernung seines äußersten Randes vom Mittelpunkte der Saturnkugel beträgt nach Struve mehr als 18400 geographische Meilen; die Distanz von der Oberfläche des Planeten bis zum äußersten Rande der Ringe ist also noch um 2700 Meilen größer als der Halbmesser des Planetenkörpers. Der nächste Punkt der Ringe steht von der Oberfläche des Planeten nur um 4400 Meilen ab; das Ringsystem ist folglich etwa 6200 Meilen breit, eine Zahl, welche den Durchmesser unserer Erde beinahe um das Vierfache übertrifft. Die scheinbare Gestalt der Saturnringe verändert sich bekanntlich je nach der Lage unsers bewegten Standortes auf der Erde, weil die Ebene der Ringe nicht mit der Ebene der Erdbahn zusammenfällt. Der Winkel zwischen beiden Ebenen beträgt ohngefähr 28 Grad. Ein halbes Saturnjahr, also 14 Erdenjahre lang, sehen wir daher nur die untere, das folgende die obere Fläche der Ringe, jedoch mit der Einschränkung, daß wir während sehr geraumer Zeit um die Epoche herum, während welcher wir der Durchschnittslinie beider Ebenen nahe sind, nur die schmale Kante der Ringe sehen, die endlich für Instrumente von mittlerer Kraft sogar vollständig verschwindet. Wir entnehmen daraus, daß die Dicke der Ringe eine sehr geringe sein muß. Man hat sie auf etwas mehr als 100 Meilen abgeschätzt.

Die erste Beantwortung der Frage, aus was für Stoffen dieses eigenthümliche Gebilde bestehen, oder noch allgemeiner genommen, in welchem Aggregatzustande es sich befinden möge, mußte wol auf die Annahme einer flüssigen Beschaffenheit desselben führen; denn einerseits konnten die Ringe wegen der Constanz ihrer Form nicht als gasartig gedacht werden, andererseits aber sprach gegen die Annahme einer starren Beschaffenheit des Ringsystems seine Lage außerhalb des Centrums der Saturnkugel, die augenfällig ist und nach leicht begreiflichen Regeln der Anziehung unter letzterer Voraussetzung derartig schnell zunehmen müßte, daß schon innerhalb der Zeit, während welcher wir die Ringe kennen, ein Zusammensturz derselben mit dem Hauptkörper stattgefunden haben müßte. Aber auch die Annahme ihrer flüssigen Beschaffenheit, welche heute noch von vielen Astronomen als die richtige bezeichnet wird, führte auf Schwierigkeiten, über welche sich schon Kant klar wurde. Wenn nämlich die einzelnen Partikeln des Ringsystems sich bis zu einer gewissen Grenze, die von der Dichtigkeit der Ringmaterie abhängt, frei bewegen können, so müßte jedes gesetzlich so um den Saturn herumlaufen, wie solches ein Satellit des Planeten im gleichen Abstande vom Centrum des Systems thun würde, weil es begreiflicherweise in jedem andern Falle sich entweder auf den Saturn stürzen oder von ihm schließlich unendlich entfernen müßte. Kant berechnet nun unter dieser Voraussetzung die Umlaufsdauer des Saturnringes und findet für dessen innern Rand etwa 10, für den äußern aber 15 Stunden. Da die einzelnen Theilchen aber nicht ganz frei beweglich gedacht wurden, so folgte zunächst, daß ein allmählicher Ausgleich der Geschwindigkeit in den verschiedenen Theilen des Ringes stattfinden müßte, bis, für einen Augenblick wenigstens, alle Theile die gleiche Winkelgeschwindig-

keit haben würden. Da demzufolge die innern Theile des Ringes viel langsamer umschwingen, als sie es dem Gravitationsgesetze gemäß bei freier Bewegung thun müßten, da, anders ausgedrückt, hier ein Ueberschuß von Schwerkraft gegen Centrifugalkraft existirt, so suchen diese Partikeln sich dem Saturn zu nähern und ziehen nun vermöge ihres Zusammenhanges mit den entferntern Partikeln deren so lange mit sich hinab, bis der Kraftaufwand, welchen sie dazu nöthig haben, jenen Ueberschuß von Schwerkraft aufgehoben hat. Hier muß sich nun der herabgesunkene Theil von dem obern trennen und bildet einen Ring für sich, der von dem ursprünglichen durch einen leeren concentrischen Streifen getrennt ist. Jenseit der Mitte des ursprünglichen Ringsystems muß dasselbe Spiel stattfinden; nur wirken dort die Kräfte im umgekehrten Sinne. Der äußere Rand ist gezwungen, sich schneller zu bewegen, als er im freien Zustande rotiren würde. Die überschüssige Centrifugalkraft schleudert die Partikel ab, welche andere tiefer doch mit ihnen noch im Zusammenhange befindliche mit sich reißt, und so schließlich einen entferntern, selbständigen Ring bildet. „Man könnte", sagt Kant am Schlusse dieser Betrachtungen in seiner berühmten „Naturgeschichte des Himmels", „die Zahl dieser Cirkelstreifen und die Breite ihrer Zwischenräume ausrechnen, wenn der Grad des Zusammenhanges bekannt wäre, welcher die Theilchen aneinander hängt; allein wir können uns begnügen, überhaupt für die Zusammensetzung des Saturnschen Ringes, die dessen Zerstörung vorbeugt und ihn durch freie Bewegung schwebend erhält, mit gutem Grunde der Wahrscheinlichkeit errathen zu haben. Diese Muthmaßung vergnügt mich nicht wenig, vermittels der Hoffnung, selbige noch wol dereinst durch wirkliche Beobachtungen bestätigt zu sehen."

Die genialen Speculationen des königsberger Philosophen haben sich namentlich in jüngerer Zeit als vollständig begründet erwiesen. Die auffälligste dieser vermutheten Trennungslinien des Ringes war schon geraume Zeit vor Kant, jedenfalls ohne sein Wissen, von Cassini 1675 entdeckt worden. Dieselbe befindet sich ungefähr um zwei Drittel der Ringbreite vom innern Rande entfernt und umfaßt eine Lücke von etwa 380 Meilen Breite. Den äußern Ring aber sah Encke zuerst 1837 durch eine schmale Trennungslinie in zwei fast gleiche Theile zerfallend. Dieser Streifen wird von den Engländern oft die Bleistiftlinie genannt, weil sie nicht ganz dunkel, sondern in grauem Tone erscheint. Ihre Breite ward auf 130 Meilen geschätzt. Eine andere äußerst feine Linie hat de Vico in Rom auf dem innern Ringe, also in Bezug auf die Planetenkugel diesseit der Cassini'schen Trennung, gesehen. Endlich hat Trouvelot zwischen 1872 und 1876 mit den beiden mächtigsten Refractoren der Neuzeit, denen von Washington und Cambridge in Nordamerika, die Ringe Augenblicke lang in eine große Anzahl Zonen zerfallen sehen; namentlich der innere Ring erschien ihm von „zahlreichen, engen, concentrischen Bändern cannelirt". Wir erkennen also, daß wir hier ein sehr complicirtes Gebilde vor uns haben, dessen genauere Erforschung erst kommenden Jahrzehnten anvertraut werden muß.

Die Trennungslinien schneiden übrigens nicht scharf in die Ringe ein. Es scheint vielmehr, daß die Dicke der Ringe nur allmählich bis zu den Trennungen beiderseits abnimmt, derart, daß der Querschnitt des Systems eine Figur sein

würde, die sich aus einer Anzahl langgestreckter sich aneinanderreihender Ellipsen zusammensetzt. Hierauf lassen wenigstens die Contouren des Schattens der Saturnkugel auf den Ringflächen schließen. Auch erscheint mit den besten Fernrohren keine Trennungslinie vollkommen schwarz, was andeutet, daß sich noch fein zertheilte Materie hier befindet.

All diese Beobachtungen bestätigen die Speculationen von Kant auf das schönste. Es ist leicht einzusehen, daß eine miteinander in Zusammenhang befindliche Materie, welche solch ein Ringsystem bildet, sich zu einer Oberfläche zusammenzuziehen sucht, deren Durchschnitt ein Kreis ist. Durch die Wirkungen der Centrifugal- und Anziehungskraft aber muß dieser Kreisdurchschnitt zu einem elliptischen verlängert werden und abgeschleuderte oder zu stark angezogene Partikeln werden nun fortwährend zwischen den einzelnen Ringen ausgetauscht, welche in den Trennungen als sehr schwacher Lichtschein sichtbar werden.

Wenn aber solch ein Austausch von Materie zwischen den einzelnen Ringen in der That stattfindet, so ist es theoretisch nothwendig, auch zwischen dem innersten Rande des innersten Ringes und der Saturnkugel eine ähnliche Erscheinung vorauszusetzen; wenigstens müssen einige Partikeln, welche sich freier als die übrigen zu machen wußten, dem Saturn entgegenzustreben suchen; es muß auch innerhalb des Ringes Materie in feiner Zertheilung anzutreffen sein. In der That hatten sich schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts mehrere Astronomen, welche den Saturn eifriger studirt hatten, so z. B. Herschel und Schröter, darüber gewundert, daß sie niemals in jenem dunkeln Himmelsraume, welcher bei günstiger Lage der Ringe zwischen den Ansen und der Kugel offen bleibt, einen Fixstern sehen konnten, und Galle glaubte 1838 und 1839 diesen Raum mit einem schwach leuchtenden Flor überzogen zu sehen. Aber erst 1850 konnte der amerikanische Astronom Bond constatiren, daß sich zwischen dem bereits bekannten Ringsystem und der Saturnkugel noch ein schwacher sogenannter „dunkler" Ring befindet, durch den der Entdecker wie durch einen Schleier einen Theil des Planeten hindurchschimmern sah. Diese letztere Erscheinung konnte später Trouvelot mit einem dreimal stärkern Instrument nur sehr unvollkommen wieder wahrnehmen, woraus er schließt, daß die innere Beschaffenheit dieses Ringes schnellen und bedeutenden Schwankungen unterworfen sei, wie es nach unserer vorangeschickten Ansicht über seine Zusammensetzung von vornherein als wahrscheinlich zu erachten war. Denn da sich dieser Ring aus abstrebenden Theilchen des leuchtenden Ringes bildet, und man ihn deshalb aus sehr fein zertheilter Materie des letztern aufgebaut denken muß, kann man nicht annehmen, daß diese fast frei schwebende Materie sich auf dem großen Gebiete des Ringes jederzeit gleichartig ausbreiten müßte.

Bisjetzt haben wir die Meinung Kant's, daß diese Ringe aus einer Art Flüssigkeit oder einem leicht veränderlichen Dunste aufgebaut seien, bestehen lassen. Die Argumente des königsberger Philosophen galten aber auch noch für eine dritte Art der Zusammensetzung, die mit der vorhin betrachteten physisch genommen allerdings die größeste Aehnlichkeit hat und nur für die oberflächliche Betrachtung dem Augenschein nach sehr verschieden ist. Wir können uns dieses System aus einer ungemein großen Anzahl von kleinen festen Körpern zusammengesetzt

denken, einem Schwarme von Satelliten oder besser Meteorsteinen, zu welchen sich der ursprünglich losgelöste Dunstring condensirt habe. Die Molecule im Wasser oder die Nebelkügelchen haben eine relativ zu ihren Nachbarn ebenso freie Bewegung und werden von jenen ebenso beeinflußt, wie ein Meteorstein im ringförmigen Schwarme dem allgemeinen Zuge des Ganzen so gut wie den speciellen Störungen der neben ihm herlaufenden gleichgearteten Körper zu folgen hat. Wir haben es im letztern Falle nur mit Molecülen gröberer Art zu thun. Für diese Meinung aber spricht mehr als ein schwerwiegender Grund. Zunächst haben mehrere Mathematiker, Maxwell in einer zu Cambrige (England) 1857 preisgekrönten Schrift und in jüngerer Zeit Hirn in der Schrift „Le monde de saturne, ses conditions d'existence et de durée" (1872) gezeigt, daß der Zusammenhang zwischen den einzelnen Partikeln ein loserer sein muß, als er in Flüssigkeiten stattfindet. Maxwell zeigte namentlich, daß ein derartiges Ringsystem oceanischer Natur sehr bald in so starke Wellenbewegung kommen müsse, daß der Ring dadurch in einzeln bestehende Theilchen zerfalle. Andererseits läßt auch die sehr bemerkbare excentrische Lage der Ringe zum Mittelpunkte der Planetenkugel einen dauernden innigern Zusammenhang flüssiger Massen mathematisch nicht zu.

Ferner haben Beobachter zu der Zeit, während Saturn uns die scharfe Seite seines Ringes zuwendet, verschiedene Erscheinungen wahrgenommen, welche direct auf eine Zusammensetzung desselben aus Conglomeraten von Körpern, Rudeln selbständig beweglicher Meteorsteine, hindeuten. Während der erwähnten Zeit verschwinden die Saturnringe fast gänzlich. Nur in bessern Instrumenten bleibt eine schmale Lichtlinie zu beiden Seiten der Saturnkugel sichtbar, die gewöhnlich an einer Seite weniger lang und glänzend ist als an der andern. Aus beobachteten periodischen Schwankungen ihrer Intensität und Länge leitete Secchi eine Umlaufszeit des Ringes ab, welche der theoretisch für dort frei bewegliche Körper geltenden gleich ist. Dieses würde also andeuten, daß sich dichtere und schwächer bevölkerte Gebiete im Ringe befinden, die in regelmäßigen Intervallen wieder denselben Ort einnehmen. Manchmal sieht man auch jene Lichtlinie unterbrochen, aus getrennten Lichtstreifen und Punkten bestehend. Eigenthümlich und noch nicht genügend erklärt ist hierbei die von vielen geschickten Astronomen (Harding, Schröter, Busch, Schmidt, Schwabe) namentlich 1848 gemachte Wahrnehmung, daß solche Lichtpunkte während vieler Stunden, ja selbst tagelang an demselben Flecke zu bleiben schienen. Hieraus aber sogleich den Schluß zu ziehen, anderweitige für die Rotation des Ringsystems sprechende Wahrnehmungen seien irrig, wäre doch zu voreilig. Eine lang sich auf der Ringfläche hinstreckende Wulst, durch eine Reihe von größern aufeinanderfolgenden Körpern gebildet und durch Erscheinungen der Irradiation scheinbar vergrößert, könnte die Sache vielleicht am besten erklären.

Ein sehr wichtiges Argument aber für die fast selbständige Beweglichkeit der einzelnen Ringtheilchen ist der Zusammenhang der Entfernungen der Ringseparationen vom Centrum mit den Distanzen der Saturnsatelliten. Wir haben schon bei Gelegenheit der Asteroiden auf eine Arbeit von Kirkwood aufmerksam gemacht, welche zeigte, daß sich innerhalb jenes Ringes für sich frei um die Sonne schwebender Körper da besonders auffällige Lücken oder doch mit Asteroiden dünner

besetzte Regionen befinden, wo solche Körper eine mit der des Jupiter commensurable Umlaufszeit haben würden. Eine solche Coincidenz mußte mathematisch nothwendig Störungen bewirken, die sich summiren, und vermöge welcher diese Körper aus solchen Gegenden ausgewiesen würden. Kirkwood hat nun gezeigt, daß wenigstens die älteste Cassini'sche Trennung der Saturnringe mit einer Entfernung coincidirt, wo ein frei schwebender Körper eine Umlaufszeit besitzen müßte, deren Vielfaches Umlaufszeiten von den vier nächsten Satelliten des Saturn: Dione, Enceladus, Mimas und Thetis, gleichkommen würde. Wenn die Ringe nur aus flüssiger oder dunstförmiger Substanz beständen, so würden ähnliche Perturbationen in jenen Regionen zwar auch wirksam sein, aber ihre Resultate, die Lücken würden wegen des innigern Zusammenhangs solcher Substanzen nicht beständig bleiben, sondern sich jederzeit wieder auszufüllen suchen. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß die Ringe des Saturn ein sehr dichter Gürtel kleiner Satelliten sind, in welche der anfänglich losgelöste Dunstring zu gleicher Zeit zerfiel und die in sich keinen vorherrschenden Anziehungspunkt besaßen, weshalb sie sich nicht zu einem größern tertiären Körper vereinigen konnten. Wir erinnern hier nochmals an die schon bei Gelegenheit der Beschreibung des Mondes ausgesprochene Meinung, daß die Laplace-Kant'schen Mutterringe der Planeten und Satelliten wahrscheinlich zunächst in viele einzelne Knoten zerfallen seien.

Zum Schluß mag noch erwähnt sein, daß die spectroskopische Untersuchung des Saturnringes, nach Vogel wenigstens, eine Gasschicht um denselben, eine Atmosphäre, im Gegensatz zu den Resultaten über die Saturnkugel, durchaus nicht andeutet. Bestänben aber diese Ringe aus irgendeiner Art von Flüssigkeit, so mußte durch die Bestrahlung der Sonne nothwendig eine Dunsthülle hervorgerufen werden.

Das schöne Abbild des Planetensystems, die Saturnwelt, besitzt, wie wir schon früher erfuhren, acht tertiäre Weltkörper, welche, vom nächsten bis zum entferntesten genannt, folgende Namen führen: Mimas, Enceladus, Thetis, Dione, Rhea, Titan, Hyperion und Japetus. Der erstere, Mimas, befindet sich nur 3,14 Saturnhalbmesser vom Centrum des Systems entfernt, also nur 23400 Meilen, weniger als die Hälfte der Entfernung unsers Mondes vom Erdcentrum; er ist nur 5000 Meilen vom äußersten Rande des Ringsystems entfernt. Seine Umlaufszeit beträgt nicht mehr als 22 Stunden und 36 Minuten. Der entfernteste dagegen bewegt sich um sein secundäres Centrum in einer Entfernung von 64,4 Saturnhalbmessern oder 480000 Meilen, der beinahe zehnfachen Entfernung unsers Mondes, und zwar erst in 79 Tagen und 8 Stunden. Wir erachten es hier nicht der Mühe werth, dem Leser die betreffenden Ziffern für die übrigen Monde zu geben, sondern bemerken blos, daß ihre Reihenfolge und Gruppirung ähnliche Züge mit dem Sonnen- und Jupitersystem offenbart. Die mächtigsten Massen sind auch hier in die Mitte der Reihe gestellt, Rhea und Titan. Zwischen beiden aber existirt eine auffällige Lücke, an die zwischen Mars und Jupiter erinnernd, hier allerdings um ein Glied weiter hinausgeschoben.

Von den Saturnsatelliten sind fünf in mittlern Fernrohren ohne Schwierigkeit zu erkennen: der dritte, Thetis, der vierte, Dione, der fünfte, Rhea, der sechste, Titan, und der letzte, Japetus. Titan, der bei weitem lichtstärkste, wurde schon

von Huyghens 1665 entdeckt, die übrigen der letztgenannten von Dominicus Cassini zwischen 1671 und 1684. Die beiden dem Saturn am nächsten befindlichen kleinen Satelliten Mimas und Enceladus wurden vom ältern Herschel 1789 entdeckt, und endlich fand Bond 1848 mit seinem mächtigen Instrumente noch den kleinsten dieser tertiären Weltkörper Hyperion als siebenten in der Reihe, ein äußerst schwieriges Object. Alle diese Trabanten erscheinen als durchmesserlose Lichtpunkte von verschiedener Intensität. Es ist deshalb unmöglich, directe Messungen ihrer Größe anzustellen. Dagegen gibt in solchen Fällen die Photometrie ein Mittel zur Vergleichung der Oberflächen jener Körper an die Hand, sobald man die Voraussetzung als richtig anerkennt, daß diese Oberflächen die gleiche Lichtreflexionsfähigkeit wie die des Saturn selber haben. Durch diese Methode erhielt jüngst Pickering folgende Resultate*): Mimas 63 geographische Meilen Durchmesser, Enceladus 69, Thetis 123, Dione 117, Rhea 161, Titan 304, Hyperion 42, Japetus 105. Für Titan hatten Mädler's Schätzungen einen ungefähren Durchmesser von 350—400 Meilen ergeben, also etwas mehr als die vorher citirten sehr sorgfältig angestellten Beobachtungen mit einem Refractor von 15 Zoll Oeffnung. Allerdings scheint es, wie schon bei anderer Gelegenheit hervorgehoben wurde, daß die photometrische Messung gewöhnlich etwas zu kleine Resultate gibt; jedenfalls aber ist es unzweifelhaft, daß diese Satelliten sich mit denen des Jupiter nicht messen können; die Saturnwelt ist reicher verzweigt, aber jedes ihrer Individuen ist unbedeutender. Ueber die Natur dieser Himmelskörper können wir nichts beobachten. Nur von Japetus könnten wir allenfalls noch behaupten, daß er constante Flecke und eine Rotationszeit besitzt, welche seiner Umlaufszeit um den Planeten gleich ist, da derselbe, wie schon Cassini sah und wie es neuerdings von Pickering aufs neue sicher bestätigt wurde, periodische Schwankungen seiner Lichtintensität zeigt, welche mit seiner Stellung in der Bahn correspondiren. Gleiche Wahrnehmungen sind, wie wir bereits erfuhren, von allen vier Jupitertrabanten gemacht worden. Hier haben wir wenigstens eins der Glieder der Saturnwelt, welches auch diesen charakteristischen Zug der Satelliten offenbart. Nachträglich eingeschaltet mag noch werden, daß man gleichfalls an Deimos, dem äußern Marsmonde, dieselbe Eigenschaft vermuthen darf. Ob aber die übrigen Saturnmonde nur deshalb keine derartigen Helligkeitsschwankungen aufweisen, weil sie keine ungleichmäßig vertheilten Fleckenregionen auf ihrer Oberfläche besitzen oder ob sie die Gleichzeitigkeit der Revolution und des Saturncentrums mit der Rotation um sich selbst mit den übrigen tertiären Körpern des Sonnensystems nicht theilen, ist nicht mehr festzustellen.

Wenn wir auf alles, was wir vom Saturn erfahren konnten, gegenwärtig mit einem schnellen Blick noch einmal zurücksehen, wenn wir uns an seine Größe, seine bedeutende Abplattung, die Wolkenzüge seiner Oberfläche, sein verzweigtes Mondsystem und endlich die Helligkeitsveränderung wenigstens eines seiner Satelliten wieder vergegenwärtigen, so muß die ungemeine Aehnlichkeit dieser Welt mit der des Jupiter sofort in die Augen springen. Wir haben die zwei größten secun-

*) Vgl. „Annals of the Astronomical Observatory of Harvard College" (Cambridge 1879), Bd. XI, Thl. II, S. 269.

däre Welten des großen Systems, zwei Glieder der großen Familie vor uns, deren hauptsächliche Charakterzüge ihre Brüderlichkeit unzweifelhaft macht, während diese selben Züge beide von den übrigen, wenigstens allen näher befindlichen, verwandtschaftlich entfernt.

Daß sich z. B. die Saturnwelt von der unserigen wesentlich unterscheidet, ist leicht vorstellbar. Dieselben Argumente, welche wir bei Gelegenheit des Jupiter angeführt haben, sprechen gegen die Möglichkeit der Existenz organischen Lebens auf der Oberfläche des Saturn, derselbe Grund für die Entwickelung eines solchen auf seinen Monden. Wie grenzenlos verschieden aber der Anblick des Himmels für den Bewohner solcher tertiären Welt von dem irdischen sein müsse, kann sich selbst die geflügelte Phantasie nur schwer vorstellen. Die ungeheuere Saturnkugel erscheint von ihrem weiten Ringsystem umgeben, fast von Ost zu West über den ganzen Himmel ausgedehnt, und sieben Monde nehmen in verschiedenen Phasen befindlich verschiedene Regionen des Himmels ein. Hier zeigt sich ein verfinsterter Mond, welcher eben in den Schatten des Ringes eintritt, dort bewegt sich ein nur theilweise beleuchteter Mond in Form einer schwarzen Sichel vor der Saturnscheibe hin; ein anderer wieder verliert sich hinter den Planeten, und hier bemerkt man, wie zwei Mondsicheln einander verfolgen, bis eine die andere theilweise bedeckt, um dann wieder weiter zu ziehen. Wie viele astronomische Schauspiele märchenartigen Anblicks werden durch diese Vielheit nahe beieinander befindlicher Welten möglich, welche nur unserm geistigen Auge traumhaft vorschweben können, eine neue Weltorganisation uns ausmalend, die an wunderbarer Schönheit unsere irdische Wirklichkeit so ungemein übertrifft.

Wir verlassen nun das Gebiet der alten Planeten, deren Lauf schon unsere ältesten Vorfahren über die Räthsel des Weltalls und seine Gesetze zum Nachgrübeln herausforderten, und überschreiten jene dunkeln Grenzen des Sonnenreiches, welche erst die junge Wissenschaft durchbrochen hat.

Uranus wurde von Herschel am 13. März 1781 zwischen 10 und 11 Uhr abends entdeckt. Der damals noch junge und wenig bekannte Beobachter verdankt dieser bis dahin einzig in ihrer Art dastehenden Entdeckung eines neuen Planeten seine erste Berühmtheit. Allerdings hatte er den Himmelskörper zunächst nur für einen Kometen gehalten und als solchen der Royal-Society gemeldet. Zuerst wurde dann eine parabolische Kometenbahn für denselben berechnet, bis Laplace zeigte, daß man das Gestirn als Planeten mit einem Sonnenabstande ansehen müsse, welcher den der Erde um das Neunzehnfache übertrifft. Die Ausdehnung des Planetensystems war also plötzlich um das Doppelte der alten erweitert.

Uranus erscheint in schönen Nächten dem bloßen Auge als schwaches Sternchen. Astronomische Instrumente von mittlerer Stärke lassen seine Scheibenform erkennen. Dieselbe hat ungefähr vier Bogensecunden Durchmesser, woraus sich die wahre Ausdehnung des Uranus von Pol zu Pol gleich dem Viereinhalbfachen der Erde ergibt. Er ist also bedeutend kleiner als seine mächtigen Brüder diesseits, Saturn und Jupiter, und überhaupt der kleinste unter den äußern Planeten. Während sich hier also vom Jupiter ab eine wieder absteigende Tendenz offenbart, ist dagegen

in Bezug auf die Dichtigkeit der Uranusmasse eine Wiederzunahme zu constatiren. Sie ist ungefähr ein Fünftel derjenigen der Erde und der Jupiterdichtigkeit nahe gleich; dagegen ist dieses Verhältniß für Saturn nur gleich einem Siebentel. Diese größere Dichte des Uranus ist vielleicht die Folge seines hohen Alters, der langen Zeit, während welcher die fortdauernde Anziehung seiner Masse dieselbe zu condensiren suchte. Die immer noch so sehr geringe Dichtigkeit aber im Vergleich zu derjenigen der innern Planeten zeigt an, aus wie leichten Stoffen die ursprünglichen Ringe der äußern Planeten bestanden haben müssen und wie bedeutend sich die Sonnenmasse innerhalb der Zeit condensirt hatte, welche zwischen der Bildung jener entfernten Körper und der uns nähern der Erde verwandtern liegt.

Mehrere Beobachter haben den Uranus ziemlich beträchtlich abgeplattet zu sehen geglaubt. Mädler fand das Verhältniß des äquatorialen zum polaren Durchmesser wie 9 : 10. Andere Beobachter dagegen, wie z. B. Struve, haben mit den besten Instrumenten durchaus keine Abweichung der Scheibe von der Kreisform wahrnehmen können. Ueberhaupt durfte man von vornherein davon überzeugt sein, daß die Untersuchungen über diesen fernen Weltkörper viele negative oder widersprechende Resultate ergeben würden; wir sind hier schon in Gebiete eingetreten, wo die uns umgebende Dunkelheit nur schwankenden und unsichern Schrittes vorzudringen erlaubt.

Details auf der Oberfläche des Uranus wahrzunehmen, ist selbst den mächtigsten Fernrohren nicht mehr gestattet, wenn man zwei oder drei sehr unsichere Beobachtungen ausnimmt, welche gelegentlich über verschwommen heller erscheinende Regionen der kleinen Scheibe gemacht worden sind. Diese Wahrnehmungen würden auf eine sehr kurze Rotationszeit, der des Jupiter und Saturn vergleichbar, hindeuten. Aber das sind alles nur Vermuthungen. Herschel hatte sogar Ringe um Uranus wahrgenommen, welche sich seltsamerweise im rechten Winkel kreuzen. Diese waren nun vollends optische Täuschungen. Irrthümlich sind gleichfalls gewisse Beobachtungen dieses großen Beobachters über das System der Uranusmonde gewesen. Er glaubte sechs Satelliten zu sehen. Mit viel mächtigern Instrumenten als sein Riesenteleskop sind aber später nur zwei davon wieder gesehen, nach der von ihm angegebenen Entfernung sein zweiter und vierter. Diese sind für gute Fernrohre heutzutage keine äußerst schwierigen Objecte mehr, während allerdings zwei andere Uranusmonde, von Lassel auf Malta entdeckt, und näher als der Herschel'sche Mond befindlich, nur unter den günstigsten Bedingungen zu sehen sind. Diese letztern sind Ariel und Umbriel getauft worden. Der erstere bewegt sich in 2 Tagen und 12.5 Stunden, der zweite in 4 Tagen 3.5 Stunden einmal um das Centrum des Uranus. Die beiden Herschel'schen später wiedergesehenen Monde heißen Titania und Oberon; der erste besitzt 8 Tage 17 Stunden, der zweite 13 Tage 11 Stunden Umlaufszeit. Die photometrischen Messungen in Cambridge konnten nur auf diese beiden Monde ausgedehnt werden und ergaben für Titania 127, für Oberon 118 geographische Meilen Durchmesser. Es sind also verhältnißmäßig kleine Körper.

Diese beiden tertiären Körper besitzen eine charakteristische Eigenschaft, welche sie von allen andern Gliedern der Sonnenfamilie eigenthümlich unterscheidet: ihre Rückläufigkeit. Hiermit bezeichnet man astronomisch, daß die Richtung ihrer Bewegung die entgegengesetzte ist wie die der übrigen Planeten und Monde. Während

sich alle Planeten vom Mittelpunkte der Sonne aus gesehen oder alle übrigen Satelliten vom Mittelpunkte ihrer Planeten aus von Ost nach West um den Himmel bewegen, so nehmen dagegen diese Uranusmonde ihren Weg von West nach Ost. Aber zu dieser Eigenthümlichkeit tritt noch eine andere hinzu, welche die erstere weniger auffällig macht, daß nämlich die Ebene ihrer Bahnen fast senkrecht auf der mittlern Ebene der Planetenbahnen steht, die Monde folglich auf ihrem Wege nur sehr wenig nach Osten oder Westen abweichen können. Beide Anomalien, die Rückläufigkeit und die senkrechte Stellung der Bahnebenen jener Satelliten treten in Opposition mit der Kant-Laplace'schen Schöpfungsidee, welche eben die gleiche Richtung der Revolutionen aller Planeten und Monde sowie der Rotation aller darauf hin untersuchungsfähigen Körper, und endlich die Gruppirung aller Bahnebenen in geringen Winkeln um die Ebene des Sonnenäquators zu wichtigsten Angelpunkten nahm. Die Rotation des Sonnenballes um seine eigene Achse muß doch von jeher die gleiche Richtung gehabt haben; ebenso kann man keinen Grund finden, weshalb die Umdrehungsachse ihre Lage zu festen Punkten am Himmel jemals wesentlich verändert haben könnte. Die vom Sonnenäquator einst losgelösten planetenbildenden Ringe mußten deshalb alle in gleicher Richtung und gleicher Ebene umschwingen, wie es denn auch alle Planeten bestätigen. Der erste Anstoß zur Rotation der Planetenbälle muß nun aber gleichfalls für alle wieder in derselben Richtung geschehen sein, weil die innern Theile des Ringes eine schnellere Umlaufszeit haben und vorstreben werden. Der rotirende Planet löste seine mondbildenden Ringe folglich wieder in der Ebene seiner Bahn ab und gab ihnen die gleiche Richtung der Bewegung. Aus welchem Grunde allein diese Uranusmonde dieser Gesetzmäßigkeit nicht folgen und dadurch gegen mehrere hundert jene Idee bestätigenden Beispiele die einzigen sind, welche sich mit derselben nicht decken, ist uns unbekannt. Wir dürften aus diesem einzigen Misverhältniß doch auf keinen Fall Mistrauen gegen die treffliche Idee schöpfen. Wollten wir uns mit einer Hypothese zufrieden geben, welche weiter keinen Anhaltepunkt als ihre Möglichkeit an sich besitzt, so würden wir an eine gewaltige Störung jenes Systems durch einen eindringenden Körper glauben, welche die Ebene jener Bahnen um mehr als 90 Grad verschob. Unter dieser Annahme gehen die ursprünglich rechtläufigen Bewegungen von selbst in rückläufige über. Hier aber haben wir es mit mystischen Vorgängen zu thun, in deren Dunkel wir gut thun, nicht länger zu verweilen.

Uranus wird von einer Atmosphäre umgeben, welche spectroskopischen Untersuchungen zufolge sehr beträchtich sein und in ihrer Zusammensetzung Aehnlichkeit mit der von Jupiter und Saturn besitzen muß. Allerdings ist für ihn und den noch entferntern und bei weitem lichtschwächern ältesten Bruder der Erde, Neptun, die prismatische Zerlegung seiner Lichtstrahlen von großer Schwierigkeit und deshalb nicht fehlerfrei. Jedoch ist es immer bemerkenswerth, daß bei ihm sowol als auch bei Neptun Andeutungen jener rothen für Jupiter und Saturn charakteristischen Bande zu finden sind, welche dem Spectrum der Sonne wie den übrigen Planeten fehlt. Auch in der Zusammensetzung ihrer Atmosphären haben also die äußern Planeten ein Gemeinsames, was sie von den innern unterscheidet.

Die interessante und einzig in ihrer Art dastehende Entdeckungsgeschichte des

Neptun ist zu bekannt, als daß wir uns genöthigt fühlten, sie an dieser Stelle noch einmal vorzutragen. Wir verweisen deswegen auf unser „Kosmographisches Skizzenbuch“ (1879). Die Scheibe des mit bloßem Auge nicht mehr sichtbaren Planeten hat etwa 2.7 Secunden im Durchmesser, erscheint um etwas weniger als zwei Drittel so groß wie die des Uranus. Da sich die Entfernung des letztern aber zu der des Neptun von der Sonne auch nahe wie 2 : 3 verhält (19 und 30 Sonnenentfernungen), so geht aus der Vereinigung beider Verhältnisse hervor, daß die wahren Ausdehnungen beider Planeten nicht viel voneinander verschieden sein werden. Man nimmt den Durchmesser Neptun's gewöhnlich gleich 8100 Meilen an. Eine Abplattung oder Details auf seiner Oberfläche sind nicht wahrzunehmen; dagegen haben verschiedene Beobachter deutlich bemerken können, daß die Umrisse seiner Scheibe nicht scharf sind, daß der Planet verschwommen oder unregelmäßig verlaufende Ränder besitzt, woraus seine nebelartige Natur oder eine sehr lockere, allmählich im Weltraume sich auflösende Atmosphäre desselben zu verrathen ist. Die sehr geringe Dichte seiner Masse, welche noch etwas unter der des Saturn steht und die geringste im Sonnensystem ist, in Verbindung mit der verhältnißmäßig unbedeutenden Schwerewirkung auf seiner Oberfläche könnte dieser Meinung wol Haltpunkte bieten. Der uralte Erstgeborene der Sonne, von dem sich die mütterliche Sorgfalt abgewandt hat, geht vielleicht schon seiner Auflösung entgegen.

Neptun wird von einem Trabanten umkreist, der nicht so schwierig zu beobachten ist wie die Monde des Uranus, und nach den photometrischen Bestimmungen von Pickering an Größe alle Trabanten von Saturn und Uranus übertrifft. Sein Durchmesser wird von dem amerikanischen Beobachter gleich 489 Meilen angegeben. Er würde danach unserm Monde etwa gleichkommen. Es ist durchaus nicht unmöglich, ja nach Analogie der Weltsysteme der übrigen äußern Planeten sogar wahrscheinlich, daß Neptun noch mehr Satelliten geringerer Ausdehnung besitzt, die wegen seiner ungeheuern Entfernung von unserm Standort im Sonnensystem nicht mehr gesehen werden können.

Vom Neptun aus beobachtet, besitzt die Sonne nur noch einen Durchmesser von einer Bogenminute, also um ein Viertheil größer, als uns die Scheibe des Jupiter zur Zeit seiner größesten Nähe erscheint. Die Leucht- und wärmende Kraft des Tagesgestirns ist dort aber 900 mal geringer als bei uns. Unter solchen Bedingungen die Möglichkeit der Existenz organischen Lebens auch noch an dieser äußersten Grenze des uns zugänglichen Sonnenreiches zu vertheidigen, möchte wol selbst dem eifrigsten Teleologen schwer werden. Wir wollen von diesen abgelegenen Räumen, wohin nur noch ein letzter Dämmerschein der Lebensquelle wie Abschied nehmend vordringt, wieder auf bessere Welten zurückkehren, um zum Schluß noch einen letzten vergleichenden Ueberblick über das ganze behandelte Gebiet werfen zu können.

Gewisse allgemeine Eigenschaften vereinigen zunächst alle Planeten miteinander, und diese legen Zeugniß ab über eine gemeinschaftliche Ursprungsursache dieser Körper. Wir zählen darunter die gleiche Richtung ihrer Umlaufsbewegung wie ihrer Rotation, wo wir eine solche überhaupt nachweisen konnten, die Atmosphären,

welche alle Planeten umgeben, und die Monde, von denen wir wenigstens alle die Planeten begleitet sehen, für die eine Entdeckung derselben möglich ist. Bei Venus allein ist die Sache problematisch geblieben. Mercur kann sehr wohl Monde von weit größerer Ausdehnung als die Marsmonde besitzen, ohne daß dieselben von unserm Standorte aus jemals entdeckt werden könnten. Es ist aber seiner Kleinheit wegen durchaus nicht wahrscheinlich, daß dieser jüngste und kleinste Planet größere Monde besäße als Mars, welcher ihm in der Größenreihe zunächst folgt. Außer diesen allgemeinen Eigenschaften traten uns dann gewisse speciellere vor Augen, welche die ganze Familie in zwei Hauptgruppen trennten, die innern und die äußern Planeten. Die innern sind klein, dicht, spärlich von Monden begleitet; ihre Atmosphären der unserigen im Wesentlichsten ähnlich, ihre Rotationszeit oder ihr Tag dem der Erde nahe gleich; es scheint auf allen — Mercur müssen wir hier der Unzulänglichkeit unserer Beobachtungen wegen auslassen — eine Vertheilung von Land und Meer zu existiren. Die äußern Planeten, von den innern durch jenen Ring winziger in ihrer Art ganz gesondert dastehender Körper getrennt, unterscheiden sich von den innern zunächst durch ihre Größe, ihre geringe Dichte, die Vehemenz ihrer Achsendrehung, ihren Reichthum an Monden und die abweichende Zusammensetzung ihrer Dunsthüllen.

Außer diesen Eigenschaften aber, welche die Glieder derselben Gruppe untereinander verwandtschaftlich näher verbinden, besitzt jedes einzelne wieder charakteristische Merkmale, die seine Welt physisch von allen andern im Sonnengebiete unterscheidet; jede Welt besitzt ihre ganz besondern Eigenthümlichkeiten. Die Welt des Mercur z. B. muß durch seine Nähe zur Sonne, seine äußerst schnelle Bewegung, seine Kleinheit und Dichte besonders charakterisirt sein. Venus, welche der Erde am nächsten und deren Größenverhältnisse dieser beinahe gleich sind, unterscheidet sich von der Erde durch ihren Mangel eines größern Mondes, durch ihr phosphorescirendes Licht. Für die Erde eigenthümlich ist das sonst nie mehr ähnlich auftretende abnorme Verhältniß der Masse ihres Mondes zur eigenen Masse. Die Welt des Mars ist hauptsächlich charakterisirt durch ihre kleinen und unbegreiflich schnell laufenden Monde. Die des Jupiter zeigt sich abweichend von den übrigen, nicht nur durch ihre gewaltige Größe, sondern auch durch manche Erscheinungen ihrer Oberfläche, Reactionen des Innern verrathend, welche sie der Sonne selbst eigenthümlich verwandt erscheinen läßt. Saturn steht wegen seiner Ringe und überhaupt wegen der Vielartigkeit seines secundären Systems unter allen seinen Brüdern einzig da. Der augenfällige Unterschied der Uranuswelt ist die abnorme Lage der Bahnen seiner Monde. Endlich ist dem Neptun seine nebelartige Natur eigenthümlich.

So haben wir, je weiter wir uns in den Raum hinauswagten, je mehr augenfällige Verschiedenheiten anderer Welten von unserer schönen Erdenschöpfung vorgefunden, doch überall haben wir Gleichartiges, Bekanntes wiedergesehen, das uns mit jenen in der Ferne hinwandelnden Gestirnen brüderlich verbindet. Da aber, wo wir ganze Weltorganisationen in demselben Geiste aufgebaut sahen, sollten wir dort nicht auch ähnliche Geister vermuthen wie die unserigen?

Heinrich von Gagern.

Von

Walter Rogge.

Fast vergessen vom deutschem Volke, ist im hohen Alter von 80 Jahren Heinrich von Gagern gestorben, dem die Nation vor mehr als drei Decennien als ihrem Erretter zugejubelt, wie seit jenen Tagen in der Paulskirche bis zu Bismarck keinem andern. Und wunderbar, der Mann, der sich als brefthafter Greis auf seinem Todespfühle ehrlich darüber freuen konnte, daß Bismarck doch endlich sein eigenes Programm von 1848: erst die Gründung des Bundesstaates mit preußischer Spitze, dann die enge völkerrechtliche Verbindung mit Oesterreich durch die wiener Abmachungen vom September 1879, genau so realisirt habe, wie er selber es als Reichsminister in seiner Antrittsrede vom December 1848 dem frankfurter Parlament vorgetragen, muß sich — nach Dr. Busch's Zeugniß — vom deutschen Kanzler als „die reine Phrasengießkanne" charakterisiren lassen! Nun, er konnte das gleichmüthig ertragen, da einem Humboldt in derselben Weise übel mitgespielt worden war, und er ertrug es auch wirklich so. Der Aerger, meinte er, rühre wol daher, daß Bismarck nur den großen Gedanken von 1848, dessen Ausführung damals gerade die preußische Junkerpartei verhindert hatte, nunmehr selber, freilich aller freiheitlichen Principien entkleidet, verwirklicht habe. Wenn wir des Enthusiasmus gedenken, mit dem Gagern nach der Februarrevolution gefeiert und als „Deutschlands Edelster" auf den Schild gehoben ward; wenn wir uns aus diesen Erinnerungen in Gedanken an sein einsames Sterbelager versetzen, so fällt uns unwillkürlich ein ungarisches Volkslied ein: „Die Rose, die ich pflanzte, ein andrer pflückte sie." Ein kurzes halbes Jahr, nachdem Deutschland das Ziel erreicht hat, das Gagern ihm vorgezeichnet, segnet der einstige Liebling der Nation das Zeitliche: und kaum erinnert sich jemand an dem offenen Grabe, daß der Verstorbene es gewesen, der zuerst das Ei des Columbus scharf und kantig in den Vordergrund der politischen Discussion schob, aus dem es nie mehr ganz zu verdrängen war. Die Nachwelt wird anders urtheilen. In seiner Ruhmeshalle wird einst das deutsche Volk auch Heinrich von Gagern den wohlverdienten Platz anweisen, nicht unter jenen Heroen, deren Geschichte zugleich die ihres Jahrhunderts ist, und die zugleich mit den Geschicken des eigenen Vaterlandes diejenigen Europas in neue Bahnen lenkten; immerhin aber unter den Pfadfindern, die den Pulsschlag der Nation lebendig genug mitfühlten, um ihr die Wege zu zeigen, die sie wandeln müsse, wenn ihnen

auch die erforderliche Härte und Rücksichtslosigkeit abging, dieselbe ans Ziel zu führen. Die Zukunft urtheilt nicht wie die Gegenwart nach dem Erfolge allein, sowenig wie die Italiener über Cavour die ihm vorangehenden Apostel der Einigung ihres Vaterlandes vergessen haben. Das deutsche Volk wird Gagern hochhalten als einen durch und durch kerndeutschen Charakter, ohne darum den Heine'schen Vers auf ihn anzuwenden, der den Charakter in Gegensatz zum Talent bringt. Gagern war ein ernsthafter und hochbegabter Patriot vom Schlage der Széchényi, der Eötvös, der Deák, die Ungarn ja auch deshalb, weil sie sofort, 1848 wie 1861, aus der Arena zurücktraten, wenn Waffengewalt, sei es in Form des Bürgerkrieges, sei es in Form des Staatsstreiches, als entscheidender Factor in die Entwickelung eingriff, nicht geringer schätzte als Kossuth, der Armeen aus der Erde zu stampfen verstand. Was Deák seine Gedenkschrift nachrühmt, daß er „ein waffenloser Mann" des Vaterlandes Rechte und Freiheiten wiederhergestellt, das wäre auch Gagern's Ideal gewesen. Sein Unglück war, daß er nicht erreichen konnte, woran, wäre nicht Sadowa vorhergegangen, auch Deák hätte scheitern müssen.

Im münchener Cadettenhause erzogen, hatte Gagern natürlich durchaus keine gelehrte Bildung genossen, als er in seinem 16. Lebensjahre unter der hessisch-nassauischen Division den Feldzug gegen Napoleon mitmachte. Bei Waterloo waren alle Offiziere seiner Compagnie kampfunfähig oder gar gefallen, sodaß dem jungen Lieutenant die Rolle zufiel, die übriggebliebene Mannschaft aus dem Feuer zu führen. Selber leicht durch einen Prellschuß verwundet, hielt er doch bis zum Einzuge in Paris aus. Nach seiner Rückkehr besuchte er, mit wenig mehr als autodidaktischer Vorbildung, die Hochschulen von Heidelberg, Göttingen und Jena. In Heidelberg stand ihm hierbei noch der ältere Bruder Fritz treu zur Seite, „weitaus der Bedeutendste von uns", sagt Max von Gagern in bescheidener Weise, der spätere badische General, den gleich im Frühjahr 1848 eine Kugel aus den Reihen der Hecker'schen Freischärler dahinraffte; damals war er Hauptmann in niederländischen Diensten. In Göttingen betheiligte Heinrich sich an der Stiftung der Burschenschaft; und wie aus diesen Studienjahren seine Verbindung mit Max Duncker datirte, so wurde auch die Bekanntschaft mit Lorinser, die er in Jena machte, von Bedeutung für sein lebhaftes Interesse an der schleswig-holsteinischen Frage. Das väterliche Gut Monsheim bei Worms in Rheinhessen, heute eine Bahnstation, verlieh den Gagern die Standschaft in der rheinischen Ritterschaft und in diesen Kreisen ein um so größeres Uebergewicht, als der stark zertheilte Grundbesitz sich dort meistentheils in den Händen von Glücksrittern aus der Zeit der Französischen Revolution, selten in denen von Adeligen befindet. Als Führer der Opposition in der darmstädter Kammer und als erwählter Präsident der Landwirthschaftlichen Gesellschaft für Rheinhessen, war Gagern für den Großherzog Ludwig III. ein solcher Stein des Anstoßes, daß derselbe jedem Zusammentreffen mit ihm aus dem Wege ging und sich später, als er Gagern zu seinem Minister nehmen mußte, ordentlich verwundert darüber äußerte, den Mann „so anständig" zu finden. Im Ständesaale trat Gagern auch lebhaft für die Beibehaltung des Französischen Rechtes in Rheinhessen ein. So kam es 1847 zu einem vollständigen Bruche zwischen ihm

und dem Hofe, wobei er seine Titel und Würden als Regierungsrath und Kammerherr förmlich ablegte. Gerade deshalb erschien es 1848 selbstverständlich, daß ihn nach den Februar- und Märztagen der Strom der populären Bewegung an die Spitze der großherzoglichen Regierung trug. In jener Zeit, wo Eisenbahnen und Telegraphen noch nicht annähernd ihre heutige Rolle spielten, konnte die komische Episode sich ereignen, daß Max von Gagern, als nassauischer Regierungsrath auf seinen eigenen Vorschlag vom Herzog Adolf mit der Mission betraut, in der allgemeinen Panique der Souveräne Fühlung mit den süddeutschen Herrschern zu suchen, bei seiner Ankunft in Darmstadt auf die Frage, an wen er sich denn nun hier zu wenden habe, zu seiner Ueberraschung erfuhr, daß sein Bruder Heinrich das Heft in Händen halte. Wie Max übrigens aus Wiesbaden die Einwilligung des Herzogs in die „preußische Spitze" mitbrachte, so hatte auch Großherzog Ludwig von jeder Einwendung Abstand genommen, als Heinrich in dem Programm, das er vor Bildung des neuen Ministeriums vorgelegt, ebenfalls diesen Punkt ganz klar und präcis hervorgehoben hatte. Auch bei König Wilhelm von Würtemberg stieß dann Max auf keinerlei Schwierigkeiten mit dem „preußischen Erbkaiserthume".

Selbstverständlich wird niemand erwarten, in dieser Charakterskizze einen historischen, sei es auch nur kurz resumirenden Ueberblick des Vorparlaments und des frankfurter Parlaments zu finden: das hieße einfach, die Geschichte Deutschlands während des Jahres 1848 recapituliren. Aus der Zeit des hellen Jubels, als Gagern fast acht Monate lang die Verhandlungen in der Paulskirche leitete, sei nur zum Maßstabe seiner Volksthümlichkeit erwähnt, daß es dem Erzherzog Johann bei seiner Einführung in das Amt eines Reichsverwesers besonders nachgerühmt ward, er habe selbst neben der imposanten Gestalt des Präsidenten nichts an Würde verloren. Auch daß Gagern bei aller Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seines Gemüths keineswegs ein so naiver Idealist war, sich aus Mangel an praktischer Menschenkenntniß rosenrothen Illusionen hinzugeben, beweist das Wort, worin er sein Urtheil über den Erzherzog nach seiner ersten Begegnung mit demselben gegen einen Freund formulirte: „Dieser Habsburger wird uns noch viel zu schaffen machen." Als eigentlicher Staatsmann im großen Stil fand Gagern doch erst Gelegenheit in den Vordergrund zu treten, nachdem die Niederwerfung der wiener Octoberrevolution und das Programm des Ministeriums Schwarzenberg über die Verfassung des österreichischen Gesammtstaates, die dessen Aufgehen in das neuzugründende Deutsche Reich unmöglich machte, die Lösung der Kaiserfrage zur acuten Nothwendigkeit stempelte. Die ruhig kühle Entschlossenheit, womit Gagern nun damals, ohne einen Augenblick zu zaudern oder zu schwanken, sich für die Anwendung des einzigen, der Krisis gewachsenen Mittels, für den Ausschluß Oesterreichs erklärte; womit er die Erbschaft Schmerling's übernahm, da er das Alexanderschwert zur Durchhauung des Gordischen Knotens nicht schwingen konnte, und von dem Präsidentenstuhle der Paulskirche auf den Platz eines Vorsitzenden im Reichsministerium übersiedelte; die mannhafte Offenheit, womit er sofort sein Programm klar präcisirte, die erbliche preußische Spitze durch den Ausschluß Oesterreichs zu verwirklichen, ohne das geringste Bedenken, daß gerade seine intimsten Freunde und Stammesgenossen aus Süddeutschland ihn deshalb offen des Verrathes ziehen: das alles

sieht kaum einer „Phrasengießkanne" gleich. Auch that Gagern diesen kühnen Schritt rein mit dem Gefühle eines Mannes, der seiner Ueberzeugung treu bleibt advienne que pourra, keineswegs in optimistischen Hoffnungen auf Unterstützung durch die preußischen Machthaber. Denn schon im Frühling war Max im Auftrage des Königs Leopold, der Herzogthümerfrage wegen, nach London gegangen und hatte dort bei Bunsen, dem er gelegentlich den Verfassungsentwurf des Vorparlaments vorlegte, den Prinzen von Preußen getroffen. Der Prinz jedoch hatte, jede Beurtheilung des politischen Theiles ablehnend, ein durchaus ungünstiges Verdict über die projectirte Verschmelzung der preußischen mit der deutschen Armee abgegeben. Max von Gagern wird doch sicherlich nicht den eigenen Bruder über den Stand der Dinge im Unklaren gelassen haben zu einer Zeit, wo es diesem so dringend noththat, reinen Wein eingeschenkt zu erhalten.

Die Krisis wurde für Gagern brennend, als am 9. Dec. 1848 der Verfassungsausschuß mit 29 Stimmen gegen 1 beschloß, Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anzubieten: aber immer noch gingen in der Sache Schmerling und Gagern, Minister- und Parlamentspräsident, Hand in Hand miteinander. Im Einvernehmen mit Gagern legte Schmerling noch am 13. Dec. dem Reichsministerium den Entwurf eines Schreibens an das Cabinet von Olmütz vor, in welchem dieses eingeladen ward, entgegen dem Programm, das es soeben in Kremsier verkündet, Oesterreich und Deutschland sich unabhängig voneinander constituiren zu lassen und die Frage der staatlichen Beziehungen beider zueinander unverzüglich zur Erörterung und Lösung zu bringen. Helfert in seiner „Geschichte Oesterreichs" meint, die Radicalen und die Erbkaiserlichen mit ihrer Hetze gegen Schmerling hätten damals unbewußt der Reaction die Beute ins Netz getrieben, indem besonders die erstern fortwährend darauf drangen, daß der „echt und wahrhaft deutsche Gagern mit seinem offenen, nur allzu vertrauenden Gemüth" auf keinen Fall in demselben Ministerium Platz nehmen dürfe neben dem Oesterreicher, in dem „der verschlagene Diplomat den an sich redlichen und guten Mann so sehr überwiege". Gerade der Praktiker Schmerling und der Idealist Gagern hätten vielleicht doch in gemeinsamem Wirken die Möglichkeit einer durchführbaren Lösung geboten. Ein scheinbar einleuchtender Gedanke! Aber doch nur scheinbar; denn Helfert selbst muß fast auf derselben Seite zugeben, daß Schmerling, wenn ihm auch das vom kremsierer Reichstage am 27. Nov. mit Jubel aufgenommene Programm Schwarzenberg's durch die brüske Offenheit Verlegenheit bereitete, womit es die Constituirung Oesterreichs als Gesammtstaat und das Festhalten des alten Bundesrechtes betonte, an dem ohne seine Zustimmung die zukünftige Entwickelung Deutschlands nichts ändern dürfe, daß Schmerling trotzdem genau so dachte und denken mußte wie die olmützer Herren. Am 18. Dec. verkündete Gagern vom Ministertische aus das Programm der neuen Regierung: „Das bestehende Bundesverhältniß zwischen Deutschland und Oesterreich sei im allgemeinen zu erhalten, dabei jedoch die Sonderstellung Oesterreichs gemäß dem Programm von Kremsier anzuerkennen, wonach es in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht eintreten könne; die Verfassung dieses letztern dürfe nicht Gegenstand der Unterhandlung mit Oesterreich, dagegen werde das Unionsverhältniß zwischen beiden mittels einer eigenen Unionsacte zu ordnen, die

Verständigung über alle gegenseitigen Bundespflichten und Rechte auf gesandtschaftlichem Wege einzuleiten und zu unterhalten sein." Eine schwüle Stille lag über der Versammlung, bis der Sturm losbrach mit Venedey's Antrage: das Programm „direct, augenblicklich und ohne Verhandlung zu verwerfen"; „wir sind hierher gekommen, um die Einheit Deutschlands zu constituiren, und man schlägt uns vor, einen Theil Deutschlands aus Deutschland hinauszuwerfen! Nicht einen Augenblick will ich hier länger sitzen, wenn Oesterreich nicht dabei ist"! Nun brachen die Oesterreicher los: „Soll Deutschland ein zweites Polen werden? Den Theil Deutschlands, den Sie an Oesterreich ausliefern, haben Sie an Rußland übergeben!" rief der Prager Reutter. Moritz Hartmann nannte es „ein Verbrechen, auf den Antrag auch nur mit drei Worten einzugehen: wir Oesterreicher sind nicht hergekommen als verlorene Söhne, uns Eingang in das Vaterhaus zu erbetteln; wir sind hier zu Hause und haben ein Recht hier zu sitzen wie alle Deutsche". Giskra echoete: „Noch ist Oesterreich nicht verloren aus Deutschland, und ich hoffe zu Gott, es wird darin bleiben!" Andere sprachen von einer „Wiederholung des Vertrags von Verdun"; von einer „neuen Theilung des Römischen Reiches in das östliche und westliche, die den Untergang beider zur Folge hatte". Selbst Beseler sprach der Linken zu: „Sie werden jetzt Bundesgenossen finden, die früher nicht da waren, die Sie nicht erwartet haben."

Ehe zwei Wochen vergangen waren, lehrte dann allerdings Schwarzenberg's Depesche vom 28. Dec., die auch für den österreichischen Gesammtstaat streng die innerhalb Deutschlands innegehabte Stellung festhielt, Gagern die Unhaltbarkeit seines Programms für jeden, der nicht über ein paarmal hunderttausend Bajonnete zu dessen Durchführung verfügte.

Die hatte nun allerdings Gagern nicht; und daß er sich auch nicht einbildete, die Erhebungen Dresdens, Badens, der Pfalz würden sie ihm zur Disposition stellen, nachdem Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone ausgeschlagen: das wird wol jedermann in der Ordnung finden. Aber wenn es unendlich wohlfeil ist, sich über die enthusiastischen Schwärmer und Ideologen von 1848 lustig zu machen, so verschone man uns doch noch weit mehr mit jeder Zumuthung von Respect für die Weisheit jener „praktischen" Staatsmänner und „Realpolitiker", die mit den Novembertagen das Heft in die Hand genommen. Was Preußen damals mühelos erlangen konnte, da Novara noch nicht geschlagen, die Waffenstreckung von Világos noch nicht erfolgt, Louis Napoleon kaum erst zum Präsidenten erwählt war; was ihm damals auf dem Präsentirteller geboten und lediglich um des liberalen, volksthümlichen Beigeschmacks in Berlin verschmäht wurde: an dessen Erwerbung hat es später drei blutige Kriege mit Dänemark, mit Oesterreich, mit Frankreich setzen müssen; ja, das Bündniß Deutschlands mit Oesterreich hat es erst erreicht, nachdem Rußland im Orient den ganzen Vortheil der Entfremdung zwischen den beiden deutschen Vormächten eingeheimst. Fürst Felix Schwarzenberg seinerseits illustrirte in glänzender Weise Oxenstjerna's „quantula sapientia", indem er Legeditsch's Armeecorps in Vorarlberg den Vormarsch der Preußen in Baden argwöhnisch beobachten ließ und Paskewitsch gegen Görgei zu Hülfe rief. Was sind alle Chimären der 1848er Idealisten gegen die Phantasterei des „Staatsmannes", der im Schatten

des Siebzig-Millionen-Reiches gleichzeitig den österreichischen Gesammtstaat gründen und dem Hause Habsburg die Hegemonie in Deutschland bewahren wollte! Die Hegemonie ist dahin und der Gesammtstaat zum Spielball der Magyaren und Polen, bald vielleicht auch der Czechen und Slowenen geworden.

Anders aber als zum stuttgarter Rumpfparlament und zu den Aufständen für die Reichsverfassung stellte sich Gagern zu dem Kampfe der Herzogthümer gegen Dänemark. Nachdem er aus der Paulskirche geschieden war und als Mitglied des Erfurter Unionsparlaments im Herbst 1849 die letzten Hoffnungen auf ein energisches Eintreten Preußens für die nationale Bewegung zu Grabe getragen hatte, entschloß er sich im folgenden Sommer, für die Sache der Schleswig-Holsteiner activ einzutreten und bei der Wiedereröffnung ihres Krieges gegen die Fremdherrschaft das moralische Gewicht seines Namens für sie in die Wagschale zu werfen. Auf den Wunsch der Statthalter Reventlow und Beseler nahm er ein Majorspatent in der Armee unter Willisen an, bei der er jedoch erst nach der Niederlage von Idstedt eintraf. Er bezog kein Gehalt, führte auch kein Bataillon, sondern diente im Generalstabe von der Tann's, wo er die unglückliche Schlacht von Friedrichsburg mitmachte. In den berliner Hof- und Regierungskreisen scheint man diesen Entschluß Gagern's als einen neuen Beweis dafür aufgenommen zu haben, daß er ein in der Wolle gefärbter Revolutionär sei. Wenigstens schrieb ihm Bunsen, der Marquis Posa des Königs, einen Brief, worin seiner Charakterfestigkeit alles Lob gezollt, er zum Schlusse aber dringlichst gebeten ward, nunmehr, nachdem er von seiner Gesinnungstreue genugsame Proben abgelegt, des grausamen Spieles genug sein zu lassen und zu seinen Penaten heimzukehren. Gagern erwiderte dem unerbetenen Mahner sehr bestimmt und nicht ohne eine gewisse Schärfe, „in solchen Fragen nehme er auch nicht einmal einen Rath an". Er harrte in seiner Stellung aus bis zum traurigen Ende, bis zur Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee. Die Wendung, die in den deutschen Dingen inzwischen mit dem Tage von Bronzell im Herbst 1850 eingetreten, war um so weniger geeignet, ihn gefügiger für Zureden aus der Umgebung Friedrich Wilhelm's zu stimmen, je bitterer er selbst bei dieser Gelegenheit den Mangel jeder Energie auf preußischer Seite beklagte.

Um dieselbe Zeit, in jenen furchtbar schweren Tagen, wo der König von Preußen für seine Länder das inhaltschwere Wort „Umkehr" in allen staatlichen, kirchlichen und nationalen Fragen als Losung ausgab, trat auch in Gagern's Familienverhältnissen eine unliebsame Wendung ein. Da die sechs Kinder das Gut Monsheim nicht gut halten konnten, verkaufte Gagern es noch 1851 im Auftrage des Vaters, der im Herbst 1852 das Zeitliche segnete. Er selber zog Ende 1851 nach Heidelberg, wo er zwölf Jahre, bis 1863, lebte und von dem Vermögen seiner zweiten Frau ein Haus kaufte. Heinrich von Gagern hatte eine zahlreiche Familie zu erhalten, und war aus großherzoglich hessischen Diensten ohne einen Kreuzer Pension geschieden, obschon er nach wie vor in eine darmstädter Kasse für eine Lebensversicherungspolice einzahlte. Auf persönliche Verwendung König Leopold's war Max von Gagern, als ein Mann, dem zu Hause ohne jeden vernünftigen Grund schweres Unrecht widerfahren sei, im Jahre 1855 nach

Wien berufen worden, wo er im Auswärtigen Amt Verwendung und bald eine höhere Position fand. Heinrich's ältester Sohn folgte dem Oheim schon nach zwei Jahren und ward von diesem in der kaiserlichen Marine untergebracht, da er Vorliebe für das Seeleben hegte und die deutsche Marine damals noch in den Windeln lag; doch kehrte er nach dem Jahre 1866 wieder ins deutsche Vaterland zurück. Der zweite Sohn Heinrich's steht im hessischen Civildienst; der dritte allein ist preußischer Offizier in Swinemünde.

Als gelegentlich ihrer Reise zur Eröffnung des Suezkanals Max von Gagern und Herr von Kendell zusammentrafen, fiel das Gespräch auf den Undank, dessen sich die preußische Regierung gegen Heinrich von Gagern schuldig gemacht. Selbstverständlich ohne daß in dieser Beziehung von der andern Seite irgendein Wunsch nach einer Compensation geäußert worden wäre, erbot sich Herr von Kendell, wenigstens Heinrich's zweiten Sohn in der Diplomatie des Deutschen Reiches unterzubringen, was immerhin eine angenehmere und für die weitere Carrière mehr versprechende Stellung ist als die eines hessischen Regierungsrathes. Das Versprechen ward acceptirt, und Kendell veranlaßte seinen Protégé sogar, aus diesem Grunde zu geeigneter Zeit eine Reise nach Berlin zu machen. Kaum aber rückte Kendell mit seinem Wunsche bei dem Kanzler heraus, zu dessen Begünstigten er doch zählt, als er in einer Weise angefahren ward, die jeden fernern Versuch, auf das Anliegen jemals zurückzukommen, rundweg abschnitt: „Was ihm einfalle! wo er nur hindenke! ein Mann mit dem Namen!“ Busch hat in jenem Abschnitte seiner Collectaneen, wo von den Gefühlen des Fürsten Bismarck in Bezug auf die Gagern die Rede ist, jedenfalls nicht übertrieben. Danach mag man die Wahrheit der Legende ermessen, Heinrich von Gagern habe, nachdem die Siege von 1866 das Programm des engern Bundesstaates theilweise verwirklicht, eine Berufung erwartet, die ihn befähigt hätte, bei dem weitern Ausbau des Deutschen Reiches thätig mitzuarbeiten! Nein, zwischen dem liberalen Patrioten und dem autokratischen Staatsmann gab es absolut keinen Berührungspunkt. Das wußten sie auch beide seit jenem Tage, da Manteuffel sie 1849 zu Erfurt in einem Tête-à-Tête zusammenbrachte, nach dessen Schluß, wie wiederum Busch berichtet, der damalige Deichhauptmann meinte: „Mit dem Menschen ist nichts anzufangen; red't der mit mir, als ob ich 'ne Volksversammlung wär'!“ In der Sache durchaus nicht schmeichelhafter lautete das Urtheil, das Gagern sich in dieser Conferenz über Bismarck gebildet und dessen er gegen Freunde auch kein Hehl hatte.

Man muß da nur unterscheiden! Von der Höhe Sadowas und Sedans sieht sich's freilich gar vornehm auf Olmütz und Bronzell herab. Aber darum brauchen die ehrlichen Ideologen von 1848 sich noch immer nicht den Schimmel von Bronzell mitsammt dem Hassenpflug und den Strafbaiern in Hessen, der Auflösung der Herzogthümerarmee und dem Licitandoverkaufe der deutschen Flotte aufbürden zu lassen. Alle diese Tragikomödien gehören vielmehr von Gottes und Rechts wegen in das Stammbuch der Sieger von damals, die es so gründlich verstanden haben, das deutsche Volk um ein Vierteljahrhundert seines nationalen Lebens durch die ödeste, geistloseste Reaction zu prellen: gleichviel, ob sie nun, wie von der Pfordten „lieber bairisch sterben, als deutsch verderben“ wollten;

oder mit den Junkern der preußischen Kreuzzeitungspartei es zu ihrer Losung nahmen: „Lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit!“

Es mußten diese Details aber erwähnt werden, um den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung dessen, was man gemeinhin Gagern's Gesinnungswechsel nennt, zu gewinnen. Der italienische Krieg brachte da die Entscheidung. Als der Nationalverein seine Agitationen begann und Klein- und Großdeutsche sich so scharf voneinander schieden, daß selbst der Ruhm der deutschen Wissenschaft sich verdunkelte und es auf lange Zeit hinaus keine ehrliche Geschichtschreibung mehr in Deutschland gab, sondern nur noch eine klein- und großdeutsche Propaganda mittels der gefälschten Historie; als in Königsberg am Pregel bei der Krönung König Wilhelm's I. die Bevölkerung den Sendboten Louis Napoleon's, Marschall Mac-Mahon, jubelnd mit dem Zurufe „Hoch der Sieger von Magenta!“ begrüßte: da mußte sich auch, ähnlich wie 13 Jahre früher in der Paulskirche, ein Riß in der nationalen und liberalen deutschen Partei außerhalb Oesterreichs vollziehen. Auf dem Parteitage von Weimar kam der Conflict zum offenen Ausbruch, indem Gagern rundheraus erklärte: „Mit Franzosen und Italienern mache er nicht gemeinsame Sache gegen Oesterreich.“ Häusser schrieb darauf hin seine Broschüre über „Gagern's Abfall“; Gervinus nahm eine schwankende Stellung ein, bald für, bald gegen Gagern plaidirend. Dem frankfurter Fürstentage brachte Gagern 1863 skeptische Sympathien entgegen. Auch sein Bruder Max, der bei dem Entwurf der wiener Bundesreformacte in erster Linie mit betheiligt war, sagte zu dem Verfasser dieser Zeilen, als er denselben die erste Nachricht davon mittheilte, ganz unbefangen: „Uebrigens müssen Sie mich nicht für so naiv halten, als ob ich glaubte, die Frage könne durch papierene Paragraphen, oder überhaupt anders denn durch Pulver und Blei gelöst werden.“

Gerade diese Stellung Heinrich von Gagern's zur Reformfrage lenkte die Augen der darmstädter Regierung wieder auf ihn, und im Januar 1864 kam er nach Wien als großherzoglich hessischer Bevollmächtigter. Mag sein, daß ihn der Wunsch, in der Nähe des Bruders zu weilen, mit dem er nicht immer, aber doch fast immer in allen großen politischen Fragen harmonirt hatte und der ihm 1848 in Nassau wie in Frankfurt ein treuer Verbündeter gewesen war, bewog, den Posten anzunehmen. Vielleicht auch glaubte er, in seiner neuen Stellung noch etwas für die Sache des Augustenburgers wirken zu können, in dessen Interesse er an einer staatsrechtlichen Proceßschrift mit Wydenbruck und seinem Schwiegersohne, dem badischen Minister des Aeußern, Edelsheim, zusammen arbeitete. Den Hauptgrund aber für Gagern's Uebersiedelung nach Wien und zugleich den schlagendsten Beweis dafür, daß er sich über die Bedeutung seiner neuen Position durchaus keinen übertreibenden Illusionen hingab, hat man in dem Bedürfnisse des fünfundsechzigjährigen Mannes zu suchen, in seinem Alter die weitere Entwickelung der deutschen Dinge „lieber von einer Loge aus als im Parterre der Weltbühne mit anzusehen“. Von irgendeinem diplomatischen Eingreifen in die Geschichte konnte seinerseits nicht mehr die Rede sein: doch machte er 1866 kein Hehl daraus, daß seiner Ueberzeugung nach Preußen im Unrecht sei und die Bundesverfassung gegen sich habe. Die Entschlüsse in Darmstadt aber, welche

den Großherzog zum Anschluß an Oesterreich bewogen, sind wol ohne bestimmenden Einfluß Gagern's durch andere Kanäle zu Stande gebracht worden. Auf den Vorwurf des „Abfalls von Preußen" hat Gagern stets erwidert: „Wir Gagerns gehören zur reichsunmittelbaren Ritterschaft; nie hat Einer von uns in preußischen Diensten gestanden, oder überhaupt dem Hause Hohenzollern treu und gewärtig zu sein geschworen; wo ums Himmels willen soll dann da der Abfall herkommen?" Dennoch verdient es, als bezeichnend für Gagern's Charakter, wennschon in der Sache gleichgültig, erwähnt zu werden, daß er die neue Kaiserkrone keineswegs perhorrescirte, sondern in der hessischen Kammer für die Annahme der Versailler Verträge plaidirte. Bald darauf verließ er 1872 seinen Posten in Wien, der auf seinen eigenen Antrag als völlig überflüssig gestrichen wurde.

In seiner hessischen Heimat überfiel ihn 1877 eine heftige Kopfrose, die er zwar überstand, die ihm aber als Afficirung des Rückenmarks ein nervöses Händezittern zurückließ. Das letztere genirte ihn ungemein, und obwol er sich sein frisches, gesundes Urtheil über Menschen und Dinge bewahrte, führte er seit jener Krankheit doch ein sehr eingezogenes Leben. Im vergangenen Winter conversirte er nur selten noch mit jemand, doch sprach er, wie gesagt, noch seine rückhaltslose Zustimmung zu den wiener Septemberabmachungen und seine Freude über die, wenngleich verkrüppelte, jeder liberalen Zuthat entkleidete Verwirklichung des Programms vom December 1848 aus.

Uns aber sei es gestattet, zum Schlusse das Märchen von Gagern's Apostasie durch eine Anekdote zu illustriren, die nur das Eine Verdienst hat, buchstäblich wahr zu sein. Ein intimer Freund von uns, ein Mann von radicalen Anschauungen, aber der praktischen Agitation durchaus fern stehend, erhielt Ende 1848 von dem damaligen Pascha Berlins, Hinckeldey, eine Ausweisungsordre zugestellt. Die Sache wurde beigelegt. Als wir aber ein halbes Jahr später den Polizeilieutenant des Reviers, der sich des Bedrohten angenommen, fragten, wie man denn nur auf den Einfall gerathen sei, eine notorisch so harmlose Persönlichkeit zu maßregeln, vertraute er uns das Geheimniß an: „Der Herr hat sich abfällig über Heinrich von Gagern geäußert!" Lächelnd fügte er, nach einigem Besinnen, hinzu: „Sagen Sie ihm aber, er solle das nicht etwa nachträglich durch eine lobende Aeußerung über den Mann gut machen wollen: die könnte ihm heute wieder eine zweite Ausweisung zuziehen!" So drehte sich die Welt rund um ihn: der in Preußen mit einer levis nota behaftete Name Gagern — lediglich weil der Chef des Geschlechts sich unterfangen, den Hohenzollern eine Kaiserkrone von Parlaments Gnaden anzubieten — kam zu Ehren in eben dem Oesterreich, dessen Vertreter derselbe Mann aus der Paulskirche gewiesen. Und da will man von Heinrich von Gagern wie von einer „Wetterfahne" sprechen?

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Musikmüde flüchten sich Künstler und Kunstfreunde in der heißen Jahreszeit nach den hochgelegenen Luftcurorten, um im ungestörten Genuß der Schönheiten der Gottesnatur das Nervensystem nach übermäßiger Anstrengung wieder erstarken zu lassen. Die eingelaufenen Hiobsposten meldeten aber fast übereinstimmend, daß der Musik nicht mehr zu entfliehen sei, daß allenthalben, selbst in den schwer zugänglichen Pensionen, die Ladies ihre English Songs oder Irish Songs mit Begleitung eines leicht transportabeln Pianino zum Aerger der aus den Musikstädten Entflohenen vortragen und daß auch in den kleinsten Gebirgsbädern Concertaufführungen mit mehr oder weniger Glück veranstaltet werden. Nirgends Rettung, nirgends Land, wo der Künstler und Pädagog wirklich ausruhen kann von den Strapazen seines Berufs. Ferdinand von Hiller hat recht, wenn er ausruft: „Zu viel Musik!" Das übermäßige Reproduciren wird schließlich eine Erschlaffung bewirken, welche auch auf die Production nachtheilig influiren muß.

In der Composition wird gegenwärtig leider ebenso viel gesündigt als im Schriftstellern. Der schlechte Componist bleibt mit seinen Schwächen immerhin noch besser versteckt als der schlechte Schriftsteller; denn der letztere wird vom Publikum besser controlirt, während der erstere nur von Fachgenossen, deren Urtheil als das von Concurrenten ausgehende nicht immer unangefochten bleibt, in seinen technischen Schwächen erkannt werden kann. Wie unendlich viel wird von Componisten auf den Musikalienmarkt gebracht, was sich nicht über den Dilettantismus erhebt und von der mangelhaften technischen Durchbildung erschreckendes Zeugniß ablegt. Die Technik der Sprache wird doch auf den höhern Schulanstalten gelehrt, die Technik der Tonkunst aber nicht, ja nicht einmal für die untersten Elemente der Harmonik ist auf den Gymnasien gesorgt, und doch wird von einem spätern Philologen verlangt, daß er Plato's „Timäus", die „Probleme" des Aristoteles, in welchen auch über die Musik gehandelt wird, „De natura deorum" von Cicero und viele andere Werke des classischen Alterthums, wenn es nöthig ist, interpretiren soll! Durch die Vernachlässigung des Studiums in der Harmonik ist auch der Dilettantismus der Philologen bezüglich der Musikgeschichtsforschung zu erklären, welche wir später mit besonderer Berücksichtigung der gegenwärtig dargebotenen Leistungen auf diesem Gebiete einer Besprechung unterziehen werden. Aber auch das Urtheil über praktische Musikwerke würde in den gebildeten Kreisen ein reiferes sein, wenn man sich für die Jugendbildung nicht mit ein wenig Klavierspiel begnügte, sondern sich bemühte, die Elemente der musikalischen Grammatik, das harmonische Fundament, der Jugend einzuprägen. Bei Opern- und Concertaufführungen würden dann im Publikum nicht so verkehrte Urtheile zu Tage gefördert werden, wie dies leider so oft infolge gänzlicher Unkenntniß des Tonsatzes geschieht. Die Componisten hätten dann freilich einen schweren Stand, welcher der ungemessenen Vielschreiberei keinen Vorschub leisten würde. Auf allen Gebieten der compositorischen Thätigkeit macht sich die Vielschreiberei bemerkbar und die Theaterdirectionen ebensowol wie die Concertdirectionen sind fortwährend genöthigt, gegen die

andrängende Flut von Manuscripten sich zu schützen und sich den jungen Componisten gegenüber reservirt zu verhalten. Sie haben auch nöthig, mit Vorsicht zu Werke zu gehen, damit das Publikum nicht betrogen werde.

Eine gewisse, bisweilen zu weit gehende Vorsicht in der Annahme von Novitäten hat die dresdener Hofbühne stets bewahrt. In letzterer Zeit hat sie dem Publikum ein Werk geboten, welches als „komische Oper" angekündigt war, aber die Komik im Musikalischen nur in sehr geringem Grade besitzt. Diese Oper heißt „Don Pablo" und ist componirt von Theodor Rehbaum. Sie wurde am 16. Sept. vom dresdener Publikum, welches den Componisten am Schluß hervorrief, mit Achtung aufgenommen, ohne daß sich die Theaterbesucher an irgendwelchen Stellen enthusiastisch in der Entgegennahme gezeigt hätten. Die Direction der Novität hatte der Hofkapellmeister Professor Dr. Wüllner übernommen, dessen akademisch würdige Haltung der Kritik zufolge mit der Komik überhaupt nicht harmonirt. Die „Signale", auf diese Eigenschaft etwas grobkörniger Bezug nehmend, behaupten, daß Dr. Wüllner „mit seinem akademisch festen, steifen Naturell" es nicht vermöchte, einer Musik, die es so nöthig hätte wie die zu „Don Pablo", lebendigen Odem einzuflößen, daß aber das Werk mit aller Liebe und Sorgfalt studirt worden und vorzüglich zur Aufführung gekommen sei. Das Textbuch enthält zwar einige hübsche Erfindungen, welchen die Idee der Verwechselung zu Grunde liegt, der Ausführung fehlt aber die Hauptsache zu einer komischen Oper, der Humor.

Irene, eine heißblütige Spanierin, voll Leidenschaft und Eifersucht, sucht in Männerkleidern ihren Geliebten Don Eugenio auf und findet ihn bei einem Zigeunermädchen in einer Schenke. Eine Erkennung in ihrer Verkleidung nicht befürchtend, spielt sie die Rolle eines Vetters Don Pablo, eines angeblichen Studenten in Burgos, macht sich dem Don Eugenio sehr unbequem und kommt schließlich in große Verlegenheit, als der wahre Don Pablo, von Gläubigern und einer Jägerbande verfolgt, in derselben Schenke erscheint. Mit diesem verwechselt, muß sie im Schuldthurm büßen, während Don Pablo seiner vermeintlichen Liebesabenteuer wegen in einer streng bewachten Höhle schmachtet. Der eigentliche Liebhaber der Zigeunerin, Perico, knirschend vor Eifersucht, erweist sich schließlich als ein sehr großmüthiger Mann und alle kommen zur glücklichen Eintracht, nachdem die Schulden bezahlt sind. Der Uebel größtes sind also hier die Schulden; durch Bezahlung derselben wird aber die Schuld des Componisten nicht getilgt, welcher dem Humor das Gastrecht nicht verstattete. Das Talent desselben neigt sich dem Lyrischen, Sentimentalen zu; es scheint nach diesem dramatischen Versuche, so angenehm es auch in lyrischen Episoden berührt, zur schlagenden Charakteristik gar nicht geeignet zu sein und auch im Rhythmischen ist nur selten eine gewisse Lebendigkeit und unmittelbar erfassende Kraft zu finden. Aber besser wirkt die Balletmusik, welche spanisch nationale Elemente enthält und rhythmisch graziös gestaltet ist, ferner der Chor der Alguazils und das allerliebste Ständchen der Irene. Trotz jenes Mangels an humoristischer Gestaltung ist aber doch hervorzuheben, daß sich der Autor von Trivialitäten und Entlehnungen fern gehalten und sich als einen im Tonsatz wohl gebildeten, fertigen Musiker gezeigt hat, welcher auf andern Gebieten, wo seiner Natur nicht der Humor im Wege steht, gewiß sehr Ansprechendes produciren wird. Von der dresdener Besetzung ist im ganzen Lobenswerthes zu sagen. Als Irene präsentirte sich Fräulein Reuther anmuthig und mit graziöser Verwerthung ihrer Mittel, Fräulein Nanitz stellte den Don Pablo fest und männlich dar. Herr Degele war in der Charakteristik des eifersüchtigen Perico äußerst glücklich. Hingegen erschien Herr Erl als Don Eugenio indisponirt; Frau Schuch, die excellente Sängerin, war nicht die geeignete Persönlichkeit zur Zigeunerin Paquita, deren Partie ihrer Stimme unvortheilhaft liegt, und die kleinern Partien wurden durch Fräulein Siegler und die Herren Fischer und Eichberger in angemessener Weise durchgeführt.

Während das vorgenannte Werk einen Achtungserfolg erzielte, ist die große historische Oper „Das Nordlicht von Kasan", von Karl Pfeffer, welche Ende August zum ersten mal auf der leipziger Bühne erschien, fast vollständig abgelehnt worden. Selbst am Schluß der Oper konnte das Zischen nicht unterdrückt werden. Von sachkundiger und gänzlich unparteiischer Seite ist der Inhalt in Wort und Ton als so jämmerlich und als ein so talentloses Machwerk dargestellt worden, daß es überflüssig erscheinen würde, unsere Leser mit einem Libretto und einer Composition bekannt zu machen, die zusammengenommen als ein bemitleidenswerther Operncadaver zu betrachten sind. Die Mühe des Herrn Schelper, des trefflichen Baritonisten der leipziger Bühne, und der hochbegabten dramatischen Sängerin Frau Reicher-Kindermann, dem Textverfertiger Herrn Krone und dem Componisten Herrn Karl Pfeffer einen wirklichen Erfolg zu erringen, waren vergeblich. Von ungleich größerm Erfolg war ihr Bemühen bei Aufführung der neuen Oper „Lancelot", von Theodor Hentschel, einem ausgezeichnet gebildeten Musiker, welchem ein Werk gelungen ist, dessen Inhalt den Fachmusikern und Laien große Achtung abnöthigen muß. Von den Rubinstein'schen Opern hat bisjetzt „Nero" in Hamburg einen solchen Erfolg errungen, daß allen Bühnen Deutschlands die Aufführung der Oper anzurathen wäre. In derselben Lage befinden wir uns der Oper „Lancelot" von Theodor Hentschel gegenüber, deren Durchführung den Hörer wahrhaft erfreut und ihn nicht selten sogar enthusiastisch stimmt. Hentschel ist allerdings von „Tanhäuser" und „Lohengrin" nicht unbeeinflußt geblieben, er hat aus diesen Werken des Dichter-Componisten hauptsächlich die Chorgestaltung im Dramatischen, die Behandlung des Arioso und die Orchestertechnik gelernt. Als schwächlicher Nachahmer tritt der Autor aber in diesem Werke nicht auf; vielmehr erkennen wir in ihm einen selbständigen Harmoniker, dessen Kenntniß und Fertigkeit sich in geschlossenen Tonsätzen kundgibt. Besonders im Ensemblesatz begrüßen wir in ihm einen vortrefflichen Gestalter, welcher die Situation in abgerundeter Form musikalisch zusammenzufassen weiß. Zu solcher scenisch wirksamen Zusammenfassung war ihm das Operubuch von Franz Bittong dienstbar. Trotz der mislungenen Verse, welche leider vielfach in dem Buche vorkommen, fand der Componist in dem Libretto einen Stoff, dessen scenische Wirksamkeit gar nicht angezweifelt werden kann. Wie der Titel schon vermuthen läßt, haben sich Textverfertiger und Componist jenem Sagenkreise zugewendet, welcher zuerst durch Richard Wagner zu musikalisch-dramatischem Leben erweckt worden ist. Die Gralsage und die Tafelrunde des Königs Artus sind die Fundamente des Werkes, dessen Einrichtung deutlich erkennen läßt, daß Richard Wagner's Gralritter Lohengrin als ideale Gestalt den Autoren vorschwebte.

Wie Lohengrin war auch Lancelot einer der gefeiertsten Helden des Artuskreises. In der Oper tritt er als Ritter und Musiker auf; ohne seine Fiedel, die in Freud und Leid seine treue Begleiterin war, mag er nicht existiren. Erst vor dem letzten Kampfe zerbricht er sie, weil er weiß, daß er sie nicht mehr spielen wird. Dieser Kampf auf Tod und Leben ist das Ende seiner Leiden, welche am Hofe des Königs Artus beginnen. Hier genießt er als einer der größten Helden das bedeutendste Ansehen und der König selbst überhäuft ihn mit Huld und Freundschaft. Durch die Bitten desselben wird Lancelot, welcher zu neuen Thaten ausziehen will, dahin gebracht, daß er zur Feier der Brautwerbung und der Verehelichung des Königs Artus mit Genhyvar noch länger am Hofe verweilen will. Vor dem Hochzeitsfeste weilt er im Walde Brezilian am herrlichen See, wo ihn unnennbare Sehnsucht erfaßt nach seiner Mutter, der Seekönigin Viviane, welche mit Merlin, dem Sänger und Zauberer, verbunden war. Sie erscheint, umgeben von Elfen, und warnt den inniggeliebten Sohn vor seinem schrecklichen Schicksal am Hofe des Königs Artus. Entfliehen soll er, so schnell als möglich, um dem Unglück zu entrinnen. Dieses aber wird ihm bereitet durch die Geliebte seines Herzens, die er im Traum erschaute. Genhyvar, die Verlobte des Königs Artus, ist der Gegen-

stand seiner Minne, und auch sie trägt Lancelot, ohne ihn zu kennen, in ihrem Herzen. Sie besucht vor dem Hochzeitsfeste noch einmal den trauten Ort am See, um sich an dem Laubgeflüster, an dem Wellenrauschen zu ergötzen. Lancelot erblickt sie und gesteht ihr stürmisch seine Liebe. Sie selbst wird im Augenblick von ihrer Herzensneigung fast überwältigt. Jedoch das Pflichtgefühl führt sie zur Besinnung und mit hoheitsvollem Wesen erklärt sie dem theuern Ritter, daß eine Trennung unvermeidlich sei, weil sie einem andern gehöre. Unendliches Weh schafft ihm ihr letztes Lebewohl. Die eigentlichen Leiden beginnen aber erst während des Hochzeitsfestes, wo er Genhyvar an der Seite des Artus findet. Sie mehren sich im Verlaufe der Feier, als ihm König Artus, welcher die Neigung seiner Schwester Morgane zu Lancelot erforscht hatte; die Hand dieser von allen Rittern in Wort und Ton gefeierten tugendsamen Jungfrau anträgt. Seine Abweisung wird als schwere Beleidigung aufgefaßt und nur sein Trübsinn gilt als Entschuldigung. In der Haft sich befindend, gesteht er seinem durch Todesbrüderschaft mit ihm verbundenen Freunde Modred die Ursache seiner innern Qualen, welche für den Augenblick dadurch gemildert werden, daß Genhyvar selbst bei ihm erscheint und ihm den Freundesgruß vom Könige überbringt. Ihm wird die Freiheit geschenkt und zugleich wird ihm angetragen, daß er dann noch Morgane als Weib erhalten solle, wenn er vom Trübsinn geheilt und von seinen Ritterthaten heimgekehrt sei. Die allzu große Huld erkennend, vermag er doch nicht seine Liebe zu Genhyvar zu unterdrücken, welche der Versuchung schnell entflieht. Während Lancelot herumirrt, beginnt die Tafelrunde des Königs Artus. Ritterlieder zur Ehre der Frauen und Schlachtgesänge ertönen und im Uebermaß des Glücks begehrt der König aus dem von Merlin, dem Barden, verzauberten Horn zu trinken. An diesem Horn haftete der Zauber, daß keiner aus demselben zu trinken vermochte, dessen Gattin an einen andern in Minne gedacht hatte. Modred, der Neffe des Königs, räth von solchem Beginnen ab, indem er heimlich an Lancelot und Genhyvar denkt. Sein wohlmeinender, ganz unverfänglich ausgesprochener Rath wird aber die Ursache des Streites; denn König Artus fühlt die Ehre Genhyvar's verletzt, er fordert seinen Neffen zum Kampfe, und wirft ihm Feigheit vor, als dieser sich weigert, das Schwert gegen den Oheim zu ziehen. Solcher Vorwurf veranlaßt den Kampf, in welchem Artus unterliegt; zum Tode getroffen nimmt er versöhnt Abschied und segnet sein Weib, welches an seinem Lager ihre Neigung zu Lancelot ihm offenbart und ihm zugleich ihre Unschuld erklärt. Lancelot kommt herbei und fordert nun seinen Freund Modred, mit welchem er Todesbrüderschaft getrunken hatte, zur Blutsühne in den Wald Brezilian. Am See treffen sie sich, wo sie trotz ihrer innigen Freundschaft den letzten Kampf beginnen. Lancelot fällt, zum Tode getroffen, und nimmt von der herzugeeilten Genhyvar Abschied. Der tapfere Ritter hatte von seiner Mutter einen Ring erhalten, mit dessen Hülfe er alle Wunden sogleich heilen und seine volle Kraft wiedergewinnen konnte. Trotz der Aussicht, mit Genhyvar ein seliges Liebesglück zu feiern, verzichtet er auf seine Genesung; denn frei von Fehl, frei von Schuld will er den König Artus im Paradies begrüßen. Er wirft den Ring in den See. Die Naturgewalten brechen los; er wird der Welt entrückt und an den Ort geführt, wo die Ritter des heiligen Gral versammelt sind und ihn, den ebenfalls Unsterblichen, in ihre Mitte aufnehmen. Vom Könige Artus empfangen, erhält er hier den Lohn für seine Rittertugend.

Der Hauptvorzug des ganzen Werkes liegt in der schönen Gestaltung der Ensembleummern. Die gewählte und doch allenthalben natürliche Harmonik der Tonsätze übt einen unmittelbaren Eindruck auf den Hörer aus, welcher sich an der prächtigen, ungekünstelten Stimmführung, an dem schönen thematischen Aufbau wahrhaft erfreut. Zugleich ist aber die Charakteristik der einzelnen Personen nicht vernachlässigt. Im Gegentheil dienen die Ensembleummern zur Hebung der Charaktere, welche nirgends bedrückt und in den Hintergrund gedrängt sind. Durch

diese glückliche musikalische Gestaltung sind auch die Schwächen des im ganzen geschickt angelegten Textbuches so verdeckt worden, daß man dieselben kaum empfindet. Der Componist, durch langjährige Erfahrung mit der Wirkung von der Bühne herab vertraut, hat sich auch niemals die Gelegenheit entgehen lassen, durch Gegensätze die einzelnen Scenen zu beleben und in der Folge der Scenen den Gegensatz ebenfalls hülfreich mitwirken zu lassen. Durch die passende Verwerthung des Frauen- und Männerchors, durch das Gegenübertreten des männlichen und weiblichen Elements hat er die Monotonie geschickt vermieden, und in den Sologesängen hat er sich von schwächlicher Sentimentalität und lyrischer Zerflossenheit ganz frei gehalten. Geradezu virtuos ist seine Orchesterbehandlung, welche den Hörer niemals durch ungestümes Vordrängen oder wildes Klangwesen verletzt, sondern immer mit Rücksicht auf die dramatische Situation das harmonische Element wirkungsvoll hervorhebt. Gleich geschickt in der Anwendung der Diatonik und Chromatik offenbart er allenthalben sein dramatisches Talent im Dienste der wahren Kunst, deren Formen er mit edelm Inhalt erfüllt. Wenn nun auch nicht geleugnet werden kann, daß in der Oper von Theodor Hentschel der Sologesang nicht in dem Maße zu enthusiasmiren vermag wie die Ensemblesätze, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß die Melodik reicher ist, als sie im Augenblicke erscheinen mag, und daß vielleicht noch manches Arioso in der Familie eine bleibende Stätte finden wird. Vor allen Dingen ist in der Oper ein Werk zu begrüßen, welches durch und durch edel gehalten und von künstlerischem Geiste durchweht erscheint. Keine Frivolität stört den musikalischen Aufbau; maßvoller Gebrauch der Mittel erweckt Sympathien und Klangschönheit durchdringt das rhythmisch belebte Ganze. Kurz, das Werk erscheint mir als die beste Oper, welche ich inmitten der Wagner-Strömung kennen lernte; es ist die reifste Frucht in der musikalisch-dramatischen Production unserer Zeit, soweit meine Kenntniß derselben reicht. Sie übertrifft Goldmarck's „Königin von Saba" bei weitem; wie sie sich aber zu Rubinstein's Werken verhält, wird die Zukunft lehren. Es ist freudig anzuerkennen, daß der Autor zwar die modernen Mittel nicht verschmäht hat, aber nicht sklavischer Nachahmer Wagner's geworden ist. Seine Selbständigkeit bewahrt er mit Consequenz, und allenthalben wählt er als Musiker die rechten Mittel zum Ausdruck seiner Gedanken, welche sich in schöner Form, oft in recht sinniger und dabei einfacher Weise offenbaren. Die leipziger Theaterdirection hatte bei der Inscenirung ihre Aufgabe in glänzender Weise gelöst. Der Ausstattungsapparat trug nicht wenig dazu bei, die Vorzüge der Schöpfung in die rechte Beleuchtung zu rücken, und die ausführenden Kräfte waren zum größten Theil ihren Aufgaben in jeder Beziehung gewachsen. Herr Lederer führte den Titelhelden glänzend durch; im Gesang und im Spiel erwies er sich als der stimmbegabte, tüchtig gebildete und denkende Künstler, welcher nicht schablonenmäßig die Charaktere erfaßt, sondern seine Individualität mit dem darzustellenden Charakter gewissermaßen zu identificiren sucht. Die hochbegabte dramatische Sängerin Frau Reicher-Kindermann brachte die Partie der Genhyvar in jeder Beziehung ausgezeichnet zur Geltung; sie bewies aufs neue durch ihre Leistung, daß sie die höchsten Anforderungen in solchen Rollen zu befriedigen vermag, welche von ihrer Stimme nicht ein Ueberschreiten der ihrem Organ in der Höhe gesetzten Grenzen verlangen. Auch Herr Schelper war ein trefflicher König Artus, desgleichen erwies sich Herr Wiegand mit seiner herrlichen Baßstimme als ein ausgezeichneter Vertreter des Modred und Fräulein Riegler (Viviane) wußte ihrer bedeutenden Partie die besten Seiten abzugewinnen. Am schwächsten war die Repräsentantin der Morgane, Fräulein Korber, welche vielleicht in der leichten, lustigen Spieloper von Lortzing Besseres leistet. Ihr Streben war natürlich auch sehr schätzenswerth und ihre Leistung war auch durchaus nicht unbefriedigend. Gegenüber den bedeutenden künstlerischen Leistungen vermochte sie sich nicht auf der Höhe der Situation zu erhalten. Der Chor war diesmal sehr gut vorbereitet und kam den

Intentionen des Autors in sehr anerkennenswerther Weise nach. Das Orchester aber unter der Direction des Herrn Kapellmeisters Seidel entwickelte eine Virtuosität, welche an die glänzenden Zeiten unter Concertmeister David erinnerte.

Aus dem Vorstehenden wird schon zu entnehmen sein, daß in Leipzig ein ungemein reges musikalisches Leben herrscht. Von allen Städten der Welt ist überhaupt Leipzig die musikalisch regsamste. Sie stellt die höchsten Anforderungen an die künstlerische Leistungsfähigkeit und verlangt von jedem einzelnen eine die menschlichen Kräfte fast übersteigende Ausdauer. Nicht genug, daß das Gewandhausconcertinstitut jährlich 22 Concerte veranstaltet, die Euterpe 10 Concertaufführungen, ebenfalls mit Zuziehung bedeutender Virtuosen, ermöglicht, der Riedel'sche Verein mit seinen berühmten kirchlichen Concerten unter Mitwirkung ausgezeichneter Solisten zur Veredlung des Geschmacks wesentlich beiträgt, der Bach-Verein sich mit der Pflege des großen Tonmeisters Bach eifrig beschäftigt, das königliche Conservatorium der Musik allwöchentlich Soiréen gibt und kaum zu zählende Vereine concertirend vor die Oeffentlichkeit treten: auch auf dem Gebiete der dramatischen Musik wird, wie schon erwähnt, nach Vielseitigkeit verlangt und zugleich wird begehrt, daß das Ensemble am Neuen Theater mit jeder Hofbühne wetteifern solle. Kommt Wagner'sche Musik zur Aufführung, verlangt man energisch Mozart, Beethoven, Weber, Marschner u. s. w.; beschäftigt sich die Bühne mit der ältern Musik, wird über Einseitigkeit und über Vernachlässigung der neuen dramatischen Richtung geklagt. In der That, die Operndirection in Leipzig hat kein leichtes Amt; sie erfüllt aber unserer Ueberzeugung nach ihre Pflicht jetzt größtentheils den Verhältnissen entsprechend. Besondern Fleiß hatte sie auch auf die Inscenesetzung der „Nibelungen" verwendet und zur Aufführung des ganzen Nibelungencyklus das Ehepaar Vogl aus München, Frau Materna aus Wien, diese von Wagner selbst sozusagen geweihte Brünhilde, und Herrn Jäger aus Wien gewonnen. Herbeigeströmt von nah und fern entwickelten die Kunstfreunde in dem vollständig gefüllten Hause eine bewundernswerthe Ausdauer, welche der Dichter-Componist von seinem Publikum nicht verlangen sollte; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß schließlich Ermattung und Unempfänglichkeit eintreten muß, welche dem Genuß und dem Verständniß nur schädlich entgegenwirken kann. Wenn Richard Wagner in dieser Beziehung dem Publikum entgegenkommen und eine für die mitwirkenden Kräfte wie für die genießende Menge gleich vortheilhafte Einrichtung bezüglich der Eintheilung des Ganzen treffen wollte, dann würde ihm selbst der größte Gewinn erwachsen. Die Originalität der Schöpfung leugnet auch der nicht, welcher mit der ganzen Richtung Wagner's im Aufbau des musikalischen Dramas nicht übereinstimmt. Originales Schaffen sucht man aber genau zu ergründen und in allen Einzelheiten zu erforschen, um das Gold von den Schlacken unterscheiden zu können. Solche Ergründung scheint Wagner, welcher sich entschieden gegen jeden Kapellmeisterstrich erklärt, durchaus zu wünschen. Da aber die Länge der einzelnen Werke aus der Trilogie der geistigen Durchdringung als Hinderniß entgegensteht, so würde jedenfalls ein anderes Arrangement seinen Intentionen weit förderlicher sein. Die Aufführung des ganzen Cyklus könnte z. B. in folgender Weise arrangirt werden: 1. Tag „Rheingold" (ohne Theilung) und erster Act der „Walküre"; 2. Tag zweiter und dritter Act der „Walküre"; 3. Tag erster und zweiter Act des „Siegfried"; 4. Tag dritter Act des „Siegfried" und erster Act der „Götterdämmerung"; 5. Tag zweiter und dritter Act der „Götterdämmerung". Bei dieser Einrichtung würde jeder Besucher vor 10 Uhr das Theater verlassen und während der Reproduction Note für Note in sich aufnehmen können. Nicht ein einziger Strich wäre nothwendig, was gewiß von einigen bis zum Fanatismus aufgeregten Wagner-Freunden mit dem höchsten Jubel begrüßt würde. Leipzig könnte auch in dieser Beziehung die Initiative ergreifen, nachdem diese Stadt nächst München zuerst den

ganzen Cyklus in würdiger Form dargeboten hat. Auch von den Besuchern der baireuther Festtage ist rückhaltslos erklärt worden, daß Leipzig in manchen Beziehungen Baireuth in nicht geringem Grade zu übertreffen vermochte. Daneben ist die dramatische Production anderer Bühnencomponisten, soweit sie überhaupt vorhanden erscheint, nicht vernachlässigt worden. Goldmarck's „Königin von Saba" und Neßler's „Rattenfänger von Hameln", deren Werth an dieser Stelle schon gewürdigt wurde, fanden weitere sorgsame Pflege und Weißheimer's Oper „Meister Martin und seine Gesellen", eine in musikalischer Beziehung theilweise recht geschickte Nachahmung des Wagner'schen Tondramas mit allerdings oft nicht gelungenen Charakterisirungen, hatte sich ebenfalls einer recht guten Inscenesetzung zu erfreuen. Das Werk hat in Karlsruhe während der Tonkünstlerversammlung sich hohe Achtung erworben, nachdem es schon im Jahre 1879 von der dortigen Bühne und vom Publikum sehr freundliche Aufnahme gefunden hatte. Es ist aber nicht zu leugnen, daß auch bei dieser Oper wiederum die Nachahmung der Wagner'schen Tongebilde als Schwäche empfunden wird. Talentvolle Componisten sollten versuchen, ihren eigenen Weg zu gehen, und sich nicht zu schwacher Nachahmung verleiten lassen. Gegenüber dem Wagner'schen declamatorischen Accent sollte auch das rhythmische Element in der Vocalmusik wieder gehörig gepflegt und zu Ehren gebracht werden. Das könnte aber nur dann geschehen, wenn sich mit der Beherrschung der rhythmischen Formen zugleich eine so bedeutsame Gewalt im orchestralen Wesen verbände, wie Richard Wagner infolge seiner Genialität, aber auch infolge seines emsigen Studiums sich dieselbe angeeignet hat. Solange die Bühnencomponisten auf symphonischem Gebiete (im weitern Sinne des Wortes), im symphonischen Accompagnement und in der Verwendung der orchestralen Mittel nicht eine gleiche Macht zu entwickeln vermögen, wird Richard Wagner Alleinherrscher bleiben. Nach dem Urtheile des Herrn Dr. Hans von Bülow über die Oper „Nero" von Anton Rubinstein sollte man allerdings, wie wir schon in der letzten „Revue" bemerkten, mit gutem Grunde annehmen können, daß nun ein Rhythmiker mit dem musikalischen Declamator in die Schranken treten werde. Leider hat aber bisjetzt „Nero" keinen weitern Boden erringen können. Die musikalischen Hauptstädte scheinen sich reservirt zu halten, und Anton Rubinstein ist zu stolz, um die Gunst der Theaterdirectoren erbetteln zu wollen. Im Interesse der Kunst wäre es aber sehr erwünscht, daß einem so bedeutungsvollen Talent der Weg geebnet und ihm Gelegenheit geboten würde, mit dem Alleinherrscher in die Schranken zu treten. Mit den Opern „Feramors" (in Berlin), „Die Makkabäer" (in Berlin, Prag, Dresden, Breslau), „Dämon" (Moskau) konnte sich A. Rubinstein nicht zur gleichen Ruhmesstufe aufschwingen, so viele ungemein interessirende Einzelheiten auch die genannten Werke besitzen. Alle andern neuern Opern, unter diesen auch „Armin" von Hofmann, konnten bisjetzt nicht genügend auf dem Repertoire erhalten werden, und die sogenannte große Oper von Meyerbeer hat ebenfalls durch „Tanhäuser" und „Lohengrin" nicht geringe Niederlagen erlitten.

Nach Angabe dieser Thatsache wird es auch leicht zu begreifen sein, daß die unter den volksthümlichen musikalischen Bühnenwerken aus neuerer Zeit jedenfalls einen vornehmen Rang einnehmende Oper „Der Heideschacht" von dem verstorbenen leipziger Tondichter Franz von Holstein erst kürzlich durch den Unternehmungsgeist des (in neuester Zeit zum Theaterdirector in Köln einstimmig erwählten) Herrn Julius Hofmann wieder zum Leben erweckt worden ist. Dieser hat bekanntlich nach unsaglichen Mühen und Sorgen ein sogenanntes Operngesammtgastspiel im leipziger Carola-Theater veranstaltet und consequent mit dem glücklichsten Gelingen durchgeführt. Anfangs war man versucht, in Anbetracht der nicht geringen Concurrenz, das Unternehmen als ein unsicheres zu betrachten; die energische Durchführung des Ganzen hat aber gelehrt, daß Herr Director Hofmann den einmal gefaßten Plan nicht aufgibt, sondern sein dem Publikum gegebenes Wort als Ehren-

mann einlöst. Durch das Vertrauen hervorragender dramatischer Sänger und Sängerinnen von ersten Bühnen Deutschlands ausgezeichnet, ist es dem Unternehmer gelungen, vorzügliche Kräfte zu einem Ensemble zu vereinigen, welches trotz der kurzen Zeit zu den Vorbereitungen häufig als ein ausgezeichnetes, zuweilen als ein mustergültiges erschien. Daß natürlich auch schwächere Darbietungen von der Kritik verzeichnet werden mußten, ist bei diesem in seiner Art außerordentlichen Unternehmen selbstverständlich. Mit den trefflichen Kräften, welche dem genannten Director zur Verfügung standen (z. B. Frau Peschka-Leutner, Frau Mahlknecht, Frau Lißmann-Gutschbach, Fräulein von Hartmann, Fräulein Wiedemann u. a., die Herren Götz, König, Wolf, Landau, Weber, Gura, Reichmann, Kindermann, Mayer, Hauser, Drewes, Steibelt, Freny, Becker u. a.), ist es ihm gelungen, Opern aller Richtungen zur Aufführung zu bringen. In 33 Vorstellungen wurden vom 5. Juni bis mit 11. Juli 20 verschiedene Opern vorgeführt, von welchen einige ganz neu studirt werden mußten. Neben „Fidelio", „Don Juan", „Euryanthe", „Vampyr", „Hans Heiling", „Tell", „Lohengrin" wurden inscenirt „La serva padrona", von Pergolese, „Der betrogene Kadi", von Gluck, die „Zauberflöte", „Belmonte und Constanze", „Die Hochzeit des Figaro", „Der Barbier von Sevilla", „Die weiße Dame", „Johann von Paris", „Die Regimentstochter", „Der Postillon von Lonjumeau", „Der Waffenschmied" und die erwähnte Holstein'sche Oper „Der Heideschacht". Von verschiedenen Bühnen hatte Herr Director Hofmann die Mitglieder des Chors gewonnen, deren Wirksamkeit große Anerkennung verdient. Verstärkt wurden die Chöre bei Wiedergabe großer Opern durch Mitglieder leipziger Gesangvereine und die Kapelle, welche zur „Lohengrin"-Aufführung ebenfalls bis zu 60 Köpfen verstärkt war, bestand im wesentlichen aus Mitgliedern der großherzoglich weimarischen Hofkapelle, deren künstlerische Tüchtigkeit längst die schwersten Proben bestanden hat.

Das praktische musikalische Leben hat sich also hauptsächlich in Leipzig während der wärmern Jahreszeit concentrirt. Die Production wird natürlich im nächsten Winter wieder stark hervortreten und dem Beobachter Gelegenheit geben, das Wichtigste für die „Musikalische Revue" zu registriren. Auch werden wir dabei noch einen Blick auf die verschiedenen Sängerfeste werfen, welche die Sangesbrüder von nah und fern zum friedlichen Wettkampfe herbeigerufen haben. Gegenwärtig halten wir es für unsere Pflicht, noch der Dahingeschiedenen zu gedenken, von welchen wir erwähnen den trefflichen Klavierlehrer des königlichen Conservatoriums der Musik in Leipzig, E. F. Wenzel, geboren am 23. Jan. 1808 in Walddorf bei Löbau, gestorben am 16. Aug. 1880 zu Kösen; den sächsischen Hofkapellmeister Karl Krebs, geboren am 16. Jan. 1804 zu Nürnberg, gestorben am 16. Mai 1880 in Dresden; den bedeutenden Violinvirtuosen Henri Wieniawski, geboren am 10. Juli 1835 zu Lublin, gestorben am 2. April 1880 in Moskau; den in Amerika vielgereisten Violinvirtuosen Ole Bull, geboren am 5. Febr. 1810 in Bergen, gestorben am 17. Aug. 1880 in seiner Villa auf Lysöen in der Nähe von Bergen; endlich Jacques Offenbach, geboren 1819 zu Köln am Rhein, gestorben am 5. Oct. 1880 zu Paris. Auf ihre Leistungen kommen wir bei Gelegenheit zurück, sie sind alle in der musikalischen Praxis thätig gewesen.

Auf dem Gebiete der musikalischen Wissenschaft ist aber auch mancherlei geleistet worden, welches wir hier nicht übergehen wollen. Wir werden uns in der nächsten Revue mit den einzelnen hervorragenden Leistungen im Bereiche der Musikwissenschaft beschäftigen.

Politische Revue.

20. October 1880.

Wir befinden uns, was unsere innere Politik betrifft, jetzt im Stadium der Vorbereitungen. Die Parteien sondiren das Land, agitiren, demonstriren; in den Parteiversammlungen werden Erklärungen aller Art abgegeben, meistens Losungen der localen Führer und als solche bezeichnend für die herrschende Stimmung, während die Majoritäten dieser Versammlungen selbst mehr zufällige sind. Die Secession findet, wie wir vorausgesetzt, nur Boden in Preußen, und zwar besonders in den östlichen Provinzen; eine Versammlung in Königsberg, in welcher das gemäßigtste Mitglied der neuen Fraction, Rickert, das Wort führte, sprach sich zu Gunsten der Secession aus; in Leipzig dagegen erklärte sich die Mehrheit der Nationalliberalen gegen dieselbe; in Hessen und andern Staaten will man von einer Trennung der Partei nichts wissen, weil man den Hauptnachdruck auf ihr nationales Wirken legt. Zumeist erklärte man sich für ein Zusammengehen mit den Secessionisten in durchaus versöhnlichem Sinn: es entspricht dies ja auch den Tendenzen der Secession, welche die Bildung einer großen liberalen Partei verlangt und nur einen andern Kernpunkt sucht, um welchen sich dieselbe krystallisiren soll. Im nordwestlichen Deutschland ist die Fortschrittspartei ausnehmend rege, besonders ihr eifriger Wanderprediger Eugen Richter; die Bedrohung der hanseatischen Interessen hat hier einen breiten Untergrund geschaffen für eine nach links drängende Strömung. Die Socialisten tagten in der Schweiz: unverkennbar ist eine Spaltung dieser Partei; eine revolutionäre Linke, als deren Stimmführer sich Most in herausforderndster Weise geberdet, befehdet die maßvollern Führer, die in Leipzig ihren Sitz haben. Gleichzeitig indeß erfährt man von einer in Berlin beabsichtigten Verhängung des kleinen Belagerungszustandes über Leipzig und Hamburg: die städtischen Behörden der erstern Stadt haben indeß bisher in Abrede gestellt, daß ihnen irgendeine hierauf bezügliche Mittheilung zugegangen sei.

Die Vorbereitungen in den berliner Regierungskreisen betreffen vorzugsweise die reformatorischen Plane des Fürsten Bismarck selbst, eine Neugestaltung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse, besonders des Arbeiterstandes, die in mancher Hinsicht als eine Verwirklichung des Lassalle'schen Staatssocialismus betrachtet werden kann. Lassalle wollte denselben zwar erreichen mit Hülfe des ebenfalls vom Fürsten Bismarck eingeführten allgemeinen Wahlrechtes, von dem er sich den Sieg des vierten Standes, ein Arbeiterparlament oder ein Parlament mit einer großen Majorität von Arbeitern versprach, ohne zu bedenken, daß nur die wenigen Fabrikstädte und Arbeiterdistricte und einzelne Stadttheile in den großen Städten in diesem Sinne wählen würden, während in dem ganzen ländlichen Proletariat mehr oder weniger der Wunsch der Gutsherren, in den andern Städten das kleine Bürgerthum den Ausschlag geben mußte. Doch das entscheidende Princip des Lassalle'schen Socialismus blieb doch immer das dictatorische Eingreifen des Staates in die Regelung der Erwerbsverhältnisse. Ob dies von einem maßgebenden Parlament oder von einem maßgebenden Minister ausgeht, ist für das Princip selbst im Grunde gleichgültig. Die ministerielle „Provinzial-Correspondenz", welche über die „Fürsorge für die Arbeiter" in einem die Plane Bismarck's verherrlichenden Artikel spricht, unterläßt es nicht, bei dieser Gelegenheit auf die Beziehungen Bismarck's zu Lassalle hinzuweisen. „Fürst Bismarck", sagt sie, „hat von jeher ein Herz und Interesse für die arbeitenden Klassen gehabt und sich über deren Bedürfnisse und Klagen zu orientiren gesucht. Es hat sogar nicht an Stimmen gefehlt, welche ihm hieraus einen Vorwurf machten, und erst noch letzthin nahm der Kanzler Gelegenheit, sich wegen der Beziehungen zu vertheidigen, welche er vor etwa 17 Jahren zu dem politischen Führer der Arbeiterpartei gehabt und aus denen seine Widersacher eine Waffe des Angriffs zu schmieden vergeblich sich

bemühten." Ueberhaupt sucht dieser beachtenswerthe Artikel dem Entschluß des Fürsten Bismarck, das Handelsministerium zu übernehmen (es wurde ihm am 23. Aug. interimistisch, am 16. Sept. definitiv übertragen), den Eindruck überraschender Plötzlichkeit zu nehmen und am Faden einzelner Aeußerungen des Fürsten Bismarck die Genesis desselben nachzuweisen. Er hebt besonders hervor, daß der Fürst schon bei Berathung des Socialistengesetzes erklärt habe, er werde eine jede Bestrebung fördern, welche positiv auf Verbesserung der Lage der Arbeiter gerichtet sei, und wenn nur ein ernster Antrag vorläge, ein freundliches Entgegenkommen zeigen und ihn einer wohlwollenden und geneigten Prüfung des Reichstages empfehlen. Diese positiven Anträge fehlten; der Kanzler hat sich also, nachdem er die wirthschaftliche Politik durch Aenderung des Zolltarifs selbst auf eine andere Grundlage gestellt, jetzt entschlossen, „die Reform auch von der andern Seite in Angriff zu nehmen und diejenigen Vorschläge selbst vorzubereiten, welche geeignet sind, die Lage der Arbeiter zu verbessern und die Wohlfahrt des Gewerbes auf eine sichere moralische Grundlage zu stellen. Er rechnet darauf, daß die Behandlung auch dieser Frage nicht nach den Auffassungen und Geboten bloßer Lehrmeinungen, sondern vor allem nach den Anforderungen der thatsächlichen Lage der Dinge und nach den wirklichen Bedürfnissen und Anforderungen des Volkes gestaltet werde." Aus dem Bereiche der Lehrmeinungen wird indeß auch diese praktisch eingreifende Wirksamkeit nicht herauskommen; denn alle Praxis ist doch nur angewandte Theorie und es sind eben nur entgegengesetzte Theorien, welche infolge der neuen Reform zur Geltung kommen sollen. Offenbar geht Fürst Bismarck auf eine Wiederbelebung des Innungswesens aus, auf eine Revision der liberalen Gewerbegesetzgebung: eine Verbesserung des Haftpflichtgesetzes, die sehr wünschenswerth ist, scheint auch in Aussicht genommen zu sein. In erster Linie steht der Plan einer Versicherung der Arbeiter, ein schwer zu lösendes Problem. Die Bildung eines ständigen wirthschaftlichen Beirathes findet sich ebenfalls auf dem Programm. Was die Beschränkung der Wechselfähigkeit betrifft, für welche Graf Wilhelm Bismarck überall, auch bei seinen thüringer Wahlreden eifrige Propaganda gemacht hat, so dürfte sie wol zunächst nicht in das Regierungsprogramm aufgenommen werden. Die Umfragen bei allen zuständigen Corporationen haben meistens ablehnende Antworten zur Folge gehabt; auch der Delegirtentag selbständiger Handwerker hat sich im Interesse der kleinen Handwerker und Gewerbetreibenden dagegen ausgesprochen. Fürst Bismarck selbst spricht zunächst von „Signalschüssen"; dann stehe eine Zeit ernster Arbeit bevor.

In der kirchenpolitischen Frage herrscht zunächst eine sehr gemäßigte Temperatur. Abgeordneter Windthorst hat in der Katholikenversammlung zu Breslau sogar dem Culturkampfe einige gute Seiten abzugewinnen gewußt: die Bedeutung der katholischen Kirche sei durch ihn erst recht zu Tage getreten, auch für die Gegner derselben. Mit besonderm Nachdruck hob Windthorst mehrfach hervor, er und alle seine Gesinnungsgenossen würden bis zum letzten Athemzuge eintreten für Thron und Altar. Jedenfalls befindet sich das Centrum in bester Stimmung: die Ueberzeugung, daß der Culturkampf seinem Ende nahe sei, durchdrang alle Reden von Windthorst; für die Polen hatte der Abgeordnete den Ausdruck wärmster Sympathie, obschon er aus seiner Unkenntniß ihrer Sprache und Literatur kein Hehl machte. Mit diesen gemäßigten Reden des in der Oderstadt hochgefeierten Führers der Centrumspartei contrastirt allerdings die Adresse der rheinisch-westfälischen Ultramontanen an den Deutschen Kaiser betreffs der Dombaufeier, in welcher in wenig taktvoller Weise erklärt wird, daß den Katholiken die feierlichst verbriefte freie Religionsübung verkümmert sei. Auch beklagen die Verfasser, daß der Paragraph, welcher die Rückkehr der Bischöfe zuläßt, diese wichtigste Bestimmung, abgelehnt worden sei. Und doch ist sie ja gerade durch das Centrum abgelehnt worden.

Der Kaiser hat die Annahme der Immediateingabe vor der Dombaufeier verweigert und infolge dessen ist die Parole „würdiger Zurückhaltung" von den Ultramontanen ausgegeben worden. Jedenfalls haben sie aber gegenüber dem großen und allgemeinen Volksjubel des Festes sich als eine sehr isolirte Gruppe gezeigt: eine Stellung, in welche sich zu bringen eine sehr verfehlte Taktik war.

In der That ist das kölner Dombaufest am 15. und 16. Oct. in großartiger Weise und ohne die geringste Störung gefeiert worden. Der Kölner Dom, dessen Vollendung mit solcher Begeisterung von König Friedrich Wilhelm IV. gefördert wurde, erschien diesem Monarchen als ein Sinnbild der deutschen Einheit: so sprach er es 1842 aus in seiner schwunghaften Rede. Und so bleibt es eine bedeutungsvolle Thatsache, daß der glorreiche Begründer der deutschen Einheit, der Kaiser Wilhelm, auch noch das großartige vollendete Bauwerk einweihen sollte. Sind doch alle jene in poetischer Beleuchtung schimmernden Entwürfe und Anläufe des frühern hochbegabten Monarchen in der darauffolgenden Aera glänzend durchgeführt worden. Dem begeisterten Wort und seinen aus tiefster Seele kommenden Verheißungen folgte die energische That. Und so knüpfte auch der Kaiser in seiner schönen Rede an die Grundsteinlegung zur Vollendung des Doms an den 4. Sept. 1842 und an die königlichen Worte an, „welche nicht nur in preußischen, sondern in allen deutschen Landen zündeten". Mit rührender Pietät gedachte der Kaiser „des königlichen Bauherrn, dessen erhabenem schöpferischem Geiste wir dieses Werk verdanken, welches von Jahrhundert zu Jahrhundert seinen Namen preisen wird". Den Fürsten und Freien Städten im neugeeinten deutschen Vaterlande, den Gebern einzelner Gaben, weit über Deutschlands Grenzen hinaus, Preußen und dem kölner Dombaucomité mit allen seinen Verzweigungen galt der Dank des Monarchen. „Schließlich gedenken wir in höchster Anerkennung der Männer, welche an der Hand der Wissenschaft und Kunst diesen Bau schufen und in der Dombauhütte Kräfte erzogen und leiteten, die mit Ausdauer so Großes darstellten. So begrüßen wir alle dies herrliche Denkmal, und bleibe es durch des Allmächtigen Gnade Frieden verheißend auf allen Gebieten, Gott zur Ehre und zum Segen."

Diese Worte sprach der Kaiser nach der Vorlesung und Unterschreibung der Dombauurkunde durch den Dombaumeister Geh. Regierungsrath Voigtel. Schon vorher hatte sich der Kaiser unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute der Glocken in den Dom begeben, wo ihn der Domdechant mit einer Anrede empfing, welche den innigsten Dank für die Beschützung des großen Werkes aussprach und mit den Worten schloß: „Möge bald der heißersehnte Tag erscheinen, welcher der Kirche den Frieden, dem vollendeten Dom den Hirten wiedergibt." Es war dies die einzige schüchterne Anspielung auf den Culturkampf, welche in den Reden der kölner Festfeier hervortrat. Der Kaiser sagte in seiner Erwiderung, daß „das Walten ungetrübten Gottesfriedens allüberall im Reiche das Ziel seiner unausgesetzten Sorge und seiner täglichen Gebete bleibe".

Nach den Reden des Regierungspräsidenten von Bardeleben und des Vorsitzenden des Dombauvereins und nachdem die Urkunde in den Knauf der Kreuzblume eingeschlossen und der Schlußstein derselben eingefügt war, wurde die Kaiser- und Königsstandarte auf den Thürmen aufgehißt; die Kaiserglocke begann ihr machtvolles Geläute; alle Glocken der Stadt schlossen sich an, die Kanonen donnerten von den Wällen und der Choral ertönte: „Nun danket alle Gott!" Abends war die Stadt glänzend illuminirt, der Dom besonders mit den von elektrischem Licht überfluteten Thurmkolossen bot ein herrliches Schauspiel dar. Der 17. Oct. wurde durch den großen geschichtlichen Festzug verherrlicht, in welchem das in Maskenfesten so geübte Köln großartigen Glanz der Ausstattung bei großer geschichtlicher Treue der Costüme an den Tag legte.

Daß die Curie durch keinen Stellvertreter sich an dem Feste betheiligte, beweist die fortdauernde Spannung zwischen Staat und Kirche. Trotz der Friedenswünsche

des kölner Domdechanten und der Friedenshoffnungen, denen der Führer des Centrums in Breslau Worte lieh, scheinen die Verhandlungen zwischen Berlin und dem Vatican wieder ins Stocken gerathen zu sein. Cardinal Hergenröther hat bei seiner Durchreise durch Baiern mehrfach Unterhaltungen mit höhern preußischen Beamten gehabt und sich dabei keineswegs über das nahe bevorstehende Ende des Culturkampfes so sanguinisch geäußert wie Windthorst. Er beklagte sich im Gegentheil über das mangelnde Entgegenkommen der preußischen Regierung, und als man ihn darauf hinwies, daß in Baiern sehr vieles von dem, was der preußischen Regierung so heftig bestritten werde, eine friedliche Errungenschaft des Staates sei, so erklärte er, es sei in Baiern manches in aller Stille usurpirt worden; solche Zugeständnisse könne man aber in der heutigen Zeit dem preußischen Staate nicht machen.

Für den Widerstand der germanischen Staaten, denen sich in jüngster Zeit auch die französische Republik angeschlossen hat, sucht die Curie jetzt im Orient Entschädigung; die neue Encyclica: Grande munus, des Papstes Leo XIII. (vom 30. Sept.) bestimmt, daß der 5. Juli, welchen bereits Pius IX. als Gedenktag der Apostel Cyrillus und Methodius zu einem Festtage der slawischen Katholiken gemacht hatte, von jetzt ab in der ganzen Christenheit gefeiert werden solle. Die neue Bulle enthält überdies das merkwürdige Zugeständniß, daß im Osten die lateinische Sprache bei der Messe und andern kirchlichen Feierlichkeiten aufgegeben werden darf und an ihre Stelle die slawischen Sprachen treten sollen; ja das Lesen des Alten und Neuen Testaments in slawischen Uebersetzungen wird uneingeschränkt gestattet. Die gemischten slawischen Bevölkerungen der Balkanhalbinsel sollen sich gewöhnen, mehr nach Rom als nach Petersburg zu sehen. Offenbar ist der Papst bei diesen Bestrebungen ein Bundesgenosse Oesterreichs; denn für dessen Eroberungen auf der Balkanhalbinsel ist es wichtig, daß das religiöse Gewissen der Bevölkerungen nicht nach einer andern Richtung hin gravitirt, sondern wie der erobernde Staat selbst in Rom die höchste Instanz in Glaubenssachen sucht und findet.

Die Ministerkrisis in Frankreich ist ohne Beunruhigungen, sowol was die innere als die äußere Politik betrifft, vorübergegangen. Wenn man den Rücktritt Freycinet's als einen Sieg Gambetta's betrachtete, der hinter den Coulissen diesen Wechsel inscenirte, und wenn man mit Recht in diesem Siege des kriegseifrigen Dictators von 1870, des Redners von Cherbourg, eine Bedrohung des europäischen Friedens erblickte, so ist dieser Drohung durch die Ernennung des fünfundsiebzigjährigen Akademikers Barthélemy de Saint-Hilaire zum Minister des Aeußern die Spitze abgebrochen; ja man darf sogar bezweifeln, ob diese Ernennung dem Machthaber „hinter der Scene" willkommen war. Barthélemy de Saint-Hilaire war der Freund des „sinistre vieillard" Thiers, der bekanntlich Gambetta einen „fou furieux" genannt hatte, und obschon Thiers vor 1870 einer der eifrigsten Chauvinisten war und die Rache für Sadowa auf sein Programm geschrieben hatte, so war er doch nach dem Kriege ein ebenso eifriger Anwalt des Friedens, der alle Bedingungen desselben auf das gewissenhafteste erfüllte. Europa glaubt also den Friedensversicherungen des neuen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, wenn es auch an eine lange Dauer dieses Ministeriums nicht glaubt. Mit dem Vorgehen gegen die Congregationen macht die Regierung jetzt Ernst: zunächst wurden in den letzten Tagen die Karmeliter ausgetrieben, wobei es nicht ohne Anwendung von Gewaltmaßregeln abging.

Der Proceß Jung hat bewiesen, daß die neue französische Republik keineswegs eine Republik von Spartanern ist, und daß die Fäulniß in den höchsten Kreisen, die aus der Zeit des second empire datirt, hier noch immer ihren verderblichen Einfluß ausübt. Der Kriegsminister Cissey, ganz in den Händen einer schönen Oesterreicherin von zweifelhaftem Ruf, auf deren Einflüsterungen hin Machtbefehle gegen den frühern eigenen Gatten ergingen: das war keine erbauliche Illustration für die Zu-

stände französischer Regierungskreise unter der Präsidentschaft des sittenstrengen Advocaten Grévy. General von Cissey wurde infolge des unangenehmen Aufsehens, den der Jung'sche Verleumdungsproceß machte, von dem Kriegsminister Farre entlassen.

Während Gladstone kaum der irischen Rebellion Herr werden kann, die mit agrarischen Morden und furchtbaren Drohungen die Grundbesitzer der Grünen Insel schreckt, während in Afghanistan die Lage noch immer eine unsichere bleibt und Ajub-Khan in Herat eine drohende Stellung behauptet, während der Aufstand der Basutos in Südafrika das Regiment der annexionslustigen Briten in immer neue Verlegenheiten stürzt, hat die englische Politik mit ihrer kühnen Initiative in der orientalischen Frage eine Niederlage erlitten, die ohne die Nachgiebigkeit der Pforte in der letzten Stunde noch unverschleierter zu Tage getreten wäre. Wenn Gladstone hoffte, die Mächte Europas zu einem gemeinsamen Ansturm gegen das türkische Reich mit fortzureißen, so konnte er sich bald davon überzeugen, daß diese Hoffnung eine trügliche Illusion war.

Die „Flottendemonstration" wird in den Annalen der neuern Diplomatie immer ein Curiosum bleiben. Großartig war dies einmüthige Auftreten Europas keineswegs zu nennen; die Flaggen der Großmächte wehten zwar zusammen in den Häfen von Ragusa und Cattaro; aber jede Marine hatte ihre Vorbehalte. Die Mehrzahl der Mächte wollte nicht über eine moralische Pression hinausgehen. Und dies alles um Dulcignos willen, um dies Felsennest am Meere nebst Umgebung den Montenegrinern zu verschaffen; doch es galt ja den Berliner Vertrag zur Geltung zu bringen! Die Grenzregulirung mit Griechenland war doch ein weit wichtigerer Punkt dieses Vertrags. Griechenland hatte gerüstet, stand und steht noch mit 100000 Mann bereit, sich sein Recht zu verschaffen: doch darüber geht Europa zur Tagesordnung über, wenn auch Gambetta, dessen Großmachtspolitik von den Intransigenten aufs äußerste bekämpft wird, Griechenland sein Schleswig-Holstein nannte. Dulcigno selbst steht übrigens nicht auf der Landkarte des Berliner Vertrags; es ist eine Erfindung des Grafen Corti. Die Montenegriner hatten zwar Dulcigno erobert; doch im Berliner Vertrage waren ihnen dafür die Districte von Plawa und Gussinje zugewiesen worden. Als die Montenegriner sich in den Besitz derselben setzen wollten, fanden sie die Albanesen kampfgerüstet und bereit zur Abwehr. Durch die Aprilconvention von 1880 zwischen der Pforte und Montenegro, eine von sämmtlichen Mächten gebilligte Convention, wurde Montenegro statt Plawa und Gussinje die am Flüßchen Sem gelegene Kutschi-Kraina zuerkannt. Wieder wurden die Montenegriner von den Albanesen mit Gewehr- und Geschützfeuer empfangen. Nach einer lebhaften diplomatischen Action wurde nun Dulcigno auf den Vorschlag des Grafen Corti der Kutschi-Kraina substituirt; die Pforte erklärte sich zu diesem Tausche in einer Note vom 20. Aug. bereit. Die Sanction der Mächte unterstützte die Flottendemonstration seit Anfang September. Die Türkei, die sich durch solche Drohungen in ihrer Machtstellung verletzt sah, gab dem General Riza-Pascha Ordre, jedem Vorrücken der Montenegriner sich mit Waffengewalt zu widersetzen. Große Verlegenheit der Mächte — England wollte mit Waffengewalt eingreifen, dann türkische Häfen, besonders den von Smyrna, blokiren, fand aber keine Zustimmung bei Oesterreich, Deutschland und dem für eine gleiche reservirte Haltung einstehenden Frankreich. Endlich gelang es deutschem Einfluß, den Sultan zur Nachgiebigkeit zu bewegen: am 12. Oct. unterzeichnete er die Irade zur Uebergabe Dulcignos. Die Flottenkomödie ist damit zu Ende.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Karl Beck.

Ein literarischer Essay

von

Rudolf von Gottschall.

Seit dem Tode des talentvollen deutsch-ungarischen Dichters warteten wir auf die angekündigte Ausgabe seiner „Gesammelten Werke", um an diese einen Essay über den Verstorbenen zu knüpfen; doch das Erscheinen derselben ist wol zunächst auf spätere Zeit vertagt: so wollen wir den Dichter und seine Dichtungen, die ja alle einzeln zugänglich sind, schon jetzt in einer zusammenfassenden Charakteristik besprechen.

Karl Beck hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Herwegh, nicht in Bezug auf das politische Credo, auf seine enge Verknüpfung mit einer Partei, auf Huldigungen und Triumphe, die diesem zutheil wurden und zugleich politische Demonstrationen waren; wohl aber was das gleiche stürmische Auftreten betrifft, den hinreißenden Erguß seiner ersten lyrischen Gedichte, die glänzenden Hoffnungen, welche diese erste Sturm- und Drangperiode erweckte. Herwegh ist über dieselbe nicht hinausgekommen und auch seine letzten Gedichte waren etwas verstimmte Nachklänge, meistens in jener epigrammatischen Form, welche schon im zweiten Theile der „Gedichte eines Lebendigen" vorherrschte; sein Mismuth nahm einen heinisirenden Ton an, und seine Polemik gegen die Thaten des deutschen Volkes und die großen Ereignisse der jüngsten Zeit war geradezu bedauerlich. Auch Karl Beck hat die Hoffnungen nicht ganz erfüllt, die man an sein erstes Auftreten knüpfte, aber doch nicht in solcher Weise getäuscht wie Herwegh. Er blieb productiv, und manches schöne Lied ist noch später von ihm gedichtet worden; aber zu den bewältigenden Großmeistern des Gesanges, zu den Dichtern ersten Ranges hat er sich nicht emporgeschwungen. Viel trug dazu auch die Ungunst der Zeit bei, welche allmählich für die Lyrik das Gehör verlor; viel auch äußere Umstände, seine Kränklichkeit, der Mangel an jedem Behagen des Lebens, der oft selbst an Noth streifte; viel die Voraussetzungen seiner Bildung. Immerhin würde eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen beweisen, daß die Summe seines dichterischen Schaffens eine höchst beachtenswerthe ist, und daß zahlreiche, wenig gekannte Edelsteine sich in dem Reliquienschrein seiner Poesie befinden.

In einer kleinen ungarischen Stadt, in Baja, wurde Karl Beck als Sohn eines jüdischen Handelsmannes am 1. Mai 1817 geboren. Er sagt von sich selbst in einem seiner Tagebücher: „Man kann Sonntags, zudem in der glückverheißenden Walpurgisnacht Glock zwölf geboren werden, und dennoch gleich meiner Wenigkeit einem ebenso tragischen als komischen Geschlechte der Schlemihls angehören.“ Erst im neunten Jahre erlernte er die deutsche Sprache und benutzte die erworbene Kenntniß zu einer ausgedehnten Romanlektüre, bei welcher die Schriften von Cramer, Spieß u. a. die erste Rolle spielten.. Für ein Gedicht über den Aetna in lateinischer Sprache, das er in seinem zwölften Jahre verfaßt hatte, erhielt er vom Erzbischof von Kalocsa ein goldenes Kreuz zum Geschenk. Als Knabe schon hatte er eine Liebschaft mit einem Zigeunermädchen: die lebendigen Schilderungen im „Jankò“ beruhen auf eigenem Erlebniß und eigener Anschauung. Als sein Vater nach Pest übersiedelte, trennte sich der Sohn nur mit schwerem Herzen von der ihm lieb gewordenen Umgebung der kleinen Stadt und von seinem Abenteuer. In Pest setzte er am Lyceum, als einer der besten, namentlich durch Denkgewandtheit und Gewandtheit im lateinischen Ausdrucke ausgezeichneten Schüler seine Studien fort und bezog 1833 die Universität Wien, um Medicin zu studiren. Durch ein ernstes Nervenfieber wurden diese Studien unterbrochen; die Aerzte riethen ihm, einen andern Beruf zu wählen. So kehrte er nach Pest zurück, um sich dem kaufmännischen Stande zu widmen; er trat in ein Geschäft, doch in den Mußestunden studirte er eifrig die besten deutschen, englischen und italienischen Dichter. Doch konnte er sich in seinen neuen Beruf nicht finden: er begab sich nach Leipzig und ließ sich hier in der philosophischen Facultät inscribiren. Ueber seine Stimmung gegenüber dem kaufmännischen Beruf gibt ein Schreiben Aufschluß, das er von hier aus an seinen, übrigens durchaus verständigen und wohlwollenden pester Principal richtete: „Sie waren mir damals nicht böse, wenn ich zu sämmig rechnete und an das große Buch der Natur dachte, wenn ich des Hauptbuches gedenken sollte. Wenn ich die schweren Geldsäcke in die Ofener Bank trug, in brennender Sonnenglut, mit schwachen zitternden Händen, habe ich wol oft auf dem Berge ausgeruht und von dort wie ein Rachegeist hinübergeschaut in meinen großen Kerker, den Tausende das schöne liebe Pest nannten.“

Jetzt war er wieder Student! Mochten diese wechselnden Entschlüsse nun Folgen eines unsteten Sinnes oder aus dem Kampf eigener Neigungen mit dem Willen der Familie hervorgegangen sein: sie verhinderten jedenfalls, daß seine Bildung eine sichere Grundlage gewann, und gaben ihr jenen hin- und herflackernden Zug, der auch zur Eigenheit seiner Dichtweise gehörte. In Leipzig verkehrte er mehr mit literarischen Kreisen, als daß er sich ernsten Studien hingegeben hätte; seine Abneigung gegen die Bücher und das Studiren verräth sich oft genug in seinen ersten Gedichten. Als diese erschienen waren: „Nächte, gepanzerte Lieder“ (Leipzig 1838), gehörte er alsbald zu den jungen Berühmtheiten des deutschen Parnasses.

Es war damals eine weit günstigere Literaturepoche als die jetzige: die Politik befand sich noch in ihrem lyrischen Stadium, im Stadium der Erwartungen und Verheißungen, der Sehnsucht, des Reformdranges, und da die Politik lyrisch war, konnte es der Lyrik nicht schwer fallen, politisch zu werden, das heißt, den unbe-

stimmten politischen Idealen in ihren Versen eine schwankende, aber anziehende Gestalt zu geben. Anastasius Grün und Nikolaus Lenau, die österreichischen Sänger, in denen eine politische Ader vibrirte, hatten in Deutschland ein großes Publikum gefunden. Die Journalistik war in den Händen der jungdeutschen Schule, voll Sturm und Drang, kampflustig, einer Poesie entgegenkommend, welche das gleiche Gepräge trug. Da fand sich in den Blättern, statt des blasirten Krittelns, oft eine enthusiastische Verherrlichung der neuen Poeten, und dieser Enthusiasmus steckte auch das Publikum an.

Als Gymnasiast in dem goldenen Mainz, wo mein Vater als preußischer Artillerieoffizier lebte, war ich bereits ein eifriger Anhänger des Jungen Deutschlands. Von Karl Beck erfuhr ich zuerst etwas durch den namhaften Geographen Karl Andree, der damals als Redacteur der „Mainzer Zeitung" manche kritische und poetische Versuche von mir in die Unterhaltungsblätter aufgenommen hatte. Ein Zeitungsredacteur, der mit Begeisterung die Verse eines Dichters declamirt, würde heutzutage in ein Raritätencabinet gehören. Damals war es anders. Wenn ich Karl Andree abends besuchte, so liebte er es, die Tabackspfeife aus dem Munde nehmend, schwunghafte Verse vorzutragen. Ich lauschte andächtig, den Blick auf die mondhellen Gärten am Fuße des Hügels gerichtet, auf dem die Stephanskirche emporragt:

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend:
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen;
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Dies war ein dithyrambischer Schwung, der mich mächtig hinriß. Von wem waren diese Verse? Von einem jungen, in Leipzig lebenden Dichter. Ich schaffte mir sogleich die „Nächte" an und declamirte sie bald nicht minder eifrig als der Zeitungsredacteur in seinem mit geographischen Werken bis zur Decke vollgestopften Bibliothekzimmer.

Bald sollte ich Karl Beck persönlich kennen lernen. Mein Vater hatte den Abschied genommen, um sich nach seiner Heimat Ostpreußen zu begeben; wir reisten durch Leipzig. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an den jungen Dichter, den ich alsbald aufsuchte, und der mir, dem schüchternen Scholaren, durch seine studentischen Allüren, durch seine Sporenstiefeln, seinen magyarischen Schnürrock und seine Pfeife sehr imponirte. Wir machten zusammen einen Spaziergang über die leipziger Promenade; keineswegs verdarb die Persönlichkeit des Poeten bei mir den Eindruck seiner Verse. Besonders imponirten mir seine oft gerühmten „wildgroßen" blauen Augen. Ein Literat auf den Schulbänken, der schon eine große Zahl von fünfactigen Tragödien und eine Reihe gedruckter Zeitungsartikel hinter sich hatte, führte ich mich denn auch durch Karl Andree's Empfehlungsbriefe bei Gustav Kühne und Hermann Marggraff ein, den tonangebenden leipziger Jour-

nalisten, von denen der erstere damals die „Zeitung für die elegante Welt" redigirte: überall, wenn das Gespräch auf Karl Beck kam, fand ich die gleiche Begeisterung; er war der verhätschelte Liebling der jungdeutschen Journalistik.

Noch in demselben Jahre wie die „Nächte, gepanzerte Lieder" erschien „Der fahrende Poet" (Leipzig). Diese beiden Sammlungen begründeten den Ruf des Lyrikers Karl Beck.

Wer sie jetzt unbefangen prüft, der wird viel Unklares und Unreifes in ihnen finden, eine oft verworrene und schwülstige Bildersprache; die Verherrlichung Heine's und besonders Börne's wird, besonders wegen des altbiblischen Psalmentons, in dem sie gehalten ist, befremdend, ja abstoßend wirken; über eine unbestimmte Sehnsucht nach einer schönen Zukunft, über eine Verherrlichung des „Zeitgeistes", der sich ebenfalls nur in sehr unbestimmten Contouren abzeichnet, gehen die Gedichte in ihrem Inhalt nicht hinaus. Gleichwol hatte die damalige Zeit, die dafür einen weit aufgeschlossenern Sinn besaß als die jetzige, mit vollem Recht das ursprüngliche dichterische Talent erkannt, den hinreißenden Ton der Inspiration, das Dictat des eingeborenen Genius, das os magna sonaturum: lauter Eigenschaften, die in der Gegenwart nichts mehr gelten, in der man nur die Mache in Lyrik, Drama und Roman und den Esprit anzuerkennen geneigt ist, und außerdem Zeitungsreclame und Buchhändlererfolge über den Werth der Talente gänzlich verblenden.

Die Introduction der „Nächte" enthält schon die schreiendsten Contraste, eine Vermischung von Bildern, die geschmacklos erscheint. Der Dichter sieht in sich selbst einen Sultan und als solcher liebt er die Poesie und die „Zeit". Ein Sultan in seinem orientalischen Fatalismus und der moderne Zeitgeist . . . kann man sich größere Gegensätze denken? Doch, bei alledem, welch ein glühendes Colorit, welch ein hinreißender Schwung:

Kein Gott als Gott. — Der Dichter sein Prophet,
Mein Koran ist das Buch der Weltgeschichte;
Ich wende mich in brünstigem Gebet
Nach Sonnenaufgang mit dem Angesichte.

Ein Sultan bin ich, wild und sturmbewegt,
Mein Heer — des Lieds gepanzerte Gestalten;
Um meine Stirne hat der Gram gelegt
Den Turban in geheimnißreiche Falten.

Mir schickt die Mohrenkönigin, die Nacht,
Ins Schlafgemach die jungfräulichsten Rosen.
Die leichtgeschürzten Träume nahen sacht,
Und Kuß auf Kuß und bräutlich süßes Kosen.

Am Schluß aber erscheint die „Zeit", trotz aller Warnungen der Freunde folgt er ihr:

Und eine Jungfrau kam herbeigeschwebt,
So stolz, umrauscht von festlichem Gewande.
Es waren Kreuz und Kronen eingewebt,
Gebrochne Herzen, Blut und Eisenbande . . .

Sie nennt sich Zeit und ihres Sehnens Drang,
Ihr Lieben, ihr Gebären, ihr Bestreben,
Und ihre Märchen mitternächtig bang,
Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben.

Die Gedichte dieser Sammlung, welche vorzugsweise zündend wirkten, gehören dem ersten Abschnitt an: „Abenteuer eines leipziger Studenten." Es ist da das ganze Colorit der etwas nüchternen Pleißestadt, aber in die Glut einer stürmisch erregten Seele getaucht. Das Rosenthal gibt dem Poeten Anlaß zu einigen sanfter angehauchten sinnigen Bildern; „Die Juden auf der Messe" sind eine Elegie, die an Byron's „Hebrew melodies" erinnert: so schön sind die Verse, so melodisch hinsterbend ihr Inhalt:

Land der Wunder, Land der Trümmer,
Dich begrüßet mein Gesang!
Deine Cedern stehn, noch immer
Braust dein Meer mit wildem Klang.
Aber deine Helden fielen
Und verstummt ist dein Prophet,
Und von deinen Saitenspielen
Ist das letzte Lied verweht.

In unserer Zeit der antisemitischen Liga würde man freilich dies Gedicht auf den Index librorum prohibitorum setzen. Der „Gang um Leipzig", „Die Buchhändlerbörse" richten ihre Spitzen gegen das Philisterthum. „Schiller's Haus in Gohlis" enthält eine begeisterte Feier des Sängers, die leider durch den witzlosen heinisirenden Schlußvers entstellt wird.

Das vorzüglichste dieser Gedichte ist „Die Eisenbahn". Damals gab es weder ein deutsches Eisenbahnnetz, noch eine deutsche Eisenbahnpolitik; die Fragen über Privat- und Staatseisenbahnen waren noch nicht an der Tagesordnung, und die schüchternen Actionäre der erstern größern Eisenbahn, der Leipzig-Dresdener, wußten noch nicht, daß sie durch ihre Actien zu reichen Männern werden würden. Die Eisenbahn war also noch ein Gegenstand der Poesie: und jene erste Bahn, die damals gerade eröffnet wurde, mochte wol einen jungen Dichter begeistern. Den feurigen, onomatopöisch sehr gelungenen Schlußvers des Gedichts theilten wir schon oben mit: auch andere Strophen sind treffend und schön, wie wenn der Dichter die Eisenbahnpapiere „Noten" nennt, ausgestellt auf Deutschlands Einheit:

Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blankgegossen;
Liebend tauschen sie die Länder
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen — du bist zahm geworden,
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden —
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben festzuhangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Dieser Abschnitt enthält auch zwei Polenlieder, die zu Platen'scher Formenschönheit abgeklärt und nicht unwürdig sind, den Polenliedern des Meisters an die Seite gestellt zu werden. Das erste, „Die bettelnde Polin", hat einen wundersamen elegischen Zauber:

Ihr schaut mich an mit großen Blicken,
Ihr reicht mir Brot und denkt dabei:
Warum ich alt und grau geworden
In meines Lebens frühem Mai?
Das reine Blau, es wird zur Wolke,
Läßt es den Thränen freien Lauf;
Mit schwarzen Sorgen ging ich schlafen,
Mit weißen Haaren stand ich auf.

Keine Geschmacklosigkeit stört in den folgenden Versen das innige Ausströmen der Empfindung. Das zweite Gedicht: „Hôtel de Russie", hat Strophen, die den Platen'schen Schwung athmen:

Weil er auf zum Lichte strebte,
Ward er in die Nacht gesetzt;
Weil er Ketten brechen wollte,
Bindet ihn die Kette jetzt.
Himmel, du bist alt geworden,
Ohne Macht ist dein Gericht:
Weiche Herzen kannst du brechen,
Aber Ketten brichst du nicht.

Was sonst von polnischer Poesie in dieser Sammlung ist, ebenso wie die andern Gedichte jüdischen Inhalts: „Das junge Palästina", ist meistens unklar und überschwenglich und gehört in dieselbe Concursmasse einer unklaren Phantasie, wie die Börne'sche Bibel, welche den größten Raum in diesen Jugendgedichten in Anspruch nimmt. Der Gedanke, Börne eine neue Bibel schreiben zu lassen, ist abstrus; es ist natürlich eine politische Freiheitsbibel, und der Dichter martert seine Phantasie ab in bildlichen Parallelen und gewaltsamen Nutzanwendungen biblischer Erzählungen von der Schöpfung und Sündflut bis zu Simson und Bileam, sowie in der Neudichtung der Zehn Gebote und des Vaterunsers im politischen Pathos. Später hat Alfred von Sallet ein „Laienevangelium" gedichtet, in welchem aber die Uebertragung der evangelischen Lehren auf die Gebote „moderner Gesinnungstüchtigkeit" bei weitem nicht so forcirt war. Diese Börne-Beck'sche „neue Bibel" enthält viel ungenießbaren Bilderwust; wie der Dichter sich ja selbst einen Tyrannen nennt, der seine „Bilder knechtet", und „die Gemeinde seiner Sänge knutet". Daß der Dichtung Mal ein Kainszeichen ist, bleibt dabei das von Freiligrath und Lenau überkommene Grunddogma. Bald erscheint sie als Dejanire mit vergiftetem Festgewand; bald glotzt den Dichter die Welt, die er im Schöpfungstrieb gedichtet, gespenstig an: „Den Vater hat sein eigen Kind gerichtet." Dann heißt es wieder: „sein Herz bricht zusammen bei seines Liedes dumpfem Klang."

Doch aus diesem Bilderwuste, der mehr noch als an Anastasius Grün, an die Lohenstein'sche Schule erinnerte, zucken oft geniale Blitze auf, und es fehlt nicht an Versen, welche Kinder echter Inspiration sind; so das Gedicht, dessen erste Strophe lautet:

O glücklich, denen nur im Frieden
Das Lied dahin, ein Bächlein, fließt;
Mir aber ward ein Lied beschieden,
Das bäumend, schäumend sich ergießt.
Es floß in seine stillen Quellen
Die Thräne der gequälten Zeit,
Und auf zum Strome mußt' es schwellen
Zum ernsten Strome weit und breit.

Oder das andere:

Ach Lust und Leid! Was ist die Lust
Der sehnsuchtsvollen Menschenbrust.

Einige Gedichte, wie „Simson" und „Vergib uns unsere Schuld", schlagen einen Ton an, der an die etwas später kommenden Herwegh'schen Verse erinnert. Der Epilog schließt mit den schönen Versen:

Das abgelebte Bild vergehe,
Das neugeschaffne nur ist echt.
Die Länder der Verheißung sehe
Das neue reinere Geschlecht.

Als Karl Beck seine zweite Sammlung: „Der fahrende Poet", herausgab, hatte der milde Zauber der Goethe'schen Muse säuftigend auf seine eigene gewirkt. Gustav Kühne hatte ihn der Schwiegertochter des großen Dichters, Ottilie von Goethe, vorgestellt, und diese nahm nicht nur die Widmung seiner „Gepanzerten Lieder" an, sondern lud ihn auch nach Weimar ein zu ihren Söhnen Walther und Wolfgang. „Aber ich durfte ja keinen Frack tragen", sagt er in seinen Tagebüchern, „sollten mich nicht die Landsmannschaften in Verruf erklären. Frau von Goethe schrieb mir, ich möge nur kommen, ob auch in Farben, in Koller und Kanonen; nur meine Dogge sollte daheim bleiben. Ich kam zum Entsetzen der semmelblonden Engländer, die sämmtlich an der Ilm hoffähig waren; aber sie mußten gute Miene zum bösen Spiel machen; denn meine gütige Fee Ottilie gebot es so. Da fiel mir ein überwältigendes Glück zu, eine Gnade, wie sie keinem lebenden deutschen Dichter zutheil geworden: ich wohnte wochenlang im Hause Goethe's, sah täglich sein Bild in den Zügen seiner Enkel, namentlich in dem liebreizenden Antlitz seiner kleinen Enkelin Alma, durfte nach Herzenslust in seinem Arbeitszimmer weilen und die Schauer des Ewigen durchempfinden." Hier schrieb Beck einen großen Theil seiner zweiten Sammlung: „Der fahrende Poet", eine Art von „Childe Harold", die aber in Bezug auf dichterische Originalität hinter der ersten zurücksteht. Die Einwände der Kritik bestimmten den Dichter, die Explosionen überschwenglicher Begeisterung zu vermeiden, einen strengern ästhetischen Maßstab anzulegen; aber mit der kritischen Delilascheere hat er auch allzu sehr die Locken seiner Kraft beschnitten. Es sind wenig Gedichte in dieser Sammlung, die sich so dem Gedächtniß einprägen, wie viele der gepanzerten Lieder; es geht ein reflectirender Grundzug durch das Ganze und von der Reflexion verlangt man größere Tiefe, als sie dem jugendlichen Dichter eigen war. Hier zeigten sich bereits die Schranken einer elementarischen Dichterkraft, welche aus keinem reichern Fonds

angeeigneter Bildung schöpfte, nur aus der eigenen Inspiration, die bisweilen gegenstandslos, bisweilen dem erfaßten Gegenstand nicht gewachsen war.

Während die „Nächte", auch in der „Bibel Börne's", einer doch zusammenhängenden Dichtung, mit allen möglichen Versmaßen und Strophenbildungen wechselten, besteht der „Fahrende Poet" von Anfang bis zu Ende aus fünffüßigen Vierzehnzeilern, die je ein abgeschlossenes Gedicht bilden, gleichsam aus unausgegorenen Sonetten. Diese Gleichmäßigkeit der Form hinderte alle weiter schweifenden Ergüsse der Phantasie, die ja nach der je vierzehnten Zeile immer zu einem Ruhepunkte kommen muß; doch merkt man vielen dieser Gedichte das Unbehagen an der selbstgewählten Beschränkung an; es gelingt dem Dichter nicht immer, seine Gedankengänge an der rechten Stelle epigrammatisch wirksam abzuschließen, und wenn in der Bildersprache auch die emphatisch herausgeschleuderten Hyperbeln fehlen, so findet sich dafür oft eine zwar zierlich geordnete, aber mühsam zusammengesuchte Bildermosaik, in welcher es an unechten Reimen nicht fehlt.

Am gelungensten ist der erste Abschnitt „Ungarn"; er enthält treffliche poetische Genrebilder von lebendiger Anschaulichkeit; derjenige Cyklus von Gedichten, der den Tanz in der Czarda schildert, der zum Cymbel des Zigeuners gespielt wird, hat einen scharf ausgeprägten nationalen Zug und eine anziehende phantastische Verve. Der Dithyrambus auf Ungarn beginnt mit den schwunghaften Versen:

Du schönes Ungarland — und Schlucht und See!
Als Buhle kommt der Himmel dir entgegen;
In dir begrüßt er seine Danae,
Und küßt dich heiß im goldnen Strahlenregen.
Die Saat, des Stehens überdrüßig, ruht,
Sie wiegt das Haupt voll segnender Gedanken;
Die Rebe, trunken von der eignen Glut,
Muß sich berauscht um ihre Schwestern ranken.

Wie reizend ist das folgende Gedicht:

O Schenkentöchterlein, welch banger Schmerz
Hat mich bei deinem Liebesblick erfaßt.
Du gießest Wein ins Glas und Glut ins Herz
Und springst geschäftig um von Gast zu Gast.
Bacchantisch tanzen dir die Flechten nach,
Durchwoben schön von roth und grünem Band.
O komm zu mir, o reiche mir die Hand!
O zögre nicht, ist noch die Mutter wach?
Sie schlummert tief. Was nimmst du Kuß auf Kuß?
O senke nicht die ewig blauen Augen,
Die wilde Blume meines Geistes muß
Des Himmels Thau mit trunkner Lippe saugen.
Her Wirth, und bringt die nassen Flammen her,
Stoß an, das Herz ist voll, das Glas ist leer.

Der zweite Gesang verherrlicht Wien und die blaue Donau. Wenn schon die Städtebilder von Pest und Ofen etwas Vedutenhaftes hatten, so noch mehr diese Bilder. Stephansdom und Liguorikirche, die Völker, die sich in der Hauptstadt

an der blauen Donau ein Rendezvous geben in ethnographischen Costümbildern, einige Genrebilder aus dem Prater: das ist mit einem kleinen Liebesroman verwebt oder eigentlich äußerlich danebengestellt.

Der dritte Gesang: „Weimar", ist ein Lobgesang auf Goethe, der aber dem jungen Dichter keineswegs wie Honig von den Lippen träuft: er ist eben für ihn kein congenialer Geist; wie paßte Goethe's plastische Ruhe zu diesem Sturm und Drang der Phantasie? Ebenso wenig wie dessen klare Form zu diesem oft verwilderten Bilderluxus; auch hat das Hineinempfinden in den Goethe'schen Haushalt etwas Gezwungenes. Weit leichter ist Karl Beck die Zunge gelöst, wenn er von Schiller, dem Propheten der Freiheit, spricht. Das gelungenste Gedicht dieses Abschnittes ist dasjenige, in welchem der Dichter, lange ehe die plastische Doppelbildsäule auf dem weimarischen Theaterplatze errichtet war, den Dioskuren ein lyrisches Doppelmonument setzte:

O, deinem Freunde fiel ein andres Los!
Er zauberte die jungfräulichen Musen,
Des Glückes Fee an seinen Dichterbusen;
Genuß und der Erfahrung reiches Moos
Bekränzten sein Gelocke frisch und grün;
Das Glück, nach dem dein Herz umsonst gepocht,
Hat er mit starker Hand sich unterjocht.
Die Blumen, die er suchte, mußten blühn;
Denn knechtisch war das Glück ihm unterthan
Und ebnete vor ihm die glatte Bahn.
Ach selbst durch deinen frühen Tod hienieden
Ward ihm ein neuer Dichterruhm beschieden;
Es ward der Todtenkranz auf deiner Bahre
Zum frischen Lorberblatt in seinem Haare.

Wenn Karl Beck gleich darauf die beiden Dichterdioskuren mit zwei Riesenbergen vergleicht, einem Vulkan und einem Gletscher, so hat dieser Vergleich etwas Gewagtes, ist aber wenigstens ohne Katechresen durchgeführt. Sehr glückliche Wendungen gibt die Muse dem Dichter ein, wo es gilt, die seichte Richtung des Zeitgeschmacks zu geiseln; um wieviel ist diese seitdem noch seichter geworden:

Hier wohnten sie, die kühnen Dictatoren!
Und nun nicht — Einer, Keiner von den Vielen!
Die Geister sind verraucht, der Ernst verloren,
Jetzt will *man sich erinnern nur — und spielen.*
Die Göttertempel all' sind umgesunken,
Vom Vestafeuer kaum ein karger Funken.
Was tröpfelt ihr, gespannt von Tag zu Tage,
Das Oel in Lampen, wo der Docht nicht flammt?
Denn brennt die Lampe wieder nach der Sage,
Trifft sie ein Blitz, der hoch vom Himmel stammt.

Und weiterhin heißt es:

Die Geisteralpe schwand zur flachen Heide,
Wo jeder Knabe Distelköpfe schlägt
Und Krittlervolk der Helden Asche wägt.

In dem letzten Abschnitt: „Die Wartburg", wird nach der Venus, deren Erinnerung der Venusberg wach ruft, Luther besungen, der auch nicht „der Erretter der Welt" war. Der Dichter wendet die Blicke nach Jerusalem, nach Alexandria, nach Nordamerika, zu den verschiedenen Religionen der Erde und schließt dann prophetisch:

O seht, ein neuer Tempel wird errichtet,
Wo nicht der Priester stets von Liebe gleißt;
Ein Glaube, ernst und heiter, wird gedichtet,
Ein Gottesglaube, der Versöhnung heißt.

Immer mehr kommt Karl Beck in seinem „Fahrenden Poeten" in das Fahrwasser von Anastasius Grün. Die fünf Thränen der Weltgeschichte, von denen die erste diejenige ist, welche Esther um ihr Volk, die letzte, welche Goethe um Schiller weint, diese geschmacklos ausgewählten fünf Thränen erinnern an die fünf Ostern von Grün und der Versöhnungsgesang am Schluß an das unter Rosen verborgene Kreuz in Anastasius Grün's „Schutt".

Wenden wir uns jetzt zu der dritten Gedichtsammlung: „Stille Lieder" (Leipzig 1840), so finden wir eine bedeutsame Wendung in der Entfaltung von Karl Beck's Talent: er hat sich der stürmenden Hymnenpoesie der „Nächte", der gedankenvollen Reflexionspoesie der „Fahrenden Poeten" abgewendet, um die einfache Sprache der Empfindung in stillen Klängen austönen zu lassen. Auf irgendwelche äußern Einflüsse kann man diese frühe und überraschende Klärung des dichterischen Schaffens nicht zurückführen. Im Gegentheil, die Kritik begann ihn zu verwöhnen. In Hamburg, wo sich Karl Beck eine Zeit lang aufhielt, hatte Karl Gutzkow, schon damals der tonangebende deutsche Journalist, im „Telegraphen" ihn als das kräftigste und hoffnungsvollste Talent der Jüngern gepriesen und von ihm gesagt, daß er alle Mittel besitze, ein deutscher Byron zu werden. Es war also bei ihm der Trieb, in den verschiedensten poetischen Gattungen sich hervorzuthun und zu zeigen, daß seine Poesie nicht blos wie der Adler, sondern auch wie die Taube fliegen könne, was ihn bestimmte, aus dem Sturm und Drang der Zeit sich zu flüchten in das stille Heim der Empfindung.

Wenn man Karl Beck nicht zu den hervorragenden deutschen Liederdichtern rechnet, so ist dies ein entschiedenes Unrecht; denn es kommt, um ein solches Prädicat zu verdienen, wol nicht auf die Menge der gesungenen Lieder an, sondern auf ihren innern Werth, und diese Beck'schen Lieder haben nicht nur melodischen Fluß, sind nicht nur vom Hauch echter Stimmungen durchweht, sondern sie sind so eigenartig in dem Ausdruck der Empfindungen, daß sie sich von allem, was sonst deutsche Liederpoesie geschaffen, wesentlich unterscheiden. Am schwersten ist es eben, in der Liederdichtung originell zu sein; denn es handelt sich hier um einfache Empfindungen in einfacher Form ausgedrückt — und da ist Familienähnlichkeit kaum zu vermeiden. Geibel und seine ganze Schule singen aus demselben Ton: in Beck's „Stillen Liedern" ist aber noch immer ein Residuum jener aufflammenden Leidenschaftlichkeit der „Nächte": aber es ist gleichsam latent, es ist eine verhaltene Glut, welche, von innen heraus leuchtend, einen magischen Ein-

druck macht. Dabei zeigen diese Lieder auch, welch ein bedeutendes Formtalent Karl Beck besaß: denn daß er seinen hochgehenden Flug so herabstimmen, seine Bilderfülle so lichten konnte, wie dies in den „Stillen Liedern" geschehen ist: das beweist, daß auch der junge Poet schon verstand, seine Poesie zu commandiren, und die Form vollständig beherrschte. Während er in seinen beiden ersten Sammlungen die Bilder häufte, wie nur ein orientalischer oder spanischer Poet, so weiß er jetzt ein einziges Bild zum Mittelpunkte eines Gedichtes zu machen und oft das einfachste Naturbild. Zuweilen ist die sinnbildliche Bedeutung eine unausgesprochene, wie in dem Lied „Der Schmetterling". In des Dichters Dachstube mitten im Winter dringt ein Falter durch seine Hülle:

Und nun am warmen Herde
Lockt dich die Glut heraus
Zur mütterlichen Erde
Aus deinem seidnen Haus.

Die Glut von dürrem Reise
Ist dir dein Sonnenschein?
Die Blume dort vom Eise
Soll deine Liebe sein?

Aufathmend, armer Falter,
Sinkst du ins Schattenreich —
Ein hingewelkter Alter,
Ein blühend Kind zugleich.

Oft wird neben dem Bilde auch seine Bedeutung ausgesprochen, wie in dem Gedicht „Die Schwalbe". Ein Knabe wirft einen Stein ins Schwalbennest am Sims; der Dichter ruft ihm zu:

Was Heimat ist, du ahnst es kaum!
Kommt dir die Mutter nicht entgegen?
Wird sie zu Nacht auf weichem Flaum
Dein Köpfchen nicht zu Ruhe legen?
Dann träumest du und schlummerst fest,
Wenn noch die Schwalbe schweift und irret,
Ach, und um ihr zerstörtes Nest
Mit heimatlosem Flügel schwirret;
Wenn ich in düst'rer Mitternacht
Vereinsamt schweife vor den Thoren,
Und an das Vaterhaus gedacht,
Das ich verlassen und verloren.

Bisweilen verirrt sich der Dichter sogar zu einer arkadisch verzierten Pegnitzschäferei, wie in dem Gedicht „Das Lämmlein". Die Liebeslieder haben Schmelz und Innigkeit. Ein in der Form geradezu vollendetes Gedicht ist das Lied „Schlaf wohl", dessen drei letzte Strophen lauten:

Du sprachst mir viel und sprachst mir wieder
Vom Himmelreich und seiner Ruh':
Und schlossest doch die Augenlider
Und schlossest doch den Himmel zu.
Schlaf wohl!

Du sprachst, der Sünder dürfe nippen
Vom Honig, der im Himmel fließt:
Und schlossest doch die süßen Lippen
Wo sich der liebe Thau ergießt.
Schlaf wohl!

O könnt' ich glühend dich umfassen,
Mein Herz an deines fest gepreßt!
Dem Sünder wird die Schuld erlassen,
Hält ihn ein Kind, ein Engel fest.
Schlaf wohl!

Der Dichter sucht für diese Lieder oft nach einem Refrain, der sie sangbarer macht. Zu den innigsten Gedichten rechnen wir: „Zur Nacht", „Sie sagten ihr Glück nicht leise noch laut", „Liebst du mich, ich liebe dich", mit dem Refrain:

So muß das träumerische Ahnen
Der Liebe sein!

Doch er ist nicht blos der Andacht der Liebe hingegeben: er hat bisweilen im Rausch derselben große Intuitionen, weltumfassende Gedanken, wie in dem Gedicht „Weltgeist", mit der Schlußstrophe:

Sie strich mir das verworrene Haar,
Sie hat mich geküßt, sie hat mich gesegnet!
Da bin ich dem Schöpfer wunderbar
In ihren unsterblichen Augen begegnet.
Da warst du nicht einem Volk gesellt,
Da warst du Gott der ganzen Welt.

Die errungenen Lorbern des Lyrikers ließen Karl Beck nicht schlafen; er wollte auch als Dramatiker und Epiker gleichen Ruhm erwerben, aus einem jugendlichen Stürmer und Dränger ein epochemachender, tonangebender Dichter werden. Damit erklärt sich die vielseitige Productivität dieser Epoche, in welcher die öffentliche Anerkennung ihm aufmunternd entgegenkam. Er dichtete ein Drama „Saul" (Leipzig 1841), und einen Roman in Versen: „Jankò, der ungarische Roßhirt" (Leipzig 1841), um sich auch als Dramatiker und Epiker zu bewähren.

König Saul war damals ein beliebter Dramenheld. Karl Gutzkow hatte einen „Saul" gedichtet, angeregt durch die kölner Verwickelungen, durch den Kampf zwischen Staat und Kirche, der in der alten Rheinstadt entbrannt war und mit der Verhaftung des kölner Erzbischofs endete. Gutzkow hatte mehrere Broschüren über den damaligen Culturkampf geschrieben, sich lebhaft als Publicist an ihm betheiligt; es war natürlich, daß er bei der dramatischen Behandlung des altbiblischen Stoffes das Hauptgewicht auf das Verhältniß von Saul und Samuel legte, auf den Kampf der Königsmacht mit hierarchischen Gelüsten. Karl Beck, dem jene Kämpfe sehr fern lagen, suchte dagegen den Schwerpunkt für sein Drama in den Beziehungen Saul's zu David, in dem Mistrauen des Fürsten gegen das aufsteigende Gestirn, ein Mistrauen, das, durch die Voraussagungen Samuel's und der Hexe von Endor genährt, sich zu düsterm Hasse steigert. Der Heide Moab

ist des Königs böser Geist, der ihn in seinem Argwohn bestärkt. Saul's Tochter Morab liebt David, der auch durch Jonathan's treue Freundschaft gestützt wird. Die Gemüthsstimmungen Saul's sind in diesem Drama nicht ohne psychologisches Interesse und oft mit lyrischer Weihe dargestellt; aber der Dichter fühlt sich doch auf einem Gebiete nicht heimisch, wo es gilt, objective Gestalten zu zeichnen; es ist weniger orientalische Glut und Pracht in diesem Stücke, als man vom Dichter der „Nächte" hätte erwarten können; auch der eigentlich dramatische Puls schlägt nicht mit lebendigen Schlägen. Das theatralische Blut fehlt und die bewältigende Kraft der dramatischen Situation. Karl Beck mochte das selbst herausfühlen: so ließ er es bei diesem ersten dramatischen Versuch bewenden und ist zeitlebens nicht mehr zum Drama zurückgekehrt.

Weit bedeutender und erfolgreicher war die epische Dichtung „Jankó"; hier war zum Theil wieder das Heimatsgefühl seine Muse und eigene Anschauung gab dem landschaftlichen und ethnographischen Colorit den sichern Untergrund. Als Ganzes betrachtet, ist „Jankó" wol das beste Werk Karl Beck's und hat auch den nachhaltigsten Erfolg gehabt. Von epischer Ruhe kann bei dieser Dichtung nicht die Rede sein; die Schilderung jagt in heißblütigen Rhythmen dahin; der Farbenauftrag ist glühend. Man mag sie mit polnischen, russischen, ungarischen Dichtungen vergleichen; ihnen ist sie blut- und stammverwandt; aber sie übertrifft viele von Zalicki, Puschkin, Arany, und nur Petöfi's Feuergeist ist dem seinigen gleich.

Die Handlung der poetischen Novelle ist einfach, aber ihre Gestaltung durchaus spannend. Der ungarische Roßhirt Jankó, der ein Zigeunerlieb auf einsamer Heide im Stich gelassen hat, liebt die Tochter eines deutschen Schenkwirthes, der im Ungarlande sich niedergelassen. Der Vater gibt ihm ihre Hand; sie aber liebt im Herzen den stolzen Magnaten, der ihr einmal auf dem Kirchhofe begegnet ist. Gerade am Hochzeitstage Jankó's kommt er von Wien zurück, langweilt sich auf seinem Schlosse, besucht das Hochzeitsfest, ist entzückt von der schönen Braut, in der er anfangs das Mädchen vom Kirchhofe nicht wiedererkennt; er weiß den Bräutigam von ihrer Seite fortzubringen, indem er ein lustig Zechgelag auf seine Kosten arrangirt; Jankó ist in der Brautnacht betrunken. Das Verhältniß zwischen dem Grafen und der deutschen Frau des Roßknechtes nimmt seinen Fortgang; es droht durch einen Brief verrathen zu werden, welchen das Zigeunermädchen im Auftrage des Grafen zu überbringen hat; doch die Seelengröße des verschmähten Kindes der Heide schützt noch einmal die glücklichere Nebenbuhlerin. Da überrascht Jankó selbst den Grafen bei seiner Frau: er schmäht und bedroht ihn. Der Magnat will darauf den Knecht mit Hülfe seiner Panduren verhaften: doch die Hirten der Heide schützen ihn. Jankó tödtet dann den Grafen und steckt sein Schloß in Brand. Er wird Räuberhauptmann und endet am Galgen.

Dergleichen grelle ungarische Geschichten sind uns neuerdings durch die Romane von Jókai so vertraut geworden, daß wir an Mord und Brand, Henker, Galgen und Rad vollständig gewöhnt sind. Karl Beck steht mit seinen Versen, was Anschaulichkeit betrifft, nicht hinter Jókai zurück: das Ungarland tritt lebendig vor uns hin, der Magnat in seinem Schlosse, das Zigeunermädchen auf der Heide, der Roßhirt in der Schenke; vor allem ist die Darstellung der Hochzeit überaus leben-

dig; die Volkstypen, der aufspielende Zigeuner mit seiner Violine, der deutsche Gastwirth mit seiner Tochter, die ungarischen Csikós sehen wir vor uns, als ob sie lebten, und wenn auch die Scenerie an den ersten Abschnitt des „Fahrenden Poeten" erinnert, so ist doch, was dort nur Sittenschilderung und Genrebild war, hier in die fortgehende Handlung selbst verwebt. Eigenthümlich aber ist die dichterische Darstellungsweise; sie ist oft kurzathmig, hastig, stürmisch, mit einem fieberhaften Pulsschlag; dann wieder ergeht sie sich in hymnenartigen Ergüssen oder in Liedern voll warmer Empfindung. Unverhältnißmäßig ist die Breite der Darstellung am Anfang zu dem überstürzten Schluß, in welchem sich das Epos in Balladen auflöst. Während bei dem Beginne desselben sich Episoden, wie die Geschichte von dem deutschen Studenten, breit in die Novelle selbst einschieben, so wenig schwarz-roth-goldener Freiheitsdithyrambus zu der ungarischen Puszta paßt: so zerbröckelt gegen den Schluß hin die Erzählung in einzelne Romanzen, obschon der Stoff hier bei weitem reicher fließt als am Anfang.

Der Grundton des ganzen Werkes ist mehr lyrisch und dithyrambisch als episch; es fehlt das Gleichmaß der epischen Bewegung, ihr ruhiger Fortgang; die Handlung bewegt sich in lauter Sprüngen, die Darstellung im jähesten Stimmungswechsel. Damit hängt der Wechsel der Versmaße zusammen: gereimte Jamben, die auf allen möglichen Füßen laufen, trochäische, daktylische, anapästische Versmaße lösen sich ab in den verschiedensten Strophenbildungen; dazwischen finden sich reimlose Hymnen im Pindar'schen Stil. Doch so bunt die metrische Einkleidung sein mag, stets ist mit ebenso viel Inspiration wie Takt der für die herrschende Empfindung geeignete Rhythmus gewählt; die Sprache ist bilderreich und die Bilder sind oft von kühner Originalität:

Und in die volle Mannheit tritt
Der Mond, der bleiche Waisenknabe,
Beschaut mit lüsternen Blicken
Das braune Zauberweib: die Heide,
Die unter des Himmels keuschem Blau
Die nackten Glieder dehnt,
Ins wehende Haar
Den Farrenkräuterkranz gewunden.

Oder:

Musik, du wunderbare Lust,
Hauch, der von Gottes Lippen rauschte,
Als er dem Herzschlag in der Brust
Des ersten Menschenpaares lauschte!
Tanz! Leichtsinn, den die Erde dachte,
Als sie ein Gott sich wirbeln hieß,
Und sie die ersten Trauben brachte,
Das erste Weib entsprossen ließ.

Einzelne Gedichte sind Lieder, oft im Tone des magyarischen Volksliedes gehalten, wie das erste Lied von Jankó, aus dem wir eine Strophe mittheilen:

Doch was ist Euer Dirnlein hold!
Es flimmert wie Dukatengold

Ihr langes Haar, Herr Wirth!
Die Aeuglein blau! Es kann sich traun
Nicht satt an dieser Farbe schaun
Jankò, der junge Hirt,
Tschingra, Tschingra!
Verzehrend brennt mir's im Gebein,
Doch schenkt mir noch den fünften ein,
Und Tschingora,
Schön ist die Hochzeitsmyrt'!!

Andere Gedichte sind Hymnen zur Feier der Natur, und zwar Hymnen, die zum Theil eines großen Dichters würdig sind, wie die folgende:

Schaut auf,
Schaut um und um!
Sie ist so schön
Mit ihren langen schwarzen Haaren
Die scheidende Sommernacht!
Und bleicher
Und immer bleicher wird
Des Mondes still leidendes Antlitz.
Schaut auf,
Schaut um und um!
Süß haucht der Morgen
Die Erde an,
Und legt
In die Wälder
Die rauschende Seele,
Ein geheiligt Vaterunser
Auf die Lippen
Der wirbelnden Lerche;
Und doppelt freudig klatscht
In die kleinen Hände
Des Baches kindische Welle;
Schaut auf!
Und immer reicher breitet
Der Himmel
Die großen, goldenen Schätze aus.
Und die sinnende Erdensorge
Mit der faltigen Stirne
Besorgt
Ihr riesig Spinnerad
Und webt
Den scheckigen Teppich;
Und fertig steht
Der junge Tag da,
Der herrliche,
Und beschaut
Sein glänzendes Erbtheil
Und nickt grüßend
Nach allen Seiten —
Schaut auf,
Schaut um und um!

Im Ton der Ballade sind wieder andere Gedichte gehalten, einige im Stil der Rückert'schen plauderhaften Makamen, einige in dramatischer Form dialogisirt: doch durch all die buntscheckige Gewandung hindurch dringt die echte dichterische Inspiration, die dem Ganzen einen einheitlichen Grundzug gibt.

Von Leipzig, wo er diese Dichtungen erscheinen ließ, hatte sich Karl Beck 1841 wieder in seine ungarische Heimat begeben: die Schilderung des magyarischen Lebens hatte ein lebhaftes Heimweh in ihm wach gerufen; auch hoffte er wol, von seinen Landsleuten dafür einige Kränze zu erhalten; doch man vergab es ihm nicht, daß er in deutscher Sprache gedichtet, obschon er an einer Stelle des „Jankò" dem Haß der Magyaren gegen das Deutschthum, zwar aus dem Charakter des Magnaten heraus, eine beredte Sprache geliehen hatte.

Er betheiligte sich in Pest an einer Zeitschrift: „Der Ungar", und verkehrte viel mit einer geistreichen Edeldame, der Frau Ernestine von Farkaß. In diese Epoche — Mai 1843 — fällt seine Taufe und sein Uebertritt zum evangelischen Bekenntniß. Von Pest begab er sich 1843 wieder nach Wien, wo er viel mit Nikolaus Lenau umging, dessen Dichtweise sowie diejenige von Anastasius Grün vom entschiedensten Einfluß auf die Ausbildung seines Talents gewesen war. Doch auch die Donaustadt vermochte ihn nicht lange zu fesseln; er siedelte nach Berlin über, wo er seine „Gesammelten Gedichte" (Berlin 1844) erscheinen ließ.

Was mochte Beck nach der preußischen Hauptstadt ziehen? Es war die Zeit der erregten Tagesdebatte, der liberalen Bewegung in Preußen: erst kurz vorher hatte Herwegh's glänzender Triumphzug, seine Audienz bei König Friedrich Wilhelm IV. Aufsehen erregt; die Gemüther waren auf den Ton der politischen Lyrik gestimmt. In der That hatten auch die Beck'schen Gedichte das Unglück oder Glück, anfangs confiscirt zu werden; doch wurden sie auf Befehl des Königs wieder freigegeben. Humboldt und Varnhagen von Ense interessirten sich für den jugendlichen Dichter, der auch in den Salons von Theodor Mundt verkehrte. Ich selbst sah ihn damals zum zweiten mal: wir waren eine kleine Colonie politischer Lyriker; auch Titus Ulrich, der jetzige Intendanzrath in Berlin, hatte damals auf diesem Gebiete einige größere Dichtungen geschaffen. Seine überlegene philosophische Bildung war von günstigem Einfluß auf Karl Beck's Talent. In der Gardeschützenuniform vom Köpnicker Felde kommend, besuchte ich oft den ungarischen Poeten mit den großen blauen Augen in seinem Zimmer, wo ich ihn in der Regel traf, auf dem Sofa liegend und die Pfeife rauchend, in eine Intuition versunken, der er sich stundenlang hingeben konnte; auf dem Tische neben sich außer dem Alten Testament höchstens einen Correcturbogen seiner „Gedichte". Er hatte von der Mission des Dichters die höchste Meinung; er faßte sie auf als ein alttestamentarisches Prophetenthum, welchem Gott in der Wüste die höchsten Offenbarungen spendete. Keine Studien, keine Bücher, nichts Ablenkendes; das führte nur zur Nachahmung, zu gemachten Werken; nichts von vielgeschäftiger Publicistik und Journalistik: der Dichter sollte einsam nur seinem eigenen Genius lauschen.

Die Sammlung von Gedichten war zugleich eine Probe der Selbstkritik des Poeten: er hatte die „Gepanzerten Lieder“ und den „Fahrenden Poeten“ mit so kritischem Auge betrachtet, daß kaum der dritte Theil der Gedichte jener Sammlungen Gnade gefunden hatte und auch dieser zum Theil in verbesserter Gestalt erschien. Nicht immer mochte man mit dieser Selbstkritik des Dichters einverstanden sein, weder in dem, was er aufnahm, noch in dem, was er fortließ; doch die Thatsache, daß er nach so kurzer Zeit schon sich diesen Gedichten gegenüber so kritisch verhielt und so aufopferungsfähig, deutet auf die wachsende Reife seiner ästhetischen Bildung. Auch von den „Stillen Liedern“ war eine Auswahl in die Sammlung aufgenommen worden. Neu waren die „Ungrischen Melodien“ und das Gedicht „Auferstehung“. Die ersten enthalten eins der schönsten Gedichte Karl Beck's, denen man Dauer verbürgen kann: „Das rothe Lied“, eine stimmungsvolle Ballade. Die Situation hat geschichtliche Perspectiven, die Ausführung das wärmste Colorit, der Ton ist von wunderbarem elegischem Schmelz. Der Herzog von Bordeaux fährt durchs Ungarland; da trifft er auf Zigeuner, welche ihm die Marseillaise spielen; die Thräne perlt ihm in den Augen; tonlos ruft er: „Genug, genug!“ und läßt die Rappen ausgreifen:

Was ihn schmerzt, wer kann es wissen?
Was ein schönes Lied verbricht.
Daß es ein Fürstenherz zerrissen,
Ahnen die kindlichen Seelen nicht,
Daß es den Ahn vom herrlichen Throne
Freiheitpredigend trug zum Schaffot,
Daß es dem Ohm die theuere Krone
Niedergewettert, ein Blitz von Gott;
Daß er selber ein flüchtiger König,
Gellt ihm allons enfans ins Ohr;
Singt auf den Heiden unkentönig
Ihm des Zigeuners Geige vor.
Sechs heißblütige Hengste tosen
Ueber die Heide von Debreczin;
Sitzt ein Herzog der Franzosen
Traurig im goldnen Wagen drin.

Ebenso glücklich ist der Balladenton in der ungarischen Räuberballade „Das grüne Hemd“ getroffen. Die „Auferstehung“ ist ein Hymnus in freien, meistens kurzgemessenen Rhythmen, die hier und dort in Reimen aufblühen, ein Hymnus von großartigem Schwung des Gedankens. Dem zerrissenen Dichter erscheint mit dem erwachenden Lenz der Engel der Auferstehung; er zeigt ihm die schönere Zukunft, und er ertheilt Mahnungen den Fürsten und Völkern, den Reichen, den Falschgläubigen, die wie das sociale Credo des Dichters selbst erscheinen; doch tönt sein Jubelruf: „Die Nacht ist aus.“ Es fehlt in diesen Psalmen nicht an den Parallelismen der hebräischen Psalmen, nicht an gehäuften Bildern im Stil des Orients; doch ebenso enthalten sie grandiose Bilder, wie sie unsern bedeutendsten Odendichtern zur Zier gereichen würden, und wenn Karl Beck in den Schulpoetiken nicht unter diesen mit angeführt wird, so liegt es nur an der Unkenntniß der Herausgeber betreffs der neuern Poesie. Könnte Byron oder ein anderer Poet

die innere Leere des Herzens in einer verzweifelten Stimmung schlagender ausdrücken, als Karl Beck es thut mit den wenigen Worten:

Fort war alles aus meinem Leben,
Was in die Sonne sah,
Fort waren die Adler alle!

Der Engel der Auferstehung warnt den Dichter, sich nicht stören zu lassen von leerem Geplauder und Streit der Parteien:

Die plappernden Mühlen,
Als könnten sie stören
Den Strom
Auf seinem ernsten Gange.

Das rohe Raufen der Parteien
Es irre dich nicht!
Sei wie der freie Strom!
Nicht diesem Ufer gehöret er
Und jenem nicht;
Er wallet und woget zwischen den beiden —
Der ganzen Gegend gehört
Sein Segen und seine Schönheit.

Hier sehen wir Karl Beck in dem damaligen Liederstreit zwischen Herwegh und Freiligrath sich auf die Seite des letztern stellen:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei.

Würde dies Gedicht von einzelnen allzu kühnen, geschmacklosen Bildern gereinigt: es gehörte wegen seiner großen Schönheiten in den Hausschatz unserer Literatur.

Nach dem Erscheinen seiner „Gedichte" 1845 verließ Beck Berlin, um Süddeutschland und die Schweiz zu bereisen; dort traf er mit Herwegh, hier mit Freiligrath zusammen. In die politische Bewegung, welche am Anfang der vierziger Jahre aufgetaucht war, hatten sich damals socialistische Elemente gemischt infolge der gesteigerten Erhitzung: Herwegh stand bereits mitten in dem revolutionären Sturm und Drang, und es waren Arbeiter, die er später in Baden in den Kampf führte. Die Begegnung mit diesen Dichtern konnte auf Beck nicht ohne Einfluß bleiben: er schrieb die „Lieder vom armen Manne" (Berlin 1846), die in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebten. Damals hatte Freiligrath seinen „Rübezahl" gedichtet, Hübner seine Bilder ausgestellt, welche den vom Förster getödteten Wildschützen, welche die Noth der armen Weber im Riesengebirge in tendenziöser Weise darstellten: es war die Epoche der grellbeleuchteten socialen Genrebilder. Und dies war auch der Inhalt der neuen Gedichte. Wie Herwegh seine „Lieder eines Lebendigen" dem Verstorbenen, so widmete Beck seine „Lieder vom armen Mann" dem Hause Rothschild; doch diesem Gedicht, das dem Papst des Goldes mit seinen papierenen Kronen den Fehdehandschuh hinwirft, fehlt der echte Schwung; Polemik und Tendenz treten zu nackt hervor. Dies gilt von der ganzen Sammlung: es herrscht ein Realismus darin, der dem Dichter schlecht zu Gesicht steht; die Poesie, die sich in den Schmuz der

Armuth verliert, büßt leicht ihre Weihe ein. Der größere Balladencyklus: „Die alte Jungfer", hat nur ein paar poetische Momente; die rührenden Diebstähle in einzelnen Balladen sind wenig sympathisch. „Der Auswanderer" reicht nicht entfernt an das Freiligrath'sche Gedicht. Als Balladen können nur „Der Stelzfuß" und „Anne Marie", obgleich auch die letztere grell beleuchtet ist, der Kritik standhalten. Perlen der Sammlung sind das Gedicht „Frühling", in welchem echte Empfindung herrscht, und „Knecht und Magd", eins der gelungensten poetischen Bilder Karl Beck's, das aber schon in der Sammlung der „Gedichte" enthalten war: die Form desselben ist vortrefflich; das Gefühl des Knechtes, der im späten Alter sich ein eigenes Heim gegründet hat, ist mit dithyrambischer Glut und ergreifender Wahrheit ausgedrückt.

In dem Zeitraum von acht Jahren waren alle diese Sammlungen Beck'scher Gedichte erschienen: es war der Jugendlenz seiner Poesie; leider aber hatte sie damit den Kreis umschrieben, den sie zu beherrschen vermochte. In den mehr als 30 Jahren seines spätern Lebens hat Beck noch mehrere Gedichtsammlungen herausgegeben; aber er hat keinen neuen Ton angeschlagen, seiner literarischen Physiognomie keinen neuen Zug hinzugefügt; er hat sich überdies in keiner neuen Gattung, weder im Roman noch im Drama versucht. So können wir uns über diese spätern Gedichte und Dichtungen kürzer fassen. Was den Dichter entmuthigte, war die von Jahr zu Jahr sich steigernde Theilnahmlosigkeit des Publikums an den lyrischen Ergüssen: die vormärzliche Begeisterung, welche auch die Dichter trug, war erloschen. Vorher war die Lyrik selbst das Ereigniß des Tages: jetzt drängten große Ereignisse sie in den Hintergrund und die Lyrik erschien oft nur als ein mattes Echo derselben. Die berliner Märzrevolution unterbrach das stille Aufknospen eines Beck'schen Liederfrühlings, der bereits in zwei Sträußen „Monatsrosen" (Berlin 1848) an das Licht getreten war: die ungarische Revolution von 1848 und 1849 bewog den Dichter, der inzwischen nach Wien übergesiedelt war und dort die Redaction des Feuilletons eines Journals, des „Lloyd", übernommen, das bald eine reactionäre Färbung annahm, zu dem Gedicht an Kaiser Franz Joseph (Wien 1849), einem Gnadengesuch in Versen für die Helden des unterlegenen Ungarn; aber Haynau hatte dasselbe, noch ehe es die Presse verlassen, bereits mit dem Galgen von Arad beantwortet. Die ungarischen Landsleute aber und die bisherigen Gesinnungsgenossen des Dichters sahen darin nur einen Abfall von dem edeln Trotz des Magyarenthums zu einem demüthigen Servilismus. Die mildere Gesinnung und der gezähmte Löwentrotz des Dichters hing auch mit einem Ereigniß seines Privatlebens zusammen; er hatte sich 1849 mit einer jungen Berlinerin, Julie Mühlmann, der Nichte des Chemikers Heinrich Rose, verheirathet: daher auch der Entschluß, sich durch literarische Thätigkeit einer ihm bisher ungewohnten Art, durch die Pflichten eines seßhaften Feuilletonredacteurs, zu binden. Doch nach halbjähriger Ehe wurde ihm seine junge Frau durch die Cholera wieder entrissen; er griff abermals zum Wanderstab; seine journalistische Thätigkeit beschränkte sich seitdem auf seltene, aber wohlgefeilte Beiträge für das Feuilleton der „National-Zeitung".

Drei Jahre hindurch pilgerte er in Deutschland von Stadt zu Stadt, kam wiederholt nach Berlin, suchte dann in einem Ostseebade die ihm so nöthige Erquickung. Mich selbst besuchte er in Breslau, und wenn wir auf dem Weidendamm von Morgenau oder im schattigen Park von Scheitenich spazieren gingen, da erzählte er von dem Glück seiner jungen Ehe, von seiner so sauber arrangirten Häuslichkeit, von all den schönen jetzt zerstörten Zukunftsplanen. Er machte den Eindruck eines innerlich gebrochenen Mannes, der nun nicht mehr zur Ruhe kommen könne. Im Jahre 1852 hatte er die Sammlung „Aus der Heimat. Gesänge aus den ungarischen Befreiungskriegen" (Dresden) herausgegeben, in denen er sich mit dem sporenklirrenden Magyarenthum, das er durch seine Gnadenpetition verletzt hatte, wieder auszusöhnen suchte. Doch trotz des Dithyrambus: „Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita", trotz einzelner glänzender Schilderungen aus den Kämpfen jener Zeit, machte die Sammlung keinen wahrhaft bewältigenden Eindruck; es war auch sehr viel Mattes und Gemachtes darin. Auf einem ganz neuen Gebiete versuchte sich Karl Beck in der Erzählung „Mater dolorosa" (Berlin 1853), die sich auf dem Hintergrunde des politischen Lebens nach der Eroberung von Warschau abspielt und das pariser Leben in Contrast mit demselben bringt. Die Erzählung zeichnet sich weniger durch bedeutenden Inhalt als durch eine zierliche Cabinetsprosa aus, die an die Schule Varnhagen von Ense's erinnert und die man nicht recht in Einklang mit der geistigen Eigenthümlichkeit des stürmischen „gepanzerten" Lyrikers bringen konnte. Im Jahre 1854 kehrte Beck längere Zeit in die Heimat zurück. Ein belletristisches Blatt, das er 1857 in Wien zu redigiren begann, scheiterte daran, daß die Geldmänner, die es gegründet hatten, ihn im Stich ließen. Im Winter 1858—59 war er Vorleser in einer deutschen gräflichen Familie zu Venedig. Den Sommer 1860 brachte er bei seinem Freunde Wolff, dem Herausgeber der „National-Zeitung", in Berlin zu, den Winter 1860 in Weimar, wo er vom Großherzoge ausgezeichnet wurde und mit Franz Liszt und Friedrich Hebbel verkehrte.

Hier dichtete er das Gedicht in elf Gesängen „Jadwiga" (Leipzig 1863), eine Nachblüte des „Jankò"; die Handlung spielte indeß nicht in Ungarn, sondern in Polen, und was die Form der Dichtung betrifft, so war sie eine durchaus einheitliche und nicht in allen Rhythmen hin- und hertaumelnde, wie dies im „Jankò" der Fall war. Eine unheimliche Scenerie; eine Winterlandschaft in Polen; Wölfe verfolgen eine von einem Fest mit ihrem Kinde heimkehrende Witwe; sie opfert Pferde und Kutscher, ja nach dem Kampfe mit einem Wolf, der zu Hause befindlichen Kinder gedenkend, das eine Kind, das sie bei sich hat . . . und läßt sich für diese Versäumniß der Mutterpflicht von dem Aeltesten des Dorfes tödten. Es ist dies alles grell beleuchtet mit flackernden Lichtern, einzelnes aber, wie besonders der Kampf mit den Wölfen, mit epischer Anschaulichkeit ausgeführt. Das Gewaltige, Ueberschäumende fehlt in der Dichtung; hin und wieder tritt das Gezierte an seine Stelle. Vor allem aber ist, wie bei sehr vielen poetischen Erzählungen, zu rügen, daß das Beiwerk oft die eigentlichen Grundpfeiler der Handlung überwuchert, sodaß man den Zusammenhang der Begebenheiten sich mühsam aus dem üppigen Schmuck der Schilderung hervorsuchen muß.

Karl Beck war sich des Unterschiedes zwischen seiner jetzigen und frühern Dichtweise wohl bewußt. Er citirt in seinen Elegien „Täubchen im Nest" (Wien 1868) ein früheres Gedicht, eins seiner schönsten aus den „Gesängen aus der Heimat", welches z. B. folgende Strophen enthält:

O denket nicht vom Lied gering,
Denn segnen will's und rathen,
Sein Silbenfall, sein Bilderschwung
Sind unterdrückte Thaten.

Von Göttern war der Himmel voll,
Doch öde war ihr Busen;
Stumm war noch die Unsterblichkeit,
Da schuf sich Zeus die Musen.

Das Lied, es ist des Herzens Brot,
Wir können es nicht missen,
Am Sarg und an der Wiege nicht,
Es ist der Welt Gewissen.

Und dann fügt er hinzu, als Antwort auf die Frage eines Freundes, ob dieser Sänger verdorben und erschöpft, lässig und trotzig verbittert zu schweigen gelobt habe:

Wohl, du Theurer, ich kenne das Lied; nachstarb es den andern
Kaum daß strahlenden Blicks mir es die Muse gebar.
Denkend des Ikarus Flugs, tief unten die Schäden zu heilen,
Ewiger Meister gedenk', ewig zu lernen die Kunst,
Rastlos schaffend im Dienst, ihr volles Vertrauen gewinnen,
Ihre Geheimnisse treu wahren in glücklicher Brust,
Reuig die sonst im bacchantischen Rausch vollzogene Schändung
Ihres geweihten Hains sühnen mit redlichem Trieb,
Still andauernd erglühn statt eitel verpuffende Schwärmer
Steigen zu lassen . . . es thut nicht ein Verdorbener so.

Der Dichter rühmt seine „lammherzige Schöpfergeduld" bei abendlichem Lämpchen, welcher der Vers als „tönendes Drangsal" erscheint, bis er eine das Ohr befriedigende Form gefunden hat; er rühmt sich, daß die Muse ihm nicht mehr wie früher „wildfliegenden Schwarzhaares" erscheint, sondern ihr Haar züchtig zu scheiteln gelernt hat; doch mit fliegenden Haaren war sie oft schöner als mit ihrer spätern oft zu künstlich aufgebauten Thurmfrisur.

„Täubchen im Nest" ist ein zages verschlossenes Knöspchen, welches der Freund vom Strauch gepflückt. In der That sind diese Elegien halb entfaltete Blütenblätter des Gedankens, und wenn wir sie auseinanderblättern, so finden wir einige anmuthige Naturbilder, besonders den Preis des Frühlings und die Schilderung des Abends, einige Reiseskizzen, leichtgeflügelte Distichen zum Preis des havanesischen Kindes, der Cigarre, und des arabischen, des Mokkatrankes, die Feier der Wiedergeburt der Felix Austria, die nicht oft genug besungen werden kann, da sie immer wieder von neuem anfängt, und manche andere Skizzenblätter, an den losen Faden eines commentarbedürftigen Zusammenhangs gereiht. Es fehlt der Dichtung nicht an wechselndem poetischem Reiz, aber auch nicht an künstlicher Aufbauschung des Alltäglichen, die wir einen „zahmen Schwulst" nennen möchten, wie z. B. der Holz- und Steinkohlenfeuerung folgendes Distichon gewidmet ist:

Nicht mehr schlang der Kamin, ein Gigant voll schnaubender Eßlust
Stämmige Burschen des Hains, schwarze Giganten der Schacht.

Die „Täubchen im Nest" nahm der Dichter wieder mit auf in seine letzte Sammlung „Still und bewegt" (Berlin 1870). Außerdem finden sich hier „Myrten und Cypressen", Herzenserlebnisse, wehmüthige Erinnerungen an das Glück seiner Ehe und Cypressenkränze auf das Grab der jung verstorbenen Gattin, Geschichten und ein Cyklus „In meinem Herbst", lebensmüde Klänge, oft von schöner Prägung des Ausdrucks. In den „Geschichten" finden sich manche sociale Genrebilder, aber auch zu weit ausgesponnene Anekdoten. Das Beste ist das Gedicht „Los", hier ist durchgängige Prägnanz. Kaiser Franz ist bei dem Grafen Wesselnáyi zu Gaste, welcher den Wagen des Kaisers mit seinem ungarischen Viergespann lenkt. Der Zug saust beflügelt, „gleich Stürmen und Sommergewittern"; zuletzt wirft der Vasall die Zügel hin und entfesselt völlig die Pferde:

Sie brausen in Hast dem Weiher zu,
Da stöhnt in bitteren Nöthen
Der greise Monarch: „So trachtest du,
Verräther, den König zu tödten?"

Nun, Jesus Maria, nun droht der Schwall
Den dampfenden Zug zu verschlingen —
Da läßt Wesselnáyi mit lautem Schall
Beschwörend den Pfiff erklingen.

Aufhorchen die Renner, stehn gebannt
Und scharren zahm mit dem Hufe.
Sie haben des Meisters Gebot erkannt
Und folgen gewohnt dem Rufe.

Drauf hat sich der Lenker tief verneigt:
„Mein Fürst, und wolle vergeben!
Dir hab' ich im Bilde klar gezeigt
Magyarisches Walten und Weben.

„Dir hab' ich gezeigt mit fester Hand,
Mein König, an diesen Vieren,
Wie du das gewaltige Ungarland
Begeistern mußt und regieren.

„Frei laß es gewähren, wie Gott es schuf,
So gestern, so heut und morgen.
Dann folgt es im Nu des Meisters Ruf
Und Fürst und Volk sind geborgen."

Eine Parabel von durchsichtiger Fassung und scharfer epigrammatischer Pointe: was aber die rechte Regierungskunst betrifft, gegenüber den übermüthigen Magyaren, so scheint man in Oesterreich den rechten „Pfiff" noch immer nicht zu kennen.

Karl Beck hatte die letzten Jahrzehnte seines Lebens in Wien zugebracht; ich suchte ihn dort einmal auf und fand ihn wiederum wie lange Jahre vorher in Berlin, auf dem Sofa liegend und die Pfeife rauchend, in dichterischer Beschaulichkeit, von dem „tönenden Drangsal" seiner Lieder verfolgt. Kränklich, vergrämt,

einsam, nur ein Hündchen lag neben ihm, dem er sorgsame Pflege widmete und das stets beim Ausgehen mit einem bunten Tuch bedeckt wurde. Er lebte wie ein Vergessener in dem lärmenden Wien, das stets neuen Tagesberühmtheiten zujubelte. Dürftig war die enge Stube, der Dichter war ja ein Pensionär der Schiller-Stiftung. Den Sommer verlebte er meistens in Kierling bei Wien; übrigens machte er fast alljährlich Reisen nach München, Stuttgart, Berlin, Venedig u. a. Im Jahre 1876 verheirathete er sich mit Friederike Meister und schlug sein neues Heim in Weinhaus bei Wien, am Fuße der Türkenschanze, auf. Es kam ein frischerer Hauch in sein Leben; er begann fleißig zu schaffen, besonders an seinem Lieblingswerke „Meister Gottfried"; er begann eine Novelle: „Er will sich verheirathen", und einen größern, in Ungarn spielenden Roman: „Die beiden Musikanten." Doch war sein Gesundheitsgefühl ein trügliches; im April 1877 traf ihn ein Schlaganfall, der sich bald nach der Feier seines 60. Geburtstages wiederholte. Am 9. April 1879 starb der Dichter an einer chronischen Gehirnentzündung nach langem schmerzlichem Ringen.

Beck hat einige Lieder von schöner Prägnanz und dauerndem Gepräge gedichtet, und das genügt, um ihm eine Stelle in der deutschen Literatur zu sichern. Er trug das Gepräge einer Epoche, deren Sympathien die Gegenwart nicht mehr besitzt: die Begeisterung für das Judenthum ist den bis zu einer Judenhetze fortgehenden Antipathien gewichen, die Begeisterung für das Polenthum verloschen und die neueste Deutschenfresserei der Magyaren wird ungarischen Balladen und Dithyramben kein bereitwilliges Gehör mehr gönnen. Dies waren Grundaccorde der Beck'schen Dichtung. Ueber einen gewissen Gedankenkreis, zu dem wir noch die sociale Reform rechnen, ist sie nie hinausgegangen. Der Mangel an geistiger Bereicherung erklärt die dürftige poetische Lese der letzten Jahrzehnte. An ursprünglicher Dichterkraft und Dichterglut war Beck den Besten ebenbürtig.

Der Antiquar.

Novelle

von

Emil Taubert.

(Schluß.)

IV.

Am andern Tage — es war ein Sonntag — erwachte Martin zu sehr vorgerückter Stunde. Sein Kopf schmerzte ihn, und der Anblick des noch auf dem Schreibtische liegenden Manuscripts des Professors versetzte ihn wieder in die unerträglichste Unruhe.

Er war froh, als der Diener ihm einen Besuch meldete; die Karte des Angemeldeten zeigte den Namen des Bankiers Moses. Mit Spannung trat der Doctor dem Eintretenden entgegen. Der Bankier erklärte, er habe erst gestern durch einen Zufall in Erfahrung gebracht, daß der Doctor, der Sohn seines langjährigen verstorbenen Freundes, schon seit Wochen in der Stadt weile; er komme nun, ihn herzlich zu bitten, in seinen Räumen heimisch zu werden und um des Vaters willen, welcher der treue künstlerische Beirath der Familie gewesen, die angebotene Gastfreundschaft nicht auszuschlagen.

Martin versicherte, er selbst habe erst seit wenigen Stunden Kunde davon, daß der Künstler sich einst vielfach in dieser Stadt bewegt und in dem Hause des Bankiers seiner Kunst obgelegen habe: eine Andeutung, die den Geldmann in seinen Auslassungen über den Maler höchst vorsichtig machte, da er annehmen mußte, daß der Sohn über die Händel und Abenteuer desselben wenig unterrichtet sei, und so ihm alles zu verschweigen gerathen schien, was den Vater irgendwie in den Augen des Gelehrten hätte herabsetzen können.

Der Bankier ward indessen nicht müde, mit dilettantischer Kennerfreude die Kunstschätze aus der Hinterlassenschaft des Malers zu mustern. Vor allem interessirte ihn der Schreibtisch, dessen Geschichte er dem Doctor auf sein Befragen zu erzählen in der Lage war; das Kunstwerk alterthümlicher Schnitzerei sei ein Geschenk, das vor vielen Jahren dankbare Studenten dem allbeliebten Professor Hartmann gewidmet; derselbe habe im vertrauten Kreise oft scherzhaft geklagt, daß er bei seiner übeln Gewohnheit, seine Arbeiten und gelegentlichen Bemerkungen

stets auf kleinen Zetteln niederzuschreiben, oft lange Stunden mit eifrigem Suchen nach den verlegten oder verstreuten Papieren zubringen müsse; er bedürfe gewissermaßen einer geräumigen und vielgegliederten Zettelbank, um sein wissenschaftliches Vermögen in gehöriger Ordnung anzulegen; so hätten seine Schüler jenen kunstvollen, behälterreichen Tisch dereinst bei einem Antiquitätenhändler aufgespürt und dem verehrten Lehrer zu seinem Geburtstage dargeboten; nach des Professors Tode habe er, der Bankier, auf der Auction der Habseligkeiten des Gelehrten den Tisch erstanden, um den Maler Freimund, dessen Sammeleifer für Gegenstände der Renaissance er wohl gekannt, mit diesem Wunderwerk jenes Kunststils zu überraschen.

So war denn eins der Räthsel, die Martin in der vergangenen Nacht gequält, auf das natürlichste gelöst; aber er wollte und mußte die vollste Aufklärung haben. Mit verzehrender Ungeduld erwartete er die vierte Nachmittagsstunde; er wußte, daß Toni um diese Zeit einer Freundin ihren Besuch zugesagt, und durfte so hoffen, den Antiquar ohne jeden Zeugen zu sprechen.

Das ernste Gesicht des Alten heiterte sich auf, als er den jungen Freund zu sich in die Laube treten sah. Er schien die Erregung desselben gar nicht bemerkt zu haben, bis der Doctor ihm die feierliche Eröffnung machte, er müsse heute das Vertrauen seines Gastfreundes in besonderer Weise in Anspruch nehmen; er könne und dürfe ihm nicht länger verschweigen, daß er der Sohn jenes Malers Freimund sei, der über das Haus des Professors Hartmann so viel unselige Verwirrung gebracht. Der Antiquar blickte dem Doctor voll und ganz ins Gesicht, als wollte er sich noch einmal vergewissern, daß auf diesem Antlitz nur Redlichkeit und Aufrichtigkeit, nur Herzlichkeit und Vertrauen eine Stätte hatten; dann streckte er ihm die Hand entgegen und sagte ohne jede Bitterkeit:

„Ich habe geahnt, lange geahnt, was Sie mir offenbaren; ich that nie eine Frage an Sie, um Sie nicht zu belästigen; ich lernte Sie schätzen und lieben, und so hätte auch die gefürchtete Beantwortung meiner Frage Sie mir nicht mehr zu entfremden vermocht; auch schien es mir nicht wohlgethan, versargte Erinnerungen an Leid und Gram ohne Noth aus ihrem Grabesschlummer aufzustören. Sie wollten es anders, es sei darum! Sie bleiben mein Freund, und Sie werden mir die Beschämung ersparen, Ihnen dies in der Folge aufs neue zu versichern.“

Martin erwiderte den Druck seiner Hand, theilte ihm dann die Geschichte des Schreibtisches mit, die der Antiquar vollauf bestätigte, und berichtete darauf, wie er erst seit dieser letzten Nacht einen Blick in Verhältnisse habe thun sollen, die ihm bisher völlig verschlossen gewesen; er erzählte von der wunderbaren Entdeckung der Aufzeichnungen des Professors und legte dieselben in die erregt zitternden Hände des Gastfreundes.

Mit unendlicher Rührung betrachtete der Antiquar die geliebten Schriftzüge und begann zu lesen. Martin entfernte sich aus der Laube und wandelte in dem kleinen Garten auf und ab, nur dann und wann auf den Leser einen Blick werfend und aufhorchend, wenn derselbe, vom Schmerz der Erinnerung überwältigt, sich in der Durchsicht der Blätter unterbrach und halblaut mit sich selbst zu reden begann.

Endlich schien der Antiquar die Bekenntnisse seines Bruders völlig durchgelesen zu haben. Martin sah ihn, den grauen Kopf auf die Rechte gestützt, traurig vor sich hinblicken, trat in die Laube und legte dem Sinnenden theilnahmvoll die Hand auf die Schulter. Der Alte starrte ihn mit nassen Augen an, winkte ihm, sich zu ihm zu setzen, und sagte, auf die Papiere deutend: „Und das alles wissen Sie erst seit wenigen Stunden? Wie müssen Sie gelitten haben um Ihren Vater, um Ihre Mutter!“

„Und um den Schreiber dieser Zeilen“, nahm Martin das Wort, „um sein unglückseliges Weib und um den geheimnißvollen Freund Ihres Bruders, von dem so oft die Rede ist. Aber ich möchte alles erfahren um meines Vaters willen, alles um der guten Menschen willen, deren Glück er getrübt, und ich bitte Sie herzlich, mir die wenigen Lücken zu ergänzen, welche die Aufzeichnungen gelassen haben.“

„Sie haben ein Recht, es zu fordern“, versetzte der Alte, „und das warme Interesse, das ich an Ihnen genommen, bestimmt mich, Ihrem Wunsche zu willfahren.“

Und er stand auf, als wenn ihn das gebückte Sitzen hinderte, weit genug in die Vergangenheit zu schauen, richtete sich empor und begann, die Augen in das Leere gerichtet und die Hände auf die Lehne des Gartensessels gestützt, mit folgender Erzählung das Tagebuch des Professors zu ergänzen:

„Der Freund, von dem die Blätter stets in der dritten Person und mit so viel Liebe und mit einem mich beschämenden Lobe erzählen, bin ich selbst. Was der Bruder rühmt, wovon er in seiner Güte so viel Aufhebens macht, wer hätte es an meiner Stelle nicht geleistet?

„Eduard war der um zwei Jahre jüngere Bruder. Unser Vater war Professor am hiesigen Gymnasium und leitete mit großer Sorgfalt unsere Erziehung. Während ich in meinen ersten Lebensjahren auffallend kränkelte — die Amme hatte mich einst von ihrem Arm stürzen lassen, was die Verkrüppelung meines Wuchses zur Folge hatte — während sich auch meine geistigen Fähigkeiten nur langsam und kümmerlich entwickelten, war mir der jüngere Bruder bald in allem voran und überflügelte mich auch auf der Schulbank. Er war ein schöner, aufgeweckter, leicht fassender Knabe, der Liebling aller, strahlend von Frische und Gesundheit, und von einer hinreißenden Anmuth und Liebenswürdigkeit; ich hingegen schüchtern, kopfhängerisch, still und verschlossen, obwol meine guten Aeltern alles vermieden, mich dem begabten Genossen gegenüber irgendwelche Zurücksetzung empfinden zu lassen. Aber ich setzte mich selbst zurück; ich wußte, daß ich häßlich und linkisch war; ich bildete mir ein, daß die Freunde des väterlichen Hauses mir nur ihr armseliges Mitleid, dem Bruder aber ihre verschwenderische Zuneigung schenkten, und ich ward mistrauisch, verzagt, und gewöhnte mich, den Leuten aus dem Wege zu gehen, geräuschlos durch das Haus zu gleiten und in der Einsamkeit meinen traurigen Gedanken nachzuhängen. Ich weiß nicht mehr, wie es so gekommen; doch weil ich wie ein Fremder in den heimischen Räumen war, still und fleißig auf meinem Zimmer las und lernte, mich nirgends aufdrängte und immer aus meinem Schlupfwinkel abberufen werden mußte, wenn sich die Familie

versammelte, so entstand die Gewohnheit, daß man wie von einem Abwesenden, einem Dritten von mir sprach und meinen Vornamen Philipp fast ganz vergessen zu haben schien. Wo ist Er? Arbeitet Er auf seiner Stube? Er soll kommen, man soll es Ihm bringen: so waren die Fragen nach mir, so lauteten die Aufforderungen, die mich betrafen. Was wunder, daß ich bald im Hause und bei den Verwandten nur der «Er» hieß, eine Benennung, die sich so hartnäckig festsetzte, daß sie von dem Knaben auf den Jüngling und schließlich von dem Jüngling auf den Mann übertragen ward. Und so werden Sie nun begreifen, mein junger Freund, wie ich auch in den von Ihnen aufgefundenen Aufzeichnungen stets als der alte, gute, treue und redliche «Er» figurire.

„Das Verhältniß zu meinem jüngern Bruder war durchaus kein feindseliges. Zwar waren mir Regungen des Neides und der Eifersucht nicht fremd, wenn ich Eduard's Vorzüge bedachte; dennoch zog mich ein unbestimmtes, unverstandenes Sehnen zu ihm hin; ich wünschte so zu sein, wie er war, und ich konnte ihn, wenn er über seiner Arbeit saß, halbe Stunden lang betrachten und mich an seinem Bilde erfreuen; ich liebte endlich in ihm mich selbst, wie ich mich in meinen Träumen sah, ihm gleichend, ihn erreichend; er wurde immer mehr der Spiegel dessen, was ich selbst zu sein begehrte, und ich schloß mich, zur Freude meiner Aeltern, allmählich immer herzlicher an ihn an.

„Bald sollte ein Umstand eintreten, der uns noch mehr zusammenführte. Die Anfänge des Lateinischen hatte ich ziemlich glücklich überwunden, aber an den schwierigen Elementen des Griechischen mühte ich mich vergebens ab. In Quarta holte mich der Bruder ein und verließ die Klasse, ehe ich noch, trotz aller Anstrengung, die Reife zur Versetzung erlangt hatte. Was uns hätte trennen können, näherte uns noch mehr.

„Er half mir bei meinen Arbeiten, ohne daß mich dieser Beistand des Jüngern gedemüthigt hätte; unter dem Scheine, sich belehren lassen zu wollen, belehrte er mich selbst, und meine Fortschritte wurden fester und sicherer. Wie oft, wenn wir unser Lager aufsuchten, kniete er vor mir nieder und zog mir die Stiefel aus, weil er wußte, wie beschwerlich mir das Bücken war; wie oft trug er mir die mit schweren Büchern angefüllte Schulmappe, wie oft stand er in der Winternacht auf, um mich, der ich äußerst unruhig zu schlafen pflegte, mit liebevoller Sorgsamkeit zuzudecken! Sein ganzes Wesen schien eine fortgesetzte Abbitte zu sein, daß er schöner war und begabter als ich, und ich war ihm dankbar und leistete ihm jeden Dienst, der im Bereich meiner Kräfte war.

„Da kam eine willkommene Abwechselung in unser einförmiges Stillleben. Ein Jugendfreund unsers Vaters hatte, nach dem Verkauf seines Gutes, sich in einer zehn Meilen entfernten Landstadt niedergelassen, wo er eine reizende Besitzung erworben. Eduard zählte 15, ich 17 Jahre, als wir einer Einladung des väterlichen Freundes für die großen Sommerferien Folge leisteten. Unsere steten Spielkameraden waren die beiden Töchter des Gutsbesitzers, Toni die jüngere, Maria die ältere.

„Als ich die damals vierzehnjährige Toni zum ersten mal erblickte, ein früh entwickeltes Kind von tadelloser Schönheit und Anmuth, erfuhr ich eine Beklem-

nung in meinem Herzen, die mich für die ersten Tage fast sprachlos machte. Ich konnte das Mädchen nicht anschauen, ohne daß ein Gefühl der Enge und Athemlosigkeit mich überfiel, als sollte ich ersticken. Der Ruf von meiner Schüchternheit und Verlegenheit war mir vorausgegangen, und so galt, was mir die Brust einschnürte und mich mit süßer Bangigkeit erfüllte, als ein Ausdruck meiner Befangenheit. Aber auch Eduard schien mir völlig verändert. Wie flammte sein Auge, so oft er mit Toni sprach, wie entfaltete er alle seine natürlichen Gaben im heitern Spiele mit ihr, und wie schien auch das Mädchen in seiner Nähe aufzuknospen und aufzublühen! Ein Geheimniß war zwischen uns Brüder getreten, das uns mit einem mal die Lippe schloß. Wir plauderten nicht mehr so harmlos und unbefangen; wir beobachteten einander, wurden einsilbig und hüteten eifersüchtig unsere erste thörichte Liebe wie einen Wissensschatz, dem gegenüber alle griechische und lateinische Vocabelweisheit in ein Nichts zerrann.

„Die Ferien gingen zu Ende; der Schlußtag unsers Aufenthaltes war zugleich Toni's Geburtstag, für den ein glänzendes Fest in Aussicht stand.

„Schon lange fühlte ich etwas wie Haß in meinem Herzen aufkochen gegen den Bruder, und mein Ingrimm und meine Verbissenheit fand den ganzen Festtag über eine nur zu reichliche Nahrung. Die Huldigung Eduard's hatte offenbar einen tiefen Eindruck auf das Mädchen gemacht; denn nur für ihn schien Toni da zu sein. Ich Thor! In meinem knabenhaften Selbstgefühl, das durch die Gewalt der Neigung zu Toni geweckt worden war, glaubte ich durch das Recht der Erstgeburt das erste Anrecht auf die kleine Schöne zu besitzen. Ich vergaß meine Gebrechlichkeit und beschuldigte Eduard des Hochmuths.

„Der Nachmittag brachte viele Gäste, Knaben und Mädchen aus der Nachbarschaft und von den umliegenden Gütern. Die gesellschaftlichen Spiele, die im Freien vorgenommen wurden, boten dem Bruder reichliche Gelegenheit, durch seine körperliche Gewandtheit sich auszuzeichnen. Er war bald der Mittelpunkt der Vergnügungen; er ordnete alles an, und niemand war da, der sich ihm nicht willig untergeordnet hätte. Toni aber strahlte vor Freude, und man schien ihr zu huldigen, indem man Eduard den Vorzug gab. Es kochte mehr und mehr in mir. Reifen wurden geworfen, die der Bruder mit anmuthigster Geschicklichkeit aufzufangen wußte, während der Eifer, mit dem ich bei der Sache war, offenbar das Possirliche meiner Bewegungen bei meiner unglücklichen Figur erhöhte. Ich hörte hier und dort ein nur schlecht unterdrücktes Kichern, und das Blut stieg mir ins Gesicht.

„Da zeigte sich ein alter Fiedler am Zaune des Parkes und hub an, eine lustige Weise zu streichen. Ein paar Knaben holten ihn herein und baten Eduard, einen Rundtanz anzuordnen. Ich warf einen flehenden Blick auf ihn; er bemerkte das und schien einen Augenblick zu schwanken; dann aber, der Festlust gehorchend, stellte er die jungen Tänzer in Reih' und Glied, und bald sah ich, wie er sich mit Toni im Kreise schwang. Er hatte nie tanzen gelernt, und that es doch allen an Gewandtheit, Leichtigkeit und Ausdauer zuvor. Der Fiedler geigte immer schneller, und die mistönigen Saiten ächzten und stöhnten; aber wie zwei Fleisch und Blut gewordene Harmonien umschlangen sich das Mädchen und der Bruder und wirbelten

in seliger Ausgelassenheit an mir vorüber. Ich konnte das schöne Bild nicht länger ertragen, schlich mich hinweg und ließ mich in der Ferne auf dem Rande eines Springquellbeckens nieder. Die Geigenklänge wehten wie verstimmte Seufzer zu mir herüber, und ich hatte Mühe, nicht zu weinen.

„Die nächste Stunde brachte neue Prüfungen. Wettlaufen, Räthselrathen, Pfänderspiel waren für mich ebenso viele Niederlagen wie Triumphe für den Bruder. Am meisten aber schmerzte mich, daß Toni auch nicht Einen Blick für mich hatte.

„Da drängte sich mit einem mal alles um die Gartenschaukel. Das vielbewunderte Mädchen stand hochaufgerichtet auf derselben, sich selbst schwingend und in reizvollem Vor- und Zurückbiegen die Schnellkraft steigernd. Eduard hing an der schimmernden Gestalt mit leuchtenden Augen. Schon wurden die Bogen geringer und geringer, als Toni plötzlich die Stangen der Schaukel losließ, sei es von Schwindel ergriffen oder in der Verwirrung ihres Herzens, und herniederstürzte, während das Trittbret zurückschnellte. Die Gespielen schrien auf, aber da lag sie schon in den Armen Eduard's, der sie ritterlich aufgefangen hatte. Ich sah, und es durchschauerte mich seltsam, wie sie an seiner Brust hing, und ich glaubte deutlich zu bemerken, wie seine Lippen einen Augenblick ihre rosige Stirn berührten. Man jubelte dem Bruder zu, und dieser Zwischenfall machte ihn vollends zum Helden des Tages. Ich kam mir so elend vor, so erbärmlich, und mein Unmuth wuchs von Minute zu Minute.

„Der Mond ging auf; die Wagen fuhren vor, und die kleine Gesellschaft stob nach allen Winden auseinander. Ich durchstreifte noch einmal den Park, ohne mich des silbernen Glanzes zu freuen, in den ich sonst so oft und gern hinaufsah. Da hörte ich ein Flüstern zwischen den Zweigen. Behutsam schlich ich heran und bog das Gebüsch auseinander. In einem Nachen, der am Ufer eines am Ende der Besitzung befindlichen Teiches angekettet lag, bemerkte ich Toni und Eduard in geheimnißvoller Zwiesprache. Der Mondstrahl zitterte auf dem Wasser, und das weiße Kleid des Mädchens schimmerte in lockender Leuchtkraft und bannte mein Auge. Ich sah, wie der Bruder seinen Arm um die kleine Schöne legte, und wie sich ihre Lippen im Kusse begegneten. Das war zu viel, und ich schäumte vor Ingrimm. Plötzlich ertönte aus der Nähe die Stimme der Mutter, welche laut nach der Tochter rief. Erschreckt entzog sich Toni der Umarmung, sprang leichtfüßig aus dem Kahn und eilte, hart an meinem Versteck vorbei, dem wiederholten Rufe Folge zu leisten.

„Auch Eduard entstieg jetzt dem Nachen; er blickte sinnend auf den Teich zurück, als könne er sich von der Stätte nicht trennen, die die Zeugin seines kindlichen Liebesglücks gewesen. Dann schwankte er den schmalen Pfad herauf, der vom Teiche an meinem Schlupfwinkel vorbeiführte. Nur mit sich selbst beschäftigt, schien er des Weges nicht zu achten; da strauchelte er über eine, auf dem Steige sich verästelnde Baumwurzel und schlug zu Boden; in diesem Augenblicke, einem feigen Wegelagerer gleich, sprang ich aus dem Hinterhalt, stürzte mich auf den rücklings Daliegenden und stemmte ihm das Knie auf die Brust, während ich zugleich die Hände des Wehrlosen mit ehernem Griffe umklammerte. Die Wuth gab mir eine Kraft, gegen die sein Sträuben bei seiner hülflosen Lage doppelt ohn-

mächtig war. Was ich ihm zugerufen, welche Fülle des Hasses ich ihm ins Gesicht geschüttet, weiß ich nicht mehr zu sagen.

„Da klang ein helles Gelächter an unser Ohr. Es war Toni, deren Köpfchen hinter dem Gezweig des Steiges sichtbar wurde und die mit kindischer Freude auf die seltsame Gruppe niederblickte. Betroffen ließ ich mein Opfer fahren und sprang zurück; Eduard schnellte empor und stand in drohender Haltung vor mir. Galt das Gelächter mir, dem armen Verwachsenen, oder höhnte es den Bruder, den Ritter der Schönen, der so unritterlich unter der Wucht meines Körpers gestöhnt? Eduard mußte das letztere glauben, und im beleidigten Gefühl, vor ihren Augen so beschimpft zu sein, erhob er die Faust gegen mich und schien mir zu wachsen wie ein Gigant, der den Felsblock auf den Gegner zu schleudern im Begriff ist. Ich zitterte und wankte einen Schritt zurück, Toni aber trat vor mich und streckte ihm bittend die Hände entgegen. Da ließ er den Arm langsam sinken und starrte mich an, und eine helle Thräne leuchtete in seinen Augen auf, eine Thräne, die den Zorn aus seinem Gesicht wusch und es mit rührendem Schmerz verklärte. Er sprach kein Wort und ging, ohne auf Toni zu achten, mit schnellen Schritten dem Hause zu.

„«Ich hasse dich, und du hättest die Schläge wohl verdient, die ich dir erspart», sagte das Mädchen und schüttelte seine Locken und ließ mich stehen. Ich blieb in einer dumpfen Beschämung zurück, die mich grenzenlos niederdrückte. Er war der Sieger, der sich selbst überwunden, der es verschmäht, sich an dem Schwächern zu vergreifen — und ich?

„Lange saß ich am Teiche auf dem Bord des Kahnes und schaute in die mondbeglänzten Wellen und hätte an den Planken zerschellen mögen wie sie. «Ich hasse dich», so flüsterten die Stimmen in den Zweigen um mich her, und die Wasser riefen ihnen Antwort.

„Endlich schlich ich in das Gastzimmer. Das Lämpchen brannte noch. Eduard schien mir zu schlummern; seine Rechte, die auf der Lagerdecke ruhte, umspannte eine kleine blaue Schleife, die von dem Schulterbesatz des Sommerkleides Toni's herrührte.

„Ich begann mich auszukleiden, aber meine Kräfte waren durch die heftige Aufregung erschöpft; ich saß auf dem Bettrande und mühte mich vergebens, die durch das Verweilen am Teiche durchnäßten Stiefel von den Füßen zu ziehen; es glückte nicht, der Schweiß perlte mir auf der Stirn, ich seufzte laut und blickte rathlos im Gemach umher.

„Da schlug Eduard die Augen auf und sah verstohlen nach mir herüber; lautlos erhob er sich, kam und kniete vor mir nieder und befreite mich, der liebe gute Bursch, wie so oft in glücklichen Tagen, von den drückenden Schäften. Und wie er so vor mir sich plagte, nahm ich, von Rührung übermannt, seinen Kopf zwischen meine Hände und streichelte ihm die Wangen, und meine Thränen fielen nieder auf seine glühende Stirn. Da lagen wir — keiner wußte, wie es so gekommen — einander in den Armen und hielten uns lange umschlungen. Kein Wort ward laut; wir drückten uns die Hand und schlichen in unsere Betten. Der Morgen sah zwei glückliche Kameraden, die, nach herzlichem Abschiede von den Gastfreunden, ungesäumt in das väterliche Haus zurückkehrten.

„Die Schulstudien wurden mit Eifer wieder aufgenommen; Toni aber siedelte auf Befehl ihrer Aeltern in ein fernes Pensionat über, und Jahre vergingen, ehe wir das Ideal unserer Jugendträume wiedersehen sollten.

„Nach kaum vollendetem siebzehnten Jahre bezog Eduard die Universität unserer Stadt. Durch die fortgesetzte Unterstützung, die er mir angedeihen ließ, gelang es auch mir, nach Jahresfrist dasselbe Ziel zu erreichen. Aber nun sollten wir uns trennen. Auf Wunsch des Vaters besuchte der Bruder, um bei seinen außerordentlichen Gaben auch die berühmtesten Lehrer zu hören, eine süddeutsche Hochschule, während mich die Aeltern bei meiner zunehmenden Kränklichkeit und Pflegebedürftigkeit nicht aus ihrer Obhut entlassen mochten. Ich mußte mich fügen, wie schwer es mir auch werden mochte.

„Kurz vor Eduard's Abschied machten wir einen gemeinschaftlichen Ausflug, die Aeltern Toni's zu begrüßen. Wir sahen endlich die Geliebte wieder. Wie schön war sie geworden, wie ganz Anmuth und Lieblichkeit!

„Drei volle Jahre verlebte Eduard theils auf jener Hochschule, theils im Auslande.

„Anfangs enthielten die Briefe Eduard's zahlreiche Schilderungen seines bewegten Studentenlebens; neben der fleißigen Arbeit gab er sich körperlichen Uebungen mit Vorliebe hin; er schrieb von seinem Geschick in der Waffenführung, von dem fröhlichen Verkehr mit gleichgesinnten Genossen; bald aber nahm ihn der Ernst seiner Wissenschaft so völlig gefangen, daß nur noch von seinem einsiedlerischen Leben und der Vertiefung in seine Forschungen die Rede war. So kam es, daß der einst so willenskräftige, energische Jüngling, je mehr er sich in die Weisheit der Bücher versenkte, dem praktischen Leben entfremdet ward und später eine Unsicherheit in den Dingen dieser Welt zeigte, die ihn mir noch mehr näherte, weil sie meiner eigenen Schüchternheit entsprach, sodaß ich später, als Noth und Gefahr ihm drohte, aus Liebe zu ihm gezwungen ward, aus mir selbst in einer Weise herauszutreten, die ich nie für möglich gehalten hätte, und zu der mich nur die Sorge um ihn bestimmen konnte.

„Kurz vor seiner Rückkehr auf immer war die herrlich aufgeblühte Toni auf einige Wochen zum Besuch in das Haus unserer Aeltern übergesiedelt. Ein halbes Jahr zuvor hatte sie ihren Vater verloren, und die sanfte Trauer, die in ihren Zügen noch nachzitterte, gab ihrem Wesen einen neuen, unaussprechbaren Reiz. Sie näherte sich mir in einer herzlich freundschaftlichen Weise, die in mir die seligsten Hoffnungen erweckte. Ich log mich über meine unglückliche Figur hinweg und hätschelte den Wahn, daß ein Herz voll reicher Liebe genüge, um ein Wesen von dem Charakter Toni's zu fesseln; und in meinen schmeichlerischen Träumen bestärkte mich meine Mutter, deren Liebling ich stets gewesen und deren Augen, oft von Toni zu mir mit dem Ausdruck einer stillen Befriedigung gleitend, uns schon zusammenzusprechen schienen.

„Bald darauf kam der sehnsüchtig erwartete Bruder. Der große, schlank gewachsene Mann war ein vollständig anderer geworden; die Nachtarbeit und das unausgesetzte Sitzen am Schreibtische hatten seinen Bewegungen einen Theil ihrer Elasticität genommen; eine gewisse Mattigkeit der Züge verlieh ihm etwas Träumerisches; nur die dunkeln Augen funkelten mit wunderbarer Glut, wenn er mit

leiserer Stimme wie sonst von seinem Schaffen erzählte und von Toni zu sprechen begann; sein blasses Gesicht hatte dann etwas ungemein Anziehendes, und ich gab bald meine Sache aufs neue verloren. Er hatte, zum Entzücken des Vaters, eine wissenschaftliche Arbeit heimgebracht, welche ihm die Aufnahme in den Lehrkörper unserer Hochschule sicherte. So konnte es nicht fehlen, daß er bald daran dachte, sich ein selbständiges Heim zu gründen. Er vertraute sich mir, und wir verabredeten eine gemeinschaftliche Werbung.

„Als wir auf dem Schienenwege der Heimat Toni's zueilten, erschlossen wir noch einmal unsere Herzen und gelobten uns, komme es auch, wie es wolle, ewige Treue.

„Die Mutter empfing uns mit freudestrahlenden Augen und wies uns am Ende in den Park, wo wir die Jugendgespielin finden würden. Ich entdeckte sie zuerst, wie ihr leichtes Sommerkleid durch die Büsche schimmerte. Wie damals, wiegte sie sich auf der Schaukel, hochaufgerichtet, in Jugendlust und Jugendfülle, und die Locken flatterten um ihr Haupt, und ihre Augen blitzten. Lange beobachteten wir sie und traten aus dem Buschwerk, als sie den Schwung gemäßigt hatte und eben im Begriff war, ihr luftiges Fahrzeug zum Stehen zu bringen. Sie schrie hell auf, als sie Eduard's ansichtig ward, sprang von der Schaukel und ging auf ihn zu; aber ihr Kleid verwickelte sich im Gesträuch; sie strauchelte, und er fing sie auf, wie damals; sie ruhte einen Augenblick an seiner Brust, wie damals, und seine Lippen berührten flüchtig ihre weiße Stirn, wie damals. Ich sah, wie er zitterte und wie sie lieblich erröthete. Dann trat sie auf mich zu, um mich zu begrüßen. Lange wandelten wir drei durch den Park und plauderten von vergangenen Tagen. Der Bücherstaub war wie mit einem Zauberschlage von dem Wesen des Bruders hinweggewischt, und seine herrliche Gestalt wetteiferte mit dem schlanken Wuchse Toni's.

„Nach dem Abendessen wanderten wir wieder durch die Laubengänge, während die Mutter und Maria in der Laube am Hause zurückblieben.

„Da standen wir am Ufer des Teiches und blickten in die Wasser, in denen sich die Abendsonne spiegelte. Eduard warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu und entfernte sich, das Gewässer zu umwandeln und mir Raum für meine Werbung zu gewähren. Eine unaussprechliche Wehmuth lag in seinen Zügen, als er noch einmal über die Schulter zurücksah und mir zunickte, wie um mir Muth zuzusprechen. Toni blickte ihm befremdet nach, und aus dem sehnsüchtigen Verlangen ihrer feuchtschimmernden Augen, die sie ihm nachfolgen ließ, bis ihn das Gebüsch entzog, erkannte ich und las ich mein Schicksal. Mit unsicherer Stimme vertraute ich ihr, daß ich es gewagt, meine Blicke zu ihr zu erheben; eine dunkle Röthe überfloß ihr zu Boden geneigtes Gesicht; sie reichte mir die Hand und bat mich mit leisem Flüstern, von diesem Gespräche abzulenken.

„Sie wendete sich nach der linken Seite, während Eduard nach rechts gegangen war, und wandelte das Ufer entlang, immer still vor sich hinschauend. Ich schritt schweigend neben ihr und suchte mich zu fassen. Ich wußte, daß wir, das runde Gewässer umkreisend, jeden Augenblick dem Bruder begegnen konnten. Da flogen mir die mit ihm verlebten Jugendjahre an der Seele vorüber; ich gedachte dessen,

was ich ihm verdankte und was ich durch ihn geworden war; ein schmerzlich süßes Gefühl der Entsagung durchschauerte mich, und ich lauschte auf das Knirschen der Steinchen unter Toni's Füßen und auf das leise Murmeln der kleinen Wellen und auf das Pochen meines Herzens, und es klang und summte wie von wunderbaren Harmonien in meinem Ohr.

„Da tauchte des Bruders Gestalt unter den Weiden auf; wir blieben unwillkürlich stehen, und auch er hemmte seine Schritte. Ich heftete die Augen auf Toni, die scheu nach ihm hinüberblickte, und ich bemerkte, wie beklommen sie athmete und zitterte.

„«Sie lieben Eduard», hauchte ich ihr zu, «was wollen Sie es länger verhehlen? Ich bin der Knabe nicht mehr, der den glücklichen Nebenbuhler anfällt und niederwirft.»

„Sie erwiderte nichts, aber ließ es geschehen, daß ich ihre Hand ergriff und sie langsam dem Geliebten entgegenführte. Er erblaßte, als er uns so kommen sah im stillen Einverständniß, als wenn Toni und ich uns gefunden hätten. Ein paar Schritte vor ihm hielt ich an, ließ des Mädchens Hand los und sagte: «Ein Brautführer will ich sein, da mir ein Bräutigam zu werden nicht beschieden war. Nimm sie hin, Eduard! Sie sei die Deine, und um deinetwegen wird sie mir ihre Freundschaft nicht versagen.»

„Der Bruder breitete die Arme mit leuchtendem Gesicht, und Toni schwankte ihm entgegen und warf sich an seine Brust.

„Ich schlich mich hinweg und wanderte zurück und ließ mich in dem Nachen nieder, der noch, wie einst, an gleicher Uferstelle angekettet lag. Es war so still in mir, so feierlich, und die Abendglocken, die aus der nahen Stadt herüberschallten, waren das Todtengeläute meiner ersten und einzigen Liebe und der Auferstehungsgesang des Friedens der Entsagung.

„Es war Mitternacht, als Eduard und ich unser Zimmer aufsuchten, dasselbe, das wir einst als Knaben bewohnt. Auf dem Bettrande saßen wir einander gegenüber und plauderten. Da stand er auf, wie einst in der glücklichen Kinderzeit, und kniete vor mir nieder und löste mir das Schuhwerk von den Füßen; und wie in jener Nacht nahm ich seinen Kopf zwischen meine Hände, und eine Thräne fiel nieder auf seine Stirn; und wir lagen uns in den Armen, wie damals, und hielten uns umschlungen, und ich lauschte noch lange auf die friedlichen Athemzüge des Schlummernden.

„Die Hochzeit des Pärchens verzögerte sich durch den unerwarteten Tod unserer Aeltern, die kurz nacheinander starben. Inzwischen war Eduard als Professor an die Universität berufen worden; ich selbst hatte, nach Vollendung meiner Studien, den Versuch gemacht, an dem Gymnasium, an dem mein Vater gewirkt, zu unterrichten; aber ich stand bald davon ab, da ich den Uebermuth der Knaben nicht zu zügeln und ihre Spottlust nicht zu dämpfen vermochte; und so kaufte ich mit dem mir von Vater und Mutter hinterlassenen Erbtheil das kleine, im Laufe der Zeit angewachsene Antiquariatsgeschäft, dem ich heute noch vorstehe. Ich war doch unter Büchern, und das genügte mir.

„Endlich, nach zweijährigem Brautstande, fand die Hochzeit in der Heimat

Toni's statt. Ich begleitete den Bruder, aber traute mir nicht die Kraft zu, der Feier der Trauung beizuwohnen; denn ich hatte die Liebe zu Toni nicht aus meinem Herzen zu tilgen vermocht, und jedes Wiedersehen erneuerte meinen Schmerz. Aber dennoch, als die Wagen fortgefahren waren, als ich einsam in dem plötzlich verödeten Hause saß und an die Braut im Myrtenkranze dachte, wie sie mir vor wenigen Minuten in wehmüthiger Befangenheit die Hand gereicht, erschien mir die Enge des schwülen Zimmers so drückend und trostlos, daß ich in banger Sehnsucht hinauseilte und nach dem Gotteshause wanderte. Ich schlich auf den Orgelchor und schaute verstohlen nach dem gegenüberliegenden Altar und auf die glänzende Festversammlung. Ich hörte nichts von den Worten des Pfarrers; mein Auge hing an den Gestalten des Bruders und der Braut, und ihr weißes Kleid und ihr weißer Schleier schimmerten und flimmerten vor meinen Augen, und meine Sinne verwirrten sich. Dann, als die Ringe gewechselt wurden, verschwamm alles vor meinen Blicken; mein Haupt sank auf die Brüstung des Orgelchors; die Klänge des heiligen Instruments hörte ich dröhnen wie Posaunenstimmen des Jüngsten Gerichts, die mich der sündigen Liebe anklagten, die ich im Herzen trug; das Kreuzgewölbe schien mir sich zu verschieben, der ganze Dom in seinen Grundfesten zu erzittern; mir schwand die Besinnung.

„Der letzte Gast, der letzte Neugierige hatte bereits das Gotteshaus verlassen, als der Organist mich mit heftigem Schütteln aus meiner Ohnmacht erweckte. Ich starrte ihn an wie ein Auferstandener, den ein zürnender Engel des Gerichtstages aus dem Sarge aufgerüttelt; ich rieb mir die Augen, begriff endlich, wo ich war, und schlich mich ins Kirchenschiff hinab und wankte an den Altar und warf mich dort nieder, wo Toni und der Bruder sich ewige Treue gelobt, und betete mit blutendem Herzen für das Glück der Neuvermählten.

„Toni blühte und entfaltete sich in immer vollendeterer Anmuth; aber ich fürchtete oft, daß sie mit ihrer Lage nicht völlig zufrieden war; sie mochte wol noch immer das Bild des frischen, kecken, freudefrohen Jünglings im Herzen bewahren, von dem der arbeitsame, stille und ernste Mann so wesentlich abstechen mußte; die Enge des Kreises, in dem sie zu schalten und zu walten hatte, genügte dem Drange nach Lebensfülle und Lebensgenuß nicht, der sich nur zu oft in ihren Gesprächen äußerte.

„Die Ehe blieb kinderlos. Vielleicht, daß ein Kind die Gatten inniger zusammengeführt und den Treubruch verhütet hätte! Eduard aber nannte es oft in der Folge ein Glück, daß ihm der Himmel nicht Sohn noch Tochter geschenkt, da in der grenzenlosen Verwirrung, die bald die Flucht der Gattin über sein Heim brachte, ein der sorgfältigsten Pflege bedürftiges Kindlein elendiglich hätte verkümmern müssen." —

Hier hielt der Antiquar inne, wie um Athem zu schöpfen für das kommende Leid, das noch zu berichten war; er ließ sich nieder und putzte die Gläser seiner Brille, als müsse er die Blicke schärfen, um die immer finsterer umwölkte Vergangenheit ganz zu durchdringen. So, zu sehr mit sich selbst beschäftigt und der Erinnerung lauschend, bemerkte er die Erschütterung des Doctors nicht, dessen Gesicht bei den letzten Worten des Erzählers eine jähe Blässe überzogen hatte.

Des Professors Ehe mit Toni war kinderlos geblieben — diese Gewißheit stürzte alle Hoffnungen Martin's um, und der Abgrund klaffte vor ihm auf, in den er seine Liebe rettungslos versinken sehen sollte. Mit bänglich klopfendem Herzen horchte er auf den Antiquar, der seine Rede also wieder aufnahm:

„Aus den Aufzeichnungen meines Bruders wissen Sie, wie Ihr Vater den Frieden seines Hauses vernichtete.

„Nun hatte ich einen neuen Lebenszweck gefunden, den rathlosen, verwirrten Bruder zu unterstützen, der uneigennützige Anwalt seiner Liebe zu werden; und ich fand die Kraft dazu, und die Wurzeln meiner Kraft waren die Erinnerungen an meine Jugendliebe; denn ich konnte den Gedanken nicht ertragen, das Ideal meiner Jünglingsträume so in den Staub gezogen zu sehen; es zu reinigen, es zu läutern, war fortan mein einziges Bestreben.

„Nachdem ich dem Bruder die Einwilligung abgerungen, die Verhältnisse des Malers in seiner Vaterstadt und den Zufluchtsort der Entführten erkundet, reiste ich ungesäumt nach jenem in den Aufzeichnungen erwähnten Gebirgsdorfe der Alpen, um Toni die Augen zu öffnen.

„Die Sonne begann zu sinken, als ich am Eingange des saubern Dörfchens das auf der letzten Eisenbahnstation gemiethete Wägelchen verließ und dem einzigen Gasthause des Fleckens meine Schritte zulenkte. Ich umschlich das Haus, dessen Hinterseite an eine duftige Wiese grenzte. Von hier aus sah ich die Gesuchte auf dem kleinen Balkon des ersten Stockwerks sitzen, ohne daß sie mich zu bemerken schien; sie hatte das Gesicht halb mit der Hand beschattet und blickte träumerisch in die Purpurglut, die auf den gegenüberragenden Bergen zitterte. Ich trat in den Flur und begegnete dem Wirth, bei dem ich ein Zimmer bestellte; dann stahl ich mich die Stufen hinauf, nach Fassung ringend und die Worte überlegend, die ich ihr sagen wollte; aber immer langsamer stieg ich hinan; der Athem wollte mir vergehen, und ich mußte nach dem Geländer greifen, um nicht zu wanken.

„Endlich öffnete ich die auf den Balkon führende kleine Thür. Bei dem Knarren der rostigen Angeln wendete sie sich um und fuhr zusammen, wie sie mich erblickte. Dann bot sie mir die Hand und sagte mit einer Ruhe, deren Erkünstelung sich in dem Zittern ihrer Stimme verrieth: «Du kommst von Eduard und wirst mir die Vorschläge zu unserer Scheidung überbringen wollen; es trifft sich gut; denn stündlich erwarte ich Freimund zurück, der mir rathen und mich vertreten wird.»

„Als ich nichts darauf erwiderte, stand sie auf und blickte beklommen auf die Thür und fragte hastig, ob ihr Gatte mit mir gekommen. Ich schüttelte den Kopf; sie athmete auf, nahm wieder Platz, und ich ließ mich ihr gegenüber auf der Holzbank nieder.

„Ich forschte in ihren Zügen. O, mein junger Freund, Sie glauben nicht, wie auch die Sünde verschönen und verklären kann! Nachdem der Ausdruck der Unruhe von ihrem Gesicht gewichen, sah ich einen Glanz in ihren Augen, aus dem die Wonnen seliger Tage und Nächte leuchteten, in dem die Sehnsucht der Erwartung sich spiegelte. Wie ich ihr aber enthüllte, daß Freimund verheirathet sei, sie hintergangen habe, daß eine Scheidung von ihrem Gatten nutzlos erscheinen

müsse und der letztere viel zu hochherzig denke, um sie durch einen solchen Schritt der letzten und treuesten Zuflucht zu berauben, da fuhr sie zornig empor, hieß mich einen argen Verleumder und rüttelte an der Brüstung des Balkons, als wollte sie sich und mich in die Tiefe schmettern.

„Ich beherrschte mich und wiederholte ihr traurig, was ich erkundet, und fügte die unzweideutigsten Beweise hinzu. Sie konnte nicht mehr zweifeln und bedeckte ihr Gesicht, und ihr Körper bebte unter der Gewalt des krampfhaften Schluchzens.

„Ich konnte nichts thun, von Mitleid ergriffen, als ihre Hand fassen und ihr immer wieder zusprechen, es könne noch alles gut werden, wenn sie sich zu sofortiger Umkehr entschließen wolle. Sie aber wehrte jeden Trost ab und weinte unaufhörlich vor sich hin.

„Da kam der Wirth und fragte, ob sie zu Abend zu speisen wünsche; sie verneinte es, sagte mir ein flüchtiges «Gute Nacht» und verschloß sich in ihrem Zimmer.

„Ich schlich in die Gaststube hinab, nahm ein paar Bissen zu mir und wandelte dann, dem neugierigen Spähen und Fragen des Wirthes zu entgehen, auf dem Platze vor dem Hause auf und ab. Der Brunnen rieselte und rauschte; das eintönige Brausen that mir wohl, und ich kühlte Schläfe und Gesicht.

„Als ich hinaufstieg, das mir angewiesene, Toni's Räumen gegenüberliegende Gemach aufzusuchen, klopfte ich zweimal, dreimal an ihre Thür, ohne daß sie geöffnet hätte. Ich hörte sie auf- und abgehen und aufgeregt mit sich selber sprechen. Das Beste von dem nächsten Morgen erhoffend, wenn sie sich einigermaßen beruhigt haben würde, betrat ich mein Zimmer. Ich öffnete das Fenster und blickte lange in den Mondglanz hinaus. Ach, mitten in diesem wunderbaren Nachtfrieden pochte wenige Schritte von mir ein einsames Herz, pochte in unsäglicher Qual und Noth und verzweifelte an sich und allem Glück!

„Neun Uhr war es bereits, als ich erwachte. Ich kleidete mich hastig an und trat auf den Flur. Die Thür zu Toni's Zimmer stand offen, und ich blickte hinein. Das Stubenmädchen, welches mit dem Ordnen des Gemaches beschäftigt war, erzählte mir, daß die Fremde in der Frühe einen Brief empfangen, heftig geweint und dann, wie gewöhnlich, ihren Morgenspaziergang angetreten habe. Ich musterte den Raum, und es durchzuckte mich seltsam. Diese Vorhänge waren die Zeugen einer Seligkeit, die meinem Bruder abgestohlen war. Ich wendete mich ab; ich mußte Toni sprechen, sogleich sprechen und sie zur Abreise bewegen, ehe noch Freimund zurückkehrte, der, wie ich nur zu gut wußte, jeden Augenblick eintreffen konnte. Ein Wiedersehen der Liebenden hätte alle meine Absichten vereiteln, der Zauber der Gegenwart des Künstlers meine Redekunst entwaffnen, ihm Verzeihung, mir Vorwurf und Anklage bereiten müssen!

„Der Wirth wies mir den Weg, den Toni eingeschlagen hatte, zur Klamm, dem Lieblingsausflug der einsamen Fremden, wohin sie ihr Gatte (o wie mich das Wort empörte!) vor seiner Abreise vielmals geleitet habe.

„Und nun schritt ich einsam in den sonnigen Morgen hinein. Das Riesenbuch der Natur lag vor mir aufgeblättert, und die Maulwurfshügel meines Bücherlagers kamen mir in den Sinn und riefen mir das Bild dessen vor die Seele, der jetzt,

in seiner Bibliothek arbeitend, sorgenvoll seine Gedanken wol in die Ferne schickte. Ich beschleunigte meine Schritte und freute mich der würzigen Bergluft. Der Pfad fing an zu steigen, und ich mußte meine Ungeduld mäßigen. Des Wanderns und Klimmens ungewohnt, empfand ich bald doppelt die Hitze des Tages. Der Schweiß troff mir von der Stirn, und ich rastete auf dem Geländer einer kleinen Brücke, unter welcher die weißschäumenden Wasser eines Baches hinwegstürzten. Der Fels bot Schatten, und die Kühlung erquickte mich. Da wehte der Wind einen Papierfetzen zu meinen Füßen hin; mechanisch griff ich hinzu und musterte das beschriebene Blättchen; plötzlich entdeckte ich am Rande desselben den Namen Freimund und darüber ein paar Worte, die von unendlicher Sehnsucht sprachen; es war kein Zweifel: ich hatte ein Stückchen eines Briefes in Händen, den Toni auf ihrem Wege im Groll gegen den Maler zerrissen haben mußte, vielleicht ein Stückchen des ihr heute Morgen überbrachten Briefes. In welchem Aufruhr der Empfindungen mußte sie hier vorübergewandert sein!

„Die Unruhe trieb mich weiter. Der Pfad wurde schattiger; die Felsen rückten näher zusammen. Im Fortgehen bückte ich mich noch zweimal, dreimal und las neue Bruchstückchen des Schreibens auf. Zärtliche Worte und unverständliche Satzbrocken! Aber mir war nicht wohl zu Muthe bei dieser traurigen Aehrenlese, und trübe Ahnungen bestürmten mich.

„An einer Krümmung des Weges lag ein breiter, moosbewachsener Stein. Hier mußte Toni gerastet haben; denn der Felstrümmer war rings wie umsäet mit kleinen und allerkleinsten Papierschnitzeln; sie mußte einen ganzen Strauß von Blättern zerpflückt und verstreut haben.

„Der Anstieg wurde steiler; ich keuchte und mußte häufiger Athem schöpfen. Auf einem vorspringenden, oben abgeplatteten Gestein der Felswand bemerkte ich einen weißen Gegenstand. Ich langte auf den von der Natur gebildeten, steinernen Tisch hinab und hielt ein Taschentuch in den Händen. Ich entfaltete es; der Zipfel zeigte Toni's Namenszug; es schien ganz durchnäßt von Schweißtropfen oder zahllosen Thränen; ich steckte es hastig zu mir und eilte weiter. Jetzt überfiel mich eine namenlose Angst. Hatte sie sich alles irdischen Tandes entäußern wollen, wie einer, dem die Welt abgestorben, der den letzten Weg, den Weg des Todes gehen will? Mein Herz schlug in fieberhaftem Takte an die Rippen, und die Schauer der Bergeinsamkeit vermehrten meine Furcht. Der Baumwuchs ward spärlicher und spärlicher, und die nackten Zacken der Kalkwände traten immer trostloser, immer öder an den Pfad heran. Und wieder auf Alpenrosen ein weißes Blinken! Ich bückte mich, aber der vermeintliche Papierstreifen flatterte in die Lüfte; es war ein hierher verirrter Falter, der vor mir entschwebte, der Hoffnung gleich, der letzten, die mit gebrechlichen Schwingen mir entflog.

„Das Emporklettern ward mühsamer mit jedem Schritt. Die Stiegen der Felsen wuchsen; ich schob mich mit Händen und Füßen hinauf, und das Geröll polterte unter meinen Sohlen in die Tiefe. Ich mußte vom Pfade abgekommen sein; ich begriff nicht, wie ein zarter Frauenfuß diese halsbrecherische Treppe hatte hinaufklimmen mögen. Aber ich konnte und wollte nicht zurück, ob mir die Brust auch bis zum Zerspringen arbeitete. Ich ruhte ein wenig und trocknete mir die

Stirn; es war Toni's Tuch, das ich ergriffen hatte, und die Angst jagte mich von neuem aufwärts. Ich hörte das Gebell eines Hundes und folgte dem Schall. Endlich gelangte ich an eine Alm und athmete auf. Der Wind, der hier kräftiger strich, blies mir neuen Odem zu. Weidende Kühe glotzten mich mit gläsernen Augen an, und der Klang ihrer Schellen tönte mir wie ein trauriger Chor von Sterbeglöcklein. Der Hirt, von dem Hunde umkreist, kam auf mich zu. Mir ward schwer, mich mit ihm zu verständigen; aber so viel brachte ich doch heraus, daß ich den Pfad zur Klamm nicht verfehlt, sondern nur einen abkürzenden, aber für einen Mann von meiner Natur mehr als beschwerlichen Richtweg eingeschlagen habe. Er bot mir einen Trunk aus seiner Flasche, wies mir die Richtung, die mich binnen wenigen Minuten zum Ziele führen sollte, und ich eilte, nunmehr auf ebenem Steige, von dannen.

„Bald darauf gelangte ich in eine, kaum für zwei nebeneinander wandelnde Menschen Raum bietende Schlucht. Von den steilen Hängen tropfte es feucht, und mich fröstelte in der dumpfen, düstern Enge. Ich sah, wie wenige Schritte weiter sich der Pfad um eine Felsenecke wand; schon brauste mir das Getöse des eingezwängten, gurgelnden und strudelnden Wasserschwalles entgegen, und das Streifchen blauen Himmels, das zwischen den Felssäumen herniedergrüßte, vermochte nicht die Schauer dieser Einöde zu vermindern. Da raschelte es zu meinen Füßen. Ich streckte die Hand und hielt einen Frauenhut umklammert, denselben, den ich gestern auf dem Balkon des Wirthshauses neben Toni auf der Bank hatte liegen sehen. Ich lehnte mich, vom Schrecken wie gelähmt, an die Bergwand und drehte den Hut, auf den ich starrte, zwischen den zitternden Fingern, und das Brausen und Tosen der Flut schwoll immer zorniger an mein Ohr und übertäubte das Pochen meines Herzens.

„Jetzt bog ich um die Felsenecke. Der Pfad mündete, nach etwa zwanzig Schritten, an dem Saum der Klamm. Gottlob, sie lebte! Neben einer, mit ihrem Wurzelgeäst das Randgestein des Abgrundes umklammernden Tanne, deren Stamm in die Tiefe hinaushing, sah ich die Gesuchte, den Rücken mir zugewendet, in den Kessel hinabstarren. Unvorsichtig genug, rief ich in jäher Angst ihren Namen, den das Geheul der Wasser verschlang. Nun eilte ich heran; sie mußte das Knirschen des Gerölls unter meinen Füßen vernommen haben; sie wendete sich um, schrie auf, als sie mich erblickte, und rüstete sich zum Sprunge; wie ein Pfeil schoß ich an den Abgrund, umpackte mit dem linken Arm die Tanne und mit dem rechten das verzweifelte Weib, noch ehe es den Saum seines Kleides, den die Wurzel gefaßt hatte, loszulösen vermochte; aber ich mußte, mit dem Oberkörper auf dem Stamm des Baumes liegend, die Augen schließen; denn tief unter mir raste, zu Schaum zerwühlt, das brüllende Gewässer; doch die Gefahr gab mir Kraft; die Blicke nur auf den Baumstamm heftend, Toni mit äußerster Anstrengung umschlungen haltend und an mich ziehend, stemmte ich die Linke auf die Knorren und schnellte mich, die Unglückliche mit mir reißend, gewaltsam zurück und stürzte mit der Geretteten gegen die Felswand, die mich, wenn auch mit hartem Willkommen, auffing, während Toni durch meinen Leib geschützt blieb.

„Ich ließ sie niedergleiten; sie war bewußtlos. Furchtbar tobten die Wasser

herauf, wie in zügelloser Entrüstung, daß ich ihnen die Beute entrissen. Ich kniete neben ihr nieder und stützte ihr Haupt; ich drückte einen Kuß auf ihre Lippen, den ersten und letzten, den sie von mir empfangen, und ich fühlte mich wunderbar erquickt; ich netzte ihr Taschentuch mit der Feuchte des an der Felswand niedersickernden Rinnsals und rieb ihr die Schläfen und wusch ihr das Gesicht; ich lockerte den ledernen Gürtel, der ihre Taille umschnürte; ihre Brust begann lebhafter zu athmen, und nach wenigen Minuten schlug sie die Augen auf.

„Sie fand sich wider Erwarten schnell in die Gegenwart zurück; aber der Anblick der hinaushängenden Tanne und das Tosen des Wassers schien sie aufs neue zu verwirren. Ich half ihr, wie sie sich aufrichtete, und sie schritt langsam vor mir her den Pfad hinab, nur dann und wann an dem Hang sich stützend, und sie bog um die Felsenecke und lenkte, eine ganze Strecke vor der Alm, zu welcher mich der Richtweg gebracht hatte, in einen bequemen Seitensteig ein, an dessen Eingang sie sich auf einem Vorsprung des Gesteins niederließ.

„Auf dem Stein, den Rücken gegen den Felsen gelehnt, saß sie nun mit geschlossenen Augen und streckte suchend die Hand aus, wie um mir zu danken, und ich hielt diese Hand in der meinen und horchte erschüttert auf ihre Worte, wie sie mir mit tonloser Stimme beichtete, daß sie, an Freimund's Treue verzweifelnd, sich den Tod habe geben wollen; eine lange Stunde vor meiner Ankunft habe sie in die wühlenden Wasser hinabgestarrt und doch den Muth nicht finden können, das Aeußerste zu wagen; die Furchtbarkeit des zermalmenden Sturzes und die schroffe Wildheit des Felsengrabes habe sie immer wieder zurückgeschreckt; da sei ich gekommen, den sie so tief gekränkt, und in der Furcht, in ein Leben voller Qual, Reue, Scham und Leere zurückgerissen zu werden, habe sie die Kraft des Entschlusses gewonnen, den mein Dazwischentreten vereitelte; nun möge ich mit ihr machen, was ich wolle; sie sei keines Planes fähig; ich solle sie zu ihrer Mutter führen und dort ihr Fürsprecher sein; sie wolle mir folgen, auf der Stelle folgen; denn sie könne Freimund nicht, wenigstens jetzt noch nicht, wiedersehen; sie wisse nicht, ob es ihr nicht besser gewesen sei, in der Tiefe zu zerschellen; aber sie danke mir von ganzem Herzen für meine Anhänglichkeit und Treue.

„Sie hatte noch immer die Augen geschlossen, und ich fühlte den heißen Druck ihrer Rechten. Nach einigen Minuten erhob sie sich, und wir schritten den gangbaren, nicht allzu steil abfallenden, meist schattigen Pfad hinab. Ich führte sie an der Hand, und sie gehorchte mir, willenlos wie ein Kind.

„Wir gelangten an den moosbewachsenen Stein, auf dem sie vorher gerastet. Die Zettelchen und Schnitzel der zerrissenen Briefe wirbelte ein Windstoß auf, und sie trieben und tanzten vor uns her und jagten in den Bach, der sie in sinnloser Hast mit sich fortriß.

„An einem Bauerhäuschen machte ich halt und labte sie mit Brot und Milch. Die letzte, durch Wiesen und Sonnenbrand führende Strecke legten wir schweigsam zurück, von dem Surren und Summen über den stillen Halmen begleitet.

„Vor dem Gasthause hielt eben ein Wagen. Mein erster Gedanke war, Freimund sei gekommen, und auch Toni schreckte zusammen. Aber ein seliges Pärchen, das auf der Hochzeitsreise begriffen schien, entstieg dem Gefährt und sah einander

mit glückstrahlenden Augen an. Toni wandte sich ab, und eine Thräne schimmerte in ihrem Gesicht.

„Ich unterhandelte mit dem Führer des Wagens und eilte, das Gepäck meiner Begleiterin unter ihrem Beistande zu ordnen und hinunterschaffen zu lassen.

„Der Wagen fuhr vor; der Wirth sah uns kopfschüttelnd nach, und wir rollten von dannen. Gegen Mitternacht hatten wir die Bahnstation erreicht. Kurz vor unserer Abfahrt langte ein Zug an. Toni saß bereits, in die Ecke ihres Sitzes gedrückt, und schien zu schlummern. Ich spähte aus dem Fenster in das Gewühl hinaus. Da stürmte ein Mann aus dem letzten Wagen des gegenüberhaltenden Trains; der Strahl einer Laterne fiel auf sein Gesicht; ich erkannte Freimund, der nach dem Gebirgsdorfe zu eilen im Begriff war, das wir vor kurzen Stunden verlassen hatten.

„Nach zwei Tagen lag Toni in den Armen ihrer tiefbekümmerten Mutter. Was sich dann weiter zugetragen, das alles, mein junger Freund, haben Sie aus den Papieren erfahren. Es bleibt mir nur noch eine Lücke der Aufzeichnungen zu ergänzen, wie ich das Kind aus Italien heimgebracht." —

Der Antiquar machte eine Pause und holte tief Athem. Martin hing während des Folgenden mit fieberischer Spannung an den Lippen des Erzählers, von welchen er das höchste Glück oder das tiefste Leid zu erwarten hatte.

„Ich war mit Maria in Rom eingetroffen", begann der Alte von neuem. „Mein erster Ausgang, noch am Tage unserer Ankunft, galt der Pyramide des Cestius. An dem öden, riesenhaften Denkmal vorbei pilgerte ich durch die Grabreihen. Endlich hatte ich den Hügel Toni's gefunden, den ein prachtvoller Gedenkstein schmückte. Ich ließ meinen Thränen freien Lauf, und alle Schmerzen des vergangenen Jahres drängten sich in *eine*, mich übermannende Wehmuth zusammen.

„Da kam unter den ragenden Cypressen ein Leidtragender dahergewandelt, die Augen zu Boden gesenkt, in etwas gebeugter Haltung, und schritt auf das Grab zu, vor dem ich kniete; sein Schatten fiel bereits über die Marmorplatte des Denksteins, als er mich erst bemerkte; ich blickte ihm ins Gesicht; er trat betroffen einen Schritt zurück; es war Ihr Vater, es war Meister Freimund; er schien einen Augenblick mit sich zu kämpfen, dann bückte er sich, reichte mir die Hand, die ich widerstrebend ergriff, und zog mich sanft empor.

„Wir suchten beide nach Worten, ohne sie zu finden. Es wäre mir unmöglich gewesen, den Frieden der heiligen Stätte, da unsere Toni schlummerte, durch einen Ausbruch des Hasses zu entweihen; versöhnlich säuselten die Cypressen über uns mit ihren leise schwankenden Wipfeln, und der Ausdruck eines tiefen seelischen Schmerzes, der sich mit überzeugender Beredsamkeit in seinen gramgefurchten Zügen aussprach, dämpfte die Aufwallung meines Ingrimms gegen den Maler. Ich sah in diesem Augenblicke nur den Leidensgenossen in ihm.

„Endlich brachte ich hervor, ich sei als Abgesandter meines Bruders gekommen, um an dem Grabe seiner Gattin für diese und ihn zu beten; außerdem habe ich dem Meister eine Bitte, vielleicht eine gerechte Forderung Eduard's vorzutragen, an deren Gewährung ich wol nicht zweifeln dürfe.

„Er bat mich, ihm in sein Haus zu folgen, wo er mir gern Gehör schenken wolle, und ich gab ihm schweigend das Geleit.

„Wir traten in sein Atelier. Er führte mich durch seine Räume und zeigte mir jede Stelle, die durch die Erinnerung an die Heimgegangene geweiht war.

„Dann ließ er die Pflegerin mit dem Kinde hereinkommen. Sein Gesicht entwölkte und verklärte sich, als er das Töchterchen auf den Arm nahm und es wiegte und schaukelte, und ich begann zu spüren, daß ich einen heftigen Kampf würde auszukämpfen haben. Die kleine Toni! Nie habe ich die kleine, unentwickelte Seele so ausdrucksvoll aus Kinderaugen aufleuchten gesehen; eine unwiderstehliche Sehnsucht zog mich zu ihr hin, der schuldlosen Erbin der mütterlichen Schönheit; aber das süße Ding verzerrte sein Gesichtchen, wie ich mich ihm näherte, und schrie und fürchtete sich vor dem buckeligen, häßlichen Manne und streckte die Aermchen nach der Pflegerin, die es hinaustragen mußte, um es zu beruhigen.

„Eine schlimme Vorbedeutung; doch ich mußte mich des Auftrages meines Bruders entledigen und bat mit eindringlichen Worten den Meister um die Herausgabe des Kindes.

„Da wallte Freimmd auf und erklärte, der Professor verlange Unmögliches; man möge von ihm fordern, was man wolle, nur dies nicht; das Kind gehöre ihm, und keine Gewalt der Welt solle es ihm abtrotzen.

„Er sagte das nicht ohne Heftigkeit; doch ich bemühte mich ruhig zu bleiben und stellte ihm vor, wie er ja in seinem Briefe selbst gemeldet, daß Toni in ihren Sterbestunden den Wunsch ausgesprochen, das Kind in ihres versöhnten Gatten Hände zu legen, und es sei seine Pflicht, ein treuer Vollstrecker des letzten Willens der Verklärten zu sein; ihm blühe ja in der Ferne ein lieber Sohn, der ihm seine Einsamkeit minder fühlbar machen könne; meinem vereinsamten Bruder aber bleibe nichts als die Hoffnung, in dem heranwachsenden Kinde seiner Gattin die ihm geraubte und nun für immer verlorene Mutter wieder aufblühen zu sehen.

„Der Vorwurf, der in meinen Worten lag (o, daß ich das alles gerade Ihnen, dem Sohne, zu erzählen gezwungen bin!), mußte Ihren Vater empfindlich getroffen haben; denn er sprang auf und erklärte gereizt, er könne in die Trennung von dem Töchterchen nicht willigen.

„Auch ich hatte mich erhoben. Der ganze Jammer Eduard's stand vor meiner Seele; alle die bittern Anklagen gegen den Maler, die ich lange Monate zurückgedämmt hatte, um Eduard zu schonen, brachen sich in entfesseltem Strom eine rücksichtslose Bahn. Ich weiß nicht mehr, was ich gesprochen, aber ich fühlte mir die Brust frei und leicht werden; ich fühlte mich wachsen wie einen Sieger, und sah ihn, den großen, stattlichen Mann, zusammenbrechen unter der Wucht meiner Vorwürfe. Er war, während ich mit heiserer Stimme auf ihn einredete, auf einen Sessel gesunken und hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, ohne eine Silbe zu entgegnen. Und doch, als ich mich jetzt zum Gehen wandte, überkam mich ein leises Gefühl der Beschämung, wie ich den Mann, in dessen Seele so gewaltige Gluten flammten, sich beherrschen sah, indem er mir die Worte nachrief: es stehe ihm nicht zu, sich mit schönrednerischen Wendungen zu rechtfertigen; er

trage das Vollgefühl seiner Schuld; aber eine große und volle Leidenschaft müsse man nicht mit kleinbürgerlichem Maße messen; ich würde mich beschwichtigen und ihn dann milder beurtheilen; er hoffe bestimmt, mich wiederzusehen und nicht in Groll und Feindschaft von mir zu scheiden.

„In mein Hotel zurückgekehrt, fand ich Maria in schmerzlicher Bewegung; sie hatte das Grab ihrer Schwester nun auch aufgesucht, und die alten Wunden bluteten. Trotz ihrer Sehnsucht nach dem Kinde vermochte ich sie nicht zu bereden, das Haus Freimund's zu betreten und ihre Bitten mit den meinigen zu vereinen. In schlafloser Nacht sann ich auf Mittel und Wege, den Maler dem Wunsche Eduard's geneigt zu machen. Endlich tauchte mir ein Gedanke auf, an den ich mich klammerte, obwol die Ausführung desselben mich eine ungeheuere Ueberwindung kosten mußte; aber ich nahm auch dies auf mich und murrte nicht.

„Am Abend des nächsten Tages saß ich wieder im Atelier des Künstlers. Ich entschuldigte mich wegen meiner gestrigen Heftigkeit und sprach den Wunsch aus, noch einmal die Bildnisse Toni's betrachten zu dürfen. Er führte mich in das Cabinet und schob zwei bequeme Sessel vor die Porträts. Ein warmer Abendsonnenglanz erfüllte die schönen Köpfe mit wunderbarem Scheinleben, und ich verwandte kein Auge von ihnen. Dann deutete ich darauf hin, daß ich das Kind nicht für meinen Bruder, sondern für mich selber zu fordern ein Recht zu haben glaube; nur durch mich sei dem Maler die Wiedervereinigung mit Toni nach ihrer Flucht aus dem Gebirgsdorfe ermöglicht worden; ich habe sie ihm gerettet vom Abgrunde, und zum Entgelt flehe ich ihn an, mir das Töchterchen zu überantworten, eine Blume für den vollen Strauß der Freuden, den ich ihm, auch ohne mein Wollen, vom Rande der Klamm gepflückt, und der sein Leben durchduftet; für den Strauß nur die kleine Blume, auf daß ihre Pflege und ihr Würzhauch den stillen Lebensabend des kummervollen Gelehrten erheitere.

„Wie heute Ihnen, mein Freund, so beichtete ich Ihrem Vater die Geschichte meiner Jugendliebe, meines Werbens um Toni, immer den Blick auf ihr liebes Bild geheftet, als könne es mir Worte auf die zaghaften Lippen legen, die ihn rühren und seinen eisernen Willen beugen möchten.

„Als ich mein Abenteuer in der Felsenkluft berichtete, schaute er mich mit weit geöffneten Augen an und verfolgte mit athemloser Unbeweglichkeit ein jedes meiner Worte. Ich hatte geendigt — da schlang er seinen Arm um meine Schulter und seufzte. Er drückte mich wieder und wieder an sich und sagte, er habe heute einsehen gelernt, daß die stille, ruhige und beharrliche Flamme einer opferfreudigen und entsagungsfrohen Liebe Wunder wirke, gegen deren Glanz auch die loderndste Siedeglut maßloser und verzehrender Leidenschaft verlöschen müßte; er wolle und dürfe mir den Lohn meiner Treue nicht vorenthalten und sei entschlossen, mir sein Töchterchen auszuliefern, mit wie großem Leid auch immer; nur noch drei Tage solle ich ihm den Schatz lassen, damit er sich allmählich in die Nothwendigkeit der Trennung hineingewöhnen könne.

„Am dritten Tage, eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit, hatte ich mich an Toni's Grabe eingefunden.

„Bald darauf erschien Freimund, die Pflegerin hinter ihm mit dem festlich

geputzten Kindlein. Eine traurige Abspannung malte sich in seinen Zügen, und er stand lange schweigsam vor dem Hügel. Er trat auf die linke, ich auf die rechte Seite desselben. Dann nahm er das Mädchen aus den Händen der Magd und betrachtete es lange und herzte und küßte es, um es mir dann mit feierlichem Ernste über dem Denksteine der Mutter hinüberzureichen. Die Cypressen säuselten, als wenn das selige Athmen der Verklärten, die ihr Grab umschwebte, die Zweige geisterhaft zittern ließe. Aber das Kind schrie wieder auf meinem Arm und streckte die Händchen nach dem Vater hinüber, der sich in stummer Erschütterung abwendete. Ich mußte es der Pflegerin zurückgeben, die es, kosend und schaukelnd, mit einem Ammenliede beschwichtigte.

„Noch eine geraume Frist standen wir nebeneinander, in kummervolle Gedanken verloren, an der unvergeßlichen Stätte. Endlich gab ich der Magd einen Wink, mit dem Kinde voranzuschreiten. Ich schüttelte dem Maler die Hände, warf einen letzten Blick auf den Denkstein und riß mich los. Als ich mich nach einigen Schritten umwendete, sah ich Ihren Vater, mein Freund, an dem Hügel zusammengesunken; sein Haupt ruhte auf dem Marmor, und mit den Armen hielt er das Grab umschlungen.

„Noch einmal schimmerte die Pyramide des Cestius zwischen den Wipfeln auf, und der Friedhof lag hinter mir.

„An der zwischen uns verabredeten Straßenecke erwartete mich Maria. Mit inniger Rührung betrachtete sie das holdselige Geschöpfchen. Als hätte es die Schwester seiner Mutter erkennen können, blickte es zutraulich zu ihr auf und schrie nicht, als sie es an ihre Brust drückte und mit Liebkosungen überhäufte. Die Pflegerin aber hatte ich zu überreden gewußt, uns auf langsamer Reise wenigstens bis an die äußerste Grenze Italiens zu begleiten, bis sich das Kind einigermaßen an seine neue Schützerin würde gewöhnt haben. Und so empfing es Eduard aus meinen Händen.

„Das sind die Erinnerungen an Ihren Vater, an Eduard und an sein Weib, die Sie mich heraufzubeschwören veranlaßt haben, mein lieber Doctor! Und das alles erfahren Sie erst heute und hatten keine Ahnung, daß Ihnen damals, als Sie, ein einsamer Knabe, mit den ersten Elementen des Lesens und Schreibens beschäftigt, der Mutter beraubt, in fremdem Hause weilten, daß Ihnen damals ein Schwesterchen geboren ward, welches — —“

Der Antiquar brach mitten im Satze ab, als er den Doctor ansah, und erschrak heftig. Todtenblässe bedeckte das Angesicht Martin's; seine Hände zitterten, und er versuchte vergebens zu sprechen.

Der freundliche Alte eilte in das Zimmer seiner Pflegetochter, ein Fläschchen Kölnisches Wasser zu suchen; er öffnete Schubfächerchen und Kästchen und richtete in seiner Erregung eine nicht geringe Verwirrung an.

Martin saß in dumpfer Betäubung; er konnte nicht mehr zweifeln, daß die Geliebte die Tochter seines Vaters war, die der Bruder des Professors, wie er selbst vordem erzählt, nach dem Tode des letztern zu sich genommen hatte.

Da hörte er einen wohlbekannten Schritt auf dem Kieswege des Gärtchens; Toni, von ihrem Besuche zurückgekehrt, stand auf der Schwelle der Laube und

blickte den verstörten Verlobten betroffen an; Martin seufzte auf, sprang empor und drückte das Mädchen mit einer Leidenschaftlichkeit an sich, als hätte er die Umarmungen, die ihm eine entbehrungsvolle Zukunft vorenthalten sollte, mit der heißen Inbrunst eines Umschlingens sich vorwegnehmen wollen; er bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen, riß sich los und stürmte davon, ohne sich umzuschauen, und flüchtete vor dem Zauber eines Glücks, das zu einem Verbrechen geworden war.

Toni wußte sich diesen Auftritt nicht zu deuten und bebte und glühte noch von der Gewalt seiner stürmischen Liebkosungen. Da kam der Antiquar, freilich ohne das Kölnische Wasser, in die Laube zurück und riß bestürzt die Papiere an sich, die das Mädchen eben aufzublättern im Begriff war. Er hatte der Tochter bisher jede Auskunft über das Schicksal ihres Vaters vorenthalten, hatte ängstlich darüber gewacht, ihr einen Kummer zu ersparen, an dem er selbst so schwer zu tragen hatte, und nun hätte sie fast ein unerwarteter Zufall zu der Vertrauten seines Geheimnisses gemacht.

Auf die schüchterne Frage Toni's antwortete er, schnell gefaßt, mit einer Nothlüge, die ihm freilich mühsam genug von den Lippen floß: der Gelehrte habe ihm ein Manuscript, eine schwierige wissenschaftliche Arbeit überbracht; sie hätten eingehend über dieselbe hin- und hergesprochen, sich die Köpfe erhitzt; da sei Martin plötzlich blitzartig ein Gedanke durch das Hirn gefahren, ein Lichtgedanke, der einer wichtigen philologischen Entdeckung gleichzuachten sei; in der freudigen Erregung darüber müsse er fortgestürmt sein, wahrscheinlich um daheim in stiller Arbeit sofort seinen Fund niederzuschreiben und aus seinen Büchern zu begründen.

Nach dieser Nothlüge entfernte er sich hastig mit dem Manuscript.

Toni war in etwas beruhigt und stellte sich vor, Martin müsse sie in seiner wissenschaftlichen Begeisterung für seine Fleisch und Blut gewordene Entdeckung gehalten und deswegen so überheiß an sein Herz gepreßt haben; aber einer gewissen Verwirrung konnte sie dennoch nicht Meisterin werden; die Unordnung, die der Antiquar in ihren Schubfächern und Kästchen angerichtet hatte, war doch gewiß befremdlich genug und ließ sich doch kaum durch die Mitfreude des Alten an der Entdeckung seines Freundes erklären; aber sie wagte den ernsten Oheim nicht mit weitern Fragen zu belästigen, und er blieb einsilbig und wortkarg auch die nächsten Tage über.

Martin aber war vor die Thore der Stadt hinausgeeilt und durchstreifte in quälender Unruhe die Felder und dann den nahen Wald. Er hatte sein Glück verloren und war in Gefahr, sich nun auch selbst zu verlieren. Die seltsamsten und unausführbarsten Entschlüsse jagten sich in seiner Seele; vergebens suchte er nach einem Halt, nun das ganze stolze Gebäude einer herrlich erträumten Zukunft in Trümmer brach; das Bild der grausigen Klamm, wie sie ihm der Antiquar geschildert, tauchte vor seinen Augen auf, und er sah sich, die hinaushängende Tanne umschlingend, über dem fürchterlichen Abgrunde; aber kein liebender Arm streckte sich aus, um ihn zurückzureißen und zu retten.

V.

Am nächsten Morgen suchte sich Martin angesichts des Bildes seiner Mutter zu sammeln, und es ward lichter in ihm und klarer.

Mit dem Unabänderlichen mußte er sich abfinden, mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Anfangs schien es ihm das Gerathenste, Toni offen und ohne Rückhalt über die Familiengeheimnisse völlig aufzuklären; aber wenn es ihm selbst unmöglich war, diejenige, die er gestern heißblütig als Braut umarmt, sich heute mit kühler Besonnenheit als Schwester vorzustellen, wie konnte er von dem zarten Mädchen diese Kraft erwarten und hoffen, sie werde über Nacht sich in diese Auswechselung ihres Verhältnisses zu schicken wissen? So viel schien ihm gewiß: er durfte das Mädchen für lange Zeit nicht wiedersehen; ein jedes neue Beisammensein mußte die Gefahr vermehren, in der sie schwebten, und jene Herabminderung ihrer Leidenschaft zu stillem, begehrungslosem Herzensbunde vereiteln.

So ließ er der Verlobten durch seinen Diener heimlich ein Briefchen zustellen, in welchem er sie freundlich und in zurückhaltendem Tone bat (und wie sauer ward ihm dieser Ton!), ihn für die nächsten Wochen nicht zu erwarten, da er seine lange hingezögerte Arbeit über Virgil schleunig zum Abschluß zu bringen durchaus verpflichtet sei.

In gleichem Sinne schrieb er auch an den Antiquar.

Toni war durch den Brief des Geliebten nicht beunruhigt, da der Inhalt desselben so auffallend übereinstimmte mit jener, von dem Oheim erfundenen philologischen Entdeckung Martin's und der durch sie veranlaßten Arbeitsfülle. Aber je länger der Verlobte ausblieb, um so ungeduldiger ward sie, um so heftiger ihre Sehnsucht, und sie begann den Büchern zu zürnen, die ihn fern hielten, und zürnte endlich dem Freunde selbst.

Martin zwang sich indessen mit eisernem Willen zur Arbeit und beeilte den Abschluß der Abhandlung; denn seine Widerstandskraft wurde mit jedem Tage geringer, immer herber das Gefühl der Entbehrung, immer unerträglicher die Selbstverbannung aus dem Zauberkreise der Geliebten; er fühlte, er müsse fort, weit fort, um im bunten Treiben der großen Welt sich abzumüden und die Ruhe eines Pilgers zu erringen, der nichts mehr begehrt und dessen Wandergenossin die Entsagung ist.

Den Tag über fesselte ihn wol die Forschung; wenn aber der Abend kam und mit ihm die geräuschlose Stille auf den Straßen, so fürchtete er sich vor sich selbst und seinen traurigen Gedanken und suchte Zerstreuung und Betäubung. Dann eilte er in das gastfreie Haus des Bankiers Moses, wo alles sich beeiferte, den schwermüthigen Sohn des einstigen Hausfreundes zu unterhalten und zu erfreuen. Aber wie schal erschien ihm dennoch diese gesellschaftliche Vereinigung! Am meisten fühlte er sich noch von Lea, der Tochter des Hauses, angezogen, einem nachgeborenen, funfzehnjährigen, reich entwickelten Mädchen, dessen auffallende Schönheit der eiteln Mutter offenbar eine unbequeme Controle der eigenen Lebensjahre war.

Endlich athmete er auf. Er hatte seine vollendete Arbeit dem Universitäts-

freunde übergeben, der den Druck derselben zu bewerkstelligen und die Einreichung an die Facultät zu übernehmen versprach. Zudem hatte er ein ihm schwer auf dem Herzen liegendes Geschäft geordnet. Ein Rechtsanwalt hatte ihm eine gerichtliche Urkunde aufgesetzt, nach welcher Toni Hartmann zu zwei Drittheilen in den Besitz des ihm von seinem Vater hinterlassenen Kapitals gesetzt ward. Hätte er die Geliebte zu seinem Weibe machen dürfen, er hätte ihr ohnehin seinen ganzen Reichthum zu Füßen gelegt; so aber mußte er die Schwester sicherstellen, mußte den letzten Willen des Malers erfüllen, dessen ersterbende Lippen ihm die Sorge für die aufzufindende Tochter anempfohlen hatten. Es war ihm ein wohlthätiges Gefühl, so für sie sorgen zu dürfen, und er pries die Sparsamkeit seines Vaters, die ihm dies ermöglicht hatte.

Nun hielt ihn nichts mehr zurück, und er zählte die Stunden, bis ihn der Dampfzug entführen würde. Er verabschiedete sich nur von dem Studienfreunde und von dem Bankier.

Wie bestürzt aber war Toni, als eine ihrer Freundinnen ihr hinterbrachte, daß Martin seit Wochen in dem Hause des Bankiers verkehre, ausschließlich verkehre und das Vergnügen dieses glänzenden Cirkels in vollen Zügen genieße. Freilich könne sich niemand darüber verwundern; denn Lea's schöne Augen seien ein vielleicht nicht schwächerer Magnet als die Aussicht auf die märchenhafte Mitgift, die sie zu erwarten habe.

Doppelt aber fürchtete Toni für ihre treue Liebe, als sie aus dem Munde des Oheims die Kunde von der plötzlichen Abreise Martin's vernahm. Auch dem Antiquar ward endlich das geheimnißvolle Fernbleiben des Doctors befremdlich; in der Befürchtung, er möchte schwer erkrankt sein, begab er sich nach der Wohnung Martin's, um von dem Diener zu seinem nicht geringen Erstaunen zu erfahren, daß sein Herr auf unbestimmte Zeit verreist sei, er wisse nicht wohin.

Der Alte vermißte den gesprächigen Freund mehr und mehr; die Ranken der Laube dorrten, die Blätter des wilden Weins hatten sich röthlich gefärbt; die letzte Rose war entblättert, und der Herbst brachte kalte, unfreundliche Abende. Dann saßen Toni und der Antiquar unter der Gasflamme im hintern Bücherlager; stundenlang wurde kein Wort gesprochen; Freimund's ward mit keiner Silbe Erwähnung gethan, und doch drehten sich die Gedanken der beiden Schweigsamen nur um den geflüchteten Genossen.

An einem Sonntage wurde der Antiquar durch den Besuch des Rechtsanwalts überrascht, der die Schenkungsurkunde überbrachte. Zwar erkannte er die Beweggründe, die den jungen Freund zu diesem Schritte der Großmuth getrieben, und ehrte dieselben; aber ihn beleidigte die Vorstellung, daß die Manen seines unglücklichen Bruders durch schnödes Geld, das man seiner Tochter spendete, versöhnt werden sollten; jedoch als Pflegevater und Vormund Toni's mußte er deren Vortheil wahrnehmen und beschloß nur, mit Zustimmung des Rechtsanwalts, die Schenkung bis zum bevorstehenden Weihnachtsfeste geheimzuhalten, an welchem das Mädchen mit seinem Reichthum überrascht werden sollte. Und immer wieder sann er nach, ob denn nicht auf eine andere, sittlichere Weise der doch sonst so feinfühlige Gelehrte das von seinem Vater angestiftete Unheil hätte ausgleichen

können. Hätte denn seine treue Freundschaft für die Tochter und ihn nicht genügt? Ja, gab es nicht noch einen zweiten Bund, über dessen Abschluß die Engel im Himmel hätten jubiliren müssen? Seine Gedanken nahmen von nun an eine ganz bestimmte Richtung; er stellte sich Toni und den Doctor im Geiste gegenüber und verglich sie, und seine Wünsche sprachen sie zusammen; er fing an, das Mädchen eifrig zu beobachten, und ward von Tage zu Tage besorgter, wie er die Wangen der Tochter welken sah und an ihrer Schweigsamkeit und herzbewegenden Traurigkeit erkannte, daß ein schwerer Gram sie verfolgen müsse.

Vergebens drang er mit den liebevollsten Worten in sie, sich ihm zu vertrauen; sie konnte und mochte den Geliebten nicht anklagen, den Oheim nicht betrüben; sie fühle sich nicht wohl, sagte sie immer wieder, aber das Väterchen möge sich nicht beunruhigen.

Es war der Tag vor dem Christfeste. Toni hatte in Begleitung ihrer Freundin Einkäufe besorgt und von ihr im Gespräch erfahren, daß das Gerücht immer mehr an Boden gewinne, die schöne Lea sei heimlich mit Martin verlobt; nur ihrer großen Jugend wegen werde der Bund noch als ein Geheimniß behandelt, um indessen nach der Rückkehr des Doctors alsbald veröffentlicht zu werden.

Toni kehrte, im Tiefsten erschüttert, zurück. Den Nachmittag über beschäftigte sie der Oheim, Bücher einzuordnen; der Alte reichte ihr, einsilbig wie immer, die Bände zu, die sie, auf der Leiter stehend, in Reih' und Glied aufpflanzte. Eben hatte sie das letzte Werk aus seinen Händen empfangen, als sie auf der höchsten Sprosse, Athem schöpfend, sich niederkauerte und auf den stillen Mann, der am Fuße der Leiter auf einen Sessel gesunken war, träumerisch herabblickte.

Es sei Feierabend, begann der Antiquar, und Toni möge nun endlich ihr Herz erleichtern und ihm beichten, was sie bedrücke; er fordere diese Beichte als ein Christgeschenk, damit auch *er* ihr Trost aufbauen und liebreichen Zuspruch gewähren könne.

Wie sie ihm in das kummervolle Antlitz schaute und den dünnen, gleichsam im Leid geborstenen Klang seiner Stimme vernahm, vermochte sie nicht länger zu widerstehen; aber sie blieb auf der Sprosse oben sitzen, um in dem düstern Zwielicht in der Nähe des Deckengewölbes ihr Erröthen zu verbergen; es that ihr so wohl, ihren Kummer herniederzuschütten in den Schos des treuen Hüters, und sie erzählte mit schlichten Worten die Geschichte ihrer Liebe, die Gründe der Geheimhaltung derselben, des Verlobten unverständliche Flucht, und schloß unter einem Strom von Thränen mit der Mittheilung dessen, was sie über Martin und sein Verhältniß zu dem Bankier und Lea erfahren hatte.

Der Antiquar erwiderte kein Wort, stand auf und ging mit verschränkten Armen in dem Lager auf und nieder. Er hatte die Brille abgelegt, und das deutete auf schlechtes Wetter. Es wurde ihm schwer, den Doctor zu verdammen; doch alles sprach wider ihn, am eindringlichsten aber die Schenkung; das Verrätherblut der Freimunds walle in seinen Adern, sprach der Alte vor sich hin, und mit dem Golde denke er sich, wohlfeil genug, von allen heiligen Verpflichtungen loszukaufen; er habe leichtherzig sein Vermögen verschenken können, da ihm ja aus der Mitgift Lea's ein überreichlicher Ersatz erwachse; so habe er kein Bedenken

getragen, in schnöder Eigensucht ein Herz zu brechen, mit dem er in frevelm Spiele getändelt.

Er trat festen Schrittes an sein Pult und langte die Urkunde heraus. Mit wenigen Worten bereitete er das Mädchen vor und las dann mit lauter Stimme den kurzen, in gerichtlichen Formeln sich bewegenden Text der Schenkung.

Da schnellte die Pflegetochter von ihrer Sprosse empor, stieg auf die Mitte der Leiter hernieder und wagte von hier in leidenschaftlichem Ungestüm den Sprung auf die Diele, riß dem Oheim das Document aus der Hand und näherte es mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Geld, Geld — anstatt Liebe!" der Gasflamme; aber der Antiquar fiel ihr in den Arm, nannte sie seine brave Tochter und fügte hinzu: „Nicht so, nicht so! In aller Form will ich die Schenkung zurückweisen, die Zurückweisung brieflich begründen, und Brief und Urkunde dem Rechtsanwalt zustellen."

Toni nickte traurig und wiederholte mit dem Ausdruck der herbsten Enttäuschung unaufhörlich die Worte: „Geld, Geld — anstatt Liebe!"

Am nächsten Tage brachte der Oheim das Document mit seinem versiegelten Schreiben und mit dem feierlichen, schriftlichen Proteste Toni's gegen die Schenkung dem hocherstaunten Rechtsanwalt, dem nichts übrigblieb, als die Rückkehr des Doctors abzuwarten.

Es war ein trübseliges Weihnachtsfest im Hause des Antiquars. Toni erkrankte ernstlich; ein heimtückisches Fieber hatte sie ergriffen und ängstete sie mit wilden Phantasien. Mit einer Krankenschwester um die Wette pflegte der Alte das Mädchen, dessen Leben Gefahr drohte. Die ungeheuere Aufregung, in die sie die Flucht des Geliebten gestürzt, hatte Körper und Gemüth in gleicher Weise erschüttert. Aber endlich siegte Jugendkraft und Pflege. Thränen standen in den Augen des Oheims, als er, während der Lenz seinen Einzug hielt, zum ersten mal die Genesene in das Gärtchen hinausführte und ihren Blumen zurückgab.

Und noch eine zweite Freude sollte dieser Festtag bringen.

Mit einem lauten „Heureka, ich habe gefunden!" trat der alte Freund des Buchhändlers in die Laube. Er äußerte seine herzliche Freude über das Befinden des Mädchens und legte dem Antiquar zugleich ein soeben erschienenes Buch in die Hand, das ihm der Verleger zugeschickt hatte. Es war die Abhandlung des Doctors Freimund über Virgil. Der Freund konnte nicht müde werden, die Verehrung und Pietät zu schildern, mit welcher an vielen Stellen des Werkes des berühmten Virgil-Forschers, des Professors Hartmann, Erwähnung gethan worden war. Der Antiquar begann zu blättern und zu lesen, und in seinen leuchtenden Augen spiegelte sich der Stolz auf den heimgegangenen Bruder. Und Freimund war es, der dem Gelehrten diese späte, doch um so glänzendere Anerkennung verschafft hatte, und derselbe Freimund hatte ihm, hatte seiner Toni so wehe thun können? Er stand vor Widersprüchen, die er nicht zu reimen vermochte, und bemerkte zuletzt mit tiefer Beschämung, wie in dem Vorworte auch seiner als eines achtbaren Virgil-Kenners und uneigennützigen Ueberlassers der handschriftlichen Aufzeichnungen des Professors gedacht wurde. Der Freund und Toni neckten ihn nicht wenig damit, und ihm war, als reckten sich die Bücher, um ihn anzustaunen, als er durch den Laden schritt.

Auch die Tochter fand in der Folge eine wehmüthige Freude darin, in des Geliebten Buch zu lesen und sich das Verständniß desselben allmählich zu erarbeiten; aber sie erholte sich nur langsam, und der Antiquar beobachtete mit stillem Schmerze, daß Toni immer mehr verstummte und in begehrungsloser Resignation die Tage fortfristete. —

Inzwischen hatte Martin den Weg nach Italien eingeschlagen. Auf dem Friedhofe der Protestanten zu Rom hatte er das Grab seines Vaters aufgesucht und auch den Hügel aufgefunden, unter dessen Gedenkstein die Professorin schlummerte. Hier unter den Cypressen erkannte er den Wahn, den er sich vorgespiegelt, in der Ferne die Kraft des Verzichtens erringen zu können; hier an dem Sarge derjenigen, die ihm als die Mutter der Geliebten gelten mußte, empfand er eine so heftige Sehnsucht nach dem kleinen, unscheinbaren Antiquarladen, daß ihm alle Reize der Fremde feil dagegen waren. So kehrte er an die Grenzen Deutschlands zurück und schrieb um Nachrichten an den Universitätsfreund, obwol er bisher absichtlich die Ziele seiner Reise geheimgehalten hatte, um durch nichts an die Heimat und ihre Schmerzen gemahnt zu werden. Bald erreichten ihn hier zwei Briefe.

Der erste, von dem Rechtsanwalt herrührende, meldete ihm die Zurückweisung seiner Schenkung. Martin erschrak; dieser Stolz der Geliebten zeigte ihm, daß sie, von dem Antiquar über ihr verwandtschaftliches Verhältniß zu ihm noch nicht aufgeklärt, sein Entweichen für ein Zeichen des Treubruchs genommen habe.

In dem andern Schreiben benachrichtigte der Universitätsfreund den Gelehrten, daß der Druck seines Buches glücklich beendet sei und daß dasselbe den ehrenvollsten Beifall der Facultät gewonnen; zugleich aber fügte er bei, daß das Mädchen, über dessen Wohlergehen er so dringlich Botschaft gefordert, schwer erkrankt sei, und daß man noch vor kurzer Zeit für ihr Leben gefürchtet habe.

„Zu ihr, zu ihr!“ Das war die einzige Empfindung, die Martin beherrschte, der einzige Gedanke, den er zu denken fähig war. Zwar war er sich bewußt, daß er nicht mit den Gefühlen eines Bruders wiederkehre, daß die Trennung nur den Brand geschürt und zu verzehrender Glut gesteigert; aber angesichts der Todesgefahr, in der die Geliebte schwebte, mußte jede Rücksicht verstummen; er mußte sie sprechen, bevor sie die Augen für immer schloß, um sie nicht mit einem so ungerechten Zweifel an der Reinheit und Aufrichtigkeit seines treuen Herzens scheiden zu lassen. In unbeschreiblicher Aufregung legte er Tag und Nacht die nicht enden wollenden Meilen zurück. Und als er nun sein Zimmer betrat, sendete er ohne jeden Aufschub den über seine unerwartete Rückkehr hocherfreuten Diener an den Antiquar mit der dringenden Bitte, er möge ihm ungesäumt eine Unterredung in des Doctors Räumen gestatten.

Auf dem Schreibtische lagerten die schöngebundenen Exemplare seiner Abhandlung. Er warf kaum einen Blick darauf. Dann erbrach er die ihm von dem Rechtsanwalt überschickten Documente. Die kurze Erklärung der Verlobten über die Unannehmbarkeit der Schenkung schnitt ihm tief ins Herz, noch mehr aber beunruhigte ihn der Brief des Antiquars. Der sonst so ruhige und friedliche Alte hatte sich hier zu den leidenschaftlichsten Anklagen hinreißen lassen.

Aber da trat der Ankläger selbst in sein Gemach; er befand sich in einer Erregung, die er nur mühsam bemeisterte.

Als er nun aber auf die hastige Frage des Gelehrten, ob Toni noch in Gefahr sei, halb widerwillig die Antwort gegeben hatte, ihre Genesung, ihre leibliche wenigstens, schreite in erfreulicher Weise vor, und als er darauf ein aus dem innersten Herzen Martin's hervorgejubeltes Frohlocken vernommen, das wie ein Dank für die Errettung des eigenen Lebens aus bitterster Fahr und Noth erklang, und als er nun erstaunt dem Doctor in die Augen blickte, aus denen doch kein Falsch und Arg, sondern nur die treuherzigste Offenheit und die warmblütigste Theilnahme hervorsahen, da schüttelte der Antiquar den grauen Kopf, als wolle er alle die schlimmen Muthmaßungen, die ihm das Bild des jungen Freundes entstellt hatten, energisch zurückweisen, und er schlug in die dargebotene Rechte ein und ließ sich willig von Martin auf den bequemen Divan ziehen, um den Eröffnungen desselben mit sprachloser Verwunderung zu lauschen.

Es ward dem Doctor leicht, das ganze Netz von Trugfolgerungen, die sich über seinen Verkehr im Hause des Bankiers und über sein Verhältniß zu Lea verbreitet hatten, mit Einem Schlage zu zerstören. Dann erzählte er seine Werbung um Toni und betrauerte mit feuchten Augen und ergreifenden Worten sein unseliges Verhängniß; er legte die Beweggründe seiner Flucht dar und klagte sich an, mit der verbrecherischen Liebe im Herzen zurückgekehrt zu sein und sich keinen Rath und Trost zu wissen.

Der Buchhändler hatte mit immer wachsender Spannung dem Erzähler gehorcht. Jetzt, als dieser geendigt, schüttelte er ihm einmal über das andere die Hände, drückte ihn an sich und sagte mit tiefbewegter Stimme: „O, so hoffe ich denn noch auf die Sühne schuld- und thränenvoller Vergangenheit."

Darauf bat er den Gelehrten, ihm folgen zu wollen. Sie bestiegen einen Miethwagen und fuhren durch ein dem Doctor völlig unbekanntes Stadtgebiet. Keiner sprach ein Wort; es ging durch Wiesen und Felder; dann hielt das Gefährt vor dem Gitterthor des Hauptkirchhofes. Der Alte wandelte voran und leitete Martin zu einem entlegenen Winkel der Friedhofsmauer; er stieg über das halb eingesunkene, halb umgestürzte Eisengitter eines Erbbegräbnisses hinweg und lud den Gelehrten ein, neben ihm auf verfallener Bank sich niederzulassen; über ihnen säuselten und schwankten die blütenschweren Zweige eines mächtigen Fliederbusches, und eine Nachtigall schmetterte in langgezogenen Tönen; Epheugeschlinge überwucherten die verwitterten Denksteine der vergessenen Gräber, Denksteine, deren Schrift längst verlöscht war; aber Thautropfen blitzten in den Rinnen der Buchstaben, Thränen gleich, welche die Verlassenheit selber auf die verwaisten Hügel herniedergeweint.

Hier in der feierlichen Morgenstille, in der duftigen Einsamkeit begann der Antiquar, die Augen gesenkt, mit seiner feinen Stimme nach minutenlangem Stillschweigen:

„Lassen Sie mich, mein junger Freund, Ihnen zuerst das schwere Unrecht abbitten, das ich Ihnen gethan in meinem, die zurückgewiesene Schenkungsurkunde begleitenden Briefe. Ich weiß nicht mehr, was ich Ihnen damals, als Sie mir

die Bekenntnisse meines Bruders überbrachten, mitgetheilt. Möglich ist es, daß Ihr eiliges Flüchten aus der Laube mir den Faden der Erzählung abgeschnitten, ehe ich ihn völlig zu Ende hatte spinnen können. Wie mochte ich aber andererseits auch nur ahnen, daß Sie in dem geschwätzigen Hause des Bankiers Moses, in dem Sie ja so viel verkehrten, und das die Verhältnisse der Familie Hartmann bis in die geringfügigsten Einzelheiten genau kennt, nicht vollkommen über den Professor, Toni und mich wären unterrichtet worden?

„So muß ich zurückgreifen auf die Zeit, da ich das Kindlein Toni's aus Italien übergeführt hatte. Sie wissen, wie Maria die Pflege des Töchterchens übernommen. Es gedieh und versprach die anmuthigste Entwickelung. Eduard war ganz Dankbarkeit gegen die Pflegerin und erkannte mit jedem Tage mehr, daß nichts mehr zum Besten des Kindes gereichen würde, als wenn er ihm eine Mutter gäbe. So wurden, ein halbes Jahr nach der Ueberführung der Kleinen, mein Bruder und Maria ein Paar.

„Wie sehr ich auch Eduard Glück wünschte, mir war durch diese Vermählung ein jeder mich befriedigende Lebenszweck geraubt worden. Er hatte nun sein Weib, das mit voller Liebe und Hingabe an ihm hing, und bedurfte jetzt meines Rathes und Trostes nicht mehr. Ich kam mir vor wie ausgestoßen, ich erschien mir so überflüssig auf der Welt. So hauste ich verdrossen in meinem Bücherlager und hatte Muße vollauf, das Andenken an die unvergeßliche Todte zu hegen und zu pflegen, und dies um so mehr, als ich dies Andenken jetzt doppelt mein wähnte, seit der Bruder durch seine Wiederverheirathung auf einen Theil des heiligen Grams verzichtet hatte. Ich ward ein stiller Todtengräber; auf dem Friedhof meiner Erinnerungen ragte ein Hügel unter Cypressenlaub, dessen Denkstein noch meine Träume durchschimmerte.

„Da kam das neue Unglück. Kaum zwei Monate waren Eduard und Maria vermählt gewesen, als die kleine Toni, Ihres Vaters Kind, an einer Halsentzündung jäh erkrankte und trotz aller ärztlichen Kunst eine Beute des Todes ward."

Der Sprecher hielt einen Augenblick inne und warf einen forschenden Blick auf Martin, der heftig athmete und über dessen Gesicht ein Sonnenglanz sich breitete, als hätte er nicht eine Trauerbotschaft vernommen, sondern eine fröhliche Geburtstagskunde; vor seinen Blicken öffnete sich ein kleines Kindergrab, und mit der kleinen Leiche sanken alle seine trostlosen Zweifel, sanken Leid und Furcht hinab, und die Schollen rollten auf den Sarg und verbargen auf ewig, was ihn geschreckt hatte; aber die Geliebte ward ihm in dieser Stunde neugeboren, mußte ihm durch jedes folgende Wort, das er mit Begierde von den Lippen des Erzählers sog, neugeboren werden.

„Das Kindchen war bestattet", fuhr der Antiquar fort, „und ich eilte in das Haus des kummervollen Bruders, ihm Beistand zu leisten; aber ich sah Maria an seiner Seite, hörte sie mit holdseliger Beredsamkeit ihm Trost zusprechen, sah ihn sein Haupt an ihre Schulter lehnen, und eilte hinweg.

„Da schenkte Maria ihrem Gatten ein Töchterlein, dessen Geburt freilich der Mutter das Leben kostete.

„Eduard bestattete seine zweite Frau. Nun trat ich wieder in meine alten

Rechte ein, ward wieder die Stütze meines so schwer heimgesuchten Bruders, dem sich ein jedes Glück nach kurzer Seligkeit in Unglück hatte verkehren sollen; nun hatte ich wieder einen Lebenszweck, und mit ihm neue Lebensfreude. Ich darf wol sagen, ich habe die Stelle der Mutter an dem Kindlein vertreten; ich half es aufpäppeln und hütete es wie meinen Augapfel. Auf meinen Wunsch gab der Vater ihm den Namen Toni, den auch sein armes Adoptivschwesterchen getragen hatte.

„Ich glaube, Ihnen schon früher einmal berichtet zu haben, wie ich nach Eduard's Tode als Vormund und Pflegevater das Kind des Bruders in mein Haus genommen und erzogen habe. Es sollte mir den unvergeßlichen Gefährten ersetzen, und ich habe bis auf diesen Tag eitel Freude an ihm erlebt.

„Maria war ihrer Schwester Toni sehr ähnlich gewesen, nur daß ihre Züge nicht so fein, so durchgeistigt, nicht so weich und regelmäßig schienen wie die edlern Formen der Frau, die das Künstlerauge Ihres Vaters zu begeistern wußte. Meine Toni aber, je mehr sie sich entfaltete, wurde unserer in Italien bestatteten Toni von Jahr zu Jahr immer ähnlicher; in ihr lebte mir noch einmal die Lust und Qual meiner Jugendliebe auf, verklärte sich mir die geliebte Todte. Aber freilich, die Krankheit hat mein liebes Kind hart mitgenommen, die Seelenkämpfe haben ihre Wangen gebleicht, und es wird nun Ihre Aufgabe sein, mein lieber Freund, die Genesung zu beschleunigen und die Rosen auf das Antlitz Toni's zurückzuzaubern.

„Wissenschaft und Liebe, das sind die Genien, die Ihren Lebenspfad schirmen und schützen werden. Ihr Buch, das ich durchstudirt und in dem Sie meines Bruders so ehrenvoll und meiner in so ganz unverdienter Weise gedacht, ist mir ein Bürge Ihrer glänzenden Zukunft. Und kommt einmal Leid, und brauchen Sie Trost, und will einmal mein Pflegekind sein Herz erleichtern, so wandern Sie mit Ihrem Weibe in die kleine Laube hinter dem Antiquarladen. Da wird der alte Philipp Hartmann sitzen und hören und rathen, wie er kann."

Er hatte geendigt. Von Jubel und Rührung gleich überwältigt, sank Martin vor ihm nieder und schaute trunken zu ihm auf. Die Nachtigall, die lange geschwiegen, trillerte in schmelzenden Tönen, und die Fliederzweige nickten, und es duftete und schimmerte in dem einsamen Winkel an der Friedhofsmauer.

Der Antiquar stand auf und führte den Gefährten, an langen Gräberreihen vorbei, nach einem liebevoll gepflegten, von sauberer Umfriedigung umschlossenen Erbbegräbnißplatze. Dort wies er ihm drei Hügel und deutete auf die Inschriften; dann öffnete er das Gitter. Die beiden Freunde standen zu beiden Seiten des Grabes der kleinen Toni. Da reichte der Buchhändler dem Doctor die Hand hinüber und sagte mit feierlichem Tone: „Wie einst über dem Sarge der reinen Gattin Eduard's, an der Pyramide des Cestius, Ihr Vater, sich selbst bezwingend, dieses hier schlummernde, *sein* Kind in meine Hände legte, so lege ich heute über dem Grabe des mir damals anvertrauten Mägdleins *mein* Pflegekind, mich selbst bezwingend, in Ihre Hände. Möge Segen walten über diesem Herzensbunde!"

Martin war tief ergriffen und folgte, ein Leidtragender des Glückes, dem die Bürde unverhoffter Seligkeit zu schwer, mit gesenktem Haupte dem energisch aus-

schreitenden, hochaufgerichteten Alten durch fliederumbüschte Laubgänge an das Eingangsthor des Friedhofes. —

Währenddessen hatte Toni, still und traurig, in ihrem Zimmer gesessen. Ein Buch lag auf ihrem Schose, über welchem sie die Hände gefaltet hielt. Seit sie in der Abhandlung Martin's gelesen und die ihrem Vater dargebrachte Würdigung sich zum Verständnisse gebracht hatte, vermochte sie dem Geliebten nicht mehr mit gleicher Strenge zu zürnen. Sie konnte sein Handeln nicht begreifen, aber sie verurtheilte ihn nicht mehr, und eine namenlose Sehnsucht, ihn wiederzusehen, bewegte ihr Herz.

Wie eine Pförtnerin, die auf jeden Schall der Hausglocke lauscht, harrte sie auf ihrem Sitze in der Nähe der Thür des Bücherlagers und horchte auf jedes Anschlagen der Ladenklingel. Einmal mußte doch das Glück die Schelle in Bewegung setzen und mit leuchtenden Augen hereintreten. Und es läutete, und der Postbote eilte herein, doch keine Zeile, kein Gruß für sie! Und es schellte abermals, und der alte Freund des Antiquars huschte in den Laden und nickte ihr durch die Vorhangsspalte der Thürscheiben zu und öffnete und erkundigte sich nach ihrem Befinden, stets mit den nämlichen Worten, dem nämlichen Gesicht, dem nämlichen Scheidegruß — und das Alte war ewig das Neue, und das Neue war das Alte!

Und heute, als die Ueberraschung wieder nicht erschienen war, um ihr Füllhorn in ihren Schos zu schütten, so oft die Glocke auch getönt hatte, heute überkam sie eine traurige, begehrungslose Müdigkeit, und sie wünschte, es möchte der Tod anläuten, leise, leise, möchte hereinhuschen und durch die Vorhangsspalte der Thürscheiben nach ihr blicken und nicken und lächeln, so still und freundlich wie der alte, regelmäßig anklopfende Genosse des Antiquars, möchte aufklinken und sie an der Hand fassen und hinausführen, weit hinaus auf den Friedhof, und möchte sie betten an der friedlichen Stelle neben dem Grabe ihres Vaters!

Und wie sie so dachte, schellte es leise und zaghaft, und das Herz schien ihr stillzustehen, als setzte der ersehnte Tod den Fuß schon auf die Schwelle; und die Thür des Ladens that sich auf; aber ihr Herz stand nicht mehr still, sondern klopfte und hämmerte mit drangvoll ungestümem Schlage; denn sie hörte eine Stimme, eine liebe, wohlbekannte Stimme, deren Klang nicht wie ein Sterbeglöcklein, sondern wie eine Auferstehungsglocke an ihr Ohr schlug, und sie unterschied die Sprechweise ihres Pflegevaters, die mit der Stimme wechselte, und sie hörte die Schritte der Männer durch die Tiefe des Bücherlagers hallen, hörte sie die Gartentreppe niedergleiten und auf dem Kiese knirschen; und jetzt hielten sie wol still vor der Laube, und vier Augen spähten hinein, um nicht zu finden, was sie gesucht; und jetzt mußten sie wol umkehren, und die Schritte tönten wieder auf der Gartentreppe, und da hub der Canarienvogel mit einem mal so sehnsüchtig zu schmettern an, wie er einst geschmettert hatte, als Martin Toni mitten zwischen den Bücherhaufen beim Katalogschreiben überrascht; und da eilten die Schritte den Ladentisch entlang, und die Thür ward aufgerissen, und da standen vor ihr der Antiquar und der Geliebte mit so glückstrahlenden und freudeleuchtenden Augen, daß sie im Nu begriff, ein Wunder müsse geschehen sein, ein schnöder Irrthum sich aufgehellt

haben, und sie starrte das offene, treue, redliche Angesicht des Verlobten an, und ihr Herz sprach ihn im Augenblicke frei ohne jede Rechtfertigung; sie wußte nun, daß das Glück die Schelle gezogen und stürmisch Einlaß begehre. Und wie sie aufspringen wollte, fiel ein Buch von ihrem Schose, und der Geliebte erkannte mit freudigem Schreck und Blick, daß sie in seinem Buche gelesen; und wie sie ihm, purpurn erglühend, entgegenwollte, da wankten ihr die Knie, und Martin breitete seine Arme und fing sie auf und hielt sie an seiner Brust und küßte sie, und der Antiquar lief hin und her und rief einmal über das andere: „Meine lieben, lieben Kinder."

Am Abend desselben Tages hatte der Oheim noch eine ernste, feierliche Zusammenkunft mit der jungen Braut. Ihre Liebe hatte sie ihm mündig gemacht, und er durfte es jetzt wagen, ihr den Schleier der Vergangenheit zu lüften. So übernahm er selbst die Rechtfertigung Martin's und seiner Flucht, so las er der weinenden Lauscherin die traurigen Selbstbekenntnisse ihres Vaters vor. Und wie der Antiquar geendigt hatte, fragte er schüchtern die Tochter, ob sie auch wisse, wer der „Er" gewesen, von dem die Blätter so viel erzählen; da sprang sie auf und fiel ihm um den Hals und rief: „Wer anders als du, du Engel des Friedens, du Selbstüberwinder, du Hüter meiner Jugend, du liebevollster Stifter meines Glückes!?"

Wenige Tage darauf ward die Verlobung in des Doctors Räumen festlich begangen. Der Universitätsfreund Martin's und der alte Gefährte des Antiquars waren die einzigen Zeugen.

Und wie die Gläser aneinanderklangen, die Eule die Flügel zu spreiten, der sinnende Hermes seinen Heroldsstab wie einen Thyrsus in Begeisterung zu schwingen schien, die Augen des Bildes der Mutter Martin's mit friedlichem Glanz auf der kleinen Tafelrunde ruhten, da vollzog sich inmitten dieser Vasen und Figuren, der Zeichen einer Wiedergeburt der Kunst, aufs neue eine heilige Wiedergeburt der Liebe, die in geläuterter Verklärung in dem Sohne die leidenschaftliche Glut des Vaters, des Malers, — in der Tochter die widerstandslose Hingabe der Professorin, der Mutter ihres Namensschwesterchens Toni, zurückspiegelte.

In der Folge sollte sich zeigen, wie recht Toni gehabt, als sie vordem dem Doctor in der Laube nach der seligen Verlobung gestanden, wie schwer, wie unmöglich es sein würde, den Oheim seiner alten und lieb gewordenen Umgebung zu entreißen. Der Antiquar ließ sich durch nichts bewegen, in die Wohnung des Pärchens überzusiedeln; nur so viel nahm er an von allen den zärtlichen Zugeständnissen, die man ihm machte, daß er in die Vergrößerung seines Gärtchens willigte. Freimund kaufte für ihn den Garten des Nachbargrundstückes, der nach Wegräumung eines baufälligen Seitengebäudes mit dem grünen Fleckchen hinter dem Laden vereinigt wurde.

An der Ecke des lindenbeschatteten Platzes ragt ein altersgraues Eckhaus; dann und wann klappt wol ein nicht angeketteter Flügel eines Fensterladens auf und zu im Abendwinde; der First ist voll von Rissen, und die dort siedelnden Schwalben haben keinen Mangel an Schlupflöchern.

Wer aber den düstern Thorweg durchschreitet und über den düstern Hof wandelt

und das niedere Pförtchen des Gartens öffnet, dem erschließt sich, auch zwischen hohen und rauchgeschwärzten Mauern, Jugendfülle und blühendes Leben. Und der alte silberhaarige Mann, der durch die Beete geht und den jung und alt schlechtweg den Nachbar Hartmann heißt, der alte Mann nennt diesen duftigen, freundlichen Raum sein Pflegekind, seit Toni in das Haus des Geliebten gezogen. Ihm gilt alle die rührende Sorgfalt seiner zitternden Hände, ihm all das beschwerliche Bücken, das Festbinden und Aufrichten.

Drunten im Hause wohnt jetzt der Einsiedler, in Toni's früherm Zimmer neben dem Laden. Dort steht seines Bruders Schreibtisch, den ihm Freimund geschenkt, und über dem Schreibtische prangen die drei Bilder der Jugendgeliebten, mit deren Ueberlassung an seinem Hochzeitstage der Doctor den Alten zu Thränen gerührt. Und er schmückt den Rahmen dieser Bilder, so oft er vermag, mit frischen Blumen. Und wenn der Winter der Erde das Blühen versagt, so plündert der Nachbar lächelnd sein kleines Treibhaus, in das er sein früheres, nach dem Garten gelegenes Wohngemach verwandelt.

Sonntagabend ist's. Der Antiquar kommt von den Bildern, vor denen er geträumt, und zieht leise die Thür des Ladens hinter sich zu, schreitet durch die Beete, und sein Auge ruht, groß und leuchtend, auf dem duftenden Besitzthum. Und der Alte bleibt stehen, athmet tief und breitet, den Duft einsaugend, die Arme, als wollte er es an sein Herz ziehen, sein Pflegekind, sein Gärtchen.

Und Nachbar Hartmann nimmt die Harke: will er sein Kindlein kämmen? Und Nachbar Hartmann pflückt die welken Blätter vom Weingelände: will er sein Kindlein putzen? Und Nachbar Hartmann bindet eine muthwillige Rebe auf: will er sein Kindlein unterweisen? Und nun füllt er die Kanne und wandelt gießend auf den schmalen Steigen und tränkt den saftigen Rasen. Die Blumen neigen sich und die Blätter, wie dankend, unter dem Thau, und die Reseden duften stark, und Rosen und Levkoien hauchen zu ihm empor.

Da späht eine Wolke über den Dachfirst des Nachbarhauses und sieht verwundert auf den alten Mann, wie er sich müht und plagt mit dem Gießen, und sie kommt herbei und pflanzt sich auf und schüttet, dem Nachbar mitleidig zu helfen, einen leisen Regen herab. Da setzt er die Kanne nieder, und die Bäume und Büsche schütteln sich, und es athmet und schimmert rings um ihn her.

Nun wandert er an des Gartens Ende und läßt sich nieder in der kleinen Laube, die er rings mit Cypressengebüsch umpflanzt hat.

Nachbar Hartmann, was blickst du so feuchten Auges in deine kleine, trauliche Schöpfung hinaus? Was flüstern dir die Cypressen? Erzählen sie dir von der Pyramide des Cestius? Aber schon schaust du wieder freundlicher und milder und freust dich deines Pflegekindes, und dein Gärtchen lächelt dir zu mit hundert Blumenaugen, in denen Tropfen der Rührung schimmern.

Ja, und da wiegt sich wirklich ein großes, schlankes, liebes Kind von Fleisch und Blut, eine zärtliche Frauengestalt auf deinen Knien und schlingt die Arme um dich her.

Ohne daß er es in seinem Sinnen merkte, waren der Universitätsprofessor Freimund und Toni, seine Gattin, in den Garten getreten, und hinter dem Cypressen-

gebüsch stahl sich die neckische, junge Frau hervor und überraschte mit Gruß und Kuß den träumerischen Alten.

Und sie wandern in die neben dem Laden befindliche Weinblattlaube, und Toni geht hin und her und deckt den Tisch wie in alter Zeit. Heiteres Gespräch würzt die Mahlzeit. Aber wenn abgeräumt ist, muß die kleine gelehrte Frau dem Oheim die herrlichsten Hexameter des Virgil recitiren, und nichts macht ihm größere Freude als das, und Martin denkt lächelnd der Zeit, wo er, am Hofthor lauschend, zum ersten mal die lateinischen Rhythmen von den Lippen der Gattin an sein Ohr schlagen hörte.

Der Mond ist aufgegangen, und der Antiquar begleitet seine lieben, sonntäglichen Gäste an die Gartenpforte.

Auch dem gewiegtesten Herzenskenner möchte es schwer werden, zu unterscheiden, ob in der Stimme des Alten mehr freudige Genugthuung oder mehr stille Wehmuth ausklingt, wenn er der Pflegetochter die Hand zum Abschied reicht, die Brille auf die Stirn schiebt, ihr voll in die Augen blickt und spricht: „Gute Nacht, Toni!“

Ein Wort über die
Verfolgung der römischen Kirche.

Von

Johann Friedrich,

Professor in München.

„Verfolgung der Kirche" lautet seit Jahren die stehende Klage der Ultramontanen, wenn man nicht gar, wie es ebenfalls häufig geschehen ist, von einer „Diocletianischen Verfolgung" der römischen Kirche im Deutschen Reiche spricht. Nimmt man die Zeitungen und Zeitschriften der Ultramontanen zur Hand, schlägt man ihre Schriften auf und hört man ihre Vertreter in den Landtagen oder im Reichstage peroriren, so begegnet überall die eine Stimme: Verfolgung.

Aeußerlich betrachtet stellt sich das Bild der römischen Kirche wirklich dar, als ob eine Verfolgung über sie hereingebrochen sei. Bischöfe sind abgesetzt und halten sich, um den über sie verhängten Strafen zu entgehen, flüchtig im Auslande auf; Hunderte von Pfarreien und Seelsorgerstellen sind verwaist, weil die verstorbenen Pfarrer nicht ersetzt werden können oder andere Geistliche außer Landes gingen und die benachbarten Länder überfluteten; an vielen Orten ruht der Gottesdienst und ist der regelmäßige Religionsunterricht eingestellt. Zwar halten die Gläubigen noch immer fest zu ihren Führern; sie erscheinen auf ihr Wort und die Weisung der Preßkapläne scharenweise bei den Versammlungen und an den Wahlurnen und geben willig ihre Namen zu den Petitionen und Protesten: aber ein allgemeiner Ruin ist doch die Folge dieses Zustandes. Sogar die „Germania" muß dies zugestehen, indem sie unlängst vom Niederrhein schrieb: „Die Früchte des Culturkampfes zeigen sich auch bei unserer sonst so gläubigen und sittenreinen Bevölkerung immer mehr durch wüstes Saufen, Schlägereien und Roheiten jeder Art, insbesondere aber durch Umsichgreifen von unsittlichen Handlungen und Sittlichkeitsverbrechen unter der Jugend, welche kaum der Schule entwachsen ist."

Man sollte denken, daß solche Zustände sofort die römischen Behörden zu ernstem Nachdenken anregen müßten; denn die Religion ist doch nicht für die Behörden, sondern zur Heiligung der Einzelnen da. Wenn auch die Kirche nur unter schwierigen Verhältnissen ihre Mission der Heiligung ihrer Angehörigen erfüllen könnte, so dürfte sie doch, will sie ihrer Aufgabe nicht untreu werden, nicht zusehen, wenn unter ihnen Sünden und Laster, wie die obengenannten, welche sie sämmtlich unter die schweren, also nach ihrer Anschauung die Hölle verdienenden

Sünden zählt, in so haarsträubender Weise überhandnehmen. Es ist ja bekannt, wie die Römische Curie zu warten und nachzugeben weiß: was sie an Machtzuwachs jetzt nicht erreichen kann, das hofft sie später zu erlangen. Sie könnte also auch jetzt damit zuwarten, um die römisch-katholische Bevölkerung nicht religiös verkommen zu lassen. Wenn sie es aber nicht thut, so muß der Grund dazu nothwendig anderwärts liegen.

Die Römische Curie wartet nämlich nur dann zu oder trägt, wie sie sich auszudrücken pflegt, den Zeitumständen Rechnung, wenn sie durchaus keine Chancen für eine erfolgreiche Opposition erblicken kann. Sobald sie hingegen glaubt, daß ihr Widerstand von Erfolg gekrönt sein werde, geht sie in demselben bis ans Aeußerste. Letzteres ist offenbar gegenwärtig ihre Auffassung der Sachlage. Die seit 1848 von Mainz aus organisirte Partei erscheint ihr mächtig genug, um dem Staate erfolgreichen Widerstand zu leisten; denn sie beherrscht die Masse des römisch-katholischen Volkes so vollständig, daß dieses blindlings den Parteihäuptern gehorcht. Ob das aber auch in Zukunft wieder in solchem Maße der Fall sein werde, das kann niemand vorauswissen. Die erste große Probe war das Vaticanische Concil, die zweite ist das demselben folgende ganze Jahrzehnt. Wie eine wohlgeschulte Armee steht das römisch-katholische Volk den Winken des Vaticans zur Verfügung, und noch nie hat es den Gehorsam versagt. Dazu kommt, daß die Stimmung in den höchsten Regionen, infolge der Attentate und der socialdemokratischen Umtriebe, der Römischen Curie als einer angeblichen Stütze der Throne wieder günstiger geworden zu sein scheint. Aus allen diesen Gründen kennt Rom kein Einlenken und wird jetzt von den Parteiführern die Parole „Nicht zurückweichen" ausgegeben. Die Rolle der Verfolgten muß also fortgespielt werden, und gerade jetzt wieder sollte sie in einer recht drastischen Weise zum Ausdruck kommen.

Der Kölner Dom, ein Wunderwerk der Architektur, wie es keine andere Nation aufzuweisen hat, ist vollendet. Jedes deutsche und vorzüglich jedes rheinländische Herz sollte bei diesem Ereignisse höher schlagen. Wie die Vollendung durch das Zusammenwirken des ganzen Volkes, auch des protestantischen Theiles desselben, zu Stande gebracht worden, so schickten sich nun der Kaiser und die deutschen Fürsten an, zusammen mit dem Volke dieselbe feierlich zu begehen. Neidlos wollte auch das protestantische Deutschland sich an dem Festjubel darüber betheiligen, daß dieses katholische Gotteshaus endlich in seiner vollen Majestät dasteht. Doch nein, die „Verfolgung" der römischen Kirche dauert noch fort, und diese gestattet keine Jubelfeier. Das römisch-katholische Volk allein darf sich nicht freuen, nicht theilnehmen an dem Nationalfeste, denn es liegt anders im Willen der Führer der ultramontanen Partei, und sie dictiren ihm „würdige Zurückhaltung". Noch mehr. Gerade dieses Fest sollte dazu ausersehen sein, dem Kaiser die Verfolgung der römischen Kirche in recht düstern Farben zu schildern, im Grunde aber ihn als den Verfolger anzureden, dem vielmehr, wie einst dem Kaiser Theodosius durch Ambrosius von Mailand, der Eintritt in den Dom verwehrt werden müßte. So beschloß nämlich eine ultramontane Versammlung in Köln, und andere sowie auch Papst Leo XIII. stimmten zu. In einer Eingabe, welche eine Vorstellung, nicht eine Petition sein sollte, da man genug petitionirt hätte, sollte zunächst die traurige Lage der römischen Kirche

geschildert und hieraus gefolgert werden, daß den Ultramontanen bei uns die freie Ausübung ihrer Religion thatsächlich verkümmert sei. Sodann sollte dem Kaiser die Bitte vorgetragen werden, besagtem Nothstande Abhülfe zu schaffen. Der Schluß der Vorstellung wies darauf hin, daß erst nach Beendigung der kirchenpolitischen Wirren die Portale des Domes die Thore einer guten Zeit für Deutschland werden zu können scheinen und daß erst dann zu hoffen sei, der Dom werde reich an Gottesfrieden, reich an Menschenfrieden bis an das Ende der Tage emporragen. Jedenfalls wird es, da nicht alles römisch-katholische Volk sich die Festfreude verderben ließ, eine ewig denkwürdige Erscheinung in unserer Geschichte bleiben, daß bei diesem Feste gerade die Bischöfe, die Vertreter derjenigen Confession, welcher das Gotteshaus erbaut wurde und übergeben werden sollte, nicht vertreten waren, in dem thörichten Wahn, die Illusion aufrecht halten zu müssen, daß ihre Kirche verfolgt werde.

Solche Zustände und Erscheinungen drängen unwillkürlich zu der Frage: ist in der römischen Kirche die Verfolgung nicht ein bloßes taktisches Manöver, das zu den wohlüberlegten Kampfmitteln derselben gehört und je nach Bedarf von ihr in Scene gesetzt wird?

Die Frage ist allerdings im letzten Jahrzehnt schon oft gestellt und begreiflich im bejahenden Sinne beantwortet worden. Die Betrachtung des Verlaufes der Dinge mußte Frage wie Antwort nahe legen. Der Verfolgte erregt immer leicht das Mitleid, und je mehr es ihm gelingt, sich als einen grausam, aber unschuldig Verfolgten hinzustellen, auf desto größeres Mitleid darf er Anspruch machen. Und wie gut dieses Manöver gelungen ist, das beweist schon der Umstand, daß sogar viele Protestanten von Mitleid mit der verfolgten römischen Kirche erfüllt sind. Andererseits legte die römische Kirche von jeher großes Gewicht darauf, ihre Einheit und Einigkeit und infolge derselben ihre Unüberwindlichkeit recht nachdrücklich der Welt in Erinnerung zu bringen und auf den Heroismus ihrer Bekenner zu pochen. Auch das ist ihr vielfach gelungen, und wieder zählt sie in dieser Beziehung unter den Protestanten nicht wenige Bewunderer, von denen manche sogar, wie es heißt, hierdurch zum Uebertritt zu ihr bewogen wurden, sodaß ein ultramontaner Pfarrer in seinen Studien über das protestantische Mecklenburg schreiben konnte: „Der Culturkampf hat vielleicht in keinem Lande die Augen so sehr auf Rom gelenkt, die Herzen so mit Hochachtung gegen die Katholiken erfüllt, wie in Mecklenburg.“ Endlich kann man das gläubige Volk selbst durch nichts mehr begeistern und zum gefügigen Werkzeuge machen, als durch den Hinweis auf die zahlreichen um der Religion willen Verfolgten, und bald ist ja keine römisch-katholische Gemeinde in Preußen mehr vorhanden, welche nicht selbst mehr oder weniger direct von der angeblichen Verfolgung berührt worden wäre. Nur zu leicht kann dann bei dem Volke eine Unzufriedenheit mit der Regierung erregt und nach Bedarf bis zur Erbitterung gegen dieselbe gesteigert werden. Keine Regierung wird aber auf die Dauer eine solche Gärung des Volkes ertragen.

Solche und andere Erwägungen mußten nothwendig die Verfolgung, welcher die römische Kirche sich unterzog, nur als ein taktisches Manöver erscheinen lassen. Doch nicht in dieser Weise soll hier die Frage betrachtet werden, sondern es gilt,

den Nachweis zu liefern, daß die römische Kirche, wenn sie es für gut findet, planmäßig eine Verfolgung provocirt, und diese zu ihrem System, ich möchte sagen zu ihren Institutionen gehört.

Es braucht hier nicht bewiesen zu werden, daß seit dem 16. Jahrhundert mehr oder weniger, unter Pius IX. ausschließlich die Jesuiten die Leitung der römischen Kirche übernommen haben. Das liegt zu offenkundig am Tage; wer sich aber des Nähern darüber noch unterrichten will, den verweise ich auf den ersten Band meiner „Geschichte des Vaticanischen Concils", wo ich es, wie ich glaube, unwiderleglich aus authentischen Quellen nachgewiesen habe. Die Jesuiten sind die Politiker der römischen Kirche; zu ihrer Politik aber gehört auch eine rechtzeitig angezettelte Verfolgung. Ich stelle eine solche Behauptung nicht ohne Beweis auf oder leite sie blos aus Thatsachen ab. Es gibt keinen religiösen Orden, welcher von Anfang an so ängstlich besorgt gewesen wäre, seine eigene Geschichte darstellen zu lassen, als den der Jesuiten. Jedes Jesuitencolleg hatte daher die mannichfachsten Instructionen zur Sammlung des Materials, und die Geschichtschreiber und Censoren der Geschichte empfingen ebenfalls ihre genauen Weisungen, wie die Geschichte geschrieben, was aufgenommen, was weggelassen werden müsse. Erst wenn man diese Weisungen und Instructionen kennt, ist man in der Lage, den Werth der jesuitischen Geschichtschreibung zu beurtheilen. Aber das ist nicht der einzige Vortheil: man wird dadurch auch direct mit den Zielen vertraut, welche die Gesellschaft Jesu anstrebt, und mit den Mitteln, welche sie dazu anwendet.

Unter den Kapiteln, über welche jedes Colleg sorgfältig jährlich Buch zu führen hatte, um das gesammelte Material den Geschichtschreibern einzuhändigen, findet sich auch eins, welches sich darauf bezieht, ob Verfolgungen des Collegs oder der Personen in demselben stattgefunden hätten. Zugleich mußte auch verzeichnet werden, welche „Früchte" aus denselben erwachsen seien.*) Ich zweifle nicht, daß es harmlose Leute genug geben wird, welche hinter einer solchen Anweisung nichts Besonderes verborgen glauben. Allein gerade weil es solcher harmlosen Existenzen so viele gibt, ist es immer noch möglich, mit dem Humbug einer Verfolgung „Früchte" zu erringen. Ein Institut, dessen schlau durchdachte Regeln und Einrichtungen stets Bewunderung erregten, hat, das dürfen wir vorweg annehmen, nicht umsonst, sondern mit kluger Berechnung ein solches Kapitel aufgestellt, und ohne tiefer in das Geheimniß eingeweiht zu sein, springt doch Eine Consequenz sofort in die Augen. Meines Wissens ist hier zum ersten mal mit so nackten Worten der Gedanke ausgesprochen: Verfolgungen tragen Früchte. Und nicht genug damit: die Collegien werden angehalten, die Früchte, welche die Verfolgungen eintrugen, zu berechnen. Es kann gar nicht fehlen, daß ein Institut, das sich einmal diesen Gedanken angeeignet hat und jährlich darüber Rechenschaft geben muß, im Verfolgtwerden eine seiner Aufgaben erblickt, ja „Früchte", welche es auf andern Wegen nicht erreichen kann, planmäßig durch eine absichtlich herbeigeführte Verfolgung zu erzielen strebt. Es wäre auch nicht

*) Persecutiones si quae fuerint, tam Collegii quam personarum, et quis fructus ex iis relatus sit . . .

schwer, hierfür aus der Geschichte der Jesuiten zahlreiche Belege beizubringen. Das beabsichtige ich aber hier nicht; ich möchte vielmehr nur nachweisen, daß dieser Gedanke in der römischen Kirche sich zu immer größerer theoretischer Klarheit ausbildete, und daß die angebliche Verfolgung derselben in der Gegenwart ebenfalls nur mit schlauer Berechnung von ihr herbeigeführt ist.

Ohne mich in frühern Jahrhunderten aufzuhalten, gehe ich sogleich auf die Neuzeit selbst über. Wie im Staatsleben, so datirt auch in der römischen Kirche vom Jahre 1848 ein neuer Abschnitt ihrer Geschichte. Die Freiheit, welche das Jahr 1848 für alle Kreise des Lebens verlangte, wurde auch für die römische Kirche das Losungswort, und Freiheit der Kirche vom Staate ist seitdem eine ihrer stehenden Forderungen. Alles, was sie irgendwie beengt, beeinträchtigt ihre Freiheit und damit ihre von Gott ihr gegebenen Rechte, auf die sie ohne Schädigung ihres Wesens nie verzichten kann. Sie hatte Erfolg. Preußen übertraf in der Raschheit und dem Umfange der Nachgiebigkeit gegen die römischen Forderungen sogar katholische Staaten, wie Baiern. Aber die neue ultramontane Partei, die nämliche, welche noch jetzt das römisch-katholische Volk leitet, im innigsten Bunde mit den Jesuiten stand, deren Geist als den allein correct katholischen erklärte, sie zu Missionen in katholischen und protestantischen Gegenden berief und ihnen überall Klöster öffnete, war bereits erstarkt und hatte sich nach allen Richtungen, auch nach Baiern ausgedehnt. An der Spitze der römisch-katholischen Kirche in Baiern stand damals ein Jesuitenschüler, der Erzbischof Graf Reisach in München. Es galt nun, die bairische Regierung zu den gleichen Zugeständnissen zu zwingen, welche Preußen gewährt hatte. Im März 1849 reichte der Erzbischof Reisach — von den übrigen Bischöfen schloß sich ihm nur noch der von Speier an — bei der Regierung eine Denkschrift ein, in welcher es hieß: „Sollten die Katholiken Baierns hinter den katholischen Bewohnern des überwiegend protestantischen Preußen zurückbleiben, denen soeben ein wohlwollender König kirchliche Unabhängigkeit Gewähr geleistet hat?“ Da jedoch die bairische Regierung nicht rasch genug auf die Forderungen der Bischöfe einging, so versammelten sich sämmtliche bairischen Bischöfe in Freising (1850) und verfaßten die sogenannte Freisinger Denkschrift, welche alle von der jesuitischen Partei unter „Freiheit der Kirche“ verstandenen Forderungen enthielt. Immer zögerte die Regierung noch. Da griff endlich die Partei selbst ein, und bei dieser Gelegenheit sprach sie auch ihren Kriegsplan in ihrem Organ, dem mainzer „Katholik“, am deutlichsten aus: daß die bairische Regierung die Freisinger Denkschrift nicht unbedingt genehmigte, bedeute, daß der Kirche in Baiern Schlimmes bevorstehe; aber immerhin werde das Verhalten der Regierung zu Besserm führen, als wozu der Staatsschutz der Kirche vor 1847 (während des Abel'schen Regiments und der Blüte der Görres'schen Schule) geführt habe. Jubelnd setzte man, indem man ein neues Ziel der Partei verrieth, hinzu: nunmehr werde „ein Kampf zwischen der Kirche und der Staatsgewalt entstehen“; nachdem Oesterreich und Preußen der Kirche die Freiheit gegeben, werde das viel kleinere Baiern dieselbe nicht länger knechten können. So im Jahre 1851. Aber 1852 hieß es schon dort: wenn die bairische Regierung nicht auf die Freisinger Denkschrift ein-

gehe, „könnte es im schlimmsten Falle dahin kommen, daß die Kirche nach Möglichkeit, und ohne weitere Rücksicht auf formelle Hindernisse, ihr concordatmäßiges Recht auszuüben beginnt". Der Staat müsse dann die Thatsache entweder anerkennen oder eine Verfolgung eröffnen; die Bischöfe würden den Weg der Verfolgung beschreiten, und endlich müsse der Staat Frieden schließen. So maßte sich die nach mehrern päpstlichen Schreiben „unter der Führung des apostolischen Stuhles" stehende Partei bereits an, den bairischen Bischöfen die weitern Schritte, im Bedürfnißfalle sogar Provocirung einer Verfolgung vorzuschreiben. Offener konnte das Geständniß nicht sein. Wirklich begann der Bischof von Speier sein angebliches Recht rücksichtslos auszuüben und wurde dafür auf der Generalversammlung der jesuitischen Vereine (1852) reichlich belobt. Zu der von der Partei bereits in ihren Kriegsplan aufgenommenen Verfolgung ließ es jedoch die Regierung nicht kommen, indem sie, wenn auch nicht alle, doch einen Theil der Forderungen bewilligte und andern gegenüber ein Auge zudrückte.

Wie wenn es sich darum gehandelt hätte, die neugesammelten Truppen einzuüben und zu erproben, mußte jetzt ein anderes Feld gesucht werden. Man suchte einen Märtyrer und fand ihn in dem einundachtzigjährigen Erzbischof Vicari in Freiburg. Auch die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz stellten nämlich an ihre Regierungen die Forderungen, welche sich nach ihrer Auffassung aus der „Freiheit der Kirche" ergeben sollten (1851). Umsonst suchten sich diese mit den Bischöfen zu verständigen: letztere wollten lieber den Kampf, als eine nur theilweise Befriedigung ihrer Forderungen. Der Antwort der Regierungen vom 5. März 1853 folgte eine bischöfliche Denkschrift im Umfange eines ganzen Buches vom 18. Juni 1853. Noch ehe sich aber die badische Regierung darüber schlüssig machen konnte, erklärte der freiburger Erzbischof bereits am 16. Juli: daß er von nun an „den Staatsgesetzen, sofern sie die Kirche beträfen und ihren Dogmen widersprächen, entgegentreten", also ganz nach der Weisung des „Katholik" vorgehen werde. Er blieb auch bei dieser Drohung, sich gegen die Staatsgesetze aufzulehnen, nicht stehen: am 14. Nov. excommunicirte er den großherzoglichen Specialcommissar, dessen Genehmigung für bischöfliche Verfügungen nothwendig war, wenn sie Kraft haben sollten, sowie den katholischen Oberkirchenrath, befahl außerdem seinem Klerus, in vier Predigten dem Volke die begonnene Verfolgung der Kirche klar zu machen, und „gab es den Gemeinden anheim, die ihnen (einseitig) von der Curie bestellten Pfarrer durch zweckdienliche Mittel (gegen die Staatsgewalt) zu beschützen und in ihrer Pfarrei zu sichern". Natürlich konnte die Regierung dazu nicht stillschweigen. Sie wies die Jesuiten wieder aus, verbot die Verlesung des erzbischöflichen Hirtenbriefes vom 11. Nov. und ließ die Geistlichen, welche nach der Weisung des Erzbischofs den staatlichen Verordnungen sich widersetzten, verurtheilen. Umsonst, denn vom Auslande wurden die den Geistlichen auferlegten Geldstrafen reichlich ersetzt, einem von ihnen sogar direct von dem österreichischen Gesandten. Da griff auch Pius IX. ein, belobte den Erzbischof in einer Allocution vom 19. Dec. 1853 und in einem Breve vom 9. Jan. 1854 und forderte ihn zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Staatsregierung auf. Nun erschien der mainzer Bischof Ketteler in Karlsruhe als Vermittler und verlangte für Baden, „was der größte protestan-

tische Staat, Preußen, in Art. 15 seiner Verfassung der dortigen katholischen Kirche garantirt habe", darauf aber, daß die Regierung im voraus versprechen solle, „die Entscheidung des apostolischen Stuhles ebenso unbedingt anzunehmen, als dies der Erzbischof thun werde", d. h. blindlings sich dem päpstlichen Stuhle, der bereits öffentlich Partei für den Erzbischof ergriffen hatte, in kirchenpolitischen Fragen zu unterwerfen! Nochmals versuchte es die Regierung bei dem Erzbischof selbst; aber die Worte des Papstes, die Adressen- und Geldsammlungen aus der ganzen römisch-katholischen Christenheit, welche jetzt von der Partei organisirt wurden, trieben den Greis in immer größere Hartnäckigkeit hinein, bis schließlich Ende Mai 1854 dessen Inhaftirung in seinem erzbischöflichen Palais, wie man dem Volke sagte, „unter starkem Beben in den Appartements Sr. Excellenz", auf eine Woche erfolgte.

Die Partei hatte damit erlangt, was sie von den bairischen Bischöfen gefordert, aber nicht hatte erreichen können: das Martyrium des Erzbischofs von Freiburg, auf den man schon früher eine Denkmünze zur Massenverbreitung hatte schlagen lassen, stand jetzt auf ihrer Tagesordnung, wurde in aller Welt mit den stärksten Farben geschildert und als ein Mittel ausgebeutet, einerseits die Partei zu vergrößern und noch enger zu verbinden, andererseits die ganze katholische Christenheit in Aufregung und für sich in Bewegung zu setzen. Aus allen Ländern, sogar aus Spanien, Griechenland, Amerika und Indien kamen massenhafte Adressen an den Märtyrer, welche sofort im Buchhandel erschienen. Sie sollten „den vollkommensten moralischen Beweis liefern, daß die ganze Kirche die Grundsätze des heldenmüthigen Vertheidigers der kirchlichen Freiheit und Selbständigkeit theilt und sein Verfahren billigt". „Dieses ist aber ein herrliches Zeugniß einestheils für die Sache des hochwürdigsten Erzbischofs und anderntheils für die Lebendigkeit und Entschiedenheit des kirchlichen Geistes, welcher in unserer Zeit die gesammte Kirche und vor allem ihren Episkopat durchdringt. Wie unaussprechlich klein und kläglich erscheint dem gegenüber das Leben des abgestorbenen Staatskirchenthums und der Wind und Staub nicht sowol des Zeit- als vielmehr des Zeitungsgeistes! Uebrigens gewann gerade jetzt, wo man wagt, den Erzbischof der Rebellion und des Bruches des Unterthaneneides um deswillen zu zeihen, weil er eben jene Grundsätze ausübt, denen der ganze katholische Erdkreis seine Zustimmung ertheilt hat, jenes Zeugniß eine noch erhöhte Bedeutung, und werden die Adressen, wenn sie nicht an sich schon durch Geist und Inhalt eine der interessantesten Erscheinungen der Zeit wären, das wichtigste kirchliche Document der Gegenwart."

Die deutsche ultramontane Partei ging eben bei der französischen in die Schule und trat auch alsbald mit derselben in Verbindung. Diese hatte aber schon 1843 erklärt: „Die Katholiken werden nie etwas erhalten, bis sie nicht, was man im parlamentarischen Stil eine Verlegenheit nennt, geworden sind", und 1846 schrieb Montalembert bei den Neuwahlen in seinem so berühmt gewordenen Wahlmanifest, das, wie alle ähnlichen Schriften und Reden, sofort ins Deutsche übersetzt wurde: „Eine neue, unerschrockene, unermüdliche und zum Kriege abgerichtete Rasse hat sich aus der Hintansetzung, den Unbilden und der stolzen Verachtung erhoben: sie wird nicht mehr verschwinden. Wir sind genug Ultramontane, Jesuiten, Neu-

katholiken in der Welt, um es zu versprechen, daß wir euere Ruhe auf immer stören werden, bis ihr uns unser Recht werdet gegeben haben. Bis dahin wird es Pausen, Halte und Waffenstillstände geben, aber nie einen definitiven und dauerhaften Frieden."

Unter solchen Umständen glaubte man ein sogenanntes allgemeines Concil wagen zu können, um die ultramontanen Grundsätze zu Glaubenssätzen erheben zu lassen. Während die Bischöfe in Rom zusammentraten, sollten die Hülfstruppen in den einzelnen Ländern gesammelt werden. Schon bei dem Zollparlament hatte sich eine ganz Deutschland umspannende römische Partei hervorgethan; die in einzelnen Ländern damals bevorstehenden Parlamentswahlen sollten zugleich die Stärke und Thatkraft der Partei erproben, während man demonstrativ die Regierungen als „unchristlich" von dem Concil ausschloß. Dieser Vorgang bezeichnet überhaupt einen merkwürdigen Umschwung in der römischen Politik. In den absolutistischen Staaten galt es, sich der Regierenden zu bemächtigen, um durch sie Roms Geschäfte besorgen zu lassen; mit der Aera der Staatsverfassungen und des Constitutionalismus, den daher Rom nie billigte, wurde das plötzlich anders. Den Regierenden waren die Hände in vielen Beziehungen, namentlich aber in kirchenpolitischen Dingen gebunden, und wenn auch Rom lange brauchte, um diese Aenderung in der Stellung der Monarchen zu begreifen, und daher ihnen stets wieder die Zumuthung stellte, über die Verfassungen und die andern gesetzgebenden Factoren hinweg ihm Zugeständnisse zu machen, so konnte es doch endlich nicht länger diesen Wechsel der Dinge ignoriren. Es setzte nunmehr seine Aufgabe darein, den andern gesetzgebenden Factor, die Kammern, zu beherrschen.

Gerade als man die Berathungen in Rom begann, ob die Fürsten zum Concil eingeladen werden sollten, that man diesen Schritt nach vorwärts. „Die Souveräne", sagte man sich, wie Erzbischof Cecconi, der officielle Concilsgeschichtschreiber, ausdrücklich bemerkt, „haben heutigentags lediglich den Willen der Kammern zu vollstrecken", von denen einige ja nicht lange vorher die von den Regierungen mit Rom abgeschlossenen Concordate kurzer Hand zerrissen hatten. Es blieb Rom also nichts anderes übrig, als den Versuch zu machen, mittels der Kammern den Souveränen seinen Willen zu dictiren und sie so zu beherrschen. Wiederum bot sich zur Erreichung dieses Zieles die seit 1848 organisirte Partei dar, welche gleich anfangs als eine ihrer Aufgaben bezeichnet hatte, „ihren Einfluß zunächst auf die Wahlen auszuüben, damit die gesetzgebende und ausübende Gewalt in die Hände solcher Männer übergehe, welche der Kirche in ihrem segensreichen Wirken nicht hemmend in den Weg treten, sondern sie vielmehr fördern und unterstützen." Es ging zum Erstaunen günstig. In Frankreich standen 1869 Neuwahlen zum Gesetzgebenden Körper an. Die Jesuiten schrieben damals in ihren „Stimmen aus Maria-Laach": „Kaum einige wenige Candidaten vermochten es, einer Erklärung über die wichtigsten Fragen, die zeitliche Herrschaft des Papstes und die Freiheit des höhern Unterrichts, sich zu entziehen. Fast alle wurden angehalten, sich über diese beiden Fragen unumwunden auszusprechen, und die Mehrzahl hat sich in förmlichster Weise verpflichtet, was immer eintreten möge, die zeitliche Herrschaft des Papstes zu vertheidigen und für die Unterrichtsfreiheit zu stimmen. Die Candidaten der Regierung

haben sich auf die beiden Punkte ebenso energisch eingelassen als die unabhängigen Bewerber." Man verfügte von seiten der Partei über 125 Stimmen und hoffte, „daß der Ausfall der Wahlen für die Regierung heilsam wirken und sie in eine katholisch-conservative Bahn drängen werde". In Baiern waren ebenfalls die Neuwahlen für die Zweite Kammer anberaumt: die Partei erreichte gleich viele Stimmen mit den Liberalen, und da es zu keiner Präsidentenwahl kam, mußte die Kammer aufgelöst und wiederholte Neuwahlen ausgeschrieben werden. Die Folge war, daß seitdem die Ultramontanen die Majorität in der Kammer haben. Sie stürzten das Ministerium Hohenlohe, und der Ansturm gegen die Regierung, welche bisher noch immer der Wille des Königs hielt, ist geradezu chronisch geworden.

Man erinnert sich, wie widerwillig die bairischen Kammerultramontanen sich beim Ausbruche des Deutsch-Französischen Krieges geberdeten und durchaus kein Geld für den Krieg bewilligen wollten. Der Papst stand ja als Verbündeter Napoleon's auf der Seite Frankreichs; beide aber wollten Preußen niederwerfen, weil jener in ihm die protestantische Vormacht, dieser seinen politischen Rivalen erblickte. In diese „katholisch-conservative Bahn" sollte auch die bairische Regierung gedrängt werden. Die Rechnung war aber eine falsche: Napoleon verlor den Thron und Frankreich Elsaß und Lothringen, der Papst hingegen seinen durch und durch verlotterten Kirchenstaat. Jetzt begrüßte der Papst den neuen Deutschen Kaiser mit einem Glückwunschschreiben und bot alles auf, Preußen für eine Intervention zu Gunsten der weltlichen Papstmacht zu gewinnen. Die damals gegründete „Germania" stellte als Ideal eines Kaisers den vom Papst gekrönten Kaiser des alten Reiches auf, und als der neue Reichstag zusammentrat, erschien eine zahlreiche ultramontane Partei in demselben, Bischof Ketteler an ihrer Spitze, und verlangte nichts weniger als die Intervention zu Gunsten des depossedirten Papstkönigs. Daß man das Ansinnen zurückwies, steigerte die Verbitterung der Partei gegen Preußen und das neue Deutsche Reich um so mehr.

Die preußische Regierung glaubte sich von den infolge des Vaticanischen Concils ausgebrochenen Wirren fern halten zu können; aber die Verhältnisse waren sogar stärker als der Wille des Fürsten Bismarck, und ehe er sich dessen versah, war er in jene hineingezogen. Eine Unternehmung wie dieses Concil, das mit einer offenen Feindseligkeit gegen die Regierungen begann und sie deswegen von jeder Betheiligung ausschloß, weil sie „dort in der Hauptsache" — so reproducirt Cecconi selbst die Protokolle — „nichts anderes vertreten würden, als gerade die Principien, welche die Kirche, wenn sie in ihren Hirten auf dem Concil versammelt erscheint, zu verurtheilen und, soviel an ihr ist, zu beseitigen berufen bleibt", eine solche Unternehmung mußte nothwendig auch die preußische Regierung früher oder später berühren. Man hatte sich allerdings in Rom zunächst eines andern von ihr versehen; denn rühmend hob es der Jesuit Schrader von Preußen hervor: „Denkwürdig und sehr bedeutsam ist das Verhalten einer protestantischen Großmacht im Norden gegen den Syllabus. Sie läßt durch ihr officiöses Organ erklären, daß der Inhalt desselben gegen ihre Staatsgesetze nicht verstoße, und daß daher auch kein Grund für sie vorhanden sei, denselben zu verbieten." Doch wenn man va banque zu spielen anfängt, wie Rom beim Concil, so muß man alle möglichen

Fälle berechnen, und die Verhandlungen der Regierungen aus Anlaß des Concils legten dies sogar dringend nahe. Es mochte diesmal auch ein entgegengesetztes Verhalten zu den Beschlüssen des Concils eintreten, und diese konnten vielleicht von den Regierungen nicht ohne Opposition hingenommen werden.

Die Jesuiten, die schlauen Politiker, dachten wirklich daran, und in ihrem Rechenansatze fehlte auch — die „Verfolgung" nicht. Wie so manches, was ich in meinem Concilstagebuche verzeichnet habe, sich schon verwirklicht hat — ich erinnere z. B. nur an die Notiz über den nahen Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges und die Bundesgenossenschaft Pius' IX. und der Jesuiten mit Napoleon III. —, so vollziehen sich nunmehr seit Jahren unter unsern Augen einige andere Aussagen, welche sich in demselben finden. Unterm 26. Febr. 1870 bemerkte ich: „Pater Picirillo, der Chefredacteur der «Civiltà cattolica», konnte einem römischen Professor, der in den conciliarischen Bestrebungen große Gefahren für die Kirche erblickte, die Aeußerung thun: «Da liege nichts daran, nach hundert Jahren des Kampfes werde schon wieder Ruhe werden.»" Und ähnlich äußerte sich der Jesuit Schrader, ein Hauptmitarbeiter der Curie beim Concil. Unterm 10. März verzeichnete ich nämlich: „Einem Geistlichen, der mit Pater Schrader über die Stimmung Deutschlands gegenüber der Infallibilität sprach, sagte dieser: «Ach, das ist nicht so arg, als man es macht; es werden höchstens einige Geistliche Spectakel machen, um die sich aber die große Masse nicht kümmert; nach einigen Jahren wird alles vorbei und ruhig sein.»"

Der Deutsch-Französische Krieg wie Unruhe, Kampf und allenfalls Verfolgung der Kirche standen also in dem Zukunftsprogramm der Jesuiten und damit auch der Römischen Curie. Wäre ersterer im Sinne der Jesuiten und der Curie ausgefallen, so wäre Preußen niedergeworfen, und würden die Ziele der Curie ohnehin mit leichter Mühe erreicht worden sein. Die Vorsehung hatte es anders gefügt, und so blieb nur noch die Unruhe und der Kampf mit seinen Wechselfällen, also auch die Verfolgung. Je breiter und umfassender sie angelegt sind, je nachdrücklicher werden sie wirken, je sicherer die gewünschten „Früchte" bringen. Die stramm organisirte Partei stand zur Action bereit und durfte nur nach dieser Richtung dirigirt werden. Längst hatte sie alle niedergetreten, welche sich ihr nicht freiwillig fügen wollten; jetzt mußten Bischöfe und Geistliche ihrer Losung folgen, und wenn sie auch auf ihr Amt verzichten und ins Ausland gehen mußten. Weniger gefügige Elemente im Klerus und Volk wurden durch den Terrorismus, welchen die Partei zu üben in der Lage war, mindestens zur Passivität verhalten. So trat denn ein, was wir seit Jahren sich vollziehen sehen und was die Partei Verfolgung nennt.

Es ist nur eine Bestätigung dessen, was ich bisher ausgeführt habe, wenn der Jesuit Schneemann in den „Stimmen aus Maria-Laach" vom 14. Sept. 1880 in einem besondern Artikel: „Unsere Erfolge im Culturkampfe" — ganz nach Jesuitenart bereits die „Früchte" berechnet, welche die von ihnen inscenirte Verfolgung bisjetzt eingetragen hat. Er zählt als solche auf: „das unbeugsame Festhalten des ganzen (!) Volkes an den Grundsätzen seiner Kirche"; das „zu-Schanden-werden aller Plane der Culturkämpfer", insbesondere das angebliche Fiasco des Altkatholicismus; „die

Stärkung des Centrums, das Wachsthum der ultramontanen Presse und den Beginn der Déroute der Gegner im Kampfe", wozu er die Kampfesmüdigkeit der preußischen Regierung, Herrn von Sybel's u. s. w. rechnet. „Sicher", schließt er seine Berechnung der „Früchte" der Verfolgung, „ist das Schwierigste erreicht, die erste Bresche geschossen. Daß man den Rückzug durch eine Kanonade zu verdecken sucht, darf uns nicht wundern." Für die religiöse und sittliche Verwilderung des römisch-katholischen Volkes, welche sogar ultramontanen Blättern einen Angstschrei abrang, hat natürlich der Jesuit kein Mitgefühl; es genügt ihm, daß dasselbe noch immer der Parole der Jesuiten gehorsam ist.

Was aber von der römischen Kirche so planmäßig gewollt und durchgeführt wird wie ihre eigene Verfolgung, das müssen wir andern auch kühl beurtheilen als das, was es ist. Wir sahen, daß die daraus entstehenden Schäden die Führer des römisch-katholischen Volkes nicht im geringsten berühren: sollen wir andern davon etwa mehr berührt werden? Schon spotten die Jesuiten über die „Déroute der Gegner im Kampfe" und über die „Kanonade, durch welche man den Rückzug zu verdecken sucht", statt darin das Mitleid anzuerkennen, das sich des armen verführten Volkes erbarmen möchte. Es mag sein, daß dieses in den maßgebenden Kreisen das Uebergewicht erlangt; die Häupter der römischen Kirche und die Führer des römisch-katholischen Volkes haben diese Rücksicht nicht verdient. Aber der Gedanke ist allerdings achtenswerth, daß man es das Volk inne werden lassen will, die Verfolgung der Kirche ist nur von seinen eigenen Führern provocirt, um daraus bestimmte Rechte für sich als „Früchte" zu gewinnen. Leider verlangt es aber die Erhaltung des Scheins der Verfolgung, daß man diese Stimme nicht einmal bis zu dem Volke dringen lasse, und Tausende von Händen sind thätig, um es in Täuschung über die wahre Lage der Dinge zu erhalten. Immerhin mögen alle jene, welche im Namen des Staates mit diesen Angelegenheiten zu thun haben, stets die Worte Montalembert's vor Augen haben: „Eine neue, unerschrockene, unermüdliche und zum Kriege abgerichtete Rasse hat sich ... erhoben; sie wird nicht mehr verschwinden. Wir sind genug Ultramontane, Jesuiten, Neukatholiken in der Welt, um es zu versprechen, daß wir euere Ruhe auf immer stören werden, bis ihr uns unser Recht werdet gegeben haben. Bis dahin wird es Pausen, Halte und Waffenstillstände geben, aber nie einen definitiven und dauerhaften Frieden."

Die Zulu und der Zulukrieg.

II.

Geschichtliches.

Die Zulu (Sulu) bestehen als Volk kaum seit hundert Jahren. Vor dieser Zeit waren die Einwohner im jetzigen Natal und Zululand, wie alle Kafirstämme in den Landen zwischen Drakenberg und Meer, ein harmloses Volk von Hirten, welche sich von der Milch ihrer Schafe, Ziegen und Kühe und von den Kürbis, Mais und Hirse ihrer Gärten nährten. Brach ein Zwist zwischen zwei Stämmen aus, so trafen sich die Männer an einem festgesetzten Tage und entschieden die Sache durch einen Kampf in Gegenwart der Weiber. Mancher kühne Jüngling gewann sich dabei ein Weib unter den Mädchen des feindlichen Stammes. Es gab eine sehr große Anzahl von Stämmen; in Natal allein befanden sich 92 besondere Stämme, deren Namen bekannt sind. Von denselben sind gegenwärtig noch 52 Stammüberreste verblieben, welche in Reservationen unter ihren eigenen angeerbten Häuptlingen sitzen.

Die Zulu waren ursprünglich ein solcher kleiner Kafirstamm, welcher am Weißen Umwolosi, etwa 100 Kilometer nördlich von der gegenwärtigen Natalgrenze, saß.

Die Tetua, ein Nachbarstamm der Zulu, waren damals mächtiger als diese. Dschob, Fürst der Tetua, hatte zwei Söhne, Tana und Godonguana, die sich gegen ihn verschworen. Dschob sandte Truppen, welche bei Nacht den Kraal, wo die Brüder sich aufhielten, überfielen, und Tana und alle sonst anwesenden Personen tödteten. Godonguana entkam und floh in den Wald, wo seine Schwester ihm Speise und sonst Beistand brachte. Der Flüchtling wanderte lange von einem Stamme zum andern und erreichte endlich, weit im Westen, europäische Niederlassungen, wo er europäische Einrichtungen, namentlich das europäische Militärwesen kennen lernte. Nach des Vaters Tode kehrte Godonguana aus der Verbannung heim und hielt seinen Einzug zu Pferde, ein Schauspiel, welches damals neu war; denn die Zulu kannten damals das Pferd noch nicht. Godonguana, in sein Fürstenthum eingesetzt, regierte unter dem Namen Dingisuajo (der Wanderer). Er führte eine Militärorganisation nach europäischem Muster ein und verwandte die regelmäßige Armee, die er nun besaß, zu Eroberungen. Kein Nachbarstamm vermochte seinen Angriffen zu widerstehen. Die Armee wurde immer im feindlichen Lande einquartiert, sodaß der Krieg sich selbst ernährte. Sonst war es jedoch

keineswegs des Königs Weise, die eroberten Länder zu verheeren; er suchte sie zu schonen, um sie ausbeuten zu können. Allein schließlich glaubten die unterjochten Völkerschaften, sie hätten vom Könige gelernt, was sie selbst thun sollten. Sie organisirten ihre vereinigten Streitkräfte nach seinem Muster und erhoben sich gegen ihn.

In dem nun folgenden Feldzuge gegen die Aufständischen war Dingisuajo einst zum Behuf der Kundschaftung mit schwachem Gefolge dem Heere vorausgeritten, als er in einen Hinterhalt fiel, gefangen genommen und erschlagen wurde. So wiederholt sich die Geschichte. Ein dem ebenerwähnten Ereigniß am Anfang der Zuluhistorie ganz ähnliches erlebten wir vor kurzem wieder, ein Ereigniß, mit dem sich zugleich einer der denkwürdigsten Abschnitte der europäischen, der Weltgeschichte abschloß.

Unter den von den Tetua unterworfenen Stämmen befand sich auch der kleine Zulustamm, dessen Fürst zur Zeit Dingisuajo's Sinsangakoma war. Tschaka (T'tschaka, Uthaka, Tagesanbruch), dieses Fürsten und der Unandi Sohn, hatte sich durch sein stolzes Verhalten im väterlichen Hause so verhaßt gemacht, daß er es zuletzt für gerathen hielt, mit seiner Mutter Schutz bei Dingisuajo zu suchen, welcher ihm gewährt wurde. Er trat in ein Tetuaregiment, folgte Dingisuajo auf seinen Kriegszügen und erwarb sich einen berühmten Namen als Krieger. Er beobachtete eifrigst das Verfahren seines Herrn und ward ein Meister in dessen Kriegs- und Disciplinirkunst. Er glaubte jedoch, daß Dingisuajo sich durch die Schonung seiner Feinde großen Gefahren aussetzte; denn es sei niemand so gefährlich wie der besiegte und geschonte Feind.

Nach Sinsangakoma's Tode wurde Tschaka von Dingisuajo als Fürst der Zulu bestätigt. Er befehligte die Hauptabtheilung des Heeres, als Dingisuajo fiel, und führte dasselbe zum Siege, worauf die Tetua ihn gleichfalls zu ihrem Fürsten erklärten. Mit der Vereinigung der beiden Stämme war der Grund zur Macht der Zulu gelegt.

Tschaka säumte nicht, seine Streitkräfte zur Verwendung zu bringen, wobei er seinem Grundsatz, den Besiegten nicht zu schonen, gründlich nachkam. Ein Stamm nach dem andern wurde angegriffen, alle alten Menschen umgebracht, alle jungen Männer in das Heer eingereiht. Sein Name verbreitete Schrecken über alles Land. Wo immer Vieh und junge Männer aufzutreiben waren, da erschien das unbarmherzige Heer. An 800 Kilometer weit bis Delagoabai wurden die Völker „aufgegessen" (ihrer sämmtlichen Habe beraubt) oder zersprengt. Als die ersten englischen und holländischen Ansiedler nach dem Lande der gegenwärtigen Colonie Natal kamen, fanden sie in dem früher so dicht bevölkerten Lande kaum gegen 3000 verkommene Menschen, die weder Korn noch Vieh hatten, in Höhlen hausten. Man berechnet, daß Tschaka während seiner Regierung (1812—28) über eine Million Menschen morden ließ. Tschaka hatte eine Armee von 100000 Mann, von denen 50000 immer mobil waren. Er führte die von seinen Nachfolgern stets aufrecht erhaltene stramme Militärorganisation durch. Der Zulu gedenkt stets mit Stolz Tschaka's und seiner heroischen Zeit; von ihm erzählt man sich stets an allen Herden. Er hat jedem Zulu seinen Geist eingeprägt und wird jetzt wie ein Gott verehrt. Der Zulu schwört bei ihm.

Unter Tschaka baute sich aus den Trümmern von hundert Völkerschaften der afrikanische Militärstaat der Zulu auf.

Im Jahre 1812 flüchteten sich mehrere Stämme vor den Zulu über den Tugela und rafften der dortigen elenden Bevölkerung auf dieselbe rücksichtslose Weise alles weg, wie die Zulu es mit ihnen selbst gemacht hatten. Darauf zog Tschaka selbst über den Tugela und nahm beiden Parteien alles. Kein Mann, kein Weib oder Kind wurde verschont. Die jungen Männer mußten in die Zuluschar eintreten. Was nicht genommen wurde, wurde zerstört. Scharen von Flüchtlingen gelang es über den Kei, die Grenze der Capcolonie, zu entkommen. Zu diesen gehörten die Fingo, welche damals von dem Kafirstamm der Amaxosa (im jetzigen Britisch-Kaffraria) geknechtet, darauf von dem englischen Gouverneur Durban befreit wurden, und welche sich seitdem durch ihre unverbrüchliche Anhänglichkeit an die englische Regierung bemerkbar machten.

Als die ersten englischen Ansiedler nach Port-Natal (Durban) gelangten, hatte Tschaka im Süden des Flusses Umvoti einen großen befestigten militärischen Kraal oder Grenzfort gebaut, gegen 50 Kilometer von Durban; die Stelle hat noch gegenwärtig den Namen Tschaka's Kraal. Vom Umvoti bis über die Tugela hinaus war das Land vollständig verwüstet und glatt gefegt.

Im Jahre 1824 kamen drei Engländer: Farewell, Marinelieutenant, King und Fynn, nach Port-Natal in dem kleinen Kauffahrteischiffe Julia, in der Absicht, mit dem dortigen Volke einen Handel zu eröffnen. Die weißen Fremden sandten Boten und Geschenke zu Tschaka und traten mit ihm in Unterhandlung, um die Erlaubniß zu erhalten, am Hafen Factoreien zu errichten. Nach langen Verhandlungen und wiederholten Geschenken wurde die Erlaubniß ertheilt. Farewell siedelte sich an der Stelle an, wo gegenwärtig der Markt der Hafenstadt Durban liegt. Fynn errichtete seine Waarenniederlage an der andern Seite der Einfahrt und King faßte Fuß an der äußern Mündung der Bai. Scharen flüchtiger Zulu sammelten sich alsbald bei den kleinen Factoreien, um Dienst bei den neuen, Schutz gegen die gewaltsamen alten Herren zu suchen. Sie erklärten die weißen Ansiedler für ihre Induna. So begann die Wiederbevölkerung Natals mit Zulu, welche dort gegenwärtig an 300000 Köpfe stark sind.

Im August 1824 steckte Lieutenant Farewell in seiner Factorei die britische Fahne auf und nahm Besitz von der neuen britischen Colonie Natal. Wenn er damit ausdrücken wollte, daß der Zulukönig die Souveränetät von Natal an Großbritannien abgetreten habe, so war er dazu keineswegs berechtigt. Der König hatte augenscheinlich einfach nur Erlaubniß zur Ansiedelung ertheilt. Zur Veräußerung und Abtretung eines Gebietes hatte der König keine Befugniß; es hätte dazu nach Zulubrauch die Zustimmung der Volksversammlung bedurft, an deren Einberufung in dieser Angelegenheit niemand gedacht hatte. Der König nahm deshalb auch keinen Anstand, im Jahre 1828 dem Lieutenant King dasselbe Land zu verkaufen, welches er 1824 bereits dem Lieutenant Farewell verkauft haben sollte. Uebrigens wurde die neue Colonie auch seitens der britischen Reichsregierung gar nicht anerkannt; dieselbe verhielt sich vielmehr, wie sie auch in vielen ähnlichen Fällen gethan, sehr

ablehnend; denn sie fürchtete die Kosten und sonstigen Bürden, welche mit der Gründung der neuen Colonie verbunden sein könnten.

King baute im Jahre 1828 einen kleinen Schoner, welchen er Tschaka nannte, und lud den König ein, zwei Induna in dem Schiffe auf eine Handelsreise nach dem Süden der Capcolonie mitzusenden, worauf Tschaka einging, indem er die Induna Sotobe und Bosombose und als deren Interpreten und seinen speciellen Berichterstatter oder Spion den Kafir Flambamansi sandte. Der Tschaka wurde aber in Algoabai von der englischen Behörde, die das Schiff in Verdacht hatte, ein Vierteljahr zurückgehalten, dann schimpflich von einem Kriegsschiff nach Natal zurückgebracht. King empfand tief das Mislingen seines Planes, mit den Zulu in einen regen freundschaftlichen Verkehr zu treten, und starb bald darauf.

Die ersten englischen Ansiedler sollen sich nachher Uebergriffe schuldig gemacht, den Eingeborenen Vieh, Weiber und Kinder geraubt haben. Sie trieben hauptsächlich Tauschhandel, vertauschten englische Waare gegen Elfenbein und Vieh. Tschaka, der dem Lieutenant Farewell in der ersten Zusammenkunft einen sehr ehrenvollen Empfang bereitet hatte, bei welchem 8000 Mann Truppen in Parade aufmarschirten, zeigte sich gegen diese Ansiedler stets freundlich: eine Freundlichkeit, die sich gleich blieb, obgleich seine Kriege ununterbrochen fortdauerten. Die Ansiedler geriethen wiederholt in große Noth und mußten sich dann zu Tschaka begeben, um Vorschüsse von Vieh und Korn zu bitten; sie wurden zwar mitunter kalt empfangen, erhielten jedoch gewöhnlich das Erbetene. Im Jahre 1831 wurde Lieutenant Farewell von Eingeborenen ermordet, und in demselben Jahre auch Tschaka. Der Mörder des Königs war dessen Bruder Dingan, der ihn in der Rathsversammlung der Induna meuchlings erstach.

Dingan, welcher als König der Zulu folgte, zeigte sich anfänglich den Engländern wohl gewogen, und lud Fynn ein, ihm bei einer Expedition, die er vorhatte, Rath zu ertheilen. Da dieser aber den Brauch der Zulu kannte, die Anhänger eines verstorbenen Fürsten aus den Wege zu räumen, weil sie dem Nachfolger möglicherweise Schaden zufügen können, so leistete er der Einladung nicht Folge. Dingan sandte darauf Truppen, Fynn zu holen, welcher sich jedoch über die Umsinkulu zurückzog. Nach Verlauf einiger Zeit sandte Dingan aber dem Fynn, der sich inzwischen in der Capcolonie aufhielt, das Anerbieten der Versöhnung, worauf dieser nach Port-Natal zurückkehrte und dort bis 1834 blieb und sodann Cane und Ogle als Vorsteher der Factorei zurückließ.

Am 6. Mai 1835 schloß Kapitän Allen Gardiner (von der britischen Marine) einen Vertrag mit Dingan ab, in welchem ihm Erlaubniß zur Niederlassung in Natal ertheilt wurde unter der Bedingung, daß die bei Port-Natal bereits versammelten Zulu dort zwar unbehelligt bleiben, jedoch hinfort kein weiterer Zuzug von Zulu gestattet werden solle. Gardiner holte hierauf aus England den Missionar Owen von der londoner Missionsgesellschaft, welcher zu Umgunguntlova, Dingan's Hauptkraal am Weißen Umwolosi, eingesetzt wurde.

Im Jahre 1834 war ein abermaliger Versuch gemacht worden, die britische Regierung zur Anerkennung der Colonie Natal zu vermögen, indem die Ansiedler

eine von 192 angesehenen Kaufleuten in Capstadt mit unterzeichnete Eingabe an dieselbe richteten. Die Antwort war wieder, wie vorher: bei dem gegenwärtigen Stande der Finanzen der Capcolonie seien weitere Ausgaben behufs Gründung einer neuen Colonie unmöglich. Im Jahre 1835 richteten die Ansiedler nun eine noch dringlichere Eingabe an den Gouverneur der Capcolonie mit dem Ersuchen um Anerkennung seitens der Regierung. Sie führten an, daß über 3000 Zulu in die Niederlassung eingezogen seien, welche sie, die Ansiedler, als ihre Induna (Häuptlinge) anerkannten und als ihre Beschützer betrachteten, während die Niederlassung sich in der Nachbarschaft mächtiger Länder ohne Schutz, ohne Gesetz und anerkannte Autorität befinde.

Dingan war eine plumpe Copie Tschaka's; er besaß alle Grausamkeit desselben und ersetzte, was ihm an Einsicht abging, durch eine unbegrenzte Tücke. Gondschuana, einer seiner Brüder, gerieth in Verdacht, Umtriebe gegen ihn angestiftet zu haben. Er wurde mit zwei Genossen aus seinem Kraal fortgeschleppt, erdrosselt und seine Genossen mit Keulen erschlagen. Darauf wurde die Bevölkerung von 10 Kraalen an dem Tugela, welche Gondschuana gehörten, erschlagen. Da Gardiner und die andern englischen Ansiedler sich dazu verstanden hatten, alle bei ihnen eintreffenden flüchtigen Zulu anzuhalten und zurückzuführen, so lieferten sie eine Anzahl dieser Flüchtlinge aus, nahmen jedoch vorher Dingan die ausdrückliche Zusage ab, daß sie nicht getödtet werden sollten. Darauf mußten die Ansiedler aber erfahren, daß die unglücklichen Flüchtlinge, in einem Hause eingesperrt, dem Hungertode übergeben worden waren. Gardiner schrieb darauf an Dingan: „Wenn Flüchtlinge getödtet werden müssen, so verlangen wir eine rasche Hinrichtung; sollen sie aber den Hungertod sterben, so sind wir entschlossen, nicht einen einzigen Menschen mehr zurückzuschicken."

Inzwischen war im Jahre 1834 bei dem Ende des damaligen Kafirkrieges das „Trecken", die heroische Auswanderung der Boers, der gegen die englische Regierung aufständischen holländischen Capcolonisten, eingetreten. Die Voortreckers unter der Führung von Pieter und Jacobus Uys, Hans de Lange, Stephanus Maritz und Gert Rudolph zogen mit 14 Wagen von Uitenhage ab und erreichten schließlich das schöne grüne Hochland des westlichen Natal. Sie kehrten dann nach dem Capland zurück und erstatteten einen glänzenden Bericht von jenem Hochlande. Im Jahre 1836 ging darauf ein größerer Zug ab unter den Führern Jacobus und Pieter Uys, Hendrick Potgieter und Pieter Retief. Diese fanden eine Fahrstraße über den Drakenberg und stiegen mit ihren Wagen nach der Natalküste hinunter. Sie setzten sich in gutes Einvernehmen mit den englischen Factoreien bei Port-Natal, und Pieter Retief begab sich darauf mit 200 Mann Reiterei nach Umgunguntlova, um mit Dingan wegen Ueberlassung eines Gebietes für die Auswanderer zu unterhandeln. Retief fand dort den Missionar Owen, welcher ihm bei seinem Geschäft behülflich war. Dingan empfing Retief sehr freundlich und erklärte sich bereit, ihm ein Gebiet zu verwilligen, falls er zuvor eine Heerde Ochsen, welche ihm Sikonjella, Häuptling der Mantati, an den Quellen des Caledon seßhaft, geraubt haben sollte, zurückbrächte. Retief verstand sich zu dieser, offenbar in verrätherischer Absicht gestellten Bedingung, zog mit einer Abtheilung Reiter zum Sikonjella, holte von

diesem 700 Ochsen, 60 Pferde und einige Flinten und brachte die Beute nach Umgunguntlova. Mittlerweile fuhren noch an 1000 andere Wagen den Drakenberg hinab mit holländischen Familien, die der Meinung waren, man sei mit Dingan bereits im Reinen, und die sich deshalb über die weiten Weiden mit ihrem erschöpften Vieh alsbald ausbreiteten.

Als Retief mit seiner Escorte und seiner Beute bei Dingan eintraf, äußerte dieser große Freude über die Wiedererlangung des Viehes, und bewirthete die Boers zwei Tage lang aufs gastfreundlichste. Unterdessen setzte Owen in aller Form eine Cessionsurkunde auf, welche auch von Dingan unterzeichnet und Retief übergeben wurde. Als darauf die Boers, außerhalb des Kraals zusammentretend, zu Pferde steigen wollten, um sich nach den Lager zurückzubegeben und über die Cession Bericht zu erstatten, wurden sie von Dingan eingeladen, den Abschiedstrunk im innern Kraal mit ihm einzunehmen. Die Boers gaben ihren Hottentotten die Pferde, stapelten ihre Gewehre zusammen und begaben sich in den Kraal. Als sie hier mit Dingan redeten und Bier tranken, stand der König plötzlich auf, indem er ausrief: „Stoßt die Hexenmeister nieder!" Auf dieses Signal stürzten 1000 bewaffnete Zulu, im Versteck bereit gehalten, herbei und umringten die wehrlosen Boers, welche sich mit ihren Messern tapfer vertheidigten, allein von der Menge überwältigt wurden. Alle wurden umgebracht.

Sofort sandte Dingan ein starkes Heer über den Tugela mit dem Befehl, jeden jenseit des Flusses angetroffenen weißen Menschen zu tödten. Als die Zulu die Ebenen von Natal erreichten, hatten die Auswanderer sich dort in allen Richtungen zerstreut; die Männer waren auf der Jagd, die Weiber und Kinder in vereinzelten Lagern. Das erste holländische Wagenlager, das die Zulu erreichten, war ein kleines am Blaauwkranzfluß. Es wurde bei Tagesanbruch angegriffen und überrumpelt und alle lebendigen Wesen (fast nur Weiber und Kinder) mit den Wurfspeeren getödtet. Eine andere vereinzelte Abtheilung der Boers am Klipfluß ereilte dasselbe Geschick, dann ein größeres Lager am Buschmannfluß. An der Stelle, wo dieses Lager stand, liegt jetzt die nach jenem traurigen Ereigniß benannte Stadt Weenen (das Weinen).

So weit hatten die Zulu durch Ueberfall und Ueberrumpelung gesiegt. Jetzt sammelten sich die Boers in ihren festen Lagern, Wagenburgen. Diese Lager bestanden bekanntlich aus im Kreise zusammengestellten, fest aneinandergebundenen Wagen; im innern Raum befanden sich das Vieh, die Weiber und Kinder, die Männer lagen beim Feuern in und unter den Wagen. Nicht eins von diesen Lagern vermochten die Zulu zu nehmen. Vor einem größern Lager am Buschmann wurden die Zulu mit großem Verlust zurückgeschlagen. Die Boers rückten darauf vor und erlitten ihrerseits eine Niederlage. Die Zulu hatten damals noch keine Feuerwaffen, nur Schild und Stoßassagai; die Flinten der Boers taugten aber auch nicht viel. An Zahl waren die Zulu mehr als zwölfmal so stark wie die Boers.

Diese erhielten weitern Zuzug aus der Colonie und schlossen ein Bündniß mit den Engländern der Port-Natal-Factoreien, welche ein Heer von 1000 Mann Zulu, treu anhängliche Flüchtlinge, die zu ihnen gezogen waren, stellten. Die Boers, unter Pieter Uys und Hendrick Potgieter, rückten vom Natalobertande,

die Engländer unter R. Biggar und John Cane vom Natalküstenlande aus vor. Biggar ging über die untere Drift (Furt) des Tugela und war schon am folgenden Morgen bei Tagesanbruch vom Feinde umzingelt. Biggar und Cane fielen, ihre ganze Schar wurde niedergemacht. Ein einziger weißer Mensch entkam. Darauf wandte Dingan sich gegen die Holländer, welche bereits in der Nähe seines Hauptkraals standen, und umzingelte auch diese. Die holländischen Reiter, mit den schlangenartigen Flügelschwenkungen der Zulu bereits bekannt, jagten jedoch behende zwischen den Spitzen der Flügel, als sie sich zusammenschließen wollten, hindurch, obwol mit schwerem Verlust. Uys, Vater und Sohn, blieben. Dingan entsandte eine Schar nach Port-Natal, um eine Nachlese zu halten mit allem, was etwa noch in der englischen Niederlassung am Leben sei. Ein Schiff lag gerade im Hafen, auf welchem die noch übrigen Engländer entkamen.

Im August 1838 zog Dingan mit einem zahlreich verstärkten Heere gegen die Boers, entschlossen sein Werk zu vollenden. Er griff das Lager derselben an, wurde zwar zurückgeschlagen, belagerte sie jedoch mehrere Monate, sodaß sie schweren Mangel zu erdulden hatten.

Darauf traf ein starker Zuzug von jungen Boers im Lager ein, worauf im December ein holländisches Commando von 460 Reitern unter dem heldenmüthigen Andries Pretorius sich auf den jetzt bereits wohlbekannten Weg nach Dingan's Hauptkraal begab. Dieser zog den Boers mit einem Heere von 12000 Mann entgegen. Die Feinde trafen sich am Umhlatusfluß, und ein hartnäckiger Kampf entbrannte. Die Boers errichteten in der Nacht eine feste Wagenburg, auf welche bei Tagesanbruch die Zulu Sturm liefen. Die Boers standen dem immer wüthender erneuten Sturm, und allmählich ließ die Heftigkeit des Angriffes nach. Endlich, als Pretorius den Feind fast erschöpft sah, entsandte er unbemerkt aus der hintern Wagenreihe einen Reiterzug von 200 Mann, welcher die Zulu umging und ihnen plötzlich in Rücken und Flanke fiel. Von jähem Schrecken ergriffen, flohen sie; ihrer 3000 blieben auf dem Felde. Dingan steckte seinen Kraal in Brand und versteckte sich im Walde. Die Boers verloren in der Schlacht nur 4 Mann. Als die Sieger in den brennenden Kraal drangen, fanden sie noch Ueberreste von Retief's Schar, auch Retief's Leiche, und diese trug noch im Ledergurt die vom Missionar Owen aufgesetzte Cessionsurkunde, in welcher der Zulufürst den Boers das gesammte Land zwischen Tugela und Umsimkulu abtrat. Die Boers zogen sich nun nach Natal zurück und hielten hier ihren Einzug, indem sie 5000 erbeutete Rinder vor sich her trieben. Sie richteten sich alsbald in dem neugewonnenen Natalia, wie sie das Gebiet der jetzigen Colonie nannten, häuslich und staatlich ein.

Mit der englischen Niederlassung zu Port-Natal war es zu Ende. Die Leiter waren im Kampfe mit Dingan gefallen; inzwischen hatten die Krieger Dingan's die Niederlassung geplündert und fast bis auf die letzte Spur zerstört. Wie die Colonie factisch nicht mehr bestand, so hatte sie insofern keinen gesetzlichen Bestand gehabt, als die Colonie während ihres Bestandes vom Mutterlande nie anerkannt worden war. Dagegen war das Gebiet von seinem frühern rechtmäßigen, einheimischen Besitzer den Boers in aller Form abgetreten, in einer Urkunde, die Retief noch nach dem Tode überbracht hatte. Die Boers gründeten, wie sie zu

thun pflegten, zuvörderst zwei Städte, eine Hauptstadt im Innern des Landes, die sie Pietermaritzburg nannten zu Ehren zweier ihrer ausgezeichnetsten Führer, Pieter Retief und Gert Maritz, und Port-Natal, die Hafenstadt, das spätere Durban.

Sobald Dingan sich einigermaßen erholt hatte, sandte er den Boers Botschaft, seinen innigen Wunsch nach freundschaftlichen Beziehungen kundzugeben. Um dieselbe Zeit erhielten dieselben eine Botschaft von Umpanda, Dingan's jüngerm Bruder. Dieser hatte bisher sein Leben gerettet, weil er sich den Anschein der Dummheit zu geben wußte und deshalb für ungefährlich gehalten wurde. Es war ihm gelungen, den schlauen Herrscher zu hintergehen. Panda hatte einen zahlreichen Anhang unter den Zulu, welche, der steten Wirren unter dem wilden Dingan müde, von jenem eine mildere und ruhigere Regierung zu erhalten hofften. Er machte den Boers den Antrag, sich mit ihm gegen Dingan zu verbünden. Die Boers hatten zwar eben mit Dingan den von ihm verlangten Frieden geschlossen, und er hatte demzufolge den Boers die von ihnen erbeuteten Pferde, Rinder und Waffen zurückgestellt. Bei ihrer precären Lage schien jedoch Panda's Antrag zu vortheilhaft, um demselben zu widerstehen. Sie erkannten, daß derselbe nicht, wie man anfangs fürchtete, eine Kriegslist der Zulu sei. Das Bündniß mit Panda wurde also abgeschlossen, und Pretorius stieß mit 400 Reitern (Boers, auch einigen Engländern) zu Panda, der mit 4000 Mann gegen seinen Bruder zu Felde zog.

Die Verbündeten rückten Anfang Januar 1840 in Zululand ein. Zwischen Blutfluß und dem Weißen Umvolosi kam es zur Schlacht. Panda's Zulu eröffneten den Kampf, und bald darauf gingen zwei Regimenter Dingan's zu Panda über. Dingan's Krieger begannen zu weichen, als Pretorius seine Reiterei auf sie warf und sie in die Flucht schlug. Dingan wurde bis zum Pongolo verfolgt und suchte dann Zuflucht bei den Amasuasi, jenseit Delagoa. Hier wurde er von einem kleinen Häuptling, der ihm grollte, ergriffen und erschlagen. Am 14. Febr. 1840 wurde in einer allgemeinen Volksversammlung der Zulu, von Pretorius einberufen und am Umvolosi abgehalten, Panda als König der Zulu ausgerufen.

Dieser schenkte den Boers zur Anerkennung des großen ihm geleisteten Beistandes 36000 Rinder und bestätigte den Boers den Besitz des von Dingan an Retief abgetretenen Landes. Ferner vereinbarten die Boers mit Panda, es solle hinfort keine Todesstrafe für angebliche Hexerei oder unter solchen lächerlichen Beschuldigungen verhängt, auch keine Ermordung eines Weibes, eines Kindes oder eines wehrlosen Mannes gestattet werden. Panda solle keinen Krieg erklären oder Feindseligkeiten seiner Unterthanen gegen benachbarte Stämme erlauben, ohne Genehmigung des Volkraades.

Man sieht aus diesem Vertrage mit Panda, wie ernstlich die Boers sich die Besserung der Zulu und ihres Zustandes angelegen sein ließen, und daß sie keineswegs so ausschließlich nur nach der Knechtung der Eingeborenen trachteten, wie ihnen immer von den Engländern vorgeworfen wird. Panda stand jetzt gänzlich unter der Controle der Boers, es war damit die Suprematie derselben in diesem ganzen Theile Südafrikas festgestellt.

Als die Boers sich aber einigermaßen eingerichtet hatten in ihrem neuen Lande, das sie, in langem wackerm Kampfe ohne irgendeinen Beistand mit ihrem edelsten Blute erkauft hatten und das von ihnen als Eigenthum angesehen wurde, da mußten sie erkennen, daß ihr junger Freistaat sich dem schützenden Flügel der Großmacht, dem sie entflohen zu sein glaubten, keineswegs entzogen habe. Sie erhielten von der britischen Regierung die Notification, daß sie, die Boers, nach wie vor Unterthanen der britischen Regierung, nicht ermächtigt seien, einen neuen unabhängigen Staat zu gründen, sondern unter britischer Autorität verbleiben müßten. Nach dieser Ansicht war also ihr Unterthan zwar nicht an die Scholle gebunden, wohl aber die Scholle an ihn, da, wenn er über die britischen Grenzen zöge und sich ein eigenes, selbstständiges Land erwürbe, dasselbe eben dadurch britisches Gebiet würde. Die Holländer sahen dies nicht ein und gaben es nicht zu. Es kam also ein britisches Corps nach Port-Natal, Infanterie und Artillerie. Die Boers setzten sich zur Wehr, trieben die Briten zurück und belagerten sie. Diese erhielten Verstärkung und die Boers mußten sich ergeben (5. Juli 1842). Denjenigen Boers, welche in der Colonie Natal, zu welcher jetzt die Republik Natalia geworden war, bleiben wollten, wurde ihr dermaliger Grundbesitz zugesichert; denjenigen, welche wieder trecken wollten, wurde dies freigestellt, und auch erlaubt, jenseit des Drakenberges, der Westgrenze der Colonie Natal, sich ein neues Gemeinwesen zu gründen. Die Boers verließen dann auch in großer Anzahl Natal wieder, was zur Gründung des Oranje-Freistaates und der Transvaal-Republik führte. Im Gegensatz zur Regierung der Boers, bei denen die Unterordnung der Eingeborenen unter Europäer ein leitender Grundsatz war, proclamirte die neue englische Regierung der Colonie Natal, hier solle hinfort kein Unterschied der Abstammung, Sprache oder Religion stattfinden und die Sklaverei unbedingt verboten sein. Am 8. Aug. 1843 fand die endgültige Unterwerfung der Colonie unter die britische Souveränetät statt.

Großbritannien war jetzt der unmittelbare Nachbar der Zulu. In der Herrschaft befestigt, wünschte Panda einen freundschaftlichen Verkehr mit denjenigen zu unterhalten, durch deren Hülfe er seine Stellung erlangt hatte. Nachdem nun in Natal an die Stelle der holländischen Behörde die britische getreten war, erwies er sich den Engländern ebenso freundschaftlich und behauptete überhaupt den Ruf des Freundes der Europäer.

Wie gegen das Ausland, war Panda's Verhalten gegen sein Volk und sein eigenes Haus ein friedliches, sehr verschieden von dem gewaltsamen Tschaka's und Dingan's. Er besaß eine außerordentliche Beliebtheit, sodaß sein Ehrenname im Volke: „Dicker Elefant", sehr für ihn paßte. Seine holländischen und englischen Freunde in Natal machten ihm eine Kutsche zum Geschenk; es fand sich aber, daß er weder hineinsteigen noch auch hineingehoben werden konnte, bis man nicht zuvor die Räder ausgehoben hatte.

Tschaka und Dingan hatten keine Söhne, diese waren nämlich aus Furcht, sie könnten dem Vater gefährlich werden, beiseitegeschafft worden. Panda hatte eine Anzahl von Söhnen; er folgte nicht dem grausamen Beispiele der Brüder.

Ketschuajo (in englischer Schreibart Cetywayo), Panda's Sohn, nahm sich aber den heroischen Oheim Tschaka zum Muster und schien ganz von seinem Geist durchdrungen. Das Volk sah in ihm den Tschaka, den Mann, bestrebt, nach alter Weise der Zulu das Land mit der Beute unterjochter Völker zu bereichern. Er hatte bald einen mächtigen Anhang, nahm fast königliche Huldigungen an und hielt einen glänzenden Hofstaat. Man nannte ihn „die Füße des Landes", in Anspielung darauf, daß Panda den Gebrauch der Füße beinahe verloren hatte. Dieser betrachtete solches Gebaren mit tiefem Unwillen, und aufgemuntert von ihm, bildete sich eine andere große Partei gegen Ketschuajo um Umbulasi, dessen Bruder. Ketschuajo war sofort bereit, Gewalt anzuwenden zur Entscheidung; er zog sein schnell gerüstetes Heer zusammen. Umbulasi that dasselbe und zog sich nach dem untern Tugela zurück. Die Schlacht auf der Anhöhe Dondukusaka an dem Tugela am 2. Dec. 1850 entschied zwischen den feindlichen Brüdern. Umbulasi's Heer wurde umzingelt und niedergestoßen; was übrigblieb, ertrank auf der Flucht in dem geschwollenen Fluß; er selbst und noch fünf andere Brüder Ketschuajo's blieben auf dem Schlachtfelde. Zwei jüngere entkamen jedoch mit ihren Müttern nach der Colonie Natal, wo sie noch gegenwärtig wohnen. Panda war den Jünglingen Umkungu und Usikota bei der Flucht behülflich. Der den Flüchtlingen gewährte Schutz war die Ursache des steten Argwohns, welchen Ketschuajo gegen die englische Regierung hegte, weil er fürchtete, sie möchte eines Tages einen von ihnen zum Nachfolger Panda's einsetzen. Aller Verkehr zwischen den Flüchtlingen und ihren Verwandten in Zululand war streng verboten; jedes Anzeichen davon versetzte den Machthaber in Wuth. Jede Flucht der Zulu nach Natal schrieb er einem geheimen Plan zu, der für die jüngern Brüder gegen ihn vorbereitet wurde.

Nachdem in der Schlacht auf dem Dondukusaka sechs Brüder aus dem Wege geräumt, die andern beiden landesflüchtig waren, hatte Ketschuajo alle Gewalt in Händen. Ketschuajo wurde dann auch im Jahre 1857 in einer großen Volksversammlung zu Unodwenga, Panda's Hauptkraal, zum ersten Induna oder Reichsverweser ernannt. Panda mußte sich aller Macht begeben; doch ließ Ketschuajo ihm alle äußern Abzeichen und Ehren seiner Würde. Ketschuajo erwartete, daß die Regierung von Natal ihn in seiner neuen Stellung anerkennen werde, und da dies nicht geschah, war er von neuem gegen die Briten aufgebracht. Im Jahre 1861 sah die Natalregierung sich jedoch veranlaßt, eine Gesandtschaft zur förmlichen Anerkennung der Thronnachfolge Ketschuajo's nach Zululand abzusenden. Als Botschafter kam der vielerfahrene Secretär für die Angelegenheiten der Eingeborenen in Natal, Herr (später Sir) Theophilus Shepstone, später britischer Administrator von Transvaal. Zum Empfang der Botschaft wurde eine allgemeine Volksversammlung nach Unodwenga berufen. Ketschuajo, den Absichten der Engländer mistrauend und gegen sie vielfach erbittert, zögerte zur Versammlung zu kommen, und erschien dann mit einem Gefolge von 8000 Kriegern, welche ihre Assagai unter ihren Schilden versteckt hielten. Es war eine äußerst tumultuarische Versammlung. Ketschuajo's Anhang verlangte unter lautem Toben und Geschrei, die Natalregierung solle ihre freundschaftliche Gesinnung bethätigen durch die Aus-

lieferung der flüchtigen Söhne Umpanda's. Man beschuldigte Shepstone unter stürmischem Toben, er habe mit den Schwestern der Flüchtlinge in Panda's Kraal geheime Unterredungen gehabt. Die Haltung der Krieger mit ihren halbverborgenen Spießen wurde so drohend, daß nur Shepstone's große Ruhe, seine Gewandtheit in der Zulusprache, mit der er, wie mit der ganzen Denkweise der Zulu, genau vertraut war, einen plötzlichen Angriff auf seine Person verhinderte. Er sprach den Zulu von der mächtigen Königin, welche jenseit der See wohne und strenge Rechenschaft fordern werde, sollte ihm in dieser Versammlung ein Leid widerfahren. Er beeilte sich, der gefährlichen Gesellschaft zu entkommen, und begab sich alsbald auf den Rückweg. Unterwegs kam ihm Ketschuajo entgegen, brachte ein Geschenk von Elfenbein und bat das unziemliche Benehmen des jungen Kriegsvolkes zu entschuldigen. Doch traute Shepstone auch jetzt noch nicht den Absichten des Zulufürsten und war herzlich froh, als dieser sich verabschiedet hatte.

Zwei Jahre nach der Versammlung erhielt der Gouverneur von Natal die geheime Mittheilung, vermuthlich von Panda selbst, daß Unheil im Anzuge sei. Ketschuajo hatte in seinem Heere eine Abtheilung gebildet, welche emsig in der bei den Zulu bisher unbekannten Reitkunst exercirt wurde, hegte nun den Plan, mit dem Fußvolk in Natal einzufallen und während der dadurch verursachten Wirren mit seiner Reiterei nach dem Hause des Bischofs von Natal bei Pietermaritzburg sich zu begeben, um den dort wohnenden Umkungu, seinen jungen Bruder, zu entführen. Der Gouverneur traf sofort seine Maßnahmen zur Vertheidigung, besetzte die Grenze und brachte den Jüngling zur größern Sicherheit nach dem Fort von Pietermaritzburg. Der Plan Ketschuajo's unterblieb jetzt und der Friede wurde nicht weiter gestört, solange Umpanda lebte. Diesen ließ Ketschuajo ruhig sein Bier trinken und mit seinen alten Räthen plaudern. Währenddessen wurden dem hülflosen Alten die äußersten Ehren erwiesen. Volk mußte dem Wagen voranlaufen, in dem er auszufahren pflegte, und jedes Grasbündelchen, jedes Steinchen u. s. w. aus dem Wege räumen. Man nahte sich ihm nur auf Händen und Füßen kriechend, indem man ausrief: „Großer König! Löwe!"

Umpanda starb im October 1872: der erste Zulukönig, der eines natürlichen Todes starb. Erst im Februar 1873 sandte Ketschuajo dem Gouverneur von Natal die Botschaft von diesem Ereigniß, indem er zugleich bat, Somtson (wie die Zulu Shepstone nannten) zu senden, um die Angelegenheiten des verwaisten Landes zu ordnen und der Installation seines Nachfolgers beizuwohnen.

Die Natalregierung glaubte, daß diese Einladung eine günstige Gelegenheit biete, bessere Zustände in Zululand und ein besseres Verhältniß zum Herrscher der Zulu anzubahnen. Shepstone wurde also mit der von Ketschuajo gewünschten Mission beauftragt und ging am 8. Aug. 1873 zu diesem Behufe von Natal ab mit einer Escorte von 110 berittenen Freiwilligen, 300 Natalkafiren und 2 Geschützen. Er wurde von den Zulu aufs feierlichste mit königlichen Ehren empfangen; um sie ihm erweisen zu können, ohne gegen den bei den Zulu in dieser Beziehung üblichen Brauch zu verstoßen, wurde erklärt, der Gesandte komme als der Stellvertreter Tschaka's; er wurde gewissermaßen zur Incarnation des großen Zulukönigs gemacht. Die Feierlichkeit des Empfangs überraschte ihn. Zu

Umgunguntlova traf er die hochbejahrte Witwe des Sinsangakona, des Stifters der Dynastie, welche den Gesandten freundlichst grüßte und ihn bat, das Volk glücklich und den König stark zu machen. Die Installation, bei der an 10000 Zulu zugegen waren, fand statt am 1. Sept. 1873 zu Umbongobenga und bestand hauptsächlich in der Bekleidung Ketschuajo's mit dem königlichen Gewande. Nach Vollzug dieser Feierlichkeit stellte Shepstone den König dem Volke vor. Ketschuajo, so begann er dann seine Anrede, sei jetzt ein umgewandelter Mann, ein König. Er verlange nun die Zustimmung der Versammlung zu den Bedingungen, deren Gewährung er als den Preis seiner Dienstleistung bei der Einsetzung des Königs aufgestellt habe, nämlich: es solle fortan alles willkürliche rücksichtslose Blutvergießen aufhören, kein Zulu unter irgendeinem Vorwande zum Tode verurtheilt werden ohne öffentliches Gericht, ohne das Recht der Berufung an den König und ohne die königliche Bestätigung des Urtheils nach der gerichtlichen Untersuchung, und Bußstrafen an Stelle der Todesstrafe bei allen geringfügigen Vergehen treten. Auf diese von der Versammlung der anwesenden Zulu angenommene Vereinbarung gründeten sich hauptsächlich die spätern englischen Anklagen gegen Ketschuajo.

Dieser betrachtete das Verhältniß zu den Engländern, in das er nach seiner unter ihrer besondern Sanction vollzogenen Einsetzung getreten war, offenbar als ein enges Bündniß. Er erklärte in den Unterredungen, die er damals mit Shepstone hatte, daß das Zuluheer jetzt den Engländern gehöre. Shepstone erwiderte, es sei das eine Sache, welche von der englischen Regierung je nach den Umständen betrachtet werden müsse. Durchgehends zeigte Ketschuajo, wie auch seine Induna, entschiedene Abneigung gegen die Zulassung von Missionaren; er selbst meinte, sie seien ohne Zweifel gute Leute, nützten aber den Zulu nichts. Er würde froh sein, wenn sie alle aus dem Lande weggingen, obschon er recht wohl wisse, daß sie keinen Schaden anzurichten beabsichtigten. Allein ihre Lehre sei dessenungeachtet verderblich. Ein bekehrter Zulu sei einfach ein verlorener Zulu. Wenn sie sich auf den Unterricht im Lesen und Schreiben beschränkten, so würde er nichts gegen sie einzuwenden haben. Schließlich gestand er jedoch zu, daß, um den Wünschen seiner englischen Freunde nachzukommen, diejenigen Missionare, welche in Zululand bereits Niederlassungen hätten, dort bleiben sollten. Einmal, als die Beschwerden einiger Missionare über gewaltsames Verfahren ihn gereizt hatten, sagte er, er wolle lieber zur Schar des Fürsten der Finsterniß gehören und nach seinem untern Gebiete gehen, als sein Volk zu Christen machen lassen.

Was Ketschuajo jedoch besonders erbitterte, war die fortwährende Landesflucht der Zulu nach Natal, wo sie Zuflucht vor den Mordgelüsten ihres Fürsten suchten: eine Landesflucht, welche seit der Gründung der Colonie fortwährend Hader mit den Zulufürsten veranlaßt hatte. Er war entschlossen, derselben Einhalt zu thun, und ergriff deshalb die äußersten Maßnahmen. Menschen wurden in Masse hingerichtet bei dem geringsten Verdacht, über den Tugela fliehen zu wollen: ein Verfahren, welches also ein völliger Bruch seines mit Shepstone bei seiner Einsetzung eingegangenen Vertrages war. Dazu kam dann noch seine Erbitterung über den Schutz, welcher in Natal seinen beiden jungen Brüdern gewährt wurde. Er hegte stets den Argwohn, die Engländer möchten gegen ihn auf dieselbe Weise verfahren

wie die Boers gegen Dingan, und wie diese Panda an Dingan's Stelle, so einen seiner Brüder an seine Stelle setzen.

Inzwischen war die Entdeckung der Diamantgruben am Vaal von sehr weitgreifender Wirkung in Südafrika gewesen. Die Eingeborenen hatten die Herrschaft, welche die Europäer in Afrika erlangt hatten, stets der Macht ihrer Flinten zugeschrieben, und der Wunsch, selbst den Besitz dieser mächtigen Waffe zu erlangen, hatte sich bei ihnen nach und nach allgemein zur heftigen Leidenschaft gesteigert. Die Regierungen hatten aus demselben Grunde den Verkauf von Flinten an Eingeborene streng verboten. Nun boten die Diamantgruben, wo die Arbeit der Eingeborenen durchaus unentbehrlich war, die Gelegenheit zur Umgehung dieses Verbotes. Die Eingeborenen bestanden auf der Bedingung, in Flinten bezahlt zu werden, und ein lebhafter, lucrativer Schleichhandel damit entstand.

Hieraus entsprangen die Händel mit Langalibabole, Häuptling der Amahlube, die mit der Vertreibung des Stammes aus dessen Sitze im Drakenberg schlossen. Ketschuajo befliß sich, seit der Entdeckung der Diamanten, besonders eifrig Flinten anzukaufen, die er sowol durch den Schleichhandel aus Natal wie von den Portugiesen an der Delagoabai erhielt. Mit dem Besitz der Flinten hielt er sich den Europäern ebenbürtig. Doch waren die Zulu bei Ausbruch des Krieges mit den Engländern noch keineswegs auf den Gebrauch der Flinte hinlänglich eingeübt. Ketschuajo aber nahm, seitdem er Flinten hatte, sowol gegen die Holländer wie gegen die Engländer einen trotzigern Ton an. Zugleich suchte er mit den andern Häuptlingen Bündnisse abzuschließen, überhaupt einen allgemeinen Bund der Eingeborenen gegen die Weißen in Südafrika zu Stande zu bringen.

Im Jahre 1876 erhielt der Gouverneur von Natal die Nachricht, in einem Anfall von Wuth habe Ketschuajo eine Anzahl Mädchen erschlagen lassen, die sich geweigert hatten, seinem Befehl, die Krieger eines weißen Regiments zu heirathen, Folge zu leisten; er habe sogar den Verwandten der Mädchen mit dem Tode gedroht, blos weil sie eine Leiche weggetragen hatten, um sie zu begraben. Ketschuajo erwiderte auf die Beschwerde des Gouverneurs über solchen Bruch des Installationsvertrages:

„Habe ich jemals Shepstone gesagt, hat dieser jemals dem weißen Volke gesagt, daß ich ein solches Uebereinkommen annahm? Wenn er es sagte, so hat er die Weißen belogen. Es ist wahr, ich tödte, aber ich meine nicht, schon etwas im Tödten gethan zu haben. Warum erschrecken die weißen Menschen über so geringfügige Dinge? Ich habe mit dem Tödten erst angefangen; ich muß damit noch fortfahren. Es ist der Brauch des Landes, und ich werde nicht davon abweichen. Was hat der Gouverneur von Natal mir über meine Gesetze zu sagen? Gehe ich nach Natal und mache ich ihm Vorschriften über seine Gesetze? Ich werde keine Gesetze und Vorschriften von Natal befolgen und dadurch den großen Kraal, den ich regiere, ins Wasser werfen. Meine Leute gehorchen nicht, wenn nicht dem Ungehorsam Todesstrafe droht. Ich wünsche, mit den Engländern Freund zu sein, willige aber nicht ein, mein Volk auszuliefern, um von Gesetzen regiert zu werden, welche mir von ihnen zugeschickt werden. Habe ich nicht seit dem Tode meines

Vaters Umpanda die englische Regierung ersucht, mir zu gestatten, meine Speere zu waschen? Und sie hat die ganze Zeit mit mir gespielt und mich wie ein Kind behandelt. Geh nach Hause und sage den Engländern, daß ich nach meinem eigenen Ermessen handeln werde. Wenn sie wollen, daß ich mich nach ihren Gesetzen richten soll, so werde ich wegziehen und ein Wanderer werden. Bevor ich gehe, sollen sie jedoch sehen, daß ich nicht gehe, ohne gehandelt zu haben. Geh nach Hause und melde das dem weißen Manne. Der Gouverneur von Natal und ich stehen sich gleich. Er ist Gouverneur von Natal und ich bin Gouverneur hier." So sprach der Zulukönig zu dem Boten des britischen Gouverneurs, welcher Rechenschaft verlangte.

Mit dieser Botschaft war der Handschuh hingeworfen; sie war eine Kriegserklärung.

Darauf folgte thatsächlicher Angriff, eine Grenzüberschreitung. Sirajo war ein Induna, welcher im Südosten der Berggruppe Isandluana am Büffelfluß seinen Sitz hatte. Zwei seiner Frauen, mit schrecklichen Strafen bedroht, flohen, auf britischem Gebiete Zuflucht suchend, über den Tugela. Sie wurden von einer Zulurotte, angeführt von zwei Söhnen des Sirajo, eingeholt, verhaftet und über den Tugela zurückgebracht, angesichts einer Abtheilung der Natalkafirpolizei, die zu schwach war, um einzuschreiten, und von den Zulus zwar bedroht, jedoch nicht angegriffen wurde. Die beiden Frauen wurden, sobald sie im Zulugebiete anlangten, erschlagen. Der Gouverneur von Natal verlangte die Auslieferung jener beiden Zuluanführer, um sie in Natal wegen des Grenzfrevels vor Gericht zu stellen. Ketschuajo erbot sich, eine Buße in Rindern zu erlegen, verweigerte aber die Auslieferung. Der Gouverneur der Capcolonie und Obercommissar (High Commissioner) der Angelegenheiten der Eingeborenen in Südafrika wiederholte hierauf die Forderung des Gouverneurs von Natal mit dem Bedeuten, daß, falls der König der Zulu diesem gerechten Verlangen nicht innerhalb 30 Tage nachkommen sollte, der Befehlshaber der britischen Truppen angewiesen sei, Gehorsam zu erzwingen. Auch auf diese Mittheilung erfolgte die Auslieferung nicht; Sirajo weigerte sich, trotz des Rathes der Genossen; sein väterliches Gefühl verbot ihm nachzugeben, weshalb am 11. Jan. 1879 die britischen Truppen über die Grenze von Zululand gingen.

Die Auslieferung war jedoch keineswegs die einzige anhängige Angelegenheit. In ihrer Eingabe an Ketschuajo verlangte die britische Regierung noch weiter eine Bürgschaft für eine mildere und gerechtere Behandlung seines Volkes und für ein friedlicheres Verhalten gegen friedliche Nachbarn; schließlich wurde die Aufnahme eines englischen Residenten in Zululand verlangt, welcher die Erfüllung der Vertragsbedingungen überwachen sollte.

Eine andere Beschwerde der Engländer war die Middle-Driftangelegenheit. Die Engländer hatten im Jahre 1878 eine Straße vom Kranzkop nach dem Südstrande der Mittelfurt (Middle Drift) des Tugela gebaut. Darauf kamen die englischen Arbeiter unter Führung des Straßenbauingenieurs Smith nach dem Nordstrande, der Zuluseite, der Furt und wollten dort ihren Wegebau fortsetzen. Eine Anzahl Zulu versammelte sich, mishandelte Herrn Smith und nöthigte die

Arbeiter, sich nach der englischen Seite zurückzubegeben. Sie hätten nichts davon gehört, erklärten die Zulu, daß hier eine Straße gebaut werden solle, und würden es deshalb nicht gestatten.

Im Monat December 1878 erhielt Ketschuajo von Herrn John Shepstone in Natal die Mittheilung, er habe eine Botschaft für Ketschuajo, er ersuche diesen, ihm einige Induna zu senden, sie in Empfang zu nehmen. Darauf kamen Umandaba, Unmndula nebst andern Induna, denen das Ultimatum übergeben wurde, das sie dann dem Könige überbrachten. Dasselbe verlangte 500 Ochsen für die Sirajo-, 100 Ochsen für die Middle-Driftsache, die Auflösung und Entwaffnung des Zuluheeres, die Aufhebung des Zulumilitärsystems. Es scheint, daß die Induna zögerten, dem Könige den ganzen Inhalt der englischen Botschaft mitzutheilen. Es war ihm anfangs nicht bekannt, daß die Ochsen und auch die Söhne Sirajo's verlangt wurden. Er sandte den Induna Usintuango nach dem untern Tugela und ließ Lord Chelmsford sagen, er sei bereit, die Buße für Sirajo's Söhne und auch die Buße für die Middle-Driftsache zu entrichten. Chelmsford erwiderte, das Ultimatum verlange die Bußen und die Söhne Sirajo's gleichfalls; nichts anderes werde angenommen werden; auch bestand Chelmsford auf der Entwaffnung und Auflösung des Heeres. Falls diese Forderungen nicht innerhalb der bestimmten Frist erfüllt würden, werde er einrücken.

Chelmsford's Truppen zogen nun an die Grenze, und Ketschuajo sandte abermals Boten, welche den General zu Helpmaaker trafen. Dieser erklärte denselben, nur die Auslieferung der Söhne Sirajo's und der verlangten Heerden werde seinen Marsch aufhalten; nachdem das geschehen sei, werde er über das übrige mit Ketschuajo sprechen. Ketschuajo sandte nunmehr Leute, Sirajo's Söhne zu verhaften, allein diese hatten die Flucht ergriffen. Ketschuajo berichtete dem Lord also, die Söhne Sirajo's seien entflohen, er lasse sie verfolgen. Als die Boten, die diesen Bericht überbringen sollten, die Grenze erreichten, erfuhren sie, daß die Engländer eingerückt seien, und kehrten nach Ulundi zurück. Ketschuajo sandte darauf dem Lord Chelmsford 400 Ochsen und ließ um eine Zusammenkunft bitten. Unterdessen waren die Feindseligkeiten ausgebrochen.

Seitdem Ketschuajo gesehen, daß die Engländer das große Transvaal ihrem Gebiete einverleibten, mußte er, nun von allen Seiten von englischem Gebiete umgeben, von Natal, von Transvaal und dem ja gleichfalls englischen Meere, stets gewärtig sein, daß jetzt die Reihe an ihn kommen werde. Wie tief mußte er jetzt bereuen, den Induna Sekokuni (in holländischer Schreibart Secocoeni) zur Fehde gegen die Boers des Transvaal aufgemuntert zu haben!

Sekokuni, Häuptling der Bapidi, saß in einer schwer-zugänglichen Feste im rauhen Tieflande nordöstlich von Lydenburg. Sein Land gehörte zu dem streitigen, nach Angabe der Boers von Umpanda erkauften Gebiete und wurde bei ihnen als eine Reservation (als ein für den Gebrauch der Eingeborenen reservirter Bezirk) betrachtet. Die Bapidi gehörten zu den gebildetsten Zulu; durch ihre Arbeit in den Diamantgruben waren sie namentlich mit Hinterladern und gezogenen Büchsen und deren Gebrauch wohlbekannt geworden; es gab unter ihnen auch eine Anzahl bekehrter Christen. Sekokuni selbst war ein intelligenter, gewandter Mann.

Zur Vermehrung seiner Macht hatte er aber beträchtlichen Zuzug von flüchtigen Amaswasi (welche nördlich von den Zulu an der Delagoabei zu Hause sind) und sonst mehrere kleine Ueberreste von Stämmen aufgenommen. Diesen Leuten hatte er Land an den Grenzen seines Gebietes und zum Theil auch jenseit derselben Gebiete der Republik angewiesen. In bewaffneten Banden schwärmten diese Wilden im Lande umher und beraubten die Einwohner. Der deutsche Missionar Nachtigal, der bei Sekokuni stand, fand sich dermaßen bedroht, daß er bei Nacht flüchtete; er bezog dann ein anderes Missionat am Speckboomfluß. Ein dort ansässiger Pedi (Zulu), ein Bekehrter Namens Johannes, fing darauf mit den Missionatsleuten Händel an, indem er ihnen das Holzfällen in seiner Nachbarschaft verwehrte. Eine Gesellschaft englischer Goldgräber zu Pilger's Rast (58 Kilometer von Lydenburg) verlangte Hülfe von der Regierung. Die bei den Boers dienenden Bapidi erwiesen sich überall trotzig und verließen plötzlich den Dienst. Darauf fiel Sekokuni in das Gebiet der Republik ein. Präsident Bürger zog nun mit einem Commando vor Sekokuni's Feste. Unter der aufgebotenen Mannschaft herrschte große Unzufriedenheit, weil die Jahreszeit für die Landwirthschaft den größten Fleiß verlangte. Das Commando brannte einen Theil der feindlichen Kraale nieder, doch gelang es nicht sofort, Sekokuni's Feste zu nehmen. Sein Land war „Buschveld", waldbestandenes Tiefland, der Sitz bösartiger Fieber, äußerst gefährlich für Mann und Vieh. Wegen solcher Gefahr hatten die Boers das Origstedtthal verlassen; nachdem dort zweimal eine Anzahl Menschen vom Fieber hingerafft worden war. Wegen solcher Gefahr und wegen der Dringlichkeit der Feldarbeit begnügte Bürger sich mit der Einäscherung der Kraale und trat dann den Rückzug an, ohne Sekokuni's Feste genommen zu haben. Und wegen dieses Rückzuges erklärte die englische Regierung die Transvaal-Republik für unfähig zur Selbstvertheidigung und deswegen zur Verhütung eines allgemeinen Aufstandes der Eingeborenen, namentlich der schrecklichen Zulu, gegen die Colonien, also zur eigenen Selbstvertheidigung die Einverleibung des Transvaal in die Colonien für unumgänglich erforderlich. England war nun selbst im Kriege mit den Zulu. Der Krieg durfte aber erwiesen haben, daß zur Bewältigung jener schrecklichen Wilden, der Zulu, die Annexion des Transvaal nicht gerade erforderlich gewesen war.

Lord Chelmsford, der Befehlshaber der englischen Truppen, verfügte bei Eröffnung des Feldzugs über ungefähr 5000 Mann Infanterie, 1500 Mann irreguläre (colouiale) Reiterei und gegen 7000 Mann (nur theilweise effective)Kafircontingente. Die Jahreszeit war die ungünstigste. Der Boden war überall tiefer Sumpf, jeder Bach ein reißender Strom. Unter solchen Umständen schien geboten, sich vorderhand auf die Defensive, die Vertheidigung der Colonie Natal zu beschränken und abzuwarten, bis Verstärkungen von England ankamen, die Flüsse passirbar, die Wege wegsam wurden. Allein dem General war die äußerst mögliche Eile anbefohlen worden, und in seinem Eifer glaubte er nicht warten zu können. Der volle Stand der Flüsse gewährte auch den Vortheil, daß, wie ihm der Vormarsch, so den Zulu der Einfall in Natal dadurch wesentlich erschwert wurde. Anstatt aber seine ohnehin so schwachen Streitkräfte zu concentriren und auf dem kürzesten Wege, nämlich

über Tugela-Mittelfurt und Etschowe, dem gewöhnlichen Wege der Handelsleute von Natal nach Ulundi, dem Hauptquartier der Zulu, zu marschiren, entwarf der General eine combinirte Operation und streckte gewissermaßen drei Fangarme aus, wie um jeden etwaigen Fluchtversuch des Feindes zu hindern. Er zog gleichzeitig in drei Colonnen im Zululande ein.

Die Feindseligkeiten begannen am 11. Jan. Als die dritte Colonne, 2000 Mann unter Oberst Glyn, begleitet von Lord Chelmsford und Stab, an der Rorke's Drift (Furt) über den Büffelfluß ging, hatte sie ein kleines Gefecht mit einer Anzahl von Sirajo's Volk. Die erste Colonne, gegen 1600 Mann Engländer und einige tausend Mann Kafirs unter Oberst Pearson, ging am Sonntag, 12. Jan., über den untern Tugela; die vierte Colonne, gegen 1800 Mann unter Oberst Wood, rückte im Norden von Utrecht aus ein. Die zweite Colonne, welche fast nur aus Kafirs bestand, blieb zur Grenzvertheidigung in Natal zurück.

Sobald die englischen Truppen in Zululand eingezogen waren, rief Ketschuaja sein Volk zu den Waffen, und die Krieger eilten kampfbegierig in ihre Kraale. Ketschuajo stellte im ganzen etwa 40000 Mann ins Feld. Er sandte den drei englischen Colonnen drei Colonnen entgegen, gegen Oberst Glyn eine von 20000 Mann unter Utschinquajo, eine gegen Oberst Wood unter Mahubulana, eine gegen Oberst Pearson unter Godidi. Das Volk wurde aufgefordert, Wachen auszustellen und Spione nach dem Transvaal und Natal zu entsenden, um Kundschaft einzuziehen. Der König sandte Boten zum Mapoko in Basutoland, ihn um einen Zauberer zu bitten, der seine Krieger einweihe, auch zum Sekokuni, ihn zum Ausharren im Widerstande gegen die Weißen aufzufordern. Ketschuajo wußte zwar, daß die Engländer jenseit des Meeres ein großes Heer haben, und daß er, wenn dieselben den Krieg eine Zeit lang fortsetzten, zuletzt unterliegen mußte; er hielt es jedoch für möglich, da sie zur Zeit keine beträchtlichen Streitkräfte in Natal hatten, sie zu besiegen, Natal zu bedrohen und einen günstigen Frieden zu erzwingen, ehe Verstärkungen für sie eintreffen konnten.

Die dritte Colonne, welche Lord Chelmsford und Stab begleiteten, war am 21. Jan. 16 Kilometer weiter gerückt bis zur steilen Berggruppe Isandluana (in englischen Zeitungen meistens Isandula genannt), an deren Fuß das Lager aufgeschlagen wurde. Am folgenden Morgen zog Lord Chelmsford mit einem Theile der Colonne einen Tagemarsch weiter, um zu recognosciren, und ließ im Lager eine Besatzung von 6 Compagnien des 24. Infanterieregiments, 204 Mann berittene Freiwillige (Colonialtruppen) und 800 Mann vom Kafircontingent zurück. Die Besatzung hatte zwei Kanonen. Das Lager erstreckte sich in langer Fronte am Fuße des Gebirges, von demselben nicht etwa gedeckt, sondern verdeckt, an beiden Flanken bloßgestellt. Eine Verschanzung, zu welcher das Material zur Hand war und welche im Lande eines so wachsamen Feindes geboten schien, wurde nicht errichtet, nicht einmal eine Wagenburg, wie die Boers sie so trefflich zu bauen verstanden; die Wagen standen innerhalb der Zelte.

Am 17. Jan. war eine Division des Zuluheeres von 20000 Mann unter dem Induna Utschinquajo vom Militärkraal Unodnengu, Umpanda's altem Kraal, am Weißen Umvolosi gegen die dritte englische Colonne marschirt. Diese Zulu lagerten

am 21. Jan. 6 Kilometer vom englischen Lager, durch den dazwischenliegenden Berg Isandluana verborgen. Ihre Kundschafter erblickten am Morgen des 22. den Lord Chelmsford, der mit seinem Stabe auf einer Anhöhe im Südwesten hielt. Darauf kam eine Truppe englischer Reiter, welche eine Viehheerde der Zulu auftreiben wollte, in die Nähe derselben. Dies gewährte ihnen die erwünschte Gelegenheit, die Engländer aus ihrem Lager herauszulocken. Eine Rotte Zulu griff die Reiter an; zwei Compagnien des 24. Regiments kamen vom englischen Lager her den Reitern zu Hülfe. Während dieser vorgerückte Theil der Engländer von den Zulu beschäftigt wurde, zogen sich beide Hörner der Zuluformation unbemerkt durch das hohe Gras um die englischen Flanken und drangen dann plötzlich, trotz des ununterbrochenen Feuers, mit großer Schnelligkeit und Ordnung vor. Sobald ein Mann fiel, trat ein Nebenmann an seine Stelle. Auf seiten der Zulu fielen zwei oder drei Schüsse, wurden zwei oder drei Assagai geschleudert, und die Fronte war mit der Fronte im Handgemenge, wo sich dann der kurze Stoßspieß des Zulu als eine bessere Waffe erwies als das Bajonnet des Soldaten, so wüthend und so wuchtig auch diese mit ihm um sich stießen. Das 24. Regiment zog sich auf das Lager zurück; die Kafircontingente stürzten sich in wirrer Flucht durch die Glieder. Unterdessen hatten sich die beiden die Engländer umschließenden Hornspitzen der Zulu immer mehr genähert, und zuletzt schlossen sie sich mit einem dumpfen Rufe zusammen. Die einzelnen Engländer, welche entkamen, waren zwischen den Hornspitzen vor ihrem Zusammenschluß hindurchgerannt. Von den schnellfüßigen Wilden verfolgt, liefen sie erst 6 Kilometer weit über ein rauhes Feld, dann einen steilen Abhang hinunter und durch den Büffelfluß, in dessen Strome gegen hundert ertranken. Anderthalb Stunden nachdem man die ersten Plänkler der Zulu auf den umliegenden Höhen erblickt, war das englische Lager im Besitz der Zulu, der Kampf zu Ende. Als Lord Chelmsford gegen Abend von der Recognoscirung zurückkehrte, fand er, daß seine Vorräthe sämmtlich verloren und das Feld mit den Leichen seiner Truppen bedeckt war. Die Zahl der auf der englischen Seite Gebliebenen betrug an 1000 Mann. Aber auch die Zulu hatten ihren Sieg theuer erkaufen müssen. Auf dem Schlachtfelde standen sie drei Tage lang, ihre Todten zu begraben und ihre Verwundeten fortzuschaffen, von denen sehr viele in den letzten Zügen lagen. Ein einzelnes Regiment hatte über 500 Mann verloren. Die Induna Umkosana und Sigodi waren gefallen.

Ketschuajo fühlte sich tief entmuthigt über so schweren Verlust. Noch tiefer sank ihm der Muth, als er erkennen mußte, wie unter der Einwirkung des europäischen Sturmes die bisher so gerühmte Disciplin seines Heeres sich verflüchtigte. Als nach zehn Tagen das Heer von Isandluana nach Ulundi zurückkehrte, trafen nur die Induna und ein kümmerlicher Rest der Truppen ein; die Mannschaften hatten sich in Masse nach Hause begeben. Sogar nach einem Siege konnte Ketschuajo sein Heer nicht auf die Länge zusammenhalten.

Lord Chelmsford biwakirte in der Nacht nach seiner Rückkehr nach Isandluana auf dem Schlachtfelde unter den Todten und marschirte am folgenden Morgen nach Rorke's Drift zurück, um zuvörderst nach Natal zurückzukehren. Der an der Uebergangsfurt Rorke's Drift zurückgelassene Posten von 80 Mann war nach Ein-

nahme des englischen Lagers zu Isandluana von den Zulu unter Dabulamanzi heftig bestürmt worden, hatte sich jedoch tapfer gehalten, sodaß der Flußübergang ohne Schwierigkeit vor sich ging. Chelmsford glaubte, daß zunächst ein Einfall der Zulu in Natal bevorstehe, daß mithin die Vertheidigung Natals seine nächste Aufgabe sei. Der Einmarsch in Zululand war vorläufig aufgegeben.

Inzwischen hatten die Obersten Pearson und Wood ihre Operationen fortgesetzt und dieser im Norden, jener im Süden Zululands feste Stützpunkte für den nächsten Vormarsch ihres Generals gesichert.

Am Sonntag, 12. Jan. begann die erste Colonne (Oberst Pearson) den Uebergang über den Tugela. Derselbe wurde vermittels Fähren bewerkstelligt, die von Ochsen vom jenseitigen Ufer aus hinübergezogen wurden und Tag und Nacht arbeiteten, ohne von den Zulu angegriffen zu werden, und am 16. lagerte das ganze Corps nebst seinem langen Train am jenseitigen Ufer in Zululand. Bei Tagesanbruch am 18. begann der Marsch in zwei Abtheilungen: die erste mit einem Train von 50, die zweite mit einem von 80 Wagen. Nach den ersten 28 Kilometer, am Umsinduſifluß, welchen der Vortrab am 19. erreichte, mußte man einen Tag lang halt machen, um den hintern Theil des Trains herankommen zu lassen, von dem in der Nacht des 19. erst 30 Wagen den Fluß passirt hatten, und um die Zugochsen ausruhen und füttern zu lassen. Der Weg war blos ein schlüpfriger Pfad durch offenes Gefilde. Die Trainwagen waren die bei den Boers üblichen schweren Blockwagen, je mit einem Gespann von 14 oder 18 Ochsen. Der Train der Colonne mit seinen 130 Wagen erstreckte sich 12 Kilometer in der Länge. Zur Escorte eines so langen Wagenzugs war eine unverhältnißmäßig starke Mannschaft erforderlich. Der Schritt der Ochsen war äußerst langsam, selten über 2 Kilometer in der Stunde. Wo der Weg steil, abschüssig oder sonst schwierig war, blieben sie stehen. Jedes Gespann hatte einen Kafir zum Treiber und einen Kafirburschen, welcher den Leitochsen führte. Der militärische Trainchef erwies sich bald der Aufgabe nicht gewachsen; man mußte statt seiner einen Civilisten anstellen, welcher mit dem Ochsenfuhrwerk, mit dem Lande und der Kafirsprache vertraut war. Auch suchte man soviel wie möglich Maulthiere und leichtere Wagen anzuschaffen. Am 21. ging das Corps über den Amatakulu, 12 Kilometer vom letzten Lager. Der Pfad führte hier durch dichtes Dorngestrüpp, der Fluß war tief und der Uebergang schwierig. Es war stockfinster, als die Schlußzüge des Corps im Lager eintrafen. Obgleich der Marsch um 6 Uhr am Morgen angetreten worden war, hatte das Corps doch nur 12 Kilometer zurückgelegt.

Am 22. Jan., dem Tage von Isandluana, brach der Vortrab der Colonne um 5 Uhr auf, entschlossen, Etschowe, die Bestimmung der Colonne, das noch 18 Kilometer entfernt war, noch gegen Abend zu erreichen, und ging nun über die Injesane, 15 Kilometer von Etschowe. Dichtes Gestrüpp wuchs ringsumher; da jedoch die Reiterei, als sie recognoscirte, nichts Feindliches fand, so wurden Vedetten aufgestellt und dann ein Hügel gewählt, um zu frühstücken und das Vieh zu füttern. Die Wagen hatten eben angefangen, in Reihen aufzufahren, als auf eine recognoscirende Abtheilung des eingeborenen Contingents geschossen wurde;

alsbald fielen in derselben 1 Offizier, 4 Unteroffiziere, 3 Gemeine. Die Schüsse kamen aus dem dichten Gebüsch am Flusse. Jetzt sahen die Engländer die Zulu in Masse links über die Anhöhen kommen. Sofort faßten die englische Artillerie und Infanterie Position auf dem Frühstückhügel, während die englische Reiterei fortsprengte, die vordringenden Zulu zu hemmen. Kanonenkugeln und Raketen schlugen dicht in das umliegende Gebüsch ein. Die Infanterie (3. Regiment) überschüttete den Feind mit Geschossen. Unterdessen drang das linke Horn der Zulu fortwährend vor, die zweite Abtheilung der Colonne kam jedoch noch rechtzeitig heran, die Ueberflügelung der rechten englischen Flanke zu verhindern. Ein Theil des rechten Zuluhorns hatte sich an der linken englischen Flanke in einem Kraal festgesetzt, die Engländer von hier aus zu überflügeln; die Marinebrigade, gedeckt von den Kanonen, erstürmte jedoch die Stellung. Die Zulu zogen sich nun zurück; die Engländer folgten in erweiterter Fronte, jedoch nur eine kurze Strecke. Das Feld war bedeckt mit den Todten der Zulu; von 5000 Mann, welche sie zum Angriff heranführten, hatten sie 600 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Den Obersten Pearson und Parnell wurde je ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Die Engländer hatten 8, unter den Kafirs 4 Todte; 16 Engländer waren verwundet. Die Zulu nahmen auf dem Rückzuge ihre Verwundeten sämmtlich mit. Die Colonne marschirte ohne Aufenthalt weiter; aber der Weg, welcher auf die etschowe Anhöhen hinaufführte, war so steil und gewunden, daß sie in der folgenden Nacht nur an 5 Kilometer vom Schlachtfelde am Inejesane biwakirte. Am 23. brach sie jedoch bei Tagesanbruch auf und um 10 Uhr vormittags zogen die Spitzen der Colonne zu Etschowe ein.

Etschowe, die Station des norwegischen Missionars Oftenbro, lag auf einem Plateau, welches den Blick nach dem Meere hinüber und über eine weite Landschaft von Hügel und Thal, Schlucht und Dickicht mit dem rauhen Gebirge von Zululand in der nördlichen Ferne gewährte. Es enthielt Kirche, Schule, Wohnhaus und mehrere andere kleine Häuser von Ziegelmauern und Strohdach. Jedes Haus war umgeben von Gärten, Orangen- und Gummibaumhainen und andern Anlagen. Die Orangenanlage beim Wohnhause des Missionars galt für die prächtigste in Südafrika. Am Ende der Anlage rann ein plätschernder Bach, beschattet von dichtem Gebüsch. Welch ein friedliches und freundliches Bild! Wie sollte es von der Hand des Kriegers so bald verödet werden! Die prächtigen Haine wurden sofort gefällt, um den Geschossen des Weißen Spielraum zu gewähren. Der englische Stab hatte das Missionat zur Anlage eines Fort als vorgeschobenen Posten gewählt, weil die Gebäude, die es enthielt, sich vortrefflich zur Niederlage der Vorräthe eigneten; dasselbe hatte aber sonst keineswegs eine für ein Fort günstige Lage. Es war auf drei Seiten von höherm Terrain in Büchsenschußweite beherrscht, während auf der vierten Seite eine mit Gebüsch dicht bestandene Schlucht dem belagernden Feinde großen Schutz gewährte. In der Entfernung von 1400 Meter im Südosten erhob sich ein Bergkegel mit vielen Felsvorsprüngen, auf der vom Fort abgewandten Seite dicht mit Gebüsch bestanden. Die Zulu pflegten bei Nacht diesen Berg hinaufzuklettern, um des Morgens auf die englischen Vedetten zu schießen und zu beobachten, was innerhalb des Fort vorging. Zum Glück für

die Besatzung entdeckten die Zulu nicht, daß sie von diesem Berge und den andern höhern Stellen in das Fort hineinschießen konnten. Im Südwesten, nur 500 Meter entfernt, war ferner dichte Waldung, welche sich mehrere Kilometer weit nach einigen großen Kraalen erstreckte. Sonst war das Plateau, auf welchem das Missionat stand, offenes Grasland.

Die Verschanzung wurde unverzüglich in Angriff genommen; jedermann, Offiziere und Gemeine, machte sich rüstig ans Werk. Am 24. wurde ein Zug von 50 Wagen unter Major Coates nach dem englischen Hauptquartier an dem untern Tugela gesandt, um Vorräthe zu holen, was ohne Hinderniß bewerkstelligt wurde. Am 29. traf eine Depesche von Lord Chelmsford ein, welche die Niederlage am Isandluana meldete; Pearson müsse also, bemerkte der General, eines Angriffs der ganzen Zulnarmee gewärtig sein; er stellte es dem Obersten jedoch anheim, zu entscheiden, ob er sich für stark genug halte, das Fort zu behaupten. Wenn dies nicht der Fall sei, so solle er sich unverzüglich nach dem Tugela zurückziehen. In dem alsbald versammelten Kriegsrathe wurde beschlossen, das Fort um jeden Preis zu halten. Es sollte jedoch die sämmtliche Reiterei, weil für die Pferde nicht hinreichend Futter vorhanden war, und die beiden Kafirbataillone, weil es für dieselben an Raum und Vorräthen fehlte, wegziehen. Diese Truppentheile marschirten demnach ab und kamen in der folgenden Nacht im Hauptquartier an dem Tugela an, ohne auf Zulu gestoßen zu sein. Der Abgang der Reiterei erwies sich bald als ein schwerer Verlust; namentlich bei Recognoscirungen und zur Bewachung des außerhalb des Fort weidenden Viehs wurden ihre Dienste schmerzlich vermißt.

Am 29. Jan. befanden sich nunmehr in Etschowe 6 Compagnien des 3. Infanterieregiments (Bluffs), 609 Mann; 4 Compagnien des 99. Infanterieregiments, 380 Mann; Marinebrigade 174 Mann, Artillerie 26 Mann, Ingenieure 96 Mann, zusammen 1292 Mann englische Truppen; Kafirtruppen (Natalpionniere, eingeborenes Contingent) 65 Mann; Commissariat und Train 47 Engländer, 290 Kafirs; Stab 7; zusammen 1339 Engländer, 355 Kafirs. An Waffen waren vorräthig 1200 Martinigewehre mit 33 Patronen für das Gewehr, 1 Gatlingkanone mit 127000 Patronen, 2 Raketenrohre mit 83 Raketen, 2 Siebenpfünder mit 500 Patronen.

Der Vorrath an Proviant war reichlich; der Train hatte 3000 Zugochsen und 60 Maulesel.

Da es nach dem Abmarsch der Reiterei sich herausstellte, daß die Besatzung nicht im Stande war, die große Menge Zugvieh, die sie bei sich hatte, weiden zu lassen und zu hüten, so wurde befohlen, 1000 Zugochsen mit ihren Treibern nach dem Hauptquartier an dem Tugela zu entsenden. Es war zwar zu vermuthen, daß die Zulu dieselben auffangen würden; allein die Besatzung meinte, sie den Zulu bald wieder nehmen zu können. Auch ging es nicht an, diese Menge Vieh zu schlachten; die Besatzung konnte sie nicht essen und nicht begraben und zugleich mit dem Schanzen fortfahren. Am 30. Jan. wurden also 1000 Ochsen und 28 Maulesel auf verschiedenen Wegen nach dem Tugela fortgeschickt. Die Mauleselheerde wurde bereits in der Entfernung von 2 Kilometer vom Fort weggenommen; die Zulu bestiegen die Thiere und ritten davon. Als die Treiber endlich die Zulu

in großer Menge herankommen sahen, trieben sie 500 Ochsen nach dem Fort zurück. Den Rest erblickten die Engländer niemals wieder. Einige Kafirjungen wurden vermißt; sie waren einfach weggelaufen und hatten den Zulu das Vieh, das sie trieben, überlassen. An demselben Morgen wurden 90 Schlachtochsen, welche, zur größern Sicherheit in den Graben des Fort unter der Bastion gestellt, herausgesprungen waren, weggenommen.

Die Verschanzung wurde schnell gefördert. Die Trainwagen, mit ihren Ladungen von Korn, Zwieback, Wolldecken, Gepäck u. s. w. innerhalb des Walls im Kreise aufgestellt, bildeten vortreffliche Traversen; der Draht in dem Zugtau machte gute Fußfallen.

Das Fort hatte eine oblonge Form und war an der Ost- und der Westseite je 300 Meter, an der Nordseite 120 Meter und an der Südseite 180 Meter lang. Die Kirche wurde zum Hospital eingerichtet, die Schule und das Wohnhaus zu Vorrathsspeichern. Die andern Gebäude wurden abgerissen. Um das Einschleichen von Zuluspionen zu verhindern, mußten alle zur Besatzung gehörenden Kafir einen blauen Tuchstreifen an den Rock nähen. Diejenigen Kafir, welche weder Rock noch auch Hemde hatten, trugen den Tuchstreifen als Halsbinde. Mannschaft und Offiziere machten es sich bequem in geschützten Schlafstellen mit Segeltuchvorhängen, die sie sich unter den Wagen zurechtmachten.

Die Reiterei hatte bei ihrem Abgange mehrere Pferde zurückgelassen. Mit diesen machte sich eine Anzahl Leute des 99. Infanterieregiments und des Trains beritten und bildete sich zu einer Art von irregulärer Reiterei aus, welcher der Name „Ulanen" beigelegt wurde. Obschon dies ein Spottname, eine Anspielung auf die gleichnamigen berühmten deutschen Reiter war, so erwies sich das Corps seines Namens doch keineswegs durchaus unwürdig; die Leute dienten als Vedetten, beschützten das Vieh auf der Weide und leisteten sonst die wichtigsten Dienste.

Der Proviant war noch immer reichlich. Jedermann im Fort stand des Morgens bei der Reveille auf und arbeitete den Tag über an den Schanzen, später am Straßenbau, und um 8 Uhr abends fand die letzte Postenablösung statt, worauf dann die Lichter sofort ausgelöscht wurden und die Besatzung sich dem Schlafe hingab. Der Schlaf wurde dann manchmal durch die Alarmglocke (die Kirchenglocke) gestört, worauf der Wall sogleich besetzt wurde und jeder an seinen bestimmten Posten trat.

Am 7. Febr. theilte Lord Chelmsford weitere Nachrichten über die Niederlage am Isandluana mit und verlangte, daß die in Etschowe stehende Marinebrigade nach dem untern Tugela marschire, die dortigen die Natalgrenze deckenden Forts zu besetzen; auch solle Oberst Pearson und Stab sich dorthin begeben. Ein Sieg werde dem Obersten die beste Gelegenheit darbieten, sich mit einem Theile der Besatzung zurückzuziehen, sonst würde es gefährlich sein. Pearson solle also seine Verschanzung so herrichten, daß sie sich einer schwächern Besatzung anpasse, und die besten Feldoffiziere zurücklassen. Er solle nur durchaus unentbehrliches Gepäck mitnehmen, Kranke und Verwundete müßten in leere Wagen kommen. Lord Chelmsford hoffe, die Zulu würden die britischen Posten gleichzeitig angreifen, er erwarte den Angriff seinerseits. In dem sofort versammelten Kriegsrathe wichen die Ansichten entschieden von denen

Lord Chelmsford's ab; man zweifelte an der Möglichkeit, seinen Instructionen nachzukommen; die Besatzung wußte, daß ein Heer von 20000 Zulu zwischen Etschowe und dem Tugela stand, und daß ein anderes Zuluheer bei Etschowe selbst stand, von dem es scharf beobachtet wurde. Man fragte sich also, ob es möglich sei, daß 500 Mann Infanterie nebst einem langen Wagenzuge das Fort unbemerkt verlassen und dann die ihrem Marsche entgegenstehenden Massen durchbrechen könnten. Es waren 53 Kilometer rauhen Terrains vom Fort nach dem Tugela, und bei dem langsamen Gange der Ochsen zumal war nur zu sehr zu besorgen, daß das Corps unterwegs umzingelt werden und daß das Gemetzel von Isandluana sich wiederholen würde. Außerdem verhinderte die Größe des Fort den Abzug der halben Besatzung. Dem Verlangen Chelmsford's, das Fort einer kleinern Besatzung anzupassen, konnte nicht nachgekommen werden; denn die Ingenieure erklärten, daß bei der Lage des Fort das nicht ausführbar sei, daß vielmehr eine ganz neue Verschanzung gebaut werden müsse. Der Umfang des Fort betrug gegen 800 Meter; er war viel zu groß, um von der halben Besatzung besetzt zu werden und auch das Vieh hüten und schützen zu können. Pearson sah sich also genöthigt, seinem General diese Einwendungen gegen dessen Befehle mitzutheilen. Uebrigens hatte Pearson schon vorher um Verstärkungen nachgesucht, um diesen Vorposten halten zu können, bis Lord Chelmsford wieder vorrücken werde. Der Obergeneral bestand auf der sofortigen Reduction der Besatzung auf die geringste für die Vertheidigung des Fort erforderliche Anzahl. „Er", fügte der Lord hinzu, „werde dadurch auch mehr Zeit zur Einlieferung von Vorräthen gewinnen." Dabei wiederholte er fortwährend, es sei Pearson's persönliche Anwesenheit an dem untern Tugela unumgänglich erforderlich. „Nach der neuesten Nachricht", sagte er weiter, „seien die Zulu nicht gesonnen, sich die Köpfe gegen die englischen Posten einzurennen, sondern Einfälle in Natal zu machen. Um desto mehr sei eine bewegliche Colonne an dem untern Tugela erforderlich; die andern Colonnen seien zu schwach, als daß er sie vermindern könne, um diejenige Pearson's zu vergrößern. Ein jeder müsse aushalten, so gut wie er könne; so müsse Pearson seine Instructionen auffassen. Das Detail sei ihm überlassen; er möge ihn nur wissen lassen, wann er sich zurückziehen wolle. Pearson solle kein Räderfuhrwerk mitnehmen" (Chelmsford meinte wahrscheinlich mit Ausnahme der Wagen für die Kranken u. s. w.); „kein Aufenthalt dürfe auf dem Marsche stattfinden, auch nicht, wo einige Schüsse auf die Colonnen gefeuert werden sollten." Als Chelmsford diese Depesche absandte, hatte er noch nicht diejenige Pearson's erhalten, in welcher die Gründe auseinandergesetzt worden waren, die dem Abzuge eines Theiles der Besatzung entgegenstanden. Die Antwort auf diese Depesche erwartete jeder im Fort mit Sehnsucht, allein vergeblich. Keine Depesche kam, die Verbindung war vollständig unterbrochen.

Um die Mitte Februar war der Bau des Fort fertig. Um dasselbe zog sich ein Graben, 7 Fuß tief und 12 Fuß weit, flankirt von bedeckten Gängen und den Brustwehren. Am Glacis waren Drahtfußfallen, im Graben unter den Kanonen und unter der von der Marine besetzten Bastion Pfähle eingesetzt. Das Fort hatte fünf Thore; zum Hauptthor führte eine Zugbrücke, durch das Innere des Fort eine eiserne Schienenbahn, welche nöthig war, weil bei dem mitunter

mehrere Tage und Nächte anhaltenden Regen der Boden sehr schlammig und schlüpfrig ward.

Die Kanonen und Raketenapparate wurden mit Schichten von Sandsäcken und Erdsoden geschützt. Die beiden Siebenpfünder standen an der Südost- und Südwestecke, die Raketen an der Nordwestecke, die Gatlingkanonen an der Ostseite. Die Artillerie machte aus Präservatblechen Bomben.

Am Sonntag, 9. Febr., wurde das heilige Abendmahl genommen, wozu sich Offiziere und Gemeine in großer Anzahl einfanden. Der Prediger, Missionar Robertson, welcher 27 Jahre in Zululand gestanden, theilte der Mannschaft die Nachricht von der Isandhlanakatastrophe mit und forderte sie auf, Muth zu fassen: sie seien Christen, die hier für eine gerechte Sache kämpfen und siegen müßten.

Gegen hohe Belohnung wurde am 11. Febr. ein Kafir gewonnen, um einen Brief nach dem Tugela zu überbringen. Elf andere Kafirs begleiteten ihn, um die Gelegenheit zur Desertion zu benutzen. Von ihnen entkam nur ein einziger Kafir, aber nicht der Briefträger.

Die Ulanen brannten einige Kraale in der Nähe ab und leisteten dann einen besonders guten Dienst durch Ueberrumpelung der Zulu auf dem Berge im Südosten des Fort, dem Wachtplatz derselben. Sie schlichen sich früh morgens hinauf und feuerten auf die Vedetten. Es war unnütz, das Feuer zu erwidern; denn die Zulu versteckten sich hinter die Felsen, die ringsumher standen. Auf der andern Seite sicherte dichte Waldung den Rückzug, wenn Truppen in größerer Zahl gegen sie geschickt wurden. Die Ulanen hielten sich nicht für stark genug, um allein die Position zu nehmen. Pearson wollte nicht wagen, Truppen hinaufzusenden. Eines Morgens wurde die Bergwacht jedoch von sechs Ulanen zu Fuß überrumpelt, welche den Zulu zuvorkamen, sie dann plötzlich anfielen und die meisten erschossen. Die Zulu kamen den Berg niemals wieder hinauf. Auch vermochten die Ingenieure nicht, sie zu verlocken. Diese wollten ihnen einen Pfahl zum Geschenk machen, welchen sie in die Erde steckten, wo er unschuldig genug aussah; wenn man ihn aber in die Höhe zog, so explodirte eine Ladung Dynamit. Die Zulu hüteten sich jedoch vor den Ueberbringern von Geschenken. Vom Gipfel des Berges hatte man eine großartige Aussicht, im Süden bis zur Tugelamündung, wo ein englisches Kriegsschiff vor Anker lag, im Norden bis an die wildschönen Berge von Zululand.

Man fand jetzt, daß der Vorrath an Kaffee, Thee, Zucker und sonstigen Colonialwaaren, an Spirituosen u. s. w. sehr knapp ward; die Ankündigung, daß die Privatvorräthe, welche von den nach dem Tugela abgegangenen Truppen hinterlassen worden waren, in Auction versteigert werden sollten, wurde deshalb mit Freude aufgenommen. Es wurden sehr hohe Preise erzielt.

Am 21. wurde ein Ausfall unter Pearson's persönlicher Führung gemacht, um die Zulu aus einem Gehölz neben der Viehweide zu vertreiben. Das Vieh mußte jetzt nach einer 2 Kilometer vom Fort entfernten Weide gehen und dahin von zwei Compagnien Infanterie escortirt werden. Neben der Weide war dichter Wald und mehrere Kraale waren in der Nähe. Die Viehhut war also mit beträchtlicher Gefahr verbunden. Die Trainkafirs, mit Büchsen bewaffnet, gingen auf einer Seite

rasch im Gehölz vor, ein Theil der Infanterie auf der andern. Kein Zulu war zu finden, und der ganze Zug kehrte nach dem Fort zurück. Am folgenden Tage wurden Schüsse in der Richtung der Weide gehört und der Trainchef eilte fort mit den Ulanen, gefolgt von zwei Compagnien Infanterie. Gegen 30 Zulu kamen aus dem Gehölz und feuerten auf die Viehtreiber. Diese erwiderten das Feuer und ein Zulu fiel. Die Zulu zogen sich zurück, erhielten jedoch eben Verstärkung, als die Ulanen herankamen und sie in die Flucht trieben; sie steckten sodann einen Kraal in Brand und kehrten um. Am 24. machte Pearson wieder einen Ausfall gegen einen Kraal in der Umgegend, welcher in einer so tiefen Schlucht lag, daß die Reiterei nicht herankommen konnte. Die Natalpionniere (Kafirs) und die Trainkafirs gingen gegen den Kraal vor, die Zulu flohen und der Kraal wurde in Brand gesteckt.

Vom Fort nach dem alten Herwege wurde ein neuer Weg gebahnt, welcher die Entfernung nach dem Tugela um $6\frac{1}{2}$ Kilometer abkürzte und viel Waldung vermied.

Die Zulu griffen die Engländer fortwährend in kleinen Rotten an, was diesen weiter keinen Schaden zufügte und nur einige Unterbrechung in die Monotonie ihres Aufenthalts brachte. Das Musikcorps des 99. Regiments spielte alle Abende, doch verfehlten seine Melodien zuletzt ihre aufheiternde Wirkung. Der Missionar Robertson hielt einige Vorlesungen über die Zulu, die Interesse erregten. Man schaute fortwährend mit Fernrohren nach der Ankunft eines Convoi aus, man sehnte sich vor allem nach Nachrichten. Obgleich die Beköstigung noch immer reichlich genug war, so magerten doch fast alle ab, erkrankten an einem schleichenden nervösen Fieber. Gemeine hatten schon seit geraumer Zeit keinen Taback mehr, die Offiziere mußten die Pfeifen zählen, die sie sich gestatten konnten. Alles Gedruckte, was immer sein Inhalt war, wurde mit Begierde aufgerafft zur sorgfältigen Lektüre.

Nachdem die Belagerten seit dem 8. Febr. ohne alle Nachricht vom Hauptquartier gewesen waren, gewahrten sie am 3. März ein helles Licht, das in bestimmten Zwischenräumen auf einem Berge an dem Tugela erglänzte. Die Belagerten meinten anfangs, es sei das Gras, das dort in Brand stehe; zuletzt erkannten sie, daß es Signale an dem Tugela waren, die zu ihnen sprachen. Groß war die Freude, alle fühlten sich augenblicklich von neuer Hoffnung belebt. Natal war also nicht verheert worden; Freunde standen noch an dem Tugela, die zu Hülfe kamen.

Am ersten Tage fand sich niemand im Fort, der die Lichtsignale lesen konnte; am folgenden trat jedoch ein Unteroffizier vor, der einige Instructionen im Spiegelsignalisiren gehabt hatte, und las: „Ich werde am 12. angreifen. Wenn ihr mich erblickt, fallt aus nach —", weiter konnte er nicht kommen. Wie zu antworten sei, wußte niemand, obgleich man allerdings Signalspiegel hatte. Man machte mehrere Versuche, die mislangen. Ein schwarzer Rahmen von 12 Fuß im Geviert wurde auf zwei Stützen geschwungen, allein bei der Entfernung von 25 Kilometer wurde der Rahmen vom Boden bedeckt. Raketen wurden abgefeuert, um anzuzeigen, daß die Signale gesehen und verstanden worden waren; allein bei dem hellen, unbewölkten Himmel konnten dieselben nicht gesehen werden. Daß

man also das Telegramm nicht recht verstehen konnte, erregte großen Verdruß im Fort. War nach den Worten „fallt aus" zu schließen, daß die Besatzung ausfallen, angreifen und dann nach dem Fort zurückkehren solle, oder sollte sie ausfallen und sich nach dem Tugela durchschlagen? So fragte und stritt man sich.

Am 1. März fand ein großer Ausfall unter Führung des Obersten statt gegen einen Militärkraal unter dem Induna Umbulamansi, 12 Kilometer vom Fort. Von dort bis zum Fort war Waldung, sodaß die Zulu leicht hindurchkommen und das Vieh anfallen konnten, wie sie fortwährend in kleinen Banden thaten. Um 3 Uhr morgens marschirten 400 Mann Infanterie mit 1 Kanone, die Natalpionniere (Kafirs) und 30 Ulanen, und waren unbemerkt bis 2 Kilometer vom Kraal gelangt, als ein Versuch der Reiter, einige Hirtenburschen zu fangen, einen Vorposten des Kraals aufweckte, worauf dort Alarm geschlagen wurde. Pearson ging nun bis auf einige hundert Meter vom Kraal vor und bombardirte denselben; die Engländer vernahmen deutlich die laute Stimme des Kraalhauptmanns, der seine Befehle ertheilte, und hörten, wie das Vieh fortgetrieben wurde. Darauf ritten 13 Ulanen in den Kraal hinein und fanden ihn gänzlich verlassen. Er enthielt 62 Hütten. Die Natalpionniere und einige Ulanen folgten den Zulu eine Strecke und warfen ihnen ein paar Bomben nach, aber wegen des Gebüsches wurden wenige getroffen. Die Zulu zogen sich über einen Berg nach einem andern Kraal Umbulamansi's zurück. Die Engländer, welche diesen in Brand zu stecken gedachten, fanden die Feinde hier zu einem festen Widerstande bereit und hielten es für gewagt, sie anzugreifen. Die Nataler und die Ulanen wurden also zurückbeordert und der Rückzug angetreten. Sobald die Zulu den Feind kehrt machen sahen, eilten sie in Haufen den Berg wieder herunter und besetzten das Dickicht, längs dessen die Engländer sich zurückziehen mußten. Diese bemerkten es jedoch, gingen deswegen von dem Wege ab und schlugen einen andern querfeldein ein. Die Zulu folgten, eilten den Engländern voraus und besetzten eine Anhöhe nach der andern, bei welcher die Engländer vorbeikommen mußten. Gleichzeitig griffen sie den Nachtrab der Engländer unablässig an. Es waren mehrere morastartige Flüsse zu passiren, was der Reiterei und der Bedienung der Kanonen viel Mühe machte. Die Engländer kamen jedoch um 10 Uhr abends im Fort an, ohne einen Mann verloren zu haben; sie bewunderten die Entschlossenheit und Geschwindigkeit, mit welcher die Zulu von einer Anhöhe oder einer sonst geschützten Stelle zur andern rannten und Posto faßten. Zum Glück für die Engländer hatten die Zulu keine Hinterlader und waren schlechte Schützen. Kein Schuß traf einen Engländer. Einem Manne wurde der Carabiner aus der Hand geschossen: das war alles, was sie im Treffen leisteten.

Am 8. März waren alle Schlachtochsen verzehrt und die Besatzung mußte nun mit dem so geringgeschätzten Zugvieh fürliebnehmen, welches allmählich, wo das Gras der so sehr beschränkten Weide dünner ward, so abmagerte, daß kaum zwei Loth Fett an ihrem Leibe zu finden waren. Ueberdies wollte der Trainchef nur die großen starkknochigen Ochsen herausgeben, die, wie er sagte, schon von selber umkommen würden, aber nicht die kleinen fetten Zulnochsen, weil er sie brauche, um die Besatzung beim Abmarsche wegzubringen. Fett war den Belagerten unent-

behrlich; ohne Fett konnten sie weder ihre Kuchen noch ihr Fleisch braten. Man versuchte es sogar mit Stiefelschmiere, Wagenschmiere; diese Surrogate erwiesen sich jedoch ungeeignet. Die Zulu pflegten über die Schlucht beim Fort hinüberzurufen und die Hirten der Besatzung über den elenden Zustand der Heerde zu verhöhnen. „Weshalb", riefen sie, „gebt ihr nicht mehr Acht auf Ketschuajo's Vieh und füttert es nicht besser? Er wird es bald holen."

Man sah jetzt große Haufen Zulu beim Fort vorbeiziehen, welche ansehnliche Viehheerden trieben, und vermuthete, daß ein Angriff bevorstand. Täglich wurden dem Fort Spiegelsignale zugeblitzt, dasjenige betreffs des Ausfalls besonders häufig wiederholt; die Besatzung verstand jedoch noch immer nicht anzufragen, ob die ganze Besatzung ausfallen solle oder nur ein Theil und welcher.

Am 11. kam ein Kafir mit weißer Flagge und Depesche. Er wurde mit Freudengeschrei begrüßt; denn seit dem 8. Febr. war keine Nachricht eingetroffen. Allein seine Depesche erwies sich als bereits 14 Tage alt; sie theilte nur mit, daß das Fort bald entsetzt werden solle. Man konnte es aber keineswegs den Füßen des Kafirs ansehen, daß er einen Marsch von 14 Tagen gemacht hatte; auch sah sein Rock, ein Ueberrock des 24. Regiments, gar zu sauber aus. Er machte sich anderweitig verdächtig und wurde also in Haft genommen als Spion. Auch fand sich, daß der Mann gut englisch sprach, obgleich er erklärte, daß er nichts davon verstehe. An demselben Tage machten die Zulu einen heftigen Angriff auf die am Wegebau arbeitenden Truppen. Diese sowie das Vieh wurden eingezogen und eine starke Abtheilung der Besatzung wurde hinausgesandt, wo dann natürlich kein Zulu zu finden war.

Am 13. kam der erste Todesfall unter den Offizieren vor; Hauptmann Williams starb an einem Fieber und Erschlaffung. Man hatte unter Offizieren und Gemeinen viele Fieberkranke. Keiner schien wieder zu genesen, obgleich auf einer dem Fort gegenüberliegenden Anhöhe ein Zelt aufgeschlagen war, nach welchem die Kranken täglich hinausgebracht wurden, um frische Luft zu schöpfen. Diese verlangten besonders sehr nach kühlenden, brausenden Getränken, die nicht vorhanden waren.

In der täglichen Erwartung der Entsatztruppen, die der heftige Regen zurückhielt, wurde die für den befohlenen Ausfall bestimmte Mannschaft marschfertig gehalten: 400 Mann Infanterie, 170 Mann Marineinfanterie, 30 Mann Ingenieure, 50 Mann Natalpionniere, 1 Gatlinggeschütz, 5 Raketenapparate, 3 Tage Viehfutter, 6 Schlachtochsen. Der Gemeine trug 1 Tag gekochte Ration, 1 Tag Zwieback, 100 Patronen, Ueberrock, eine schwere Marschordnung, wo es galt, sich durch einen feindlichen Cordon hindurchzuschlagen. Die Spiegelsignale berichteten jetzt jedoch, der Entsatz sei bis zum 11. April ausgesetzt, wo 4000 Mann britische und 2000 Mann Kafirtruppen kommen sollten.

Erst um die Mitte März machten die Belagerten ausfindig, wie jene Signale zu beantworten, und einige mit diesem Dienste betraute Leute wurden bald fähig, Botschaften zu senden. Die Zulu sahen, daß sie den Verkehr zwischen dem Fort und dem Tugela nicht verhindern konnten, und ließen deshalb in ihrer Wachsamkeit hinsichtlich der feindlichen Boten etwas nach. Es kamen nun Boten vom Hauptquartier unbehelligt im Fort an.

Die Zulu waren bei ihren fortwährenden Angriffen auf die Vedetten so kühn und so listig geworden, daß täglich eine Abtheilung Infanterie abgeschickt wurde, um die Vedettenlinie abzupatrouilliren und, wo erforderlich, Beistand zu leisten. Diesen Patrouillen kamen die Zulu aber niemals zu Gesicht.

Am 23. kamen zwei derselben mit weißen Flaggen, welche die Botschaft von Ketschuajo überbrachten, daß, wenn Pearson nach dem Tugela abmarschiren und die Kornfelder unbeschädigt lassen wollte, der Fürst ihn unbehelligt ziehen lassen werde, daß Ketschuajo's Induna sich am Umbulasi befanden und daß, wenn die Engländer kommen und mit ihnen unterhandeln wollten, er sich dafür verbürge, daß ihnen kein Leid widerfahre. Nun hatte Chelmsford aber vorher telegraphirt: „Ketschuajo trachtet euch aus dem Fort zu locken, indem er glauben machen will, er sei abmarschirt." Diese beiden Botschaften, miteinander verglichen, zeigten, daß eine Falle für die Besatzung gelegt werde. Pearson begnügte sich damit, die Zulu mit der freundschaftlichen Botschaft in Haft zu nehmen.

Am 25. kam Befehl, beim Abmarsch die sämmtlichen 130 Wagen mitzubringen. Der Trainchef verlangte die Wagen, um sie vor dem Abmarsch auszubessern; die Besatzung weigerte sich aber, dieselben herauszugeben, da sie noch immer als Traversen unentbehrlich waren.

Die Hitze steigerte sich jetzt, ebenso die Zahl der Kranken. Man hatte einige Typhoidfieberfälle und zwei andere Todesfälle unter den Offizieren.

Am 29. kam das Tugelasignal: „Rückt vor mit 500 Mann Effectiven, sobald ich engagirt bin; 4000 Mann marschiren heute und werden am 3. April zu Etschowe ankommen. Kecker Widerstand wird erwartet." Lord Chelmsford theilte dem Obersten Pearson mit, daß er in Anerkennung seines langen tapfern Widerstandes zum General erhoben worden sei.

Am Abend des 1. April gewahrte die Besatzung eine dunkle Masse, die sich gleich einer Wolke an den Abhängen der Anhöhen im fernen Südosten entlang zog. Es war Lord Chelmsford's Colonne, und früh am folgenden Morgen vernahm die Besatzung Geschützfeuer und war dann Zuschauer der Schlacht bei Ginginhlovu (circa 6 Kilometer vom Fort).

Am 3. April zogen die Entsatztruppen des 57., 91. und 60. Infanterieregiments in Etschowe ein und holten die Besatzung ab, und am 7. erreichte diese das Hauptquartier am Tugela.

Diese so ausdauernde und tapfere Vertheidigung von Etschowe, isolirt inmitten des feindlichen wilden Landes, die dem wieder vorrückenden General einen sichern Stützpunkt gewährte, war wol die bemerkenswertheste Leistung auf der europäischen Seite im Zulukriege. Im Norden des Zululandes, im Lager zu Kambula, 48 Kilometer südöstlich von Utrecht, bewährte unterdessen Oberst Evelyn Wood, in gleich isolirter Stellung, seine erprobte Tapferkeit. Ketschuajo sandte im Januar gegen ihn die irregulären, nicht in die regulären Regimenter einverleibten Abakalusitruppen vom Küstenlande. Diese wurden am 24. Jan. von Wood zersprengt; die Ueberlebenden flüchteten sich nach Hause. Trotz Wood's Umsicht hätte ihn am 11. März beim Uebergang über den angeschwollenen Fluß Intombe doch beinahe

das Geschick von Isandluana ereilt. Der größte Theil der Colonne war noch nicht übergesetzt. Im Lager diesseit standen 104 Mann des 80. Infanterieregiments. Diese wurden früh am Morgen jenes Tages während eines dichten Nebels plötzlich von 4000 Mann Zulu unter dem Induna Umbelani überfallen. Die Trainwagen wurden sofort genommen, 60 Mann Engländer niedergestoßen. Die Leute im Lager standen den Augenblick völlig waffenfertig. Allein der Anfall war so plötzlich, daß die Zulu nicht gesehen wurden, bis sie bereits 15 Schritt von der Schildwache waren. Das Gewehr der Schildwache war das einzige, welches von der Besatzung des Lagers abgefeuert wurde. Unter dem Feuer des inzwischen alarmirten, noch am andern Ufer verbliebenen Theiles der Colonne gelang es 15 Mann der Lagerbesatzung, nach dem diesseitigen Ufer zu entkommen. Ketschuajo entsandte hierauf ein Heer von 20000 Mann gegen Wood unter Umnjama, seinem ersten Landesverweser. Der Plan desselben war, sich in Wood's Nähe zu lagern, ihn durch fortwährende Angriffe, Anfälle des Viehes auf der Weide und anderweitig zu beunruhigen und Wood dadurch zu nöthigen, aus dem Lager herauszukommen und sich im Freien zu schlagen. Am 28. März erlangten die Zulu am Zlobaneberge einigen Erfolg. Dies veranlaßte am 29. einen verfrühten Angriff derselben auf Wood's Lager zu Kambula. Die Ansicht verbreitete sich im Zuluheere, durch einen raschen Angriff auf das Lager einen leichten Sieg zu erlangen. Umnjama beharrte auf seinem Plane, von einem Angriff mit dem ganzen Heere abzustehen. Auch fehlte noch das starke Abakalusiregiment, das noch nicht eingetroffen war. Allein Umnjama's ausdrücklichem Befehle zuwider ging das Mgobamakosiregiment vor und griff Wood's Lager an, und Umnjama sah sich genöthigt, mit seinem ganzen Heere am Kampfe theilzunehmen. Das Heer wurde zersprengt. Der Induna Umbelani, welcher die Zulu in der Schlacht am Intombe anführte, und eine große Anzahl anderer Induna fielen, als sie ihre Leute ins Gefecht führten.

Während die beiden vorgeschobenen Posten der Invasion sich so tapfer hielten und die Zuluscharen daran zerschellten: wo war inzwischen die Colonne unter dem Oberbefehlshaber General Lord Chelmsford, die nun endlich zum Entsatze Etschowes gekommen war? Die ersten acht Wochen nach Isandluana scheinen im englischen Hauptquartier am untern Tugela in rathloser Betrübniß oder mit den Förmlichkeiten einer kriegsgerichtlichen Untersuchung über jene Katastrophe und mit gegenseitigen Beschuldigungen, wem die Katastrophe eigentlich zuzuschreiben sei, verbracht worden zu sein. Verstärkungen von England trafen inzwischen nach und nach ein. Am 29. März marschirte Lord Chelmsford mit 3300 Mann englischen und 3000 Mann Kafirtruppen von dem Tugela nach Etschowe zum Entsatze dieses Fort.

Am 2. April, um 6 Uhr morgens, stieß Chelmsford zu Ginginhlovu, 6 Kilometer vom Fort, auf das Belagerungsheer der Zulu, circa 12000 Mann stark. Dasselbe hatte ihn schon zwei Stunden vorher angreifen wollen, aber noch auf Verstärkungen gewartet, die von umliegenden Kraalen eintreffen sollten. Die Zulu griffen erst mit dem einen, dann mit dem andern Horne an, jedesmal von einem ununterbrochenen Feuerstrom empfangen. Dessenungeachtet gingen sie tapfer vorwärts und gelangten bis 30 Meter von Chelmford's Front. Allein das Feuer war zu

heftig, sie begannen zu weichen und flohen, von Major Barrow's berittener Infanterie, den berittenen Freiwilligen, den Natalkafirs alsbald verfolgt und niedergehauen. Dicht am englischen Lager lag ein Haufen von 700 Zululeichen, und noch nach mehrern Tagen fand man in der Entfernung von Meilen vom Schlachtfelde die Todten der Zulu.

Chelmsford hatte beabsichtigt, Etschowe mit einer neuen Garnison von 1200 Mann zu belegen, und zu diesem Zweck einen Monat Vorräthe für dieselbe mitgebracht. Er befehligte Mitte April über ein Heer von 20000 Mann, darunter waren 14000 Mann europäische Truppen. Allein er spielte in gewohnter Weise den Fabius Cunctator und ging ungeachtet der glänzenden Erfolge Wood's im Norden jetzt nicht, wie man wol hätte vermuthen sollen, ohne weiteres auf Ulundа vor, sondern gab Etschowe auf, das er zerstörte, ließ einen kleinen Posten zu Ginginhlovu, zog sich alsdann über den Tugela zurück und theilte hier sein Heer, indem er, eine erste Division von 6500 Mann, die er General Crealock übergab, davon abtrennte und längs dem Tugela aufstellte, um den Grenzfluß zu vertheidigen, wo doch jetzt nichts mehr zu vertheidigen war, zumal Ketschuajo, sogar nach der Schlacht von Isandluana, absichtlich Natal nie behelligt hatte. General Crealock stand hier drei Monate still und müßig.

Nachdem Chelmford's letzte Verstärkung Mitte April in Port-Durban in Natal angekommen war, zog der General endlich mit der zweiten Division unter General Newdigate Anfang Juni, und zwar auf dem weiten Umwege über Dundee und Landman's Drift, in Zululand ein. Ketschuajo zog nun seine sämmtlichen Truppen in Ulundi zusammen und ließ nur eine geringe Anzahl im Küstenlande für die Viehhut zurück, mit der Weisung, das Vieh womöglich aus dem Bereiche des Feindes zu treiben. Unterdessen sandte er die Induna Umgenalo und Schibela zu Lord Chelmsford und den Induna Usintuangu zu General Crealock. Dieselben trugen Elefantenzähne, das Symbol des Friedens, und sollten fragen, was Ketschuajo Unrechtes gethan habe, daß der Krieg so sehr hart gegen ihn geführt werde. Er habe nichts mit der Sirajo-Sache zu thun gehabt, Lord Chelmsford möge seine Truppen aus dem Zululande zurückziehen, und Ketschuajo sei bereit, dann Frieden mit ihm zu schließen.

In der Schlacht bei Ulundi konnte Lord Chelmsford seine Aufgabe zu Ende führen, noch ehe Sir Garnet Wolseley, den die englische Regierung inzwischen anstatt seiner eingesetzt hatte, ihm das Werk und den Siegeslorber aus der Hand nahm. Sämmtliche Regimenter der Zulu waren anwesend. Das weite, wiesenartige Feld gestattete der englischen Infanterie den ungebrochenen Zug im hohlen Quarré, und da zeigte es sich wieder, daß das europäische Infanteriefeuer im Quarré den armen nackten Wilden trotz ihres todesmuthigen, blitzschnellen Anstürmens unnahbar ist. Mit dem Brande der königlichen Kraalhütten von Ulundi schloß dieser trübselige Krieg der europäischen Großmacht gegen den Kafirstaat.

Ketschuajo wohnte der Schlacht von Ulundi nicht selbst bei; er befand sich einige Meilen davon entfernt in Unbonambi's Kraal, wo ihm von Zeit zu Zeit über den Gang der Schlacht berichtet wurde. Als er hörte, daß sein Heer geschlagen war, begab er sich sogleich auf die Flucht. Ueber die Ntabankuluberge gelangte

er in einen Wald, wo sich ihm Unjama und andere gesellten. Er blieb dann gegen vier Wochen in einem Kraal Unjama's.

Sir Garnet Wolseley rückte nun weiter in Zululand vor und sandte Streifcorps aus, den flüchtigen König gefangen einzubringen. Dieser schickte mehrere Induna und ließ dem englischen Befehlshaber sagen, er sammele Vieh, das er ins englische Hauptquartier schicken wolle, er werde darauf selbst kommen, um sich zu ergeben. Der Induna Dabulamanzi aber besorgte, die Engländer gedächten Ketschuajo zu tödten, und rieth diesem zurückzubleiben, bis Unjama das Vieh überbracht und eine Vereinbarung über ihn abgeschlossen habe. Ketschuajo wanderte von einem Kraal zum andern und gelangte in die dichte Waldung am Schwarzen Umvolosi. Unterwegs ereilten ihn wiederholt die englischen Patrouillen; er verbarg sich mit seinen Genossen im hohen Grase oder im Gebüsch und die Patrouillen ritten vorbei. Endlich wurde er in einem Kraal am Lugome gefangen genommen. Hier gesellten sich ihm fünf seiner Frauen; doch entkam eine wieder auf dem Wege nach Ulundi.

Ketschuajo erhielt die erste Nachricht von dem Tode des Prinzen Bonaparte durch eine Botschaft vom Bischof Colenso und Lord Chelmsford. Er ließ darauf Erkundigung einziehen und erhielt den Degen des Prinzen, welchen er Lord Chelmsford übersandte. Nur eine kleine Anzahl Zulu war an dem Ereigniß betheiligt, welche die Gelegenheit ergriffen, einen Landesfeind zu tödten, den ihnen der Zufall in die Hand geliefert hatte.

Die römische Kaisergeschichte
im Lichte neuerer Forschung.

Von

Jakob Mähly.

II.

Neben der Skizze L. Schiller's, deren Inhalt wir theils mitzutheilen, theils zu begleiten uns erlaubt haben, ist es interessant, die Urtheile französischer Forscher über den Cäsarismus zu erwähnen. Es ist natürlich, daß dieser nur nach gewissen Seiten hin ein Gesammturtheil gestattet, weil allerdings zwischen den ersten Repräsentanten und den spätern große Unterschiede hervortreten. Das Princip der Herrschergewalt war nach Qualität und nach Quantität ein anderes unter dem schlauen Augustus, als z. B. unter Aurelian, dem ersten Kaiser, der sich zum Gedanken eines göttlichen Herrscherrechts bekannte und dieses als unveränderlich, unberührt vom Wechsel menschlicher Leidenschaft proclamirte. Noch einen Schritt weiter that dann Diocletian, der die Herrschaft nur als eine zeitweilige Verwaltung an Götterstatt aufgefaßt wissen wollte — eine „Sammtherrschaft" nennt es, mit nicht gerade glücklicher Namenswahl, Th. Mommsen. Beider Auffassung war nothwendig geworden, eine Forderung der Zeit gegen die alles überflutende Willkür der Legionen im Erheben und im Stürzen der Imperatoren. Aber bei aller Entwickelung des Cäsarismus ist eine Grundanschauung über Werth, Nothwendigkeit, Charakter desselben gleichwol möglich. So faßt Ampère, dessen Buche der Stempel edler Freiheitsliebe aufgedrückt ist, das römische Kaiserreich als das „Schlimmste, was es geben konnte", „une longue décadence", und Beulé läßt es ebenso ein „mal profond, durable, sans remède" sein; beide meinen, der Cäsarismus sei keine Nothwendigkeit gewesen; Augustus (Beulé meint sogar, Agrippa, den er für den eigentlichen Gründer des Kaiserreiches hält) hätte die Republik wiederherstellen oder wenigstens eine gemäßigte Monarchie einführen können, d. h. sollen. „Ein Mann darf nicht allein die Seele des Staates sein", ruft Beulé aus, dem der Ingrimm gegen seinen Cäsar, den dritten Napoleon, die Hand führt: „Je plaide de toutes mes forces la cause de la moralité et de la justice dans l'histoire"; für ihn heißt das Weltgesetz „la pénalité"; ähnlich meint Ampère, die Gerechtigkeit der Vorsehung zeige sich in dem Untergange der sechs blutdürstigsten Tiger, die sich

Kaiser nannten: des Caligula, Nero, Domitian, Commodus, Caracalla und Elagabal. Solche Auffassungen zeugen von mangelnder Weite des Blickes; man darf eben die römische Kaisergeschichte nicht mit der Geschichte, d. h. der Biographie der kaiserlichen Persönlichkeiten zusammenfallen lassen, wie dies Beulé ohne weiteres thut: „L'histoire de l'empire romain est l'histoire d'une série de personalités." Allerdings wissen wir, leider, zu viel von den Kaisern, zu wenig von den Zuständen; aber wenn man sich in der kaiserlichen Familie nicht liebte (was unzweifelhaft wahr ist), wenn „les devoirs, qu'on s'y rendait le plus volontiers, c'étaient les devoirs funèbres", so sind diese und die zahllosen andern Haus- und Boudoirgeschichten und Palastanekdoten noch keine Reichsgeschichte; sie sind etwa die mit Vignetten verzierten Initialen auf jenen Seiten des Weltenbuchs; aber es gilt eben, diese Seiten nach und nach mit anderm und größerm Stoff auszufüllen. Vollends republikanische Anwandlungen muß der Geschichtschreiber der römischen Kaiserzeit zurückdrängen; über den ehernen Pforten derselben steht etwas anderes geschrieben, und hinter den Pforten wandeln ganz andere Gestalten und weht eine ganz andere Luft, als die Republik sie zum Umgange oder zum Lebensathem braucht. „Für den erstorbenen Leib des römischen Staates war der Despotismus nicht blos die beste, sondern die einzig mögliche Regierungsform." Darüber sollte man einig sein. Man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn wir lesen, Augustus hätte sich die Alleinherrschaft verbeten sollen; er hätte sollen durch das Volk einen Nachfolger wählen lassen, dieser Glückliche ebenso den seinigen u. s. f.; solche vom Volke gewählte Häupter würden das Volk glücklich gemacht haben! Worin würden sich wol diese „Häupter von Volkes Gnaden" von wirklichen Alleinherrschern unterschieden haben? Wenn Beulé ferner das Jahrhundert des Augustus das „der Nachahmung" nennt („car le despotisme fait imiter, la liberté fait créer"), so ist dies im großen und ganzen wahr: aber an der Nachahmung ist nicht Augustus schuld, sondern die Kenntniß griechischer Literatur und die Vorzüglichkeit dieser Literatur; nehmen wir auch eine Fortsetzung der Republik als möglich an, sie hätte jedenfalls nichts Neues und hätte nichts Besseres geschaffen, als die Zeit des Augustus hervorgebracht hat, in der monumentalen Kunst ganz entschieden weniger. Was der Römergeist in der Literatur vermochte, hat er während der Republik schon gezeigt, und was hier erst im Keime vorhanden war, davon ist nichts durch Augustus' Regierung in seiner Entfaltung gehemmt worden. Tacitus als republikanischer Geschichtschreiber wäre jedenfalls viel uninteressanter; der öffentlichen Beredsamkeit waren zwar die Schwingen gestutzt, aber sie hat schon vor dem Principat des Augustus ihren Höhepunkt in Cicero erreicht. Eine Weiterentwickelung und Vervollkommnung war nicht denkbar; sie ging, wie die griechische nach Demosthenes, rückwärts, nach einem für überall und immer geltenden Entwickelungsgesetz. Uebrigens ist der Satz, daß „les grandes époques pour les arts et pour les lettres sont et doivent être de grandes époques aussi pour la liberté", schöner als wahr; sonst gäbe es weder für die französische noch für die deutsche Literatur irgendwelche Glanzperiode; wahr ist nur, daß die Eisenfaust eines absoluten, ausgesprochenen Tyrannen auch literarische Blüten knicken kann. An der allmählichen Entartung der Literatur sind die Kaiser so wenig schuld als an der einreißenden sittlichen

Verwilderung; jedes Volk hat die Regierung, die es verdient; daß der imposanteste, monumentale Zug der römischen Civilisation das Amphitheater ist, „c'est-à-dire une boucherie", das haben nicht die Kaiser, sondern der Charakter des Römervolkes zu verantworten.

Eine englische Stimme, die sich in der „Edinburgh Review" von 1869 vernehmen läßt, hält den Cäsarismus, „dieses System der Bemaßregelungen von oben, ohne die Spur einer Spontaneität von unten", für nöthig; der rohe Westen wie der abgelebte Osten habe seiner bedurft; das ist denn auch die überwiegende Ansicht der deutschen Forscher. Es findet sich in jenem Aufsatze eine Anzahl von Fragen und Punkten angedeutet, welche für die Beurtheilung des römischen Kaiserthums maßgebend sind. Seit den Zeiten der Gracchen sei die römische Republik nichts anderes gewesen als eine in Permanenz erklärte Revolution; man könne nicht von einem strengen oder liberalen Regiment reden, sondern blos von einer hochmüthigen und verdorbenen Demokratie und einer ebenso corrupten Oligarchie; eine Mittelstraße zwischen diesen Extremen habe es nicht gegeben; das „patrocinium orbis terrae potius quam imperium", womit Cicero den Zustand seiner Zeit bezeichne, sei Phrase. (Nur wer von Vorurtheilen befangen ist, kann das leugnen wollen.) Mit Recht wird auch die schwerwiegende Thatsache hervorgehoben, daß die römischen Cäsaren, so furchtbare Herren sie auch für ihre Umgebung waren, eine viel größere Nachsicht gegen ihre fernen Unterthanen übten als die Republik; unter ihrem Regiment konnten die Provinzialen wieder aufathmen und sich erholen von den Wunden, welche die republikanischen Statthalter ihnen geschlagen hatten.

Schon die Schriftsteller der Kaiserzeit erkennen die Besserung in diesem Verhältniß. In seinem Panegyricus des Trajan, der allerdings wie alle ähnliche Elaborate an Ueberschwang und Hypertrophie leidet, spricht Plinius auch von dem Glück, das der Kaiser den Provinzen gewähre, der sogar die Launen der Jahreszeiten zu corrigiren vermöge; wahr ist jedenfalls seine Betrachtung: „Quanto libertati discordi" (nämlich der Republik) „servientibus utilius sit, unum esse, cui serviant." Es kam oft vor, daß Municipien, die autonom waren und sich selbst verwalteten, um die Vergünstigung baten, in das Verhältniß der Colonien treten und sich nicht mehr selbst verwalten zu dürfen. Entlegene Stämme baten um Aufnahme in den Reichsverband; die stehenden Heere waren für die Provinzen ein Vortheil, sie brachten Cultur, Handel, eheliche Verbindungen. Es war eine vortreffliche Maßregel, daß unter den Kaisern die Statthalter mehrere Jahre hindurch in den Provinzen blieben; sie brauchten sich jetzt nicht mehr in Einem Jahre vollzusaugen von dem Blute der Unterthanen; wenn sie ihre zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung bringen oder sich Schätze sammeln wollten, so konnten sie sich wenigstens Zeit lassen, brauchten nichts zu überstürzen. Freilich gab es auch Ausnahmen; so war der gallische Präfect Licinus unter Augustus ein Blutsauger nach altem System, der trotzdem frei ausging — ein Brandmal mehr auf dem Charakter seines hohen Gönners Augustus; so unter demselben Augustus Cäsius Cordus in Cyrene, Catus in Britannien, Silanus in Asien, so Olennius unter Tiberius bei den Friesen: ein Wink für die Optimisten, daß man den Zustand der Provinzen

doch nicht für zu rosig ansehen darf. Wie früher die Plebejer sich die Selbständigkeit gegen die Patricier errungen hatten, so gelangten jetzt die Provinzialen, in ihrem Verhältniß als Gemeinden zur City, zu ähnlichen Rechten, aber doch nicht zu gleichen. Der Cäsarismus, heißt es dort weiter, hatte keine Gegengewalt, weder in der Kirche — nur Gallien und Judäa waren wegen der dort dominirenden Priestermacht bedenklich — noch in den Handelsinteressen, noch in den Ideen einer Repräsentativverfassung, noch in der Politik; keine Wahlversammlungen, keine Zünfte und Innungen konnten ihm bange machen. Ueberdies lagerte damals über dem Erdkreis die Luft politischer Indolenz; Opposition war nur in der Stadt vorhanden (über die „Opposition sous les Césars" handelt ein besonderes Buch von Boissier; auch er will weder bei dem Heere noch in den Provinzen von einer Opposition etwas wissen) und die städtische war ziemlich ungefährlich: sie beschränkte sich auf die „convivia" und die „circuli", d. h. auf die „groupes d'oisifs réunis pour causer ensemble ou pour regarder"; man vigilirte zwar von oben herab auf diese Unterhaltungen und suchte sie zu verhindern: „ideoque plures", sagt Tacitus. Auch Boissier stellt sich den Zustand der Provinzen als verhältnißmäßig glücklich vor, weil, wenn der Kaiser sich auch zufällig habsüchtig und raublustig zeigte, doch nur Ein Geier vorhanden war, früher dagegen ihrer zwanzig, und dieser Geier Zeit hatte solange er lebte, die frühern dagegen blos ein Jahr; jener mußte auch an den „lendemain" denken und darum schonend verfahren. „Le pouvoir absolu est un grand nivelleur"; die Provinzialen waren jetzt den Italikern insofern gleich geworden, als diese „Unterthanen" waren so gut wie jene. Sogar ein Domitian zeigte sich streng gegen raubsüchtige Statthalter. Die Wahl der Beamten in der Provinz geschah durch das Volk; Belege dafür sind die bekannten Tafeln von Salpensa und Malaca in Spanien; die obersten Beamten, Decurionen, hatten das Recht, bei Wahlen ihren Stimmzettel versiegelt nach der Hauptstadt zu schicken. Bevorzugte Provinzen (vgl. Inschrift von Thorigny) waren auch mit dem Privilegium ausgerüstet, ihre Beamten zu verklagen. Der römische Satiriker Juvenal schildert zwar das Los der Provinzialen mit ganz andern, d. h. mit düstern Farben; aber er ist Tendenzdichter, er nimmt die Partei der „kleinen Leute". Wir können nicht finden, daß dieser Standpunkt des Dichters so ganz unberechtigt sei.

In der Geschichte des römischen Kaiserreiches gibt es eine Anzahl besonders wichtiger Punkte, welche, neben den Thatsachen der äußern Staatsgeschichte, von hervorragender Wichtigkeit sind und unser Interesse in wenigstens ebenso hohem Grade in Anspruch nehmen als die großen Staats- und Kriegsactionen; wir haben einige von ihnen auch schon berührt; es sind Fragen nach den socialen, den religiösen, den sittlichen, den ökonomischen und andern Zuständen (Ackerbau, Heer, Finanzen, Provinzialverwaltung, Steuersystem, Bevölkerungsstatistik, Einfluß der Barbaren, Stellung der Christen u. s. w.).

Es dürfte nicht uninteressant sein, eine zweite englische Stimme darüber zu vernehmen, diejenige Lecky's. Lecky urtheilt mit freiem Blick, ohne Voreingenommenheit und ohne Leidenschaftlichkeit; er verurtheilt deswegen die Parteilichkeit und Bornirtheit gewisser Kirchenväter, die in den Heiden lauter Verdammte und in Rom das Reich des Satans verkörpert sahen; allein er hütet sich ebenso vorsichtig vor opti-

mistischer Schönfärberei. Dem kosmopolitischen Römergeist (der hervorgeblüht ist aus dem Verein griechischer und römischer Civilisation) läßt er Gerechtigkeit widerfahren, aber er sieht auch im Sklaventhum, in der Vernachlässigung des Ackerbaues, im Verfall des öffentlichen Geistes und der militärischen Tugend die tödlichen Gifte, die allmählich den Reichskörper zerstören. Er spricht von einem „demokratischen" Kaiserthum, das beim Volke beliebt war (d. h. also, richtig gesprochen, ein populäres Kaiserthum; demokratisch ist es nie gewesen), das den Senat beugte, den gemeinsamen Mittelpunkt der Aristokratie und der Freiheit (letzteres jedenfalls nur cum maximo grano salis!). In dem mit Beihülfe priesterlicher Schlauheit bewerkstelligten Wahngebilde der kaiserlichen Apotheose, dessen Spuren noch in dem heutigen Königthum „von Gottes Gnaden" zu finden sind, erblickt er eine Nachwirkung, beziehungsweise Copie der vorzeitlichen Sitte, die Städteerbauer zu vergöttern. Andere freilich, so Schiller in seinem „Nero", bringen diesen Cult mit dem der Genien und Laren zusammen. Die Folge dieser Apotheose ist nach Lecky der Sternenkreis von Wundergeschichten, der sich um die Person des Augustus lagerte. Die sittliche Fäulniß der Kaiserzeit ist darum so entsetzlich, weil sie alle Schichten und Klassen der Gesellschaft durchdringt. Der Fluch des Sklavenwesens hat sie, wenn auch nicht allein erzeugt, so doch hauptsächlich großgezogen. Er hat der ehrlichen Arbeit das Brandmal der Schande aufgedrückt; ein zur Industrie erzogener Mittelstand fehlt in Rom, und das war ein namenloses Unglück; denn, wo er besteht, sind die Ausschweifungen und Verirrungen der höhern Stände, wenn auch schädlich, doch niemals unheilvoll für die Gesellschaft. Die Aristokratie mag immerhin in jeder Art von Lastern schwelgen; die große Masse des Volkes, am Webstuhl, Ladentisch oder hinter dem Pfluge bleibt von ihrem Beispiel unberührt; die durch das Wesen ihrer Berufsgeschäfte bedingten Lebensgewohnheiten bewahren sie vor argem Verderben. Der Müßiggang war auch in Rom aller Laster Anfang; der Arme betrachtete die Getreidespenden als eine Pflicht der Regierung und der Patricier stürzte sich in Sinnenrausch, weil das öffentliche Leben gefährlich war. Der nationale Charakter ist dadurch für immer entwürdigt worden, er ist es auch heute noch. Auch der heutige Römer verlangt nur müßiges Leben und Spiele; die jetzigen unzähligen Klöster und die kirchlichen Feste nehmen die gleiche Stelle ein wie einst die Kornvertheilung und die Spiele. Man muß sich auch erinnern, daß, während der öffentliche Geist in dieser Weise in der Hauptstadt des Reiches zerfallen war, es keine unabhängige und rivalisirende Macht gab, um durch ihr Beispiel die gedämpfte Flamme zu beleben. Der Bestand vieler einzelner Völker von demselben Bildungsgrade, aber verschiedener Regierungsform und nationalen Lebensverhältnissen im neuern Europa sichert dem Patriotismus und der Freiheit ein gewisses Maß der Dauer. Im religiösen, socialen, intellectuellen und sittlichen Leben traten die fremdländischen Ideen sehr scharf hervor, aber die geknechteten Provinzen (also doch!) konnten keinen Einfluß auf die Wiederbelebung des politischen Geistes in der Hauptstadt haben.

Der Ackerbau war (wenigstens in Italien), trotz der Fürsorge eines Vespasian, Alexander Severus u. a., unheilvollem Verderben verfallen. Aller Grundbesitz war in den Händen der Reichen; auch das war eine Folge der Sklaverei. Die Bauern

gingen in die Stadt und ließen sich dort Brot geben; Korn bezog man, als Steuer, von auswärts, und so hörte dessen Anbau in Italien auf; der Acker verwandelte sich in Weideland. Schon zu Rutilius Namatianus' Zeit, d. h. im 5. nachchristlichen Jahrhundert, war die früher fruchtbarste Strecke Italiens, Campanien, verödet, und aus einer Verordnung aus dem Jahre 395 erfahren wir, daß zwischen den Flüssen Tiber und Silarus über eine halbe Million Jugera Ackerland versumpft und verlassen waren. Aber schon zu Strabo's Zeit lagen nicht blos in Italien, sondern auch in der Provinz Afrika und Aegypten enorme Landstrecken öde; nicht weil ein rationeller Betrieb gefehlt hätte, sondern die Plantagen und die Sklavenzwinger verschuldeten auch dieses. Weitblickende Männer drangen schon jetzt auf Parcellirung. In den Landstädten, wo der Ackerbau noch gedieh, finden wir ein behäbiges Leben und glückliche ökonomische Verhältnisse: das beweisen die Verausgabungen der Bürger von Pompeji, ein Beispiel übrigens, daß man auch in diesen Verhältnissen nicht alles schwarz anzusehen hat.

Schon Tiberius klagte, daß Italien von Wind und Woge abhängig sei. Es half nichts, daß man Massen barbarischer Gefangener auf italischem Boden ansiedelte und als Sklaven zur Bebauung antrieb; dieses fremdländische Element hat mächtig mitgeholfen zum Sturze des römischen Kaiserthums; allerdings war es noch zahlreicher vertreten im Heere. Italien war in Betreff des Kriegsdienstes besser gestellt als die Provinzen: es war von regelmäßiger Conscription befreit, die Mannschaft wurde aus den Provinzen ausgehoben, aber auch eine Unzahl von Barbaren ward unter die Fahnen gerufen. Einen Vortheil hatte dieser Umstand allerdings auch: aus der Armee rekrutirte sich die Bürgerschaft; man gab seit Caracalla den „Hülfstruppen" mit der „honesta missio" auch das Bürgerrecht. Ein schlimmes Zeichen für die Stadt ist es, daß auch die meisten Römer bessern Standes Ausländer sind. Man ersieht dies aus den in den Taciteischen Geschichtswerken vorkommenden Namen, besonders deutlich aber aus den Adressen der Briefe des jüngern Plinius; es tritt uns hier ein völlig neuer Adel entgegen; die alten Geschlechter stehen auf dem Aussterbeetat. Schon bei Tacitus ertönt die unheimliche Klage, daß die Zahl der Freien abnehme und die der Sklaven wachse.

Hier noch beiläufig und gelegentlich die Bemerkung, daß es unmöglich ist, die numerische Stärke der stehenden Linientruppen unter den Kaisern zu bestimmen. Jedenfalls aber war sie viel geringer als die Zahl, welche ein heutiger Großstaat aufstellt, und auch das jährliche Budget für den Unterhalt erreicht bei weitem nicht die Summe, welche Frankreich oder Deutschland für ein Friedensjahr ausgeben! Dagegen wogen allerdings, was die Republik nicht gekannt hatte, die Gehälter der höhern Beamten, ihre Ausstattung und ihr Unterhalt später die Kosten für die Legionen auf.

Eine zweite und große Vergünstigung, welche Italien vor den Provinzen genoß, war die Freiheit von Steuern, der es 300 Jahre lang theilhaftig war. Die Steuern waren drückend, beinahe unerschwinglich. Amédée Thierry, sonst ein Lobredner des römischen Kaiserreiches, gibt doch zu, sie seien die „misère sans terme" der Provinzen gewesen. Zu Augustus' Zeiten genügten noch 150 Mill. Thlr. für

Verwaltung*); schon nicht mehr unter Vespasian; unter Konstantin vollends mußte Gallien allein eine Grundsteuer von 128 Mill. Thlrn. an den kaiserlichen Schatz entrichten: eine fortgesetzte Brandschatzung, welche Julian abschaffte. Mit Recht bemerkt Richter: „Das Verhältniß der Abgabenhöhe zur Wohlhabenheit ist ein sicherer Gradmesser der Freiheit; in Rom bestimmte der Kaiser die Abgaben, daher ist diese Herrschaft eine Tyrannis." Ein weiterer Factor, der bei Beurtheilung der Provinzen nicht außer Rechnung fallen darf, ist der, daß nicht alle Kaiser Römerblut in den Adern hatten. Septimius Severus z. B., dessen Regierung durch verschiedene epochemachende Neuerungen so bedeutungsvoll geworden ist, haßte Italien und begünstigte die Provinzen; er selber war ein Provinziale, aus Afrika. Später vollends, als dem verkommenen Senatorenstand der Todesstoß gegeben und die Festigung der Kaisergewalt das einzige Mittel geworden war, das morsche Reich zu retten **), unter Aurelian, Diocletian, Konstantin wurde Italien zur Provinz und Rom zur Provinzialstadt; damit war Augustus' Schöpfung beseitigt.

Ueber sociale Verhältnisse finden sich einige fruchtbare Winke bei L. Schiller***) und Hirschfeld. †) Mit Recht wird der geregelte Postverkehr betont, das Staats- maß- und das Gewichtssystem, ganz besonders auch die einheitliche Münze (Reichsgoldmünze) als Circulationsmittel, welche bis auf Nero voll ausgeprägt wurde (allerdings nachher entsetzlichen Schwankungen in Betreff des Verhältnisses zwischen nominellem und reellem Werth ausgesetzt war ††]), der billige Zinsfuß, 4—6 ½ Proc., während in den letzten Zeiten der Republik 12! — obschon gerade dieser Umstand volkswirthschaftlich sein Bedenkliches hat, insofern er nur für einen Ueberfluß brach liegenden Kapitals, also von einer Ueberwucherung der Kapitalwirthschaft zeugt, nicht aber von einer Blüte der Industrie. Wol treten uns aus einer massenhaften Anzahl von Inschriften eine Menge von Gewerben entgegen, die sogar, wie im Mittelalter, Straßen den Namen gaben; aber sie lagen meist in den Händen von Freigelassenen und Fremden. In dem socialen Gemälde, dessen Hintergrund mit der düstergrauen Farbe des Sklavenwesens ausgefüllt ist, gibt es doch auch Stellen, auf denen unser Auge mit Wohlgefallen ruht, z. B. die oben schon erwähnte Alimentation, d. h. die monatliche Unterstützung der Kinder armer Leute durch Getreidespenden. Gegen Vorweisung einer Marke wurden diese in Empfang genommen; auch die Art, wie man das Geld dazu beschaffte, zeugt von einem vorsorglichen, wohlwollenden Sinn der Regierung: es wurde zu mäßigem Zins einer Anzahl von Landbesitzern Kapital auf Hypothek dieses Landes vorgestreckt, und dieser Zins lieferte das Geld zu der Unterstützung. (In der Stadt Velia belief sich diese monatlich auf den Werth von 2—3 Frs. für den einzelnen Kopf.) Auch die Associationen zu geselligen, gewerblichen, ökonomischen und religiösen Zwecken gehören in das wichtige Kapitel der innern Geschichte.†††) Theils griff

*) Vgl. Richter, „Das weströmische Reich u. s. w.".
**) Vgl. Hirschfeld, „Untersuchungen auf dem Gebiet der römischen Kaisergeschichte".
***) Vgl. „Geschichte des römischen Kaiserthums unter Nero".
†) A. a. O.
††) Vgl. auch Lenormant, „La monnaie dans l'antiquité".
†††) Vgl. Boissier, „La religion romaine".

hier die Regierung unterstützend, theils aber auch beschränkend ein; letzteres, wenn sie, besonders in den religiös gefärbten Verbindungen, politische Zwecke witterte. Dies war z. B. der Grund, warum der vorsichtige Trajan, der ja auch argwöhnisch in die Schlupfwinkel der Christen hineinspähte, die Gründung eines Pompiercorps verbot! Indeß alle solche Verbote, selbst grausame Prohibitiv- und Extinctivmaßregeln blieben erfolglos: der Trieb lag in der Luft! Einsichtige Kaiser unterstützten darum die Handwerkervereine als „patriae servientes“: unleugbar ein Fortschritt, denn es lag darin doch etwas wie Anerkennung der Arbeit. Solcher Collegien und Vereine (übrigens von nicht exlusivem Charakter, und daher unsern Zünften nur in beschränktem Sinn vergleichbar) gab es zu Stadt und Land. Sie standen Bürgern wie Fremden offen: ein ganz zufälliger Umstand (z. B. Nachbarschaft der Tempelanwohner) konnte Veranlassung zu einem solchen Verein geben, dem es an Präsidenten, Statuten u. s. w. so wenig fehlte als ihren zahllosen Brüdern aus der Gegenwart.

Und nun noch ein Blick auf das Sklavenwesen. An ihm ist die alte Welt, d. h. Rom, welches alle bildenden Elemente derselben noch einmal großartig in seinen Riesenarmen zusammenfaßte, zu Grunde gegangen, sagt der eine, und „Milde gegen Sklaven“, meint ein anderer, „war unverträglich mit dem Römergeist, daher denn auch die humanitären Regungen“ (wie sie sich z. B. bei Seneca und Plinius zeigen), „so schön und wohlthuend sie sind, dennoch den Verfall verkünden“. Wer hat recht? Beide; wenn man sich klar macht, was unter „Verfall“ zu denken ist. Der Römergeist allerdings mußte „verfallen“, wenn die humane Ansicht durchdrang, aber der Schaden wäre wahrlich zu verschmerzen; das Römerreich konnte gleichwol bestehen bleiben; es wäre schlimm bestellt mit dem Fortschritt, wenn ein großes Reich an einer großen sittlichen Idee zu Grunde gehen müßte! Thatsache ist, daß, mit Griechenland verglichen, Rom schon eine Etappe weiter ist auf dem Wege des Fortschritts: was den erleuchtetsten unter den griechischen Denkern nicht beifiel, ein natürliches Recht der Sklaverei nicht anzuerkennen, das haben die großen römischen Juristen und einzelne römische Schriftsteller ausgesprochen, allerdings ohne mit diesem neuen Rechtssatz, der die bestehenden Verhältnisse aus den Fugen heben mußte, durchzudringen. In neuerer Zeit hat besonders, allerdings nach geistreichen und gelehrten Vorgängen, Ihering in seinem gehaltvollen Werk vom „Geist des römischen Rechts“ diesen Factor des römischen Lebens betont; er natürlich mehr vom rechtlichen Standpunkte aus, während der Graf von Champagny in seinen „Antoninen“ die moralische Seite der Frage ins Auge faßte. Die hierher gehörenden Abschnitte des letztgenannten Buches sind entschieden das Beste an der nach manchen Seiten hin völlig verfehlten, ungenießbaren und verschrobenen Arbeit, zu welcher der gut katholische Herr Graf eine Art von himmlischem Erlaubnißschein empfangen zu haben glaubt. Wir begnügen uns indessen, hier auf das Werk eines andern Franzosen*) hinzuweisen, das in seinem zweiten Bande auch die vorliegende Frage behandelt, und zwar mit Geist und Kenntniß.

*) Denis, „Histoire des théories et des idées morales dans l'antiquité“ (Paris 1879).

Auch er meint, die Vernachlässigung, d. h. Nichtbeseitigung des einen Uebels, der Sklaverei, habe endlich zum Sturz der so mühsam errungenen römischen Cultur geführt. „Nicht an der Sittenverderbniß, nicht an der Theologie ist das Kaiserreich gestorben, sondern an Erschöpfung, deren Hauptursache in der elenden Volkswirthschaft lag. Ich rede hier nicht von der unsinnigen Verschwendung an den ganz orientalisirten Höfen der letzten Kaiser, nicht von der hungerigen Faulenzerschar, die man in Rom und Konstantinopel zu füttern hatte, nicht von den traurigen Wirkungen des fiscalischen Ausbeutungssystems, selbst nicht von der absurden Steuererhebung durch die Curialen, die quälendste, die jemals erdacht wurde: alle diese Misbräuche und Excesse des Despotismus würden nicht hinreichen, die militärische Mattigkeit und Schwäche des Reiches zu erklären, wenn man die Sklaverei und die großen Landgüter vergäße. Schon zu Plinius' Zeiten hatten die Latifundien Italien getödtet, und er sah voraus, daß sie die Provinzen tödten würden. Ueberall, besonders aber auf dem Lande, verdrängte Sklavenarbeit die Arbeit des Freien, und das große Eigenthum richtete das kleine zu Grunde. Ackerknechte, wie Verbrecher an der Stirn gekennzeichnet, mit gefesselten Beinen, ersetzten das derbe, männliche Bauernvolk, das allein die Heimat, die es ernährt, vertheidigen kann. Ein Vaterland haben die Unterthanen eines so ungeheuern Reiches wie das römische nicht mehr; aber sie haben Familie und Eigenthum zu beschirmen; Sklaven haben kein Vaterland, keine Familie, keinen Besitz; ihnen liegt wenig daran, ob sie Römern oder Barbaren angehören. Man wundert sich über den geringen Widerstand des Occidents bei der Invasion; man kann sich nicht vorstellen, daß es einem so großen und stark bevölkerten Reiche an Mannschaft fehlte, und doch fehlte sie; in den Städten Einwohner, welche die Hände nur zu bewegen verstanden, wenn es galt, Gladiatoren oder Schauspieler zu beklatschen; auf dem Lande die Knechtschaft, nirgends eine starke, an Arbeit gewöhnte Rasse, die fähig war, Soldaten zu liefern." Die Sklaverei war nicht nur schuld an dem allmählichen Verschwinden eines kernhaften ackerbauenden Mittelstandes; sie hinderte auch das Entstehen eines eigentlichen Handels- und Gewerbestandes, der eine neue Grundlage des Staates abgegeben hätte. „Wenn man die Sklaverei hätte in engere Grenzen bannen, mildern oder gar aufheben können, so würde man dem Handwerk freie Bahn gemacht und die Voraussetzung zu einem fruchtbaren Handel geschaffen haben, an dem es in Rom von Anfang bis zu Ende gefehlt hat. Es wäre eine schwierige Aufgabe, aber auch die größte Erhebung des Volkes gewesen, wenn es nicht blos den Landbau, sondern auch die Arbeit überhaupt geadelt hätte. Freilich setzte sie eine wirthschaftliche Einsicht voraus, welche den Römern fern lag, einen Bruch mit den Anschauungen des Alterthums, in denen auch sie befangen waren, und vor allem eine tiefere sittliche Auffassung des Lebens und der Menschenwürde, die erst mit dem Christenthum in die Welt gekommen ist." (Arnold.)

Ueber die civilisatorische Aufgabe, welche den Christen im Römischen Reiche zufiel, kann kein Zweifel bestehen, dagegen über ihr Verhalten zu den heidnischen Einwohnern und zu der Regierung sind die Ansichten noch lange nicht geklärt. „Ohne die belebende Dazwischenkunft neuer Rassen und einer neuen Religion",

sagt Richter in seinem vortrefflichen Werke: „Geschichte des weströmischen Reiches", „würde das römische Menschengeschlecht der Sterblichkeit vollends erlegen sein und" (ohne Christenthum und Germanen) „würde eine Menschenart jetzt auf der Welt herumkriechen, welche nicht werth wäre, daß sie die Sonne bescheint." In der letzten Periode des Kaiserreiches gab es kaum noch eine eigentlich römische Geschichte, sondern es ist Deutschland und das Christenthum, worin diese besteht. Die Verfolgungen, welchen die Christen mehreremal ausgesetzt waren und welche eine einseitige Auffassung irgendeiner grausamen Laune der Kaiser schuld gegeben hat erscheinen in ganz anderm Lichte, wenn man der Sache auf den Grund geht und auch die Gegenpartei anhört. Die größere Schuld möchte wol auf die Christen fallen. Die römische Religion, insonderheit der Kaiserzeit, ist von einer Weitherzigkeit, die den Christen so gut wie andern Culten freie Bewegung verstattet haben würde, wenn die Christen dieselbe Toleranz geübt hätten. Aber davon waren sie weit entfernt. Das Römervolk war für die Göttermischung eingenommen; es nahm von den orientalischen (auch occidentalischen) Culten auf, was ihm beliebte und behagte; die Christen verabscheuten eine solche Theokrasie. Wol mußten sie zunächst in ihrer monotheistischen Ueberzeugung diese Stellung einnehmen, aber ihr Eifer steigerte sich zur starren Intoleranz. Darum haßte sie das Volk und jubelte den Kaisern Beifall zu, welche die finstere, ascetische Secte zu verbessern, resp. zu züchtigen unternahmen. Es ist erwiesen, daß man in den Christen auch politische Neuerer vermuthete, und dieser Argwohn ist verzeihlich, wenn man an die Heimlichkeiten denkt, womit sie ihren Cult zu umgeben liebten. Auch trug die Verwechselung mit den Juden (die vielleicht nicht völlig entschuldbar, aber immerhin begreiflich ist) dazu bei, bei ihnen andere als rein religiöse Zwecke vorauszusetzen. Eine solche Verwechselung hat sich übrigens auch in die christliche Geschichtschreibung eingeschlichen. Domitian's sogenannte Christenverfolgung ist keine solche, sondern sie galt den Juden und Philosophen.*) Es scheint beinahe, als ob man bei einer Verfolgung auch eine Verschuldung voraussetzen dürfte; wenigstens hat es die höchste Wahrscheinlichkeit, daß Diocletian's berüchtigtes Edict auf der (gewiß nicht unbegründeten) Voraussetzung beruhte, daß von seiten der Christen — es brauchten deren nur einige wenige zu sein — etwas gegen den Kaiser geplant war. Die Züge des Heroismus und der Selbstlosigkeit, die wir in den Zeiten der Noth an den Mitgliedern der Christengemeinde finden, dürfen uns nicht blind machen gegen die Fehler und Untugenden. So nothwendig das Christenthum war, um den morsch gewordenen Leib der damaligen Gesellschaft wieder zu verjüngen, so wenig dürfen seine Anhänger von aller Schuld rein gewaschen werden. Trotzdem hat die christliche Religion als solche eine wunderbar heilende Kraft geübt, und es ist gar nicht abzusehen, wohin die damalige Welt in ihrer totalen sittlichen Versumpfung noch versunken wäre, ohne jene Verjüngung. Denn mochte auch die Theokrasie „erfrischend, belebend und verjüngend" auf die römisch-heidnische Religion wirken**), so waren jedenfalls die sittlichen Zustände

*) Vgl. Aubé, „La légalité du christianisme pendant le I siècle" (1866).

**) Vgl. Boissier, „La religion romaine".

grauenhaft faul und verkommen. Sie wirkten auch auf das Physische zurück. Für das 3. und 4. Jahrhundert muß eine wahre Degeneration der Rasse angenommen werden; man denke an die abnorme Frühreife der beiden Geschlechter, der Jungfrauen im 12., der Jünglinge im 15. Jahre nach dem Kanonischen Rechte; gewiß ein beredtes Zeugniß von physischer und sittlicher Desorganisation! Wie freilich das Christenthum, das ja nur in der Stadt einen fruchtbaren Boden für seine Propaganda fand, nach und nach den zähen Conservatismus der Landleute und ihre Ambarvalien, Faunalien, Terminalien u. s. w. zu überwinden vermochte, ist noch nicht gehörig ans Licht gestellt.

In E. Renan's „Antichrist" (d. i. Nero) 1873, zum größern Theil einer Besprechung der Offenbarung Johannis, ist diese Frage kaum berührt; dagegen findet man hier andere Dinge, die man kaum erwartet, so die Erwähnung König Ludwig's von Baiern als einer Caricatur von Kunstliebhaber, gleich Nero; während dagegen — natürlich! — „Louis XIV et Auguste, après les villes de génies, comme Athènes et Florence, le plus beau spectacle de l'histoire" sind.

Das andere verjüngende Element waren die Barbaren, vor allem die Germanen. Wenn man freilich gewissen französischen Stimmen Gehör schenkt (einem Littré, Quérard u. a.), so ist von einem guten Einfluß der Germanen auf die Cultur nicht die Rede; sie hätten uns, heißt es dort, blos die Gottesurtheile und das Duell gebracht! Littré geht so weit, zu behaupten: „L'invasion n'a causé que des maux sans compensation; nulle lumière, nulle moralité, nulle sainteté n'est venue des barbares. ... Le sang barbare n'a pas renouvelé le sang romain — au contraire." („Études sur les barbares et le moyen âge" und „Journal des savants", September 1862.)

Unparteiischer urtheilt Léotard in seinem „Essai sur la condition des barbares établis dans l'empire romain" (1873) und Geffroy: „Rome et les barbares" (1874). Dieser erkennt den Germanen nicht blos das Verdienst zu, die Jury und die eheliche Gütergemeinschaft — letztere schon bei Tacitus erwähnt, wo er die Frau laborum periculorumque sociam sein läßt — ins Rechtsleben eingeführt zu haben, sondern er spricht es anerkennend aus, daß die deutsche Cultur in Verbindung mit Christenthum und Romanismus die neuere Zeit bedingt und befruchtet habe. Freilich, wären die Germanen stürmisch und mit Einem mal über die damalige Cultur hereingebrochen, sie hätten manches davon zerstört; aber sie kamen nach und nach, in Intervallen und langsam. Wären sie nicht gekommen, so wäre das Menschengeschlecht völlig ausgeartet (Richter, Nissen u. a.). Ampère hat sogar die Gothen und Vandalen gegen den Vorwurf der Zerstörung von Monumenten in Schutz genommen. „Wer nicht baut", sagt er, „zerstört nicht. Die Renaissance hat den Monumenten Roms am meisten geschadet, weil die Leute damals Steine brauchten." Nachdem einmal die Germanen, die anfänglich nur subsidiär als Hülfstruppen gebraucht wurden, der Kern des Heeres und seit Konstantin die Stütze des Thrones geworden waren, mußte ihre frische, unverdorbene Lebenskraft auflösend auf die römische Nationalität wirken, so sehr auch sonst Rom verstand, sich alle fremde Nationalität zu amalgamiren. Diesmal war die Grenze der Möglichkeit überschritten und das Fremde trug den Sieg davon.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Werke von drei französischen Autoren, wovon das eine, des Grafen von Champagny, „Das Zeitalter der Antonine"; zwei andere, von Lucien Double, „Die Geschichte des Kaisers Titus" und „Die Geschichte der Cäsaren von Palmyra"; das dritte, bedeutendste, von Beulé, „Die Geschichte der julischen und flavischen Dynastie", behandelt. Von Champagny's Werk war oben schon die Rede: es weist neben unbedeutenden Vorzügen häßliche Flecken auf; die Vorzüge kommen auf Rechnung des geistreichen Franzosen; die Fehler verschuldet der orthodoxe, ja bigote Katholik. Das genre ennuyeux ist zwar bei Champagny nicht vertreten, wohl aber das genre dégoûtant. Die Kapitel, wo der klerikale Verfasser auf die heidnische Ehe und ihre Gegensätze in der christlichen zu sprechen kommt, müssen jedes gesunde, nicht blos protestantische Gefühl abstoßen, weniger wegen der historisch durchaus nicht gerechtfertigten Verherrlichung und Verhimmelung alles dessen, was christlich heißt, als wegen der naiv sein sollenden, im Grunde aber häßlich widerlichen und frivol lüsternen Offenheit, womit die Intimitäten des ehelichen und sexuellen Lebens hervorgezogen und mit dem Nimbus des Heiligen umgeben werden. Dieses Kokettiren mit den Begriffen der „heiligen", selbst in der Ehe „unberührt bleibenden Jungfräulichkeit" seitens der Frauen und der Männer (sic!), dieses Hervorkehren und Hervorzerren der „Seelenbrautschaft" mit Christo, die mit offenbarster Behaglichkeit ausgemalt wird, stellt dem Verfasser kein günstiges Zeugniß aus. „Geistliches Eunuchenthum" nennt der Herr Graf jene von ihm so sehr gerühmte, von jeder gesunden Empfindung aber perhorreseirte Ascese, und ahnt nicht, wie er mit dieser Bezeichnung die ganze Erscheinung stigmatisirt, ahnt nicht den Widerspruch seiner Lobgesänge mit seiner eigenen Ansicht von dem „Sakrament der Ehe", durch welche „die göttliche Macht auf übernatürliche Weise" (ein Lieblingsausdruck des Verfassers) „sich dem Menschen offenbart", ahnt nicht, wie seine „frommen Brüder" und „Schwestern", seine „Bräute Gottes", „schön für Gott" (sic!), die „ihm ihre Nächte (sic!) und Tage weihen", mehr Ekel als irgendein anderes Gefühl erregen, ahnt nicht, daß sein Hauptposaunenstoß: „die (sexuelle) Enthaltsamkeit ist das vollendete Christenthum", ein wahrer Hohn auf die Religion ist. Neben diesen Nuditäten und Cruditäten nimmt sich die kindliche Legendengläubigkeit des Verfassers, mit der er beispielsweise sich und seinen Lesern das Bild des „heiligen Ignatius" ausmalt, wahrhaft unschuldig aus! Um so eher darf es verwundern, daß er da, wo er vom Aberglauben und von der Verkommenheit der heidnischen Religion spricht, die zu jener Zeit grassirende orientalische Mystik völlig ignorirt, jenen Isis- und Serapisdienst z. B., wo auf Kosten der Sittlichkeit, namentlich vom weiblichen Geschlecht, unter dem Deckmantel religiöser Bußübungen die abscheulichsten Misbräuche getrieben werden, ebenso die weite Verbreitung des persischen Mithrascultus, der durch zahlreiche Mithrasmonumente jener Zeit bestätigt wird. Hier also thut der Verfasser des Guten zu wenig, dort that er dessen zu viel. Zu viel ferner thut er — das charakterisirt den Franzosen — im geistreichen Geplauder; so, wenn er beim Gedanken an die Möglichkeit eines Rencontre Trajan's mit den Chinesen eine Unzahl von Betrachtungen anstellt, was wol für die Cultur der Zukunft die Folge gewesen sein würde! Höchst geistreich, in der That, aber mindestens ebenso müßig. Und gerade ebenso überflüssig

ist die Untersuchung, warum wol die Alten noch nicht auf den Buchdruck verfallen seien, warum der Geist „450 Jahrhunderte" (gerade so viel und nicht mehr, nicht weniger, das weiß der Herr Graf aus seinen Kirchenvätern) gebraucht hat, um zu dieser Kunst, d. h. zum Ei des Columbus zu gelangen. Verdienstlicher als solche Themata, die einem Rhetor comme il faut des geschilderten Jahrhunderts geziemt hätten, wäre ein noch tieferes Eingehen auf die „brennende Frage" jener Zeit gewesen, auf den „nervus rerum", den Geldpunkt. Nicht, daß ihn der Verfasser ignorirt hätte; im Gegentheil, es gereicht ihm zum Lobe, daß er, im Gegensatz zu so manchen sogenannten Geschichtschreibern, dabei verweilt und seine hohe Wichtigkeit anerkennt, aber noch immer nicht genug; er gehört noch mehr in den Vordergrund. Hierin dürfte Thiers, sonst nicht gerade ein nachahmenswerthes Muster für Historiographie, zum Vorbilde dienen; sein Landsmann Dureau de la Malle hat für die altrömische Geschichte den Boden geebnet, und unser Niebuhr, mit ihm und nach ihm Böckh und Th. Mommsen wußten und zeigten, wie es mit diesem Factor im Haushalt eines Volkes beschaffen ist. Einzelne Behauptungen des Verfassers sind sehr anfechtbar, so z. B. folgende: „Die Erbschaftssteuer lastete schwer auf den Römern; der Römer, dem es eine größere Freude machte als uns, Eigenthümer zu sein, war noch nicht an das Schröpfen gewöhnt, daß jede Generation ein Zwanzigstel von jeder Erbschaft an den Staat abgeben mußte." Es bedarf wahrlich keiner großen politischen Erleuchtung, um zu ahnen, daß eine richtige Erbschaftssteuer zu den rationellen Mitteln gehört, der staatlichen Finanz- und Budgetnoth abzuhelfen. Vollends aber, wenn bei den Untersuchungen des Herrn Verfassers die Religion ins Spiel kommt, dann verliert er seine Unbefangenheit; er wird parteiisch und ungerecht. Wem ist es denn jemals eingefallen, den ältern Plinius deswegen für einen großen Mann zu halten, „weil er die Vorsehung leugnet"? Und doch behauptet das der Herr Graf in Bausch und Bogen von der frühern Generation der Geschichtschreiber. Anknüpfend an Seneca's Ausspruch: „Wir kränkeln an zu vieler Literatur", polemisirt er gegen das allzu viele Schreiben, sogar gegen die „sinnreiche Kunst" — den Buchdruck — „durch 1000 und 10000 Exemplare die Dummheit der Menschen zu vervielfältigen". So spricht der geistliche Reactionär, der Angst hat vor der Presse. „Wenn der Mensch seine (körperliche) Arbeit einstellt und sich zum Schreiben wendet, dann muß er auch gute Gründe haben, es zu thun, und an eine von oben ertheilte Erlaubniß glauben können."

Ueber Double's „Césars de Palmyre" (Odenath, Zenobia und deren Vorfahren) können wir kurz sein. Der Verfasser hat, wie er behauptet, seine Darstellung auf die Basis der von Vogué und Waddington veröffentlichten Inschriftensammlung gestellt; ohne diese wäre sein Buch unmöglich gewesen. Um so eher hätte er manche Fabel weglassen dürfen und sollen, die er in den „Scriptores historiae Augustae" gefunden hat, z. B. die von dem herculischen Firmus, dessen Appetit und Verdauungsorgane leicht über einen ganzen Vogel Strauß „par jour" Meister wurden und der, mit Krokodilfett beschmiert, inmitten dieser Reptilien um die Wette schwamm; ferner die von der ehelichen Enthaltsamkeit des Heldenweibes Zenobia, das nur und ausschließlich „pour perpétuer le sang illustre de Ptolémée" sich

den Umarmungen ihres ungeliebten Mannes hingab. Das Detail wird in extenso aus Trebellius Pollio übersetzt. Dieses und noch manches andere, was sogar in unserm Zeitalter der Eisenbahnen die Kriegswissenschaft als ein wahres Wunder anstaunen müßte, wenn es nämlich geschehen könnte, wird hier als wirklich geschehen mit der größten Naivetät dem Verfasser der „Kaisergeschichte" nacherzählt. Aber auch das Hauptresultat der Untersuchung, das der Verfasser als solches betont, hat er nicht aus den Inschriften herausgelesen, daß nämlich alle die nobeln Passionen und ritterlichen Eigenschaften, womit eine galante Phantasie die Gestalt der Bathzebinah-Zenobia wie mit einem Glorienschein umgibt, nicht ihr, sondern ihrem Ehegemahl Odenath II. von Rechts wegen zukommen. Der Franzose verfährt zu Gunsten des Odenath, auf dem er nicht den leisesten Tadel sitzen läßt, sehr unglimpflich mit der Dame Zenobia, von der er behauptet, daß sie „n'a fait que compromettre et finalement que perdre l'empire oriental qu'elle devait au génie de son époux". Einen Hauptvorwurf, den er gegen sie schleudert, daß sie nämlich den Mordplan gegen ihren Gatten selber ausgeplant und ausgeführt habe (aus keiner andern Ursache, als weil sie gern selber unumschränkte Herrscherin gewesen sei), hat er nicht bewiesen. Schon Gibbon zählt dies unter die „very injust suspicions" gegen die Königin. Was die inschriftliche Ausbeute betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß Einzelheiten gewonnen worden sind; wir wissen jetzt z. B. ziemlich sicher, daß Zenobia die Tochter eines der ersten Magistrate von Palmyra, des „Marktherrn" Zenobius war, und daß sie auf aramäisch Bathzebinah („Tochter des Kaufmanns") hieß. Einzelne Bemerkungen verdienen Beachtung, so z. B. die, daß die landläufige Ansicht von der Unterordnung des weiblichen Geschlechts im Orient für die Zeiten des Alterthums unrichtig sei. Freilich passirt es dem Verfasser wieder, daß seine Kritik bedenklich hinter dem Fortschritt unsers Jahrhunderts zurückbleibt, wenn er z. B. Semiramis als eine historische Person und Königin anführt!

Desselben Verfassers „Titus" ist das Gegentheil einer „Rettung" (wie er sie bei Claudius, dem „empereur réellement clément", durchzuführen versuchte); die Darstellung bezweckt ein unbedingtes, ungeschwächtes Verdammungsurtheil über Titus, „le débauché fouillé de toutes les infamies du monde antique" und „couvert de crimes". An dem grundfalschen Lichte, in welchem dieses Ungeheuer in der Geschichte erscheint, sind nach Double die christlichen Geschichtschreiber schuld; denn fürs erste betrachteten ihn die Christen als den gerechten Würgengel der Juden, den vom Himmel gesandten Rächer der jüdischen Missethaten, dann aber als ihren speciellen Wohlthäter, insofern er sich nicht wie vor ihm Nero und nach ihm Domitian zum Christenverfolger hergab. Die Titus-Legende ist christliches Fabrikat. Aber wie kommt es denn, daß schon Suetonius ihn „amor et deliciae generis humani" nannte? An einen Einfluß der Christen auf Hadrian's Geheimsecretär wird doch niemand denken wollen! Der Verfasser hat es gemacht wie ein Advocat, der gegen einen auf der Anklagebank Sitzenden aufzutreten hat. Beulé, der in Titus einen vollendeten Heuchler erblickt (und die jetzt geltende Auffassung von Titus' Milde auf Racine's „Berenice" zurückführt!), hat die Farben doch weniger scharf aufgetragen. Während die Alten, die etwas wissen konnten (so Sueton), einen Doppelmenschen in Titus annehmen, einen rücksichtslosen und grausamen vor

dem Regierungsantritt und einen milden und gut gewordenen während der Herrschaft, soll auch seine Grausamkeit, nach Beulé, der berechnenden Heuchelei entsprungen sein. Double dagegen läßt ihn aus Temperament boshaft und grausam sein und meint, seine sogenannte Milde sei pathologisch zu erklären, sie sei Folge einer Gehirn- und Rückenmarkserweichung; diese, durch Ausschweifungen herbeigeführte Krankheit habe ihn schwach gemacht wie ein Kind und weich wie ein Weib. Aber gibt es denn nicht eine psychologische Erklärung für die Veränderung im Wesen des Titus? Ist mit seinem Bruder Domitian nicht auch eine kolossale Wandlung vorgegangen? Freilich die entgegengesetzte. Domitian schlug aus einem hoffnungsvollen, vielversprechenden Fürsten um in einen Nero. Ihn ergriff der Kaiserwahnsinn, Titus ist über dem Gefühl von der ungeheuern Aufgabe, die ihm zufiel, ernster geworden. Ein Tugendspiegel ist er auch als Kaiser nicht gewesen und seine „edeln Thaten" machen den Eindruck berechneter Schönthuerei. Auch fehlte alles zum Herrschergenie; seiner Regierung mangelt Schwung, Größe und Idee. Sie war zwar von sehr kurzer Dauer, aber auch so hätte sie ein Gepräge annehmen können. Die sittlichen Verirrungen, die ihm vorgeworfen werden, gipfeln im Verbrechen des Vatermordes; es soll diejenige That sein, welche der sterbende Titus im Sinne hatte, als er sagte, er habe nur eine zu bereuen, und Kaiser Hadrian soll ihn in seinen Memoiren wirklich als Vatermörder bezeichnet haben. Auffallend ist aber doch, daß schon die Zeitgenossen über jene That nachgrübelten und alles Mögliche herausinterpretirten, auch Blutschande — nur nicht den Vatermord! Es kann einer ein Schriftenfälscher sein, wie denn Double behauptet, Titus habe das Testament Vespasian's zu seinen Gunsten und Domitian's Ungunsten gefälscht; er habe selber den compromittirenden Brief fabricirt, der die Handhabe bot, Cäcina als Verschwörer unschädlich zu machen; er habe ferner in einem Briefe die Handschrift Otho's „ce type de gentilhomme de la régence égaré dans l'antiquité"! nachgeahmt, um den Vespasian zur Rache an Vitellius für den Galba aufzufordern; Sueton dagegen läßt den Titus blos sagen, er hätte ein großer Fälscher sein können; man kann ferner sich des schwärzesten Undanks schuldig machen, wie dieser in Titus' perfidem Benehmen gegen seine Geliebte, Berenice, zu Tage treten soll; aber ihre Verabschiedung kann eine Concession an die „höhere" Politik gewesen sein, von welcher Concession auch andere Kronprinzen zu erzählen wissen; man kann auch zeitweise recht unedel sein, und das war Titus in der That gegen das treue Ehepaar Sabinus und Eponine in Gallien, ja, mordlustig, obschon es nicht erwiesen ist, daß Helvidius Priscus hinter dem Rücken Vespasian's auf Titus' Befehl ermordet worden sei — aber von da bis zum Vatermörder, dem grauenhaften Pendant zu Nero, ist noch ein weiter Schritt, selbst auf dem Blutpfade der Cäsarenperiode. Beulé meint, nach einer erhaltenen Büste zu schließen, müsse Titus eine „âme douce" gewesen sein. Der Ehrgeiz sei die treibende, verderbliche Macht seiner Seele gewesen und habe ihn zu allen seinen Verbrechen angespornt. Seine ganze Psychologie liege in dem verzehrenden Drange, es dem Nero, als Freudenspender, und dem Augustus, als Regenten, gleichzuthun; die Magie des Contrastes habe ihn angezogen, die „orgie perpétuelle de munificence", welche seine Regierungszeit ausfüllt, sei jener Rivalität mit Nero entsprungen.

Bei längerer Regierung wäre auch Titus ein Tyrann geworden. Diese Charakteristik hat jedenfalls viel Wahrscheinlichkeit.

Was endlich Beulé's „Procès des Césars" (4 Bde.) betrifft, so ist er eine Serie von Unterhaltungen („entretiens"), welche stenographirt und auf Verlangen gedruckt wurden. Diese „Porträts" sollen „hauptsächlich moralische Studien" zum Behuf geschichtlicher „Belehrung" sein. Damit glaubt der Verfasser die strenge Kritik abwehren zu können. So ganz unschuldig ist aber das Buch darum nicht. Im Gegentheil, hinter den Kaisermasken hervor grinsen die Züge moderner französischer Cäsaren, und wo nur eine ungezwungene oder auch gezwungene Parallele denkbar ist zwischen den Sitten des kaiserlichen Palatiums in der Tiberstadt und denen des Kaiserhofes in der Seinestadt, da darf man sicher sein, daß sie sich in Beulé's Schrift spiegelt; oft als Hohlspiegelbild. Einzelne Abschnitte machen geradezu den Eindruck, als ob sie Blätter aus der zeitgenössischen Geschichte Frankreichs und blos die Namen der Handelnden mit falschen, d. h. römischen, vertauscht wären. Die „indignatio" hat Beulé's Griffel geführt. Bei Juvenal läßt man sich dies gefallen, beim Satiriker überhaupt, der sich im lebendigen Gewühl der Gegenwart bewegt; aber die Geschichte kennt ein anderes Ziel, als moderne Figuren mit der Gewandung des Alterthums zu drapiren. Die römische Kaisergeschichte predigt laut genug gegen den Despotismus, man braucht sie nicht im Spiegel der Zeitgeschichte aufzufangen. „L'indignation est la seule vertu d'un peuple en décadence"; aber nicht die einzige des Historikers. Die sittliche Wärme und Entrüstung ist eine Frucht, die von selber aufblüht auf dem durchpflügten Boden der Vergangenheit; man braucht ihn nicht mit dem bittern Salz der Gegenwart zu düngen.

Neben diesem Grundfehler krankt Beulé's Buch noch an einem zweiten, wenn auch kleinern. Beulé ist von Haus aus Archäolog und hat diesen Standpunkt zu sehr betont, d. h. er hat ihn auch einwirken lassen auf Dinge, die mit der Archäologie wenig oder nichts zu schaffen haben. Im dritten Buche stellt er es als seine Aufgabe hin „de rechercher, quelle clarté jettent sur les personnes historiques les monuments figurés". Aber wie versteht er dies? Er analysirt mit dem Blicke des Physiognomikers die vorhandenen Porträtstatuen römischer Kaiser und Kaiserfrauen, und liest in den Zügen derselben eine Bestätigung der geschichtlich überlieferten Charaktere heraus, oder er construirt einen körperlichen Grundtypus für geistige und psychische Typen. So hat er herausgefunden, daß „alle römischen Kaisertyrannen große Bäuche und dünne Beine haben". Auch Ampère hat ein Faible für diese Lavatereien, doch in bescheidenerm Maße; er verurtheilt z. B. den Seneca, weil er aus dessen Porträt auf einen gemeinen Charakter schließt; die Schriften des Mannes gelten ihm nichts dagegen. Aus einer Büste des Claudius interpretirt Beulé „un mélange d'application studieuse et de bestialité" heraus, und auf einer Münze mit dem Bilde des Caligula sieht er gar „un modelé tremblant des joues, les saillies sans raison, l'absurdité des contractions musculaires"! In der Nase der Livia, des „génie exécrable de l'empire", liegt für ihn „la méchanceté", in ihrem Munde „la scélératesse" (während Ampère in Livia's Porträt „nulle apparence de fausseté" erblickt!) und auf Münzen ist das Auge der Agrippina „pénétrant et impérieux"! Auch andere Schrullen stören

die sonst geistreiche, oft glänzende Darstellung. So die Erklärung, warum die Etrusker ihre Kinder mit dem Mutternamen nannten: „Dans un pays aussi corrompu il n'y avait de filiation certaine que du côté maternel!" Die großen Dichter der Augustischen Aera, Horaz, Virgil, Properz u. a., sind von Augustus und Mäcenas verderbt und moralisch zu Grunde gerichtet worden; die Jugend muß vor der Lektüre dieser Schriftsteller gewarnt werden; denn sie wirken auf ein gesundes Gefühl verweichlichend, sie predigen statt der Arbeit ein Schlaraffenleben. Daneben finden sich aber wieder prächtige Gemälde, voll Leben und Wahrheit, z. B. die Charakteristik eines Sejan und eines Germanicus. In letzterm erblickt er eine Personification „des regrets sans courage, des voeux sans énergie"; seine tragische Figur ist ein Trostbild für viele ehrenwerthe, aber willensschwache Seelen geworden, „mais il ne faudra jamais consentir à ce qu'elle devienne une justification ou un exemple". Allerdings, das Volk war ihn nicht werth; es ist zunächst Sache des Volkes, die Freiheit zu verlangen, nicht die des Prinzen, sie zu geben. Germanicus hat seine Ruhe der Bürgerpflicht vorgezogen; er hätte losschlagen sollen, als ihn der Soldatenaufstand zum Kaiser machen wollte; er hat aber die bequeme Pflicht, die man Gehorsam nennt, höher gehalten; „il n'a pas eu l'audace honnête, salutaire, patriotique". Die Dynastie ist „un fétiche dont les nations en décadence et les soldats ont toujours besoin"; und doch meint derselbe Beulé wieder, wenn Augustus ein edler, patriotischer Charakter gewesen wäre, so hätte er die Republik noch um ein Jahrhundert verlängern können! Dazwischen wieder ein Loblied auf „le royaume limité et un prince qui s'efface", sie sind „un bien dans un état sagement constitué". Da darf der erstaunte Leser denn doch nach dem politischen Compaß des Herrn Beulé fragen.

Römische Bürger, meint Beulé, gab es (seit Caligula) nicht mehr, weil das Bürgerrecht an alle verschwendet worden war; es gab auch kein Vaterland mehr, weil die Ausdehnung des Reiches zu ungeheuer war. Eine im Verfall begriffene Gesellschaft — also auch die römische — weist immer den Frauen eine hervorragende Rolle an. „L'empire est si vaste, les maux si profonds, les abus si invétérés, qu'il faudrait détruire la société romaine pour la réformer." In der Hauptstadt war „alles nur Schauspiel"; sogar der Circus und das Amphitheater genügten der lechzenden Meute nicht mehr. Nero ist der wahre Typus derselben; auch bei ihm mündete alles aus in diese Sucht und entsprang alles aus dieser Quelle. Alle seine Extravaganzen und Greuel sind der Ausfluß seiner Künstlereitelkeit. Diese Natur war angelegt auf Emotionen, und sie fand die Befriedigung derselben nur im Schauspiel. Das Volk verzieh ihm alles, weil es zu seinen rasenden Lustbarkeiten beigezogen wurde und sich dabei amusirte; Nero's Regierung war Roms (d. h. des Pöbels) lustige Zeit.

Das Regiment des Vitellius dient dem Autor dazu, eine vernichtende Satire auf das second empire zu schreiben: „Es ist für ein Land besser, physisch verwüstet als moralisch ruinirt zu werden. Die Producte des Bodens erneuern sich, das Korn prangt wieder golden im folgenden Sommer, die Trauben röthen sich im Herbst, die Wälder, Weiden, Moore bevölkern sich wieder; aber die ungeheuerlichen Expeditionen zu vervielfachen, Vernichtungskriege zu führen, ganze Genera-

tionen auf den Schlachtfeldern hinzuopfern, den Ackerbau zu entmuthigen, die Landbewohner in die Städte zu ziehen, wo sie doch verkommen, die unnützen Industrien zum Schaden des nützlichen und ehrbaren Handwerks zu begünstigen, der Speculation auf Kosten des Handels Vorschub zu leisten, die Gegenwart mit Steuern, die Zukunft mit Schulden zu belasten, zum Luxus aufzumuntern, die ehrbaren Leute mit Verachtung niederzudrücken, um die verwegenen und frechen zu erheben, den niedrigen Leidenschaften zu schmeicheln, einem Volk Ekel gegen seine Pflicht und seine Freiheit einzuflößen, es einzulullen in unheilbare Verweichlichung, es entnervt, lasterhaft, erniedrigt der Revolution und Usurpation zu überliefern: das sind Arten des Verschlingens, die einem Reiche viel unheilvoller sind als die Schlingereien und Schwelgereien des Vitellius."

Vespasian, der erste Kaiser, der durch die Regierung besser wurde, war das Muster eines Präfecten, aber von einer wahrhaft raublustigen Habgier; er verkaufte Ehrenstellen, erfand neue, nicht immer wohlduftende Abgaben („lucri bonus odor ex re qualibet", z. B. Urin), verdoppelte den Tribut der Provinzen; er machte es wie der heilige Crispin, d. h. er raubte den Reichen, um es den Armen zu geben.

Sein Sohn Domitian wurde ein Opfer des Ehrgeizes, wie sein Bruder; er empfand alle Furien des Neides, wenn er an die großen Heerführer dachte; der Durst nach Kriegsruhm hat seine Seele zu Grunde gerichtet, denn er hatte ursprünglich gute Anlagen und guten Willen, auch traf er gute Maßregeln, so das Verbot der großen Opfer, der Hekatomben, die den Viehstand ruinirten und die Mittel zur Hebung des Ackerbaues; die Monomanie des Krieges, „der Grundlage und Nahrung für jede Tyrannei", hat alles erstickt; die Beinamen „Germanicus" und „Dacicus", die er für seine Pseudokriegsthaten erhielt, haben sein Gehirn umnebelt.

Hiermit schließen wir unsere Uebersicht. Es wäre vielleicht noch auf die zusammenfassende Darstellung der hauptsächlichsten Culturmomente in Friedrich von Hellwald's „Culturgeschichte" Rücksicht zu nehmen gewesen, da der gelehrte Verfasser hier mit mehr Kenntniß und weniger Vorurtheil seine Aufgabe gelöst hat als da, wo er die Griechen unter seinem kritischen Messer bluten läßt. Gleichwol, Behauptungen wie die, daß das republikanische Rom für die Nachwelt nichts geleistet habe, erst die Zeit der Cäsaren dies gethan, lassen unschwer erkennen, aus welchem Geist heraus der Verfasser auch dieses Kapitel der Geschichte bearbeitet hat. Wenn dieser keck hingeworfene Orakelspruch neu ist — was wir hier nicht untersuchen können — so ist er wenigstens nicht geistreich, übrigens auch kaum ernster gemeint als eine andere Auslassung des Herrn Verfassers, daß „eine schlechte That immer besser sei als gar keine" — consequenterweise also auch eine unwahre Behauptung besser als keine. Andere Historiker haben allerdings nach der entgegengesetzten Seite ebenso übertrieben wie Hellwald, insofern sie in der Kaiserzeit nichts als Unkraut, Fäulniß und Moder erkennen wollten, und doch, ohne römisches Kaiserthum keine moderne Cultur, keine Gemeinschaft der modernen Culturvölker.

Hellwald's Geschichtsanschauung ruht auf der breiten Basis des Hegel'schen Dictums, daß „alles Wirkliche vernünftig sei". Er sagt es deutlich: „Alles, was

existirt, muß so viel Kraft in sich haben, daß seine Existenz eine Nothwendigkeit ist, denn sonst würde es nicht existiren." Was aber nothwendigerweise existirt, wird doch wol vernünftig sein; und weiter könnte man schließen, die römische Republik habe vernünftigerweise nichts für die Nachwelt geleistet. Nur Eins noch. Herr von Hellwald sagt: „Ein richtiges Verständniß der römischen Culturentwickelung beruht auf der Erkenntniß, daß die Römer zu Cäsar's Zeiten auch ethnisch ein anderes Volk waren als bei der Einführung der Republik. Diese ethnische Verschiedenheit erklärt das Verschwinden der bisherigen sittlichen Momente, der specifisch römischen Tugenden. Das Römerthum war ethnisch absorbirt, aufgesogen, wie sich aus den gemachten Schädelfunden ergibt. Altrömische Schädel zeichnen sich unter allen übrigen Italiens durch ihre große und stattliche Entwickelung, namentlich durch ihre Weite aus. Unter den pompejanischen Schädeln sind mesokephale, einige mehr brachykephale, hier und da einer auch dolichokephal, alle jedoch schienen im ganzen nur eine geringe Capacität zu besitzen. . . . Zweifellos vollzog sich mit dieser ethnischen die Charakter- und Geisteswandlung, und dieser großartige Proceß der Völkerbildung dauerte die ganze Kaiserzeit ununterbrochen und in noch weitaus gesteigertem Maße."

Der betreffende Aufsatz von Virchow, aus dem Hellwald die vorangehenden Notizen entnahm, ist mir nicht zur Hand. Ich will mich nicht zu der Frage erdreisten: wo denn die fraglichen altrömischen Schädel gefunden worden seien; ich meine: entschieden und unzweifelhaft altrömisch, nicht etwa italienisch, denn Hellwald scheidet ja ausdrücklich die altrömischen von allen übrigen Italiens, also auch von den pompejanischen. Und jetzt auf einmal — man höre und staune! — sollen die pompejanischen Schädel beweisen, daß die altrömischen degenerirt sind zur Zeit Cäsar's! Merkwürdig! Diese so sehr veränderten Römer haben aber doch, wie wir durch Hellwald und früher durch Montesquieu erfahren, ihre Haupttugend, die militärische Tüchtigkeit, auch die ganze Kaiserzeit hindurch beibehalten. Ganz abgesehen aber von dieser merkwürdigen Logik ist es mit der ganzen römischen Schädeltheorie, angewandt auf die Geschichte, nichts. Das Volk in der Hauptstadt, der Populus romanus, zur Zeit der Republik alles, ist während der Kaiserperiode gleich Null; die Plebs kommt gar nicht mehr in Betracht und an die Stelle der alten patricischen Geschlechter sind großentheils neue aus Italien und den Provinzen getreten; auch das Heer (jetzt stehend) ist ein ganz anderes geworden; kurz, die Menschen, welchen die Aufgabe der treibenden, gestaltenden Kraft seit Beginn der Cäsarenzeit bis an ihr Ende zufiel, waren, mit Ausnahme einiger Kaiser, andern Stammes und andern Blutes, als die Römer zur Zeit der Republik; ob diese in ihren Descendenten nach und nach zu Meso- oder gar Brachykephalen degenerirten, ist für die geschichtliche Entwickelung völlig einerlei. Wenn eine Anzahl erhaltener, unzweifelhaft der Zeit Cäsar's angehöriger römischer Schädel, mit einer Anzahl ebenso unzweifelhaft dem 6. vorchristlichen Jahrhundert angehöriger, gleichfalls römischer Schädel verglichen das oben angeführte Resultat ergeben sollte, dann würde allerdings auch der Historiker davon Notiz zu nehmen haben.

Die centralen Alpenbahnen.

Von

Oswald Stein.

II.

Die Alpenbahnen wurden in ihrer wirthschaftlichen und handelspolitischen Wichtigkeit vielfach überschätzt. Es mag dies seinen Grund nicht blos in absichtlichen Uebertreibungen, sondern auch in der leidigen Gewohnheit haben, die Wechselwirkungen von Eisenbahnen und Volkswirthschaft immer noch mit jenem Enthusiasmus zu feiern, welcher einst zur Besiegung der kirchthurmshohen Vorurtheile nothwendig und für eine beschränkte Anzahl von bedeutenden Routen am Platze war. Als aber die ersten Linien wider Erwarten prosperirten und deren Zufuhren in arithmetischer Progression sich steigerten, fiel man aus dem ursprünglichen Extrem übel angebrachten Mistrauens in das entgegengesetzte Extrem verderblichen Vertrauensdusels. Man glaubte geradezu, die Schraube werde kein Ende haben. Es kamen Enttäuschungen und Krisen. Doch die Menschen vergessen unglaublich schnell. So oft wieder ein neues großartiges Project auftaucht, werden wieder die alten Phrasen, Floskeln und Calcule aufs Tapet gebracht und trotz der früher mit ihnen erlebten Fiascos abermals für baare Münze genommen. Die Lehren der Volkswirthschaft hinterlassen im Gedächtniß der Menge so geringe Spuren wie die Lehren der Geschichte. Diejenigen aber, welche aus dem Schatze der gemachten Erfahrungen schöpfen und Volk und Regierungen entsprechend warnen, fahren in der Regel recht übel. Am schlimmsten ergeht es gemeiniglich dem Eisenbahntechniker, welcher auf die begangenen Fehler hinweist und bei Aufstellung neuer Projecte die volkswirthschaftlichen Erwägungen in den Vordergrund stellt. Er sticht da in ein Wespennest, und wenn er dem Rathe des Sprichwortes folgend noch so fest greift, die „Zunft" und die mit ihr verquickte Coterie der Eisenbahnpolitiker und Börsenmänner bringen ihn moralisch, vielmals auch ökonomisch um. Am besten ist es, sich in solchen Fällen das Fell zu verdichten, seinen Sinn mit Genügsamkeit zu ätzen und die Brust mit Selbstvertrauen zu stählen. Freilich läuft man dabei Gefahr, durch undankbare Kämpfe gegen giftige Widersacher und durch erfolglose Anstrengungen für die Verbesserung der schmalen Existenz in eine ungerecht urtheilende und alles verurtheilende Verbitterung sich hineinzureden. In der That gehört es zu den schwierigsten Aufgaben,

in der Kritik technischer Unternehmungen das richtige Maß zu halten, nichts zu überschätzen, aber ebenso wenig zu unterschätzen. Bei den Alpenbahnen hat man einestheils übertrieben, anderntheils aber das Gute, welches die unwirthschaftlichen Pläne und Voranschläge trotz alledem im Gefolge hatten, zu gering angeschlagen.

Die Ingenieure waren gerade im Hochgebirge vor Probleme gestellt, deren Lösung dem Fortschritte der Wissenschaft im allgemeinen und der Technik insbesondere ganz außerordentlichen Vorschub leistete. Die darauf verwendeten Kosten sind zwar riesig groß, aber die Leistungen sind es nicht minder. Wir gehören nicht zu den Wiederkäuern und vermeiden es darum, die so oft gehörten Hymnen auf den Triumph des Geistes über die Natur, die zum Uebermaß wiederholten Lobgesänge auf die Siege des kleinen Menschen über die unendliche Zeit und den unermeßlichen Raum nochmals zum besten zu geben. Dafür wägen wir die Anregungen und Versuche, die Erfindungen und Entdeckungen ab, welche die Wissenschaft, das Arsenal der Technik, die Hülfsmittel der Arbeit und verschiedene Zweige der Industrie so merkwürdig bereichert haben.

Zu welcher Höhe sind nicht die sämmtlichen Ingenieurwissenschaften, die Meßkunst, Mechanik, Statik und Dynamik gehoben worden, wozu im gewöhnlichen Tempo Jahrhunderte erforderlich gewesen wären! Die Nothwendigkeit der Uebersetzung außergewöhnlicher Erhebungen und Senkungen des Terrains hat den Bau von Tunnel und Galerien, von Brücken und Thalübergängen zu einer noch vor 50 Jahren ungeahnten Ausbildung emporgebracht. Die Metallurgie und Eisenindustrie hat durch die ungewöhnlichen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Förderungsmittel beim Bau und Betrieb der neuen Verkehrswege eine bedeutende Ausdehnung und eine vielseitige Anwendung erfahren. Die Kostspieligkeit dieser schwierigen Eisenstraßen und die begrenzte Kraftentwickelung der üblichen Motoren haben die Verbesserung der Dampfmaschinen, die künstliche Stahlerzeugung, die Einführung von Specialsystemen, die Ersetzung des Feuerungsmaterials und der bisherigen Zugkraft durch andere Substanzen und Kräfte gerufen. Das Bedürfniß hat den Erfindergeist zu neuem rastlosen Streben und Schaffen angeeifert, die Reform des Eisenbahnwesens angeregt und bewahrt die Technik durch die Macht des Widerspruches, die Kritik des Bestehenden, das Drängen nach Neuerungen und die zunehmende Berührung mit andern Gebieten des Wissens vor der Verknöcherung durch die Schablone. Der Techniker der Zukunft wird sich über sein eng eingeschränktes Einzelfach erheben und sich vor allem durch das Studium der Nationalökonomie mit der nothwendigen philosophischen Auffassung durchgeistigen, seinen Blick erweitern, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit restauriren, sowie seine Stellung in der Wissenschaft und Gesellschaft erhöhen.

Sollen wir noch der unberechenbaren Einflüsse gedenken, welche diese Vorgänge im Gebiete der Technik, die Ausführung der Riesenbauten und der Betrieb der großartigen Gebirgsbahnen auf die Physik und Chemie ausübten und ausüben? Oder sollen wir auseinandersetzen, welche Belehrung die Mineralogie und Geologie bei dem Ausbruch der Tunnel geschöpft haben? Ja selbst die Medicin, die Jurisprudenz und Kriegswissenschaft ist nicht leer ausgegangen und hat sowol bei den Bauten als beim Betriebe der Alpenbahnen interessantes Material zur Beurtheilung neuer

Fälle oder zur Vervollkommnung älterer Kenntnisse erhalten. Endlich schlagen wir die aus den Kolossalbauten gewonnene Erkenntniß nicht gering an, die Erkenntniß nämlich, daß der Menschengeist und die productiven Kräfte noch des Wachsthums fähig sind, daß die Menschheit trotz alledem noch das Zeug zu fortschreitender Entwickelung in sich trägt, daß neue Bedürfnisse die Mittel zu deren Befriedigung finden werden.

Diese Philosophie wird auch den Ausgleich des Naturalismus mit der Moral bewerkstelligen und die Praxis durch Humanität veredeln. Heutzutage wird freilich die Praxis der Technik vielfach noch von den Grundsätzen einer egoistischen Privatökonomie geleitet. Es muß jeden, welcher die Wunder der modernen Baukunst anstaunt, ein eigenthümliches Gefühl bei dem Gedanken beschleichen, daß heute noch wie zu den Zeiten der Pyramidenbauten ein schmuckloses Massengrab die Tausende deckt, welche eigentlich durch das Opfer der werthvollsten Kraft, der menschlichen Arbeitskraft, die großen Werke zu Stande gebracht haben. Nur die wenigen Namen jener Glücklichen, welche die Bauten befohlen oder geleitet haben, werden der Nachwelt überliefert. Von den Tausenden, welche bei der Ausführung mit thätig waren, sinken die meisten infolge der Anstrengungen und der ungenügenden Nahrung in die Grube.

Man nennt die großen Bauten der Neuzeit mit Vorliebe Werke des Friedens. Und doch geht es bei ihnen nicht viel anders zu wie im Kriege. Ein Tunnelbau wie der am Sanct-Gotthard macht den Eindruck wilden Schlachtengetümmels. Da ist ein Hasten und Jagen, ein Geschrei und Getose, ein Hin- und Herfahren, ein wilder Kampf gegen die Natur, der unwillkürlich an die Schlacht gemahnt. In dem engen Raume drängen sich die Menschen, keiner kümmert sich um den andern, und doch folgen alle dem Rufe ihrer Führer. Wie Leuchtraketen flackern die Lichter der Arbeiter in der unheimlichen Finsterniß hin und her. Neben dem Kleingewehrfeuer und den leichten Feldgeschützen der Hämmer, Bickel und anderer Brechwerkzeuge lärmen die schweren Belagerungsgeschütze, die Bohrmaschinen, daß die Sinne betäubt werden, Ohr und Sprache ihren Dienst versagen, daß der Erdboden zittert und die Felsen knirschen. Das Knallen der Schüsse, die furchtbaren Wirkungen des Dynamits, der lästige Qualm der losgebrannten Ladungen, die mit der Tiefe zunehmende Hitze, das Brausen der Bergwasser, die stetige Todesgefahr: nichts kann diese halbnackten, geschwärzten Gestalten erschrecken; sie lassen nicht eher ab, bis ihnen ein Unglück die Fähigkeit zur Arbeit raubt, oder bis Ueberanstrengung, die schlechte Luft und mangelhafte Nahrung ihre Kräfte gelähmt haben.

Etwa 3000 Mann, ein vollzähliges Regiment, ist durchschnittlich beim Bau des Gotthardtunnels in Action, welche sich partienweise nach achtstündiger Arbeit ablösen. Von diesen durchschnittlich beschäftigten Personen werden am Schlusse des Baues viele nur noch als sieche, verstümmelte, verkrüppelte und preßhafte Bettler übrigbleiben. Hunderte hat ein jäher Tod in den Orcus geschleudert und noch mehr sind durch Krankheit umgekommen. Fürwahr ein Bild menschlichen Jammers und Elends, das nur der Griffel eines Hogarth zu zeichnen vermöchte. Und doch, was sind diese Hunderte, diese Tausende gegen die Hunderttausende und Millionen von Sklaven, welche mit jahrzehnte-, ja sogar jahrhundertelanger Arbeit die Quadern

vom Gestade des Rothen Meeres in die Ebene von Karnak herabschleppten, um durch himmelanstrebende Steingefüge die Machtfülle eines einzigen Menschen zu versinnbildlichen und dessen Namen der Nachwelt zu überliefern! Aber ohne diesen Verbrauch von Arbeitskraft, ohne die multiplicirte Kraft der vielen Hände, welche sich nach dem Willen eines einzigen in Bewegung setzten, war es nicht möglich, die Tempel, Paläste und Königsgräber, die Sphinxalleen, Standbilder und Pyramiden herzustellen, die Technik zu vervollkommnen, die Werkzeuge zu verbessern, neue Vorbilder und Anregungen für die Kunst zu geben und die Grundlage für eine höhere Civilisation zu schaffen.

Wol mag ein Geschichtschreiber über die zwecklose Vergeudung von menschlicher Arbeitskraft klagen und es bedauern, daß man mit dem gewaltigen Material nicht mehr für das Wohl und den Fortschritt der Menschheit gewirkt. Wol mag ein neuerer Historiograph die Gräber der Pharaonen das Grab der Volksfreiheit und Menschenwürde nennen; wol mögen spätere Nachkommen sogar beim Anblick des Gotthardtunnels das Geschick bejammern, welches ihre Vorfahren bestimmte, so große Opfer an lebendiger Kraft, an Gut und Geld für ein Werk hinzugeben, das vielleicht schon in hundert Jahren durch den Fortschritt der Technik überholt, veraltet und zweckwidrig geworden sein wird. Doch würde dieser Fortschritt so rasch sich vollziehen, wenn nicht unser Zeitalter titanenhafte Plane zur Ausführung brächte und dadurch der Technik ein unvergleichliches Uebungs- und Versuchsfeld eröffnet hätte? Freilich konnte das gleiche Resultat auf andere, humanere und billigere Weise erreicht werden; aber der Fortschritt im Leben der Menschheit führt vielfach über Leichenhügel und Ruinen; zudem ist der Mensch eben Mensch, er irrt, solange er strebt. Doch die Hauptsache ist, daß er strebt, und von seinem Streben geben die großen Bauwerke der Vergangenheit und Gegenwart Zeugniß, es sprechen von ihm die Steine.

Ein Erzbischof von Salzburg, der ein tiefes Thor durch einen Felsen brechen ließ, gab seinem Werke die Aufschrift: „Te saxa loquuntur“ („Von dir reden die Felsen!“) Als vor 30 Jahren der Ingenieur Negrelli einen 400 Meter langen Tunnel bei Neuenburg durch einen Bergrücken bohrte, wurde er als der erste Ingenieur aller Zeiten und Völker gefeiert. Zwanzig Jahre später wurde der Tunnel des Mont-Cenis in Angriff genommen. Am Weihnachtstage 1870 begegneten sich die beiden Richtstollen nach einer Arbeit von 13 Jahren und 3 Monaten. Hundert Jahre wären nöthig gewesen, wenn nicht Nobel das Dynamit, Colladon die Compressoren für verdichtete Luft und Sommeiller seine verbesserte Bohrmaschine erfunden hätte. Der Gotthardtunnel hat 14920 Meter Länge und die beiden Richtstollen trafen am 29. Febr. 1880 nach einer Arbeit von 7 Jahren und 5 Monaten zusammen. Aber es besteht kein Zweifel, daß der Tunnel noch viel schneller vollendet worden wäre, wenn der Unternehmer Favre nicht mit Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art zu kämpfen gehabt hätte, Hindernisse so groß, daß nur ein Mann von solcher Energie wie Favre, der es vom Zimmergesellen zum weltberühmten Ingenieur gebracht, vor der Bewältigung nicht zurückschreckte. Als er den Bau des Tunnels übernahm, verpflichtete er sich unter gleichzeitiger

Hinterlegung von 6,400000 Mark Caution nicht nur den Tunnel zu bauen, sondern auch auf seine Kosten die Wildbäche abzulenken, die hydraulischen Apparate, die Luftpumpen, die Röhrenleitungen, die Apparate für Bohrung, Transport, Lüftung herzustellen, alle zum Bau nöthigen Gebäude, Werkstätten, Magazine, Arbeiterwohnungen zu besorgen, den Tunnel für doppeltes Gleis zu bohren und nöthigenfalls auch die Ausmauerung nach den Angaben des leitenden Oberingenieurs Gerwig zu übernehmen. Dieser behielt sich vor, die Richtung des Tunnels, die Stellung der Zugänge und die Steigungen im Tunnel zu bestimmen und zu controliren.

Oberingenieur Gerwig hatte das Gefälle in der südlichen Hälfte des Tunnels auf 1 von 1000 Meter festgesetzt. Er dachte nicht an die Möglichkeit des bedeutenden Wasserandranges, welcher für die Unternehmung äußerst störend wurde. Im Mont-Cenis floß in der Sohle des Richtstollens ein Liter in der Secunde ab. Beim Hoosactunnel im Staat Massachusetts, der bei einer Länge von 7636 Meter 19 Jahre Bauzeit erforderte, betrug der Wasserzufluß 18 Liter in der Secunde, wodurch der Fortschritt der Arbeit verlangsamt wurde. Der 1536 Meter lange Hauensteintunnel in der Schweiz, bekannt durch das furchtbare Unglück, welches einem großen Theile der Arbeiter das Leben kostete, führte ebenfalls viel Wasser. Der Geologe Greßly machte zwar vor Beginn der Bauten den Oberingenieur Etzel, den vielgerühmten Erbauer der größten österreichischen Eisenbahnen, auf die Gebirgsformation und deren wahrscheinlichen Wassergehalt aufmerksam; aber der unfehlbare Baumeister verwarf diese Rathschläge mit Entrüstung und in den derbsten Worten. Der Bau wurde allerdings durchgeführt, aber der Geologe hatte recht behalten. Das Resultat war ein langwieriger Proceß mit den Bewohnern eines Thales, denen man das Wasser abgegraben hatte. Die Baugesellschaft mußte große Entschädigungen zahlen und mit bedeutenden Kosten Wasserleitungen herstellen. Beim Arlbergtunnel, der 10000 Meter lang werden soll und augenblicklich in Angriff genommen wird, scheint man den gleichen Fehler begehen und die Stimme derjenigen Warner nicht beachten zu wollen, welche aus dem geringen Wasserabfluß an der Außenseite des Berges, aus der Art der Gesteine und der senkrechten Lage der Schichten die Befürchtung ableiten, daß die Stollen ersaufen werden. Allerdings sind beim Arlberg die berufenen Geologen anderer Ansicht; sie rechnen darauf, daß der Kern des Berges durch festes Urgestein gebildet werde, welches kein Wasser durchlasse. Hoffen wir, daß sie recht behalten!

Der Ausbruch eines Tunnels selbst bietet für die Mineralogie, Geologie und Physik das größte Interesse. Aber die mit der Besichtigung des geförderten Materials, mit der Beobachtung der Schichtenwechsel und der Temperatur der Gesteine und der Luft im Bauche des Gebirges betrauten Gelehrten bringen oft die absonderlichsten Schlußfolgerungen zu Tage. So hat der Geologe der Gotthardbahn, Dr. Stapf, Untersuchungen über die Höhe der Temperatur im Tunnel in einer Abhandlung niedergelegt, welche den Beifall des Physiologen Du Bois-Reymond gefunden hat. Er ergeht sich darin über die Zunahme der Hitze, welche mit dem Vordringen nach der Mitte des Berges steige und im Gotthard 37 Grad Celsius betrage. Dieses Wachsthum der Hitze hänge mit der über dem Tunnel lagernden Berghöhe zusammen und beeinflusse den Gesundheitszustand der Arbeiter in der

ungünstigsten Weise. Der Geologe Stapf stellt sogar Tabellen über die Progression der Wärme auf, denen seine Collegen einen großen wissenschaftlichen Werth beilegen. Danach soll die Hitze in dem beabsichtigten, auf 18 Kilometer veranschlagten Simplontunnel auf eine Höhe steigen, welche jeder Ventilation Trotz biete und die Einstellung der Arbeiten zur Folge haben müßte.

Ingenieur Dr. Thomas Lommel, Chef der Simplonbahn, hat nun das Studium der Frage den Gelehrten unterbreitet und bemerkt mit Recht, daß die Wissenschaft in der Frage der Ventilation und Abkühlung noch nicht das letzte Wort gesprochen habe. Speciell könnten die Verhältnisse beim Gotthard nicht als Norm gelten. Gehe doch schon aus der Darstellung des Physikers Colladon, welcher die größten Verdienste um die Verbesserung der Bohrmaschinen und Ventilatoren hat, zur Evidenz hervor, daß beim Gotthard nicht alles war und ist, wie es sein sollte. Er äußert sich darüber folgendermaßen:

„Die hydraulische Bewegungskraft für das Gebläse war während der Wintermonate ungenügend. Während seiner langwierigen Vorarbeiten hatte Oberingenieur Gerwig vergessen, die Wassermengen der einzigen Bergströme in der Nähe des Tunnels, der Tremola und des Tessin, zu messen; ihm genügten ältere Angaben und Schätzungen. Auf Grund dieser wurden die Turbinen bestellt. Nun zeigte sich, daß das Wasser der Tremola im Winter abnahm. Nach zwei Jahren mußte der Unternehmer mit großen Kosten das Wasser des Tessin ableiten und an senkrechten Gehängen verwitterter Felsen in 60—100 Meter Höhe über dem Bett des Tessin einen Aquäduct bauen. An diesen berüchtigten Abhängen des Thales Tremola bilden sich jährlich Lavinenstürze. Innerhalb vier Jahren fielen 19 Lavinen, die jedesmal den Ableitungskanal beschädigten und die Bohrung und Ventilation des Tunnels in empfindlicher Weise beeinträchtigten. Während strenger Winter genügen sogar die vereinigten Wassermengen des Tessin und der Tremola nicht, und im verflossenen Winter stand die Hälfte der Turbinen und Luftdruckmaschinen vom Ende October bis März still wegen Wassermangels. Dieser Stillstand bedingte eine Erhöhung der Wärme im Tunnel, welche den Arbeitern und Zugthieren, die in dem vorgeschobenen Richtstellen arbeiteten, sehr schädlich war, was somit auch eine bedeutende Verlangsamung des Fortschrittes zur Folge hatte."

Der Nachfolger Gerwig's, Ingenieur Hellwag, suchte dem Mangel an Ventilation abzuhelfen, indem er an beiden Enden des Tunnels sogenannte Aufsaugungsglocken aufstellen wollte. Dieses Verlangen stieß jedoch auf den Widerspruch der welschen Unternehmung, welche von dem Physiker Colladon berathen war, der sich doch unmöglich von einem deutschen Ingenieur corrigieren lassen konnte. Mit dem den meisten Franzosen eigenthümlichen Hochgefühl schreibt er: „Trotz der entgegenstehenden Meinung Hellwag's hat sich herausgestellt, daß die Luftcompressoren nach meinem System bis zur Vollendung des Durchbruches vollkommen zur Ventilation ausreichten." Andere und unparteiische Sachverständige sind jedoch anderer Ansicht und führen die sogenannte Tunnelkrankheit, welche so viele Arbeiter dahingerafft hat, auf den Mangel an Ventilation in Verbindung mit schlechter Ernährung, Logirung und andern Ursachen zurück. Aber wer die Wahrheit spricht, macht sich Feinde und riscirt am Ende noch, als bösartig und geistesbeschränkt angeschwärzt zu werden.

Haben doch schweizerische Aerzte die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß in den Eingeweiden der verstorbenen Arbeiter ein Wurm sich befinde, der mit seinen Hornzähnen in die Schleimhaut sich einbeiße und gefährliche innere Blutungen verursache. Dieser Wurm muß nun an allem schuld sein, und die Zeitungen schreiben die Gutachten der Aerzte ebenso gläubig nach wie die Auslassungen der Geologen, welche nun nicht mehr weit davon entfernt sind, um die Krankheit als die Folge eines „Naturgesetzes" zu erklären, das sich aus den Beobachtungen der Tunnelwärme ergebe. Wer aber jahrelang mit Arbeitern, namentlich mit Italienern, verkehrt und deren Lebensweise und Krankheiten kennen gelernt hat, weiß ganz genau, daß die „Tunnelkrankheit" nichts anderes als die Wirkung der eingeathmeten schlechten Luft, der genossenen mangelhaften Pflanzenkost und der Ueberanstrengung der Glieder ist. Schon der griechische Arzt Dioskorides, der im 1. Jahrhundert n. Chr. lebte, hat auf diese Erscheinung und den Eingeweidewurm aufmerksam gemacht, und bei den Völkern, wo Reis und Mais die Hauptnahrung ausmachen, ist heute noch das nämliche sogar auf die Nachkommen vererbliche Leiden an der Tagesordnung. In Oberitalien erliegen demselben jährlich viele Tausende von Erwachsenen und Kindern.

Man führt wol dagegen an, daß in den Tunnel täglich im Durchschnitt 170000 Kubikmeter Luft mit einem Drucke von $6\frac{1}{2}$ Atmosphären eingepreßt wurden und diese Luft im Winter eine Temperatur von anderthalb Graden unter Null hatte. Allein andere Ingenieure, welche in Tunneln und Bergwerken manche Jahre thätig waren, berechnen uns, daß diese Luftmenge zur Ventilation nicht genügend war, weil die Frische derselben mit dem Vordringen im Tunnel abnehme. Durch den auf sie ausgeübten Druck, die Bewegung und Reibung in den Leitungsröhren erwärme die Luft trotz der zur Kühlung bestimmten Wassereinspritzungen die metallenen Umhüllungen derart, daß sie förmlich heiß werden. Diese Beobachtung hat namentlich Ingenieur Heinrich Pfähler beim Bau des Bötzbergtunnels gemacht. „In diesem", sagt der ebenso gerade als tüchtige Ingenieur, „hat die Erdwärme nicht mehr als vier Grad betragen. Wenn der Geologe Stapf und einige seiner Fachgenossen mit einer neuen Wärmetheorie flunkern, kommen mir jene Auguren in den Sinn, die einander verständnißinnig anlächelten, so oft sie sich begegneten. Allen Respect vor der Geologie; aber der neuen Theorie scheint die Nebenabsicht zu Grunde zu liegen, die drohende Concurrenz der Simplonbahn durch den «wissenschaftlichen» Beweis von der Unmöglichkeit des Simplontunnels zu hintertreiben. Beim Ingenieur Lommel vom Simplon sind jedoch die Gelehrten des Gotthard an den Unrechten gerathen; denn dieser Mann hat zu viel Erfahrungen und Kenntnisse, um sich durch einen solchen Tunnelschreck imponiren zu lassen. Die neue Wärmetheorie scheint auch den Zweck zu haben, das Gewissen der Unternehmer auf dem Gefrierpunkt zu erhalten und die durch deren Schuld infolge schlechter Löhnung, Nahrung und Schutzvorrichtungen herbeigeführten Todesfälle so vieler Arbeiter mit Hülfe des heutzutage in volkswirthschaftlichen Dingen so beliebten Naturgesetzes zu erklären."

„Die Hitze im Gotthardtunnel", fährt Ingenieur Pfähler fort, „hat ihren Grund nicht einzig in der Erdwärme; denn sonst müßte es in manchen Bergwerken,

über deren Stollen oft viel schwerere Massen ruhen als über dem Gotthardtunnel, nicht mehr zum Aushalten sein. Die Hitze kommt von den auf engem Raume zusammengedrängten zahlreichen Menschen und Thieren, von den erhitzten Leitungen für die Bohrmaschinen und die Ventilation, von dem Mangel an Sauerstoff in der umgebenden Luft, von der Entladung so vieler Sprenggeschosse und den dadurch erzeugten Erhöhungen der Temperatur. Ich habe diese Beobachtungen während meiner Thätigkeit als Tunnelbauführer gemacht und darf sie wol mittheilen, weil ich keine Rücksichten zu nehmen habe. Zudem huldige ich nicht der modernen Manie oder Manier, das sehr oft mangelnde Bewußtsein an Verantwortlichkeit und alle misliebigen oder auffälligen Erscheinungen durch «höhere Gewalt» erklären oder gar zu den großen Entdeckern im Bereiche der Naturwissenschaften versammelt werden zu wollen. Darum darf ich auch sagen, was übrigens bald jeder Schulknabe weiß, daß die Hitze die Gewohnheit hat, in die Höhe zu steigen, und daß darum die Temperatur im Gotthardtunnel, je weiter man in demselben zur Mitte vordringt, sich erhöhen muß, weil eben der Tunnel von beiden Mündungen gegen die Mitte zu, wegen der Ableitung der Wasser, ansteigt. Entsprechend der Temperatur der Luft erhöht sich dann die Temperatur des von ihr zunächst beeinflußten Gesteins. Das ist die einfache Erklärung, was jedoch nicht hindert, daß über den Gegenstand noch ganze Folianten geschrieben werden."

Immerhin bilden die geologischen Arbeiten eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft, soweit sie sich mit der genauen Aufnahme der gefundenen Mineralien und Schichten beschäftigen. Geringen Werth haben, wie gesagt, die meteorologischen Beobachtungen, weil hier eine Menge von Ursachen zusammenwirken, welche die Abgrenzungen der natürlichen Wärme unmöglich machen. Wenn einmal der Tunnel vollendet sein wird, wird zweifellos die Temperatur sich vermindern. Am Mont-Cenis beträgt die Temperatur der Gesteine jetzt noch 20 Grad Celsius. Die Frage, wie ohne allzu große Kosten eine bessere Ventilation der langen Tunnel hergestellt werden soll, ist eben noch nicht gelöst und wird auch beim Gotthard noch zu manchen Studien und Versuchen Veranlassung bieten. Einige Besserung wird vielleicht die Ersetzung der jetzigen, Dunst und Hitze erzeugenden Zugkraft durch comprimirtes Wasser erzielen. Die mit comprimirter Luft getriebenen Locomotiven, welche bisher während des Tunnelbaues in Verwendung waren, eignen sich nur zum kleinen Betrieb auf kurzen Strecken. Für den großen Personen- und Güterverkehr sind sie nicht verwendbar. Aber die Dampfmaschinen haben beim Tunnelbetrieb vor allem den Nachtheil, daß sie die Luft verschlechtern und die Temperatur erhöhen helfen.

Mit diesen Problemen wird sich wol noch mancher Techniker den Kopf zerbrechen. Freilich ginge auch hier das Probiren über das Studiren, aber solche Versuche setzen verfügbare Fonds voraus, die in Wahrheit nicht vorhanden sind. Doch es sind schon viele technische Fragen auf theoretischem Wege zur richtigen Lösung gelangt. So wundert man sich allgemein darüber, wie das genaue Zusammentreffen der beiden Richtstollen möglich wird. Selbst classisch gebildete Leute, welche doch in ihrer Jugend an den höhern Lehranstalten viel Mathematik treiben mußten, können sich von den geodätischen Arbeiten keine Vorstellung machen. Unsere Lehrer der Mathematik versäumen es meist, ihren Schülern die Aufgaben aus der Trigo-

nometrie durch Beispiele aus dem Leben zu erläutern. Würde das geschehen, dann möchte es nicht so schwer sein, den gebildeten Laien einen Begriff von der Ermittelung der Tunnelachse zu geben. Doch wir wollen es versuchen.

Die Operation ist allerdings bei solchen Bauobjectiven wie beim Gotthardtunnel wegen der Schwierigkeit der Messungen auf dem Terrain äußerst mühsam. Der Gotthardstock ist ausgedehnt, zerklüftet und unwegsam. In dieser wilden Oertlichkeit mußten nun die Ingenieure herumklettern, um ein trigonometrisches Netz zu legen. Die Punkte der Dreiecke wurden alsdann auf den dominirenden Spitzen sichtbar bezeichnet. Innerhalb des also ermittelten, aus lauter großen Dreiecken bestehenden Netzes wurden zwei Linien bestimmt, welche, in das Innere des Berges verlängert gedacht, in der Mitte des Berges zusammentreffen mußten. Diese gedachte Linie stellte die Tunnelachse vor und die Länge derselben wurde wieder mit Hülfe jener Dreiecke berechnet. Die Richtung der Tunnelachse wurde vor den beiden Tunneleingängen genau markirt, an derselben Stelle ein Beobachtungsinstrument befestigt und obendrein die Achsenlinie astronomisch controlirt. Mit dem Beobachtungsinstrument wurde die Richtung in den Tunnel hineingetragen. So oft diese Arbeit vorgenommen wurde, mußten die Tunnelarbeiten eingestellt werden. Die Lampen, welche in gewissen Zwischenräumen aufgestellt und einvisirt wurden, gaben die Richtung an. Die Einvisirung der Lampen geschah anfangs durch Horn- und Pfeifensignale, später durch den Telegraphen. Die Höhen oder Steigungen wurden ähnlich wie auf der offenen Strecke durch Präcisionsnivellements bestimmt, eine Verrichtung, die jeder der Leser schon einmal bei Eisenbahn-, Straßen- und andern Bauten beobachten konnte. Die Höhen- und Richtungsangaben stimmten bei dem Durchschlage glänzend. Während beim Mont-Cenis die seitliche Abweichung ein Drittel Meter betrug, zeigte der Gotthard, trotz der größern Länge und der kürzern Bauzeit, nur eine seitliche Abweichung von 20 Centimeter; die Abweichung im Niveau betrug nicht einmal 10 Centimeter. Nur bei der Länge ergab sich eine Kürzung von 7 Meter. Dieser Rechnungsfehler hat jedenfalls seinen Grund in einem Versehen bei der trigonometrischen Vermessung, die ja unter ganz erschwerenden Umständen stattfand.

Augenblicklich werden die Vorarbeiten für den Bau des 10 Kilometer langen Tunnels durch den Arlberg (Bahnstrecke Innsbruck-Bodensee) begonnen. Dieselben werden in gleicher Weise wie beim Gotthard vorgenommen. Dagegen werden für die Zufahrtsstrecken ungesäumt genaue Detailpläne ausgefertigt und mit der Ausführung derselben soll nicht so lange wie beim Gotthard gewartet werden.*) Auch wird beabsichtigt, den Tunnel nicht blos an den Mündungen, sondern an vier Stellen zugleich in Angriff zu nehmen. Zu diesem Behufe soll von der Seite des Gebirges ein 1100 Meter tiefer Schacht mit einem Gefälle von 400 Meter mitten in die Tunnelachse getrieben werden. Wird dieser Seitenstollen nicht durch den Wasserzudrang ersäuft, so wird durch ihn die Bauzeit abgekürzt, eine große

*) Vgl. Oswald Stein, „Die österreichisch-deutschen Alpenbahnen und das österreichische Bodenseetraject“ (Bregenz, Wagner'sche Buchhandlung).

Ersparniß an Bauzinsen erzielt, eine bessere Ventilation bewerkstelligt und die Bahn schon im Jahre 1885 dem Betrieb übergeben werden. *)

Im übrigen wird beim Arlberg in ähnlicher Weise wie beim Gotthard vorgegangen, nur daß statt des Vor- oder Richtungsstollens am Scheitel oder an der Firste des Tunnels ein Stollen an der Sohle (Sohlstollen) getrieben wird. Ist der etwa $2^1/_2$ Meter hohe und $2^3/_4$ Meter breite Stollengang genügend vorgetrieben, so beginnt rückwärts die Ausweitung nach unten oder oben, je nachdem der Stollen an der Firste oder Sohle liegt. In die ausgesprengte obere Hälfte des Tunnelprofils werden in Zwischenräumen von 1—2 Meter fächerförmige Stützungen aus Holz eingebaut. Zwischen die Zimmerungsgespärre werden die Bogen für die Ausführung der Wölbung hineingestellt. Mit dem Fortschreiten der Wölbung gegen den Scheitel (Schlußstein) werden die Hölzer der Gespärre herausgenommen. Erst nachdem das Gewölbe fertig gestellt, wird das Profil ganz bis zur Sohle erweitert, worauf die Widerlager, auf denen die Gewölbe zu ruhen haben, aufgemauert werden. Beim System der Sohlstollen, wie es bisher in Oesterreich gebräuchlich war, wird vom Sohlstollen aus durch Aufbruch von oben ein Firststollen hergestellt, von diesem aus nach links und rechts Erweiterungen vorgenommen und dann erst der Sohlstollen seitlich erweitert. Mit dem Fortschritt des Ausbruches hält die Zimmerung gleichen Schritt. Erst wenn das ganze Tunnelprofil gewonnen ist, wird mit der Tunnelmauerung begonnen. Das ausgebrochene Material und die Mauersteine werden auf Rollbahngleisen aus und in den Tunnel befördert. Die Hauptaufgabe dabei ist, daß alles klappt und ineinandergreift, damit keine Zeit und Geld kostenden Störungen verursacht und die Arbeiten möglichst rasch ausgeführt werden. Der Tunnel wird nur an den Stellen nicht ausgemauert, wo festes Gestein die Sicherheit des Betriebes garantirt. Wenn die Widerlager sich durch seitlichen Druck oder infolge anderer Ursachen sich gegen das Gleis hineinzuschieben drohen, müssen dieselben durch Ueberwölbung der Tunnelsohle gestützt werden. Für den Wasserablauf muß ein Kanal gesprengt werden. Enthält ein Tunnel viel Wasser, so hat der Sohlenstollen manche Vortheile vor dem Firststollen voraus. Im Gotthard bildete der Abfluß des Wassers aus dem Richtstollen in den Sohlenschlitz förmliche Cascaden.

Die Förderung der Materialien (Erde, Steine, Holz, Mörtel, Dynamit, Werkzeuge u. s. w.) geschieht durch sogenannte Mekarski-Maschinen. Im Gotthard werden dieselben bis zur Vollendung des Baues an die 60 Mill. Ctr. Nettolast befördert haben. Sie unterscheiden sich von den Dampfmaschinen durch die Luftreservoirs, welche sie mit sich führen und von denen aus sie in Bewegung gesetzt werden; sie erzeugen also keinen Rauch, doch konnten sie im Gotthardtunnel nur auf der definitiven Tunnelsohle sich bewegen. Im Richtstollen und auf der nach dem nachträglich ausgebrochenen Sohlenschlitz hergestellten schiefen Ebene wurde die Förderung durch Pferde besorgt.

Die Hineinbringung frischer Luft in den Tunnel geschah durch die Bohrmaschinen.

---

*) Dieser Plan ist nach den neuesten Berichten österreichischer Zeitungen ad acta gelegt worden. D. Red.

Diese selbst haben die Arbeit des Mineurs zu besorgen, welche früher mittels eines langen Meißels von der Hand gemacht wurde. Die Maschine ahmt den Hammerschlag auf den Bohrmeißel und die Drehung des Meißels nach, damit das Loch auf allen Seiten gleich ausgeweitet wird. Die Maschine kann, je nachdem der Meißel vorwärts dringt oder nach Vollendung des Loches zurückgezogen werden soll, vor- und rückwärts geschoben werden. Die sechs oder sieben Maschinen, welche im Stollen thätig sind, ruhen auf einem 50 Ctr. schweren Gestell, und dieses bewegt sich auf einem Schienengleis. Ist das Gestell „vor Ort", das heißt vor die Angriffsstelle geschoben, so beginnen die Bohrer unter einem furchtbaren Lärm ihre funkensprühende Thätigkeit. Es werden nacheinander 15—25 Bohrlöcher von 1—1½ Meter Tiefe gestoßen; der Wagen wird dann zurückgeschoben, die Löcher mit Dynamit geladen und entzündet; sogleich springt eine Partie Arbeiter herbei, räumt das lose Gestein auf den Rollwagen und die Bohrarbeit beginnt von neuem. Mit jedem Schuß rückt der Stollen um einen bis anderthalb Meter vor; solcher Schüsse oder „Posten" geschehen innerhalb 24 Stunden zwei bis vier.

Die Bohrmaschinen werden durch comprimirte Luft in Bewegung gesetzt, die außerhalb des Tunnels durch Luftpumpen erzeugt wird. Die Pumpen werden durch die in der Nähe befindlichen Bergwasser, beim Gotthard durch die Reuß, die Tremola und den Tessin betrieben. Die auf sechs Atmosphären comprimirte Luft wird in eisernen, 20 Centimeter weiten Röhren bis zum Arbeitspunkt geleitet und dort werden die Bohrmaschinen gespeist. Die comprimirte Luft wird auch zur Ventilation und zur schnellen Vertreibung des Rauches bei den Sprengungen verwendet. Die Bohrmaschinen werden selbstverständlich nicht blos zum Vortreiben des Richtstollens, sondern auch zum Vollausbruch des Tunnelprofils verwendet. Beim Gotthard geht dieser jetzt rasch von statten; nur an einer ziemlich langen Stelle macht die Wölbung kolossale Schwierigkeiten, weil der Seitendruck bisher aller künstlichen Gegenmittel spottete. Nach dem Vorgange von Professor Sueß in Wien schreibt man die bösartige Erscheinung der Erhebung der Alpen zu, welche noch immer fortdauere, wenn auch in sehr abgeschwächtem Maße. In andern Tunneln stieß man auf ähnliche Schwierigkeiten, doch gelang es trotz der Erhebungstheorie, das Wachsen des Berges zum Stillstand zu bringen. Beim Gotthard wird das zweifellos ebenfalls gelingen.

Ueberblicken wir die technischen Leistungen, durch welche der große Gotthardtunnel zu Stande kommt, so können wir uns eines Gefühls der Befriedigung über das sieghafte Ringen des Menschengeistes, in dem die Keime zu neuem Streben liegen, nicht erwehren. Vergleichen wir jedoch die Leistungen beim Gotthard mit denen des Mont-Cenis, so müssen wir fast bedauern, daß das größere Werk nicht die genialen Ingenieure, die rastlosen Forscher und geschickten Erfinder gefunden hat wie der Mont-Cenis. Heute schon, wenn vom Gotthard die Rede ist, spricht man von fast niemand anders, als von dem Unternehmer Favre, dem Manne mit der riesigen Energie und Thatkraft, dessen Ruhm bereits durch den Mont-Cenis begründet worden war. Von den Bauleitern hat der abgegangene Gerwig am Gotthard, allerdings durch eigene Schuld, seinen bedeutenden Ruf zum Theil ein-

gebüßt. Seinem Nachfolger Hellwag, einem fleißigen und talentvollen Ingenieur, war es bei den Streitigkeiten der dirigirenden Gründer und Dilettanten nicht möglich, den übernommenen Bau zu Ende zu führen. Der jetzige Oberingenieur Bridel legt das Hauptgewicht darauf, daß die Bahn überhaupt einmal und baldigst fertig gestellt wird, wobei freilich die Solidität des Bahnkörpers nicht allenthalben außer Frage steht. Die beim Tunnel beschäftigten Inspectoren und Ingenieure der Eidgenossenschaft und der Bahngesellschaft, die Koller, Dapples, Kaufmann, Boley und Zollikofer, gleichen nicht entfernt den geistreichen und erfinderischen Ingenieuren: einem Paleokapa, Someiller, Colladon u. a., welche den Mont-Cenistunnel ins Leben gerufen oder durch ihre technischen Einrichtungen den Tunnelbergbau völlig umgestaltet haben. Der bedeutendste unter den ebengenannten Gotthardingenieuren ist der Inspector Kaufmann, und von diesem weiß die Welt nicht viel mehr, als daß er seine Art des Tunnelbetriebs gegen die Angriffe des Professors und Ingenieurs Dr. Franz Rziha mit viel Behagen vertheidigt hat.

Die Seele des ganzen Tunnelbaues, der Mann, welcher seine Umgebung um Leibeshöhe überragte, war der Unternehmer Favre, der ehemalige Zimmergeselle. Vor seinem Geiste und seinem Worte beugten sich alle, hoch und niedrig, Ingenieure und Arbeiter. Ohne ihn wäre der Richtstollen noch nicht durchgeschlagen. Das wußten alle und darum waren seine Manen am Tage des Festes, mit welchem der glückliche Durchschlag des Tunnels gefeiert wurde, der vorzügliche Gegenstand der Verehrung. Namentlich die Arbeiter vermißten den zu früh Verstorbenen. Sie achteten an ihm den Mann, der das „Ding" verstand, den Herrn und Meister, welchem im Glück und Ruhm die Erinnerung an das harte Brot der Arbeiter verblieben war. Als er starb, betrauerten die Tausende seiner Untergebenen den Befehlshaber, mit dem zugleich ein Mensch geschieden war. Sie wollten den Leichnam nicht fortlassen, die Familie sollte ihn nicht an dem Ufer des Genfersees betten. Dort an der Stätte, im Tunnel, wo er plötzlich durch einen Schlaganfall hingesunken war, wollten sie ihm ein tiefes Grab in den Felsen sprengen und darüber den eisernen Weg der länderverbindenden Bahn ziehen; sie wollten ihn ähnlich bestatten, wie die gothischen Krieger ihre Könige und Feldherren begruben, ein des großen Todten würdiger Gedanke!

Bekannter und bedeutender als die genannten Ingenieure am Gotthard sind diejenigen Techniker, welche gegen den langen Tunnel ankämpften und für die Ueberschienung des Berges eintraten. Die theuern Anlagen und der ruinöse Betrieb bei Gebirgsbahnen haben schon längst die Nothwendigkeit dargethan, daß die kostspieligen Entwickelungen und der jetzige Betrieb durch andere Systeme beseitigt werden müssen. Wenn das Verlangen nach weitern Alpenbahnen erfüllt werden soll, dann bleibt kein anderer Ausweg, als ein System zur Anwendung zu bringen, welches die Bau- und Betriebskosten verringert und alle Gewähr für große Leistungsfähigkeit sowie erhöhte Sicherheit und Regelmäßigkeit des Betriebes gibt. Dazu gehört vor allem eine gründliche Reform unsers Maschinenwesens. Unsere Ingenieure müssen sich überwinden und die Vorurtheile gegen die amerikanischen Constructeure ablegen. Gerade bei diesen sollten sie in die Schule gehen,

um den Nutzen kennen zu lernen, welchen die geringere Belastung und die gleichmäßigere Vertheilung des Gewichtes der Maschine auf die Achsen mit sich bringt. Allerdings wird die geringere Belastung und infolge davon die geringere Abnützung des Materials, die ja bei Gebirgsbahnen so stark in Rechnung fällt, nur durch eine verbesserte Dampferzeugung und andere ökonomische Vorrichtungen an der Locomotive erreicht. Zu alledem leisten diese Maschinen mehr als unsere schweren Güterzugsmaschinen, und zwar noch auf Steigungen, welche für unsere Alpenbahnen als gänzlich unzulässig erachtet werden.

Der geniale Ingenieur Brown glaubt, daß sich für den großen Betrieb keine Maschine besser eignet als die vielverschriene Doppellocomotive, welche mit Unrecht den Namen „Fairlie" trägt.*) Diese Maschine hat mit drei andern bei den bekannten Probe- und Wettfahrten auf der Semmeringbahn im Jahre 1851 concurrirt. Sie ist zwar damals der von Maffei in München erbauten Bavaria unterlegen, aber während diese schon nach wenigen Wochen ins alte Eisen wanderte, stehen heute von der Fairlie-Locomotive Hunderte von Exemplaren in Betrieb. Ja sie hat trotz der Opposition der officiellen Schablonentechnik in Europa den Weg von Amerika über Neuseeland nach Europa gefunden und wird gegenwärtig auf einer Bahn Großbritanniens mit ausgezeichnetem Erfolge angewendet. Der schlechte Ruf, in dem die Fairlie-Locomotive bei uns steht, hat seinen Grund hauptsächlich in der Antipathie oder Trägheit der Constructeure, welche mit der Lieferung solcher Maschinen betraut wurden; ihren untergeordneten Producten hafteten zudem Constructionsmängel an, welche genügen, um das beste System in Verruf zu bringen. Die Amerikaner dagegen verwenden nur das beste Material und geben sich alle Mühe, die Construction fortwährend zu verbessern. Dem Ingenieur Brown, welcher bei den Amerikanern in die Schule ging, gelang es sogar, alle Vortheile der Fairlie-Locomotive auf die bei uns üblichen Tendermaschinen zu übertragen. Dadurch wird es ermöglicht, unter Sicherstellung der bisherigen Leistungen und der Oekonomie des Betriebes die künstlichen Entwickelungen der Gebirgsbahnen mit den langen Tunneln u. s. w. besser zu vermeiden, weil die neue Maschine die Anwendung höherer Steigungen und schärferer Krümmungen zuläßt.

Für Steigungen über vier Procent empfiehlt sich noch immer das Zahnradsystem Riggenbach's. Dieses besteht in einem zwischen den Rädern der Locomotive angebrachten Zahnrade, das auf den hohen Steigungen in ein gezahntes Eisen eingreift, welches zwischen den Schienen befestigt ist. Ingenieur Thommen, der Erbauer der Brennerbahn, hat dieses System für den Gotthard empfohlen, theils um Wegabkürzungen zu erzielen, theils um die kostspieligen Tunnel möglichst zu vermeiden und die Rentabilität des Anlagekapitals zu sichern. Um den Einwendungen wegen der Umständlichkeit, welche die ausschließliche Verwendung der Zahnradlocomotive auf der Zahnstange verursache, zu begegnen, machte er den Vorschlag, diese Locomotive derart zu construiren, daß sie auf der gewöhnlichen Strecke wie jede andere Locomotive verkehren könnte, also am Ende der Zahnstangenstrecke nicht

*) Vgl. A. Brunner, „Die Alpenlocomotive der Zukunft" (Zürich, Orell Füßli u. Comp.).

durch eine Adhäsionslocomotive ersetzt werden müßte. Ingenieur Riggenbach construirte in der That eine solche Maschine, deren Mechanismus überdies äußerst einfach ist, und errang damit auf der pariser Weltausstellung den ersten Preis. Gleichwol konnte sein System so wenig Anerkennung finden wie das minder praktikable System des turiner Professors Agudio, welcher mit seinem verbesserten Seilbetrieb wiederholt die Interessenten der Gotthardbahn bestürmte, aber selbstverständlich keine Beachtung fand. Gleichwol darf dem System Agudio die Bedeutung für die Zukunft nicht abgesprochen werden. Riggenbach hat sich bereits, wenn auch auf eine grausam mühevolle Weise, da und dort Anerkennung verschafft; gegenwärtig weilt er in Surinam und Sumatra, um dort Gebirgsbahnen nach seinem System zu bauen. Vielleicht finden auch diese Maschinen auf dem Umwege über Hinterindien und Amerika den Weg nach Europa.

Außer diesen Anregungen hat der Bau der Alpenbahnen noch zu andern Studien und Bestrebungen Veranlassung gegeben. Vor allem haben die bedenklichen Ergebnisse des Betriebes dazu geführt, die Eisenbahnen nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen, die volkswirthschaftlichen Momente nicht mit allgemeinen Phrasen abzuthun und den Technikern das Studium der Nationalökonomie nahe zu legen. In zweiter Linie wurden die Fachmänner veranlaßt, die Widerstände, welche Maschinen und Wagen auf den Steigungen und in den Curven finden, genauer zu berechnen und danach die wirkliche Länge der Bahn festzustellen. Im Zusammenhang damit stehen die Reformen im Tarifwesen und die Bestrebungen, den Kohlenconsum, die Abnützung des rollenden Materials und des Bahnkörpers, kurz die übermäßig hohen Betriebskosten zu vermindern. Endlich dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Vorschläge, ein internationales Frachtrecht zu Stande zu bringen, mit den Alpenbahnen an Zugkraft gewinnen.

Diejenigen aber, welche die Alpenbahnen als ein Mittel zur Verwirklichung der kosmopolitischen Ideen von der Gleichheit aller Menschen, dem Aufhören der nationalen Eifersucht und der dadurch erzeugten Kriege verherrlichen, werden sich bald enttäuscht sehen. Derartige Verkehrsanstalten weisen wol die Völker zum Zweck der Befriedigung ihrer Bedürfnisse näher aufeinander an; die gegenseitigen Beziehungen in Handel und Wandel werden lebhafter und der Austausch der Gedanken, die Nachahmung bisher fremder Sitten und Gewohnheiten einmal zum Nutzen, das andere mal zum Schaden der Neuerer bleibt nicht aus. Aber mit dem lebhaftern Handel wird auch das Gedränge der verschiedenen Nationalitäten auf dem Markte und im Kampfe ums Dasein größer. Der Handel verbreitet eben nicht blos Civilisation, Kenntnisse und Bedürfnisse, er schafft auch Neid, Habsucht, Misgunst und andere Untugenden und Laster, welche die Menschen entzweien und verbittern. Dasjenige Volk aber, das sich aus einer jahrhundertelangen politischen und wirthschaftlichen Misère gerade durch Anknüpfung neuer Handelsverbindungen zu erheben sucht, hat auch den instinctiven Drang, sich auszubreiten, sein Territorium abzurunden, der Nation mehr Ellbogenraum zu verschaffen. Daher sehen wir gerade vom Kamme der Alpen aus das eigenthümliche Schauspiel, wie jeder neue Schienenweg nach Italien den Antagonismus zwischen der diesseitigen und jen-

seitigen Bevölkerung schärft. Das Vordringen des romanischen Elements in Tirol und der Schweiz wird diesseit der Alpen mit steigender Besorgniß verfolgt. Auch die Gotthardbahn ist zum großen Theil das Werk der „Italia irredenta", weniger deshalb, weil sie zumeist von italienischen Arbeitern gebaut wird, sondern weil deren Zustandekommen in erster Linie von Anhängern der italienischen Nationalpartei mit ganz bestimmten Absichten betrieben wurde. Wer diese Partei kennt, wird keinen Augenblick anstehen, mit ihr die Gotthardbahn als eine weitere Etappe auf dem Wege zur Vereinigung aller Länder zu betrachten, auf welche die „Italia irredenta" vermöge ihres nationalen Titels einen Anspruch erheben zu dürfen wähnt. Durch den Scheitel des Gotthardtunnels soll die Grenzlinie Italiens führen — das ist das Ziel der italienischen Patrioten.

Gustave Flaubert.

Von

Dr. Gustav Dannehl.

Am 13. Mai 1880 wurde unter großer Theilnahme der literarischen Kreise Frankreichs einer der Hauptvertreter des Romanticismus und Realismus, der Dichter Gustave Flaubert, zu Le Croisset an der Seine, einer kleinen Stadt in der Normandie, zur Ruhe geleitet. Ein Schlagfluß hatte dem herculischen, im 59. Lebensjahre stehenden Manne ein jähes Ende bereitet. Er war gesund aufgestanden, hatte wie immer gebadet und sein Frühstück gegessen, als er plötzlich von einem Unwohlsein befallen wurde. „Mir wird gelb vor den Augen", sagte er, und bald darauf war er, ehe noch in dem kleinen Ort ein Arzt aufgetrieben werden konnte, eine Leiche. Seine Koffer waren zu einer Reise nach Paris gepackt. Dort wollte er das Manuscript eines zweibändigen Romans seinem verehrten Meister Victor Hugo vorlegen und es dann noch einmal überarbeiten. Seine letzten Gedanken weilten bei dem großen Dichter, um welchen die Gruppe der Romantiker und Realisten sich in begeisterter Anhänglichkeit schart, und seine letzten Worte waren: „Avenue Eylau", der Name der Straße, wo Victor Hugo wohnt.

Die bedeutendsten Tagesblätter Frankreichs haben in der Verherrlichung des Dahingeschiedenen gewetteifert und ihn zu den allerbedeutendsten Dichtern der Gegenwart gerechnet, obwol vor einer strengen sachlichen Kritik von seinen Werken nur sein Roman „Madame Bovary" bestehen kann, während die andern fast nur das Verdienst einer allerdings bewunderungswürdigen Sprache und eines vortrefflichen Stils aufzuweisen haben.

Flaubert ist zu Rouen geboren im Jahre 1821. Sein Vater war ein berühmter Operateur, der noch heute dort größere Popularität besitzt als sein literarisch so weit bekannter Sohn. Seine ersten Studien machte der Dichter auf dem Collége zu Rouen, das er mit den glänzendsten Zeugnissen verließ, um sich in Paris für seinen literarischen Beruf weiter auszubilden. Hier waren Berlioz, Liszt, Richard Wagner und Thalberg seine nächsten Freunde und Genossen. Mit ihnen durchlebte er eine geniale Sturm- und Drangperiode, wie er schon auf dem Collége zu Rouen eine Anzahl Kraftgenies um sich versammelt hatte. Er selbst schreibt über diese Periode später: „Ich weiß nicht, wie es jetzt in den Köpfen der Gymnasiasten aussieht, aber die unserigen waren voll kühner Extravaganzen.

Der Romantismus schlug seine Kreise bis zu uns und in den engern Grenzen der provinzialen Umgebung trieb er wunderbare Blasen in unserm Gehirn. Sobald die Schularbeiten gemacht waren, stürzten wir uns auf die Literatur und in den Schlafsälen lasen wir uns fast blind an Romanen. Wir trugen einen Dolch in der Tasche wie Antony. Manche trieben es noch weiter. Einer schoß sich aus Lebensüberdruß eine Kugel durch den Kopf, ein anderer hing sich an seinem Halstuche auf. Wie haßten wir alles Seichte und Platte, welche Begeisterung für das Große, für die Meister beseelte uns, wie schwärmten wir für Victor Hugo!" Mit Bouilhet, dem glänzend begabten Lyriker und Dramatiker, neben welchem er jetzt ruht, schrieb Flaubert ein gemeinsames Jugendgedicht: „L'origine de la vaccine." Nach Beendigung seiner Studien machte er eine lange Fußreise durch die Bretagne und 1849 trat er mit Maxime du Camp eine große Orientreise an, auf welcher er Aegypten, Syrien, Palästina und die Türkei kennen lernte.

Erst 1857, also in einem Alter von 36 Jahren, trat er mit seinem ersten literarischen Erzeugniß, dem schon genannten Roman „Madame Bovary", in die Oeffentlichkeit. Das Buch machte ungeheueres Aufsehen. Man war damals in Frankreich noch nicht so abgehärtet gegen literarische Nuditäten wie jetzt. Flaubert wurde in Anklagezustand versetzt, jedoch dank dem geschickten Plaidoyer Sénards freigesprochen. Damit war sein Glück als Schriftsteller gemacht. Der Roman ist vortrefflich geschrieben, er bekundet ein tiefes Studium des Menschenherzens, eine Gabe, psychologisch zu analysiren, eine bewunderungswürdige Beobachtungsgabe; der Stil ist wahrhaft mustergültig und glänzend.

Die Heldin ist eine schwärmerische Kleinstädterin, welche, von einer verbrecherischen Liebe ergriffen, mehr ihren sinnlichen Trieben als einer wahren Herzensleidenschaft folgt, sittlich immer tiefer sinkt, ihren Mann ruinirt und schließlich durch Selbstmord endet. Alles dies ist mit großer Einfachheit und dramatischer Kraft erzählt. Der Hauptwerth des Romans besteht aber in den trefflich gezeichneten, lebensvollen Gestalten, welche uns Flaubert vorführt. Der kleinstädtische Doctor Bovary, ein einfacher, biederer Landarzt, der von seiner Frau in eine Art Größenwahn hineingeredet wird und nun allerhand Dummheiten begeht; der prosaische dicke Curé Bournisien; der nicht weniger prosaische gravitätische Apotheker Homais; der stutzerhafte Referendar und der Krautjunker, in welchen Frau Bovary verliebt ist, und eine ganze Reihe anderer Gestalten sind wirklich aus dem Leben gegriffen und mit seltener Plastik geschildert. Aber damit sind auch die Vorzüge des Flaubert'schen Werkes so ziemlich erschöpft. Tiefe Gedanken und Ideen von allgemeinem Werth muß man nicht darin suchen.

Mit seinen übrigen Werken, welche einem ernstern Genre angehören, hat Flaubert weniger Glück gehabt. Sein philosophischer Roman „L'éducation sentimentale" ist sehr arm an Erfindung, und wenn darin manche französische Kritiker ein „chef d'oeuvre d'analyse patiente et de rigueur philosophique" sehen, so können diese Vorzüge uns doch nicht für die Langeweile entschädigen, welche das Buch jedem verursachen muß, der es wirklich zu Ende liest. Eine traurige Oede, ein hoffnungsloser Pessimismus spricht aus diesen Blättern. Das Leben ist dem Verfasser nur eine monotone Reise. Die Realität besteht in den Einzelheiten, in der

Vielfältigkeit der Erlebnisse; aber dies Detail ohne rechten Mittelpunkt ist kaum der Beachtung werth. Es bleibt also nur das leere Nichts, jenes Nichts, das auch in der neuesten Dichtung Victor Hugo's: „Religions et religion", eine so große Rolle spielt. Diese Weltanschauung ist an sich schon befremdlich, wird aber gerade bei einem so consequenten Realisten wie Flaubert völlig widersprechend. In einem zweiten philosophischen Roman: „La tentation de Saint-Antoine" (Paris 1874), schildert er unter dem Bilde des großen Asceten den Menschen im Kampfe mit den Versuchungen des Lebens, die Auflehnung der Liebe, der Vernunft, des gesammten natürlichen Menschen gegen die Forderungen des Glaubens. Dem glänzend geschilderten Alterthum ist in ähnlicher Weise wie in Goethe's „Braut von Korinth" das Christenthum gegenübergestellt. Auch dieses Buch hat glänzende Partien; aber nicht überall ist es ihm gelungen, die pedantische Gelehrsamkeit, welche dem Stoff anhaftet, poetisch zu prägen oder durch gefälligen Humor zu adeln, wie er bemüht ist. Auch fehlt der Dichtung der eigentliche Kern, eine tiefsinnige und originelle Auffassung der Welt und der Bestimmung des Menschen. Trotzdem haben französische Kritiker sie neben, ja über Goethe's „Faust" gestellt. Die Details allerdings sind, wie immer, von erstaunlicher Plasticität und Schönheit.

Endlich hat sich Flaubert auch auf dem Gebiet des Culturromans versucht, das bei uns von Freytag, Scheffel, Dahn, Ebers u. a. mit so durchschlagendem Erfolge angebaut worden ist. Sein „Salambo" ist ein historisch-archäologischer Roman, der in dem alten Karthago spielt. Den historischen Hintergrund desselben bildet der Aufstand der Miethstruppen zur Zeit Hamilkar's, des Vaters Hannibal's, und Salambo ist die Schwester des großen Puniers. Der Dichter versucht darin eine bis ins Detail ausgeführte Schilderung der Stadt und des öffentlichen und privaten Lebens derselben, in ähnlicher Weise, wie Becker in seinem „Charikles und Gallus", Bulwer in den „Letzten Tagen von Pompeji" das Leben der Griechen und Römer, Ebers in seinen Romanen das der Aegypter und Perser sozusagen reconstruirt hat. Aber bei der Dürftigkeit der monumentalen Ueberlieferung mußte trotz allen minutiosen Fleißes und aller wirklichen Gelehrsamkeit vieles in Flaubert's Roman unsicher und hypothetisch bleiben. Auch erdrückt das reichhaltige archäologische Material die eigentliche Handlung gar zu sehr, und es ist ihm nicht gelungen, seinen antiken Gestalten wahres Leben einzuhauchen.

Albert Reville hat somit recht, wenn er behauptet, Flaubert, dessen Haupttalent die gleichsam von seinem Vater, dem bedeutenden Chirurgen, ererbte Gabe sei, zu analysiren, zu seciren und über die Wunden und Schwächen den Aussatz und die Misbildungen der menschlichen Seele mit der Gründlichkeit eines Fachmannes zu sprechen, sei nur in seinem Erstlingsroman in seinem richtigen Fahrwasser gewesen. Da er im Grunde, schwach in der Erfindung, ein Künstler sei, der nur die Natur, wenn auch überraschend treu, zu copiren verstehe, so hätte er im Interesse seines literarischen Ruhmes besser gethan, lauter Romane zu schreiben, welche, wie „Madame Bovary", in der Normandie spielen; habe doch auch Erckman-Chatrian sich mit Glück fast ausschließlich auf ein ihm besonders bekanntes Gebiet (Elsaß-Lothringen) beschränkt. Dort hätte die Wirklichkeit seiner minutiösen Beobachtungsgabe lebensvolle Gestalten in Hülle und Fülle geliefert.

Mit geringem Glück hat sich Flaubert auf dem Theater versucht; nach einigen Misserfolgen wandte er sich gänzlich davon ab. Ueberhaupt war er kein Vielschreiber. Das nonum prematur in annum war seine Richtschnur, und er konnte ein Werk jahrelang im Pult liegen lassen, ehe er sich zur Herausgabe entschloß. Der Roman, welchen er fast vollendet hinterlassen hat, ist betitelt „Les deux commis, ou Bouvard et Peruchet". Die Helden sind zwei junge Leute aus der Normandie, welche nach Paris kommen, um ihr Glück zu machen. Sie treffen sich später und erzählen sich ihre Erlebnisse. Auch hier scheint die Erfindung schwach genug zu sein. Der zweite Band soll Anmerkungen über die Handlung und Personen enthalten, sodaß es scheint, als habe er diesmal versucht, den erzählenden und den philosophischen Theil gesondert zu geben. Uebrigens behaupten gutunterrichtete pariser Zeitungen, daß Familienrücksichten die Herausgabe des Werkes auf lange hinausschieben oder ganz verhindern würden.

Von den äußern Lebensschicksalen des Dichters ist nicht viel zu sagen. Außer den erwähnten Reisen unternahm er noch eine nach Tunis, um auf den Trümmern des alten Karthago Studien für „Salambo" zu machen. Sonst hat er fast immer auf seiner Familienbesitzung, einem alterthümlichen Hause in Le Croisset, gelebt, das er sich mit einem ganz eigenen Geschmack in orientalischem Stil ausgestattet hatte. Die Nekrologe wissen manchen schönen Zug wahren Edelmuthes von ihm zu berichten; in seinem Auftreten war er aristokratisch, zur Ironie geneigt; den spießbürgerlichen Bourgeois haßte er. Obgleich er das Leben verachtete, fürchtete er stets den Tod, und oft sprach er in letzter Zeit die Befürchtung aus, daß es ihm vielleicht nicht vergönnt sein werde, sein letztes Werk zu vollenden.

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Die Sommerferien, deren sich alle Bühnen, mit Ausnahme einiger Stadttheater, wie des leipziger, erfreuen, ließen diesmal die Blätter der Chronik des deutschen Theaters nicht leer. Zunächst hatte das münchener Hoftheater den früher von Dingelstedt mit schönem Erfolg durchgeführten Gedanken dramatischer Musteraufführungen von neuem zu verwirklichen unternommen und die namhaften deutschen Künstler und Künstlerinnen zu einem Gastspiel an der Isar eingeladen, um das Höchste, was die Schauspielkunst der Gegenwart zu leisten vermag, in schönem Verein dem kunstsinnigen Publikum vorzuführen. Gleichzeitig mit den Künstlern waren auch in lichten Haufen aus aller Herren Ländern, von der Donau, der Spree, der Oder, dem Main, die Kritiker eingetroffen, um den Musteraufführungen die Musterkritiken folgen zu lassen, meistens wol eingeladen von der Intendanz, welche auf eine gewissenhafte Chronik der Gesammtaufführungen bedacht war und eine Verherrlichung ihres Unternehmens in allen Zeitungsspalten hoffte. Doch war das Ensemble der Kritik noch bei weitem weniger zusammenstimmend als dasjenige der darstellenden Künstler nach der Behauptung der meisten Kritiken, und die Chronik, welche das Facit dieser künstlerischen Leistungen aus den Berichten der Blätter ziehen will, indem der Verfasser derselben nicht als Berichterstatter nach eigenem Augenschein urtheilen kann, geräth in Verlegenheit gegenüber dem widerspruchsvollen Chor der Kritik und ihrer dissonirenden Stimmführung. Gleichwol kommt auch dem Chronisten zu statten, daß er fast alle Einzelleistungen der darstellenden Künstler kennt und sich so nur über die Gesammtwirkung Rath bei den kritischen Quellenschriftstellern holen muß.

Der Gedanke Dingelstedt's ist gewiß fruchtbar und berechtigt, und es war keineswegs ein Fehlgriff, wenn die münchener Bühnenleitung wieder darauf zurückkam. Daß ein Ensemble auch ohne Kräfte ersten Ranges, durch das exact einstudirte Zusammenspiel, die meisterliche Stimmung und Abtönung des Ganzen mit der Unterstützung der geschmackvollsten und treuesten Costüme und Decorationen eine schöne, künstlerisch befriedigende Wirkung erzielen kann, besonders in denjenigen Stücken, in denen der Nachdruck gerade auf großen Ensemblescenen ruht: das beweisen die Meininger, welche nacheinander in dieser Saison in Amsterdam, Leipzig und Gratz ihre Nomadenbühne aufgeschlagen haben, überall unter der größten Theilnahme des Publikums. Daß aber das Ideal der darstellenden Kunst nur ein Ensemble sein kann, das aus ersten schauspielerischen Kräften besteht, die mit selbstschöpferischer Genialität ihre Aufgaben lösen: das erscheint uns zweifellos; nur darf dann freilich nicht diesen hervorragenden darstellenden Kräften das Ensemble fehlen, und dies soll eben in München oft der Fall gewesen sein. Es ist dies auch kaum anders möglich, da sich mit wenigen Proben nicht der stimmungsvolle Einklang erreichen ließ, der z. B. bei den Meiningern erreicht wird durch das allersorg-

fältigste Einstudiren, durch die zahlreichsten Proben und Aufführungen, die bei diesem oder jenem Stück oft die Zahl von Hunderten übersteigen, durch die maßgebende Initiative eines Fürsten von seltenem Geschmack und Kunstsinn, der die ganze Darstellung aus seiner eigenen künstlerischen Anschauung heraus organisirt bis in alles Detail, bis in alle Falten der Charakterzeichnung hinein.

Daß sich die am meisten genannten hervorragenden Darsteller der jetzigen Theaterepoche, mit wenigen Ausnahmen, in München zusammengefunden, ist eine unbestreitbare Thatsache: namentlich war das wiener Burgtheater durch Sonnenthal, Lewinsky, Robert, Kastel, die Wolter, die Wessely und die Straßmann vertreten, von Berlin waren die Frieb-Blumauer, Berndal, Krause und Oberländer erschienen; Darsteller, die nur zum Theil bei dem fast ausschließlichen Cultus der Tragödie in München ihre Rechnung finden konnten; Dresden hatte das Kleeblatt der ersten Schauspielkräfte: Herrn Dettmer, Frau Ellmenreich und Fräulein Ulrich, gesendet; es fehlten nicht Friedrich Haase, Ludwig Barnay und Siegwart Friedmann; außerdem waren August Förster von Leipzig, Holthaus von Hannover, Rudolf Lange von Karlsruhe, Adolf Wentzel von Stuttgart und Frau Keller-Frauenthal von Mannheim der Einladung der münchener Intendanz gefolgt. Einige münchener Künstler wirkten bei den Aufführungen mit. Ohne Frage waren manche sehr tüchtige Künstler zu Hause geblieben, besonders an den norddeutschen Bühnen; doch die berufenen Darsteller gehörten zum großen Theil zu den hervorragendsten Kräften, und aus der Berufung der meisten darf man der obersten Leitung der Gesammtgastspiele durchaus keinen Vorwurf machen.

Ein anderer Vorwurf aber kann derselben nicht erspart werden: er trifft das Repertoire, welches durchgängig aus classischen Stücken bestand; denn Kleist und Grillparzer sind ja allmählich auch in die Reihen der Classiker aufgenommen worden. Gegen diese Einschränkung des Repertoire müssen wir im Interesse der deutschen literarischen Entwickelung Protest erheben: sobald von einem Volke die Classicität als etwas Abgeschlossenes betrachtet wird und sobald maßgebende Kunstkreise einen derartigen Glauben befördern, indem sie bei entscheidenden Gelegenheiten ein von Luft und Licht der Gegenwart abgesperrtes Repertoire zur Schau stellen, liegt darin ein Mistrauensvotum gegen den schöpferischen Geist der Nation, welches der unerquicklichen Gesinnung des Epigonenthums entsprungen ist. Unsere deutsche Classicität ist noch von zu neuem Datum, um für alle Zeiten sanctionirt zu sein: mindestens ist die geistige Bewegung, aus der sie hervorging, noch immer im Fluß; und es ist ein vergebliches Unternehmen, sie abdämmen zu wollen, ihr ein „bis hierhin und nicht weiter!“ zuzurufen. Wir meinen, daß die Stücke von Gutzkow, Hebbel, Wilbrandt ebenso gut einen Platz in dem Repertoire beanspruchen durften als diejenigen von Kleist und Grillparzer, daß dasselbe außerordentlich an Frische dadurch gewonnen haben würde, und daß auch für die Schätzung der darstellenden Kräfte der Maßstab weit sicherer gewesen wäre, je vielseitiger sie sich hätten bewähren können; denn obwol das classische Drama eines Shakspeare und Schiller nach wie vor die Hochschule darstellender Kunst bleibt, wo sie in erster Linie das examen rigorosum bestehen muß, so gibt es doch darstellende Talente, denen die moderne Dramatik congenialer ist und welche daher bei dem münchener Repertoire nicht zu ihrem vollen Rechte kommen konnten.

Fragen wir nun, welche Darsteller und Darstellerinnen in München vor allen Lorbern geerntet, so sind dies wol Herr Sonnenthal und Frau Wolter, der erste als Hamlet und Clavigo, die letztere als Lady Macbeth, Hermione und Orsina. Einstimmig ist die Kritik in der Anerkennung der genialen Eingebungen, der großen unvergeßlichen Momente, welche die Darstellerin der wiener Hofbühne den Hörern bot; doch fast alle norddeutschen Kritiker sind auch einig über das Unausgeglichene ihrer Spielweise, über die mangelnde Durchbildung ihrer Declamation, über ihren geringen Respect vor dem dichterischen Worte. „Sie

reißt mit", sagt Bulthaupt, ein sehr unparteiischer Kritiker*), „sobald sie an die Krise kommt (die Orsina sehen wir nur in der Krise); aber sie vermag nicht, einen Charakter langsam, glaubwürdig zu entwickeln. Wenn es gilt, ruhig zu empfinden, sich schön, anmuthig, erhaben, menschlich gesund zu geben, bleibt sie interesselos." Auch Karl Fiedler**) hebt hervor, daß das dämonisch Leidenschaftliche das eigentliche Element der Künstlerin sei. Er tadelt, daß sie als Lady Macbeth schon von Anfang an zu sehr Mörderin sei, verherrlicht aber ihr Spiel in der Nachtwandelscene als ein Spiel „der Wahrheit, voll herzzerreißender Wirklichkeit, voll tragischer Gewalt". Die vorzügliche schauspielerische Leistung Sonnenthal's als Hamlet und der auch in seinem stummen Spiel ausnehmend beredte und hinreißende Clavigo, eine von andern Darstellern ungern gespielte Rolle, welche Sonnenthal zu einer Glanzrolle gemacht hat, finden allgemein die wärmste Anerkennung. Von den jüngern Liebhaberinnen werden besonders Frau Ellmenreich und Fräulein Wessely von den verschiedensten Kritikern mit großem Lobe bedacht; jene weniger als Thekla, wohl aber als Minna von Barnhelm, eine Rolle, die sie mit künstlerischer Vollendung spielt und in welcher sie kaum eine Nebenbuhlerin in Deutschland hat; Fräulein Wessely besonders als Luise, Clärchen und Marie. Ihr schönes Talent, an welchem die wiener Kritik so mismuthig herummörgelt, hat in München die verdiente Würdigung gefunden. Was den hinreißenden Ausdruck intensiver Empfindung betrifft, verdient sie die Palme unter den jüngern Künstlerinnen. In Bezug auf Zartheit und Innigkeit steht ihr Fräulein Bland in München würdig zur Seite.

Herr Friedrich Haase hat als Hofmarschall Kalb, Ricault de la Marlinière und in andern kleinen Rollen, auch als Alba im „Egmont" von der großen Mehrheit der Kritik anerkannte Cabinetsstücke gegeben und sich „als sicherer Meister des Effects", wie Bulthaupt sagt, gezeigt. Herr Robert spielte drei große Rollen, den Tasso, den Egmont und den Ferdinand in „Cabale und Liebe". Die Kritik rühmt ihm Feuer und schwärmerische Innigkeit nach, wenn er auch in seinen Mitteln gegen früher eingebüßt habe. Lewinsky's Nathan hatte, wie Bulthaupt sagt, einen gewissen großen, inspirirten, prophetischen Zug, welcher dem Nathan Döring's fehlte; doch deckte er nach der Ansicht jenes Kritikers nicht die ganze reiche Individualität des Lessing'schen Helden. Noch mehr gerühmt wird sein Attinghausen; mit dieser Rolle ergriff er wahrhaft und riß das Publikum hin; ebenso der Melchthal des Herrn Krastel.

Der Nachfolger und Jünger Emil Devrient's, Friedrich Dettmer vom dresdener Hoftheater, errang durch den Zauber seiner Persönlichkeit und den idealen Ausdruck, den er der Empfindung zu geben wußte und der nur hin und wieder an das Declamatorische und Singende streifte, die wärmsten Sympathien, besonders der norddeutschen Kritik, Sympathien, die sich bei dem spätern Gastspiel des Künstlers am berliner Schauspielhause mehrfach zu begeisterter Huldigung steigerten. Leider! sollte ihn, gerade auf der Höhe des Triumphes, ein plötzlicher Tod hinwegraffen, dem ein bedauerliches Nachspiel auf dem Fuße folgte; Dettmer starb in Dresden am 24. Oct. Neben ihm fand noch die elegante Erscheinung des Fräulein Pauline Ulrich Anerkennung, welche leider! nicht Gelegenheit fand, in hervorragenden Rollen ihre oft bewährte Begabung zu zeigen.

Wir können nicht auf alle einzelnen Leistungen eingehen: Berndal in meist kleinern Rollen, doch auch als Butler und als Alfons in „Tasso", stets gediegen in seinem Spiel; Krause, als echter Jünger Döring's, als Ortsrichter

---

*) „Das münchener Gesammtgastspiel 1880. Von Dr. Heinrich Bulthaupt" (Bremen, Richte u. Schlenker, 1880).

**) „Die Gesammtgastspiele in München und ihre nationale Bedeutung für die dramatische Kunst" (München, Karl Mehrhoff's Verlag, 1880).

Adam, Dr. Förster als Werner und Müller, Holthaus als Geßler erwarben sich vielfach Anerkennung der Kritik, ebenso die Meisterin Frau Frieb-Blumauer; doch auf zwei Darsteller müssen wir noch zurückkommen, weil die Mehrheit der kritischen Stimmen bei dem münchener Gesammtgastspiel ihnen ungünstiger war als die bisherige kritische Würdigung ihrer Leistungen: Ludwig Barnay und Siegwart Friedmann. Barnay spielte den Wallenstein; wir haben den Darsteller in dieser Rolle in Leipzig gesehen und fanden ihn interessant, in vieler Hinsicht bedeutend, namentlich wo es galt, den mystischen Zug des Feldherrn hervorzuheben; er vermied es, aus ihm einen trockenen Nachmittagsprediger zu machen. Keine Rolle verführt so zu hohler Declamation; Dawison ist aus andern Gründen an ihr gescheitert. Nun ist die Stimmung der darstellenden Künstler freilich! ungleich, und dieselbe Rolle, zu einer andern Zeit, an einem andern Orte gespielt, mag leicht einen andern Eindruck machen. Barnay's Wallenstein, wie er ihn in Leipzig spielte, war eines größern Kunstensembles durchaus würdig. Sein Macbeth wird fast einstimmig verurtheilt, trotz glänzender Einzelheiten. Wie wir auch an seinem Hamlet sahen, schwebt der Künstler in Gefahr, den großen Stil und Zug bisweilen durch Grübeln und Ausklügeln des Details zu verlieren. Als Leontes fand Barnay auch das Lob der Gegner. Friedmann (Isolani, Johann Parricida) hatte nur Eine bedeutende Rolle, den Marinelli, den er, wie Bulthaupt sagt, mit Geist bis auf jedes Wort, jede kleine Nuance ausgearbeitet hatte. „Allen Respect vor dem Nachdenken und dem schauspielerischen Können, welches dieser Darsteller auf Schritt und Tritt bethätigte." Der Tadel, daß Friedmann weniger die glatte Lakaienseele als den Edelmann hätte herauskehren sollen, träfe auch den Haase'schen Marinelli; doch scheint es uns, daß gerade der Hauptnachdruck auf die Lakaienseele fallen muß.

Possart selbst glänzte als Carlos im Clavigo und als Antonio durch die Meisterschaft der trefflich durchgearbeiteten Rede; sein Octavio auch, an dem die Kritik vielfach herumnörgelte, ist eine charakteristisch gehaltene, fein ausgeführte Leistung. Dem Bühnenleiter Possart, der unter der höhern Instanz des Herrn von Perfall diese Mustervorstellungen ins Werk setzte und inscenirte, ist von der Kritik arg mitgespielt worden, namentlich was die Rollenbesetzungen betrifft; doch rühmen auch die Gegner manche geschmackvolle und glänzende Inscenirung und vor allem die siegreiche Bewältigung einer gewaltigen Arbeitslast.

In der That, nicht den stets das Beste wollenden Herrn von Perfall, nicht den artistischen Leiter Possart trifft der Tadel, der trotz des oft warmen Lobes sehr vieler Einzelleistungen in herbster Weise dem ganzen Unternehmen zutheil geworden ist. Die Mustervorstellungen sollten uns ein Bild der darstellenden Kunst der Gegenwart geben und sie haben diese Aufgabe erfüllt. Nicht den Veranstaltern derselben ist es zuzurechnen, wenn das Bild kein durchweg erfreuliches war. Die Stillosigkeit dieser Kunst trat in auffallender Weise zu Tage: auch eine größere Zahl von Proben, die für das Ensemble wünschenswerth gewesen wäre, hätte sie nicht beseitigt, da ihre Gründe viel tiefer liegen. Statt des Stils finden sich nur Spielmanieren, und je bedeutender die Eigenart der Künstler ist, desto mehr sind diese ausgebildet. Wesentlich trägt dazu bei die jüngste Entwickelung unserer dramatischen Literatur, die gänzlich aus den Bahnen der Classicität herauslenkt und die Künstler verführt, nach der realistischen Schablone, die sie für solche Novitäten in Anwendung bringen, die Gestalten der dichterischen Meisterwerke zu spielen. Mit Recht sagt Fiedler: „So sehr man einerseits anerkennen muß, daß dem modernen Franzosenthum die Pforten des ersten Theaters der Reichshauptstadt verschlossen sind, so sehr ist wiederum zu beklagen, daß das classische Drama dort seinen berechtigten Boden leider zum großen Theil an einen Hugo Bürger, Gustav von Moser, Paul Lindau und Consorten abgetreten hat! Den verderblichen Einfluß dieser Kotzebue-Richtung auf die Darstellungsweise im allgemeinen konnte man

in München so recht klar erkennen. Durch diese sowol als andern Orts durch eine französische Boulevardsrichtung ist hauptsächlich der Stil für das Drama nahezu verloren gegangen."

Ein anderes eigenartiges Unternehmen, das im Laufe des Sommers auftauchte, war die Novitätenbühne Hermann Riotte's, welche der von den Hof- und Stadtbühnen stiefmütterlich behandelten Production der jüngern Autoren ein Asyl eröffnen sollte. Zu diesem Zwecke ist eine Schriftstellergenossenschaft zusammengetreten, welche durch namhafte Geldbeiträge sich das Recht erwirbt, mit ihren Stücken, durch die theatralische Geburtshülfe Riotte's und einer von ihm engagirten Gesellschaft, ans Licht der Welt zu gelangen. In Berlin, Hannover und Leipzig ist an zweiten Theatern der Versuch damit gemacht worden, allerdings unter ungünstigen Verhältnissen, nach längern Zwischenräumen und mit einer wechselnden Gesellschaft von Darstellern. Wenn man das Unternehmen zum Theil ins Lächerliche zog, so war dies ein entschiedenes Unrecht. Wenn auch kein dramatischer Messias durch die Novitätenbühne entdeckt werden konnte, so ist das Bestreben, jüngern Talenten zur Anerkennung zu verhelfen, ihre Stücke die Feuerprobe auf der Bühne bestehen zu lassen, die so lehrreich und so ermuthigend ist für tapferes Weiterschaffen, durchaus anerkennenswerth. Wenn Paul Lindau in der „Gegenwart" sagte, es sei ein solcher Mangel an aufführungsfähigen Stücken, daß die Directionen alles beachteten, was sich irgend lebensfähig zeige, so spricht daraus nur die Erfahrung eines vom Glück begünstigten Lieblings der Directionen, welche sich beeilen, auch seine schwachen und verfehlten Werke zu geben. Es kann dies höchstens nur von einer durchaus einseitigen Richtung gelten, welche gerade Mode ist! Dagegen findet diejenige Richtung dramatischer Poesie, welche nicht an Kotzebue und das Franzosenthum anknüpft, von Jahr zu Jahr auch bei den hervorragenden Bühnen immer geringere Förderung. Wenn die Novitätenbühne auch nur das Verdienst hätte, gegenüber dem modischen Repertoire eine Supplementarrubrik zu schaffen und überhaupt den Muth der Initiative zu bewahren, gegenüber der Nachbeterei, mit welcher ein Director nur die Erfolge des andern ausbeutet, so wäre ihr gutes Recht vollkommen erwiesen. Freilich war die bisherige Auswahl, die meistens erträgliches Mittelgut, und zwar in dem von den Bühnen bevorzugten Genre brachte, keine glückliche. Eine Ausnahme machte nur das historische Drama: „Die Städinger", von Theodor Piderit, welches den Kampf dieser Bauern gegen den Bischof von Bremen und seine Verbündeten darstellte. Einzelne Scenen sind im markigen Ton gehalten; auch ist der Sinn für theatralische Wirkungen unverkennbar: doch überwiegen diese bei weitem die dramatischen und rücken das Ganze in den Kreis der Ritterromantik und ihrer bunten Abenteuer, statt uns ein Bild des Volkslebens mit kräftigen Zügen und anheimelndem Localcolorit zu geben, wie dies etwa in Schiller's „Tell" der Fall ist. Das in Berlin gegebene Lustspiel von Ernst Lippert: „In heimlicher Ehe", ist im Grunde ein Schwank, mit breitem Humor, nicht ohne Bühnengeschick ausgeführt. Ein anderes Lustspiel: „$2 \times 2 = 4$", von Hugo Mandlick, ist sehr unwahrscheinlich in seinen Voraussetzungen. Ein junger Graf, der sich statt der Diplomatie der Violine widmet, und ein Professor tauschen die Namen und die Rollen, sogar im Hause des Ministers, und erhalten dafür am Schlusse Absolution und zwei Bräute, nachdem der junge Diplomat eine wichtige Depesche aufgefunden, der Professor eine werthvolle Broschüre geschrieben. Das Stück enthält schlimme Geschmacklosigkeiten, doch auch muntere Scenen von geschickter Führung. Das in Leipzig gegebene Lustspiel „Ehestandsexercitien", von H. Bölarkeen (einem Pseudonym), fällt zu sehr mit der Thür ins Haus durch eine brüske Verlobung zweier Paare auf offener Straße, schon im ersten Act. Im zweiten und dritten Act folgen die Exercitien, Curen und Bekehrungen, an die wir nicht recht glauben; die angewandten Mittel sind

nicht drastisch genug, um Charaktere umzugestalten. Das Stück ist übrigens im gebildeten Conversationston gehalten und verräth eine bühnenkundige Hand. Die Novitätenbühne selbst muß, wenn sie Erfolg haben soll, vor allen Dingen eine bleibende Stätte finden und ein festes Ensemble zu gewinnen suchen.

In der Chronik des Theaters nimmt die Eröffnung des neuen frankfurter Opernhauses, in welchem auch größere Dramen zur Aufführung kommen sollen, einen hervorragenden Platz ein. Sie fand am 20. Oct. in Gegenwart des Deutschen Kaisers statt, der von den einst so antipreußischen Frankfurtern mit Enthusiasmus begrüßt wurde. Welch eine Reihe prachtvoller Kunststätten sind in den letzten Jahren in Mitteldeutschland begründet worden: das neue großartige dresdener Hoftheater, das neue leipziger Theater und nun die große frankfurter Bühne; je großartiger der Stil der Bühnen, desto kleiner wird derjenige der darstellenden Kunst. Bei der Eröffnungsfeier wurde „Don Juan" mit guten Kräften executirt. Voraus ging eine Festouverture und ein schwunghaftes Festspiel von Wilhelm Jordan, in welches drei Bilder verflochten waren: „Das Niederwalddenkmal mit der Statue der Germania", „Der vollendete Kölner Dom" und „Das neue Opernhaus". Dies letztere selbst ist von architektonischer Schönheit, schwungvoll und prächtig; aus solidem Sandstein aufgeführt, während die Zwischenflächen der Halbsäulen, Pilaster und Fenster durch ornamentale Sgraffittocompositionen geziert sind. Die Façade zeigt fünf hohe Rundbogen zwischen korinthischen Säulenpaaren und öffnet sich nach dem breiten Balkon. Was den plastischen Schmuck betrifft, so lagern im Giebelschilde des Unterbaues zwei kolossale Statuen des Rheins und Mains, die Spitze schmückt eine Bronzegruppe: Apoll in einem von zwei Panthern gezogenen Wagen. Das obere Giebelfeld füllt eine figurenreiche Reliefcomposition: die drei Grazien, umgeben von Gruppen, welche das ernste Drama, das Lustspiel, die Oper und den Tanz symbolisiren. Prachtvoll ist das Treppenhaus und die vier säulengetragenen Bogengänge, die es im ersten Stock umgeben.

Sonst berichtet die Chronik des Theaters noch von dem schmachvollen Attentat, welches das sich überhebende Magyarenthum auf die deutsche Bühne in Pest ausgeübt hat. Durch den Beschluß der Stadtrepräsentanz wurde sie geschlossen; auch ein Appell an Tisza war vergeblich, ebenso vergeblich die Bemühungen, sie in anderer Form wieder ins Leben zu rufen. Der lärmende Triumph, den die Söhne Arpad's bei dieser Gelegenheit gefeiert haben und der bis zur Verhöhnung der ungarischen Redner sich steigerte, die für das deutsche Theater gesprochen, stellt der jenseit der Leitha herrschenden engherzigen Kirchthurmpolitik ein bedenkliches Zeugniß aus. Ganz neuerdings hat das Theater wieder die Concession erhalten.

Die Wintersaison selbst hat bisher noch keine Novitäten von Bedeutung gebracht: die Repertoireprogramme der großen Hofbühnen zeigen dieselbe Abneigung gegen die ernste Dichtung und dieselbe Vorliebe für schwankartige Zugstücke wie die kleinern und zweiten Bühnen. In Mannheim ist indeß Joseph Weilen's „König Erich" mit schönem Erfolg aufgeführt worden: man rühmt dem Drama einen kunstgerechten Aufbau und gute Charakteristik nach. Besonders die Zeichnung des Hauptheldenn soll interessant und dem Dichter gelungen sein. Der dämonische Zug im Charakter dieses Königs scheint immer von neuem die Dramatiker anzulocken: der Stoff gehört zu jenen historischen, die für die neue Bühne fast conventionell geworden sind, ähnlich wie die antiken Mythenstoffe für das hellenische Theater. Die Bearbeitung gibt Anlaß zu dramaturgischen Parallelen, indem die verschiedenen Varianten derselben die prüfende Goldwage der Kritik herausfordern. Zuerst hat Frau von Weißenthurn in ihrem „Johann von Finland" dies Stoffgebiet betreten; ihr folgte Auffenberg mit seinem theatralisch spannenden „König Erich", diesem

wiederum Robert Prutz mit einem politisch tendenziösen Drama, in welchem der wilde Erich in einen Volkshelden verwandelt ist. Heinrich Kruse hat in seinem Stücke besonders glücklich die Liebesepisode zwischen Erich und Karin, welche Wilhelm Jensen zu einer größern Erzählung Anlaß gab, behandelt. Ein Drama von Stephan Milow ist jüngst erschienen; und nun ging auch Weilen's „König Erich" über die Bühne.

Das Trauerspiel, welches Adolf Wilbrandt den berliner Schiller-Preis verschaffte: „Chriemhild", ist in Hannover jetzt mit vielem Beifall in Scene gegangen. Der erste Act dieser Tragödie ist in der That von großer dichterischer Schönheit; doch wie selten ist eine Aufführung dieser Preistragödie! Keine der von den Preisrichtern geleiteten Bühnen hat sie bisher in Scene gesetzt. Wenn irgendetwas unsere deutschen theatralischen und literarischen Zustände in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen läßt, so ist es diese Thatsache.

Das französische Muster der comédie larmoyante bleibt nach wie vor bestimmend für die deutschen Bühnen: das bürgerliche oder gesellschaftliche Drama, d. h. das mit neuen pariser Lackfarben angestrichene Drama Iffland's und Kotzebue's wird von den Theatern und dem Publikum bevorzugt. „Social" kann man dies Drama nur dann nennen, wenn es eine bestimmte actuelle Tendenz verfolgt. Dies geschieht oft in aufdringlicher Weise, wie in „Gräfin Lea", wo eine Apotheose des Judenthums mit Hülfe einer durchaus hinfälligen juristischen Argumentation versucht wird. Das Drama „Ein deutscher Standesherr", vom Grafen Moy in München, ist nun auch am berliner Hoftheater und am hamburger Stadttheater in Scene gegangen, mit einem freundlichen Erfolg, welcher der wohlwollenden und liberalen Tendenz des Stückes zugute zu schreiben ist, dessen überaus einfache Handlung wol nirgends gegen die Gesetze der Wahrscheinlichkeit verstößt, aber doch auch keine tiefere Spannung hervorzurufen vermag. Ganz auf dem Gebiete dieser Familiendramatik und zwar ohne jeden tendenziösen Anflug, in der harmlosen Idyllik der Friederike Bremer, bewegt sich das Drama „Strohhalme" von dem schwedischen Dichter Hedberg: ein Drama, dem außer einigen quellfrischen Liebesscenen von skandinavischer Naivetät nichts nachzurühmen ist; denn die Handlung spielt sich auf dem Boden von finanziellen Verhältnissen ab, die sich mit höchst prosaischer Breite in den Vordergrund drängen, sodaß man bisweilen glaubt, sich in dem Bureau eines Advocaten zu befinden, und die Führung der Intrigue ist plump genug. Nur der Charakter der Thora, dieser mit simulirter Schwäche und Krankheit den Pantoffel schwingenden Hausherrin, hat einen originellen Zug.

Ein Schauspiel von Emil Arter: „Duelle", welches am breslauer und leipziger Stadttheater zur Aufführung gekommen ist, richtet sich gegen die Duellwuth; es enthält einige spannende, ja folternde Scenen, muß aber, um einen versöhnenden Abschluß zu gewinnen, zu einem Deus ex machina seine Zuflucht nehmen, der gänzlich unmotivirt in die Handlung hereinplatzt. Die beiden Gegner, die sich in ein amerikanisches Duell eingelassen haben und von denen der eine durch die schwarze Kugel, die er gezogen, verpflichtet ist, sich selbst das Leben zu nehmen, erkennen sich am Schlusse als Brüder, ohne daß im ganzen Verlaufe der Handlung irgendein Anknüpfungspunkt dafür gegeben wäre. Auch zerfällt dieselbe Handlung in zwei nur locker verknüpfte Haupttheile. Ein Legationsrath, der sich tapfer im Kriege bewährt hat, lehnt als principieller Gegner des Duells eine ihm zugehende Herausforderung ab: in die Folgen, welche sich hieran knüpfen, wird der Bruder desselben verstrickt, und dies führt zu dem amerikanischen Duell. Die Gegnerschaft gegen diese moderne Form der Privatrache findet einen sehr beredten Ausdruck; aber solche directe Rhetorik, wie sie sich auch in dem Plaidoyer des Advocaten Freiherrn von Deckers in „Gräfin Lea" ausspricht, ist auf der Bühne unberechtigt. Hugo Bürger hält sich in seinen Stücken von so aufdringlicher Tendenz frei; er ist ein fleißiger dramatischer Compilator und motivirt mit einer

Peinlichkeit, welche über einem sich zerfaserndem Wurzelwerk von kleinen Ursächlichkeiten oft die Haupt- und Pfahlwurzel eines starken Motivs vermissen läßt. Sein neues Lustspiel „Auf der Brautfahrt" ist am berliner Hoftheater, das, bei der Zusammensetzung seines tonangebenden Publikums, mit den Hugo Bürger'schen (Lubliner) Premières ebensolchen Erfolg zu haben pflegt wie mit denen von Paul Lindau, mit dem üblichen Succeß in Scene gegangen und seitdem an einer Reihe von Bühnen gegeben worden.

Dem Stück fehlt wiederum der ungezwungene Guß und Fluß: die Verwickelung ist zusammengekünstelt, die Fäden sind verzwickt. Der Held, der Brautführer, geräth in ein anderes Fahrwasser. Eine Freundin der für ihn bestimmten Schönheit sucht ihn in jeder Weise von einem Besuche derselben abzuhalten, anfangs im Interesse der Braut, die einen andern liebt, allmählich in ihrem eigenen, da er ihr selbst Neigung einflößt. Es folgen einige komische Scenen, in denen der Brautwerber bald einen Badearzt, bald einen Klavierspieler vorstellen muß. Er selbst ist unsicher in Betreff seiner neuen Wahl, denn die Schöne, die ihn dirigirt, hat zwar sein Herz gewonnen; aber es sind zwei dunkle Punkte in ihrem Leben, die ihn stutzig machen und erst gegen den Schluß hin zu voller Zufriedenheit aufgeklärt werden.

Diese novellistische Manier, ein Drama aufzubauen, ist Bürger mit Lindau gemein. Bürger's „Auf der Brautfahrt" kam schon am Schlusse der vorigen Saison zur Aufführung: die Löwen der letztern, Paul Lindau und L'Arronge, rückten nun auch vor mit ihren neuen Saisondramen, welche beide dem jetzt modischen Gebiete der deutschen Ifflandiade angehören. „Verschämte Arbeit" fand, nachdem es in Hamburg und Weimar gegeben, am berliner Hoftheater eine sehr getheilte Aufnahme. Die Heldin des Stücks ist ein Mädchen der höhern Kreise, welches durch die Verhältnisse auf die verschämte Arbeit angewiesen ist und zuletzt eine glänzende Heirath macht. Ein Theil der Kritik fand dies neue Aschenbrödel langweilig; ein anderer rühmte die beiden ersten Acte und einzelne Episoden; doch ein frischer Hauch des Gefühls und des Esprit scheint dies Stück nicht zu beseelen. L'Arronge ist ein moderner pädagogischer Iffland: das Kind, das in „Doctor Klaus" in der Wiege lag, das in „Wohlthätige Frauen" eine Schularbeit über die Schlacht bei Kollin machte, fällt im „Haus Lonny", dem neuesten am wiener Burgtheater aufgeführten Stück, beim Abiturientenexamen durch und besteht dasselbe erst später glücklich unter der Mitarbeiterschaft eines Schauspielers. Das Familienstück fand an der Burg vielen Beifall: ein Theil der Kritik meinte aber doch, daß das Philisterthum jetzt eine allzu große Rolle auf der ersten deutschen Bühne spiele.

Die Culturgeschichte mehr noch als die Theatergeschichte hat von einer neuen Species des Lustspiel- und Possengenres Notiz zu nehmen, das sich in jüngster Zeit einer großen Beliebtheit erfreut; wir meinen das militärische Lustspiel, in welchem Offiziere die Helden sind. G. von Moser hat das Genre mit seinem „Veilchenfresser" begründet: als früherer Lieutenant des Gardeschützenbataillons hat er auf dem Köpnicker Felde und auf der Hasenheide hinlängliche Erfahrungen gesammelt, um Offizierskreise mit voller Lebenswahrheit zu schildern. Sein neues, in Gemeinschaft mit E. von Schönthan verfaßtes Lustspiel: „Krieg im Frieden", hat dann abermals einen Erfolg davongetragen, welcher demjenigen des „Veilchenfressers" nicht nachsteht. Das Stück ist in der That von der munterſten Laune und Natürlichkeit beseelt, wenn auch einige Scenen auf der Spitze stehen, wie diejenige, in welcher der verliebte Blumen suchende Offizier, nachdem er mit dem Kahn umgeschlagen, wie eine Vogelscheuche in der um ihn herumhängenden Civilkleidung des dicken Stadtrathes erscheint. Auch gemahnt die Ungarin und der Pole in dem Stück etwas fremdartig und gibt ihm einen polyglotten Zug. Dagegen sind die Charaktere der Offiziere gut, zum Theil mit feiner Komik gezeichnet.

Die Vorliebe für das Militär, welcher der vormärzlichen Abneigung gegen das herrliche Kriegsheer und gegen den Lieutenantstypus auf dem Fuße gefolgt ist, wird in dem Stück durch die kleinen militärischen Schauspiele des Garnisonsdienstes, den Einmarsch der Truppen mit Regimentsmusik, das Hereinbringen der Fahne zum General, das Blasen zum Appell, Vorgänge, welche zum Theil die Actschlüsse heben müssen, in reichlichem Maße befriedigt. Schon vor diesem Manöver- und Einquartierungslustspiel hatte der Schwank „Der jüngste Lieutenant", von Jacobsen, getragen durch das kecke Spiel des Fräulein Ernestine Wegener, am Wallner-Theater, in Leipzig und andern Städten einen enormen „Kassenerfolg" gehabt, und die Speculation der berliner Theaterdirectoren und Scribenten setzte ihm sogleich das Stück „Der junge Lieutenant" als Concurrenzstück zur Seite. Das sind sinnlose Schwänke, mit denen die Literatur nichts zu thun hat. So triumphirt jetzt der Lieutenant auf der ganzen Linie unsers Theaterwesens.

Ein Lustspiel „Mit dem Strome", von Marie von Ernest, hat ebenfalls die Runde über viele Bühnen gemacht. Die Verfasserin, eine Schauspielerin, besitzt ein frisches, fast keckes Naturell, womit sie auch ihre Heldinnen ausstattet. Das Stück, welches die Strömungen der gesellschaftlichen Mode geißelt, ist nicht ohne dramatische Dialektik; aber für die auf der Bühne greifbaren Handlungen sind die Hauptwendungen nicht genugsam ausgeprägt. Ein anderes Lustspiel: „Die Märchentante", von Otto Gensichen, der sich durch geschmackvolle ernstere Dichtungen früher bekannt gemacht, ist ebenfalls an vielen Theatern zur Aufführung gekommen.

Was die dramaturgische und das Theater betreffende Literatur angeht, so wären zunächst manche die locale Theatergeschichte betreffende Werke zu verzeichnen, die, an und für sich verdienstlich, doch nur in kritischen Organen und nicht in dieser „Revue" eine Besprechung verdienen. Georg Köberle, der mit seiner Schrift „Die Theaterkrisis im neuen Deutschen Reich" so viel Staub aufgewirbelt hat, ist mit einer neuen Schrift: „Die Theatercalamität", vor das Publikum getreten (Leipzig 1880). Die Theatercalamität in Deutschland ist jetzt eine so unleugbare, daß jede Schrift Beachtung verdient, die ihren Gründen nachforscht. Die neue Veröffentlichung von Köberle ist indeß vorzugsweise dramaturgischer Art; als Form der Darstellung hat der Autor den lebendigen die verschiedenen Tagesströmungen durch charakteristische Personen vertretenden Dialog gewählt; es kommen daher auch andere Anschauungen, als die des Herausgebers, zu ihrem relativen Rechte: er selbst steht entschieden auf der Seite des Idealisten. Eine sehr genaue Analyse zweier beliebter Bühnenstücke, die „Karlsschüler" und „Der Erfolg", soll die sogenannte dramatische Mache erläutern. Die Schrift enthält viele sehr beachtenswerthe Bemerkungen.

Als ein literarisches Unicum, was den seltensten Sammlerfleiß betrifft, ist das „Jahrbuch des deutschen Theaters" von Joseph Kürschner zu betrachten, von welchem zwei Jahrgänge vorliegen (Leipzig 1879 und 1880). Eine so eingehende Bühnenchronik war bisher in Deutschland unbekannt. Jeder Tag des Jahres findet in der Tageschronik seine mit irgendeinem Bühnenereigniß bezeichnete Stelle; reichhaltig sind die Nekrologe, die Abschnitte: Jubiläen, Säcularfeste, Denkmäler, Preisausschreiben, Auszeichnungen. Das Vereinswesen ist nach allen Seiten hin erschöpfend behandelt. Die Bühnennovitäten werden vollzählig mitgetheilt, die neuen im Buchhandel erschienenen Dramen eingehend besprochen. Eine große Zahl von Supplementarrubriken ist den übrigen Seiten des Theaterwesens gewidmet; noch nie ist das Theater erschöpfender in statistischer Hinsicht behandelt worden, ja kaum überhaupt ein anderer Gegenstand in neuer Zeit mit gleicher Vollständigkeit.

Politische Revue.

18. November 1880.

Nach einer längern Zwischenpause, in welcher die Zeitungen zum Theil widersprechende Gerüchte brachten über die Vorgänge in den höhern Verwaltungskreisen und die Projecte der Regierung, ist nun von den gesetzgebenden Körperschaften zunächst am 28. Oct. der preußische Landtag zusammengetreten; er wurde eröffnet vom Grafen Stolberg-Wernigerode im Namen des Königs; die Verhandlungen desselben werden dazu beitragen, noch vor Einberufung des Reichstages die Situation zu klären.

Die Aufgabe der diesmaligen Landtagssession wird von der Regierung als eine sehr wichtige betrachtet. Abgesehen von der Verwaltungsreform, welche Graf Eulenburg durchzuführen unternommen hat, handelt es sich im wesentlichen um die Finanzpolitik des Fürsten Bismarck, und es ist offenbar die Absicht der Regierung, in der Landtagssession den Boden freizumachen für den Reichstag und für die wichtigsten Factoren dieser Finanzpolitik, die indirecten Steuern und eventuell die Monopole. Welche Vortheile durch dies neue Reichsfinanzsystem den Einzelstaaten erwachsen: das soll durch die Erklärungen und Verhandlungen im preußischen Landtage festgestellt werden, ehe jenes System das Netz seiner weitergehenden Anforderungen über das ganze Reich ausspannt. Deshalb wird in der Thronrede ein Gesetzentwurf in Aussicht gestellt, nach welchem die aus dem Ertrage neuer oder erhöhter Reichssteuern an Preußen zu übermachenden Geldsummen ausschließlich und unverkürzt zur Erleichterung der directen Besteuerung, insbesondere durch Ueberweisung der Hälfte des Ertrages der Grund- und Gebäudesteuer zur Erleichterung der Communallasten verwendet werden sollen. Auf die Durchführung der Steuerreform richtet sich deshalb auch der verkündete Steuererlaß von 14 Mill. Mark, der bereits in der Presse so viel Staub aufgewühlt hat.

Bei der Einbringung des Finanzetats am 2. Nov. hielt Finanzminister Bitter eine längere Rede, deren Färbung eine durchaus sanguinische war, günstige Erfolge der neuen Wirthschaftspolitik nachwies und noch günstigere in Aussicht stellte. Der Etat für 1881—82 schließt in Einnahme und Ausgabe mit 912,143287 Mark ab, das Extraordinarium beträgt 39,557718 Mark, zu deren Deckung nur ein Anleihebetrag von 30,800000 Mark in die Einnahme aufzunehmen sein werde. Mindereinnahmen weist die allgemeine Finanzverwaltung und die Verwaltung der Domänen und Forsten auf; Mehreinnahmen die Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung und die Eisenbahnverwaltung; letztere 139,884977 Mark gegen das Vorjahr. Schon die Thronrede hatte in Bezug auf die Verstaatlichung der Eisenbahnen erklärt, „daß die unternommene bedeutungsvolle Reform, obgleich erst kurze Zeit in Wirksamkeit und noch in der Entwickelung begriffen, schon vermöge ihrer seitherigen Ergebnisse fruchtbringende Erfolge für die Interessen des Verkehrs und zugleich für die Staatsfinanzen verheißt". Der Finanzminister ergänzte diesen Passus der Thronrede durch die Bemerkung, „die Resultate des Eisenbahnankaufes haben sich, soweit sie finanzieller Natur sind, bewährt, und alles was wir an volkswirthschaftlichen Vortheilen davon erwartet haben, ist in vollster Entwickelung begriffen. Dies ist um so erfreulicher, als die Einleitungen zu dieser Entwickelung ja noch nicht ein volles Jahr im Gange sind und man also fertige Verhältnisse unmöglich erwarten konnte". Mit gleicher Befriedigung hob der Finanzminister hervor, daß im Etat der allgemeinen Finanzverwaltung als preußischer Ertrag der Zölle und Tabackssteuer aus dem Reiche die Summe von 34,123900 Mark aufgeführt wird, gegen das Vorjahr um 9,648420 Mark mehr. An diese erfreuliche Mehreinnahme knüpfte der Minister seine Mittheilungen über den Steuererlaß; er gab zu, daß nach streng finanziellen Grundsätzen man diese 14 Mill. zur Herabminderung des Extraordinariums, also zur Verminderung der etatsmäßigen Aus-

gaben sowie zur Deckung des Verwaltungsdeficits des vorigen Jahres hätte verwenden müssen. In Bezug auf das letztere sei indeß von seiten des Hauses und der Finanzverwaltung immer angenommen worden, daß jedes Finanzjahr für sich rein abzuschließen habe; was das erstere betrifft, so sei bei der Berathung des Verwendungsgesetzes wol von keiner Seite vorausgesetzt worden, daß der Steuererlaß erst eintreten solle, wenn der Staat aus seinen Einnahmen nicht blos alle laufenden, sondern auch alle außerordentlichen Bedürfnisse gedeckt haben würde. Das werde überhaupt erst nach drei bis vier Jahren der Fall sein können, bis dahin dürfe man den ärmern Klassen der Bevölkerung eine Steuererleichterung nicht vorenthalten. Mit dem dreimonatlichen Steuererlaß sei ein praktischer Anfang gemacht; es handle sich um den ersten Schritt auf einer Bahn nach vorwärts.

Von der Steuerreform sagte der Minister, daß es sich dabei um eine gesetzgeberische Thätigkeit von ganz ungewöhnlichen Dimensionen handle, die in alle Lebens- und Verkehrsverhältnisse eingreife und auch in die eigentlichen Regierungsinteressen einschneide: sie zerfalle in zwei Theile; der erste behandle die Reform der directen Steuern in Preußen, nämlich die Klassen-, Einkommen- und Gewerbesteuern; der andere die Verwendung derjenigen Ueberschüsse aus der Reichskasse, welche infolge von anderweitigen Steuererträgen vom Reiche an Preußen überwiesen werden sollen. Die Grundzüge des ersten Theiles der Reform seien nach mühseliger Arbeit festgestellt worden; doch müßten noch die Provinzialbehörden darüber gehört werden; der Entwurf selbst werde baldmöglichst dem Hause vorgelegt werden können. In Bezug auf den zweiten Punkt handle es sich besonders, neben einer weitern Entlastung der untern Volksklassen, um eine Entlastung der Communalverbände. Dazu bedürfe es aber erheblicher und regelmäßiger Ueberweisungen vom Reiche. Ueber das Princip dieser Entlastung seien die Finanzminister, die sich im Juli in Koburg versammelt hätten, einig gewesen. Der Reichstag werde keine neuen Steuern bewilligen, wenn er nicht gewiß sei, daß die Erträge derselben zu Steuererleichterungen verwendet würden.

Das Steuerbouquet, welches zu diesem Zweck dem Reichstage angeboten werden soll, besteht, wie der Finanzminister in der Lage ist mitzutheilen, aus der Wehr-, der Bank- und Börsensteuer, der erhöhten Brausteuer; außerdem ist auch eine Erhöhung der Branntweinsteuer in Aussicht genommen und eine weitere Erhöhung der Tabacksteuer wenigstens nicht ausgeschlossen. Nach den Berechnungen des Finanzministers würden etwa 105—110 Mill. Reichssteuern nöthig sein, wenn an Preußen die für Erreichung jener Entlastungen nöthige Summe von $64\frac{1}{2}$ Mill. Mark überwiesen werden solle.

Die parlamentarische Antistrophe auf diese ministerielle Erklärung brachte der 12. Nov. Eugen Richter hatte den Steuererlaß des Ministeriums dadurch zu überbieten gesucht, daß er den Antrag auf dauernde gesetzliche Herabsetzung der Klassen- und Einkommensteuer stellte. In einer zweiundeinhalbstündigen Rede vertheidigte er diesen Antrag und unterwarf zugleich das Exposé des Finanzministers einer scharfen Kritik, in der es nicht an Ausfällen auf den Reichskanzler und auf den Mangel an collegialer Verwaltung in Preußen fehlte. Er wies darauf hin, wie ausnehmend geringfügig der dargebotene und die ferner in Aussicht gestellten Steuererlasse gegenüber den großen Zahlen der neuen Steuern seien. Schon an die ersten Steuerbewilligungen habe man Versprechungen geknüpft, die man jetzt erst nach Bewilligung der neuen Steuern einzulösen gedenke. Der vorgeschlagene Steuererlaß sei nur ein taktisches Manöver im Hinblick auf die bevorstehenden Reichstagswahlen und auf die der nächsten Reichstagssession angesonnenen Steuerbewilligungen. Dann vertheidigte Richter seinen Antrag auf Fixirung des Steuererlasses und gab dabei die Defensive wieder auf gegen eine Offensive, welche gegen die ganze Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers, gegen die staatssocialistischen Bestrebungen, durch welche die Aufgaben des Staates und damit die

an ihn herantretenden Ansprüche ins Maßlose gesteigert und eine unerträgliche Beunruhigung von Handel und Industrie erzeugt werde.

Der fortschrittliche Antrag will gleichsam die Regierung beim Worte nehmen und den Steuererlaß aus einem einmaligen „Wahlmanöver" zu einer dauernden Wohlthat machen. Freilich müssen die gerade von liberaler Seite geäußerten Bedenken über die Zulässigkeit eines Steuererlasses im Ordinarium, dem im Extraordinarium nothwendige neue Anleihen gegenüberstehen, in erhöhtem Maße bei einem solchen fixirten „Steuererlaß" zur Geltung kommen. Jene Bedenken hob der Abgeordnete Rickert am 13. Nov. sehr scharf hervor. Die Methode, Anleihen zu machen, um einen Steuererlaß herbeiführen zu können, erklärt er für einen Fehler, der die gesunden Grundlagen der Finanzverwaltung zerrütten müsse. Während man den untern Volksklassen eine verschwindende Erleichterung gewähre, vertheuere man ihnen die nothwendigsten Lebensmittel aufs empfindlichste. Der Richter'sche Antrag sage ihm nicht ganz zu; im Grunde fixire er aber doch nur die Versprechungen der Regierung. Gegen diesen Antrag sprach am 12. Nov. der Abgeordnete von Heyden, der Vertreter der Conservativen, der die herrschende Wirthschaftspolitik vertheidigte, während am 13. Nov. Freiherr von Zedlitz, der ebenfalls die Zoll- und Steuerpolitik des Reichskanzlers in Schutz nahm, den Antrag zwar principiell acceptirte, aber erklärte, die Frage müsse im Zusammenhange mit der ganzen Steuerreform geregelt werden. Auch der Finanzminister wies den Richter'schen Antrag nicht vollständig und principiell zurück, erklärte aber doch, die geforderte dauernde Verpflichtung jetzt noch nicht übernehmen zu können. Der Finanzminister hat einen schweren Stand: es ist bekannt, daß der Erlaß von 14 Mill. anfangs nicht nach seinen Wünschen war und erst durch den Fürsten Bismarck in den Etat hereingekommen ist. Schon am 11. Nov. machte Abgeordneter Rickert den Einwand, es frage sich sehr, ob das heutige preußische Finanzministerium noch die ihm zukommende Macht habe, das Collegialsystem sei doch jedenfalls erschüttert. Der Minister verwahrte sich gegen diesen Vorwurf und erklärte: „Nie werde er persönlich einem Einfluß zugänglich sein, der nicht innerhalb des Ministeriums sich geltend mache." In ähnlicher Weise vertheidigte er sich am 13. gegen Richter's Angriffe. Die Hauptanklage betreffs des Etats richtet sich gegen den Eisenbahnetat, der zu knapp zugemessen, um 10 Mill. verkürzt sei, was für die Sicherheit des Bahnbetriebes bedrohlich erscheine: in der Specialberathung wird jedenfalls gerade dieser Punkt näher zur Erörterung kommen. Die Minister Bitter und Maybach bewegten sich bisher mehr im allgemeinen Rahmen.

Am 15. Nov. vertheidigte Abgeordneter von Minnigerode die Finanzpolitik der Regierung in einer längern, mit heftigen Angriffen auf Herrn Richter gewürzten Rede, in welcher er die Fortschritte des jetzigen Etats gegen die frühern hervorhob und betonte: daß die Regierung, nachdem sie zum Ueberschußgesetz gedrängt worden, durchaus correct mit dem Steuererlaß vorgegangen sei. Der Antrag des Redners, die Etats der directen und indirecten Steuern, der allgemeinen Finanzverwaltung, der Eisenbahnverwaltung und des gesammten Extraordinariums sowie das Etatsgesetz und den Antrag Richter an die Budgetcommission zu verweisen, wurde angenommen.

Was die Stellung der Parteien im Landtage betrifft, so hat sich bei der Präsidentenwahl gezeigt, daß das Centrum durch das Vorgehen der Ultramontanen bei der kölner Dombaufeier auch bei einem Theil der Conservativen alle Sympathien eingebüßt hatte. So wurde am 29. Oct., nachdem Herr von Köller 276 von 325 Stimmen als Präsident, Herr von Benda 267 Stimmen als erster Vicepräsident erhalten hatte, nicht Abgeordneter von Heereman, sondern Abgeordneter Stengel in der nothwendig gewordenen engern Wahl mit 170 Stimmen zum zweiten Vicepräsidenten gewählt. Der Ausschluß des Centrums vom Präsidium verkündet einen Riß zwischen der conservativen und der Centrumspartei, der sich nicht so leicht wird verdecken lassen: die Allianz der beiden Parteien ist jedenfalls gelockert.

Die österreichischen Delegationen sind am 19. Oct. in Pest zusammengetreten: das Reichsbudget wurde ihnen vorgelegt. Das Mehrerforderniß belief sich diesmal auf 25 Mill. Fl., von denen die Kriegsverwaltung allein $5^1/_5$ Mill. in Anspruch nimmt, und zwar im Ordinarium für Berittenmachung der Hauptleute, Erhöhung der Pensionen und Verbesserung der Kost der Mannschaften, im Extraordinarium für die Herstellung von Befestigungen an der italienischen und russischen Grenze. Es handelt sich besonders um Befestigungen bei Krakau und Przemysl, welche übrigens den Polen keineswegs bequem sind. Inzwischen hat der Kaiser selbst bei seiner Rückkehr von seiner Reise nach Schlesien, ein Kronland, das er seit seiner Thronbesteigung nicht mehr besucht und das ihn mit Jubel aufgenommen hatte, in Pest am 24. Oct. zuerst die österreichische, dann die ungarische Delegation empfangen und dabei erklärt, daß seine Regierung die Monarchie möglichst vor Verwickelungen bewahren würde, gleichwol aber eine beträchtliche Erhöhung des Kriegsbudgets verlangen müsse. Der gemeinsame Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von Haymerle, legte den Delegationen ein Rothbuch vor, welches indeß besonders zwei Fragen: die Donaufrage, die zwischen den Uferstaaten schwebende Regulirung der Schiffahrt auf der untern Donau, dann den serbischen Handelsvertrag, nicht genügend illustrirte. Herr von Haymerle gab indeß hierüber bereitwillige Auskunft, bei welcher er das Wirken Deutschlands zu Gunsten Oesterreichs rühmend hervorhob, wie denn auch Oesterreich und Deutschland gemeinsam vorgingen in der orientalischen Frage.

In den Delegationen sprachen sich die österreichischen Staatsmänner mit großer Offenheit aus. Baron Hübner, der Zukunftsminister der Föderalisten, debutirte diesmal nicht mit einer Philippika gegen Deutschland, wohl aber griff er Frankreich und Italien heftig an. Dem ehemaligen Botschafter bei Napoleon III. ist die Republik ein Greuel, er vertritt den abgethanen Standpunkt der alten Diplomatie, welche von der Propaganda der republikanischen Ideen alle möglichen Gefahren witterte. Baron Hübner plaidirt für den Anschluß an Rußland und will sich jetzt das Zusammengehen mit Deutschland allenfalls gefallen lassen. Der Pole Grocholski, ein Mitglied des Executivcomité der Rechten, protestirte mit großer Entschiedenheit gegen jede Anlehnung an Rußland. Die große Rede des Barons Haimerle gab eine von allen Hintergedanken freie Orientirung über die österreichische Politik. Im Wehrausschuß der ungarischen Delegation erläuterte der Reichs-Kriegsminister die Nothwendigkeit der Fortification von Krakau und Przemysl, von denen die erste wegen der directen Verbindung mit Wien, die letzte wegen der Verbindung mit Ungarn von höchster Wichtigkeit sei. Oesterreich sei noch bei weitem nicht so wie Frankreich und Deutschland durch Festungen geschützt; es würden deshalb später noch Mehrforderungen an die Delegationen herantreten, damit das in Aussicht genommene Befestigungssystem, das ein organisches Ganzes bilde, vollendet werden könne. Die Rede machte einen günstigen Eindruck: überhaupt bewilligten die Delegationen mit geringen Abstrichen die Forderungen der Regierung.

Am 14. Nov. fand in Wien der große Parteitag der Deutsch-Oesterreicher statt, bei welchem sich die Bürgermeister fast aller deutschen Städte betheiligten. Der letzte karlsbader Parteitag hatte ein Einschreiten der Regierung zur Folge gehabt, welche die veröffentlichten Resolutionen confisciren ließ. So laut auch diesmal der Protest des Deutschthums gegen die föderalistische Richtung der Regierung war: so wird doch jetzt das Ministerium gewiß von jeder Verfolgung absehen. Zum Vorsitzenden der von 3000 Theilnehmern aus allen deutsch-österreichischen Landen besuchten Versammlung wurde Dr. Kopp gewählt. In der ersten und wichtigsten Resolution wurde zum Festhalten an dem österreichischen Staatsgedanken und zur entschlossenen Abwehr aller föderalistischen Bestrebungen aufgefordert und die vertrauensvolle Erwartung ausgesprochen, daß alle freisinnigen Deutsch-Oesterreicher, in erster Reihe die Abgeordneten und die verfassungstreuen

Mitglieder des Herrenhauses, feste Grundlagen für die Organisirung eines einträchtigen Vorgehens bald gewinnen und zunächst in gesetzmäßiger Bekämpfung der gegenwärtigen Regierungspolitik ausharren werden. Diese Resolution sowie die zweite, welche die kräftige Unterstützung des deutschen Schulvereins in Oesterreich betrifft, wurden einstimmig angenommen.

In Frankreich zeigen sich immer neue Symptome, daß der innere Friede der anscheinend jetzt fest gegründeten Republik der Republikaner durch die Herausforderungen der nach rechts und links drängenden Parteien bedenkliche Störungen erleiden dürfte. Der Dauphin der Republik wird nicht nur von Rochefort und den Communisten geschmäht: auch Clémenceau, der in Marseille als großer Volksmann gefeiert wird, hat ihm von neuem den Handschuh hingeworfen unter stürmischem Beifall der Hörer; er hat dessen geheime, vorwiegend unverantwortliche Gewalt mit vieler Schärfe charakterisirt, und sie mit einem geflügelten Worte als eine „schielende Dictatur" bezeichnet, deren Gewalt eine unumschränkte sei über die Minister, über die Führer der Gruppen, über die Kammer selbst, die mit ihm nicht in Conflict gerathen kann, ohne eine Krisis über die Partei selbst zu bringen, die noch viel gefährlicher wäre als eine Ministerkrisis. „Die Majorität und das Ministerium", sagte Clémenceau, „stehen einander nicht gegenüber, sondern halten alle beide ihre Blicke auf einen dritten Punkt gerichtet; sie zerren aneinander, legen sich gegenseitig mit einer Reihe von Miserfolgen lahm und sind beide nur die Werkzeuge einer Politik, die sich nicht vom Platze bewegt, ihre eigene Arbeit immer wieder vernichtet, und für die der Meister, der sie gebietet, nicht einen Augenblick die Verantwortlichkeit übernehmen würde, wenn er offen an der Spitze der Regierung stände." Clémenceau, der bekanntlich Maire von Montmartre war, als im Jahre 1870 dort die Bewegung der Commune ausbrach, und dessen Name damals zuerst genannt wurde, ist durch seine volksthümliche Beredsamkeit ein gefährlicher Rivale Gambetta's. Doch noch schärfer stürmt Rochefort mit den in Frankreich stets siegreichen Waffen des Pasquills gegen ihn an. Für diese Radicalen, welche jetzt die letzten zurückkehrenden Communards feiern, einem Trinquet die Wahl in den pariser Stadtrath sichern, eine Louise Michel mit Jubel begrüßen, ist der Opportunist Gambetta bereits eine abgethane Größe. Doch auch in Bezug auf die äußere Politik hat er in letzter Zeit das Steuer aus der Hand verloren. Nicht blos Freycinet, auch der Nachfolger desselben, Barthélemy Saint-Hilaire, vermieden es, in das Fahrwasser der abenteuernden Orientpolitik einzulenken, in welchem Gambetta gern mit vollen Segeln dem Gladstone'schen Admiralsschiff folgen möchte; Frankreich hat sich in letzter Zeit mehr an Oesterreich und Deutschland angeschlossen, und wenn Gambetta Griechenland sein „Schleswig-Holstein" nannte, so war dies ein ganz unglücklicher Taufact, bei welchem alle übrigen Pathen ausblieben. Griechenland ist nie isolirter gewesen als gerade jetzt.

Während die Anhänger der Commune, vor allem der wilde Felix Pyat, der vor einer Verurtheilung zu zwei Jahren Gefängniß die Flucht ergriff, nicht übel Lust haben, die Saturnalien von 1870 zu erneuern, scheint die legitimistische Rechte, deren König in stets mehr ermattenden Ansprachen Wechsel auf die Zukunft ausstellt, die von Tag zu Tag ungültiger werden, geneigt, einen neuen vendéer Aufstand gegen die Republik heraufzubeschwören. Der ehemalige päpstliche General Charette, der Träger eines Namens von gutem Klang bei den Vendéern, hat auf einem Legitimistenbanket in La-Roche-sur-Yon vor tausend Personen die jetzige Lage Frankreichs mit der damaligen verglichen, und ist wegen dieser Brandrede zu gerichtlicher Verantwortung gezogen worden. Wichtiger sind die Proteste der Juristen gegen das Vorgehen der Regierung in Bezug auf die religiösen Congregationen; eine sehr große Zahl von juristischen Beamten, namentlich Staatsanwälten, hat ihre Entlassung genommen, weil sie ihr Einschreiten gegen die

Orden nicht in Einklang bringen konnten mit ihrer persönlichen Ueberzeugung und ihrem Gewissen. Ebenso befanden sich als Gesinnungsgenossen, Rathgeber, Rechtsfreunde in den bedrohten und geschlossenen Klöstern namhafte Persönlichkeiten, der frühere Polizeipräsident von Paris Gigot, der Herzog von Broglie, welcher durch Polizeiagenten herausgeschleppt werden mußte, General Leflô u. a. Es ist begreiflich, daß der klerikale Einfluß in Frankreich, dem Lande der Processionen nach Lourdes, tiefe Wurzeln geschlagen und daß das Vorgehen der Regierung gegen die Congregationen eine weitreichende Erbitterung hervorgerufen hat. Freycinet wollte es vermeiden, den Riß zwischen dem republikanischen Staat und dem kirchlichen Gewissen allzu sehr zu erweitern, wie er dies auch in seiner jüngsten Kammerrede auseinandersetzte; doch sein Streben nach Compromissen mit dem Vatican war die Ursache seines Sturzes.

Das neue Cabinet führte die beschlossenen Maßregeln energisch durch, besonders seitdem der Gerichtshof für Competenzconflicte, im Widerspruch mit den Beschlüssen der andern Gerichtshöfe, welche die Klage der Jesuiten wegen Besitzstörung annahmen, im Sinne der Regierung entschieden hat, unter Berufung auf die Rechtsbeständigkeit der Gesetze vom 13. Febr. und 18. Aug. 1792, vom 18. Germinal des Jahres X und das Decret vom 3. Messidore des Jahres XII. Diesen Gesetzen zufolge sei die Auflösung der Jesuitenniederlassungen nur eine Polizeimaßregel, welche sich der Entscheidung der Gerichte entziehe. Die Regierung macht jetzt nach den Erfahrungen, die sie mit dem Richterstande in jüngster Zeit gemacht, das Programm der vorgeschrittenen Parteien, welche eine Purification desselben verlangen und gegen die Unabsetzbarkeit der Richter protestiren, zu dem ihrigen, und hat bereits einen hierauf ausgehenden Gesetzentwurf der Kammer angekündigt.

Die Ausführung der Märzdecrete fand in ganz Frankreich mit großer Energie statt: die Zahl der ausgewiesenen Mönche beträgt 4350. Vom 30. Juni bis zum 5. Nov. waren 143 Klöster aufgehoben. Am 5. wurden 17 Ordensgemeinschaften in den Departements ausgewiesen, am 6. die Kapuziner, Dominicaner, Minoriten, Augustiner, Franciscaner in Paris selbst, im ganzen 261. Viele Klöster waren verbarrikadirt, aus ihren Kirchen mußten die protestirenden Betschwestern herausgetragen, die Zellen der einzelnen Mönche fast alle gewaltsam erbrochen werden. Excommunicationen der Polizeibeamten waren an der Tagesordnung; auch blutige Conflicte kamen in den Provinzen vor; die Kirchen läuteten Sturm; in Angers und andern Orten mußte das Militär aufgeboten werden; das Prämonstratenserkloster bei Tarrascon, in welchem sich die Mönche verbarrikadirt hatten, wurde eine Zeit lang blokirt und dann, indem die Truppen durch eine nicht abgesperrte Ausfallspforte einrückten, genommen. In Tourcoing kam es bei Austreibung der Maristen zu ernsten und blutigen Conflicten.

Die am 9. Nov. eröffnete außerordentliche Sitzung der Kammern hat bereits zwei nicht unwichtige Ereignisse aufzuweisen: eine im Keim erstickte Ministerkrisis und einen tumultuarischen Auftritt, der zur Verhaftung eines Deputirten führte. In der ministeriellen Erklärung, welche in der Deputirtenkammer vorgelesen wurde, wurde zunächst hervorgehoben, daß die Regierung der durch die Kammern vorgezeichneten Verhaltungslinie treu geblieben sei; das Einschreiten gegen die Congregationen, die, mehr von politischen als von religiösen Motiven getrieben, mit großem Lärm eine Auflehnung gegen die Regierung organisirt hätten, beruhe auf alten Gesetzen, Gesetzen der Nothwendigkeit, der Weisheit, der Tradition, auf den Garantien zum Schutze der bürgerlichen Gesellschaft. Unter Anerkennung der bisher bereits votirten Gesetze über das Unterrichtswesen erklärte das Ministerium, folgende neuen verlangen zu wollen: Gesetze, welche die religiöse Neutralität der öffentlichen Volksschulen sowie den Schulzwang und die Unentgeltlichkeit des Unterrichts sichern, ein Gesetz, welches Garantien verlangt für die Anstellung von Lehrern an den nichtstaatlichen höhern Erziehungsanstalten. Bei der Debatte über die

Fortsetzung der Tagesordnung wurde die vom Ministerium beantragte Priorität dieser Unterrichtsgesetze vor dem Gesetz über die Reform des Richterstandes mit 200 gegen 106 Stimmen abgelehnt. Das Ministerium reichte infolge dessen am 10. Nov. bei Grévy seine Collectivdimission ein; doch ließ es sich bestimmen, im Amte zu bleiben, da die Republikanische Union ihm tags darauf ein Vertrauensvotum darbrachte. In derselben Sitzung erklärte Baudry d'Asson, er hoffe, während der gegenwärtigen kurzen Session den Todeskampf der Republik zu erleben, und nannte die Regierung eine Regierung der crocheteurs. Gegen diesen Deputirten wird die Censur mit zweimaliger Ausschließung verhängt. Die Verhaftung Baudry's durch die Jäger des Obersten Rin verursacht einen unbeschreiblichen Skandal, eine vollständige Prügelei, bei welcher der legitimistische Heißsporn dem Obersten eine Epaulette herunterreißt. Baudry wird indeß in das Deputirtengefängniß im Palais Bourbon abgeführt. Die Scene bewies, wie groß die Erbitterung ist in den Kreisen der Rechten.

In der orientalischen Frage hat das Ministerium Gladstone, durch die Afghanen, die Iren und die Basutos zu gleicher Zeit geängstigt, die Segel beigelegt, und da die Hetzpolitik der Downing-Street fehlt, so ist zunächst keine Gefahr, daß die Dulcignofrage noch irgendeinen explodirenden Zündstoff enthalte. Dulcigno ist freilich noch immer nicht übergeben, doch liegt dies mehr an der gegenseitigen Vorsicht der paciscirenden Parteien, als an dem bösen Willen der Türken. Die Montenegriner möchten gern, um ganz sicher zu gehen, Europa bei diesem wichtigen Act betheiligen. Anfangs protestirten freilich die Albanesen, welche in Dulcigno einzogen und mit bewaffneter Gegenwehr drohten, sodaß die Türkei neue Truppen aus Skutari unter Derwisch-Pascha herbeizog; neuerdings sollen sich aber die Chefs der albanesischen Liga zur Uebergabe von Dulcigno bereit erklärt haben. Hat ihnen Seymour vielleicht zuflüstern lassen, daß Gladstone daran denkt, Albanien zu einem unabhängigen Staate zu machen, wenn er erst wieder die Hände frei hat?

In Irland droht die offenbare Rebellion. Die Zustände der Grünen Insel, über welche wir nächstens eingehend berichten werden, sind ganz unhaltbar geworden: spät hat sich die Regierung entschlossen, einigen Führern der Bewegung den Proceß zu machen. Gegen Parnell, welcher in Irland als ein zweiter O'Connell gefeiert wurde, und gegen die andern Mitglieder der Landliga hat der Proceß bereits am 11. Nov. begonnen. Mehrere englische Kriegsschiffe haben Befehl erhalten, in irischen Häfen während der Dauer des Processes zu stationiren. Die irischen Pächter und Gutsbesitzer sind genöthigt, mit den Waffen in der Hand ihre Besitzungen zu beaufsichtigen. Kapitän Boycott, der Pächter des Lord Eren, mußte durch eine Militärmacht von 1000 Mann bei der Einbringung seiner Kartoffelernte geschützt werden. Es war diese große Schutzmacht nöthig, um den Bürgerkrieg zu verhindern, der sicher ausgebrochen wäre, wenn die von den Orangisten in Dublin geworbene Truppe von 1000 Mann zum Schutz des Kapitäns sich eingefunden hätte, denn ihnen wären sicher 10000 Mann entgegengetreten, um die Freunde des Landesverräthers nach Gebühr zu empfangen.

In Afghanistan erweist sich das Regiment Abdurrahman-Khan's, des englischen Schützlings, in Kabul kaum haltbar, während der Gegner Englands, Ejub-Kahn, in Herat verweilt und wenig Lust zeigt, sich den Engländern zu unterwerfen. Es scheint jetzt die Absicht, Kandahar auf die Länge zu behaupten. Die Lord-Mayors-Rede Gladstone's hat trotz alles Einlenkens seine Gegner nur zum Theil entwaffnet; auch das Cabinet, besonders Earl Granville, steht ihm feindlich gegenüber.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die beiden Scheikhs. Novelle von O. Ernst. I.—III. 1
Colonisation in Cyrenaïka. Von Gerhard Rohlfs. 29
Die Diplomatie im Orient seit Beendigung des Russisch-Türkischen Krieges. Von Sigmund Hahn. I. 40
Angedruckte Briefe und Gedichte von Seume. Herausgegeben von Luise Devrient. 64
Deutsche und Czechen im Verfassungs- und Culturkampf. I. 77
Ueber moderne Wandmalerei, nebst einem Blick auf den Zustand der gegenwärtigen Kunst überhaupt. Von Dr. Max Schasler. I. 87
Die Zulu und der Zulukrieg. I. Land und Leute. 104
Sibirien und seine Bedeutung für den Welthandel. Von G. Rudolf Credner in Halle. 116
G. A. W. Leonhardt, königlich preußischer Staats- und Justizminister. 137

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Romane von Georg Ebers, Max Ring, Karl Gutzkow, Rudolf von Gottschall, Levin Schücking u. a.; Novellen von Friedrich Spielhagen, Karl Heigel, Hans Hopfen; Gedichte von Rudolf Baumbach, August Silberstein, Victor Blüthgen, Siegfried Lipiner, Emil Taubert, Heinrich Vierordt, Helene von Engelhardt. — Historische Werke universalgeschichtlichen Inhalts, zur Geschichte des Alterthums, des Mittelalters, Oesterreichs, Preußens, Frankreichs und anderer Staaten in der Neuzeit; historische Biographien und Monographien. 141
Politische Revue: Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über den kirchenpolitischen Gesetzentwurf und die Verwaltungsgesetze. — Die Berliner Nachconferenz über die türkisch-griechische Grenzfrage. — Gambetta und das Amnestiegesetz in Frankreich. 154

Vorschläge für neue Ausgrabungen in Aegypten. Von Georg Ebers. I. . . 161
Die beiden Scheikhs. Novelle von O. Ernst. IV.—VI. (Fortsetzung.) 174
Die Entwickelung der Chirurgie. Von Dr. Hermann Baas. I. Die Chirurgie bis zum 19. Jahrhundert. 203
Ludwig Anzengruber. Ein literarisches Charakterbild von Siegmund Feldmann. 216

Seite

Die Diplomatie im Orient seit Beendigung des Russisch-Türkischen Krieges. Von Sigmund Hahn. II. 240
Birma und England. Von Emil Schlagintweit. 255
Deutsche und Czechen im Verfassungs- und Culturkampf. II. 265
Cyprische Reisestudien. Von Max Ohnefalsch-Richter. II. 284
Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung. Von Friedrich von Baerenbach. 303
Gedichte von Konrad von Prittwitz-Gaffron. **Beatrice. Ottave Rime. Kreislauf des Lebens.** 311

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Die kirchenpolitische Vorlage im preußischen Abgeordneten- und Herrenhause. — Die nationalliberale Partei. — Die Berliner Nachconferenz. Die Ergänzung des cisleithanischen Cabinets. — Das Amnestiegesetz in Frankreich und das Fest vom 14. Juli. — Der Fall Bradlaugh in England. 313

Ilios. Vortrag, gehalten zur Eröffnung des Anthropologischen Congresses zu Berlin am 5. August 1880 von Dr. Heinrich Schliemann. 321
Die beiden Scheikhs. Novelle von O. Ernst. VII.—IX. (Schluß.) 333
Die Volkszählung im Deutschen Reiche am 1. December 1880. Von H. von Scheel. 360
Ueber moderne Wandmalerei, nebst einem Blick auf den Zustand der gegenwärtigen Kunst. Von Dr. Max Schasler. II. 375
Vorschläge für neue Ausgrabungen in Aegypten. Von Georg Ebers. II. . . 392
Die Entwickelung der Chirurgie. Von Dr. Hermann Baas. II. Die Chirurgie im 19. Jahrhundert. 405
Parlamentarische Größen Oesterreichs. Von Walter Rogge. II. 426
Cyprische Reisestudien. Von Max Ohnefalsch-Richter. III. 456
Das Straßenpflaster unserer großen Städte. Von Eduard Braun. 470

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Expeditionen im äquatorialen und nordwestlichen Afrika, nach Timbuktu und auf dem Benuefluſſe. — Regel's Reise nach Turfan. — Barclay's und Tietkin's Reisen in Australien. 477

Korfu. Eine Studie von Ferdinand Gregorovius. I. 481
Der Antiquar. Novelle von Emil Taubert. I. II. 500
Die Bismarck-Aera und die absolute Kritik. Von Rudolf von Gottschall. . 527
Die römische Kaisergeschichte im Lichte neuerer Forschung. Von Jakob Mähly. I. 546
Karl Friedrich Lessing. Eine kunsthistorische Studie von Max Schasler. . . . 566
Die centralen Alpenbahnen. Von Oswald Stein. I. 588
Eine Alma mater des Orients. Von Rudolf Kleinpaul. 604
Gedichte von Stephan Milow. **Zwischen Entstehen und Vergehen.** 617

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Die Kunstausstellung der berliner Akademie.. 619
Politische Revue: Die Spaltung der nationalliberalen Partei. — Neue Besetzung wichtiger Reichs- und Staatsämter. — Die Reise des österreichischen Kaisers. — Die Lage im Orient. — Die Krisis in Frankreich. — Der Schluß der englischen Parlamentssession. — Belgien und sein Jubiläum. . 632

Seite

Der Antiquar. Novelle von Emil Taubert. III. (Fortsetzung.) 641
Drei Jahre der Präsidentschaft von Rutherford B. Hayes. Von Rudolf Doehn. 665
Korsu. Eine Studie von Ferdinand Gregorovius. II. 697
Karl Georg von Wächter. Von Hermann Seeger. 721
Charlotte Brontë. (Currer Bell.) Eine biographische Skizze von Leopold Katscher. 734
Die Familie der Sonne. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. III. 753
Heinrich von Gagern. Von Walter Rogge. 779

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Musiktreiben und musikalische Erziehung. — Neue Opern: „Don Pablo" von Theodor Rehbaum, „Das Nordlicht von Kasan" von Karl Pfeffer, „Lancelot" von Theodor Hentschel. — Musikzustände in Leipzig; die leipziger Oper; die Hofmann'sche Monatsoper. — Todtenliste. 788
Politische Revue: Parteiversammlungen; Vorbereitungen der Reichsregierung. — Die kirchenpolitische Frage. — Das kölner Dombaufest. — Die Ministerkrisis und der Proceß Jung-Ciffey in Frankreich. — Zur orientalischen Frage. 796

Karl Beck. Ein literarischer Essay von Rudolf von Gottschall. 801
Der Antiquar. Novelle von Emil Taubert. IV. V. (Schluß.) 824
Ein Wort über die Verfolgung der römischen Kirche. Von Johann Friedrich, Professor in München. 857
Die Zulu und der Zulukrieg. II. Geschichtliches. 868
Die römische Kaisergeschichte im Lichte neuerer Forschung. Von Jakob Mähly. II. 899
Die centralen Alpenbahnen. Von Oswald Stein. II. 918
Gustave Flaubert. Von Dr. Gustav Dannehl. 933

Chronik der Gegenwart:

Theatralische Revue: Die Musteraufführungen am münchener Hoftheater. — Die Novitätenbühne Hermann Riotte's. — Dramen von Weilen, Wilbrandt, Hedberg, Arter, Lindau, L'Arronge, Moser und Schönthan. — Köberle's „Theatercalamität" und Kürschner's „Jahrbuch". 937
Politische Revue: Der preußische Landtag. — Die Finanzpolitik des Ministeriums und das Abgeordnetenhaus. — Die österreichischen Delegationen und der deutsch-österreichische Parteitag. — Die Ausführung der Märzdecrete und die erstickte Cabinetskrisis in Frankreich. — Das Ministerium Gladstone. 946

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073907724